## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

AP30
.V4

THE
INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

Presented by

Dr. B. J. Vos

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

## Inhalt des Septemberheftes:


| | Seite |
|---|---|
| Frau Sixta. Roman von Ernst Zahn . . . . . . . . . . | 1 |
| Gedichte: Die Gänse. Von Karl von Berlepsch. — Oberlicht. Von Wilhelm Schussen. — Allherbstlich. Von Hans Much | 36 |
| Das Aufwertungsproblem. Von Prof. Dr. Max Wolff . . . . | 37 |
| Max Slevogt. Von Prof. Dr. Fritz Wichert. Mit 20 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden, Radierungen usw. . . . | 41 |
| Traum in den Herbst. Novelle von Horst Wolfram Geißler | 57 |
| Die Reise durch die Luft. Von Heinz Grevenstett. Mit 10 Abbildungen von Ed. Thöny und W. Wellenstein . . . . . . | 65 |
| Aufblick. Von Karl Foerster . | 73 |
| Rheinwein-Wanderung. Von Josef Winckler. Mit einer Abbildung . . . . . . . . . . | 76 |
| Kurfürst Clemens August von Köln. Ein rheinischer Mäzen des 18. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. Edmund Renard. Mit 19 ein- und mehrfarbigen Abbildungen . | 81 |
| Afrikanische Novelle. Von Frank Thieß. Mit 12 Abbildungen von Erich Glas. . . . . . . . . | 97 |
| Neues vom Büchertisch. Von Karl Strecker und Chempakaraman Pillai . . . . . . | 107 |


Digitized by Google

Seite

Illustrierte Rundschau: Schaufenster-Wettbewerb. — Scherenschnitte von E. M. Engert. — Neue Leuchterformen. — Elternbildnisse. — Zu unseren Kunstbeilagen . . 118
Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) . . . . . . . 9—12

## Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Der Dirigent. Gemälde von Cuno Amiet . . . . . Titelbild
Bauernhaus mit Schafen (Niederrhein). Gemälde von Franz Delaforgue 8— 9
Henny Porten. Gemälde von Prof. Emil Orlik . . . 24— 25
Kurfürst Clemens August von Köln im Deutschmeisterornat. Gemälde von George des Marées 96— 97
Die Kostprobe. Gemälde von Erich M. Simon . . . 104—105

## Kunstbeilagen in Tondruck:

Dressierter Seelöwe. Bronze von Georg Roch-Berlin . 16— 17
Siegfried. Bildwerk von Prof. Ernst Seeger . . . . . 32— 33
Der Michelkonzern. Gemälde von Prof. Herm. Groeber 64— 65
Die Ramme. Gemälde von Franz Marton-Budapest 112—113

★

## Geschäftliche Anzeigen:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—48
Hinterer Anzeigenteil . . . 1—12
Umschlag . . . . . . . . . 2— 4
Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen
Töchterpensionate . . . 14
Unterrichtsanstalten . . 14—15
Hotels und Pensionen . 15—16
Heilanstalten . . . . 16—17
Reise- und Kur-Aufenthalt 17—20
Deutsche Bücher . . . . . 22—27

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Dirigent. Gemälde von Cuno Amiet
Bern, Museum

Digitized by Google

# Velhagen & Klasings Monatshefte

40. Jahrg. September 1925 / 1. Heft


# Frau Sixta, Roman von Ernst Zahn

Markus Graf saß am Rain der Bergstraße, die sich zum Hochalppasse hinaufwand. Er hatte ein hageres, gelbliches Gesicht und schwarzes Haar, das ihm wie einem Künstler lang in den Nacken hing. Er war jedoch seinem Berufe nach weder ein Maler noch ein Dichter, wenn er auch im Herzen vielleicht das Zeug zu beiden gehabt hätte, sondern hatte zu Hause in der Stadt am Bodensee das Amt eines Bereiters ausgeübt, nachdem er mangels Fleißes mehr als Begabung durch sein Doktorexamen gefallen und im Militärdienst Liebe zu den Pferden und einem mehr körperlicher als geistiger Betätigung zugewandten Leben gefunden.

Markus verzehrte ein Abendbrot, das er sich auf seiner Wanderung unterwegs erstanden. Er aß ohne Gier, ohne Gedanken an das, was ihn nährte. Die Wolken, die über ihn hinzogen, beschäftigten ihn mehr. Sie waren voll einer stummen und stolzen Hast. Sie kamen hinter den mächtigen Bergen im Norden, hinter der Schlucht, die er durchschritten hatte, heraufgezogen und eilten über das weite, grüne Hochtal hin, das ihm jetzt zu Füßen lag. Hoch oben im blauen Himmel flogen sie wie riesige Vögel, die im Gleitflug schweben. Manche waren weiß und dicht wie frischer Schnee, manche silberig und schleierdünn. Der Himmel, der sie trug, gewann, seit die Sonne im Westen verschwunden war, ein immer tieferes und innigeres Blau, das mit dem hellen Grün der Bergmatten sanft und schön zusammenklang.

Markus verfolgte einzelne dieser Wolken mit den Blicken, bis sie im zarten Schein des südlichen Horizontes hinter den Schneebergen verschwanden. Der Wandertrieb in seinem Herzen erwachte an ihnen neu und eine unklare Sehnsucht nach irgendwelcher Ferne, die seit Jahren in ihm war, verstärkte sich. Er erinnerte sich, daß drei Straßen aus diesem Hochtale hinausführten und daß die eine sogar sich nach Italien hinabwandte, das ihm zuerst stark im Sinn gelegen. Aber nun saß er doch schon an einer andern dieser drei stark gegen ihre Paßhöhe hin, wußte, daß sie ihn nur in ein anderes Schweizer Bergtal bringen werde, konnte aber eigentlich nicht sagen, wo er hingelangen, ja selbst, wo er diese Nacht rasten werde. So planlos und ziellos hatte er nun schon lange in den Tag hinein gelebt, gestand er sich, so blindlings auch die Fahrt unternommen, trotz seiner dreißig Jahre für die Welt noch nicht reif oder ihrer schon müde. Aber er fühlte sich in diesem Augenblick doch freier, als seit langem. Die starke Luft, die hier oben wehte, entriß ihn der schläfrigen Lässigkeit des Körpers und des Geistes, in welcher er letztlich befangen gewesen. Seine Lungen arbeiteten heftig in dem kühlen, fast zornigen Atem des Bergwindes. Er sah diesen Wind, er fühlte ihn nicht nur. Im Tale unten bog sich unter ihm das Hochgras der Matten, tiefe Furchen pflügte er hinein. Wenn aber ein Stoß vorbeigesaust war, wurde es ganz still.

An einem Hange dengelte ein Heuer seine Sense. Man hörte sie nicht klingen. Die Stille verschluckte den Ton. Ein Adler schwebte über einem Schneeberg im Osten.

Dann kam aus einem der Dörfer in der Taltiefe ein Läuten, hilflos, zerflatternd im Winde. Man sah Leute zur Abendmette gehen.

Markus streckte die Glieder. Das Leben war ihm heute abend mehr wert als sonst. Von seiner Stirn sprang es wie ein engender Reif. Schwer hatten Stadtschwüle und Alltag auf ihm gelastet. Das Gleichmaß der Tage, Arbeit, die nicht wohl lohnte, Freundschaft, die gähnen machte, ein abendlicher Trunk im Wirtshaus, das hatte die Sinne dumpf gemacht. Er hatte es hinter sich gelassen, ohne viel Hoffnung auf ein Neues, was vor ihm lag. Er war sein Leben entlang getaumelt, träumend oder trunken, er wußte es nicht.

Er hatte gleich nach Schluß seiner Schulzeit den großen Krieg erlebt. Er trug die Erinnerung an seine Schrecken und an seine Eintönigkeit, die die Seele tötete, in sich. Lustlos, mit dämmerndem Bewußtsein hatte er dann seinen Studien obgelegen. Dann war der Tag des Schreckens gekommen. Jäh, mit einem Häuser und Seelen erschütternden Knall. Eine Explosion im Hause seines Vaters, des Chemikers, hatte diesen, die Mutter und die einzige Schwester unter stürzenden Mauern begraben. Er hatte sie alle drei geliebt. Das wußte er erst jetzt, da er sie, die einzigen, die nahe zu ihm gehört, verloren. Zu ihren Lebzeiten hatten sie schlecht und recht nebeneinander hingelebt, die Eltern in den letzten Jahren leise verstimmt darum, daß er ihre Erwartungen in bezug auf sein Fortkommen nicht erfüllte. Dann war er jäh allein gestanden, noch ohne bestimmtes Auskommen, ohne Richtung, Wunsch und Ziel. Mechanisch, wie er alles bisher im Leben angefaßt, hatte er den Bereiterposten angenommen. Und mechanisch, ohne eigentlichen Grund hatte er ihn vor kurzem wieder aufgegeben und sich auf den Weg nach Süden gemacht, wohin? Wozu? Das mußte sich erst finden!

Markus sah jetzt, daß die Sonne schon tief im Westen stand. Er rechnete, daß er noch eben bis zur Paßhöhe kommen konnte, ehe die Nacht einbrach. Dort in dem Wirtshause, vielleicht auch nur in Stall oder Scheune würde er ein Obdach finden, dachte er.

Er erhob sich, stand in seinen Stiefeln breitspurig in der Straße und bückte sich dann nach der Tasche, die seine Habseligkeiten enthielt. Er warf ihren Riemen über seine Schulter und hängte an die gleiche Achsel seinen Rock.

Eben war er im Begriff, mit seinem weitbeinigen Reiterschritt seine Wanderung fortzusetzen. Da schien ihm, daß hinter ihm eine Bewegung gehe. War es Wind? Eine Hand, die nach ihm griff? Er war kein Angsthase. Mit ärgerlicher Raschheit drehte er sich um. Aber sogleich trat er mit unwillkürlicher Höflichkeit beiseite, um Platz zu machen. Er sah in das bleiche, volle Gesicht eines etwa vierzigjährigen, schwarz gekleideten Weibes. Sie war unbemerkt hinter ihm hergekommen, von stattlicher Gestalt, vielleicht von seiner eigenen Größe, doch breiter und hatte glattes, schwarzes Haar. Ihr Blick begegnete dem seinen, gleichgültig oder mit der kühlen Strenge, mit der Einheimische da oben Fremde mustern, die ihnen Eindringlinge sind. Sie hatte große, graublaue Augen, deren Blick etwas Schwermutvolles, Forschendes, Besinnliches besaß, und die vermöge ihres Glanzes zu dem dunklen Haar in einem starken Gegensatz standen. Unwillkürlich senkte er die seinen davor, um sie dann wie zum Trotz freier zu heben. Wenn er auch sogleich erkannte, daß die Frau keine von den arbeitskrummen, demütig dumpfen Kleinbäuerinnen des Landes war, schien ihm nicht Not zu besonderer Demut.

Sie machte Miene, ohne Gruß an ihm vorbeizugehen; aber, aufbruchsbereit wie er war, setzte er sich ebenfalls in Bewegung. Unwillkürlich machten sie ein paar Schritte nebeneinander.

„Guten Abend," bequemte er sich zuerst zu grüßen.

Die Frau gab ihm den Gruß gelassen und nicht unfreundlich, aber sichtlich ungewillt zu einem Gespräch zurück.

Es zeigte sich aber, daß beide denselben schwerfällig eilelosen Gang hatten. Sie blieben ohne Absicht auf gleicher Straßenhöhe. Schon wollte indessen Markus, den die Teilnahmlosigkeit der Fremden verdroß, einen wegkürzenden Wiesenpfad einschlagen, als diese fragte: „Wie weit soll es so spät noch gehen?"

Ihre Stimme war dunkel und tief, fast wie die eines Mannes. In ihr lag etwas von der Schwermut der Augen.

Markus fühlte sich aufgerüttelt, wider Willen gefesselt. Er gab Auskunft, daß er im Wirtshaus auf der Paßhöhe zu nächtigen und dann nach Graubünden weiter zu ziehen gedenke.

„So wollt Ihr bei mir absteigen," sagte Frau Sixta Rotmund, „ich bin die Wirtin vom ‚Brückehaus'."

Sie betrachtete ihn näher. Erregte er im ersten Augenblick nur ihre Aufmerksamkeit, weil sie in ihm einen Gast zu erblicken hatte, so veranlaßte sein ungewöhnliches Äußere sie gleich darauf zu stärkerer Teilnahme. Er schien weder ein gewöhnlicher Handwerksbursche, noch einer der vielen Erdarbeiter, die Winter und Sommer über Berg zogen, zu sein. Ohne sich durch zudringliche Neugier

Digitized by Google

etwas zu vergeben, fragte sie so nebenbei, ob er schon einen langen Weg gemacht habe.

Da wurde Markus Graf an seine Ziellosigkeit erinnert und er antwortete lachend und sich selbst verspottend: „Ich habe mich heute noch gar nicht gefragt, von wo und wann ich aufgebrochen bin, so blindlings fahre ich in die Welt hinein."

Wieder streifte ihn die Frau mit ihren langsamen, behüteten Augen. War er ein freier Herr, der tun und lassen konnte, was er wollte? Sein Aussehen war nicht danach. Aber sie fragte nicht weiter. Den Kopf gesenkt, schritt sie fürbaß.

So hatte auch Markus nicht Anlaß zum Reden.

Sie gelangten im Zickzack der Straße höher und höher.

Das Gras der Lehnen wurde kürzer. Da und dort leuchteten Gentianen. Zuweilen stand an den zahllosen Alpenrosenstauden schon eine sich rötende Blüte. Von der Paßhöhe herab wehte ein kalter Luftzug, in dem die dünnen Gräser und die kleinen Blumen leise schauerten. Im Tal lag jetzt Schatten. Nur die Höhen leuchteten noch. Auch vor den Füßen der zwei Schreitenden geisterte noch die weichende Sonne.

„Man merkt, wie hoch wir schon sind," sagte Markus.

„Seid Ihr schon früher in dieser Gegend gewesen?" fragte Frau Sixta.

„Nein," gab er zurück. „Sonst wäre ich vielleicht nicht gekommen."

„Warum?"

„Weil ich etwas Neues suche."

‚Ein merkwürdiger Gesell,' dachte Frau Sixta.

Ein Rauschen, das den ganzen Weg entlang hörbar gewesen, verstärkte sich jetzt. Dann erschien blitzend und gischtend der breite Wildbach neben der Straße; in Sprüngen und Fällen schoß er von der Paßhöhe in die Talebene hinunter. Üppiger blühten an seinem Ufer die Gentianen. Auf feuchten Steinen wuchs feines, in winzigen roten Sternen blühendes Moos. Markus Graf bückte sich. Es lockte ihn, von dem seltenen Pflanzenzeug in seine Tasche zu stecken. Aber er besann sich sogleich anders. ‚Wozu?' dachte er. ‚Wo soll ich es hintragen?' Und sein Gemüt verdüsterte sich.

Frau Sixta hatte ihn beobachtet. „Es ist jetzt bei uns auch Frühling geworden," sagte sie.

Ihr Ton verriet ihm, daß sie mehr von der Schönheit hier oben wisse, als sonst das Bergvolk im allgemeinen.

Die Straße wurde indessen ebener, die schroffen Lehnen verwandelten sich in sanftere Hänge. Herdenglocken klangen. Auf den Matten weideten Kühe, Schafe und Ziegen. Auch Pferde sah Markus in einer entfernten Mulde grasen. Da und dort hockte ein Hüterbub oder stand ein Hirt. Einer von diesen, ein alter Mann, der neben der Straße seine Kühe hütete, nahm seinen Hut in beide Hände und verbeugte sich. „Guten Abend, Frau," grüßte er.

Frau Sixta gab den Gruß zurück. „Seit wann sind die andern zurück?" fragte sie.

Der Hirt antwortete, es möge wohl eine halbe Stunde her sein.

Dann erklärte Frau Sixta dem Markus, sie komme von einer Kirchengedächtnisfeier. Einige ihrer Leute seien vor ihr heimgegangen.

Nun fand er es an der Zeit, ihr zu sagen, daß er kein Krösus sei und lieber mit einem Heulager vorlieb nehme, als in einer teuern Kammer liege.

Sie prüfte zum dritten Male seine Erscheinung. Seine Ehrlichkeit gefiel ihr. Auch sein sauberes, gepflegtes Äußere. Im übrigen wußte er nicht, ob sie seine Worte beachtet hatte; denn sie antwortete ihm nichts.

Er fühlte sich etwas klein und verloren neben ihr, und sein Widerspruchsgeist erwachte. Er hatte nicht Lust, sich über die Schulter ansehen zu lassen. Eher wollte er noch ein paar Stunden weiter ziehen.

Weit drüben wurde eine Anzahl Gebäude sichtbar. Ein weißes Wohnhaus mit dicken, festungsähnlichen Mauern und tief in Nischen steckenden Fenstern stand inmitten einiger grauer, unverputzter Ställe. Ein schwarzes Schindeldach schützte es. Eine Doppeltreppe führte zu seiner schweren Tür.

Über die Hochebene strich schärfer, nervenaufpeitschender der Wind.

Die Straße führte auf die Häusergruppe zu. Aber auf ihrer andern Seite säumte diese jetzt ein großer, dunkler See, über den der Wind ein Rieseln trieb, als ob er schauerte. Jenseits des Wassers stieg neues Gebirg auf. Schnee lag auf Gipfeln, lag auch noch als harter Rest in einigen Mulden und Löchern auf der Alp selbst. Das Felsenwerk ringsum hatte im Abendlicht eine grauviolette, düstere Färbung.

Markus befiel es wie Traurigkeit, obwohl sein Atem leichter und freier als je in seinem Leben ging. Er sah drüben einen schweren, schmucklosen Fischernauen liegen, der halb aus dem Wasser aufs sumpfige Ufer gezogen war. Wäre er allein gewesen, würde er ihn bestiegen haben, um sich dort treiben zu lassen. Er verhielt den Schritt und schaute über das Sumpfgras hin, das hier blühte. Dessen Silberwolle hing von den Stengeln und trug



Digitized by Google

ein wenig Licht in die Düsterkeit der Landschaft.

Frau Sixta achtete nicht auf ihn. Anderes zog ihren Blick an. Ein Einspänner stand vor dem Wirtshaus. Ein Knecht schäkerte mit einer Magd. Ein Hund jagte Hühner. Sie schritt rascher aus und nahm an, der Gast werde ihr folgen.

Aber Markus fühlte noch mehr denn vorher, als sei hier seines Bleibens nicht. Eine bange Heimatlosigkeit beschwerte ihm die Seele. Da hörte er Tiere hinter sich. Einige Kühe waren ihm nachgestrichen. Auch der alte Hirt war bis auf ein paar Schritte herangekommen. Der sah ihn in Betrachtung des Wassers versunken.

„Hier sucht man keinen See, nicht wahr?" sprach ihn der Alte an. Er hatte einen weißen, gepflegten Bart, dichte, weiße Brauen und einen gelassenen Ausdruck im Gesicht.

„Man weiß es, wenn man davon gehört hat," gab Markus kurz zurück; Frau Sixta war verschwunden, und es verdroß ihn noch immer, daß er hier so fremd und scheinbar unwillkommen stand.

„Wollt Ihr hier übernachten?" fragte der Hirt.

„Was weiß ich," wich der andere aus. „Vielleicht gehe ich weiter."

„Sie wird Euch nicht lassen."

„Wer?"

„Unsere Frau."

„Sie scheint nicht so gastwillig."

„Sie macht keine Umstände. Aber es geht hier niemand vorbei, wenn es so nahe an Nacht ist."

Markus sah ins Leere. Er gewahrte, daß die Rotmundin das Haus erreicht hatte. Die Schäkernden waren auseinandergefahren. Der Hund ließ die Hühner und sprang auf seine Herrin zu. Aus dem Hause trat ein Mann und entblößte den Kopf. Er hatte dieselbe achtungsvolle Haltung, die vordem der Hirt gehabt. ‚Sie muß Ansehen haben,' dachte Markus.

Da nahm der Hirt wieder das Wort: „Habt Ihr nie von Frau Sixta Rotmund gehört? "

„Nicht daß ich wüßte," entgegnete er ärgerlich.

Der Hirt Pankraz sah ihn kühl und gerade an. „Ihr müßt weit her sein," sagte er. Er hatte Frau Sixta gekannt, als sie noch ein Kind war. Er hatte sein Leben in diesem weibsarmen Gebirge verbracht, hatte Frau Sixta aufwachsen und ihre Schicksale tragen sehen. Vielleicht, weil sie eine von wenigen war, die er kannte, war sie ihm die einzige.

„Ist sie so merkwürdig?" fragte Markus, wider Willen gefesselt. Er wollte es mit leisem Spott sagen. Aber unter den Augen des Weißbarts wurde die Frage bescheiden und still.

„Ihr Leben, ja," antwortete Pankraz.

Markus Graf sah vor sich nieder; es lag ihm irgendwie nicht, daß er hier durch den Knecht von der Herrin hören sollte. Sie hätte ihm schließlich selbst erzählen können, dachte er.

„Es war Gedächtnis in Bergmatten," schwatzte Pankraz weiter. Er war sonst nicht redselig. Er hatte nur heute seinen Tag, an dem ihm Erinnerungen kamen, und während er weidete, war ihm die Seele von Frau Sixta voll gewesen.

„Der Mann ist in die Lawine gekommen. Es war heute der Dreißigste seines Absterbens," fuhr er fort. Er sprach fast mit sich selber.

Markus faßte etwas an, was wie Neugier oder dunkler Zwang war.

Da kam eine Magd auf ihn zu.

„Ihr sollt hereinkommen," richtete sie ihm aus.

Er zögerte und sah sich nach dem Hirten um. Doch der hatte sich abgewandt und trieb seine Kühe zum See. Seltsam, daß der Fremde von Frau Sixta nicht gehört hatte, dachte er.

Aber Markus folgte der Magd halb angezogen, halb widerstrebend nach dem Hause.

*

Im Augenblick, da Graf in die Wirtsstube trat, verabschiedete sich dort der Eigentümer des vor der Tür stehenden Fuhrwerks, der Talammann Julian Furrer von Frau Sixta und einer blonden, hübschen, breithüftigen Kellnerin. Der hochgewachsene Mann mit dem rötlichen Bart und den kleinen unsteten Augen kniff die Anna Lußmann, die Kellnerin, unbemerkt in den Arm, aber vor Frau Sixta gab er sich als der angesehene und einflußreiche Vorsteher, der er war, und reichte ihr mit der Würde und dem Ernst, den ihre junge Witwenschaft verlangte, die Hand. „Wenn ich Euch bei den Erbgeschäften noch nützen kann, so berichtet mir," sagte er. „Ich bin Euch immer gern zu Diensten."

Sich umdrehend, stand er vor Markus. Die Blicke der beiden Männer trafen sich. Aber Furrer schien es, daß er irgendeinen rasch vorbeiziehenden Wirtshausgast vor sich habe. Ein solcher kümmerte ihn nicht. Und er schritt gleichmütig davon.

Markus war betroffen. Irgendwie mißfiel ihm das Gesicht, in das er geblickt hatte.

Da trat Frau Sixta auf ihn zu. Sie hatte dem Talammann etwas obenhin gedankt; sie gedachte ihre Erbschaftsangelegenheiten selbst

Digitized by Google

zu erledigen. Und sie überließ es der Kellnerin, den Ammann hinauszubegleiten. Aber zu Markus sagte sie: „Ich dachte, Ihr wolltet gar nicht hereinkommen." Sie stand in der Mitte der Stube und erschien Graf noch größer und stattlicher als vorher. Auch überraschte ihn noch mehr der zwingende, fordernde Ausdruck in ihren Augen. Er antwortete unfrei und mit leisem Verdruß: „Ich wußte nicht, ob Ihr mich aufnehmen wollt."

Sie überhörte den Vorwurf nicht. ‚Ein seltsamer Mensch,' dachte sie wieder. Dann lud sie ihn ein: „Ich will Euch Eure Kammer zeigen. Nachher müßt Ihr etwas essen kommen."

Sie schritt ihm voran, eine knarrende Holztreppe hinauf, über einen tannenen Flurboden und tat eine der vielen Türen auf, die auf den Gang gingen.

Markus blickte in ein schmales, sauberes Zimmer, in dem Bett und Waschtisch standen und ein Fenster einen weißen Vorhang trug.

„Legt ab," sagte Frau Sixta und ließ ihn eintreten. Sie selbst kehrte noch im Flur um, und er hörte sie die Treppe wieder hinuntersteigen. Er zog die Tür zu.

Nun war es still. Er trat ans geschlossene Fenster. Unten ging die Straße vorbei. Drüben lag der dunkle, schwermütige See. Dahinter standen in violetten Schatten die Berge. Etwas Heimatliches umwehte ihn, etwas, was in den oft mehr als bescheidenen Herbergen, in denen er unterwegs abgestiegen, nicht gewesen war. Seltsam, daß er hier auf einmal Unterkunft hatte, dachte er. Und die Wirtin! Sie machte nicht viel Umstände. Es war wie eine Auszeichnung, daß er, der Wegfahrer, der ihr seine Mittellosigkeit gestanden, in einer richtigen Gastkammer wohnen durfte. Und wie sie einen anschaute: Man wurde nicht klug aus ihrem Blick. Aber sicher würde er einen lange verfolgen.

Er begann seinen Rucksack auszupacken. Aber seine Gedanken entrannen ihm und kehrten wieder zu Frau Sixta zurück. Also eine Witwe war sie und Unglück ihr nicht fremd? So hatte der Knecht erzählt. Hm, es lag auch in ihrem strengen Gesicht. Man bekam unwillkürlich ein Bedürfnis, ihr zu sagen: Mir ist das Leben auch nicht leicht. Er war gespannt, ihr wieder zu begegnen. Und schon legte er seine Hand wieder auf die Türklinke. Aber in plötzlichem Trotz zog er sie zurück. Wie, sollte er der Wirtin nachlaufen? Die hatte wohl auch schon längst wieder um anderes als um ihn sich zu kümmern. Aber er war merkwürdig an sein eigenes Schicksal erinnert und fühlte mehr als je seine Entwurzeltheit und Ziellosigkeit. Mechanisch strich er mit dem Kamm durch sein langes Haar. Dann erinnerte er sich, daß Frau Sixta ihn geheißen, nachher zum Essen zu kommen. Da ging er hinab.

In der Wirtsstube stand ein Gedeck schon bereit für ihn. Wie für einen großen Herrn, dachte er und lächelte heimlich.

Die Kellnerin brachte ihm sein Essen. Sonst war kein Gast da. Aus einem Nebengemach klang Gerede und Geräusch von Eßwerkzeugen. Die dunkle Mannsstimme der Frau Sixta stand manchmal über helleren andern, und wenn er es nicht gewußt hätte, würde er aus dem Gegensatz der einen lauten und der andern bescheiden gedämpften Stimmen gehört haben, daß die Meisterin zum Gesinde sprach.

„Es sind wohl nicht viele Gäste da?" sprach er die Kellnerin an.

Die sah ihn mit blauen Augen mannsfreundlich ins Gesicht und antwortete: „Niemand als Ihr heute nacht."

Sie tauschten dann Rede und Gegenrede. Er erfuhr, daß das Haus oft bis unters Dach besetzt sei, insbesondere zu Zeiten der großen Märkte diesseits und jenseits des Berges, wenn die Händler ihr Vieh vorbeitrieben. Er hörte auch, daß Frau Sixta selbst den größten Viehstand weit herum ihr eigen nenne. Nebenbei machte ihm die Kellnerin warm. Ihre schweren, hellblonden Zöpfe waren am Kopfe festgesteckt und hatten einen weichen Glanz. Sie wußte, daß sie hübsch war, und hatte die Eindrucksamkeit ihres Äußern oft genug erprobt, um nicht auch mit Markus sich ein wenig zu vergnügen. Er strich ihr eben schäkernd über die Hand, als Frau Sixta wieder eintrat. Hastig zog er die seine zurück. Beinahe wäre er rot geworden.

„Du kannst gehen," sagte diese zu dem Mädchen. Sie löste die Anna immer selbst ab, wenn Essenszeit war. Aber ihre Gedanken waren noch bei Haushaltdingen, die vorher bei Tische besprochen worden. Markus hatte sie fast vergessen. Sie machte sich am Büfett zu schaffen. Erst nach einer Weile fiel ihr der Gast wieder ein.

Markus saß über seinen Teller gebeugt, nicht willens, der erste zu sein, der ein Gespräch anhob.

Sie betrachtete ihn unbemerkt. Ihre Teilnahme erwachte wieder. Warum hatte sie ihm Herberge geboten? Es war ihr wie ein plötzlicher Einfall gekommen. Und auch jetzt wieder erregte das Fremdartige im Äußern des Gastes ihre Aufmerksamkeit. Sie nahm ihm Teller und Platten, die er geleert hatte, fort. „Seid Ihr satt?" fragte sie.

„Reichlich! Ich danke Euch," gab er zurück.

Nach einer kurzen Weile ließ sie sich ihm

Digitized by Google

gegenüber am Tisch nieder. „Also Ihr habt kein eigentliches Ziel?" fragte sie weiter. Sie verhörte ihn nicht. Sie stellte nur noch einmal fest, was er ihr selbst gesagt hatte und ließ merken, daß solche Zerfahrenheit ihr merkwürdig vorkomme.

Seine Miene verdüsterte sich. Die Vergangenheit stand vor ihm. „Ich habe nichts hinter mir zurückgelassen," gestand er. „Ob ich vor mir etwas finde, muß ich erst erfahren."

Sie stützte die Hand unters Kinn und musterte ihn schärfer. Ein unbestimmtes Gefühl von Leidverwandtschaft erfaßte auch sie. „Das Leben schüttelt einen," sagte sie ohne Wehleidigkeit.

Weil ihre Stimme so hart klang, ging sie ihm nah und lockte ihm den eigenen Kummer heraus. Er hatte lange nicht mehr mit jemand davon sprechen können. Plötzlich sah er sich mitten im Erzählen: „Mein Vater war Chemiker. Bei einem seiner Experimente ging das Haus mit ihm in die Luft. Die Mutter und die Schwester blieben dabei tot wie er selber. Wäre ich zu jener Stunde nicht auswärts gewesen, säße ich jetzt auch nicht hier."

„Meinen Mann hat die Lawine genommen," entgegnete sie. Sie bewies ihm keine Teilnahme. Sie stellte nur wie unter innerem Zwang eigene Erfahrung neben die seine. „Auch den Vater und zwei Brüder hat sie begraben," fuhr sie fort. „Es geschieht andern auch. Vielleicht nur nicht, wie Euch und mir, gleich mehrere, die zu einem gehörten, auf einmal."

Es war sonderbar, wie sie mit halber Stimme, murrend fast und unbewußt zu Geständnissen gedrängt, zueinander sprachen.

Die Dämmerung war hereingebrochen. Sie vermochten eines des andern Züge nicht mehr deutlich zu erkennen. Sie spürten einander nur und die Schicksale, die auf ihnen lasteten. Sie saßen mit vornüber gebeugten Köpfen und hochgezogenen Schultern. Und sie verstummten zuletzt und verfielen jedes in eigene Gedanken.

Frau Sixta hätte noch mehr zu berichten gehabt. Xaver Rotmund, ihr Mann, war ein Trinker, die letzten Jahre ihrer Ehe waren ein harter Streit gewesen. Nach einer Weile fiel wieder ein Wort von ihr in die Stille: „Manchmal sind die Lebendigen schwerer zu ertragen als die Toten."

Markus horchte auf, aber er erhob den Kopf nicht. Er hatte ein dumpfes Empfinden als gehörten geschlagene Leute zusammen.

Frau Sixta zündete jetzt eine Lampe an. Und dabei fiel ihr Blick wieder auf ihn. Wie lang er sein Haar trug, dachte sie. Er schien ein Künstler eher als ein Arbeiter. Er schien der Männlichkeit nicht zu entbehren und hatte doch etwas Verlorenes, Hilfloses, Verworrenes. Ein Gefühl von Mütterlichkeit regte sich in ihr. Sie fragte: „Und Ihr wißt nicht, was Ihr weiter wollt?"

„Nein," gab er kurz zurück und fühlte, daß seine Ziellosigkeit ihm nicht zum Ruhm war.

„Man muß das wissen," fuhr Frau Sixta fort. „Die innere Lahmheit und Gleichgültigkeit machen einen zum Nichtsnutz."

„Ganz recht," gab er in spöttischem Ton zu. „Aber es gibt genug andere in der Welt, die von ihrer Nützlichkeit überzeugt sind."

„Ich werde mir Arbeit suchen, irgendeine, möglichst mehr für die Hände als für den Kopf," fügte er nach einer Weile hinzu.

Sie trommelte mit den weißen Fingern der starken Hand unhörbar auf der Tischplatte. ‚Arbeit,' dachte sie. Und es war ihr, als müsse sie ihm irgendeinen Weg zeigen. Dann sagte sie mit plötzlicher Entschließung: „Wenn Ihr Arbeit sucht, ich hätte solche für ein paar Tage."

Markus stutzte. Wieder wehrte sich etwas in ihm, sich ihr zu verpflichten. Er wollte sie ansehen, aber zu seinem Verdruß sanken ihm die Augen wieder vor den ihren, und er ärgerte sich. Dann murrte er: „Vielleicht kann ich nicht, was Ihr mir aufgeben wollt."

Die Wirtin erklärte: „Wir beginnen morgen mit dem Abschönen der Matten. Das ist keine Kunst."

Obgleich er ein Städter war, wußte er, was sie meinte. Es war nicht, was er suchte, noch was er gewohnt war. Er hielt sich zu gut, hier den Knecht zu machen und Steine und Winterwust von den Lehnen zu lesen. Er zuckte mit der Achsel.

„Wir brauchen Hilfe," sagte Frau Sixta. „Und gerade jetzt findet man sie schwer."

Das hörte sich ihm schon besser an. Er war nicht abgeneigt, den Dank abzutragen, den er ihr für die Gewährung der Nachtherberge schuldig war. Aber er meinte: „Eigentlich weiß ich bei den Pferden Bescheid. Da taugt man nicht zum Handlanger."

„Pferde haben wir auch," sagte Frau Sixta, „aber wie Ihr wollt. Jeder nach seinem Geschmack."

Sie stand auf. Es verletzte sie nicht, daß er sich so zurückhielt. Es lag darin etwas von ihrer eigenen Art. Aber sie mochte auch nicht länger zureden. Zudem kam jetzt die Kellnerin zurück. Sie verließ die Stube.

Markus saß in sich gekehrt da. Er achtete nicht darauf, daß die blonde Anna wieder da war. Etwas wie ein Band hatte sich ihm umgelegt, etwas, was ihn festhielt. Er war schon entschlossen zu bleiben, ohne es noch

Digitized by Google

zu wissen. Es war ihm, als müßte er von der merkwürdigen Frau und ihrer Umgebung noch mehr kennenlernen.

Die Kellnerin trat an seinen Tisch und begann auch ihrerseits ihn um Weg und Geschäft zu fragen.

Er wich ihr aus. Zerstreut und entgegen seiner Gewohnheit weder ihre Hübschheit noch ihre Zutunlichkeit mehr beachtend gab er Bescheid. Als er nach einer Weile sich erhob, um sich schlafen zu legen, fragte er nach der Wirtin, mit der er noch sprechen wollte.

„Sie ist wohl in der Schreibstube," antwortete die Anna. „Da darf man sie nicht stören."

„Schreibstube?" fragte Markus gedankenlos.

„Ja," bestätigte die andere eifrig. „Sie hat immer die Bücher geführt und mit der Sekretärin zusammen alle Schreibereien besorgt. Es gibt viel davon in dem großen Betrieb."

„Wenn Ihr sie noch seht," sagte Markus, „so sagt ihr, daß ich hier bleiben will, so lange sie mir Arbeit hat."

Die Anna seixte: „Ei, schön! Herr Kollege also!" Und sie bot ihm die Hand. Der Fremde gefiel ihr, wie schon mancher andere.

Er reichte ihr die seine, aber er gab ihr den bedeutsamen Druck nicht zurück, mit dem sie ihn bedachte. Er wünschte ihr gute Nacht und begab sich in seine Kammer.

Die Anna freute sich über den Mann mehr, der im Hause war. Und seine Zurückhaltung steigerte ihre Neugier. Sie wollte gern sehen, wie der sich noch anließ.

Markus öffnete sein Fenster und sah in die Nacht hinaus. Sie war kalt und klar und so still, daß die Sterne, die in geringer Zahl, aber mit einem unerhörten Glanz aus dem schwarzblauen Nachthimmel leuchteten, zu tönen schienen, während sie flirrten und flammten. Dann klang aus einem nahen Stall das Geräusch sich regenden Viehs. Markus fuhr sich über die Stirn. Seltsam, wie er hier Statt und Rast gefunden! Hoch über den dumpfen Niederungen! Und morgen gab es Arbeit. Er sah plötzlich so etwas wie ein Ziel nach einer Irrfahrt. Das Herz weitete sich ihm. Und wieder mußte er an Frau Sixta denken. Sie flößte einem eine merkwürdige Achtung ein! Es war einem wie ein Vorzug, nun in ihrem Dienst zu stehen!

Die Rotmundin hatte an diesem Abend noch lange zu tun. Ihr Erbe war groß, und sie fertigte ein neues Kapitalverzeichnis an. Die Gemeinde Bergmatten, zu der die Paßhöhe und das Wirtshaus zur Brücke gehörten, wollte die Steuer haben. Spät erst schloß sie ihren Schreibtisch. Dann machte sie wie an jedem Abend die letzte Runde durch Haus und Ställe.

Mitternacht war vorüber, als sie ihre Schlafstube aufsuchte.

Diese nahm wohl den Raum dreier Gastzimmer ein. Aber sie war kahl. Kein einziges Möbel, das ein bequemes Ausruhen gestattet hätte, befand sich darin. Selbst das zweischläfige Himmelbett glich einer harten, großen Kiste. Die beiden Stühle hatten gerade, hohe Lehnen. Der Waschtisch trug Geschirr aus kaltem, gelbweißem Steingut. Es war kein freudiges Gemach, war es nie gewesen.

Frau Sixta legte sich zu Bett. Aber sie vermochte die Gedanken noch nicht vom Werk des vergangenen Tages und von den neuen ihrer wartenden Aufgaben zu lösen. Sie blieb halb aufrecht sitzen, den Kopf auf den starken, weißen Arm gestützt, von dem der weite Ärmel ihres Nachtgewands zurückfiel. Während sie unten gerechnet und geschrieben hatte, waren die Jahre, die ihr an der Seite ihres Mannes vergangen, wieder lebendig geworden, deutlicher auch der ganze Umfang ihres Besitzes ihr vor Augen getreten. Dieser Besitz bedeutete Reichtum. Sie hatte das längst gewußt, denn obschon Xaver Rotmund selig viel Lärm gemacht und in den Augen der Leute als der Meister gegolten, hatten doch die Zügel des Haushalts und Geschäfts längst in ihrer Hand geruht. Aber sie hatte mit Befriedigung, was sie wußte, bestätigt gesehen. Sie schätzte die Menschen nicht hoch ein, und sie war froh, von ihnen unabhängig zu sein. Auch von dem Talammann, der ihr heute so eindringlich seine Dienste angeboten. Sie wußte, daß er nach ihr und ihrem Eigentum schielte und zielte. Und sie empfand eine Art grimmiger Freude, daß sie seiner nicht bedurfte. Sie liebte ihn nicht. Wen liebte sie überhaupt? dachte sie. Mit sechzehn Jahren hatte man sie an den reichen Rotmund, den Herrn des Brückengutes, gegeben. Sie hatte sich nicht gesträubt, da er gleich ihre ganze Familie, Vater, Mutter und zwei Brüder mit ihr zu sich genommen! Aber es sollte sie keiner fragen, was sie dafür in all den Jahren ihrer Ehe erduldet. Der viele Anhang, den sie mitgebracht, war ihr hundertmal vorgehalten worden. Doch das Schicksal hatte langsam, langsam alle Last abgelöst, erst die zarte, stille Mutter hinweggenommen, die Dulderin, die Trägerin eigener und Mitträgerin ihrer, Frau Sixtas, Bürde. Dann den leichtsinnigen Vater, den es mit dem älteren Bruder zusammen im Winterschneesturm begrub. Es hatte den zweiten Bruder durch die Lawine holen lassen und diesem Raubtier des Gebirgs zu-

Digitized by Google

letzt auch die Drangsal aller, Rotmund, den Herrn, vorgeworfen. Alles das bewegte Frau Sixta jetzt in ihrem Herzen. Und auf einmal fiel ihr ein, daß sie von diesen Dingen heute schon einmal gesprochen, und sie erinnerte sich des fremden Gastes wieder, den sie im Hause hatte. Er wollte dableiben, hatte ihr die Kellnerin noch gesagt. Hm! Mochte er! Er war ein Geschlagener wie sie selbst! Überhaupt ein ungewöhnlicher Gesell! Was war das nur schon für ein Einfall, ohne Zweck und Ziel in die Welt zu fahren! Hm! Sie wollte den merkwürdigen Menschen auch der Otti schildern, wenn sie ihr morgen schrieb. Vor ihrer Seele tauchte ein feines, fast herzbeklemmend schmales Gesicht auf. Ganz jung war sie noch, die Ottilie, ihr einziges Kind! Noch immer weilte sie im Kloster zu Freiburg im Uechtland. Es schien lang, daß sie fort war! Und lang, bis sie wiederkam. Nicht einmal zur Leiche des Vaters hatte sie sie gerufen. Wozu? Sie hatte es besser bei den frommen Frauen. Die Häßlichkeiten der Welt berührten sie da nicht.

Erst jetzt ließ Frau Sixta sich ins Kissen zurückfallen. Ihr dunkler Kopf grub sich schwer in die Daunen. Die Müdigkeit übermannte sie nun doch. Gegenwart und Vergangenheit flossen ineinander. Sie vermochte sie nicht mehr voneinander zu scheiden. Dann schlief sie ein.

★

Am andern Morgen, als Frau Sixta wie immer das Beispiel gab, daß man den Tag früh anfangen muß, wenn er ausgeben soll, hockte Markus Graf unter den Knechten in der Küche und empfing mit ihnen sein Morgenbrot.

„Ihr habt Euch also entschlossen," sprach sie ihn im Vorbeigehen an.

Er nickte. Zu einer Antwort ließ sie ihm nicht Zeit, sondern war schon aus der Tür, während er noch überlegte, ob ihre Art nicht hochmütig gewesen, und seine Empfindsamkeit ihn wieder stach. Aber seine Teilnahme für die merkwürdige Frau und das Abenteuer, das er hier bestand, war nicht kleiner geworden. Unwillkürlich duckte er sich und war bereit, weiter zu erleben, was werden sollte. Frau Sixta schien aber Pankraz, den Hirten, mit seiner Einführung betreut zu haben; denn dieser hieß ihn nach dem Frühstück sich einer Gruppe von Leuten anschließen, bei der er selber stand und die auf die Seematten hinaus sollten, um zu schönen.

Mit Hutten und Rechen zogen sie nach einer Weile aus. Der Himmel war bewölkt. Der Wind strich über die Hochebene. An den Lehnen, die die Seematten hießen und jenseits des Sees hinauf in die Felsen des Valmott und des Alpsteins sich streckten, begannen sie ihre Arbeit. Sie sammelten das kleine Gestein, das der Winter ins Gras gestreut, in die Hutten, schichteten größere Blöcke, die niedergebrochen waren, zu Haufen und säuberten mit Rechen und Hacke die Stellen, wo geröll- und erdedurchschossener Hartschnee als letzte Spur der Lawinen in den Mulden lag. Derweilen fuhr manchmal über ihnen eine Lerche auf und warf sich mit Zwitschern und Jubeln in die Luft, und höher an den Gipfeln tönten die Pfiffe der Murmeltiere. Markus atmete so leicht wie nie, und das Steigen wurde ihm zur Lust. Er dachte, daß das Land hier allein schon wert sei, daß er die Reise unterbrach. Zuweilen trafen ihn die neugierigen Blicke der andern. Aber sie waren wortkarg. Keiner sprach ihn an. Jeder ging seines Weges. Nur der weißhaarige Pankraz blieb in seiner Nähe.

„Ihr wollt also hier oben bleiben?" fragte dieser, als sie unter der Arbeit im Schutz eines Felsens sich wieder begegneten.

„Einmal heute und morgen," erwiderte Markus.

„Und noch manchen Tag," murmelte der andere.

„Wieso?" fragte Markus fast zornig.

„Man geht nicht so schnell wieder von ihr fort," sprach Pankraz.

Markus schaute ihn an. Was meinte der sonderbare Kauz?

Der Alte bückte sich nach Steinen. Klirrend fielen sie in seinen Tragkorb. Dabei hielt er sich neben Markus. Auf einmal begann er zu erzählen. Es war, als grabe er Dinge aus sich selbst herauf und spräche auch mehr zu sich selbst als zu einem andern. Es machte ihm offenbar Freude, langsam, in Pausen, Erinnerungen auszukramen und Möglichkeiten zu deuten. Aber zugleich lag in seiner Art zu reden eine stille Gelassenheit, ein Sichselbstfernhalten von dem, was war und sein mußte. „Ich kenne sie, seit sie ein Kind war," begann er. „Ihr hättet sie sehen sollen. Man stand still und schaute ihr nach, wenn sie Sonntags zur Kirche ging. Wenn die Fremden ins Tal kamen, fragten sie nach ihr. Sie haben sie gemalt und photographiert. Sie wollten sie auch mit fortnehmen. Aber sie ging nicht. Sie wurde auch nicht stolz. Oder vielleicht brauchte sie es nicht zu werden. Sie sah alle groß an und nahe kam ihr keiner. Sie war aber schon die Braut des Xaver Rotmund. Sie haben sie ihm früh angeschmiedet. Die Otti ist schön und fein und zart, aber — s i e war schöner. Die Otti ist wie die Taube, weich und weiß, aber sie ist wie der Sperber, stark und scharf."

Digitized by Google

Bauernhaus mit Schafen (Niederrhein). Gemälde von Franz Delaforgue

Digitized by Google

Digitized by Google

„Wer ist die Otti?“ fragte Markus, als der fremde Name plötzlich aufklang.

„Ja so, verzeiht!“ war die Antwort. „Das ist ihr einziges Kind. Man meint, daß sie es im Kloster läßt, weil sie selber zu viel Schlechtes in der Welt gesehen und erlebt hat.“

Markus verlor den Namen wieder aus dem Gedächtnis. Aber der Hirt beschäftigte ihn. Er schien völlig im Bann der Rotmundin zu liegen. Vielleicht hatte er, als er und sie jünger gewesen, mit andern Augen auf sie gesehen.

Noch am gleichen und an den folgenden Tagen machte indessen Markus die Beobachtung, daß die fast abergläubische Verehrung des Hirten für Frau Sixta keine Einzelerscheinung war, sondern daß das ganze Gesinde, Mägde wie Knechte, ihr anhingen und sich ihr mit einer seltsamen Willigkeit unterordneten. Er hörte dann, daß sie keines der Ihren krank im Hause wisse, ohne es selbst zu pflegen, daß sie sich aber auch der Seelen annahm, nicht nur des Körpers. Das Kind einer Magd, die von einem Bauer in Bergmatten verführt worden war, blieb mit der armen Mutter im Hause. Dem Vater einer zweiten, der gebrechlich und arbeitsunfähig war, gab sie auf der „Brücke“ das Gnadenbrot. Sie verstand es ebenso zu schenken und Freude zu machen, wie sie dafür sorgte, daß keinem sein Lohn vorenthalten wurde. So waren die Feste des Jahres auf der Brücke besonders festlich. Aber auch, wenn sie, die Pflichterfüllung bis zum äußersten pflog und forderte, Unwirsche und Untaugliche vom Hofe wies, so ließ sie keines ohne vollen Entgelt ziehen, gab sich daher selbst nie eine Blöße und brach böser Nachrede den Stachel aus. Insbesondere schätzten also ihre Dienstleute an ihr ihre Gerechtigkeit.

Um Markus schien sich Frau Sixta, wie dieser meinte, vorläufig wenig zu kümmern. Er wußte nicht, daß im Hause oder von einem Fenster aus ihr großer, kühler Blick ihm zuweilen folgte. Er nahm es ihr irgendwie übel, daß sie ihn dermaßen zu übersehen schien, und spielte täglich mit dem Gedanken, am nächsten oder übernächsten Tag weiterzuziehen. Da es jedoch immer neue Arbeit gab und er bemerkte, daß diese, da Hilfskräfte knapp waren, so leicht nicht ausgehen würde, brachte er es nicht über sich, davonzulaufen. Das Gesinde begegnete ihm mit abwartender Freundlichkeit. Er spielte nach Feierabend mit den Knechten Karten oder schäkerte mit den Mägden. In einer großen, saalartigen Stube saß man am Abend beisammen. Am Nachmittag des ersten Sonntags aber spielte auf der Hofmatte hinter dem Hause ein Knecht die Handharmonika. Einige Burschen und Mägde tanzten. Da folgte Markus einer plötzlichen Eingebung und holte seine Laute. Das Instrument stammte aus seiner Studentenzeit. Er hatte eine weiche, dunkle Stimme und eine Begabung für den Vortrag starker, mutiger Streit- und Spottlieder, aber auch jener wehmütigen Weisen, die die Fischer am Meer und die Leute hoch im Gebirg singen.

Die Leute machten große Augen, als er mit der Laute ankam. Der Handorgeler verstummte, und der Tanz hörte auf. Ein Kreis bildete sich um ihn. Selbst die Kellnerin Anna entlief der Wirtsstube und ihren Gästen und stellte sich neben ihn. Da begann er zu singen.

Die Anna bekam heiße Wangen. Und sie war auf die andern eifersüchtig, als sie wieder an ihre Arbeit zurück mußte.

Der Gesang war auch zu Frau Sixta hinaufgedrungen, die im Begriff war, der Otti, ihrer sechzehnjährigen Tochter einen Brief zu schreiben. Sie lauschte. Stimme und Gesang klangen ihr fremd. War das der merkwürdige Mensch, den sie gleichsam am Wege aufgelesen und ins Haus genommen hatte? Sie hatte ihn seither beobachtet und weiter über sein nicht alltägliches Äußere gestaunt. Nun riß der Gesang sie aus ihrer Arbeit. Sie verlor den Faden. Ärgerlich über sich selbst, wollte sie sich zum Weiterschreiben zwingen. Da begann Markus ein neues Lied. Vollends gestört erhob sie sich und trat ans Fenster. Ohne selbst gesehen zu werden, betrachtete sie die Gruppe in der Matte unten. Die blonde Anna stand dicht neben Markus. Es verdroß Frau Sixta. Die Anna hatte Dienst! Was brauchte sie da herumzulungern! Aber — das Blut stieg ihr ins Gesicht — vergönnte sie es dem Mädchen, daß es neben dem Mann dort stand? Sie richtete sich auf. Sie lachte über sich selbst. Dabei umfaßte sie mit den Blicken wieder die Erscheinung des Markus. Sein Kopf war leicht geneigt. Er schien gleichsam in die Ferne hinaus zu singen und die Zuhörer vergessen zu haben. Und das sollte ein Knecht sein? Hm, lang würde der das wohl nicht bleiben wollen! Sie kehrte zum Schreibtisch zurück. Aber der Gesang draußen schwieg nur für Augenblicke. Es litt sie nicht auf ihrem Stuhl. Es war, als ob die Mannsstimme sie anzöge. Schon blickte sie wieder durch die Scheibe. Dann sah sie unweit der Gesindegruppe eines ihrer Pferde weiden. Es hatte sich unlängst den Fuß verstaucht. Sie wollte doch einmal nach ihm sehen, redete sie sich ein. Sie machte sich auf den Weg. Aber ihre Gedanken hörten nicht auf zu arbeiten. Sie hatte sich selbst seit

Digitized by Google

Jahren zu fest in der Hand gehabt, als daß sie auch jetzt nicht über sich selbst Bescheid gewußt hätte. Die Musik beunruhigte sie, gestand sie sich. Und nicht nur diese, der Mensch dort behelligte sie. Irgendeine Neugier, ob und wann er weiterziehen werde, beschäftigte sie. Vielleicht saß ihr ganz tief und versteckt sogar eine Erwartung, daß er bleiben möchte. Oder war es ein Wunsch? Torheit! Wie sollten ihr solche Wünsche kommen? Was ging der Mensch sie an! Sie nahm sich zusammen. Als sie unten ankam, schritt sie an der Gesindegruppe stumm vorbei. Ihr Gesicht hatte einen strengen Ausdruck.

Markus sah es und dachte, sein Spiel mißfalle ihr. Er beendigte sein Lied. Dann legte er die Laute unter dem Widerspruch der Leute beiseite.

Frau Sixta hatte inzwischen das Pferd erreicht und untersuchte es mit der Kundigkeit eines Tierarztes.

Markus schaute zu. Dergleichen schlug in seinen Beruf. Unwillkürlich stand er auf und näherte sich der Wirtin. „Es ist wohl schlecht beschlagen," urteilte er im Herantreten von dem Pferde.

Frau Sixta wandte sich nach ihm um. Es fiel ihr in diesem Augenblick ein, daß er ihr von seinem Bereiterberufe gesprochen hatte, und ein leises Unbehagen befiel sie. Hatte sie ihm Arbeit zugemutet, die unter seiner Würde war? Dann sagte sie: „Ich bin gegenwärtig schlecht versehen. Mein alter Roßknecht war Schmied und verstand sich aufs Beschlagen wie auf alles, was die Pferde anging. Aber er ist taub geworden mit den Jahren und in seine Heimat zurückgegangen. Der neue ist zu jung oder zu lässig." Noch als sie so sprach, fiel ihr ein, daß er vielleicht an den Posten passen möchte. Und im nächsten Augenblick: daß er zu gut zum Knecht sei. Und im folgenden: daß ihre Mitteilung fast als so etwas wie eine Aufforderung, ihr den alten Roßknecht zu ersetzen, aufgefaßt werden konnte. Sie wurde ganz verwirrt von all den Erwägungen. Aber sie ließ sich nichts merken.

Markus' Teilnahme war geweckt. Er liebte Pferde. Er dachte aber nicht so weit wie die Wirtin. „Ich habe Eure Ställe noch nicht gesehen," sagte er. „Darf man einen Blick hinein tun?"

Sie ließ ihn an sich vorbei unter die nächste Tür treten, hinter der sechs Pferde standen, kleine, starke Tiere wie sie im Gebirg zum Säumen und zum Ziehen der einspännigen Schlitten gebraucht werden. In einem Nebenstalle standen die Postrosse, die über den Paß liefen. Der Wirtin zur Brücke lag ebenso die Führung der Post von einem Tal ins andere wie die Besorgung der vielen Warentransporte zwischen den Bergdörfern ob.

Markus ging von Stand zu Stand, von Tier zu Tier, legte hier einem die Hand auf die Kruppe und hob dort einem das Maul, um nach seinen Zähnen zu sehen.

„Zu reiten gibt es hier nichts," sagte eine Stimme.

Er sah Frau Sixta drüben stehen und wußte nicht, ob sie das ihm zum Hohn gesagt hatte.

„Aber Ihr habt reichlich Pferde," gab er zurück.

„Eines geht unterm Reiter," erklärte sie. „Aber das weidet bei den kalten Brunnen."

Markus wunderte sich, wo das sein möge.

Da stieß sie eine Hintertür auf, so daß Ausblick auf die helle Hochebene war. An ihrem Saume in einer tiefgrünen Mulde stand ein einzelnes Pferd von seltener mausgrauer Farbe.

„Ein schönes Tier," sagte Markus überrascht.

Ohne zu antworten schritt sie ihm voran aus dem Stall und über die Grasfläche. Sie dachte nicht mehr daran, daß sie nur einen Taglöhner neben sich hatte. Der andere war ihr wie ein Gast.

„Und niemand reitet das Pferd?" fragte Markus.

„Niemand, seit mir die Zeit fehlt," gab sie kurz zurück.

Er hätte sie fragen mögen, wieso das so und das so sei, wie sie das Reiten gelernt und ob ihr Mann sie begleitet habe; aber er scheute sich, sich gleichsam in das hineinzubohren, was sie erlebt hatte.

Sie erreichten den Grauschimmel. Er war nicht mehr ganz jung, aber von edlem Bau, sein Auge hell und klug. Er erkannte Frau Sixta, wieherte und kam auf sie zu. Sie legte den Arm um seinen halfterlosen Hals. Und wie sie so neben dem Pferd stand, glaubte Markus ihr, daß sie es geritten, und das Außergewöhnliche ihres Wesens kam ihm neu zu Bewußtsein. „Das geht einem alles verloren nach und nach," sprach sie nachdenklich. „Es bleibt nur die Arbeit, das Beste freilich, was bleiben kann."

Er spürte etwas von der Härte ihres Lebens und fühlte sich gedrängt, ihr ein gutes Wort zu sagen. Aber es bot sich ihm nicht.

Plötzlich sagte sie: „Erzählt mir mehr von Euch selbst."

Sie waren allein. Die Ställe verwehrten die Aussicht auf Haus und Vorplatz. Drüben rieselte eine Quelle, einer der kalten Brunnen, die dieser Alpstelle den Namen und das leuchtende Grün gaben.

Frau Sixta ließ ihre Seele einmal Sonn-

Digitized by Google

tag haben. Sie hatte lange niemand gehabt, mit dem ihr mehr als Alltägliches zu reden verlohnte. Mit diesem Fremden war es anders. Das Gespräch machte ihr Freude. Sie ließ sich auf einen Felsblock nieder, der im Grase wurzelte.

„Was soll ich Euch erzählen?“ fragte Markus. „Ich bin meinem Vater ein Ärger und meiner Mutter ein Kummer gewesen.“

„Wieso?“

„Ich fiel aus der Linie. Ich lernte nicht oder erreichte doch nichts mit Lernen. Ich bin vielleicht einer, der spät oder nie aufwacht. Ich habe mir ja dann ein Gewerbe ausgesucht, das vom Körper mehr wollte als vom Geist.“

So standet Ihr schlecht mit Euren Leuten?“

„Im Gegenteil. Sie gaben sich Mühe, mich ihre Enttäuschung nicht merken zu lassen. Wir waren uns sehr gut. Darum trage ich auch schwer daran, daß sie nicht mehr da sind.“

Frau Sixta errötete. Sie schämte sich ihrer Frage. Sah sie nicht, daß an diesem Menschen trotz seiner Ziellosigkeit etwas Liebenswertes war? Dann trat es ihr bitter auf die Zunge. In ihrem Hause war der Friede nicht gewesen, den er dem seinen nachrühmen konnte. „So viel Nachsicht ist nicht überall,“ sagte sie finster.

„Auch Ihr habt —“ begann er; aber als sie ihn groß ansah, sprach er nicht aus, daß er um ihre Last wußte.

Sie verzog den Mund. „Man hat Euch wohl mancherlei erzählt,“ sagte sie.

„Nichts Schlechtes,“ gab er zurück.

Sie erinnerte sich, wie ihre Leute ihr zugetan waren, und wurde weicher. „Ich habe ein Kind, eine Tochter,“ sagte sie, um ihm zu zeigen, daß sie auch Helligkeit in ihrem Leben habe.

„Auch das hörte ich,“ sagte Markus. Er fühlte sich nicht als ihren Dienstmann, sondern sie war ihm wie eine gute Bekannte, länger bekannt als ihr Haus, obwohl er auch sie erst kurz vor seinem Eintritt in dieses getroffen.

„Sie ist noch ein wirkliches Kind,“ sprach sie sich vergessend weiter; „fein und klein wie eine aus dem Süden. Man sieht ihr die Eltern nicht an. Ich habe sie früh fortgetan. Sie weiß wohl nicht mehr, wie dunkel hier das Land und die Leute sind.“

‚Und wie dunkel das Haus war,‘ vollendete Markus in Gedanken; es war ihm, als habe sie das sagen wollen.

Aber Frau Sixta war die Zunge gelöst. Vielleicht hatte sie zu lange von allem geschwiegen, was sie selbst anging, und es drängten sich ihr nun vor diesem Fremden Dinge auf die Lippen, die gar nicht für ihn gemeint waren. „Ich denke daran, ihr die Welt zu ersparen,“ sagte sie.

„Wie das?“ fragte Markus.

„Indem ich sie im Kloster lasse.“

Markus schwieg. Es schien ihm, daß sie von etwas spreche, was ihr noch zu denken gab.

Da fragte sie auch schon. „Meint Ihr nicht auch, daß jedem wohl geschieht, der nicht in das Durcheinander hier draußen geworfen wird?“

Markus senkte den Kopf. Er erlebte auch das Gegenwärtige wie einen Traum, wie er sein Unglück mit dumpfen Sinnen erlebt hatte. Nach einer Weile sagte er nachdenklich: „Lieber im Strudel sein als im lebendigen Tod.“

Frau Sixta stutzte. Wie gut er sich ausdrückte! Und — hatte er recht? Waren ihre Pläne, die sie in bezug auf ihr Kind hatte, irrig? Dann wurde sie inne, daß sie sich diesem wildfremden Menschen gegenüber hatte gehen lassen. Sie staunte über sich selbst. Und doch empfand sie keine Reue, sondern etwas wie Freude, daß sie einen gefunden, mit dem man ein vernünftiges Wort reden konnte. Sie sagte: „Man merkt Euch den Studenten noch an.“

„Eine Weile trägt man seinen Schulsack noch weiter,“ erwiderte er.

„Es wäre schade, wenn man ihn ganz verlöre,“ sagte Frau Sixta. Und dann: „Man hat hier nicht allzuoft Gelegenheit, mit Leuten zu reden, die etwas gelernt haben.“

Markus fühlte ihre Einsamkeit. Er mußte an seine Mutter denken. Sie war weicher, schlichter, unbedeutender gewesen als diese Frau, aber auch sie war viel allein gewesen und hatte manchmal gern ein Wort mit ihm gesprochen.

Da sagte Frau Sixta lächelnd: „Wie wäre es denn, wenn Ihr bei meinen Pferden bliebet?“ Der Entschluß, ihm das anzubieten, war ihr ganz plötzlich gekommen.

Er verzog den Mund. Nun hatte sie ihn wieder verletzt. „Roßknecht?“ spottete er. „Meine Sehnsucht ist das nicht.“

Sie schrak sogleich in sich selbst zurück. „Es war eine Frage,“ entschuldigte sie sich. „Ihr seid selbst schuld, daß ich sie gestellt habe.“

Als er nun den Weg zum Weitergehen plötzlich wieder frei sah, reute es ihn. Irgendwie hing er an diesem Hause schon fest. „Vielleicht,“ verbesserte er sich zögernd und nachdenklich, „möchte ich doch bleiben.“

Sie drängte ihn nicht. Unwillkürlich überzeugt, daß er blieb, verließ sie das Thema, stützte die Arme auf die Knie und

Digitized by Google

beugte sich ein wenig vor. „Erzählt mir mehr von Eurer Jugend," munterte sie ihn auf.

Da neigte er den Kopf. Es war, als ob sie ihn in die Vergangenheit zurück lenkte. „Schön war es wohl," begann er. „Der Vater stattlich, ein wenig zerfahren, immer seinen Entdeckungen nachjagend und gewiß, eines Tages der Welt etwas Neues, Unerhörtes zu geben, aber ohne praktischen Sinn, ein schwieriger Mann für seine Frau, die verstehen mußte, aus nichts Brot für sich und die Ihren zu machen; die Mutter nicht sehr groß von Verstand und doch klüger als Tausende, aus Weisheit eines gütigen Herzens. Die Schwester hätte wohl ihr nachgeschlagen, während ich mehr in der Linie des Vaters lag."

Lange sprach er so. Erinnerungen knüpften sich an Erinnerungen. Er war sich selbst noch nie so klar gewesen, was er verloren hatte, und er dankte unwillkürlich, aus einem inneren Bedürfnis heraus mit jedem Worte denen, die nicht mehr waren und denen er zu Lebzeiten den Dank nicht abgetragen.

Wie schon einmal, als sie die Ähnlichkeiten in ihren Schicksalen entdeckt hatten, vergaßen beide, wo sie waren, und sprachen miteinander, als ob sie sich lange kennten. Erst als die Kellnerin Anna von drüben nach Frau Sixta rief, erhob sich diese. Sie trat auf Markus zu. Zum erstenmal streckte sie ihm die Hand hin. „Es ist schon etwas wert, überhaupt einmal Menschen besessen zu haben," sagte sie. „Manche können auch dessen sich nicht rühmen."

Daraus sprach wieder eigenes Schicksal. Markus fühlte sich erwärmt von ihrem Vertrauen. Während sie nach dem Hause hinüberging, streichelte er nachdenklich das graue Pferd. Dann durchschritt er langsam den Stall, durch den sie gekommen waren. Er sah sich um, machte sich mit Örtlichkeit und Dingen bekannt. Schon fühlte er sich halb in Amt und neuer Aufgabe.

*

Es bestand eigentlich keine Abmachung. Es ergab sich von selbst, daß Markus Graf im Alpgut zur Brücke vom Tagelöhner und Wandergast zum Hausinsassen und Pferdemeister vorrückte. Meister, nicht Knecht. Das Gesinde auf dem Brückegut steckte die Köpfe zusammen und hob die Nasen. Wie kam es, daß auf einmal eine Art Oberst über Pferde, Stallknechte und Weiden gesetzt wurde? Der Neue verstand allerdings sein Handwerk, und sie sahen, daß er Reiten und Pferdepflegen anderswo gelernt hatte. Sonst aber gab es vielerlei an ihm herumzuraten. Bei seinem langen Haar begann es, ging weiter über seine Studiertheit, die ihn eher zum Schreiber als zum Tierwärter gemacht erscheinen ließ, und endete noch lange nicht bei seiner zerstreuten und gedankenschweren Art, mit der er oft alle Wirklichkeit seiner Umgebung zu vergessen schien. Die Leute waren indessen in zu guter Zucht und vielleicht auch zu gutmütig, als daß sie aus dem Staunen schon ein Murren hätten werden lassen. Frau Sixta mußte wissen, was sie tat und wollte! Manchmal kam eine Magd oder einen Alten eine abergläubische Furcht an, wenn urplötzlich am grauen Horizont hinter den Hügelwiesen die durch Ferne und Licht ins Riesengroße gesteigerte Erscheinung eines Reiters auftauchte. Es war Markus, der da hielt und die Hochebene überblickte. Steil saß er auf seinem Pferde, mit dem er wie verwachsen schien. Der immer wache Bergwind fiel ihm ins lange Haar und in den Mantel und wehte beides auf. Er liebte es, so gezaust zu werden. Etwas Freies, Ungebundenes war über ihn gekommen; denn er war im Grunde hier oben sein eigener Herr, obwohl Frau Sixta ihn jüngst gefragt hatte, ob er nicht Geld brauche, es sei ja bezüglich seines Lohnes noch nichts festgesetzt und müsse einmal darüber gesprochen werden. Markus hatte keine Eile, es zur Rede zu bringen. Er dachte nicht mehr an Weiterziehen. Die Unruhe, der Wunsch, der ihn ins Unbestimmte getrieben, waren ihm für den Augenblick erfüllt und gestillt oder quälten ihn jetzt nicht mehr. Er übte seinen Beruf aus. Die Pferde und die Knechte der Frau Sixta unterstanden seiner Aufsicht. Er fuhr nach Holz und Kohle und nach Waren aus, die vom Tal heraufzuschaffen waren. Er leitete die Säumerkarawanen, die über den schmalen Cavenda-Paß allwöchentlich hin und zurück gingen. Wenn ein Tier krank war, sah er zum Rechten. Die Knechte sagten, daß er ihnen scharf auf die Finger sehe. Aber zuweilen fiel es ihm plötzlich ein, den Grauschimmel, den Sperber zu satteln. Er fragte nicht um Erlaubnis, fragte nicht nach Dienstpflicht, sondern überließ sich nur seiner jähen Lust. — Lust, in der die Brust ungehemmt sich heben und senken konnte, Höhenwind, der einem scharf um Wangen und Stirn fuhr, in dem die Haut sich kühlte und stählte, Mittagsflammen der Sonne auf Firn und Schnee und Verbluten des Abends an Felszacken und scharfen Gräten — täglich ergriff ihn das alles mehr und schwellte ihm die Seele mit Genugtuung und neuer Erwartung. Dann plötzlich erinnerte er sich, daß er hier in Löhnung stand. Das war wohl nicht, was Frau Sixta von ihm erwartet hatte, überlegte er. Aber war er nicht noch frei, war er nicht noch jetzt nur der Wanderer,

Digitized by Google

den sie bedingungslos bei sich beherbergte, und konnte er nicht einfach seinen Weg fortsetzen, wenn es ihr nicht paßte? Und dann schien ihm, daß sie, die Meisterin, ihn vielleicht gar nicht wegschicken würde, daß sie ihn gar nicht anders haben wollte. Vielleicht kümmerte sie sich zu wenig um ihn. Oder vielleicht verstand sie — das Suchende, Schönheitsfrohe, vom Alltag Abstrebende seines Wesens. Unzufrieden schien sie nicht. Sie zeigte sich freundlich, hielt ihn gerne in einem Gespräch fest. Nur Zeugen liebte sie nicht dabei, wie ihm schien. Und er? Er mochte sie gerne leiden, manchmal schien ihm, daß er sie wie eine Mutter liebte. Sie war der Mittelpunkt ihres großen Gewerbes und Hauses. Pankraz, der Hirt, hatte nicht zu viel gesagt. Jeder Faden des Großbetriebes lag in ihrer Hand. Jeden Handel mit Holz oder Vieh, der sich aus ihrem großen Besitz ergab, schloß sie selbst ab. Sie unterhandelte mit den Transportgesellschaften diesseits und jenseits des Berges, deren Waren sie zur Beförderung übernahm. Sie leitete die Herberge, die sich jetzt jeden Abend bis unters Dach mit Gästen füllte. Mit Umsicht und Zurückhaltung empfing und verteilte sie diese, die Vornehmen wie die Geringen, und wie sie kühl und überlegen ungehörige Forderungen der Anspruchsvollen zurückwies, so bändigte sie mit Wort oder Blick die Ausgelassenheit der einen und zwang die Unordentlichkeit anderer, sich den strengen Forderungen ihres Hauses anzupassen.

„Wahrlich, Ihr seid einen Besuch wert, Frau Rotmund," sagte Markus eines Tages zu ihr, als sie ihm auf einer der Weiden begegnete.

„Weshalb?" fragte sie und sah ihn groß an.

„Weil man weit gehen kann, bis man Euresgleichen findet."

Einen Augenblick schien es, als komme ihr etwas vor den Atem, etwas wie aufwallende und niedergerungene Freude. Er hatte eine merkwürdige Abwechslung in ihre Tage gebracht. Er war verschieden von denen, die um sie waren und denen, die vorübergingen. Sie brachte es nicht fertig, ihn als Knecht zu halten. Darum sah sie auch mit Erstaunen zwar, aber nicht mit Unmut, wenn er sich Freiheiten nahm. Sie wußte, daß er aus gutem Hause kam. Sie fühlte, daß er einen hochfliegenden Sinn hatte. Seine Richtungslosigkeit aber weckte in ihr den Trieb des Weibes, ihn als einen der Leitung und Geduld Bedürftigen anzusehen und ihm eine mütterliche Freundschaft zu schenken.

Auf seine Frage erwiderte sie jetzt ruhig: „Ihr seid noch zu wenig weit in der Welt herumgekommen, guter Freund."

Das Gespräch stockte. Markus wußte auf einmal nicht weiter. Er hatte das erste, kurze, seltsame Schlucken der Befangenheit an ihr bemerkt, und es machte auch ihn unfrei.

Aber schon sprach sie gelassen weiter: „Es scheint Euch jetzt bei mir zu gefallen."

Er errötete. Wollte sie ihn verspotten, weil er es sich so wohl sein ließ? Aber er antwortete: „Mir gefällt es freilich. Ihr aber werdet weniger erbaut sein?"

„Meint Ihr?"

„Es entwischt mir Zeit, die besser angewendet sein könnte."

„Die Hauptsache ist, daß Ihr wieder irgendwo Wurzel faßt."

Er sah sie an. Was hatte sie für eine Verpflichtung, ihm das Leben leicht zu machen. „Ich bin Euch doch fremd," meinte er.

Sie entgegnete: „Schon nicht mehr." Ihre Stimme klang weich. Sie hatte, seit die Otti fort war, niemand gehabt, um den sie sich sorgen konnte. Markus war, ihm und ihr unbemerkt, in eine Lücke gerückt.

Darauf setzte sie ihren Weg über die Weide fort.

Es war nur ein Gespräch im Vorübergehen gewesen, aber es haftete in ihnen beiden. Es war jedoch seltsam, daß von da an eine leise Befangenheit sie befiel, wenn sie aufeinandertrafen. Als ob sie dächten, daß sie bei jenem Gespräch einander zu freundlich begegnet. Es war nur eine kaum merkbare Erregung, ein Zittern der Lippen, ein Zucken der Brauen. Keines dachte schon darüber nach. Keines sah im andern etwas anderes als die Meisterin und den Untergebenen.

Nach einem solchen Zusammentreffen kam Pankraz, der Hirt, mit einer Kuh, die er zum Stier führen wollte, über die Matte geschritten. Er hatte gezögert, als er sie beisammenstehen sah. Erst als Frau Sixta sich entfernte, kam er näher.

Als er jetzt Markus erreichte, lag in seinem Blick ein leises Erstaunen und die Frage: Wessen hat sich die Frau von dir zu versehen? Und wer bist du, daß sie dir so viel Aufmerksamkeit schenkt? Aber in seiner Verwunderung war noch immer mehr Wohlwollen als Mißtrauen. Auch unter dem Gesinde war des Markus Schicksal bekannt geworden und hatte ihm Pankraz geneigt gemacht. Andere hatten den Fremden einmal einen Schmarotzer und Eindringling genannt, aufbegehrt, daß er sich herausnehme, nach Belieben der Arbeit zu entlaufen, und gescholten, es sei bislang doch auch ohne den Nebenregenten gegangen. Pankraz hatte ihn in Schutz genommen. Wen Frau Sixta zu sich zog, den erkannte auch er an. „Nun

Digitized by Google

seid Ihr ja schon ein paar Wochen da," sprach er Markus an.

Dieser fühlte, daß die Tatsache seines langen Bleibens den Alten befremdete; er wußte, daß sie auch andern auffiel, aber er ließ sich das nicht anfechten. „Jawohl," antwortete er zerstreut.

„Der Mensch muß irgendwo daheim sein," meinte Pankraz. Sein Ton war herzlich.

Markus legte ihm eine Hand auf die Achsel. „Das muß er," sagte er, „und ich bin Euch dankbar, wenn Ihr es mir gönnt."

Sie trennten sich. Die Ställe der Pferde und die des Rindviehs, zu denen sie auf dem Wege waren, lagen weit auseinander.

Aber Markus dachte über das Gespräch nach, wie er über die Begegnung mit Frau Sixta kurz vorher nachdachte. Der Alte mit dem ehrwürdigen Bart und dem gelassenen Wesen war ihm längst aufgefallen. Er war froh, vom Gesinde jemand zu haben, mit dem er ein Wort sprechen konnte. Er wunderte sich nicht, daß den Dienstboten Frau Sixtas Gunstbeweise auffielen. Vielleicht, dachte er, würde er dem und jenem mißliebig werden. In Grübeln versunken begab er sich an seine Arbeit, die Zurechtstellung eines neuen Säumerzuges. Und die Wirklichkeit entriß ihn für einmal seinen Überlegungen.

Er bekam dann freilich Gelegenheit, diese wieder aufzunehmen.

Die Teilnahme der blonden Anna, der Kellnerin, für ihn wuchs. Sie suchte einen Liebhaber. Als Markus ankam, war ein Postkutscher, dem sie angehangen, eben nach Amerika gegangen. Sie brauchte Ersatz. Markus war ihr dazu recht. Der Umstand, daß er am ersten Abend ein wenig mit ihr getändelt hatte, hatte sie warm, sein Lautenspiel und der weiche Klang seiner Stimme sie noch mehr auf ihn aufmerksam gemacht. Sie begann ihm Augen zu machen, ihm mit Worten und kleinen Aufmerksamkeiten zu höfeln. Er ließ es sich nicht ohne Behagen gefallen. Sie war eine hübsche Person.

Einmal, als sie miteinander nachts im Dunkel vor dem Hause standen und just niemand sie störte, wäre aus dem Tändeln beinahe Ernst geworden. Die Anna seufzte und girrte. Markus brauchte nur die Hand auszustrecken. Sein Blut kam ins Wallen. Es gelüstete ihn nach ihren vollen Lippen. Plötzlich fiel ihm Frau Sixta ein, und daß sie Spielereien zwischen den Männern und Weibern im Hause nicht liebte. Das ernüchterte ihn seltsam. Er suchte eine Ausflucht und lief hinweg.

Tagelang schämte er sich, als ob er sich irgend etwas vergeben. Er mied die Anna. Diese merkte das bald. Es erhitzte sie noch mehr. Sie strich ihm nach wie der Fuchs den Hühnern. Aber sie fing auch an, sich über Frau Sixta Gedanken zu machen. Sie raunte andern Mägden zu: „Unsere Frau scheint euch herausgefunden zu haben, daß der Markus Graf ein schöner Mensch ist."

Gegenüber Markus machte sie einige spitze Bemerkungen. „Das kann man sich gefallen lassen, wenn man so aufs hohe Roß gesetzt wird wie Ihr, nicht wahr?" und: „Soll ich Euch nicht neben die Frau decken? Ihr sitzt doch zu oberst in ihrer Gunst."

Am Gesindetisch hatte Markus bisher unter den Säumern gesessen.

„Macht keine schlechten Witze," antwortete Markus verdrossen. Eine Unruhe, die sich seiner bemächtigt hatte, verstärkte sich.

Von da an begann er zu lauschen, ob man über Frau Sixta und ihn nicht rede. Daß das der Fall war, blieb mehr Vermutung, als Gewißheit. Alle im Hause begegneten ihm noch immer freundlich. Sie nahmen ihn als etwas Besseres, zum mindesten als etwas außer ihren Reihen Stehendes, weil er sie an Bildung überragte und in seiner Erscheinung wie in seinem Wesen ein Besonderer war. Eine leichte Entfernung blieb zwischen ihm und ihnen. Wenn er sich nach Feierabend auch manchmal zu ihnen setzte, so blieb er doch mit seinen Gedanken nicht so recht bei ihren Gesprächen. Schon rein äußerlich unterschied er sich von ihnen; denn er legte am Abend saubere Wäsche an, er rauchte Zigaretten, während die andern Männer ihre Pfeifen ansteckten, und trank nicht mit ihnen. So wagten sie sich von Anfang an mit ihren Worten nicht recht an ihn, stimmten aber darin überein, daß er nicht hochmütig sei und einem gerne Rede und Antwort stehe. Allmählich gaben sie auch zu, daß er selbst Hand anlege und sich hilfsbereit zeige, wo sich dazu Gelegenheit biete. So wußten insbesondere die Säumer zu berichten, daß er einen raschen Blick und eine starke Hand habe, wenn je ein Tier sich auf einer Fahrt störrisch zeige oder in irgendeine Gefahr geriet, und daß er beim Ab- und Aufladen nicht müßig beiseite stehe, sondern jedem mit gutem Beispiel vorangehe. Die Pferdeknechte rühmten seine Kenntnisse. Er verstehe mehr von den Tieren als irgendeiner im Hause und sie waren sich darin einig, daß er aus dem „Sperber", dem Schimmel, erst das edle Tier gemacht habe, als das er es jetzt in die Berge ritt. Und doch las er aus ihren Blicken etwas wie eine Erwartung. Die Kellnerin hatte es angedeutet: er genoß ungewöhnliche Gunst bei der Meisterin. Und er war noch immer nicht weiter gezogen, wie er anfänglich gewollt hatte. Die Anna war

ihm seither leise zuwider, so sehr seine Augen ihrer Schönheit Gerechtigkeit widerfahren lassen mußten. Aber hatte sie so Unrecht? Und waren die andern nicht auch ihrer Meinung? Frau Sixta — war — Witwe. Und die Mitdienstleute warteten — warteten —

Er dachte das erstemal diese Erwägungen nicht zu Ende. Mit der ihm aus Jugendtagen anhaftenden Lustigkeit verließ er sie. Aber sie kehrten ihm zurück.

Er prüfte sich selbst und deutete Zeichen auf anderer Seite. Sich selbst konnte er sogleich freisprechen. Frau Sixta machte ihm durch ihre kraftvolle und willensstarke Persönlichkeit Eindruck. Allein, wenn er sich in ihrem Dienste wohl und aus der Art, wie sie ihm begegnete, eine Art Mütterlichkeit sich entgegenwehen fühlte, so wäre ihm doch nie ein Gedanke gekommen, daß er — ihres Mannes, des Rotmund, Nachfolger werden könnte. Frau Sixta jedoch? Wäre es möglich? Er fing an zu bemerken, daß ihre Augen manchmal auf ihm ruhten. Es schien ihm, als beschäftigte er ihre Gedanken. Häufiger hielt sie ihn im Gespräch fest. Sie schien an seinem innersten Menschen teilzunehmen oder zu suchen, ihn gleichsam zu entdecken, als liege ihr daran, in ihm besser Bescheid als in andern zu wissen. War das alles nur, weil er, der um Jahre jüngere Mann ihr vielleicht eine Art Menschenmerkwürdigkeit war? Die Sache riß ihn aus seinem Gleichmut. Er fühlte sich beengt, und eine leise Unwirschheit befiel ihn sowohl gegenüber Frau Sixta wie gegen die übrigen Hausinsassen. Dann suchte er zu Klarheit zu kommen. Frau Sixta stand ihm hoch. Wenn er erwog, welcher Abstand zwischen der reichen Besitzerin und ihm selbst, dem Wegfahrer, war, mußte er lachen. Aber er stellte den alten Pankraz eines Abends, als er ihn einsam auf einem Stein am Seeufer hocken und seine Pfeife schmauchen sah.

Es war kühl. Himmel und See hatten eine blaugraue, hell- und dunkelfleckige Färbung. An den Bergen geisterten Nebelwolken. Der Paßwind setzte aus. Markus ließ sich mit einem kurzen Gruß unweit des alten Knechtes nieder.

„Regen," sagte er in Voraussicht des Wetters.

„Regen," sagte Pankraz.

Dann fiel Schweigen ein. Pankraz sog an seiner Pfeife und strich ein paarmal über den weißen Bart, den er pflegte wie ein Stadtherr und der einen feinen Silberglanz hatte.

„Es wird bald genug wieder Winter sein," meinte nach einer Weile der Alte.

Markus war es, als sei in der Feststellung die Neugier enthalten, ob er den Winter hier oben noch erleben werde. Da ging er mit plötzlicher Eingebung auf sein Ziel los. „Was — denkt Ihr von mir?" fragte er.

„Wer?" fragte Pankraz dagegen.

„Nun Ihr alle."

„Ich kann nicht in die Gehirne der andern sehen." Nach dieser Antwort schien der Hirt sich verschließen zu wollen. Er blies viel Rauch in die Luft. Aber nach einer Weile, während welcher Markus mit auf die Knie gestemmten Armen und gesenktem Kopf saß, begann der Alte aufs neue. „Ihr werdet Euch entscheiden müssen," sagte er.

Markus verstand ihn nicht sogleich. Man hatte immer die Empfindung, als komme der Alte mit seinen Gedanken nie ganz von Frau Sixta los. Dachte er auch jetzt an sie?

„Redet deutlicher," sagte er.

Der Alte murmelte etwas in sich hinein. „Die Frau wird eines Tages wissen wollen, ob Ihr bleibt oder geht," erklärte er dann.

Das konnte auf die Herrin Bezug haben, die wissen mußte, wessen sie sich von dem Knecht zu versehen hatte. Es konnte aber auch die Frau in der Rotmundin angehen.

„Ich kenne sie lange," fuhr Pankraz weiter. „Ich habe es Euch schon einmal gesagt. Ich kenne sie fast von Kindesbeinen an." Das kam ihm mit einer sichtlichen Bewegung aus dem Herzen herauf.

Markus fühlte, daß der Alte in der Tat Bescheid über Frau Sixta wußte und Dinge voraussehen konnte, die ihm selbst noch dunkel waren. Es gingen ihm gleichsam innere Augen auf. Möglichkeiten wurden ihm zu Wahrscheinlichkeiten. Widerstreitende Gefühle stürmten auf ihn ein, allen voran das neu aufflackernde Verlangen, weiterzuziehen. Was blieb er hier sitzen? Was ließ er sich hier einfangen? Dagegen erhob sich wieder die Erkenntnis, daß er heimatlos war, daß er kein Ziel hatte, noch Lust, ein solches zu suchen. Hier aber, sagte er sich, war ihm eine Tür aufgegangen. Fäden seiner Seele hatten sich verfangen. Er liebte diese düstere, weltferne Landschaft, die Arbeit, die ihm hier oblag, den Hengst, den er ritt. Die Frau jedoch, die Rotmundin? Ihm verwandt durch Schicksalserfahrung. Ihm ehrenwert, weil sie durch Art und Tat zur Hochachtung zwang. Ihm vertraut, weil sie Vertrauen gab und forderte. Nur — an Jahren ihm voraus. Und — nein in dem Licht, in dem Pankraz die Dinge sah, hatte er sie nie gesehen. Er war kein Kostverächter. Ein hübsches Weibsgesicht, nun ja! Aber eine Einzige und für immer! Ein leiser Schauer überlief ihn.

Da nahm Pankraz, der Hirt, die Pfeife aus dem Mund und sagte mit einem sinnen-

Digitized by Google

den Ausdruck: „Manche würden Gott danken, wenn sie an Eurer Stelle wären."

Sein Ernst machte Markus Eindruck. Man konnte nicht vorbeihören. Es war einem, als würde man gewarnt, nicht am Glück vorüberzugehen. Er stand auf. Seine Gedanken zogen ihn fort in irgendeine Stille, wo er allein mit ihnen sein konnte. Sie spannen ihn so ein, daß er des andern völlig vergaß und ohne Gruß über die Ebene dem einsamen Nebental, dem Sollagrund, zuschlenderte.

Pankraz schaute ihm nach. Der war noch jung, dachte er. Der war vielleicht so wenig der Rechte wie es Xaver Rotmund gewesen war. Wo habt Ihr Eure Augen, Frau Sixta?

Er zündete bedächtig die Pfeife neu an, die erloschen war.

*

Das waren Dinge, die einem am Tage die Arbeitslust und nachts den Schlaf nehmen konnten. Manchmal, wenn Markus Graf Frau Sixta sich ihm nähern sah, stahl er sich beiseite. Manchmal, wenn er auf dem Grauschimmel ausritt, entfernte er sich stundenweit vom Brückegut und dachte daran, das Pferd heimzusenden, selbst aber ohne Abschied und ohne daß einer wußte wohin, auf und davon zu gehen. Aber sein Herz war dazu nicht fest genug. Es hing an der Frau, aus deren Garn er sich befreien wollte; denn im Grunde wußte er ja noch nicht, ob er und der Hirt nicht fehl gesehen. Frau Sixta vergab sich nichts. Sie schenkte ihm Vertrauen. Sie betraute ihn mit Aufträgen, wenn er fortritt. Einmal ließ sie ihn erraten, daß der Talammann Furrer und andere gern ihre Witwenschaft abkürzen würden. Aber alles geschah mit Zurückhaltung, mit einer fernen, kühlen Freundlichkeit. Einmal sagte sie: „Man gerät in die Welt hinein, bevor man sie versteht, und wenn man sie verstehen lernt, sind ihre Türen zugefallen und es nützt nichts mehr, daß man erkennt, man sei durch die unrichtige hereingekommen."

Markus sah, daß sie den Drang hatte, gerade ihm etwas von ihrem Innersten aufzutun. Das stimmte ihn dankbar und zog ihn an. Aber wenn sie allmählich einander doch näher kamen und er etwas von seiner Scheu verlor, so konnten sie im Grunde wenig dafür. Etwas außer ihnen Liegendes spann sie ein. Vielleicht war es das heimliche Flüstern ihrer Umgebung, das ihnen nicht verborgen blieb, vielleicht nur die Tatsache, daß sie der Bildung nach einander ebenbürtiger waren als die übrigen Hausinsassen. Sie mußten in der Einsamkeit des Hochgebirgs eines des andern Gesellschaft als eine Zerstreuung empfinden. Markus lebte sich in die Geschäfte ein, und sein vernünftiger Rat zeigte sich da und dort nützlich. Zuweilen saßen sie jetzt abends einander in der Hinterstube der Wirtin gegenüber und besprachen Vorgänge des Tages und erledigte oder noch der Lösung harrende Angelegenheiten. Wenn die Geschäfte abgewickelt waren, wurden sie manchmal plötzlich der Tatsache ihres Alleinseins inne; und aus einem unvermutet zwischen sie fallenden Schweigen stieg ihnen eine jähe Befangenheit, die sich ihnen einen Augenblick vor den Atem legte.

An einem solchen Abend kamen sie auch wieder auf die Otti, die Tochter der Frau Sixta zu sprechen. Geschäftliche Dinge hatten sie so in Anspruch genommen, daß sie nicht bemerkt hatten, wie die Stube dunkler geworden. Auf einmal sah Markus den Alpstein drüben im letzten Rot der Sonne stehen. Er fuhr unwillkürlich herum und sagte: „Es ist schon eine wunderbare Welt hier oben."

Da erinnerte sich Frau Sixta eines Briefes, den sie heute bekommen. Der Mund ging ihr von dem über, von dem ihr Herz voll war. „Das findet meine kleine Tochter auch," antwortete sie Markus. „Ich hätte nicht gedacht, daß sie, die nur kurz hier gewesen, so hier festgewachsen wäre."

„Vielleicht bekommt man von der Scholle, auf der man geboren ist, einen geheimen Saft mit, der in einem wirksam bleibt," meinte Markus.

„Mag sein. Dann hat ihn die Otti. Sie schreibt, daß sie nicht im Kloster bleiben wolle."

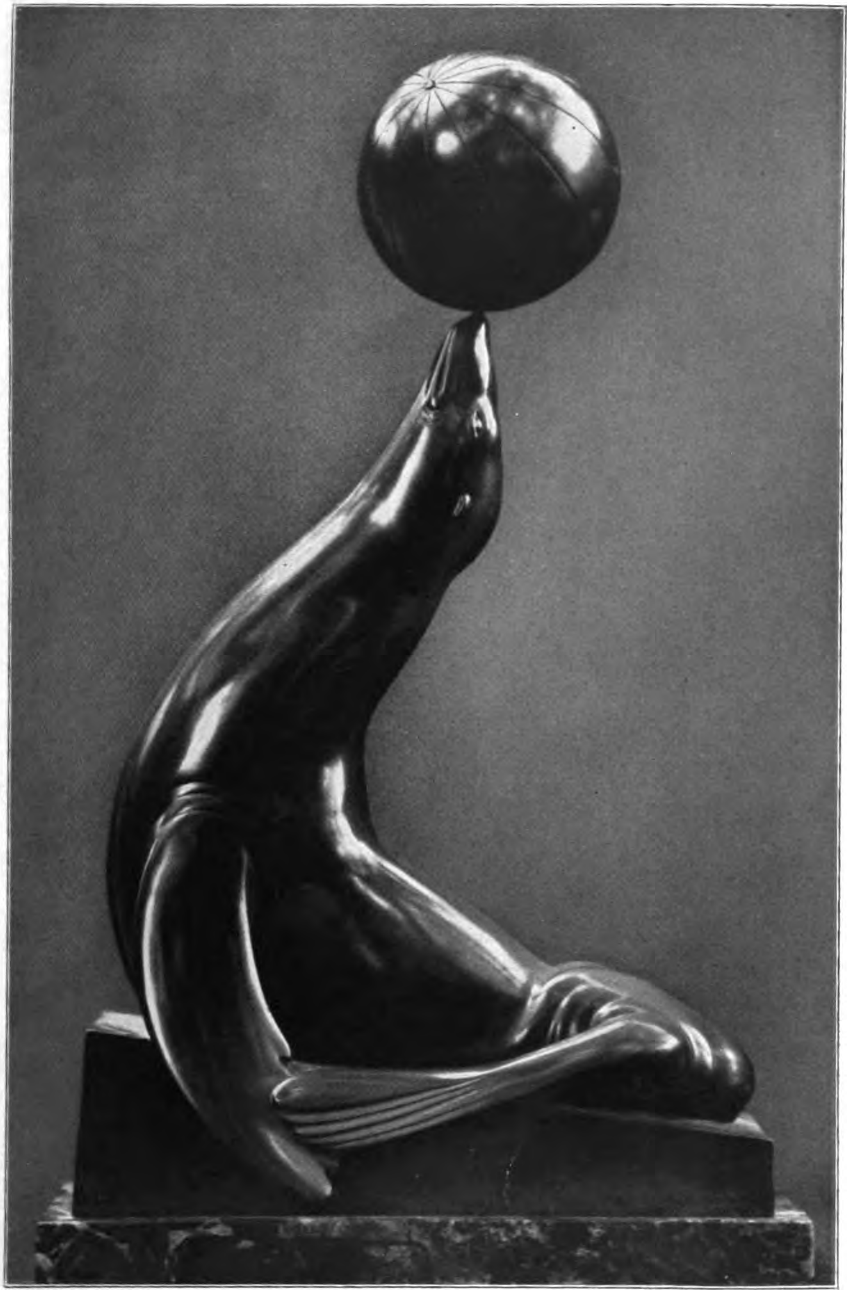
„Haltet Ihr das für einen Nachteil?"

„Für ein Unglück. Wie viel leichter hat es der Mensch in der Stille!"

Während sie das noch sprach, fiel ihr ein: Wenn die Otti einen Vater hätte, der ihr ein Freund wäre! Sie selbst hatte es nicht so gut gehabt. Sie richtete die Augen auf Markus. Sie hatte sich in seine Gesellschaft hineingelebt, sich an sie gewöhnt. Sie wußte, daß etwas an ihm war, was sie anzog. Gefühle erwachten, die seit einiger Zeit schon, ihr noch kaum bewußt, sie behelligt hatten. Sie hatte sich einmal auf dem Gedanken ertappt, ob Markus nicht der Nachfolger für den werden könnte, den sie ohne Leid begraben. Aber sie war kein mannssüchtiges Weib. Sie hatte Gewalt über sich. Und sie hielt ihr Herz auch jetzt fest in der Hand. Sie spürte, daß es schlug, aber das raubte ihr die klare Überlegung nicht. Der da ihr gegenüber war jünger als sie! Er war ein Nirgendher und Nirgendwer. Die Leute würden sagen, daß sie einen Knecht —

„Ich meine, die böse Welt zu erleben ist immer noch besser, als aus ihr ausgeschlossen

Digitized by Google



Dressierter Seelöwe. Bronze von Georg Roch

Digitized by Google

Digitized by Google

zu sein," unterbrach hier Markus ihr Nachdenken, wiederholend, was er ihr mit Bezug auf die Otti schon einmal gesagt.

Und Frau Sixta war wiederum betroffen. „Also gegen meine Überzeugung, meint Ihr," sagte sie, „sollte ich dem Kind den Willen tun?"

„Ja," antwortete Markus kurz. Im Grunde war ihm die Unbekannte im Kloster gleichgültig; sie nahm vor seinem Blick nicht Gestalt an. Sie kümmerte ihn nicht. Er hörte Frau Sixtas Atem gehen. Das regte ihn auf. Die Leute redeten, dachte er. Und hier saßen sie nun wieder allein.

Frau Sixta schwieg. Sie dachte noch an die Otti. Aber auch sie bedrückte die eingetretene Stille.

Beide überkam das scharfe Gefühl, daß sie aufstehen und unter irgendeinem Vorwand auseinandergehen sollten. Aber keines ließ den Gedanken zur Tat werden.

Minuten vergingen. Hemmungen schwächten sich ab. War es nicht doch ganz behaglich, so friedlich beisammenzusitzen? Frau Sixta stand einen Augenblick in Versuchung, die Hand auszustrecken und etwa zu sagen: ‚Ich bin froh, daß Ihr da seid, Markus. Und ich hoffe, daß Ihr lange bleibt.' Sie tat das nicht. Es war nicht ihre Art, aus sich herauszukommen.

Dann pochte es an die Tür. Die Anna rief Frau Sixta in die Wirtsstube hinunter. Diese erhob sich. Aber als sie aufstand, bot sie Markus doch ihre Rechte. Sie sprach nicht. Sie drückte nur fest zu. Ungesagtes wurde verständlich.

Von da an wußten sie, daß sie vielleicht ein Paar werden würden. Sie wußten und erwogen es.

Frau Sixta kam bald zur Klarheit über sich selbst. Sie hatte nie zuvor diese Unruhe, dieses Auf und Ab von Freude und Angst in sich gespürt. Sie gestand sich frei, daß sie diesen weglosen, zerfahrenen Menschen, dessen bisherige Laufbahn alles andere als ein Erfolg gewesen, der blindlings ausgezogen und willenlos hier hängen geblieben, gern bei sich halten würde. Und sie war entschlossen, in Erfahrung zu bringen, was er von ihr dachte.

Markus, der Himmelsgucker, schwankte und zögerte. Manchmal befiel ihn eine jähe Angst vor Ketten. In gewissem Sinn gehörten Frau Sixta und ihre Umgebung schon zu seinem Leben. Warum sollte er nicht wie bisher, ihr ein freier Knecht, fast ein Sohn, neben ihr bleiben? Aber ihr mehr zu sein, diese Frau zu sich zu nehmen, sich lebenslang zu binden? — Er schreckte immer noch davor zurück. Und als ihm aus kleinen Anzeichen eine Ahnung aufging, daß in jener das Weib sich entzünden könnte, stieß ihn das seltsam ab. Mehr als einmal noch ging er mit zorniger Miene beiseite.

Frau Sixta bemerkte es. Die Scham stieg ihr ins Gesicht. Auch ihrerseits zurückgestoßen, überließ sie ihn eine Weile sich selbst. Er konnte sich keines Vorzugs mehr rühmen.

Eines Morgens auf einem Ritt trank Markus eiskaltes Wasser und kam schwerkrank ins Brückehaus zurück. Er litt furchtbare Qualen, konnte sich kaum mehr aufrecht halten und taumelte gleich einem Berauschten in die Stube. Gäste saßen an den Tischen. Die Kellnerin bediente sie, und Frau Sixta unterhielt sich mit einigen von ihnen.

Markus nahm sich zusammen. Er trat an den Schanktisch und bat die Anna heimlich um ein Glas Branntwein. Frau Sixta aber war hellhörig, wenn es sich um ihn handelte. Seine Blässe fiel ihr auf. Sie erhob sich und sah ihn schärfer an. War er betrunken, dachte sie, und in ihr krampfte sich etwas zusammen. Sie hatte böse Erinnerungen.

Er leerte hastig sein Glas.

Sie hörte ihn leise stöhnen. Da folgte sie ihm, als er die Stube verließ.

Er tat nur wenige Schritte. Dann mußte er sich an der Wand halten, damit er nicht umsank.

„Was ist Euch?" fragte die Wirtin.

„Ich habe eine Narrheit begangen," antwortete er mühsam. „Man sollte alt genug und vernünftiger sein. Ich war heiß und trank Wasser aus dem Alpsteinbach."

„Also Eis," sagte Frau Sixta.

Und als es ihn schüttelte, nahm sie ihn hart beim Arm und führte ihn nach seiner Kammer.

Er fühlte, daß sein Leben an einem Faden hing. Ein dumpfer Wille zum Widerstand erfüllte ihn. Während er aber davon nicht sprechen konnte, weil er sich nicht feig zeigen wollte, empfand er doch eine Art Beruhigung, daß mit Frau Sixta jemand an seiner Seite war, der ihn nicht im Stich ließ.

Die Rotmundin kannte die Gefahr, die in den Gletscherwassern liegt. Sie traf rasch und sicher ihre Maßregeln. Sie legte den Kranken selbst in heiße Tücher und reichte ihm heiße Getränke. Eine geschulte Wärterin konnte seiner nicht besser pflegen. Seine Schmerzen wuchsen aber noch. Er biß die Zähne zusammen, damit er nicht schrie.

Die Kellnerin trug es unter die Knechte und Mägde, daß er zugrunde gehen werde. Sie war erregt. Sie hatte gedacht, daß Frau Sixta den Markus pflege, als ob er ihr schon angetraut wäre. Aber in der Angst um ihn vergaß sie, das weiterzuschwatzen.



Digitized by Google

Frau Sixta zeigte nicht, daß auch ihr ein Schrecken wie Fieber durch den Leib fuhr. Nur ihre Nasenflügel bebten. Sie sandte eine Depesche ins Tal. Dann befahl sie, den Sperber vor den leichten Einspänner zu schirren. Und plötzlich trat sie wieder bei Markus ein.

„Ich kann es Euch nicht ersparen," sagte sie. „Ihr müßt ins Spital. Nur eine Operation kann Euch retten."

Er wollte sich abwenden; er dachte, daß er es nicht fertig brächte, vom Bett noch einmal aufzustehen, noch viel weniger die Fahrt ins Tal zu machen.

Aber Frau Sixta reichte ihm schon die Kleider.

Dann packte es ihn, daß er fast gegen den eigenen Willen sich aufrichtete und, von Fieber geschüttelt, sich zurechtmachte.

Beim Pferd vor der Tür stand ein Knecht, neben ihm Pankraz Danjoth.

Die Rotmundin führte Markus heraus, die Hand unter seinem Arm. „Hast du den Enzian?" fragte sie Pankraz.

Der reichte ihr die Flasche mit dem Saft, den er selbst brannte. Dann wandte sie sich kurz gegen das Haus zurück, wo Anna und andere Leute auf der Schwelle erschienen waren. „Seht zum Rechten, bis ich wiederkomme," sagte sie kurz, und schon schob sie Markus auf den Wagen, setzte sich neben ihn und ergriff die Zügel. Sie fragte niemand um Rat. Sie wußte, was einzig zu tun möglich war. Und niemand hatte zu Einwand oder Bedenken Zeit. Selbst Markus, der müde und von Schmerzen morsch war, überließ sich ihr willig.

Es geschah während der Fahrt, daß ihm der Kopf an ihre Schulter sank. Da legte sie den linken Arm um ihn wie um ein Kind und lenkte mit der Rechten das Pferd.

Als sie so allein miteinander waren, spürten sie erst, wie sie in den vergangenen Wochen aus den Reihen der übrigen herausgetreten und schon eine Art Kameraden geworden waren.

Das Gefährt stob um die Straßenkurven. Frau Sixta, die all ihren Knechten sorgfältiges Fahren und Schonung der Pferde anbedang, ließ den Sperber laufen, als ginge es über Ebene und nicht steil abwärts und an Felsen und Abstürzen vorbei. Zuweilen, ohne anzuhalten, reichte sie Markus die Enzianflasche. Nach seinem Befinden fragte sie nicht. Nur dann und wann stieß sie ein Wort hervor, das trösten sollte: „In zwei Stunden können wir dort sein. — Der Spitalarzt ist sehr geschickt. — Es ist noch lange nicht das erstemal, daß einer so im Sturm zum Doktor gebracht werden mußte." Dabei hielt sie mit Macht den Seufzer zurück, in dem ihre Angst sich Luft machen wollte.

Die Fahrt war eine Marter. Markus verfiel zuletzt in eine Art erschöpften Halbschlafs, in dem er wunschlos und widerstandslos, mit einem dumpfen Gefühl der Ergebung sich ganz in die Obhut seiner Begleiterin sinken ließ.

Sie erreichten dann den Hauptort und das Spital. Frau Sixta brachte ihr Pferd in den Stall, bis die Operation vorüber war. Sie wollte den Bescheid der Ärzte abwarten.

Stunden vergingen. Frau Sixta ging unruhig im Wartezimmer des Krankenhauses auf und ab. ‚Er stirbt,' dachte sie. ‚Er stirbt.' Und in ihr lehnte sich etwas gegen das Schicksal auf. Warum mußte ihr immer alles in die Brüche gehen!

Aber am Abend konnte sie die Zusicherung des Arztes mit sich nehmen, daß der Kranke mit dem Leben davon kommen werde. Sie bestieg ihr Gefährt. Sie war jetzt völlig gefaßt. Sie schalt sich selbst, daß sie feig gewesen sei. War es im Grunde nicht doch nur ein Fremder, um den sie gebangt hatte?

Markus hatte sie nicht mehr gesehen. Es durfte niemand zu ihm.

Die Heimfahrt nahm mehr Zeit in Anspruch als die Ausreise. Es war längst Nacht geworden, als sich Frau Sixta wieder der Paßhöhe näherte. Der Mond fehlte. Spukhaft, gespenstig lagen die Felsen zu seiten der Straße. Nur das rote, unruhige Licht der Wagenlaterne leuchtete und sprang die Straße hinauf, dem müden Pferd voran. Frau Sixta kannte den Weg wie das Pferd ihn kannte. Das unheimliche Rauschen des Bergwassers schreckte sie ebensowenig wie das Raunen des Nachtwindes, der manchmal hinter einer Ecke winselte. Sie hatte vieles zu überdenken. Zuerst war nur die Erinnerung an die Vorgänge der letzten Stunden in ihr gewesen, der Gedanke der Angst, der der Erleichterung, eine Erinnerung, wie Markus sich erschlafft in ihre Obhut gegeben. Und Fragen hatten sie bestürmt. Ob er jetzt auch an all das dachte? Ob er ihrer gedachte, sie vielleicht vermißte? Jetzt trat die Wirklichkeit wieder in ihr Recht. Die Nähe des Wirtshauses mahnte sie. Es mußten Holz, Kohlen und Konserven her für den Winterhaushalt, es galt Knechte und Mägde zu wechseln auf den nächsten Einstandstermin. Eine Pflicht um die andere meldete sich und erwürgte das, was rückwärts gehen wollte. In ihrem Innersten war vielleicht Markus allein, aber sie war kein verliebtes, junges Mädchen, sie übersah das Leben, die Zukunft, in denen er nur ein Teil, eine Erscheinung war. Der Entscheid des Arztes hatte ihre

Sorge beschwichtigt. Sie glaubte an ihn. Jetzt war sie wieder die Wirtin vom Brückegut, die sich nicht nur um den einen Mann zu kümmern hatte.

Als sie die letzte Straßenwindung vor der Paßhöhe umfuhr, flogen ihre Gedanken ihr voraus. Bald würde der Wagen vor die Tür ihres Hauses rollen! Verwunderte Gesichter würden ihr begegnen. Sie dachte jetzt erst daran, daß das Gesinde getuschelt haben könnte. Sie war selbst und allein mit Markus, dem Knecht, gefahren! Vielleicht hatte sie auch etwelche Aufregung gezeigt! Vielleicht befremdete das die Leute! Aber — sie richtete sich auf — was tat's? Es wäre nicht das erstemal, daß man über sie redete! Und — redete man denn ohne Grund? Wunderte sie sich nicht selbst über sich? Was für ein Schrecken in sie hineingefahren war, dieses Markus halber! Wie der Gedanke, ihn verlieren zu müssen, sie gestochen! Wie sie seinethalben alles im Stich gelassen!

Sie täuschte sich in diesem Augenblick über nichts mehr. Sie liebte diesen Menschen. Und ebenso rasch und klar wurde Erkenntnis zum Entschluß. Sie wollte Markus zum Herrn auf dem Brückegut machen, wenn er dachte wie sie! Ob er das tat, schien ihr noch zweifelhaft. Nicht mehr unmöglich jedoch.

Und schon bohrte sie weiter in die Zukunft: Was würden die Dienstleute sagen? Und Furrer, der Talammann und andere Freier? Die Bergmattener überhaupt? Das Gesinde mußte es hinnehmen. Wem es nicht paßte, der mochte gehen. Den Bergmattenern floß eben wieder Wasser auf ihre Mühlen. Leute wie der Talammann würden ihr den Schritt nicht verzeihen. Aber das war zu ertragen. Sie war noch immer nicht mit sich einig, ob sie die Tochter heimkommen oder im Kloster lassen sollte. Wenn jene aber heimkam, vielleicht war sie froh, in Markus einen zu finden, der an Bildung und Eigenart den andern allen über war. Vielleicht stellte sie sich ganz gut zu — zu dem Stiefvater! Eine kleine, vom Wunsche geborene Vorfreude stieg in Frau Sixta auf. Sie hätschelte diese Freude, und diese war schuld, daß ihr der letzte Teil ihres Weges ganz kurz schien. Fast heiteren Sinnes fuhr sie am Wirtshaus vor.

Anna, die Kellnerin, war noch wach. Frau Sixta sah, daß sie die Frage, wie alles gegangen sei, nur mühsam zurückhielt. Sie erzählte. Markus Graf sei gerettet. Es werde nicht lange dauern, bis er zurückkommen könne.

Die Anna errötete. Sie hatte den Tag in Furcht und Zweifeln verbracht. Der arme Kerl, der Markus, wenn er zugrunde gehen mußte! Wahrlich, es würde ihr sehr nahe gehen. Und sie neidete Frau Sixta, daß sie seine Rettung hatte an die Hand nehmen und bei ihm sein können. Dieser Neid spiegelte sich auch jetzt in ihren Zügen, obgleich ihr das Herz ob des guten Bescheids leichter wurde. Frau Sixta achtete dessen nicht. Während sie sich mit dem Mädchen ins Haus begab, berichtete sie weitere Einzelheiten ihrer Fahrt.

Inzwischen erwachte im Krankenhaus Markus Graf aus der Narkose. Noch fühlte er sich krank und mochte nicht denken. Erst nach und nach kehrte ihm die Besinnung an das, was war und gewesen, zurück. Er erinnerte sich, was Frau Sixta für ihn getan, und suchte sie. Dann fragte er die bei ihm wachende Krankenschwester nach ihr und erfuhr, daß sie heimgefahren. Enttäuscht drehte er den Kopf zur Wand. Allmählich begann er zu grübeln: Er war hilflos gewesen wie ein Kind. Und die Rotmundin hatte ihn betreut! Weiß Gott, was aus ihm geworden wäre ohne sie! Hm! Und es wurde einem leicht in ihrer Sorge. Er hatte kaum einen Menschen gekannt, dem er je so vertraut hätte.

Erschöpfung machte seinem Sinnen ein Ende. Er schlief wieder ein.

Aber als zwei Tage später Frau Sixta ihn besuchen kam, schaute er ihr, dem die Zeit und das Alleinsein lang geworden, mit aufleuchtender Freude entgegen. Sie mußte sich an sein Bett setzen und ihm vielerlei erzählen. Es war ihm nur wie ein böser Traum im Gedächtnis geblieben, was mit ihm geschehen war. Er wollte auch von daheim wissen, wie alles gehe. Von dem Pferde Sperber, von Pankraz!

Sie verloren sich so tief in ein Gespräch, daß Frau Sixta nach zwei Stunden erschreckt zusammenfuhr und sah, daß ihre Zeit längst um war. Aber sie schieden selbst jetzt noch zögernd. Sie hatten es wieder merkwürdig gemütlich gefunden, so miteinander zu plaudern.

Markus sagte: „Ich darf noch nicht heim, muß noch lange liegen."

„Ich komme wieder," versprach Frau Sixta.

Da drückte er ihr rasch und freudig die Hand. Sie gab ihm den Druck zurück.

Sie waren einander näher als je zuvor.

Markus sah seinem Gaste nach, als sie das Zimmer verließ. Stattlich war sie! Und wußte, was sie wollte. Und tat einem wohl! Es wäre doch nicht unmöglich: Sie und er! — Er und sie! —

Er schloß wieder die Augen. Zu Entscheidungen war er noch zu matt.

*



Digitized by Google

Nun war das Gerede im Gang. Auf der Paßhöhe wie unten im Dorf. Das war doch kein Knecht, der Frau Sixta im Spital lag, das konnte nur jemand sein, der ihr so viel wie ein Eigener bedeutete. Sonst würde sie nicht täglich Nachrichten über ihn eingeholt, ihn immer wieder besucht und in ihrem Wesen sich so geändert haben, so hell und heiter geworden sein.

Vielleicht war es Anna, die Kellnerin, die zuerst die Meinung äußerte, die Witwe Rotmund werde bald eine neue Heirat schließen. Vielleicht ging aber diese Weissagung auch von dem Talammann Furrer aus, der anläßlich seiner Besuche auf der Paßhöhe von der Anna näher eingeweiht, auf den Stand der Dinge aufmerksam und in seiner Ruhe beträchtlich gestört worden war. Der einflußreiche und selbstbewußte Mann war seines eigenen Erfolges bei Frau Sixta ziemlich sicher gewesen, und da er anfangs über die Möglichkeit der Nebenbuhlerschaft eines Knechtes gelächelt und gespottet hatte, so faßte ihn, als er ernste Gefahr erkannte, eine nicht gelinde Wut. Vorläufig machte er ihr vorsichtigerweise nur in spöttischen Andeutungen Luft, die er etwa im Wirtshaus oder in den Amtsstuben fallen ließ, zog sich selbst mehr von Frau Rotmund zurück und gab sich den Anschein, als habe er überhaupt nie ernste Absichten auf sie gehegt. Frau Sixta war helläugig genug, um bald zu erkennen, daß ein Verleumderlüftchen sie zu umsäuseln begann. Wenn sie wie häufig in Geschäften nach Bergmatten hinunterkam, sah sie in den vielen Blicken, denen zu begegnen sie stets gewohnt gewesen, neben Schätzung und Unterwürfigkeit da und dort einen Ausdruck forschender Neugier, leiser Verwunderung und rascher Spottlust aufglimmen. Sie zuckte mit keiner Wimper. Sie war nicht unvorbereitet auf das, was jetzt geschah.

Inzwischen hatten sich manche andere Dinge geklärt. Markus' Wiederherstellung machte rasche Fortschritte. Immer wieder hatte sie ihn besucht. Sie hatten von seiner Genesung gesprochen, von Geschäften, von Ottilie und den noch unentschiedenen Plänen, die sie betrafen. Sie hatte ihn auch tiefer in ihr früheres Leben blicken lassen. Und sie waren dabei noch vertrauter geworden.

Einmal sagte sie wieder: „Ich denke, Ihr habt bemerkt, daß ich in meiner Nähe niemand habe, mit dem ich von Dingen reden könnte, die nicht nur Äußerlichkeiten beschlagen. Ihr seid einer, den das Leben geschüttelt hat, und ich habe Vertrauen zu Euch. So müßt Ihr schon manches anhören, was nicht für alle Ohren ist."

Dann sprach sie wieder von ihrer Jugend, leiser und verhaltener denn je.

Ihre Mitteilsamkeit löste auch ihm die Zunge. Er fühlte die eigene Zerfahrenheit mehr denn je und gestand ihr, wie er sich oft frage, was aus seinem blinden Durch-die-Welt-tappen noch werden solle. Vertrauen forderte Vertrauen, und Geständnis weckte Geständnis. Markus spürte sich gehalten und geführt, und Frau Sixta, erkennend, was sie ihm sein oder werden konnte, ließ ihrem lange eingedämmten Herzen Lauf. Vielleicht war es in diesem Augenblick jünger und törichter, als ihren Jahren anstand.

Ihre Unterhaltungen erreichten allmählich einen so freien und kameradschaftlichen Ton, daß sie wohl einsahen, es müßte daheim und vor den Leuten manches wieder anders werden, sollte man daran nicht Anstoß nehmen. Frau Sixta schüttelte die Kissen, in denen Markus lag. Sie brachte ihm Bücher, die ihm die Zeit vertrieben. Sie legte die kühle Hand auf seine Stirn und fragte nach seinem Ergehen mit einer bewegten Stimme, die ihm zeigte, wie tiefen Anteil sie an ihm nahm. Er ließ sich in diese Teilnahme sinken und gewöhnte sich in Frau Sixta hinein wie in eine neue Heimat.

An einem Herbstabend holte die Rotmundin ihn aus dem Krankenhause heim. Er hatte Miene gemacht, beim Einsteigen in den Wagen selbst die Zügel des Sperbers zu ergreifen. Aber Frau Sixta kam ihm zuvor. „Bis nach Hause seid Ihr noch mein Pflegling," sagte sie. Ein Bedauern lag in ihrem Ton. Es war ihr, als näherte sich ein Glück seinem Ende.

Schweigsam legten sie den ersten Teil der Fahrt durch die Taldörfer zurück; die Nähe der Menschen störte sie. Dann traf, als sie auf die Alpstraße gelangten, der freie Höhenwind ihre Gesichter, und die Heimat grüßte sie. Aber es war ihnen, als müßten sie die Fahrt dehnen, damit der Alltag noch eine Weile nicht komme.

Die Sonne ging unter. Die Berge begannen zu glimmen. Wolken, die weiß am Himmel gestanden, entzündeten sich. Über die Straße, das Gefährt und die Gesichter der Reisenden fiel der feine, rosige Widerschein. Im Grase blühte die rote Erika. Wo ein kleiner Wassertümpel lag, glich er einer Blutlache, denn die Wolken spiegelten sich darin. In einer Symphonie von Rot glomm die Welt. Frau Sixta suchte umsonst nach Worten. Sie erinnerte sich der Angst, mit der sie vor Wochen den Mann neben ihr zu Tal gefahren. Sie dachte an die trauliche Zeit der Krankenbesuche. Sie wünschte vieles davon mit in die Zukunft hinübernehmen zu können.

Digitized by Google

In ihrer Seele war eine ähnliche Glut wie sie jetzt auf der Landschaft lag. Die Hand, die die Zügel hielt, zitterte leise. Endlich sagte sie, mühsam ihre Bewegung verbergend: „Wir sind jetzt Freunde geworden. Das heißt, daß wir auch daheim nicht tun sollen, als ob ein Berg zwischen uns sei."

Markus erwachte. Die Luft und die Dämmerung hatten ihn müde gemacht. Aber eben war es ihm auch durch den Sinn gegangen, daß er nach dem Brückegut zurückgebracht werde, um dort wieder ein Knecht zu sein. Hatte ihn der Gedanke leise verstimmt, so lag ihm doch auch ihre Rede nun nicht recht. Er wollte nichts geschenkt. Etwas von der Ablehnung, die er schon bei seinem Einzug ihrem Mitleid entgegengesetzt, wollte sich wieder regen. Und doch war er neugierig, wie alles sich fürder gestalten werde. Er antwortete: „Das heißt, wir sollen nicht fremder tun, als nötig ist, damit Ihr nicht in Ungelegenheiten kommt."

„Wie meint Ihr das?" fragte die Rotmundin.

„Meine Mitdienstleute werden nicht begreifen, daß Ihr es mit einem von ihnen besonders gut meint."

„Ist es Euch so wichtig, was andere denken und sagen?"

„Das wohl nicht. Aber — man muß mit ihnen leben."

Frau Sixtas Herz klopfte heftig. Ein jäher Entschluß suchte in ihr nach Worten. Und auf einmal gewann sie alle ihre Sicherheit, Gelassenheit und Entschlossenheit zurück. „Es wird nur an Euch liegen, Markus," sagte sie, „ob Ihr nicht als mehr als ihresgleichen mit ihnen leben wollt."

Markus machte große, verwirrte Augen. Er verstand sogleich, was sie meinte. Er hatte es kommen sehen, es vielleicht nicht wahr haben wollen und doch schon gewußt, daß es wahr war. Noch einmal schrak er zurück. Und gleich darauf ließ er sich gleichsam mit geschlossenen Augen fallen. So hatte er sich einst von seinem Vater leiten lassen, noch als er längst mündig gewesen. So hatte er sich schon oft ohne Widerstand, mit Gleichmut, der fast Traumwandel war, in etwas hineinstoßen lassen, was ihm bereitet war.

Frau Sixtas Lippen zitterten. Die sonderbare Stellung, in welcher sie sich befand, war ihr voll bewußt. Aber sie vollendete tapfer: „Ich habe Euch lieb gewonnen. Ihr müßt entscheiden, ob das Bedeutung bekommen soll."

Das Pferd ging seinen weiten Schritt bergan. Die Führerin ließ ihm die Zügel. Einen Augenblick blieb es still. Blitzartig stiegen Markus noch einmal ein paar Erwägungen auf: Ein Angebot wurde ihm gemacht, das ihn mit einem Male jeder Lebenssorge, aller Mühe zu grübeln, was weiter mit ihm werden solle, enthob. Und diese Frau hatte ihm das Leben gerettet, ihm nichts als Gutes getan. Und — wie hoch stand sie in aller Achtung!

Fast unbewußt, zögernd und doch wie unter einem Zwang streckte er Frau Sixta die Hand hin.

Sie nahm die Zügel in die Linke und reichte ihm die andere.

Es war keine Liebesszene; es war fast ein Handel. Aber es lag Ehrlichkeit und eine freundliche Heiterkeit in ihrem Verspruch. Zärtliches Vertrautsein mußten sie erst noch lernen.

Eine kurze Weile fehlten ihnen wieder die Worte und blieben sie noch befangen.

Aber Frau Sixta ging ihren Weg bewußt. „Laß uns den Leuten keine langen Rätsel aufgeben," sagte sie. „Es gilt nur die Papiere in Ordnung zu bringen, dann —"

„Mir ist es recht," antwortete Markus, immer leise betäubt. Er hörte, daß sie ihm das Du gegeben, und es wäre ihm noch schwer gefallen, ihr jetzt schon Gegenrecht zu halten.

Während sie höher und höher gelangten, war es nur Frau Sixta, die in kurzen Absätzen aussprach, was ihr gerade einfiel.

„Wir sind nicht mehr so jung, daß uns viel an Festen gelegen sein kann. So kann es wohl eine stille Hochzeit sein."

„Was mir gehört, soll auch dein sein. Wir müssen bald davon reden, damit du weißt, wie ich stehe."

„Ich kann dir alles in gutem Stand übergeben."

Der Wunsch, mit ihm zu teilen, die Ungeduld, ihn zu beschenken, und das in diesem Augenblick sich regende frohe Bewußtsein ihres Besitzes, waren die einzigen Zeichen, daß ihr Herz ein großes Wort mitsprach.

Aber Markus achtete kaum auf sie. Er hörte Frau Sixtas Stimme, sah sie stattlich und selbstbewußt neben sich sitzen und empfand in diesem Augenblick kein anderes Verlangen, als mit diesem Weibe gut und in Frieden zu leben. Seine Brust weitete sich. Ruhige Zufriedenheit erfüllte ihn. Er fühlte sich auf einmal zu Bedeutung gelangt. Auch einige Spannung auf das, was kommen würde, bewegte ihn. Dann wurden auch ihm Wesen und Stimme warm. „Ich habe viel zu danken," sagte er tief aufatmend.

Frau Sixta schüttelte mit lächelnder Abwehr den Kopf. Dann trieb sie den Sperber zu rascherem Gang.

Im Galopp fuhren sie am Wirtshaus vor. Knechte und Mägde kamen gelaufen.

Digitized by Google

Markus war ein wenig bleich. Die Fahrt war lang gewesen. Er griff nach seiner Handtasche.

Aber Frau Sixta händigte sie schon einem Knecht ein und hieß ihn, sie ins Haus schaffen. Zu Markus sagte sie: „Laß uns nach der Wohnstube gehen."

Die Leute hörten das Du. Es machte Aufsehen. Noch vor dem Essen, zu dem Frau Sixta ihr ganzes Gesinde versammelte, ging es wie ein Lauffeuer durch das Haus, daß die Wirtin mit Markus Graf einig zu sein scheine.

Zum Essen selbst traten die Leute mit verwunderten Blicken und erwartungsvollem Wesen an.

Frau Sixta erschien. Markus hinter ihr.

Viele Blicke wurden auf das Paar gezückt. Markus erschien ein wenig schlank, ein wenig jung neben der vollen, reifen Gestalt der Frau. Es sprang in die Augen, daß er aus weicherem Stoff gemacht war als sie. Aber unter den Mägden waren einige, die dachten, es sei nicht schwer, sich in den hübschen, ungewöhnlichen Menschen zu vergaffen. Es gab eine beträchtliche Stille.

Frau Sixta trat an das obere Ende des Tisches. Sie war wie immer dunkel gekleidet. Ernst und Wucht lagen in ihrer Erscheinung. Sie paßte unter die Knechte, die alle schwere, knorrige Leute waren, wie sie das Gebirg gebiert und das Wetter zurechtzimmert. Ihr bleiches Gesicht war offener, als die andern es je gesehen. Solche Freude war nie darin gewesen.

‚Warum setzt sie sich nicht endlich?' dachten die Leute. Aber sie wartete, bis Markus neben ihr stand. Sie hatte ihn nicht gerufen, aber in der Weise, wie sie Raum für ihn gab, lag die Aufforderung, sich zu ihr zu gesellen. Sie wartete auch noch, bis die Tür sich hinter dem alten Pankraz geschlossen hatte, der eben erst hereinkam. Einmal kam ihr etwas vor den Atem. Sie dachte, es könnte einer lächeln über die Frau, die sich einen zweiten Mann ins Ehebett holte. Dann erinnerte sie sich daran, wie alles gekommen war. Sie hatte sich nichts vergeben. Sie fühlte, daß sie die Achtung des Markus besaß und daß diese und nicht irgendwelche Berechnung ihn ihr zugeführt. Mit froher Ruhe wandte sie sich dann zu den Dienstleuten. „Ich möchte euch anzeigen," sagte sie kurz und knapp, „daß Markus Graf hier und ich uns einander versprochen haben." Flüchtig ergriff sie des Markus Hand und gab sie wieder frei. Dann nahm sie ihren Platz zu Häupten des Tisches ein, und Markus ließ sich, weil alles wie von selbst sich so machte, neben ihr nieder. Die Ereignisse überraschten ihn ein wenig. Er war ein untätiger Zuschauer bei einer Wandlung, die an ihm selber vollzogen wurde. Aber es lehnte sich nichts in ihm dagegen auf. Er ließ es sich gefallen, nun Heimat und Kameradin zu haben, wobei er der Kameradin manchmal mehr im Sinne einer Mutter gedachte. Er war auch bereit, mit den Menschen am Tische, die aus Mitdienstleuten seine Untergebenen werden sollten, ehrlich zu arbeiten. Er freute sich auf diese Arbeit, und so blickte auch er aus hellen Augen den Tisch entlang, ohne den Ausdruck der einzelnen Gesichter zu prüfen, der bei dem einen befriedigte Neugier, bei einem andern verhehlten Spott, bei einem dritten heimlichen Verdruß widerspiegelte.

Einem der alten Knechte fiel zuerst ein, was schicklich war. „Auf Glück also dann," murmelte er und reichte Frau Sixta und dann Markus die Hand.

„Auf Glück also dann," sprach einer nach dem andern und eine nach der andern ihm nach, und alle trugen mit einem Händedruck ihre Schuldigkeit ab.

Die Anna, die Kellnerin, hatte heiße Backen, als sie gratulierte. Ihre Finger gehorchten ihr nur widerwillig, als sie sie in Frau Sixtas Hand legte, und die des Markus ergriff sie mit einem raschen, fast zornigen Druck. Sie begriff noch nicht, daß der Mann sich für immer an die ältere Frau verschenkt hatte, und sie warb mit dem Händedruck unbewußt noch um ihn, wie sie ihn von Anfang an umscharwenzelt hatte.

Die Mahlzeit nahm darauf ihren Anfang. Die Esser schluckten mit der Suppe die Neuigkeit hinunter und erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, wann sie untereinander davon handeln konnten. Auf der Stirn des weißbärtigen Pankraz lag ein Schatten. Er wußte noch nicht recht, was er von Markus Graf zu halten hatte. Und er war wie der treue Hund, der zusieht, wie die Herrin einen Fremden begrüßt und heimlich wacht, ob in dem nicht ein Feind stecke. Dennoch war er auch jetzt noch Markus nicht feindlich gesinnt, sondern geneigt, ihn in seine Treue aufzunehmen, wenn er ihn nicht enttäuschte.

Die Unterhaltung lag in den Händen der Frau Sixta. Sie sprach, und bis ans Tischende hinab saßen alle mit gespitzten Ohren. Davon, daß die Hochzeit bald sein würde, sprach sie, von Veränderungen in ihrer Wohnung, von der Teilung der Arbeit zwischen Markus und ihr. Frei und laut sprach sie. Sie hatte alles bei sich selber bedacht, alles waren fertige Pläne. Dann und wann fragte sie Markus: „Ist es dir so recht?" und er antwortete: „Natürlich" oder: „Wie du es willst."

Digitized by Google

Er stolperte noch über das Du. Auch empfand er zuweilen die Anwesenheit der Leute lästig; aber das, was Frau Sixta sagte, schien ihm verständig und gut.

Nach dem Essen hob das Gerede an. Im Hofe, in der Küche, den Ställen, auf den Matten bildeten sich kleine Gruppen. „Was sagst denn du?" fragte eines das andere. Die Gutmütigen wünschten Frau Sixta, daß sie nach schwerer Ehezeit bessere Tage bekomme; die Wichtigtuer meinten, das sei heute ein Anfang, auf dessen Ende man so oder so gespannt sein könne. Eine hämische Stimme zänkelte, die Weiber kämen nie aus der Mannstollheit heraus. Die Kellnerin Anna ließ von spitzen Lippen die Bemerkung fallen, sie sei neugierig, was die Ottilie Rotmund, die doch nun bald erwachsen sei, zu dem Stiefvater sagen werde.

Frau Sixta und Markus hatten sich nach Tisch getrennt. Es war viel Saumware eingetroffen, und Markus bekam Arbeit. Auch Frau Sixta hatte dringende Geschäfte.

Aber Markus, als er einmal auf die Weide hinaus ging, wo die Saumpferde grasten, traf auf Pankraz, und es trieb ihn, den Hirten zu stellen, der ihm so viel von Frau Sixta gesprochen hatte. „Nun weißt du, daß ich bleibe, Pankraz," sprach er ihn an.

Der begegnete dem zukünftigen Meister nicht anders, als er dem fremden Reisenden begegnet war, der im Brückegut ein zufälliges Obdach gefunden. „Wenn man nicht blind gewesen ist," antwortete er, „so hat man es kommen sehen."

„Nun, und ...?"

Pankraz schaute ihn an, als ob er ihm mit den Blicken in die Seele hinabgraben wollte. So gerade und streng waren diese, daß des Markus Augen unwillkürlich ihnen auswichen. Endlich sagte er langsam: „Ihr habt das große Los gezogen. Hoffentlich seht Ihr es ein."

Markus mußte fast lächeln über die mit einer Zurechtweisung verbundene Zustimmung. Aber dann steigerte die rückhaltlose Bewunderung des Alten für seine Herrin seine eigene Befriedigung. In einer Aufwallung von Dankbarkeit streckte er dem andern die Hand hin. „Am guten Willen soll es nicht fehlen," sagte er. Dann begab er sich zu seinen Pferden.

Dem Pankraz sank der Kopf tiefer auf die Brust. Der schöne, weiße Bart bauschte sich. ‚Bist du nicht zu jung?' sann er hinter dem Davonschreitenden her. ‚Nimmst du das nicht zu leicht, was eine Aufgabe werden wird?' Dann stand die Gestalt der Frau Sixta vor ihm auf. Sie brauchte keine Helfer. Er kannte sie gut genug. Und doch, wenn einer es ihr schwer machen sollte! Er ballte heimlich die Fäuste. Schande! Wenn einer nicht wissen sollte, wen er an der Rotmundin hatte!

Pankraz, der Hirt, sah nach dem Hause hinüber. Er suchte unwillkürlich Frau Sixta. Und diesen wachenden und forschenden Blick behielt er in der Zeit, die kam.

*

Wie unter dem Gesinde so verbreitete sich die Nachricht von Frau Sixtas Verlöbnis mit Windeseile auch im Dorfe Bergmatten. Der Talammann Furrer, als er beim Kartenspiel in der Hinterstube des Gasthauses zu den drei Königen von dem Gerücht erfuhr, lachte laut auf. Was man da nur rede, sagte er. Da kenne man die Rotmundin schlecht. Die wisse wohl, was sie wert sei. Und einen Werweißwohermann nehme die schon nicht. Aber als er es gesagt hatte, überkam es ihn wie Übelkeit. Sollte das Weib sein wie alle andern und gehen, wie ihr Blut sie trieb?

Noch am gleichen Nachmittag fuhr er nach der Paßhöhe hinauf.

Dort ließ ihn die Kellnerin Anna nicht lange im Zweifel über das, was vorgegangen war. Frau Sixta selbst bekam er nicht zu Gesicht. Seine rote Stirn lief ihm vor Zorn so an, daß die Augen ihn schmerzten. Er fraß aber seine Empörung in sich hinein.

„Jedem Tierchen sein Pläsierchen," witzelte er der Anna gegenüber.

Und gleich darauf lachend: „So hat man den Bereiter hoch aufs Roß gesetzt."

Die Kellnerin verzog mit bedeutsamer Zustimmung den Mund. Des andern Hohn war ihr Öl auf eigene Wunden.

Aber Furrer verabschiedete sich merkwürdig rasch wieder. Er wußte noch nicht, was er mit seiner Enttäuschung anfangen sollte.

Draußen traf er auf Markus, der mit dem Ausschirren eines Saumpferdes beschäftigt war. Er pflanzte sich breit hin und betrachtete sich den, der ihm ins eigene Revier geraten war. Was hatte die Rotmundin eigentlich an dem Burschen da, der mit dem langen Steckenhaar und dem braungelben Gesicht wie ein Polack aussah, Besonderes gefunden? Ihm als alteingesessenem Bergmattener war das Fremde in Graf allein schon ein Dorn im Auge. Auch sein Gewerbe, das dem an harte Händearbeit gewöhnten Bauern als Müßiggang erschien, war ihm zuwider. Und das und das! Und das und das! Die Eifersucht hat gehässige Augen. Er fand Markus von Minute zu Minute mit mehr Nachteilen behaftet.

Furrer war denn auch der erste, der in Bergmatten im Wirtshaus die Wahl Frau

Digitized by Google

Sixtas bemängelte. Er nahm sich sogleich die Mühe, sich nach Markus in dessen Heimat, wo er Bekannte besaß, zu erkundigen, und erfuhr, nicht ohne Befriedigung, wie wenig Brauchbares dieser bisher geleistet. Alles trug er weidlich wieder unter die Leute und gab so den Ton an zu der in Bergmatten bald allgemein werdenden Auffassung, Frau Sixta habe sich an eine Art Landstreicher weggeworfen, und es werde nun auf dem Paßwirtshaus wohl bald eher rückwärts als vorwärts gehen.

Markus war im Dorf nicht beliebt. Er war wohl in Geschäften dann und wann gekommen; allein die Wirtshäuser hatten an ihm keinen Gast gehabt. Auch Freundschaft hatte er keine gesucht. Er geriet bös in die Mäuler der Männer, und die Weiber ließen wenig Gutes an ihm.

Inzwischen traten er und Frau Sixta die Lehre an, die zwei durchzumachen haben, ehe sie füreinander passen. Markus war der befangenere und linkischere Teil. Frau Sixta hatte das Bewußtsein ihrer Unabhängigkeit, ihren völligen Mangel an Menschenfurcht und ihre Liebe zu ihm voraus. Sie war klug und selbstbeherrscht. Sie ließ Markus den gewohnten Pflichten nachgehen, und die Tatsache, daß er bei den Mahlzeiten an ihrer Seite saß, war vielleicht das einzige äußere Zeichen dafür, daß sie ihn zu sich erhoben hatte. Sie suchte nicht, mit ihm allein zu sein. Sie drängte sich ihm nicht auf und war gewillt, ihre Zeit abzuwarten. Die Freude, die in ihr war, und den sich verstärkenden Drang zu ihm hielt sie in sich selbst nieder. Sie bändigte beides mit der Genügsamkeit derjenigen, die lange zu entbehren gewöhnt gewesen. Markus gehörte ihr! Sie war durch sein Versprechen gesichert! So ließ sie sich nur angelegen sein, ihm zu beweisen, wie sie ihm Dank wußte, und ihn durch kleine Aufmerksamkeiten und Opfer, aus denen er unschwer die Bereitwilligkeit zu größern erkennen konnte, sich enger zu verbinden. Als er äußerte, er habe Lust auf Gemsen zu gehen, brachte sie ihm von einer Fahrt ins Tal ein neues Jagdgewehr mit. Dann übernahm sie mit ruhiger Selbstverständlichkeit die Sorge für sein persönliches Wohl, prüfte Kleider und Wäsche, besserte aus und schaffte an, was ihm nötig war. Mit besonderer Sorgfalt ging sie an die Veränderung und Verschönerung der Wohn- und Schlafstuben, die sie mit ihrem ersten Mann geteilt und nun für den zweiten umgestalten wollte. Ganz gelegentlich und ohne Aufdringlichkeit gab sie Markus Einblick in ihre Erwerbungen, Anordnungen und Pläne. Er sah eine kluge, liebevolle Frau am Werke, die darauf bedacht war, ihm alles schön und behaglich zu machen. Eine frohe, sorgenlose Zukunft tat sich ihm auf.

Wenn sie gemeinsam ein neu eingetroffenes Möbelstück, ein neu tapeziertes Zimmer betrachteten oder in Frau Sixtas Schreibstube von Geschäften des Tages miteinander handelten, kam das Gespräch manchmal auf Dinge, die sie selbst und ihre innersten Angelegenheiten betrafen. Frau Sixta wurde nicht satt, Markus aus seiner Jugend erzählen zu hören. Und wenn seine Stimme, sobald er von seiner Mutter sprach, weich wurde und sie aus seinen eigenen Schilderungen erkannte, wie die kleine, zarte, nicht einmal sehr tatkräftige Frau ihn beeinflußt und gelenkt hatte, so glaubte sie bestätigt, daß sie in ihm den Mann gefunden, der gerade zu ihr paßte. Sie brauchte keinen Meister, sie war selbst stark genug zu wollen und zu wählen, aber es hatte ihr neben ihrem Kinde jemand gefehlt, für den sie sorgen konnte und der ihr für diese Sorge Dank und Gegenliebe gab.

Einmal kam die Rede auf Markus' Lautenspiel. Frau Sixta hielt darauf nicht viel; sie wollte in des Mannes Hand Spaten und Zügel, nicht aber die Leier sehen; aber sie fragte, wann und wo er die Kunst gelernt habe.

Markus sah mit verschleiertem Blick ins Leere. „Die Mutter spielte," erwiderte er. „Ich wünschte immer es zu lernen. Als ich fünfzehn war, bekam ich die Laute und lernte aus mir selbst, sie zu handhaben. Auch machte ich Verse und die Melodie dazu."

Frau Sixta hatte ihn gehört; er hatte oft abends unter seinem Kammerfenster gespielt. Es hatte sie irgendwie stets gegen ihn verstimmt. Der singende Mann hatte für sie etwas Lächerliches. Nun stellte sich sein Wesen ihr auf einmal anders dar. Sie sah, daß er ein halber Poet war. Eine scheue Achtung vor Dingen, die in ihm ihr fremd waren, kam sie an. Vielleicht war auch ihre Liebe schon so groß, daß sie begann, alles an ihm schön und gut zu finden.

Er gestand ihr: „Ich habe es als Erbteil von der Mutter, daß alles Schöne und Große mich im Innersten packt. Darum hat mich die Landschaft hier oben überwältigt. Darum ist mir auch in deiner Nähe oft fast andächtig zumut."

Sie errötete wie ein ganz junges Kind; es war das erstemal, daß er ihr eine solche Schmeichelei sagte.

„Ich bin ein Mensch wie ein anderer," gab sie ganz verwirrt zurück.

„Das denken die nicht, die dich hier dein Haus führen sehen," entgegnete er.

Digitized by Google

Henny Porten. Gemälde von Prof. Emil Orlik

Digitized by Google

Digitized by Google

Da wallte die Freude mächtig in ihr auf. „Eines wenigstens hoffe ich dir zu beweisen," erwiderte sie: „daß ich den ehrlichen Willen habe, deiner wert zu werden." Es zog sie ihm entgegen. Sie meinte, ihm die Arme um den Hals werfen zu müssen. Aber sie hielt sich gewaltsam zurück.

Er fühlte aber am Zittern ihrer Stimme und sah am Glanz ihrer Augen, wie sehr sie ihm verfallen war. Unwillkürlich ergriffen von der Stärke ihres Gefühls, gab er ihr die Hand. —

An Allerheiligen erging das Aufgebot. Die folgende Woche konnten sie heiraten, wenn sie wollten. Frau Sixta wollte es. Auch Markus stimmte zu. Das Gerede und Gespött der Bergmattener über die Witwe, die sich einen Narren eingefangen, dauerte an. Furrer, der Talammann, lärmte und schürte. Frau Sixta und Markus ließen sie gewähren, und, wenn sie Muße hatten, daran zu denken, redeten sie sich ein, die Leute würden sich wohl allmählich in das fügen, was unabänderlich war, und als recht gelten lassen, was recht zu werden versprach.

Aber in diesen Tagen übergab Markus seiner Verlobten einen Brief ihrer Tochter. Sie nahm ihn und behielt ihn in der Hand, während Markus eben von der nahen Hochzeit zu sprechen begonnen.

„Wie bald das sein wird!" hatte er gesagt.

„Je bälder, desto besser, damit die Lästermäuler stillstehen," antwortete sie.

Und wieder er: „Laß uns alles kurz machen."

„Kurz, einfach und still."

Dann sprach die Rotmundin weiter von kommenden Dingen. Markus möge schon jetzt wissen, daß sie fürder mit ihrer Habe nicht allein zu schalten, sondern mit ihm gemeinsam alles zu verwalten gedenke, damit er sich nicht unfrei zu fühlen brauche und sich jederzeit selbst zuscheiden könne, was er für seine persönlichen Bedürfnisse benötige.

Von dem neuen Vertrauensbeweis betroffen, küßte Markus sie zum erstenmal. Auf die Stirn, wie er es seiner Mutter getan.

Frau Sixta schauerte zusammen. Der Brief der Otti glitt in ihre Tasche. Sie hatte den Atem des Mannes gespürt, den sie liebte, und in ihrem Innern war Sturm. Es brauchte Stunden, ehe sie ihr inneres Gleichgewicht wieder fand. Dann las sie den Brief, der nur Alltagsnachrichten enthielt, harmlos und voll Liebe war. Aber sie antwortete nicht wie sonst schon am nächsten Tage darauf. Zwischen der Otti und ihr stand Markus, Markus, der sie geküßt hatte, Markus, dem sie nächste Woche ganz gehören sollte! Das Bild des Kindes verblaßte. Das war nie gewesen. Den Brief trug sie mit sich herum. Und dieser Brief begann sie zu brennen. Wie eine Kohle, die durch Rock und Leibzeug und durch die Haut ins Fleisch brennt. Nicht, weil er noch nicht beantwortet war, brannte der Brief, sondern, weil nicht vor ihm ein anderer geschrieben worden war. Die Otti wußte ja noch nicht von der Mutter Verspruch. Immer und immer hatte Frau Sixta es verschoben, ihr davon zu schreiben. Warum sollte sie ihren Klosterfrieden stören, bevor es nötig war, hatte sie sich eingeredet. Es war früh genug, wenn sie vom Vollzug der Heirat erfuhr; denn heimkehren, hatte sie sich gesagt, heimkehren würde die Otti ja doch nicht.

Aber der Brief, — der Brief brannte jetzt.

Wie hatte sie es unterlassen können, dachte Frau Sixta, bei ihrem Entschluß sich wieder zu verheiraten, zu überlegen, wie die Tochter sich in den neuen Rahmen, in den sie durch sie, die Mutter, gehörte, fügen werde? Sie hatte doch auch Anrechte an sie! Sie, Frau Sixta, liebte sie! Bei Gott, niemand stand ihrem Herzen näher.

Einen Augenblick lang verschwand selbst des Markus Gestalt vor ihrem Blick, und sie sah nur die Otti, die fern gehaltene, vernachlässigte. Das Blut stieg ihr heiß zu Häupten. Was hatte sie nur gedacht, folterte sie sich selber weiter. Was war das für eine Art, nur das eigene Glück anzusehen, sich zu getrösten, das Kind sei versorgt, und sich einzureden, es habe seinen Weg, während gerade über diesen noch nichts entschieden war? Warum das alles? Hatte sie Einspruch befürchtet? Hatte sie gedacht, es werde dem jungen Mädchen mißfallen, daß der gesetzten Mutter Herz noch einmal ins Grünen kam? Oder — hatte sie, fast ohne es zu wissen, die Otti überhaupt außerhalb des Kreises gestellt, in dem sie selbst inskünftig leben wollte?

Frau Sixta ersparte sich nichts. Mit einer fanatischen Wahrheitsliebe begann sie jetzt ihren innersten Beweggründen nachzuspüren. Und sie entdeckte da in einem Winkel ihres Gemütes etwas wie Eifersucht oder Mißtrauen. Wenn die Otti heim kam, würde sie den neuen Vater finden! Vielleicht war sie gegen ihn eingenommen, eben weil er ihres eigenen Vaters Nachfolger war. Sie hatte ja nicht unter Xaver Rotmund gelitten, dazu war sie zu früh fortgekommen. Aber — vielleicht dachte sie auch wie andere, daß die Mutter nicht einen an Jahren jüngeren Mann hätte nehmen sollen! Und lächelte! Und vielleicht — würde auch die Dritte im Hause stören, ihr und des Markus Alleinsein

Digitized by Google

stören? Wenn sie es aber nicht tat, wie würden sich die beiden, Otti und Markus, ineinander finden?

Das Herz wurde Frau Sixta schwer und schwerer. Sie nahm sich zusammen. Sie war nicht gewohnt, sich von heimlichen Besorgnissen unterkriegen zu lassen. Aber sie verschob die Antwort auf Ottis Brief weiter. Und immer noch brannte ihr dieser ins Fleisch, obschon sie ihn längst in ein Schubfach verschlossen.

Allmählich rang sie sich zu dem Entschlusse durch, daß Otti fortbleiben müsse. Aber auch das ihr mitzuteilen, verschob sie von Tag zu Tag.

Die Sorge, die sie am Tage bezwang, kam zurück in den Nächten. Dann schrie ihr Herz nach dem Kinde. Sie hatte es lange entbehrt, sich mit Briefen und kurzen Besuchen über die Trennungszeit hinweggeholfen. Nun war ihr, als müsse sie sie wiedersehen, mit ihr sprechen, sie um Verzeihung bitten, ihr zeigen, daß sie ihr noch die alte war. Und gegen die Liebe erhob sich die neue Leidenschaft. Auch das Bild des Markus stand wieder auf. Und mit ihm kamen Hoffnungen, Wünsche, Pläne. Wirr und verwirrend kam das alles geströmt. Zuletzt befiel sie ein tiefes Verlangen nach Schlaf. Und ehe sie diesen fand, weil sie gänzlich erschöpft war, packte sie ein Durst nach Glück und ein Wille zu beglücken, beide, Markus wie Ottilie. Dann fand sie wohl Ruhe.

Eines Tages trug sie die Last nicht mehr. Es drängte sich ihr plötzlich auf die Lippen, daß sie zu Markus sagte: „Wir haben nicht mehr über Otti gesprochen. Sie wartet immer noch auf meinen Bescheid, ob sie heimkommen darf. Und sie gehörte doch an unsere Hochzeit."

„Natürlich," antwortete Markus. Er konnte sich die Stieftochter nicht vorstellen, hatte beinahe vergessen, daß sie lebte. Sie war ihm fast wie irgendein toter Gegenstand in der großen Wirtschaft, in der er Herr zu sein sich anschickte. Er gab sich auch nicht Rechenschaft, ob sie besser wegbliebe oder heimkomme. Ihr Geschick war ihm fremd. Und wenn er jetzt sagte, sie möge zur Hochzeit kommen, so dachte er nicht an sie, sondern an Frau Sixta und deren Wünsche, die er gern und willig erfüllte. Ihre Erscheinung hatte ihn allmählich gefesselt. Sie erschien ihm verjüngt. Ihr blasses Gesicht gewann Farbe. Ihr Gang war leicht und rasch. Es war nicht schwer zu erraten, daß die Freude sie verwandelte. Manchmal war Markus jetzt stolz auf sie. Zuweilen überkam es ihn wie Zärtlichkeit. Dann drückte er ihre Hand oder legte vertraulich die Finger um ihren Arm.

Frau Sixta verfolgte das Gespräch nicht weiter, da auch Markus schon wieder vergessen zu haben schien, wovon die Rede gewesen, und sich zum Gehen gewandt hatte. Aber der Gedanke ließ sie nicht los. Und je mehr sie gewahrte, daß Markus warm wurde und etwas in ihm sich ihr auftat, um so stärker wurde ihr Glücksgefühl und, durch dieses genährt, ihr Drang auch andere glücklich zu sehen. Es bedurfte nur eines letzten Anstoßes. Und als Markus sie eines Abends an sich nahm und sagte: „Bald kommt unser großer Tag. Ich freue mich," schwoll auch in ihr die Freude so mächtig, daß sie sie allein nicht mehr zu tragen vermochte, und sie setzte sich zu dem Briefe an die Tochter hin, dem langverzögerten Briefe. Sie ließ darin die Otti einen Blick in die Vergangenheit tun und, ohne den eigenen Vater vor ihr anzuklagen, gab sie ihr doch zu erraten, daß viel Schatten darauf gelegen hatte. Sie sagte ihr von ihrer Einsamkeit, schilderte dann des Markus Ankunft, seine Persönlichkeit und wie sie ihn kennengelernt, ihn als einen Besonderen gleichsam entdeckt und nun in ihm eine Erfüllung, einen Gipfel gefunden habe. Sie machte nicht viel Worte, aber hinter den wenigen brannte eine Leidenschaft, die den darin enthaltenen Geständnissen etwas Aufwühlendes gab. Zuletzt forderte sie die Tochter auf, heimzukommen und an der Hochzeit teilzunehmen, und sagte, alsdann könne in Ruhe auch gemeinsam Ottis Zukunft beraten werden.

Nachdem sie diesen Brief der Post übergeben, hatte Frau Sixta einen Augenblick die Empfindung, ihn zurücknehmen zu müssen. Eine Unruhe befiel sie und engte ihr den Atem ein. Sie brachte es nicht über sich, Markus zu sagen, was sie geschrieben hatte. Aber der geschäftige Alltag verlangte sein Recht. Er nahm sie so in Anspruch, daß sie nicht grübeln konnte. Die Festvorbereitungen begannen. Und immer war Markus freundlich, fast zärtlich. Die Freude in ihr überwand alle Zweifel. —

*

Im Pensionshaus des Klosters Mariahilf zu Freiburg las Ottilie Rotmund den Brief der Mutter. Sie lachte und errötete und rief der Zimmerkameradin, die drüben auf einem Stuhl lesend saß, zu, sie habe eine große Neuigkeit, sie bekomme wieder einen Vater. Sie freute sich mit der Sorglosigkeit ihrer sechzehn Jahre über das Ereignis, ganz besonders aber auf die Hochzeit, zu der sie geladen war und von der sie sich eine seltene Unterhaltung, etwas Neues, noch Unerlebtes versprach. Viel mehr noch

Digitized by Google

jedoch freute sich die Otti auf die endliche Heimkehr. Sie war vorhin im Begriff gewesen, ihre Zöpfe aufzustecken, als die Schwester Innocenta ihr den Brief gebracht hatte. Noch hingen ihr nun die langen, dunkeln Flechten bis ans schlanke Knie hinab. Sie umrahmten ein fast schmerzlich schmales, blasses Gesicht mit feinen Zügen. Und das Mädchen vergaß jetzt, sie zu ordnen. Sie hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen. Die nackten Arme aufgestützt, die kleine, schmiegsame Gestalt selbstvergessen entspannt, lag sie an der Lehne. Die Mitschülerin drüben, von ihrem Buche in Anspruch genommen, hatte ihr zerstreut geantwortet. Aber sie war es zufrieden. Sie mußte denken, denken. Endlich konnte sie heim! Seit einigen Monaten schon hatte sie auf diese Erlaubnis gewartet. Früher war ihr das Kloster das liebste gewesen. Alle waren gut zu ihr, hatten ihr besondere Teilnahme geschenkt, sie manchmal als eine kleine Merkwürdigkeit angestaunt, weil sie eine strenge, reiche Frau zur Mutter hatte, die hoch im wildesten Gebirg zu Hause war. Aber auf einmal, vielleicht seit ihrem sechzehnten Geburtstag, war es über sie gekommen, daß ihr das Gezwitscher der Mitschülerinnen, ihre Liebhabereien, das sanfte, ein wenig salbungsvolle Wesen der Nonnen, das Beten, selbst das Lernen leid geworden waren. Ein Bild wie aus einem Traume hatte sie Tag und Nacht bewegt: Düsteres Land! Ein einsamer See hoch in den Felsen. Graue Wolken, die darüber hinzogen, und seltsames, verwehtes Läuten der Herden auf windüberfegten Kurzgrasmatten. Und immer hatte sie an die Mutter denken müssen. Als sei ihr etwas zugestoßen! Die Otti lächelte. Das war ja nun nicht schlimm. Das war ja wohl eine Freude, daß die Mutter so — wie sie schrieb — so glücklich wurde! Aber sie war doch froh, daß sie zu ihr heim durfte; denn im Grunde: Man wußte aus Briefen so wenig voneinander. Und — und — seit einiger Zeit wie gesagt nur — hatte sie hier im Kloster keine rechte Ruhe mehr. Die Mutter hatte immer geschrieben, hier habe sie, Otti, den Frieden, der in der Welt voll Unrast und Sorge nicht sei. Aber dem war nicht so. Seit einiger Zeit zog es sie immer mächtiger fort zu Frau Sixta und in ihr merkwürdiges Reich, das wie auf einem Turm der Welt lag. Erinnerungen tauchten auf, wie sie auf den Weiden zwischen dem Vieh gegangen, auf dem See gerudert, dem Pfiff der Murmeltiere gelauscht und hoch am Ballmott Edelweiß gepflückt hatte. Und die Mutter stand vor ihr, dunkel, ernst, fast zum Fürchten. Sie küßte nicht auf den Mund wie hier die verliebten Schulmädchen, auch nicht so fromm auf die Stirn wie die ehrwürdigen Schwestern, sondern nur auf die Wange, kurz, fast gebieterisch, als enthielte die Liebkosung auch gleich eine Forderung: Tu deine Pflicht. Seltsam, daß sie nun liebte, die Mutter, einem Mann sich wieder angelobte! Sie, Otti, konnte sich das nicht vorstellen. — Aber — wie würde es nun mit ihr selber kommen? Immer hatte die Mutter geschrieben, daß sie im Kloster bleiben solle. Nun endlich rief sie sie heim. Ob das auf immer gemeint war? Sie hoffte es. Sie mußte zur Mutter zurück. Sie fühlte sich auf einmal so verloren. Heute besonders. Bei Frau Sixta aber war man geborgen. Wenn ein Gewitter mit Krachen und Blitzen über den Paß zog, wenn der Wintersturm Berge von Schnee vor die Türen türmte und einem im Heulen und Sausen des Windes der Weltuntergang nahe schien, was tat das, wenn die Mutter da war! Wenn man krank wurde oder wenn einem im Gemüt schwer war, die Mutter wußte Rat. Wenn sie einem nur die Hand gab, wurde man ruhig. Sie war wie ein Fels, die Frau Mutter. Der Mann indessen — der fremde Mann! Was — wie wurde es mit ihm? Sie konnte sich davon kein Bild machen. Es kümmerte sie auch nicht weiter. Wenn nur erst Reisetag war. Wenn — — —

Als die lesende Kameradin ihr Buch beiseite legte, sah sie die Otti mit weiten, heißen Augen sitzen. „Was hast du?" fragte sie ganz erschreckt.

„Ich gehe heim," sagte die Otti. Und es war, als ob sie sogleich aufbrechen wollte.

*

Der Talammann Furrer war sehr übler Laune. An den zwei Anschlagsbrettern an der Kirche und am Rathaus zu Bergmatten stand noch immer die Zivilstandsnachricht, daß die Witwe Sixta Rotmund des Xaver, des Lands, und der Markus Graf, Bereiter von Konstanz, die Ehe miteinander eingehen wollten. Und morgen sollte hier in der großen Dorfkirche die Trauung sein. Es hatte nichts genützt, daß Furrer wußte, Graf habe sich als Sohn eines angesehenen Vaters nicht eben durch besonderen Ehrgeiz, seiner Familie sich würdig zu erweisen, ausgezeichnet, nichts genützt, daß er, der Talammann, da und dort erklärt hatte, die Rotmundin werde sich noch vor der Hochzeit eines Bessern besinnen, nichts geholfen, daß er, der doch ein kluger Mann war, mit einer törichten Halsstarrigkeit darauf gewartet, es werde von irgendeiner Seite ein Einspruch gegen die Ehe kommen, die seine eigenen Aussichten wider alles Erwarten zunichte machte. Es hatte auch wenig gefruchtet, daß er im Rat, im Wirtshaus und auf der Straße, vom

Digitized by Google

eigenen unruhigen Herzen getrieben, immer wieder auf die Rotmundin zu sprechen gekommen und die Meinung verfochten hatte, ein Weib, das nicht mehr wisse, was es Würde und Stellung schuldig sei, müßte eigentlich bevormundet werden. Die Lästerzungen von Bergmatten waren zwar ausgiebig in Bewegung. Aber offen wagte sich niemand an die tatkräftige und bisher unbescholtene Frau, und die morgige Hochzeit hatte kein Hindernis gefunden.

Der Talammann ging mit großen Schritten in seiner Arbeitsstube im Rathaus auf und ab. Er regierte seit Jahren mit Umsicht und Glück, aber auch mit hartköpfiger Eigenwilligkeit die Talschaft. Er hatte nach und nach viel Widerstand besiegt und seinem Willen überall Geltung verschafft. Darum kam es ihn nun doppelt schwer an, daß ein Weib sich herausnahm, andere Wege zu gehen, als er ihr hatte vorzeichnen wollen. Da aber auch sein Herz, nicht nur sein Ehrgeiz im Spiel war, so befand er sich in einer Erregung, wie er sie in seinem Leben noch nicht gekannt hatte. Sein Gesicht mit dem fuchsigen Bart und der hohen Stirn, die sich bis unter zwei, den kahlen Schädel nur noch wie Bänder überspannende Haarsträhnen fortsetzte, war gerötet. Die kleinen Augen zückten den Blick hierhin und dorthin, als wollte er irgendeine Waffe erspähen und seine starken Hände zitterten merklich, während er sie auf dem Rücken ineinandergeschlungen hielt. Er grübelte und grübelte. Sollte das wirklich Tatsache werden, was er immer noch nicht hatte glauben wollen? Plötzlich fiel ihm ein, daß die Rotmundin eine Tochter hatte. Unwillkürlich verhielt er den Schritt. Ein Kind erster Ehe! Hm! Sie war solange schon fort, daß man ihre Existenz beinahe vergessen hatte. Ob die sich über den Stiefvater freute? Über den jungen Stiefvater? Neue Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Er erblickte die Angelegenheit, die ihn so schwer beschäftigte, von neuen Gesichtspunkten aus. Eine Waise! Da hatte die Behörde die Pflicht zum Aufsehen. Wenn auch Frau Sixta selbst mit der Vormundschaft über die Tochter betraut worden war, so mußte doch der Waisenrat die Sache im Auge behalten. Vielleicht — man wußte es nicht — schlummerten da Konflikte — vielleicht — — —

Furrers Stirn furchte sich tiefer. Seine Lippen wurden schmal. Dann ging er aus, um mit andern davon zu reden, daß ja der Xaver Rotmund eine Erbin hinterlassen habe und unklar sei, wie sich die Stellung dieses Mädchens gestalte, wenn morgen die Heirat vollzogen werde.

Er und die Bergmattener warteten darauf gespannt auf die Heimkehr der Ottilie Rotmund.

Auch Frau Sixtas Erwarten auf ihr Kind war inzwischen gestiegen. Und selbst in des Markus Gleichmut fiel jetzt einige Male der Gedanke, daß er bald eine neue Verwandte kennenlernen sollte. Aber seine Neugier war nicht groß.

Am Tage von Ottiliens Ankunft sandte Frau Sixta ein Gefährt ins Tal, sie abzuholen. Gegen Abend konnte das junge Mädchen auf der Paßhöhe eintreffen. Frau Sixta war den ganzen Tag geschäftig. In der Küche mußte Anleitung gegeben werden für die Speisung des Gesindes und das Festessen des Hochzeitspaares. In ihren Wohn- und Schlafstuben hielt sie letzte prüfende Nachschau. Von einer plötzlichen Eingebung gedrängt, stellte sie noch einige Möbel um. Erinnerungen sollten ausgelöscht, Vergangenheit vergessen werden. Drüben lag Leibwäsche für Markus. Ein dicker Hausrock hing am Türhaken. Der Winter stand vor der Tür. Man mußte sich warm halten. Auch still wurde es dann. Man rückte im Hause näher zusammen. Sie und Markus würden viel allein sein. Ein neues Leben begann! Sie spürte das Klopfen ihres Herzens am Halse. Dann hob sie selbstvergessen die Arme und streckte sich. Leben! Noch einmal das Leben haben! Es überlief sie heiß. Erwartung schwoll zu drängender Ungeduld. Dann sah sie nach der Uhr. Bald — bald kam die Otti. Sie freute sich! Gewiß freute sie sich! Es war ja eine Ewigkeit, seit sie ihr Kind nicht mehr gesehen hatte. Aber — nun legte sich ihr auf einmal etwas auf die Brust. Was war ihr nur? Konnte sie sich denn nicht restlos freuen, daß die Otti kam? Und sie hatte auf einmal einen Zwiespalt in sich. Es beklemmte sie etwas. Sie sträubte sich und wurde doch nicht Herr darüber. Aber zu Markus sagte sie: „Ich bin neugierig, was du zu Otti sagen wirst.“

Er erwiderte sorglos: „Ich bin neugierig.“ Nebenbei dachte er, es wäre auch ohne weiteren Zustoß ganz gemütlich gewesen. Und dann fiel ihm ein, ob die Stieftochter Frau Sixta oder ihrem Vater ähnlich sehen werde? Von Rotmund hatte ein Bild in der Schlafstube gestanden. Es war jetzt entfernt.

Frau Sixtas Blick lag auf ihm. Wie jung und schlank er war! Und in vielem verschieden von den Männern hier herum! Die Otti würde erstaunt sein, sich ihn nicht so vorgestellt haben! Die Otti — hm! Ein Seufzer entschlüpfte ihr.

Aber der Abend kam. Es war schon sehr herbstlich. Die Sonne schien nicht mehr heiß,

Digitized by Google

doch ihr Schein war von einer unerhörten Klarheit. Wo sie sank, war der Himmel eine Weile fast golden. Die Schneeberge, die im Süden die Hochebene von Bergmatten abschlossen, schienen ferner gerückt, ihre Ränder hoben sich mit einer sanften, aber messerschnittfeinen Schärfe vom Himmel ab. Die Stunde fiel ein, da im Rotgold des Himmels die Silberblüten der ersten Sterne aufbrechen. Der Wind setzte aus. Die Stille war so groß, daß man das Sirren jeder Schwalbe hören konnte, die, auf dem Weg nach Süden begriffen, sich ein paarmal durch die Luft warf und vorüberschoß. Hie und da ertönten Menschenstimmen an einer Lehne. Auch verlorene Herdenglocken wurden zuweilen hörbar. Am Ballmott schmolz das letzte Abendglühen zum Gipfel empor.

Markus hatte noch nach Sperber, dem Pferd, gesehen, auf dem er einen weiten Ritt gehabt und für das er mit Hingebung sorgte. Als er vom Stalle gegen das Haus zu schritt, trat ihm aus der Tür Frau Sixta entgegen. Sie war barhaupt. Tiefe Erregung nahm ihrem Gesicht die Farbe. Sie hatte ein Tuch um die Schultern geschlungen und hielt es mit der Linken vor der Brust zusammen. „Ich will der Otti entgegengehen," sprach sie Markus an. „Kommst du mit?"

Ihre innere Unruhe war von Stund' zu Stunde gewachsen. Plötzlich hatte sie sich entschlossen, das große Ereignis des Abends zu beschleunigen. Nun trieb sie ein unbewußtes, dunkles Empfinden, Markus inzwischen nicht von ihrer Seite zu lassen, als könnte noch in letzter Stunde etwas zwischen sie treten, und der unklare Wunsch erfüllte sie, das Zusammentreffen zwischen Ottilie, Markus und ihr selbst den Augen der Gaffer im Hause zu entrücken.

„Natürlich komme ich," antwortete Markus und trat neben sie.

Sie legte ihren Arm in den seinen. Mit erhobenem Kopf, immer noch mehr Herrin als Geliebte, ging sie neben ihm. Sie gab kein Schauspiel. Es drängte sie, des Markus Hand zu nehmen, ihm zu sagen: ‚Denkst du auch daran, daß morgen unser großer Tag ist?' ihm sich anzuschmiegen, aber sie hielt sich fest im Zaum. „Nun wird die Otti schon ganz heiß sein vor Freude," sagte sie im Dahinschreiten. „Ich hätte nicht geglaubt, daß sie noch so sehr an der Heimat hängen würde. Sie war doch schon so lange fort. Aber das ist mit uns wie mit den Sträuchern, die hier wachsen. Mit den Wurzeln saugt man das Salz dieser Erde ein."

Markus nickte. Er sah in den Abend hinaus. Die Berge traten mit Schneefeldern und Felsenzacken immer mehr, immer schärfer aus dem Himmel heraus. Es war kein Wunder, wenn man an diese Welt festwuchs. Er selbst war hier daheim geworden, und er empfand heute abend mit besonderer Stärke, daß er die neue Heimat Frau Sixta verdankte. Auch an ihr schien ihm etwas von der Klarheit und Kraft dieser Berge zu sein. Frei und herzlich begegnete er mit den Augen ihrem dunkeln Blick. Die Befriedigung darüber, daß er sie an seiner Seite hatte, war so groß, daß er kaum an den Zweck ihres Ganges und die Stieftochter dachte. Einmal nur schien ihm, als dränge eine frohe Ungeduld sie vorwärts, und er war bereit, ihre Freude fröhlich zu teilen.

Während sie sich vom Hause entfernten, stand die Anna, die Kellnerin, unter der Wirtsstubentür und schaute ihnen nach. Groll, Neid, Neugier und Spannung lagen ihr im Gemüt.

Drüben am Alpenausgang war Pankraz, der Hirt, neben andern Knechten beschäftigt, das noch im Freien grasende Vieh zu melken.

Frau Sixta ließ des Markus Arm los und trat zu dem Alten. „Gibt es wohl aus?" fragte sie freundlich.

„Nicht schlecht," antwortete er ihr. Er sah sie stehen, reif, stattlich, den Körper geschwellt von der Kraft ihrer Jahre und neu ausbrechender Jugendlichkeit. Und er sah den schlanken, unbäurischen Mann neben ihr. Es fiel ihm ein, daß sie auf die Otti warteten, von deren Ankunft heute schon das ganze Haus gesprochen. Seltsame Dinge schienen ihm zu geschehen. Auf seiner Stirn lag es wie Bedenklichkeit.

Da ertönte Peitschenknall.

Frau Sixta zuckte zusammen. Flüchtig brannte ein Blutfleck auf ihrer Wange. In der Erregung des Augenblicks vergaß sie Markus und eilte über die Straße. „Das ist sie," rief sie.

Markus gewahrte ihre Eile. Es lag ihm auf der Zunge, ihr fröhlich nachzurufen: „He, nimm mich mit; ich bin auch noch da." Aber er tat es nicht und folgte ihr nur lächelnd.

Pankraz ergriff die Zitzen der Kuh wieder, unter der er saß. Über seinem Geschäfte aber lauschte er nach der Straße hinüber. Er wendete aber den Kopf nicht. Die Menschen mußten ihr Leben leben, dachte er, er konnte es nicht ändern.

Am Ende der Paßebene tauchte jetzt das mit zwei Pferden bespannte Wägelchen auf, auf dessen Gepäckbrett der Koffer der Ottilie Rotmund festgeschnallt war. Frau Sixta hatte geschrieben, die Tochter möge alles Entbehrliche im Kloster lassen, da sie ja in kurzer Zeit wieder dahin zurückkehren werde. Aber der Koffer war schwer und so voll, daß der

dicke Klosterknecht sich hatte darauf setzen müssen, damit das Schloß hatte zugemacht werden können. Und die Otti hatte nichts zurückgelassen. Ihr Herz klopfte ein wenig, wenn sie jetzt an ihren Ungehorsam dachte. Nicht sowohl, weil sie Schelte fürchtete, als weil sie dachte, es würde ihr vielleicht nichts helfen, ihre ganzen Habseligkeiten mitgeschleppt zu haben. Ihres Bleibens daheim würde vielleicht doch nicht sein. Und doch hatte sie auf dem ganzen Weg schon nur mühsam ein Jauchzen unterdrückt. Was war das allein schon für eine Fahrt gewesen?! Höher, immer höher ins Gebirg hinein! Sie kannte den Knecht auf dem Bocke nicht. Er war bei ihrem Weggang noch nicht in Frau Sixtas Diensten gewesen. Aber sie war froh, daß sie nicht reden mußte. Sie saß ganz in die Polster einer Wagenecke gedrückt und ließ die Wunder der Heimat über sich kommen. Mit scheuen, großen Augen schaute sie an den Felswänden empor, die immer näher an die Straße herantraten. In ihrer Erinnerung lebten nur nebelhafte Umrisse. Die Einzelheiten erlebte sie alle neu und mit einer Eindringlichkeit ohnegleichen. Ihr schmales Gesicht war blaß vor innerer Ergriffenheit. Jeder Wasserfall, der neben der Straße stob, jede Wolke, die hinter einem Gipfel hing und im Abendlicht ins Glimmen kam, der Schnee, der weiß und nah in den hohen Schrunden lag und die glührote Steinnelke, die an den Geröllhalden wuchs, waren ihr wie eine Entdeckung.

Und schon erfaßte sie die Spannung, daß jetzt die Paßhöhe sich auftun, der stille, dunkle See erscheinen müsse, mit der Umzäunung von Stein und Firn, und das starke, festungsähnliche Wirtshaus, die Herden der Mutter, der alte, weißbärtige Pankraz und Frau Sixta selbst, die sie, Otti, seltsamerweise so lange ferngehalten, obschon sie früher Tag und Nacht beisammen gewesen.

Noch saß die Otti so und schaute und spintisierte, da spürte sie, daß die Pferde in raschere Gangart verfielen. Der Knecht knallte mit der Peitsche, um schon von weitem dem Gasthause die Ankunft anzuzeigen. Unwillkürlich hob sie sich aus der Tiefe ihres Sitzes und sah sich nach ihren Habseligkeiten um. Lag auch alles zum Aufgreifen bereit?

Dann erblickte sie, scharf von der freien Klarheit des Abends sich abhebend, wo die Straße die letzte Kurve beschrieb, zwei Gestalten. Sie erkannte die Mutter auf den ersten Blick. Noch ganz dieselbe, groß, aufrecht, ernst! Und — und neben ihr — die Otti erschrak ein wenig, fühlte sich befangen und war ungewiß, wie sie sich benehmen sollte. Das mußte der Mann sein, der — sie hatte ihn ganz vergessen gehabt und daß sie eigentlich zu einer Hochzeit kam.

Aber dann stand sie, am Kutscherbock sich haltend, auf und winkte erregt mit dem Taschentuch.

Die Mutter winkte mit der Hand entgegen. Auch der Mann zog den Hut und schwang ihn.

Die Tränen traten der Otti in die Augen. Es drang so viel Neues auf einmal auf sie ein. Aber schon machte sie sich fertig, aus dem Wagen zu springen, während dieser in wenigen Augenblicken Frau Sixta und Markus erreichte.

Markus sah, daß der beiden Frauen Freude hoch aufschlug, daß sie in diesem Augenblick an nichts anders dachten als an das Glück, einander jetzt wieder zu haben. Da trieb es ihn, daß er im Bestreben, ihr Fest des Wiedersehens mitzufeiern, ein Jauchzen ausstieß. Er war sonst stumm, kein Jodler wie die Hirten der Wirtin, aber er versuchte gutmütig, es denen gleichzutun.

Frau Sixta hörte es. Sie reichte ihm lächelnd die Hand, während die Otti erstaunt und ein wenig belustigt war über die Unbeholfenheit der Freudebezeugung. Dann flog das junge Mädchen in einem Sprung der Mutter an den Hals.

Frau Sixta stand fest. Sie hatte keine Mühe, das kleine Ding zu halten. Sie umfingen sich mit den Armen.

„Ich bin so froh," sagte die Otti schluchzend.

Aber Frau Sixta dachte an Markus und war ungeduldig, ihn vorzustellen. Und doch hatte noch etwas anderes Raum in ihrer Seele. Warum weinte die Otti? War es nicht wie eine unausgesprochene, vorwurfsvolle Frage: ‚Warum hast du mich so lange ferngehalten?' Und wie die andere: ‚Mutter, warum gehörst du nicht mehr mir allein?'

Frau Sixta empfand beschämt, daß sie in letzter Zeit, was sie sonst nie getan, zu viel an sich selbst gedacht hatte. Eine leise Unsicherheit bebte in ihr. Aber dann überwältigte sie wieder die Freude, daß sie Markus gefunden und löschte alle Bedenken aus. Sie streckte ihm die Hand hin und zog ihn heran. „Das ist Markus Graf," sagte sie. Sie brachte das andere noch nicht heraus, was sie sagen wollte, daß Markus Ottiliens neuer Vater sei.

Die Otti sah auf. Sie hatte gar nicht mehr auf Markus geachtet. Aber sie war glücklich. Die Mutter war noch die alte! Sie fühlte, wie bewegt sie war. Und nun liebte sie den Mann da, weil die Mutter ihn liebte. Sie nahm ihn mit kindlich arglosem Sinn hin

Digitized by Google

wie und als was man ihn ihr bot, lächelte ihn an und war bereit, ihn zu umarmen, falls der Augenblick danach sein sollte.

Aber Markus war plötzlich ein wenig steif. Er gab sich zwar ehrlich Mühe zu sprechen, wie er sich vorhin mit Jauchzen Mühe gegeben hatte. „Das ist schön," sagte er; aber die Worte klangen ihm selber fremd. Er konnte sich in diese Dritte in seinem Bunde mit Frau Sixta noch nicht finden. Er umfing jedoch Ottiliens Erscheinung mit seinen Blicken. Wie zierlich sie war, dachte er. Wie dunkel und schwer ihr Haar, ganz wie das der Frau Sixta! Und wie schmal und fein das Gesicht! Eine leise Teilnahme blühte auf.

Da fiel Frau Sixta ein, daß die beiden sich eigentlich einen zärtlicheren Willkomm bieten sollten. Sie hatte es auf der Zunge zu sagen: ‚Küßt euch doch.' Aber plötzlich versagte etwas in ihr, und sie sprach das Wort nicht. Dafür legte sie selbst den Arm um Ottiliens Hüfte, steckte den andern durch den des Markus und indem sie den Knecht mit dem Gefährt vorausfahren hieß, sagte sie zu den andern: „Kommt, laßt uns die paar Schritte zu Fuß gehen."

So bildeten sie nun eine Reihe, schritten aus und hielten Einzug auf dem Brückegut. Frau Sixta fühlte den Höhenwind, der ihr entgegenstrich, und sie wuchs in seinem kühlen Hauch. Ihre Brust dehnte sich. Aber auch das Herz war ihr befreit und verspendete Liebe nach beiden Seiten. Es war ihr, als sei ein gefürchteter Augenblick auf einmal überwunden. Die Otti war da; es schien gar nicht nötig, daß sie bald wieder ging. Es war, als hätten Gründe keine Gültigkeit mehr, die vorher wichtig geschienen hatten. Ottis ganzes Wesen verriet, wie sie sich heimgesehnt hatte. Nun, warum sollte sie nicht eine Weile bleiben? Zuletzt würde sie wohl selbst sich das stille Kloster wieder wünschen. Und Markus! Was für ein ehrlicher, gutwilliger Mensch er war, sichtlich bestrebt, dem Mädchen väterlich freundlich zu begegnen, und doch naturgemäß ihr noch fremd und sie noch sich fern empfindend. Alles klar! Alles ganz in Ordnung! Sie, Frau Sixta, hatte etwas recht Fröhliches sagen oder irgend jemand etwas zuliebe tun mögen. So vergnügt und zufrieden war ihr zumut. Sie sprach auch mehr als je ihre Art gewesen. Zu Otti, sie werde gewiß manches verändert finden, sie solle aber wissen, daß sie nun erwachsen sei und ein wenig mitwünschen und mitregieren dürfe. Und zu Markus: sei nicht die Tochter groß und selbständig geworden? Merke man ihr, Frau Sixta, nicht das Alter an, wenn so die Jugend neben ihr gehe? Und wieder zu Otti: Was sie denn gedacht habe, daß ihre Mutter ihr noch einen Vater gebe? Und ja, ja, morgen werde ein bedeutsamer Tag für sie alle sein. Und zu Markus zuletzt: Sie müßten nun gemeinsam das Kleine, das Schwarzköpflein da betreuen! Dazwischen preßte sie die Otti eng an sich und drückte des Markus Arm, suchte Ottis Augen und Markus' Blick und entzündete an ihrer eigenen frohen Erregung die Freude der andern.

Diese hatten nicht ganz Zeit, alle ihre Fragen zu beantworten, aber sie waren bestrebt, sie die Antwort in ihren frohen Mienen lesen zu lassen. Sie nickten und gaben dann und wann einen Händedruck eifrig zurück. Eitel Zustimmung erfüllte sie. Ganz versteckt nur und uneingestanden flackerte manchmal in der Seele der Otti der Verdacht auf, ob nicht etwelche Hast an Frau Sixta sei, und es schien ihr, es sei am Bilde der Mutter, an dem kein Makel gewesen, vor dem sie manchmal mit einer Art Andacht gestanden, ein kleiner Schatten bemerkbar, irgend etwas, was man nicht bezeichnen konnte, ja selbst etwas so Unwirkliches und schwer Faßbares, daß es ihr gleich wieder verflog, als ob es nicht gewesen.

*

Pankraz wurde auf dem Wege zum Hause begrüßt. Er stand mantelumschlungen, auf seinen Stock gestützt drüben in der Matte. Man konnte nicht an ihm vorübergehen.

„Da ist Pankraz," sagte die Otti. „Sein Bart ist jetzt wie Silber."

Damit trat sie auf den Alten zu und streckte ihm die Hand hin.

Er nahm den Hut ab. Der weiße Haarkranz umgab wie Schnee sein erdbraunes Gesicht. Er hatte keine knechtische Art. Zu lange schon hatte er hier oben gedient und zu wohl wußte er mit allem Bescheid, als daß er sich bückte und sein Dienstmanntum fühlte. Auch war er eigener Wünsche ledig und auch äußerlich — er hatte sich ein gutes Stück Geld erspart — so unabhängig, daß er bei Frau Sixta mehr als ein Freund und Berater und auch beim Gesinde als ein Mann von Achtung galt. So begrüßte er die Otti mit einer ruhigen Würde. Seine Augen musterten sie, während er ihr die Hand reichte. Nun war die auch schon erwachsen, dachte er, erwachsen und fein hübsch geworden. Der Mutter reichte sie freilich nicht das Wasser.

Darauf glitt sein Blick über das Mädchen hinaus und traf auf Markus. Warum störte ihn der Mann auf einmal? Warum sah er irgendwo einen Schatten? Und war doch keiner! Er zwang sich und sagte zu Frau

Digitized by Google

Sixta: „Das Kind ist erwachsen, Frau. Ihr werdet froh sein, es wieder einmal zu haben."

Als er es gesagt hatte, löste sich die Hemmung in seinem Innern. Die Frau da hatte immer ihren Weg gewußt. Da brauchten andere nicht zu sorgen.

Frau Sixta nickte ihm zu und ging mit den beiden andern weiter.

Pankraz schaute ihr nach. Sie mußte es wissen, wiederholte er vor sich selbst.

Die drei näherten sich dem Wirtshause. Immer neue Dienstleute liefen ihnen in den Weg. Es gab immer neue Aufenthalte und Begrüßungen.

In der Gaststube hatten neben einer Anzahl fremder Reisender auch ein paar Leute aus Bergmatten und Viehhändler aus Bünden gesessen, die Frau Sixta seit langem kannten. Die traten jetzt, von der Kellnerin über die Ankunft der drei verständigt, vor das Haus. Es ging an ein Gratulieren und Danken, an ein Reden und Staunen und heimliches Forschen. Der eine sah die Otti und daß sie verdammt hübsch war. Der andere beachtete mehr Frau Sixta, die Witwe und Braut. Wie sie sich gab und hielt! Und sappermentsstattlich war! Ein dritter, der Markus noch nicht kannte, starrte den an und dachte, daß er einen Schick mache. Nicht jeder könne so hereinsitzen.

Die Kellnerin Anna gab der Otti die Hand. Aber das Herz war nicht dabei. Sie war wirr im Kopf; sie konnte nicht in des Markus Nähe sein, ohne daß sich in ihrem Innern das Unterste zu oberst kehrte. War es wirklich, daß der morgen Hochzeit hielt? Und hatte sie, die Jüngere, die doch auch keine Vogelscheuche war, ganz übersehen.

Endlich gelangten die drei in den oberen Stock und in die Eckzimmer, wo Frau Sixtas neue Zweibettenstube und daneben der Otti Kammer lagen. Von morgen an sollte da auch Markus wohnen! Jetzt verhielt er den Schritt und sagte zu den Frauen: „Ihr werdet noch vieles einander zu sagen haben nach so langer Zeit." Er war in diesem Augenblick dessen ganz bewußt, daß er morgen nicht umkehren würde. Es erregte ihn nicht. Ein ruhiger Wille zu nehmen, was war, und zu erwarten, was kommen wollte, erfüllte ihn. Frau Sixta war ihm vertraut wie ein Kamerad. Und die Otti? Er mochte der Mutter gönnen, daß sie das feine Ding, die Tochter, wieder hatte. Und er schüttelte beiden Frauen die Hände.

„Bis nachher, bei Tische," sagte Frau Sixta.

Aber er erwiderte, es gebe, wie sie wisse, noch so viel von dem am Nachmittag eingetroffenen Säumertransport abzuladen, umzupacken und für die Weitersendung bereitzustellen, daß er des morgigen Festtages wegen gehörig dahinter sein müsse und lieber nur im Vorbeigehen zu ihm gelegener Zeit aus der Küche sich einen Imbiß holen werde.

Frau Sixta drängte ihn nicht. Sie hatte mit sich selbst noch viel zu tun an diesem letzten Abend. Es war ihr nicht unlieb allein zu sein. Vielleicht, dachte sie, ging es ihm ähnlich. Und vielleicht, überlegte sie weiter, wollte er sie auch mit Ottilie noch allein lassen, sie beide, die sich nahe gewesen, noch ehe er gekommen war. Und sie rühmte ihn vor sich selbst darum.

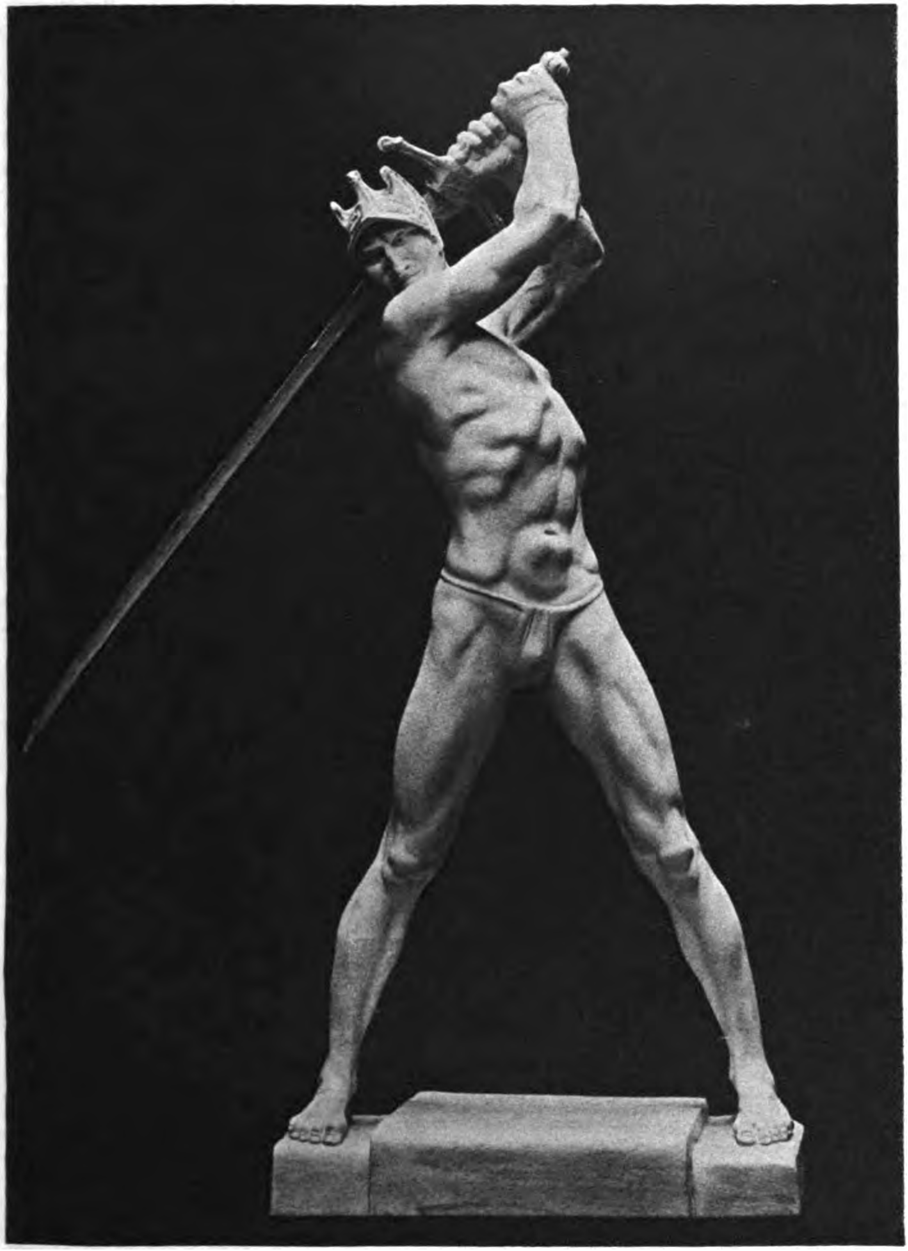
Auch die Otti fand nichts Besonderes an seinem Weggehen. Sie hatte so viel Neues zu sehen und Altbekanntes wiederzufinden, daß sie nicht Zeit gewann, lange an Markus zu denken.

So begab sich dieser zu den Stallgebäuden hinüber. Zwanzig Pferdetraglasten von Waren lagen da, Säcke, Kisten, Fässer, Häute. Ein Schreiber hielt in der Hand die Listen und nahm den Bestand auf, während Arbeiter mit dem Umbinden einzelner Ballen, dem Vernageln von Kisten und dem Neuverschnüren von Säcken beschäftigt waren. Markus betrat die Ställe und bestimmte die Pferde, die morgen die Weiterreise nach Welschland antreten sollten. Dann überwachte er die Zusammenstellung der Einzellasten. Die Arbeit nahm ihn vollkommen in Anspruch. Es war nichts Mächtigeres in ihm, das ihn herausgerissen hätte. Manchmal nur flitzte ein Gedanke zu Frau Sixta und der Tatsache, daß morgen Hochzeit war. Auch das schmale Gesicht der Otti tauchte dann und wann aus dem Leeren auf. Sie war merkwürdig zart und gebrechlich, dachte er, man sollte sie eigentlich nicht immer in fremden Händen lassen. Er begriff Frau Sixta nicht ganz, daß sie die Tochter wieder fortgeben wollte, und nahm sich vor, ihr gelegentlich zum Gegenteil zu raten. Aber er vergaß alles wieder über der Arbeit.

Die Knechte nahmen ihn schon ganz als den Herrn, der er morgen werden wollte. Er spürte die wachsende Verantwortung. Und er nahm sich kaum Zeit, sich aus der Küche ein Abendbrot zu holen. Darüber wurde er gründlich müde. Auch spät wurde es. Er dachte an die Frauen. Die Otti war sicher schon schlafen gegangen. Und Frau Sixta? Er mußte noch hinüber zu ihr! Natürlich! Aber — ach, sie hatte ja noch hunderterlei Pflichten! Und er war müde und von der Arbeit unsauber und — und —

Er ging nach seiner Kammer und setzte sich aufs Bett. Sein Herz drängte ihn nicht. Aber die Augen fielen ihm mehrmals zu.

Digitized by Google



Siegfried
Bildwerk von Prof. Ernst Seeger

Digitized by Google

Digitized by Google

Fast unbewußt entledigte er sich seiner Kleider und warf sich aufs Bett. Dumpf kam ihm noch einmal der Gedanke, daß er sich zum letztenmal hier auf das Lager strecke. Die Erscheinung Frau Sixtas tauchte auf und zerfloß. Er schlief ein.

Frau Sixta hatte die Otti auspacken und einräumen geheißen. Dann war auch sie ihren Pflichten nachgegangen, deren sie nicht minder denn Markus hatte. Sie machte im Hause die Runde. Sie trat in die Kellerräume, in denen ein alter Küfer zum Rechten sah, in die Küche, wo sie den drei Mägden die letzten Weisungen für das Festessen des andern Tages gab, und stieg in die Fremdenstubenstockwerke, die mit Gästen zur Hälfte gefüllt waren. In den Trinkstuben sah sie nach den Besuchern, die im Vorbeigehen eine Erfrischung nahmen, und im großen Eßzimmer unterhielt sie sich mit dem und jenem der Speisenden, die für die Nacht im Wirtshaus abgestiegen. Einige Überwindung kostete sie der Eintritt in den Raum der Stammgäste, wo die Anna ihres Amtes waltete. Hier saßen die Bergmattener und die Leute aus den nächsten Ortschaften, lauter Menschen, die ihr bekannt waren und sie kannten. Sie scheute sich vor anzüglichen Reden, vor zudringlichen Blicken. Sie fürchtete die Meinung der Leute nicht. Sie wußte auch, daß allzufreier Scherz sich nicht an sie wagte. Aber die gewohnte Sicherheit verließ sie einen Augenblick. Sie fühlte, daß sie das Außergewöhnliche zu tun im Begriffe stand. Und sie war eine Sekunde lang beklommen, weil sie noch nicht wußte, wessen sie sich darob von den Menschen zu versehen hatte. Merken ließ sie sich nichts. Auch ging die leise Schwäche sogleich vorbei. Zwei Dinge waren brennender in ihr, die Erwartung des kommenden Tages und der Gedanke an Markus. Morgen, sagte unablässig etwas in ihr. Und ihr Herz war ungeduldig wie es nie gewesen war. Sie hatte Xaver Rotmund genommen, weil man sie überredet, fast gezwungen hatte. Sie war jung und unwissend gewesen, wie es jetzt die Otti war. Den Markus liebte sie. Sie fühlte mit jedem Augenblicke mehr, daß sie sich an den art- und stammfremden Menschen verloren hatte und mit jeder Stunde fast noch mehr verlor. Und sie bangte schon um ihn, noch ehe sie ihn besaß. Ihr Herz war auf steter Wacht. Sie fühlte, daß ihr die öffentliche Meinung wichtig war, nach der sie sonst nie gefragt hatte. Jetzt erinnerte sie sich, daß sie gestern von der Anna erfahren, der Talammann Furrer habe sich abfällig über ihre Heirat geäußert. Dann fiel es ihr plötzlich wieder aufs Herz, daß die Otti heimgekehrt war, als liege darin irgendeine unbestimmte Gefahr. Und sogleich quälte sie sich mit Selbstvorwürfen und sagte sich, daß sie für ihr Kind nicht die frühere ruhevolle Liebe, Geduld und Teilnahme hätte. Immer wieder aber lauschte sie nach Markus aus. Jedes Fenster zog sie an, daß sie hintrete und nach ihm Ausblick halte. Mehr als einmal stand sie im Begriff, ihn wieder aufzusuchen. Nur das Gefühl, daß sie sich etwas vergebe, hielt sie zurück. Als sie schon spät am Tage bei der Otti saß, die früh zu Bett gegangen war, fiel es ihr schwer aufs Herz, daß Markus nicht kam. Es war doch Feierabendzeit! Aber noch während sie das würgte, erwachte ihre Liebe zu der Tochter und die Furcht, sie vernachlässigt zu haben. Sie beugte sich über das Bett und legte den Kopf neben den der Otti auf das Kissen, wie sie früher dem Kinde getan. „Nicht wahr,“ sagte sie, „ich habe dich noch gar nicht daheim gemacht?“

Die Otti rückte dicht zu ihr und legte ihren Arm um sie. So sei sie freilich daheim, flüsterte sie, noch betäubt von allem Neuen.

„Es liegt vieles auf mir,“ fuhr Frau Sixta mit unterdrückter Erregung fort. Es war ihr, als müßte sie der Tochter vieles sagen und erklären. Hundert Dinge wollten ihr auf die Lippen.

„Natürlich,“ bestätigte Otti und hielt die Mutter vollständig entschuldigt. Da spürte sie, wie Frau Sixtas Körper von heftiger Bewegung durchzittert wurde. Sie hatte sie nie schwach gesehen und war wie alle, die mit ihr lebten, gewöhnt, in ihr die aufrechte Säule zu sehen, auf der das Haus stand. Wieder ergriff sie ein leises Befremden und schob sich etwas Trennendes zwischen sie und die Mutter.

Frau Sixta spürte das instinktiv. Vielleicht war nur ein Händedruck Ottiliens schwächer geworden. Wieder drängten Worte zum Ausdruck. Es war doch wohl die Stunde, der Tochter von Markus zu sprechen und ihr zu sagen, wie alles gekommen sei. Aber Brust und Hals waren ihr wie zugeschnürt. Sie konnte nicht reden; es war ihr, als müßte sie sich demütigen, wenn sie sprach. Alles, was sich der Not ihres Innern entrang, war, daß sie sagte: „Du mußt Markus Graf gut werden, Otti. Er verdient es.“

Ebenso rasch aber brach sie wieder ab. War das nicht töricht, was sie sagte? Verteidigte sie nicht Markus, als ob er es nötig habe, verteidigt zu werden?

Während sie sich jedoch noch umschlungen hielten und beide empfanden, daß Dinge zwischen ihnen unerklärt blieben, gewann ihre Liebe zueinander neue Gewalt und umklammerten sie sich fester wie aus Angst, sich zu verlieren.



Digitized by Google

Erst nach einer Weile machte Frau Sixta sich los und küßte die Tochter. „Nun mußt du schlafen," sagte sie. „Du hast eine lange Reise gehabt und wirst müde sein. Auch ist ja morgen ein strenger Tag."

Otti hielt ihre Hand in ihren beiden fest. „Ich wünsche dir auch noch Glück, Mutter," sagte sie plötzlich. Ohne unglücklich zu sein, nur aus einer Art Verlorenheit heraus, schluchzte sie auf.

Frau Sixta richtete sich auf. Sie nahm sich gewaltig zusammen. Sie strich der Otti über die Stirn. „Bis morgen," sagte sie und ging aus dem Zimmer. Sie war nicht zufrieden mit sich, als sei sie vor einer Pflicht geflohen.

Die Otti staunte eine Weile noch in die Luft. Heimkehrfreude, Liebe zur Mutter, Verwirrtheit ob all des Neuen machten ihr die Gedanken unklar und den Kopf müde. Bald aber übermannte sie der Schlaf.

Frau Sixta trug in ihrem stärkeren Herzen den heftigeren Sturm. Warum kam Markus nicht mehr? War das die rechte Liebe, fragte sie sich. Dann beruhigte sie sich, indem sie sich selbst zusprach, daß nur Bescheidenheit Markus zurückhalte, daß das so seine Art sei, sich nicht aufzudrängen. Aber die Vergangenheit stand auf. Erlittenes und Erlebtes gewannen wieder Gestalt. Dann bohrten die Gedanken in die Zukunft. Die späte Leidenschaft, die sie erfaßt hatte, regte sich stärker als je vorher. Dazwischen mußte sie an Otti denken und was sie eben mit ihr erlebt. Selbst allerlei Alltagssorgen meldeten sich mit ihren nüchternen Stimmen in all dem Wirrwarr. Es sauste und brauste in ihr. In einer Art Trotz warf sie sich endlich aufs Bett. Aber erst gegen Morgen unterlag sie der Ermüdung und verfiel in einen qualvoll unruhigen Schlummer, von dem sie in der Dämmerung des neuen Tages unerquickt, aber durch den jähen Gedanken aufgeschreckt erwachte, daß der Hochzeitstag angebrochen sei.

Sie erhob sich. Und nun war es auf einmal, als falle alle Sorge und jeder Zweifel von ihr. Plötzlich überwand der Gedanke, daß sie heute mit Markus Graf vereinigt, mit ihm ein Ganzes werden sollte, jede andere Erwägung. Wie ein Flutschwall überfiel sie die Gewißheit. Und nichts anderes hatte mehr daneben Raum. Die alte Kraft durchrieselte ihre Glieder. Was sollten die Bedenken? Hatte sie je nach den Leuten gefragt? Und die Otti? Ei, sollte sie nicht ihr Kind zu beglücken vermögen, wenn sie selbst glücklich war? Sie begann sich anzukleiden. Nicht mit überstürzter und ungeduldiger Hast, sondern mit überlegter Sorgfalt, nicht eitel, aber unwillkürlich bedacht, auch äußerlich sich die Würde zu geben, die sie innerlich zurückgewonnen. Eine leise Freude erfüllte sie, als sie ihr schweres Haar aufsteckte und sah, daß in dem dunkeln kein einziger weißer Faden sich zeigte. Der Spiegel sagte ihr, wie weiß und glatt ihre Haut war. Es war ein schönes Gesicht, das sie anschaute. Eine bräutliche Hoffnung blühte in ihr auf. Vielleicht, nein, gewiß geschah es um ihrer selbst willen, daß Markus sie zu sich nahm.

Nun lauschte sie an der Tür des Nebenzimmers. Ottilie regte sich noch nicht. Gut, mochte sie noch schlafen! Ohne Hilfe legte sie ihr schwarzseidenes Hochzeitskleid an, steckte den Kranz ins Haar und den Schleier dazu. Sie wollte bereit sein. Viel Zeit blieb ihr nicht für sich selbst. Und wie sie stets allein gewesen war, mußte sie auch jetzt allein fertig werden. Damals, am Tage des Xaver Rotmund, hatten zwei Freundinnen sie geschmückt. Sie war jung, ganz jung gewesen. Aber seither hatte niemand sich ihrer angenommen. Allein hatte sie entscheiden, allein den Weg finden müssen. Und wie sie das Fest des heutigen Tages allein hatte vorbereiten müssen, so würde sie auch die Zukunft allein bauen und verantworten müssen. Warum aber nicht? Sie fühlte sich stark und froh. Jetzt erst freute sie das Leben.

Plötzlich befiel sie Ungeduld. Markus! Bald mußte er nun kommen! Ob er sie hier oben aufsuchte oder sie unten in der Gaststube erwartete, der Sonderling? Nun, sie konnte ihm ja entgegengehen. Es wurde ohnehin Zeit, daß sie noch an einigen Orten zum Rechten sah. Hm, still würde es unten wohl hergehen! Nicht wie damals, als vor dem Hause die Bergmattener Blechmusik schon am frühesten Morgen dem reichen Rotmund und seiner Frau ein Ständchen gebracht. Die — die Bergmattener waren heute nicht so glückwunscheifrig.

Der Kopf fiel ihr steifer in den Nacken. Was tut alles? Markus und die Otti, die zwei genügten! Sie schritt aus der Tür, klopfte im Vorbeigehen an die der Otti und rief ihr zu, daß sie sich nicht verspäten solle. Dann stieg sie, festgerüstet wie sie war, die Treppe hinunter. Mit Befriedigung überzeugte sie sich, daß das Frühstück bereitgestellt war und in der einen Gaststube für das Festessen gedeckt und mit dem Bekränzen der Tische und Wände begonnen wurde. Im Wirtslokal saßen frühaufbrechende Gäste. Sie grüßte sie mit einem Nicken ihres umkränzten Kopfes. Die Fremden betrachteten die Wirtin im Brautkranz mit verwunderten Blicken, aber an die strenge, stattliche Frau wagte sich auch jetzt kein Spott.

Digitized by Google

Die Anna, die Kellnerin, gab sich Mühe, ein glattes Gesicht zu zeigen. Sie war lange im Hause und wurzelte fest. Aber ihr Inneres krampfte sich zusammen. Wurde es nun wahr? Die Meisterin ging noch einmal in die Kirche und mit einem, der ihr selber gefallen hätte? Der Zorn stieg ihr auf. Aber der Respekt vor Frau Sixta dämmte ihn ein. Und nur der Neid blieb. Und die Sucht, von dem, was jetzt geschah, zu reden, hier, hier, dort, hämisch: 'Ja, ist es nicht zum Lachen? Ob der einen Schick macht, der Markus? Ob die Frau sich ihn ziehen wird, daß er tanzt, wie sie geigt?'

Frau Sixta trat zu ihr hinter den Schanktisch. Sie wollte ihr das Regiment der Stube für die Zeit ihres Fortseins übergeben, und sie erinnerte sich in diesem Augenblick, wie lange die Anna schon im Hause war. In einer Aufwallung von Freude und Dankbarkeit streckte sie ihr die Hand hin. „Mache deine Sache gut, bis wir zurück sind," sagte sie. „Es ist ein großer Tag für mich. Für dich wird er auch einmal kommen."

Die Anna war verwirrt. Die treue Dienerin, die sie gewesen, regte sich in ihr; aber der Neid krallte sich schärfer in ihr Herz. Sie stotterte etwas von Glück wünschen und schon ihr möglichstes tun. Dann sah sie ganz benommen Frau Sixta nach, die die Stube verließ, und vergaß die hämische Bemerkung, mit welcher sie die Gäste auf die Überreise der Braut hatte hinweisen wollen.

Die Rotmundin trat vor die Haustür. Markus hatte sich noch immer nicht blicken lassen. Ihre Unruhe nach ihm wuchs. Aber der Landauer, den sie für die Fahrt neu hatte herrichten lassen, stand schon vor der Tür. Der Kutscher, derselbe, der die Otti aus dem Tal geholt hatte, fuhr eben noch einmal mit der Wichsbürste den zwei Pferden über die Hufe. Er trug ein Zweiglein künstlicher Myrte auf dem Hut, wie es den Pferden an die Köpfe geheftet war, und er und die Knechte hatten einen Kranz aus Tannenzweigen um das zurückgeschlagene Wagenverdeck gebunden.

„Auf viel Glück dann," sagte der Fuhrmann, als er Frau Sixta erblickte.

Sie dankte ihm mit einem Lächeln. Das Blut trat ihr flüchtig in die Wangen; es war ihr, als liege ein leiser Spott in dem Glückwunsch zur späten Brautschaft. Aber sie blieb in jeder Bewegung die Meisterin, an die Nörgeleien nicht heranreichten. In diesem Augenblick sah sie Markus über den Platz kommen. Frei und mit hellem Gesicht schritt sie ihm entgegen.

Er bot ihr beide Hände. Es war ihm, als verdingte er sich erst jetzt mit rechter Freude bei ihr. Auch er trug Myrte im Knopfloch und steckte in dem neuen, schwarzen Anzug, den sie für ihn bestellt hatte. Die weiße Krawatte sollte die Sonntäglichkeit erhöhen. Auch sein Gemüt war sonntäglich. Er hatte die gute Laune vielleicht ein wenig mit dem Festkleid angezogen, als er nach traumlosem Schlaf erwacht war und ihm zu Bewußtsein kam, daß heute sein Hochzeitstag sei.

Der Tag war nicht allzu sonnig; dazu war es schon zu spät im Jahr, aber der Himmel trug ein sanftes, glutloses Blau, und es lag ein feiner Lichtschein auf den westlichen Tallehnen. Markus hatte beim Erwachen all das mit den Blicken umfangen, und wie immer, seit er in dieser Höhe lebte, war ihm der Atem frei und leicht gegangen. Seine Hand hatte nach der an der Wand hängenden Laute gezuckt. Die Lust zu singen kam einen an in diesem herrlichen Lande. Auch machte einem die Erkenntnis den Sinn leicht, daß man nun unabhängig, ein Herr auf eigener Scholle war. Der Gedanke an Frau Sixta war ihm eigentlich erst nachher gekommen. Dann freilich hatte auch dieser seine Fröhlichkeit eher erhöht als vermindert. Und als er nun Frau Sixta erblickte, ging sein Herz zu ihr auf. Er war ihr dankbar. Er liebte sie herzlich, und sie erreichend, küßte er sie auf den Mund, den sie ihm zum erstenmal bot.

Sie nahm seinen Arm und vergaß in der Freude über seine Herzlichkeit zu fragen, warum er sich gestern nicht mehr habe blicken lassen. „Alles ist schon bereit," sagte sie.

„Sapperment, was für ein nobles Gefährt!" lobte er im Vorbeigehen den wartenden Wagen und grüßte den Kutscher: „Guten Tag, Kamerad! Hast du dich aber schön gemacht!"

Arm in Arm, mit schwingenden Schritten traten sie ins Haus.

Auf der Treppe wartete die Otti. Sie war im Festtaumel, wie Kinder es sind, wenn ungewöhnliche Tage kommen und ihre menschliche Eitelkeit sich am neuen Kleid ergötzt. Ihr Kleid nahm die Otti stark in Anspruch. Die umsichtige Mutter hatte es ihr aufs Bett gelegt. Es war von weißer Seide und schmiegte sich eng um ihre schlanke Gestalt. Sie hatte nie zuvor ein seidenes Kleid besessen, und sie strich manchmal mit fast ehrfürchtiger Scheu über den feinen Stoff. Sie war noch so jung. Sie verlor alle ernsthaften Gedanken über der wichtigen Angelegenheit dieses Kleides. Auch jetzt beim Anblick der Brautleute dachte sie weniger an diese, als daran, was sie als erste zu ihrem Gewande sagen würden.



Digitized by Google

Es fiel nun freilich kein Wort darüber. Die Mutter prüfte zwar mit einem raschen Blick Schnitt und Wirkung des Kleides und Markus war überrascht von Ottis Erscheinung, ohne sich Rechenschaft zu geben, was ihn an ihr entzückte. Aber keines von beiden sagte ihr etwas, was ihre Eitelkeit befriedigt haben würde.

Frau Sixtas Liebe wallte auf. Sie öffnete die Arme. Da tat auch das Herz der Otti einen Sprung, und sie küßte die Mutter mit leidenschaftlicher Innigkeit. Dann reichte sie Markus zutraulich und vergnügt die Hand. Er gefiel ihr in seinem Feiertagsrock. Sein blasses Gesicht und der sinnende Blick fielen ihr wieder auf und machten ihr Eindruck. Etwas Ungewöhnliches zog sie an, ohne daß sie hätte sagen können, aus was es bestand. Zugleich fühlte sie sich schon viel heimischer mit ihm, und der Gedanke, daß er künftig nahe zu ihrem Leben gehören werde, machte ihr Vergnügen.

Auch Markus empfing sie mit Wohlgefallen gleichsam als Fest- und Lebensgefährtin.

Frau Sixta brannte das Herz. Sie war voll Verlangen, den zwei Menschen da neben ihr alle erdenkliche Liebe anzutun.

Man ging zum Frühstück. Es gab Kuchen zum Kaffee. Auf dem Tisch stand ein Strauß letzter müder Herbstalpenblumen. Knechte und Mägde benutzten die Gelegenheit, um ihre Glückwünsche anzubringen. Eines und das andere brachte ein Geschenk, Hübsches und Törichtes, Brauchbares und Unmögliches, je nach Geschick und Klugheit der Geber. Die Anna ging aufwartend ab und zu.

Die drei fanden untereinander keine Zeit zu Unterhaltung und Selbstbesinnung. Sie tauschten manchmal einen Blick. Die Augen der Otti leuchteten von Festfreude. Auch Markus strahlte von guter Laune. Frau Sixtas Blick war dunkler. Viel Tiefes war darin. Manchmal legte sich eine schwere Feierlichkeit über ihre Züge. Und die Herbheit, die manchmal um ihren Mund lag und die von bitteren Erfahrungen zeugte, war auch jetzt nicht ganz hinweggelöscht.

(Fortsetzung folgt)

## Die Gänse. Von Karl von Berlepsch

Verletzend klingt ihr törichtes Geschrei
Durch Frühlingsluft und sommerliche Stille.
Ihr Gang ist plump, als hinkten sie vorbei
Und schleppten kaum des weißen Leibes Fülle. –

Doch wenn der Herbst die feuchten Wiesen tönt,
Dann scheinen sie voll unruhbangem Leben,
Und ihre Flügel, längst des Flugs entwöhnt,
Versuchen sie vom Boden aufzuheben.

Sie ahnen, daß ein Gott sie göttlich schuf,
Eh' Sklavennot verdorben ihre Schwingen,
Sie hören in der Luft den wilden Ruf
Der freien Schwestern, die den Äther zwingen. –

## Oberlicht. Von Wilhelm Schussen

Ich wachte ohne Licht
Wohl eine halbe Nacht
Und las am Uhrgewicht
Und habe Schwerem nachgedacht.

Ich habe Schweres nur
Gedacht und keinen Weg
Und keiner Hilfe Spur
Gesehen, keinen Steg.

Ich lag und starb schon gar ...
Und fühlte plötzlich dann,
Wie es so leicht mir war,
Daß ich's nicht sagen kann.

Ich war wohl nicht allein,
Es ging wohl durch die Nacht
Noch irgendwie ein Schein,
Der mich so hell gemacht.

## Allherbstlich. Von Hans Much

Allherbstlich, wenn die Sonne zieht,
Entfließt dem Bronn mir Lied um Lied.

Warum das wohl allherbstlich ist? –
Weißt du den Sinn von Frost und Frist?

Allherbstlich, wenn der Held sich neigt,
Wird innen Sang, was außen schweigt.

Digitized by Google

# Das Aufwertungsproblem

## Von Prof. Dr. Max J. Wolff

Schwere politische oder kriegerische Erschütterungen haben im Laufe der alten und neuen Geschichte vielfach zu finanziellen Katastrophen geführt, aber unter all den wirtschaftlichen Zusammenbrüchen kommt nicht einer an Umfang und Ausdehnung dem gleich, den wir in den Jahren 1919 bis 1923 erlebt haben. Daß die Währung eines Landes, und noch dazu die eines der ersten Kultur- und Industrieländer auf den billionsten Teil ihres Wertes sinken konnte, ist etwas so Ungeheuerliches und Unerhörtes, daß die Phantasie eines finanziellen Jules Verne nicht ausgereicht hätte, um es auszudenken, ehe es Ereignis wurde.

Finanzkatastrophen von der Furchtbarkeit wie die, die 1720 der geniale Schwindler John Law in Frankreich, die Assignatenwirtschaft der Revolution oder der militärische Zusammenbruch Deutschlands, Österreichs und Rußlands nach dem letzten Krieg herbeiführten, sind erst durch die Schaffung des Papiergeldes möglich geworden, aber gefehlt haben sie auch früher nicht. Nur das Mittel war ein anderes; es bestand nicht in der Ausgabe von Banknoten, denen man eine beliebige Zahl aufdruckte, sondern in der Verschlechterung der Metallmünze. Man fügte den Gold- und Silberstücken unedlere Metalle zu, so daß sie in manchen Fällen bis auf den zehnten Teil ihres angeblichen Wertes herabgesetzt wurden. Schon der weise Solon krönte seine Verfassungs- und Finanzreform mit einer Münzverschlechterung, indem er den Wert der Drachme um 27% verminderte; es geschah in der klaren Erkenntnis, die uns mit Ausnahme der Inflationsgewinnler gefehlt hat, daß jede Geldentwertung dem Gläubiger Schaden, dem Schuldner Vorteil bringt und daß es nur darauf ankommt, möglichst viel schuldig zu sein, um möglichst viel dabei zu verdienen. Solon verfuhr aber, wie man das von einem der sieben Weisen erwarten kann, ehrlich und korrekt: er nahm seine Geldverschlechterung in aller Öffentlichkeit vor. Das war meistenteils bei seinen Nachfolgern nicht der Fall. Im Gegenteil suchten sie das Publikum darüber zu täuschen, daß der Wertgehalt der Münze nicht mehr der gleiche war, ein Betrug, der sich im Altertum um so leichter durchführen ließ, als die Stücke infolge des schlechten Prägeverfahrens sich an Gewicht sehr unterschieden. Um so größer war dann die Bestürzung und um so verhängnisvoller die wirtschaftliche Wirkung, wenn man bemerkte, daß die Goldmünzen sehr viel Messing enthielten und die Kaiserbilder auf den Denaren infolge des starken Kupferzusatzes prächtige rote Bäckchen erhielten.

Noch Friedrich der Große „finanzierte" den Siebenjährigen Krieg, als die englischen Hilfsgelder knapp wurden und aus dem ausgeplünderten Sachsen nichts mehr herauszuholen war, durch Verschlechterung des preußischen Talers. Die Münzen sind, da der König sie unmittelbar nach dem Krieg einziehen ließ, heute eine große Seltenheit. Das Verfahren Friedrichs wirkte aber beinahe schon als ein Anachronismus, denn unterdessen war das Papiergeld erfunden worden, das natürlich der Geldverschlechterung und der Inflation ganz andere Möglichkeiten bot als die Metallmünze.

Die Wirkungen eines finanziellen Zusammenbruches sind um so verheerender, je inniger ein Land mit anderen durch Verkehr und Handel verflochten ist. Die wachsende Bevölkerung, das Aufblühen der Industrie, die Schnelligkeit und Zunahme der Verbindungen haben die Länder in stärkste Abhängigkeit voneinander gebracht. Wenn das eine Nahrungsmittel und Rohstoffe aus dem Ausland beziehen muß, so das andere Industrieerzeugnisse. Jede Störung in der Währung erschwert diesen Güteraustausch und macht endlich den Bezug von Auslandswaren unmöglich, ohne die die Bevölkerung nicht leben kann. Doch nicht nur nach außen, sondern auch im Innern zieht der Geldentwertungsprozeß weitere Kreise als früher. Der Staat gibt heute nicht nur Papiergeld aus, sondern benutzt seinen Kredit auch zur Aufnahme langfristiger Anleihen. Die Länder, die Provinzen und Kommunen sind dem Reich darin gefolgt, der städtische und ländliche Grundbesitz ist durch Hypotheken und Pfandbriefe mobilisiert, und die Industrie hat Millionenbeträge in Form von Obligationen aufgenommen. Alle diese Effekten wurden in den Strudel der Geldentwertung hineingerissen.

Ein Vermögen bestand in der Zeit vor der kapitalistischen Wirtschaftsordnung in der Hauptsache in Grundbesitz, in Liegenschaften und Häusern, der mobile Besitz spielte daneben eine untergeordnete Rolle; heute ist es gerade umgekehrt, das Vermögen des modernen Menschen besteht zum größten Teil in Forderungen an öffentlichrechtliche oder private Korporationen. Die Geldentwertung trifft daher heute viel ausgedehntere Kreise, so ziemlich die ganze Schicht der Besitzenden mit Ausnahme derer, die die vielgerühmten Sachgüter in den Händen haben. Diese, ob es sich dabei nun um Privatleute, Grundbesitzer, Industriegesellschaften oder Kommunen und Provinzen handelt, kamen durch die Inflation in die glückliche Lage, ihre Schulden, soweit sie kündbar waren, mit wenigen Pfennigen abzulösen zum Schaden des Gläubigers, der für sein einst hergegebenes Goldgeld ein paar Papierfetzen erhielt, auf denen allerdings dieselbe Zahl in Mark aufgedruckt war, die er früher in gutem Metall gegeben hatte. Schulden, die in der In-

Digitized by Google

flationszeit nicht fällig wurden oder nicht kündbar waren, konnten zwar nicht zurückgezahlt werden, aber sie entwerteten doch in demselben Ausmaß, und wenn die öffentlichen Anleihen, die Pfandbriefe und andere Effekten, soweit sie an der Börse gehandelt wurden, einen höheren Wert behielten, so geschah es in der Hoffnung, daß die Zeit kommen würde, wo die Gläubiger, sei es nun das Reich, die Einzelstaaten oder die Städte, aus Ehrgefühl oder unter Zwang ihre Schuldverschreibungen besser bezahlen würden als mit einer Rentenmark für die Billion. So konnte sich die Kriegsanleihe, um nur ein Beispiel zu geben, selbst in der schlimmsten Zeit auf etwa 0,08% halten, also 80 Pfennige für nominell tausend Mark, ein lächerlicher Kurs für den, der sie zum Vollwert gezeichnet hatte, aber auf der andern Seite ein sehr hoher Betrag im Vergleich zu dem von dem Reich ausgegebenen Papiergeld.

Der Tiefstand der öffentlichen Anleihen, der Pfandbriefe und Obligationen lockte die Spekulation. Zunächst waren es einzelne im In- und Ausland, die sich sagten, daß bei diesen Kursen zum mindesten nicht viel zu verlieren, möglicherweise aber beträchtlich zu gewinnen sei. Unter dem Einfluß ihrer Käufe begannen die Papiere etwas zu steigen. Man merkte, daß an ihnen etwas zu verdienen war, und dadurch wurden wieder weitere Käuferschichten angelockt. Der Kurs stieg im beschleunigten Tempo. Wenn an der Börse so viel Interesse für diese bisher mißachteten Effekten bestand, so mußte doch mit ihnen etwas los sein! Aber was? Niemand wußte etwas Genaues, aber einer flüsterte dem andern des Rätsels Lösung ins Ohr: sie werden aufgewertet!

Die Aufwertungsbewegung ist nachweislich nicht aus den Kreisen der früheren verarmten Inhaber der Renten, Anleihen, Obligationen usw. hervorgegangen, die sich längst schweigend an den Verlust ihres Vermögens gewöhnt hatten, sondern sie kam erst in Fluß, als sich in den Händen der Spekulation eine solche Menge der entwerteten Effekten angesammelt hatte, daß man eine Vorzugsbehandlung mit Nachdruck fordern konnte. Man wollte sich den erhofften Gewinn nicht entgehen lassen, und um ihn zu sichern, wurden zur Rechtfertigung einer Aufwertung die stärksten moralischen und juristischen Gründe ins Treffen geführt. Es ist selbstverständlich, daß sie von den Altbesitzern willig angenommen wurden, denen sich dadurch plötzlich die Aussicht bot, einen Teil ihres verlorenen Vermögens wiederzuerlangen. Vor allem im Mittelstande machte man sich die Forderung zu eigen, denn für diesen besitzt die Aufwertung neben der materiellen eine sehr erhebliche gesellschaftliche und politische Bedeutung.

Es gab in Deutschland schon vor dem Kriege sehr große Vermögen, aber die Stärke der Nation lag in dem mittleren Bürgertum, in seiner Verbindung von Bildung mit einem bescheidenen Besitz. Wenn man sich überlegt, wie wertvoll dieser Mittelstand für den Staat gewesen ist, so ist man gerade aus diesem Grunde besonders geneigt, den Plänen zuzustimmen, die die Aufwertungsvereine, deren Mitglieder angeblich 10 Millionen betragen, verfolgen. Aber die gesellschaftliche Struktur von ehedem läßt sich dadurch nicht wiederherstellen, daß man den Bedürftigen das in Löffeln zurückgibt, was man ihnen in Scheffeln genommen hat.

Die Agitation für die Aufwertung geht zunächst von der falschen oder übertriebenen Vorstellung aus, daß das ganze Deutschland in zwei große Gruppen zerfalle, in Inflationsgewinnler und Inflationsverlierer, daß der Besitz der einen in die Hand der andern gelangt sei und daß man den reich gewordenen Schiebern nur ihr Geld wegzunehmen brauche, um die alten Eigentümer in den früheren Stand zu setzen. In einzelnen Fällen mögen sich der verarmte Gläubiger und der bereicherte Schuldner so kraß gegenüberstehen. Aber diese Fälle dürfen nicht verallgemeinert werden. Der Besitz hat nicht nur seinen Herrn gewechselt, sondern ist vielfach überhaupt nicht mehr vorhanden; er ist rettungslos in dem Strudel der Inflation untergegangen, ohne daß ein anderer dadurch reicher geworden wäre. Man muß bedenken, daß das Reich und die Einzelstaaten seit Kriegsausbruch, zuerst zwar in sehr bescheidenem, seit 1916 in steigendem Maße und nach der Revolution ausschließlich von der Geldentwertung gelebt haben, daß der Krieg und die darauf folgenden Reparationen zum größten Teil nicht durch Steuern, sondern durch ungedecktes Papiergeld bezahlt wurden. Wenn wir vier Jahre dem Feind widerstehen konnten, wenn allmählich nach Aufhebung der Blockade sich die Mittel zu einer besseren Ernährung fanden, wenn die Beamten in den Jahren der Inflation regelmäßig ihr Gehalt, die Rentner und Zeichner der Kriegsanleihe ihre — später allerdings wertlosen — Zinsen erhielten, so war das nur möglich, weil die Notenpresse immer neue Massen von Papiergeld produzierte. Deutschland, das im Herbst 1923 an der Inflation beinahe zugrunde gegangen wäre, hat auch vier Jahre lang ausschließlich von ihr gelebt, und ebenso haben weite Kreise, die sich jetzt als Opfer der Inflation betrachten, in der schwersten Zeit allein durch sie eine Existenzmöglichkeit gefunden. Man lege sich nur die Frage vor: was wäre geschehen, wenn sich nicht als letzte Nothilfe der unbegrenzte Druck von Papiergeld geboten hätte? Die hungernden Beamten wären aus dem Dienst gelaufen, das Reich hätte seine Zahlungen eingestellt und wäre rettungslos der Auflösung verfallen.

Die Inflation war nach dem Krieg, der Niederlage und dem Umsturz unvermeidlich. Sie hätte sicher nicht diesen Umfang anzunehmen brauchen, wenn die Finanzverwaltung geschickter und der Eigennutz der Inflationsgewinnler weniger habsüchtig gewesen wäre,

Digitized by Google

aber sei dem, wie ihm wolle, sie war ein notwendiger wirtschaftlicher Prozeß, und es fragt sich nun, ob man einen derartigen wirtschaftlichen Prozeß rückgängig machen kann. Denn das ist es, was die Aufwertungsenthusiasten letzten Endes erstreben.

Das ist eine Utopie. Gewiß war es ein Mißgriff, den Grundsatz „Mark gleich Mark" für alle Zeit aufrechtzuhalten, durch den das Schicksal aller Schuldforderungen mit dem der versinkenden Währung verbunden wurde. Aber so leicht diese nachträgliche Erkenntnis ist, so schwer wäre es in der Praxis gewesen, den geeigneten Moment zu seiner Preisgabe zu finden. Der Richter, der im Krieg erkannt hätte, daß die um 10—15% entwertete Mark keine Goldmark mehr sei, wäre mit Recht als Landesverräter gebrandmarkt worden. Auch später bestand immer noch die Hoffnung auf Besserung, genau so wie heute in Frankreich, wo man sich auch nicht entschließen kann, dem um 80% entwerteten Franken den Todesstoß zu geben. Erst unter dem Druck der sechsstelligen Zahlen erkannten unsere Gerichte, daß zwischen einer Papier- und einer Goldmark ein Unterschied bestände, aber da war es längst zu spät, da waren die Verheerung und der Vermögensverlust nicht mehr aufzuhalten.

Die Tatsachen lassen sich nicht ungeschehen machen. Bei allem Mitleid mit den kleinen Sparern, die ihr Geld, vielleicht den ganzen Ertrag eines arbeitsreichen Lebens, verloren haben, bei aller Würdigung der Not und des Elends, das die Inflation über Millionen von einst begüterten Familien gebracht hat: vom volkswirtschaftlichen Standpunkt ist die Idee der Aufwertung eine überaus unglückliche Verirrung. Selbst wenn man zugibt, daß es einem inneren Gerechtigkeitsgefühle entspricht, daß nicht der eine durch die Not des Vaterlandes reich, der andere arm geworden ist, so wird gerade dieses Gerechtigkeitsgefühl durch die Aufwertung nur in sehr mangelhafter Weise befriedigt. Weder trifft sie auf der einen Seite die Kriegs- und Nachkriegsgewinnler, die die spekulativen Möglichkeiten dieser kritischen Zeiten am schärfsten ausgenutzt, noch auf der anderen diejenigen, die am meisten verloren haben. Gerade die kleinsten Sparer haben ihre bescheidenen Guthaben von der Sparkasse längst abgehoben aus Angst, sonst alles zu verlieren, und aus demselben Grunde haben auch die bedürftigsten unter den Besitzern von Hypotheken, Pfandbriefen, Industrieobligationen, Staatspapieren ihre Werte entweder verkauft oder haben in eine vorzeitige Rückzahlung gewilligt. Sie alle gehen ihres Anspruches verlustig, denn die Aufwertung kann mit der einen Ausnahme der Hypotheken nur dort eintreten, wo die Forderung noch besteht. Darüber hilft kein soziales Mitleid weg, und wenn das Aufwertungsgesetz alten, verarmten und arbeitsunfähigen Zeichnern der Kriegsanleihe mehr als die geringe vorgeschlagene Abfindung gewähren will, so hat das mit der Aufwertung nichts zu tun, sondern ist eine Armenunterstützung, die sich auch auf andere Weise hätte herbeiführen lassen, ohne sie gerade auf Zeichner von Reichsanleihen zu beschränken, die ihre Stücke noch besitzen.

Überwiegend werden es Leute in besserer Lage sein, die ihre Stücke behalten haben und behalten konnten, also Leute, die auch ohne diesen letzten Notgroschen einen Lebensunterhalt besaßen. Immerhin haben sie die bescheidene Aufbesserung verdient. Das ist aber nicht der Fall mit dem großen Heer der nachträglichen Erwerber, die, selbst wenn sie nicht auf Spekulation gekauft haben, keinen moralischen Anspruch auf Aufwertung besitzen. Das Gesetz will zwar bei den Anleihen einen Unterschied zwischen Alt- und Neubesitz machen, aber wie dieser Unterschied schon bei der Aufwertung der Pfandbriefe aufgegeben werden mußte, so wird es auch bei den anderen Effekten geschehen. Er läßt sich praktisch nicht durchführen, und wenn er doch zum Gesetz erhoben wird, so wird er den beteiligten Stellen unsagbare Arbeit bereiten, ohne daß Betrug und Umgehung der Bestimmung verhindert werden können.

Als zweites und noch wichtigeres Bedenken gegen die Aufwertung ergibt sich die Unsicherheit, die durch sie in das Wirtschaftsleben getragen wird. Es mag unmoralisch gewesen sein, daß die Schuldner im ganzen Deutschen Reich durch die Geldentwertung aller ihrer Verpflichtungen ledig wurden, aber es war doch ein Vorgang, der sich im Rahmen des Gesetzes unter Unterstützung aller richterlichen Instanzen vollzog.. Der dadurch erzielte Gewinn ist längst in die Kalkulation der Betriebe einbezogen und als Grundlage des Wiederaufbaus der Wirtschaft gebucht worden. Das Wiederaufleben dieser erledigten Schulden bringt eine Umgestaltung der Wirtschaftslage mit sich. Kein Betriebsleiter weiß mehr, über welche Substanz er zu verfügen hat. Häuser sind als schuldenfrei veräußert worden, die auf einmal wieder mit einer längst verfallenen Hypothek belastet werden. Selbst das Grundbuch, die Unterlage des gesamten Realbesitzes, bietet keine Sicherheit mehr, und neu eingetragene Hypotheken müssen womöglich an die zweite Stelle rücken zugunsten von solchen, die plötzlich wieder den Vorrang einnehmen. Man kann verstehen, daß die Wirtschaft sich in schärfster Weise gegen die Aufwertung gewehrt hat, und mit Recht weist besonders die Industrie darauf hin, daß der Fortfall ihrer Obligationsschulden längst durch die Lasten, die sie durch den Dawes-Plan übernehmen muß, ausgeglichen sind. Die Schuldenfreiheit war so ziemlich der einzige Aktivposten, den unsere Wirtschaft, sowie das Reich, die Länder und die Kommunen besaßen: ihm gegenüber steht aber auch eine völlige Entblößung von Betriebsmitteln, von baren Geldern, die heute nur im Ausland zu sehr hohen Zinsen aufgenommen werden können. Daraus ergeben

Digitized by Google

sich finanzielle Lasten, die eine Aufwertung sehr schwer zu tragen machen.

Die Regierung hat sich diesen Bedenken gewiß nicht verschlossen, aber sie hat es versäumt, der Aufwertungsbewegung zur rechten Zeit ein entschiedenes „Quod non“ zuzurufen, im Gegenteil, sie hat sie in der dritten Steuernotverordnung vom Herbst 1923 grundsätzlich als berechtigt anerkannt. Ließ diese auch die Aufwertung nur in einer sehr beschränkten Anzahl von Fällen eintreten und schloß die öffentlichen Anleihen völlig davon aus, so war doch damit der entscheidende Schritt getan. Aber statt zu befriedigen, erregte die Vorlage nur weitergehende Wünsche. Wollte man in einigen der krassesten Fälle Abhilfe schaffen, so zogen diese automatisch die minder krassen nach sich. Für einen Gläubiger, dem die Aufwertung zugesprochen wurde, sprangen zehn in die Bresche, die sich auf den Vorgang beriefen und sie auch für sich forderten. Wenn man sie heute denen gewährte, deren Besitz auf ein Billionstel entwertet war, so folgten morgen die, denen nur ein Millionstel und übermorgen die, denen nur ein Tausendstel ihrer einstigen Werte verblieben war. Und alle drei Klassen mit dem gleichen moralischen Recht, denn praktisch sind sie alle in gleicher Weise verarmt.

Da das Prinzip der Aufwertung anerkannt war, blieb nichts übrig, als auf dem eingeschlagenen Weg weiterzugehen, zumal da so ziemlich alle Parteien vor den Reichstagswahlen im Dezember sehr weitgehende Verpflichtungen in dieser Beziehung übernommen hatten. Die Regierung mußte nach langem Zögern ein neues Aufwertungsgesetz vorlegen, mochten auch der Reichskanzler und der Finanzminister des neugebildeten Kabinetts grundsätzliche Gegner jeder Aufwertung sein. Die neue Vorlage unterscheidet sich von der ersten in der Hauptsache dadurch, daß auch die öffentlichen Anleihen eine bescheidene Quote erhalten, daß die privaten Forderungen besser bedacht werden und daß die Aufwertung der Hypotheken sogar mit rückwirkender Kraft erfolgt, so daß selbst solche, die schon gelöscht waren, wieder eingetragen werden müssen.

Daß dieses Gesetz, selbst mit den Verbesserungen, die der Reichswirtschaftsrat und der Reichstag hinzugefügt haben, den Forderungen der Aufwertungsfanatiker in keiner Weise entspricht, war vorauszusehen. Sie beachten nicht, daß sich das Problem vom moralischen Standpunkt oder nach dem Gerechtigkeitsgefühl überhaupt nicht lösen läßt, sondern an die wirtschaftlichen Möglichkeiten gebunden ist. Was diese erlauben, ist durch die Vorlage schon reichlich erfüllt. Es sind eben nicht nur Millionen von Privatleuten verarmt, sondern das gesamte Volk. Das Nationalvermögen hat sich seit Kriegsausbruch in Deutschland etwa um die Hälfte vermindert, das jährliche Einkommen des Volkes ist schätzungsweise von 45 Milliarden auf 30 zurückgegangen, während die öffentlichen Lasten von 6 auf 11 Milliarden Mark gestiegen sind. Bei dieser Verschlechterung der Gesamtlage ist an eine Aufwertung in großem Stile gar nicht zu denken. Sie würde dem einzelnen zwar sein sogenanntes „Recht“ gewähren, aber die Wirtschaft würde darüber zusammenbrechen, es schwände die letzte Aussicht, die Produktion und den Export wieder auf die Vorkriegszeit zu steigern, es bestände keine Möglichkeit, den Pflichten des Dawes-Planes nachzukommen, dessen recht erhebliche Beträge auch von der Wirtschaft aufgebracht werden müssen und dessen Erfüllung uns zurzeit die einzige Möglichkeit bietet, wenigstens so weit frei zu werden, als ein machtberaubtes Volk frei sein kann. Selbst die unter ungeheuren Opfern herbeigeführte Stabilisierung würde gefährdet durch eine Aufwertung, die dem einzelnen gibt, was sie der Gesamtheit nimmt.

Im einzelnen sind die Bestimmungen des neuen Gesetzes gewiß noch ergänzungsbedürftig, aber im ganzen bietet es das, was eben zurzeit geboten werden kann, gewiß herzlich wenig im Vergleich mit dem, was man aus Mitleid und Gerechtigkeitsgefühl den Opfern der Inflation gönnen möchte. Der Betrag könnte vielleicht höher ausfallen, wenn die Frage auf eine wirtschaftlich bessere Zukunft vertagt würde. Aber damit wäre keinem der Beteiligten gedient. Die Aufwertungsschuldner müssen und wollen endlich genau wissen, was sie zu zahlen, die Gläubiger, was sie zu bekommen haben. Aber nicht nur in ihrem Interesse, sondern in dem des gesamten Volkes liegt es, daß ein Problem so schnell als möglich erledigt wird, das dauernde Unruhe in unsere Wirtschaft trägt und zu den vielen Gegensätzen, die unser Volk spaltet, einen neuen schafft. Das ist der Hauptgesichtspunkt bei der Regelung dieser Frage. Es kommt weniger darauf an, daß der oder jener ein paar Prozent mehr oder minder erhält, sondern daß die Angelegenheit endgültig verschwindet.

Freilich wird das sehr schwer sein. Auf der einen Seite sind zu weitgehende Ansprüche erregt, auf der andern hat die Regierung schon einmal dem allgemeinen Drängen nachgegeben, so daß die Aufwertungsbedürftigen mit Recht an der Hoffnung festhalten werden, wenn nicht dies Ministerium, so werde das nächste mehr Verständnis für ihre Wünsche zeigen. Ein derartiges Hinziehen wäre aber das Schlimmste, was sich ereignen könnte. Eine Aufwertung, die die Fehler einer falschen Finanzpolitik und einer wirtschaftlichen Katastrophe nachträglich gutzumachen sucht, kann nur Stückwerk bleiben. Das muß jeder der Beteiligten einsehen und er muß dementsprechend seine persönlichen Wünsche zurückstellen. Keine Gesetzesmaßregel kann die alte Wohlhabenheit, weder die des einzelnen noch die der Gesamtheit wieder herstellen, das kann nur fleißige, jahrelange Arbeit, und nur durch sie kann eine wirkliche Aufwertung erfolgen.

Digitized by Google

# Max Slevogt

## Von Prof. Dr. Fritz Wichert

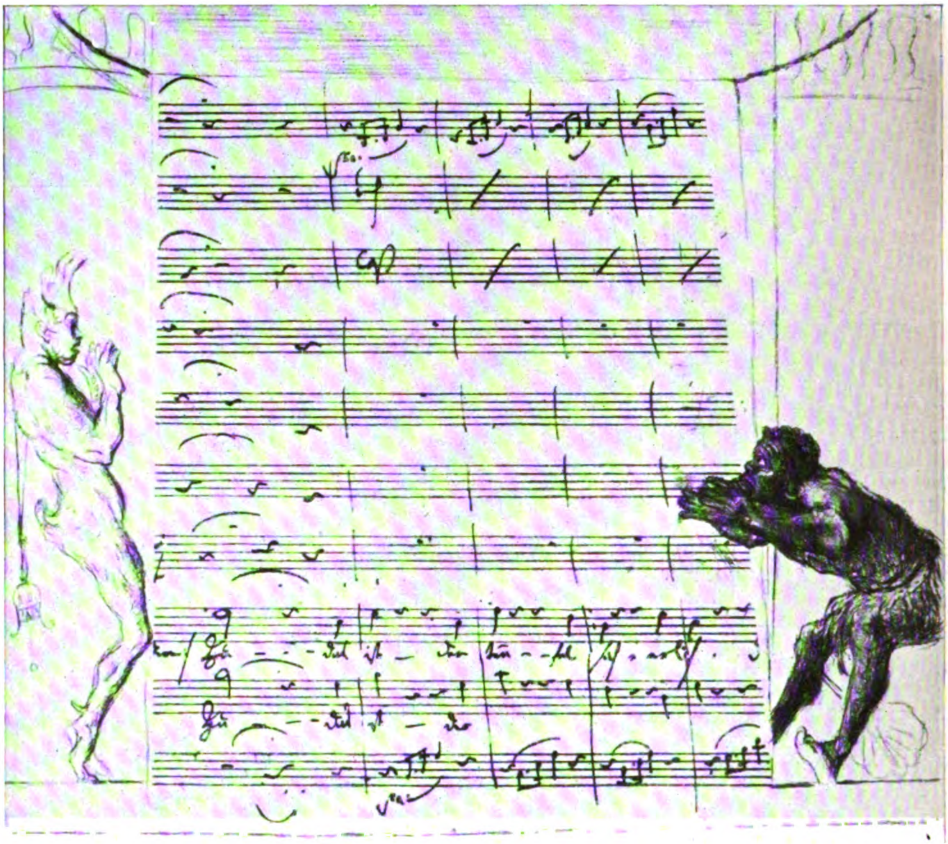
Mit der Erfindung schneller Verkehrsmittel und der immer größer werdenden Geschwindigkeit der Fortbewegung von Menschen, Gütern und Gedanken hat sich ohne Zweifel auch die Bewegung im Wechsel der künstlerischen Ausdrucksformen ganz bedeutend verschnellert. Es ist fraglich, ob wir heutzutage noch von einem einheitlichen europäischen Kunststil, der alle ergreift und dem sich alle unterwerfen, reden können. Es ist auch fraglich, ob der Impressionismus, wie viele glauben, das Prädikat verdient, die letzte wirkliche Vereinheitlichung der europäischen Anschauung gewesen zu sein. Sicher ist dagegen, daß auf das Allgemeinwerden des Impressionismus in rasender Folge schon mehrere Wellen neuen Kunstwollens einander gefolgt sind und sich zwischen uns und jene großartige Epoche der europäischen Malerei gelegt haben.

Es gibt einen ausgesprochenen Nachimpressionismus. Eine Kunst, die aus dem oft skizzenhaften Vortrag der großen impressionistischen Meister eine neue Heftigkeit der Pinselführung entwickelt hat und die das perlmutterhaft Reiche impressionistischer Flächenbelebung zu aufgeregten Farbenkatastrophen zu steigern versucht. Farbenorgien, aus denen man schon Jahre vor dem Kriege den herannahenden schrecklichen Zu-

Landschaft. Gemälde. München, Sammlung Scharff



Digitized by Google



Aus der Reihe von Radierungen zur „Zauberflöte“. (Verlag von Paul Cassirer, Berlin)

sammenprall der Völker hätte ablesen können. Es ist vornehmlich van Gogh, der als hinreißender Visionär die ekstatische Bewegung entfesselt hat. Aber auch von van Gogh entfernen wir uns mit großer Schnelligkeit, und wie auf einer Meerfahrt rückt ihn Welle auf Welle ins Weite. Mit den verschiedensten Abarten folgten auf diese Periode die sogenannten Expressionisten. Ihr Auftreten bedeutete eine weitere Steigerung des Subjektivismus in Linie, Farbe und Form und führte auf verschiedenen Bahnen schließlich zur völligen Verneinung des Gegenstandes und der gegenständlichen Welt. Linienmusik, Flächenmusik, Farbenmusik, also reines Spiel mit den Darstellungselementen war alles,

Orang Utan. (Sammlung Dr. Robert Goering-Passavant, Berlin)

was übrigblieb. Die Kurve der malerischen Entwicklung, auf das Gegenständliche bezogen, erreicht hier den tiefsten Punkt. Und nun geschieht das Merkwürdige: statt langsam wiederanzusteigen und sich der liebevollen Wiedergabe greifbarer Gegenstände allmählich von neuem zuzuwenden, klappt die Entwicklung plötzlich in ihr Gegenteil um. Auf das Spiel mit wenn auch ausdrucksvollen, so doch wesenlosen Darstellungselementen folgt plötzlich eine Malerei der neuen Sachlichkeit.

Man wendet sich von einer Darstellung ab, die den Pinselstrich zur Mitwirkung für den Ausdruck heranzieht, und will nur Raum, Dinge im Raum und Eigenschaften der Dinge. Diese Auffassung ist einstweilen noch häufig mit dem Drang verbunden, die Häßlichkeit und das Schaurige unserer Gegenwart mit harter Unerbittlichkeit herauszuarbeiten. Man könnte von einer Art negativem Idealismus sprechen, der zeigen will, wie die Welt nicht sein dürfte, ein Wahrheitsuchen, gegen das der Objektivismus der Richtung, zu der Max Slevogt zu rechnen ist, wie edle und liebenswürdige Verklärung erscheint. Dieser Umschlag ist noch in vollem Gange. Er hat sich bisher mit ungeheurer Heftigkeit vollzogen und wird ohne Zweifel große Bedeutung für die Vereinheitlichung europäischen Sehens erhalten. Indessen werden wir auch bei der neuen Einstellung, die nicht selten mit Zynismus gemischt ist, nicht lange verbleiben. Schon sind Zeichen dafür vorhanden, daß aus der Malerei, die die Welt zeigen möchte, wie sie n i c h t sein soll, ein neuer positiver

Digitized by Google

Aus der Reihe von Radierungen zur „Passion“

Idealismus entspringt. — Wie man sagen könnte, bisweilen vollzieht sich bei einem Menschen das Pauluserlebnis vor Damaskus mitten in einem Satz, so ist aus manchem Saulus der abstrakten Malerei mitten in seinem Leben ein Paulus peinlichster Gegenständlichkeit geworden. Die Frage, ob alle Künstler, an deren Schaffen dieser wie ein Naturereignis wirkende Bruch zu spüren ist, geringwertig seien, soll uns in diesem Aufsatz nicht weiter quälen. Max Slevogt, der Maler und Radierer, der nun schon an die Sechzig heranrückt und auf ein vierzigjähriges Schaffen zurückblicken kann, gibt uns jedenfalls keinen Anlaß, jene Frage zu behandeln. Denn bei ihm ist Einheit. Als Maler und Künstler wie als Mensch und Persönlichkeit ist er durchaus ganz. Für alle, die es lieben, sich dem Rausche wechselnder Gestaltungsweisen hinzugeben, die den Wandel ebenso genießen, wie die Entdeckung neuer gültiger Ausdrucksformen, wird es schwer sein, den Weg über „Malerei der Sachlichkeit“, „abstrakte Malerei“, Kubismus, Expressionismus, Nachimpressionismus zurückzufinden zu einer Künstlerschaft, die nicht mehr von heute ist und bald als jüngste Klassik gefeiert werden dürfte. Für alle anderen dagegen, die sich aus verschiedensten Gründen nicht so bereitwillig dem sausenden Schritt der Ausdrucksentwicklung hinzu-

Zum Volkslied „Schön ist die Jugend“
Lithographie aus dem „Liederbuch“ (1918)

geben vermögen und schon deshalb, weil ihnen eine einmal begriffene und ergriffene künstlerische Anschauung Lebenselement geworden ist, gleichsam aus Selbsterhaltungstrieb nicht ablassen mögen von einem Wesen, dem sie soviel verdanken: für diese anderen wird Slevogts Gabe mit jedem Tage

Die Göttertafel. Gemälde. (Sammlung Meißner, Honnef a. Rh.)

mehr ein selbstverständlicher Besitz. — Als die Malweise, wie sie von den französischen Impressionisten und auch von deutschen Meistern wie Liebermann, Corinth und Slevogt gepflegt wurde, anfing, sich durchzusetzen, konnte man über die Werke eines impressionistischen Künstlers nicht schreiben, ohne nach Worten zu suchen, die dem verständnishungrigen Betrachter einen Schlüssel für Wesen und Wert solchen Schaffens an die Hand lieferten. Heute ist dies nicht mehr nötig. Wir streuen allerhand Bilder und Wiedergaben graphischer Werke in den Text und würden es fast für aufdringlich halten, wenn wir es versuchen wollten, noch besonders mit dem Finger auf diese und jene Schönheit hinzudeuten oder lange Einführungen für eine möglichst fruchtbringende Betrachtung solcher Meisterdinge zu geben. Sind Reproduktionen auch natürlich noch nicht imstande, den ganzen Schmelz und tiefsten Zauber von Originalwerken wiederzugeben, so braucht dem Kunstfreunde von heute zu den Slevogtschen Abbildungen wirklich nicht mehr gesagt zu werden, wie bezau-

Tierstudie

bernd hier in dieser Landschaft das Farbenspiel jungen, frühlingshaften Blattwerks dargestellt sei und wie aus jener die Kühle des sommerlichen Tannenwaldes uns entgegenwehe. Es ist sicherlich nicht mehr angebracht, zu den beiden Raubvögeln am Ast einen Hinweis zu geben, wie es der Künstler verstanden habe, die beiden prachtvollen Kreaturen noch im entseelten Zustand als wahre Geschöpfe des ewigen Luftraumes zu kennzeichnen. Aus der Wiedergabe des einen Blattes der Zauberflötenradierungen spricht auch ohne kunstwissenschaftliche Wegleitung heiterste Phantastik und beinahe schwermütige Süße, ganz so, wie sie uns beim Anhören der Oper selbst im innersten Herzen ergreift. Wir sehen deshalb von weiteren Deutungen unseres Bilderschmuckes ab. Nicht über das, was diesen Abbildungen deutlich zu entnehmen ist, soll gesprochen werden, sondern über das, was sie nicht geben können.

Max Slevogt — als Mensch und Künstler ganz! In Unterhaltungen mit sehr erfahrenen Künstlern, solchen, denen das Schaffen eine unablässige, oft mit großen Qualen verbundene, ihr Innerstes erschütternde Auseinandersetzung mit dem eigenen Wesen, aber auch mit den Erscheinungen der Kunstentwicklung bedeutet, fallen gelegentlich die Worte: „W i e etwas gemacht wird, ist im Grunde genommen ganz gleichgültig: das Entscheidende ist der ‚Wesensvorrat', die Kraft, und außerdem die Echtheit, mit der diese Kraft sich äußert." Der Künstler unterscheidet sich von anderen Menschen durch die Intensität, mit der sein Fühlen auf die Erscheinungswelt zuströmt und, von dieser zurückgegeben, durch ihn gestaltet wird. Die Berührungsintensität mit der Umwelt ist eine der wesentlichen Seiten des Schöpfers. Die Fähigkeit, für diese in ungezählten Erlebnissen sich äußernde Kraft eine Niederschrift zu finden, ist die andere künstlerische Wesensseite. In tausend und abertausend Erlebnissen formt sich die Seele des Künstlers eine eigene Welt. Jeder Gegenstand, jeder Mensch, jedes Ding, alles nur Denkbare und Fühlbare, erhält durch den Künstler eine eigene, neue Gestalt. Wäre es ihm gegeben, er würde die ganze unendliche Mannigfaltigkeit, wie w i r sie sehen, in eine Welt, wie e r sie sieht, verwandeln. Die Künstler sind die Weltverdoppeler, die wahren Erzeuger neuer kosmischer Einheiten. Aber die einen bleiben im kleinen stecken: nur ein Schnipsel der Erscheinung wird von ihnen erfaßt und bereichert. Die anderen dagegen sind unerschöpflich, vielfältig und allseitig. Ihre Größe wird gemessen an der Vollständigkeit, mit der sie die von ihnen geborene Welt auszustatten und zu bevölkern vermögen. So einer war Balzac, war Daumier, war Menzel. Und wenn ein Künstler unserer Zeit zu eben dieser Gattung gerechnet werden muß, so ist es Slevogt.

Innerhalb der ganz einheitlichen Persönlichkeit dieses ungewöhnlich reichen und tiefen

Digitized by Google

Künstlers und seiner Entwicklung zur letzten Höhe läßt sich eine deutliche Zweiteilung der Wesensäußerung feststellen. Ein Schaffen im äußeren Daseinsbezirk und eines im inneren. Unter dem äußeren Bezirk verstehen wir müsse innerlich voller Figur sein. Wer den Lebensgang unseres Meisters mit aller Feinheit und Schärfe erfassen will, wird immer wieder auf die eben bezeichnete Zweiteilung stoßen, und es wird ihn in Begeisterung ver-

Don Juan und der Komtur. Gemälde. (Ausstellung Caspari, München)

die Umwelt, die wirklichen Erscheinungen: Landschaften, Blumen, Menschen, Tiere, Innenräume, Szenen; und dies alles in der Vereinigung. Der innere Bezirk ist das Reich der Träume, Phantasien und bunten Fabeln, wie überhaupt alles dessen, was Dürer mit dem Ausspruch meinte, ein wahrer Künstler

setzen, zu erkennen, wie folgerichtig sich in der Entwicklung des Künstlers dieser Kampf und endliche Ausgleich vollzieht. Denn was wir hier als Entwicklung eines Meisters aus unseren Tagen erkennen können, ist in Wahrheit nichts anderes als der Typus der Entwicklung des bildenden Künstlers überhaupt.

Digitized by Google

Aus der Reihe von Holzschnitten zu den „Nibelungen"

Bei äußerlicher Einteilung findet sich, daß im Werke des Künstlers die Erlebnisse des äußeren Bezirks vornehmlich durch das Mittel der Tafelmalerei, und zwar am häufigsten in der Ölfarbentechnik verewigt wurden. Die in rauschender Überfülle hervorquellenden Visionen des inneren Bezirks lassen sich sammeln und ordnen als graphisches Werk. Feder- und Bleistiftzeichnungen, Radierungen, Lithographien, Aquarelle, die der Fabulierer Slevogt geschaffen hat, zählen nach tausenden. Es gibt nun noch ein drittes Gebiet im Schaffen des Künstlers, das gleichsam die höhere Verschmelzung beider Schaffensweisen darstellt, das sind die Werke, in welchen das Geschöpf der inneren Vorstellung, seines illustrativen und andeutenden Charakters ganz entkleidet, mit der Schärfe und vielfältigen Deutbarkeit wirklichen Daseins als Tafelbild oder Monumentalgemälde festgehalten wird. Bilder, wie die Einkehr des barmherzigen Samariters von Rembrandt im Louvre oder andere biblische Szenen, wie Christus in Emmaus oder das Opfer des Manoah von Rembrandt stehen uns jetzt vor Augen als wirkliche Begebenheiten. Obwohl rein aus der Phantasie geboren, sind sie ein Stück wirklicher Welt und wirklichen erfüllten Weltgeschehens. Das ist das Höchste, was ein Maler erreichen kann.

Es ist sehr bezeichnend, daß Slevogt, als er anfangs der achtziger Jahre 17jährig nach München kam, um bei Wilhelm von Diez die Malerei zu studieren, und von diesem gerade wegen seiner reichen Phantasie begeistert aufgenommen wurde, zunächst gar nicht daran dachte, solche Erwartungen zu erfüllen, sondern sich hinsetzte und in harter Atelierarbeit Köpfe und Figuren malte. Es war zunächst, als sei die innere Vorstellung völlig erstorben. Heute läßt sich zeigen, daß dies Verhalten der Slevogtschen Natur von einem erstaunlich sicheren Instinkt für das entwicklungsmäßig Notwendige gefordert wurde. Denn was hilft uns alle „innere Figur", wenn wir nicht imstande sind, sie bei der Darstellung mit der Dichte und Fülle greifbaren Lebens auszustatten. Solange der Künstler diese Fähigkeit nicht besitzt, wird ihm das innere Strömen immer wieder mit einem qualvollen Gefühl des Unvermögens erfüllen. Die Intensität Slevogts äußert sich verschieden: Der Natur und dem sichtbaren Leben gegenüber als eigentliche Berührungsintensität; den inneren Visionen gegenüber als Fähigkeit zu greifbarem Vorstellen; auf seinen Werdegang bezogen als heiße, von immer wieder neuen Impulsen genährte Leidenschaft, im Darstellungsvermögen jene letzte Höhe der Verbindung von innerer Vorstellung und Wirklichkeitserfassen zu erlangen.

Von München aus machte Slevogt eine Reise nach Paris und im Anschluß daran nach Italien. Es zeigt sich, daß sich unsere Augen immer erst öffnen und mit Verständnis erfüllen, wenn unsere Stunde dafür ge-

Digitized by Google

Die Tänzerin. Gemälde. (Ausstellung Thannhauser, München)

kommen ist. Die Stunde Slevogts für die große Malerei jener Zeit, den französischen Impressionismus, hatte damals jedenfalls noch nicht geschlagen. Manet, Monet, Renoir und die anderen in Paris sagen ihm nichts: er geht in den Louvre und kopiert eine Madonna von van Eyck. In Italien entstehen einige Bilder, die zeigen, daß der Künstler einmal ein Maler der Helligkeit und glasklarer Atmosphäre werden wird. Aber der weitere Aufenthalt in München bringt ihm Mißerfolge; die Umwelt ist nicht günstig. Auf der Bahn zur Wirklichkeitsmalerei im höchsten Sinne kommt er nur langsam vorwärts. Es heißt, daß ihm der viel ältere Trübner in dieser schweren Zeit durch sein Vorbild in seinem Streben nach Selbständigkeit und Selbstbehauptung viel gegeben habe.

In die Zeit von 1895 bis 1898, die der Künstler in München verbrachte, fällt die allgemeine Begeisterung für Böcklin. Von die-

Digitized by Google

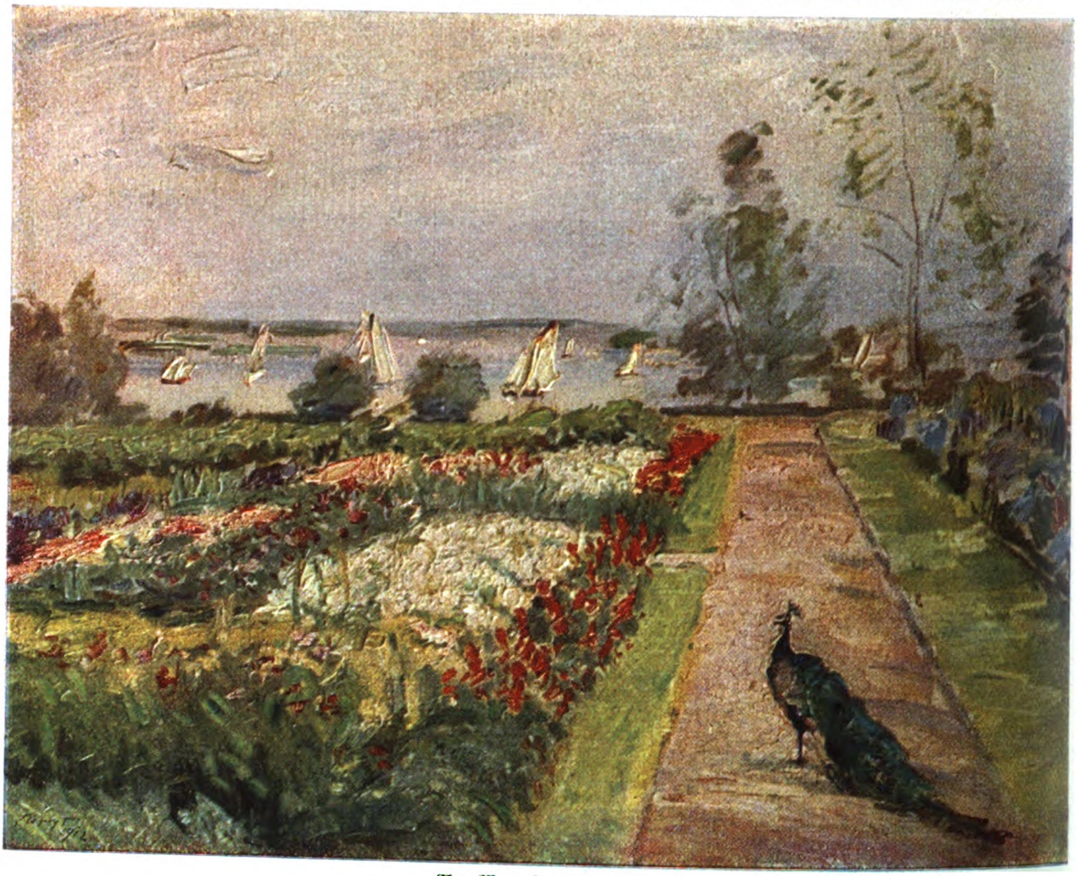
ser Begeisterung wurde auch Slevogt heftig ergriffen. Und wieder zeugt es von dem sicheren Instinkt dieser Natur, daß er sich vom Wesen des Schweizers nur diejenigen Seiten zunutze machte, die seiner Entwicklung förderlich waren. Es wäre auch mehr als verwunderlich gewesen, wenn Slevogt, der Künstler vielfarbiger Bewegtheit und gleitenden Lebens, auf die Dauer von der starren und glattflächigen Buntheit Arnold Böcklins hätte angezogen werden können. Was ihm indessen der Schweizer wirklich geben konnte und auch gab, war die Befreiung aus der Wirklichkeitsfessel, der Durchbruch zur farbenreichen Phantasie. An den Aufenthalt in München mögen sich für den Künstler eine ganze Reihe unerfreulicher Erinnerungen knüpfen. Trotzdem erlebt er während dieses Aufenthalts, wir wir glauben, die eigentliche große Entscheidung in seiner Entwicklung. Er lernt den Graphiker Rembrandt kennen. Wie es auch sein mag und was Slevogt auch selbst dazu sagen mag: nicht Dürer, nicht Daumier, nicht Ludwig Richter oder Menzel sind ihm Vorbild und Befreier gewesen. Als süddeutscher Mensch von

Pferde bei Gewittersturm. Gemälde. (Sammlung Ed. Fuchs, Zehlendorf)

Digitized by Google

Der Tanz. Aquarell. (Sammlung Ed. Fuchs, Zehlendorf)

Digitized by Google



Am Wannsee. Gemälde

barocker Beweglichkeit und Phantasiefülle, als ausgesprochen malerisches Talent, als Wirklichkeitsfanatiker und Traumgestalter konnte für ihn aus der ganzen Geschichte der Malerei nur ein einziger hinreißendes Vorbild werden: Rembrandt. Und wir fügen hinzu: wesensverwandtes Vorbild noch aus einem anderen Grunde. Betrachtet nur einmal die Geschöpfe Slevogts, ganz gleich, ob sie mit rasender Schnellschrift auf einen Papierfetzen hingeworfen oder ob sie als Bildnis oder große Monumentalfigur geboren wurden — was sie uns von der Seele Slevogts wissen lassen, wie uns diese Augen mitten in aller Schönheitsfülle der Natur schwermütig anschauen, wie ein Zittern vor den Schrecken des Daseins sich meldet und wie der erschütterte Kindergeist sich durch die Flucht ins Komische und Groteske zu retten sucht: das alles und mehr gibt Nähe zu Rembrandt. Ich glaube nicht, daß man ohne Tragik ein großer Künstler sein kann. Leiden durch die Welt und doch nicht müde werden, seine besten Kräfte immer wieder einsetzen in dieser Welt trotz aller Nackenschläge, mit einem Wort: der mit Güte und Gelassenheit gepaarte Heroismus, das bleibt schließlich auch das höchste Geschenk, das der bildende Künstler den Menschen bringen kann. Als Schöpfer neuer, ganz in sich gerundeter Welten ist er wie Gott. Als heldischer Kämpfer Prometheus.

Um 1900 beginnt Slevogts Berliner Zeit. Für den Impressionismus waren seine Augen inzwischen reif geworden. Wir können in diesem kleinen Aufsatz nicht sagen, was ihn an Manet begeisterte, und wieviel er von den anderen in sich aufnahm. Jedenfalls hebt mit der Übersiedelung nach Berlin ganz ähnlich wie in München, aber an einem viel höheren Punkt der Spirale, eine neue Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit an. Mit dem Erlebnis Manetscher Werke entwickelt sich des Künstlers Berührungsintensität nach der Seite der allerfeinsten Feststellung von Farbtönen. Die Schärfe, mit welcher Slevogt die farbigen Werte erfaßt, ist unübertrefflich. Sie dient ihm gleichzeitig zur Darstellung des Raumes und der Luft, Raum und Luft in ihrer ganzen geheimnisvollen Mannigfaltigkeit. Es entstehen köstliche Landschaften, Porträts, Stilleben, hin und wieder eine figürliche Komposition. Daß der Künstler inzwischen den inneren Bezirk seiner Anschauung

Digitized by Google

Jagdstück: Falken. Gemälde

nie wieder betreten hätte, wäre kaum anzunehmen gewesen. Im Gegenteil: in Mappen häuften sich Zeichnungen und Einfälle in großer Zahl. So gab es auch eine Mappe mit Blättern zu „Tausendundeiner Nacht". Ein Verleger, Bruno Cassirer, erbot sich, den Ali Baba mit Illustrationen von Slevogt herauszugeben. Das Werk kam zustande und wurde der Anfang einer Tätigkeit, die Max Slevogt zu einem der größten und fruchtbarsten deutschen Illustratoren werden ließ. Von nun an vollzieht sich bei dem Meister die Vereinigung von Realist und Fabulierer mit immer größerem Erfolg. Es entstehen ungezählte köstliche Werke nach der Natur; es entstehen ungezählte Zeichnungen und graphische Folgen, von denen noch ausführlicher gesprochen werden soll. Und hin und wieder entsteht eine größere gemalte Phantasie wie das Bild der Göttertafel oder jenes andere des Ferdinand

Digitized by Google

Aus der Reihe von Radierungen zur „Ilias“

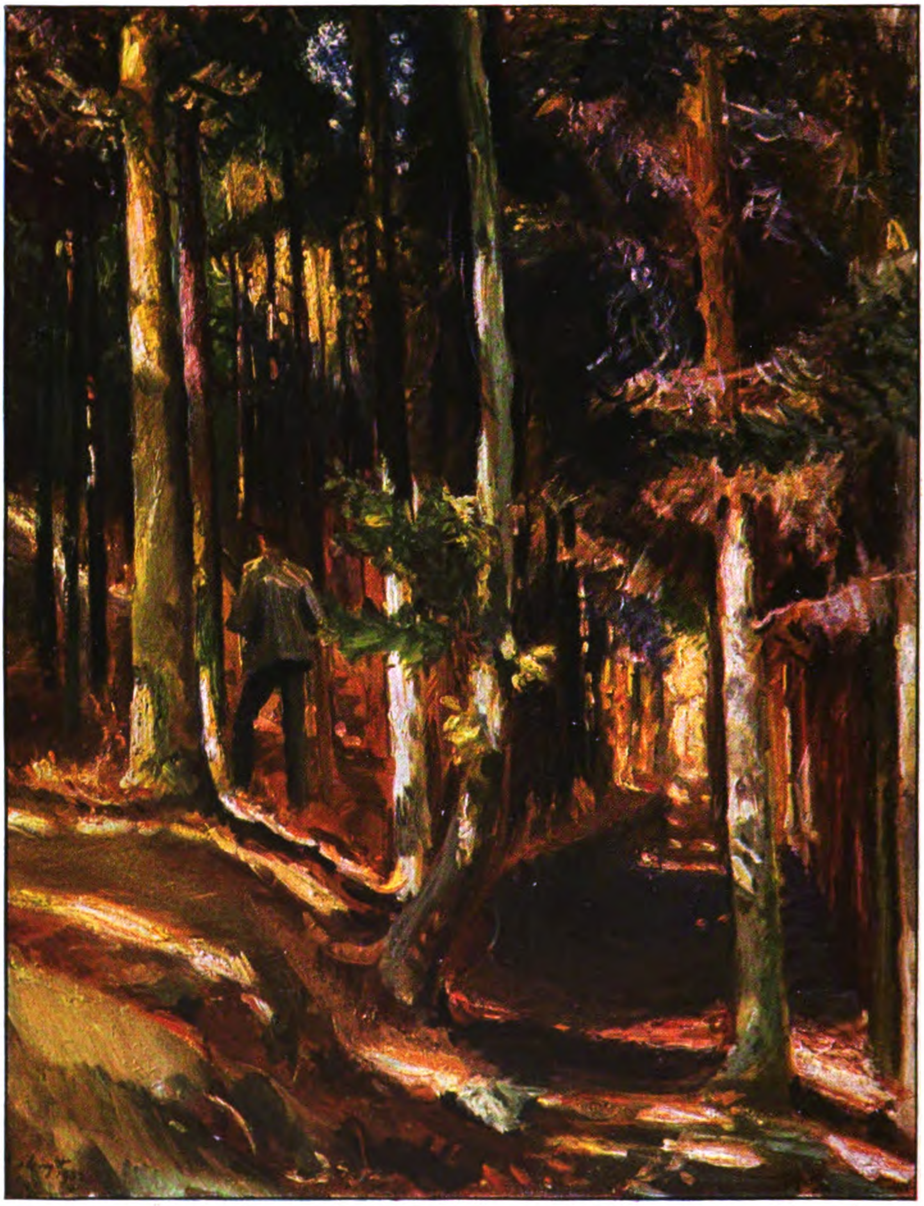
Cortez vor Montezuma; es entstehen endlich die großen Aquarelle der „Weltreise“, die mir in mancher Hinsicht als letzter Triumph dieser Künstlerschaft erscheinen.

Das Mittel, die Erlebnisse des äußeren Bezirks, also der Darstellung nach dem Leben, festzulegen, war für den Künstler gegeben im wesentlichen in der Tafelmalerei. Es ist ein Jammer, daß die deutschen Museen erst so spät daran gedacht haben, sich Werke dieser Art zu sichern, während einzelne Sammler mit begeisterter Habgier viele köstliche Stücke weggeschnappt haben, von denen die Allgemeinheit nichts mehr zu sehen bekommt. In einem einzigen Hause in Berlin waren noch vor kurzem etwa siebzig Werke des Künstlers vereinigt. Erst, wenn diese Sammlungen wieder aufgelöst und zerstreut worden sind, wird man erfahren, wieviel ausgezeichnete Bilder wir Slevogt verdanken. Aber auch vereinzelt begegnet man im Privatbesitz schöneren Stücken, als irgendein Museum besitzt. Zum Beispiel befindet sich in einer Karlsruher Sammlung ein Bild des Ätna, von Taormina aus gesehen. Schöner und beseelter, als es hier geschehen ist, hat noch kein Künstler jenen vielbewunderten Blick aufzufassen verstanden. Natürlich ist nicht alles gleichwertig. Die Höhe aber wird erreicht in guten Stunden, und was wir dann erhalten, ist immer köstlich. So gibt es aus den letzten zwanzig Jahren licht- und farbedurchflutete Landschaften vom Wannsee, aus der Pfalz, aus Italien, aus Ägypten. Stimmungen aus allen Jahreszeiten. In diesen Landschaften ist die malerische Einheit, das Gewebe der Pinselstriche auf wundervolle Weise verwandt, um das Stoffliche zu veredeln. Die Sinnenfreude des Künstlers, seine Lust an juwelenhaften Er-

scheinungen hat er in mannigfachen Blumenstücken und Früchtestilleben zum Ausdruck gebracht. Saftiger und glühender als in den Äpfeln und Trauben gewisser Bilder von Slevogt ist die reiche Fruchtbarkeit der Pfalz noch nicht besungen worden. Eine zum Geburtstag gebackene Hasenpastete kann nicht mehr gegessen werden, weil die Frische zu wünschen übrig läßt. Sie wird zusammen mit Trauben und Äpfeln auf einen Tisch im Garten aufgebaut, und was nicht mehr genießbar war, verwandelt sich in Augenlabe für ewige Zeit. Als eine der höchsten Leistungen Slevogtscher Bildnismalerei sei das Bildnis des ruhenden Pfalzwanderers in der Mannheimer Kunsthalle erwähnt. Ein Mensch, lässig und schwer, in sitzender Haltung mitten in die Landschaft gewälzt wie ein sinnender Berg, ganz natürlich und doch unbeschreiblich wesenhaft.

Ferdinand Cortez vor Montezuma. Gemälde. (Bremen, Kunsthalle)

Von den großen Arbeiten des Graphikers Slevogt sind vor allem noch die Illustrationen zum Lederstrumpf, zur Zauberflöte, zum Cellini, das köstliche Werk der Insel Wak-Wak zu nennen; mir am liebsten ein kleiner Band, in dem der Künstler Volkslieder mit



Auf dem Anstand. (Hamburg, Kunsthalle)

anspruchslosen Federzeichnungen begleitet hat. „Schön ist die Jugendzeit, sie kommt nicht mehr.“ Ein Mann im schwarzen Überrock und Zylinder, vor dem die Lichtgestalt eines jungen Mädchens steht: verkörperter Traum der Sehnsucht aller derer, die fühlen, daß der Gipfel überschritten ist. Es ist so leicht zu erklären, wie Slevogt zur Graphik kommt. Wer mit solchem inneren Reichtum zu kämpfen hat, verlangt nach einem raschen Mittel. Dafür ist der Pinsel viel zu schwerfällig. Doch seltsam! Ob wir Bilder nach der Natur vor uns haben, oder Illustrationen oder Tafelwerke mit freien Phantasien, die Gegenstände des Bildes leben doch immer für sich und in einer Welt, die sich um den Beschauer nicht kümmert. Niemals sind sie illustrativ im schlechten Sinne, was nichts anderes heißt, als daß der Künstler mit seiner Anschauung in sich selber ruht. Wie die Bilder gleichsam nach ihrer Mitte zu gerichtet sind, so ist auch die Persönlichkeit geschlossen.

Digitized by Google

# Traum in den Herbst

## Novelle von Horst Wolfram Geißler

Lüring saß am Fenster und wärmte sich in der Morgensonne. Zwischen den Ulmen und über den Wiesen des Parks hing noch durchgoldeter Frühnebel, indes die satten Wipfel schon im klaren Lichte standen.

Zwar blühten dicht unter dem Fenster die Rosen — ‚Aber ich weiß nicht,' dachte Lüring, ‚es ist ein Herbstgeruch in der Luft, ganz heimlich und klein wie die erste vergilbte Stelle im Laub ... und dort liegt wahrhaftig schon ein zackiges Ahornblatt auf dem Wege. Ja, es will wieder einmal Herbst werden.'

Er sann in den Glanz der überreifen Welt hinaus, hörte weit jenseits der Bäume ein Fuhrwerk auf der Landstraße knarren und empfand, wie dieser strahlende Morgen in ihn rieselte, ihn mit ruhiger Klarheit erfüllte und eins wurde mit ihm; aber auch das leise, herbstliche Mahnen ging durch sein Herz.

Im Park draußen kamen Schritte heran.

Lüring wurde aufmerksam.

„Guten Morgen, Bernd!" sagte er und nickte zum Fenster hinaus. „Bleibe nur hier, ich denke, das Frühstück wird bald fertig sein. Willst du dich nicht zu mir setzen?"

Als Bernd eine Minute später in die Bibliothek trat, hatte Lüring einen zweiten Lehnstuhl ans Fenster gerückt. „Das ist hübsch von dir, daß du noch einmal heimgekommen bist. Wir waren überrascht! Ich wußte gestern abend wahrhaftig nicht, wer der junge Herr war, der da so plötzlich in der Türe stand. Oder — sage mal, mein Junge, ist dir vielleicht das Geld ausgegangen?" Lüring lächelte dabei.

Bernd nickte unbehaglich. — „Schulden?" — „Gott sei Dank: nein!" — „Na dann ist es ja gut!" sagte Lüring, „weiß es der Vater schon?"

Bernd antwortete achselzuckend: „Gesagt hab' ich's ihm nicht. Aber er wird sich ja wohl denken können, warum ich so schnell wieder Heimweh gekriegt habe. Jedenfalls habe ich ihm noch gestern abend im Vorübergehen beigebracht, daß ich keinen Pfennig Schulden habe; da war er genau so getröstet wie du." Dann schwenkte er lebhafter ein: „Aber lassen wir das dumme Zeug; es hat ja nichts zu bedeuten, denn wir sind doch ein anständiger und vernünftiger Kerl — was, Lüring?"

„Wenigstens habe ich mir große Mühe gegeben, dich dazu zu erziehen —"

„Hab' ich dich vielleicht schon einmal ernstlich blamiert? Hier? Oder während des ersten Semesters? — Wir können verlangen, daß du mit uns zufrieden bist. Apropos, Sabine ist hübsch geworden! Wenn ich denke, wie sie voriges Jahr durch den Park stelzte — ein Giraffenküken. Und jetzt —"

Die Tür ging auf.

Sabine, ganz in Weiß und Blond, knickste scheinheilig: „Wenn die Herren geruhen wollten, nunmehr den Kaffee einzunehmen?"

„Hat sich der Hausherr schon auf der Terrasse versammelt?"

„Papa ist schon um fünf Uhr zum Gutshof hinüber geritten, du Faulpelz!" sagte sie lachend und ging voran, „aber natürlich die feinen Leute, die in der Stadt nichts lernen als das späte Aufstehen —"

„Höre, Lüring, ich nehme alles zurück, was ich vorhin über Sabine —"

Sie wandte sich unversehens und packte Bernd bei den Ohren. „Was hast du gesagt? Wie? Heraus damit!"

„Nur, wenn du sofort losläßt!!"

Sie tat's. „Also?"

„Ich habe gesagt, daß du hübsch geworden seiest. Aber ich bin bereit, diese Bemerkung zu widerrufen, falls sie dir unangenehm ist."

Sabine legte das Köpfchen schief und seufzte. „Ach Gott — und wenn ich's wäre — wer hat was davon? Das Kleid hab' ich selber geschneidert, es ist auch danach. Vorn verpatzt und hinten verschnitten."

„Aber sonst sehr schön."

„Du bist unverschämt, Bernd. Wühle nicht in meinem Kummer. Huch — übrigens ist es ja ganz egal — ganz egal —!" Sabine tanzte die Stufen hinauf.

Auf der Terrasse war der Frühstückstisch gedeckt. Während des Kaffeetrinkens neckten sich die Geschwister noch eine Weile; aber dann sahen sie den Morgen so strahlend über dem Parke stehen, atmeten allen Duft, empfanden, wie draußen die Welt sich in gesegneter Weite der Sonne entgegendehnte, und wurden stiller. „Manchmal will es mir scheinen," sagte Bernd nachdenklich, „als ob ich nicht so recht hierher gehörte. Und dann wieder, wenn man fühlt, wie eigen das alles ist — dann weiß man doch wieder, wer man ist." Lüring nickte dazu sehr nachdrücklich. „In der Stadt ist alles wie losgerissen und schwimmt auf der Oberfläche herum. Aber bei uns hier — mein Gott, weißt du übrigens, Sabine, daß wir ein Museumsobjekt sind?"

„Ich?"

„Wir alle. Sagt doch neulich unser Kunstbonze im Kolleg: ‚Hier und da, meine Herren,



Digitized by Google

findet man im feudalen Besitz auf dem flachen Lande nach wahre Perlen der friderizianischen Architektur in Parks und hinter Mauern versteckt. Wenn Sie zum Beispiel der Zufall über Prenzlau führen sollte, so versäumen Sie nicht, die zwei Stunden Umweg zu machen und versuchen Sie, das Letzowsche Schlößchen zu Gesicht zu bekommen.' Hat er gesagt, Sabine!"

„Das ist richtig," nickte Lüring, „Gontard, der Klein-Letzow gebaut hat, war einer der Meister Friedrichs des Großen — was ihr übrigens von früher wissen solltet. Aber es ist hier wie überall: erst wenn's ein leibhaftiger Professor sagt, glauben die Kinder daran."

Sabine stand auf und legte dem Alternden die Arme um den Hals. „Sei still, Guter, dir glauben wir alles. Und es ist so schön hier."

„Warum sperrt Jochen die Einfahrt auf?" fragte Bernd.

„Weil er die Frühbeetfenster hereinfahren will. Die Nächte sind schon kühl, und mein Gemüse —"

„Ihr Gemüse! Hast du gehört, Lüring?"

„Jawohl, mein Gemüse! Lüring, sag' ihm, wie tüchtig ich bin!"

Lüring jedoch hob die Hand und lauschte in den Vormittag hinaus. Sie schwiegen und hörten von fernher ein feines Maschinensummen.

„Ein Automobil!" rief Sabine.

„Ein Automobil!" spottete Bernd, „jetzt kommt der Prinz mit dem goldenen Pantoffel, Sabine! Na, wenn der dich in diesem Mullkleidchen sieht!"

Lüring sagte: „Drüben an der Straßengabelung ist der Wegweiser umgefallen, seitdem verirren sich die Wagen häufig."

Das Summen kam näher und nahe, aber es huschte nicht vorüber, sondern es hielt an der Einfahrt.

Und plötzlich schob sich blitzblank ein großes braunes Coupé zwischen die Torpfosten und rollte leise murmelnd die Allee heran bis dicht an die Terrasse.

Die drei standen verdutzt an der Brüstung. „Ich sag's ja!" flüsterte Sabine und schob schnell eine Haarnadel zurecht.

Vom Chauffeursitz langte ein hellbrauner Ärmel nach hinten und öffnete den Schlag. Dann schwieg der Motor.

Aus dem Wagen stieg eine Dame. Bernd nahm die Hände aus den Hosentaschen.

Die Dame trug ein entzückendes Hütchen und einen wunderschönen, hellfarbigen Staubmantel, der sich zurückschlug und ein altblaues Seidenfutter sehen ließ.

Nun kam sie die zehn Stufen zur Veranda herauf. Sabine stellte Lackschuhe und seidene Strümpfe fest; sie wäre am liebsten davongerannt. Aber nun war es zu spät. Denn die Fremde stand schon auf der obersten Stufe, lächelte aus jungen Augen und sagte: „Guten Morgen!"

Bernd raffte seine Hausherrlichkeit zusammen, schlug die Hacken aneinander und sagte: „von Letzow!" Das war doch wohl unter allen Umständen richtig.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie beim Frühstück störe..." sagte die Dame, nun doch ein ganz klein wenig verlegen. Aber ihre Augen lachten immerfort.

„Womit — was wünschen Sie?" fragte Bernd voll Haltung.

Die Dame sah ihn an und überlegte eine Sekunde lang. „Ich könnte Sie nun um ein Glas Wasser bitten, Herr von Letzow, und ich bin sicher, daß Sie es einer verschmachtenden Wüstenreisenden nicht verweigern würden. Aber der Morgen ist so schön — warum sollte man ins Blaue hineinlügen? Ich will Ihnen die Wahrheit sagen: als ich dieses weiße Schlößchen zwischen den Bäumen schimmern sah, dachte ich, hier müßten gewiß furchtbar nette Menschen wohnen — und da habe ich den Wagen einfach hereinfahren lassen. Frech, nicht?"

„Jedenfalls ist Ihre Vermutung sehr schmeichelhaft für uns," sagte Lüring, da die Geschwister staunend schwiegen. „Vielleicht dürfen wir Ihnen an Stelle des Wassers eine Tasse Kaffee anbieten?" Sabine machte eine hastig nachholende Bewegung, und Bernd schob der Fremden einen Stuhl zurecht, weil ihm nichts Entscheidendes einfiel; was sollte man tun?

Sabine schien seine Hilflosigkeit zu fühlen, denn während sie mit nicht ganz sicherer Hand den Kaffee eingoß, sagte sie: „Mein Vater ist leider zum Gutshof hinübergeritten, er würde sich sonst gewiß freuen —"

„Ich heiße Lala Maja," sagte die Fremde.

‚Aha!' dachte Bernd welterfahren. ‚Kino! Daher die Unverfrorenheit, obwohl —'

„Nein, mein Herr, nicht Kino," sagte sie.

Bernd fühlte, wie er blutrot wurde. Aber dann sah er in ihre immer lachenden Augen und lachte mit.

„Was Sie dachten, war nicht schwer zu erraten. Aber stellen Sie sich vor, Herr von Letzow: ich bin keine Filmdiva, sondern etwas viel Aufregenderes!"

„Was denn?" platzte Sabine los. (Lüring schüttelte den Kopf.)

„Eigentlich sollte ich gekränkt sein, daß Sie meinen Namen nicht kennen. Ich bin Tänzerin. — Nun werden Sie mir sicher die Tasse wegnehmen, Fräulein von Letzow?"

Digitized by Google

„Ich finde es rasend romantisch!" antwortete Sabine. „Himmel, was einem alles passieren kann!" (Lüring schüttelte wieder den Kopf und begegnete einem Blick der Fremden.)

„Du bist wieder einmal unmöglich, Sabine!" sagte eine Stimme.

Herr von Letzow stand in der Türe.

So mußte ein Oberst des alten Fritz ausgesehen haben. Auf dem feinen, bartlosen Gesicht lag ein Lächeln. Er trat grüßend heran. „Da ich das Vergnügen hatte, den letzten Teil Ihrer Unterhaltung mit anzuhören, so brauchen wir das Gespräch nicht nochmals von vorn anzufangen. Darf ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Ihr Chauffeur noch immer in der prallen Sonne bocksteif am Steuer sitzt?"

„O, der wartet stundenlang," antwortete die Tänzerin. „Er hat ja nichts weiter zu tun und wird dafür bezahlt."

„Ihr eigener Wagen?"

„Ich fahre nach Misdroy. Ferien vor der Wintersaison, Herr von Letzow!"

„Sie werden uns die Freude machen, für heute mittag unser Gast zu sein?"

„Ich danke Ihnen, aber —"

Bernd und Sabine sprangen auf. „Ich will dem Chauffeur den Weg in die Remise zeigen!" sagte Bernd. Und Sabine: „Ich will die Mamsell —"

Herr von Letzow nickte.

★

Der Vormittag verging Herrn Friedrich von Letzow schneller, als er gedacht hatte, obwohl die Kinder unsichtbar blieben und er mit Lüring dafür sorgen mußte, daß Fräulein Lala Maja sich nicht langweilte. Während der ersten Viertelstunde freilich kam ihm einmal der Gedanke: ob diese Gastfreundlichkeit der Fremden gegenüber nicht doch etwas übereilt gewesen sei. Eine Tänzerin war eine Tänzerin. Und sie kam aus Berlin... Indessen mußte sich Herr von Letzow ohne Vorbehalt gestehen: sie war eine Dame. Anders natürlich als die Damen der Nachbarschaft, die reichsfreiherrlichen, gräflichen und edelmannfreien, die alle jenen unnachahmlichen Schimmer hatten, wie ihn vielleicht ein uralter, verblaßter Wappengobelin aufweisen mochte. Nein, diese Lala Maja war gewiß aus einer anderen Welt — aus einer Welt aber, die einen ganz neuen Typ der Dame geschaffen zu haben schien, und in der man nicht mehr Ulrike oder Elisabeth hieß, sondern eben Lala... Weiß Gott, dieser Name fing an, Herrn von Letzow zu beunruhigen!

Und während sie über die Parkwege schritten — die Tänzerin in der Mitte, Letzow links und Lüring rechts — Rosenbeete und wunderschöne englische Baumgruppen auf gepflegten Wiesen betrachteten; während die Fremde über all dies hell entzückt war und verständig-unverständige Fragen stellte; während Lüring mit sonderbarer Lebhaftigkeit sein Wissen von alten Zeiten und Geschichten auskramte und mit möglichster Eleganz zur gefälligen Benutzung darbot — während dieser ganzen immer mehr dem gewohnten Alltag entrückten Entwicklung der Dinge drehten sich Herrn von Letzows Gedanken ständig um den höchst merkwürdigen, ihm wegen seiner Neuheit und ersichtlichen Echtheit geradezu verdächtigen Typ einer Dame, der hier zu spüren war. „Hören Sie, Lüring," sagte er schließlich, um sich Luft zu machen, „finden Sie nicht auch, daß der Park, ja daß wir alten Knackstiebel selber etwas Romantisches bekommen durch das Erscheinen des gnädigen Fräuleins? So etwas hat uns, glaub' ich, immer gefehlt."

„Etwas Mondänes!" antwortete Lüring lebhaft.

„Richtig! Das war es, was ich eigentlich sagen wollte; immerhin kann das Mondäne auch romantisch sein. Schon der Name: Lala Maja..." Nun war es heraus. Friedrich von Letzow hatte das unbedingt sagen müssen, jetzt war er entspannter.

Die Tänzerin sah einen Augenblick geradeaus; dann sagte sie ganz ruhig: „Der Name scheint Sie zu irritieren, Herr von Letzow. Aber Sie werden zugeben, daß ich als Emilie Meier nicht gut zur Bühne gehen konnte."

Letzow fühlte die im Laufe der letzten Minuten nur mit Mühe aufrecht erhaltene Weltordnung neuerdings und sehr heftig gefährdet. ‚Nur jetzt keine Gesprächspause!' dachte er und sagte recht ruhig: „Das ist selbstverständlich!"

„Obwohl man auch mit dem amtlichen Stempel Emilie Meier nicht nur ein ehrlicher Mensch, sondern sogar eine gute Tänzerin sein kann."

„Das ist selbstverständlich!" echote Lüring.

„Allerdings kam bei mir als erschwerender Umstand außer dem wenig künstlerischen Namen noch meine Abstammung aus einem Gemüsekeller in Berlin N hinzu." Und dann mit einer lachenden Wendung nach links und rechts: „Meine Herren — Ihre Gesichter sind klassisch. Solche Eröffnungen scheinen Ihnen nicht alle Tage gemacht zu werden? Nun, trösten Sie sich: es dringt ja auch nicht alle Tage eine Emilie Meier aus Berlin N in Ihre durch andere Traditionen geweihten Kreise!"

Sie waren stehen geblieben. Die Tänzerin den beiden gegenüber, als hätte sie



Digitized by Google

etwas zu verteidigen. Friedrich von Letzow sah ihr junges, unregelmäßiges, aber hübsches Gesicht, das ganz von einem raschen und energischen Verstande geformt zu sein schien; er sah ihre braunen Augen, in denen sich die Heiterkeit eines Kindes mit der weichen Schwermut eines irgendwann in diese „Familie“ getropften Slawenblutes mischte; er sah den schmalen, bis in die geringste Bewegung durchgearbeiteten Körper, die schlanken, hohen Beine auf Fesseln, deren spielende Biegsamkeit an die Noblesse eines alleredelsten Derbysiegers erinnerte — diesen letzten Eindruck ließ er immer bildhafter werden und sagte aus tiefer Bewunderung heraus: „Sie sind ein Outsider! Dreihundertfünfzig zu zehn — mindestens! So etwas muß natürlich einen Turfnamen haben. Lala Maja... ferner liefen...“

„Wenn Sie wollen: auch das!“ sagte die Tänzerin; „seit Ihre Ahnen hier Bauern schikanierten, ist die Welt anders geworden. Sportlicher. Aber denken Sie: ich weiß, daß ich trotzdem nicht hier herein passe. Man hat das im Gefühl. Mir ist immer — lachen Sie nicht — als ob Sie mich über den Stock springen lassen könnten.“

„Aber —!“ sagte Friedrich von Letzow, fast verlegen. „Sehe ich so aus? Und sehen Sie so aus?“

„Nein. Immerhin haben Sie die Weltgeschichte hinter sich, und ich — nun ja, in unserer Stube neben dem Laden — das Licht fiel durchs Kellerfenster herein — stand auf dem Vertikow ein goldbronzierter Trompeter von Säckingen; das war unser Kunstgegenstand. Haben Sie vielleicht einen Trompeter von Säckingen? Ganz gewiß nicht. Ich hab' auch keinen mehr, aber Sie — Sie haben überhaupt nie einen gehabt. Das ist der Unterschied.“

Lüring nickte.

Herr von Letzow war höchst nachdenklich. Es fiel ihm ein, daß er an dem Trompeter von Säckingen bisher durchaus achtlos vorübergegangen sei. Was ihn hier umgab, war für ihn selbstverständlich, es war Familie. Und er empfand plötzlich einen ganz klaren Stolz, er empfand eine Art von Dankbarkeit gegen diese Fremde, die ihn unter freimütiger Preisgabe ihres persönlichen Nimbus darauf hingewiesen hatte, wer er eigentlich war. Was er stets nur gefühlt hatte, wurde ihm nun zum Bewußtsein. „Ja —“ sagte er, „Sie haben wohl recht: wir sind die Alten, unsere Zimmer sind mit Weltgeschichte tapeziert.“

„Richtig!“ antwortete sie, und mit einemmal schien eine Klinge in ihren Augen zu blitzen, „deshalb riecht es auch ein bißchen stockfleckig bei euch.“

Er sah sie verdutzt an: „Finden Sie? Das wäre! So nach Strohblumenkränzen und Familiengruft?“

Sie hob die Schultern: „Jeder Baum blüht einmal ab!“

Dann dehnte sich diese Lala der Sonne entgegen und lachte. Friedrich von Letzow hatte ein leises, erschrockenes Frösteln im Herzen.

★

Unter keiner Bedingung! Nein, Lala mußte bleiben! Sie versäumte ja wohl nichts in Misdroy? Und hier war es doch mindestens ebenso schön? Wenigstens hatte sie selbst es gesagt!

Gut: nur für eine Nacht.

Der Chauffeur brachte den Koffer in ihr Zimmer, sie kleidete sich um, und nachmittags wurde Tennis gespielt. Lala spielte gegen Bernd und Sabine und gewann mit der linken Hand. Die Kinder gerieten ob ihrer dauernden Niederlagen in lachenden Zorn und weigerten sich, aufzuhören; man müßte doch wenigstens mit e i n e r Partie die Ehre des Hauses retten!

Herr von Letzow saß mit Lüring auf der Bank am Rande des Platzes, rauchte eine Zigarre und — hetzte: eine solche Niederlage könne man sich freilich nicht gefallen lassen! Er hetzte nach Kräften, wiewohl ihm das Tennis bisher stets gleichgültig gewesen war. Aber man konnte ja nicht ablassen, dieses Geschöpf zu betrachten! Wie eine stählerne Feder schnellte sie auf; lag, ganz gelöst, für Augenblicke schräg in der Luft, von einer herrlichen Bogenlinie umschnitten; lauerte wie eine Wildkatze auf den Ball; brach plötzlich die Bewegung mit einer gleichgültigen Geste mitten entzwei —

Die einsamen Augen des Herrn Friedrich von Letzow ruhten auf diesen lebendigen Kurven, auf dem wechselnden Spiel des Körpers — und wurden immer abgesonderter, als wären nur er und die Tänzerin hier, und als wäre dieses Spiel ein Geschenk, für niemanden bestimmt als für ihn. Aber Lala warf plötzlich das Racket hinter dem Ball her: „Schluß!“

Die beiden auf der Bank erinnerten sich mit Bedauern in die tatsächliche Welt zurück.

„Schon fertig?“ fragte Letzow.

„Sehen Sie denn nicht, daß die Sonne untergehen will?“

„Das ist erstaunlich Haben Sie wahrhaftig drei Stunden gespielt? Sie werden todmüde sein.“

„Ich?“ fragte sie. „Aber baden möcht' ich.“

Sabine, überglücklich, sagte: „Wir gehen zusammen in den Teich!“ Sie hängte sich in den Arm der Tänzerin und führte sie tiefer in den Park.

Digitized by Google

Letzow sah den beiden nach. Sehr lange. Neben ihm machte jemand „Hm —!“, und als er sich umwandte, mußte er seinen Sohn Bernd bemerken. Bernd nickte hinter den beiden her. „Bei dem Vergleich rutschen wir aus!“ sagte er sachlich.

„O du Grünschnabel!“ antwortete Herr Friedrich von Letzow, und die väterliche Überlegenheit gelang ihm gut. „Stecke deine weise Nase lieber ins bürgerliche Gesetzbuch! Oder lerne wenigstens anständig Tennis spielen; wenn man dabei verliert, so kostet es zum mindesten nichts — aha, da zieht er die Fühler ein...!“ Sie wanderten durch den rotgoldenen Park nach dem Schlosse. Zur Sicherheit hängte sich Herr von Letzow bei Bernd und Lüring ein; so konnten sie ihm nicht davonlaufen. Im Schlosse besprach er einiges mit der Mamsell.

★

Abends brannten im Speisezimmer nicht die elektrischen Lampen, sondern in geschnörkelten Silberleuchtern standen Wachskerzen auf der Tafel und ließen ein mildes, goldenes Licht um sich rieseln — einen Duft von Licht, wie Friedrich von Letzow sagte, als Lala sich über all dies freute.

In stillschweigendem Einverständnis waren alle in Gesellschaftstoilette erschienen; Lala trug ein Kleid, das völlig aus Silber gewebt zu sein schien, und die Feierlichkeit des Anzuges, das alte Porzellan, die Leuchter und Kerzen gaben dem Ganzen etwas Außergewöhnliches, weit über den Alltag Erhobenes und Sinnenfreudiges.

Man unterhielt sich gut, aber mit einem Anfluge von jener gewissen zierlichen Grandezza, die in das Bild gehörte. Bernd platzte einmal mit einer Studentenhaftigkeit dazwischen, fühlte im Augenblick, daß er eine schlechte Figur machte, und schwieg begossen; dadurch war er unsicher geworden und benutzte die erste Gelegenheit, sich zurückzuziehen; Sabine folgte ihm auf dem Fuße.

„Findest du es nicht schrecklich langweilig da drinnen?“ fragte sie aufatmend.

„Nicht langweilig,“ antwortete er, grimmig über sich selber, „sondern man übersieht uns wie Kinder! Es ist infam, aber ich gestehe, daß ich nicht gut abgeschnitten habe. Wir sind verbauert — ich möchte bloß wissen, woher Papa plötzlich dieses ganz feine Lächeln hat? Im Umgang mit unsern Krautjunkern hat er's gewiß nicht gelernt.“

„Papa ist so klug und gut!“ sagte Sabine schwärmerisch, „— und ich bin schrecklich müde.“

„Ich auch!“ nickte der Bruder. „Nach dieser dreistündigen Tennisblamage kein Wunder! Wie sie es nur aushält?“

„Ach — sie!!“ erwiderte Sabine noch viel schwärmerischer. Und daraufhin beschlossen die Geschwister, nun wirklich schlafen zu gehen. —

Herr Friedrich von Letzow hatte seinen guten Tag; auch Lüring wunderte sich, wieviel Geschmeidigkeit und Witz die Gesellschaft der Tänzerin bei ihm aufwachen ließ.

„Sie werden,“ sagte Letzow schließlich, „in diesem Raume außer der Wandverzierung, ein paar Bildern und dem Tafelschmuck nichts aus der Zeit des Rokoko finden. Aber ich denke, wir heben die Galatafel auf und verfügen uns nebenan in die Bibliothek, das eigentliche Reich Herrn Lürings; dort ist alles noch so, wie es ein genießerisch gelehrter Vorfahr geschaffen hat — eine Mischung aus Voltaire und Fridericus.“

Sie gingen hinüber.

Auch hier schimmerten Kerzen und ließen das spiegelnde Braun der Bücherschränke in der Höhe verdämmern. Schwere gelbe Seidenvorhänge falteten sich vor den Fenstern, und an den Wänden reihten sich anmutig goldumrankte Panneaus aus blauem Damast aneinander.

In der Kaminecke waren drei große Lehnstühle um ein Tischchen geschoben, auf dem Estrich schauten zwei große goldene Flaschenhälse aus dem Silberkübel.

„Das ist verheißungsvoll!“ sagte Lala; „hier ist gut sein. Die ehrwürdige Grazie einer sorgloseren Zeit lächelt von den Wänden.“

„Eine bemerkenswerte Prägung!“ erwiderte Letzow, „und — verzeihen Sie — gar nicht aus dem, hm, Gemüsekeller...“

„Warum auch? O, glauben Sie nicht, daß mir die Empfindung für Ihre Kultur fehlt. Was ihr in den Fingerspitzen habt, das habe ich in den Fußspitzen. Es ist ein Unterschied zwischen einem Parvenü und einem Arrivé, mein Herr!“

„Wieder bemerkenswert!“ nickte Letzow; dann sagte er mit prüfend halbgeschlossenen Augen: „Finden Sie es nicht kühl? Wir werden die Scheiter im Kamin anzünden, Lüring. Und das Spiel des flackernden Feuers wird über unseren schönen und klugen Gast noch mehr Schönheit und Lebhaftigkeit ausschütten. Trinken wir auf das Wohl der großen Tänzerin, von deren Vorhandensein wir Hinterwäldler vor zwölf Stunden noch keine Ahnung hatten!“

Als die Buchenklötze knisterten und das unstete Geleucht aus dem Kamin gaukelte, sagte Lala: „In meinem Zimmer steht ein großer, alter Schrank. Wissen Sie, was darin ist? Nein? Kleider! Wundervolle Kleider aus schwerer Seide — die Garderobe der Urahne, die sie vielleicht auf einem Gartenfest in Rheinsberg trug.“

Digitized by Google

„Ich erinnere mich," antwortete Letzow, „meine Frau wollte sie nicht hergeben; sie dachte daran, daß diese Kleider einst Maskenkostüme für Sabine werden könnten. Und man hebt alles auf bei uns. Vielleicht unterscheiden wir uns eben dadurch von den Neuen; bei uns geht die Tradition bis zum Unterrock — übrigens ein ungewollt boshaftes Wort."

„Schade!" sagte Lala.

„Was?"

„Ich dachte daran, Ihnen die Kleider abzukaufen."

„Wozu?"

„Himmel —: für die Bühne! Es gibt nichts Zierlicheres für mich als Rokokokleider."

Herr Friedrich von Letzow sah sie an und schwieg eine halbe Minute. „Sie würden mir eine Freude machen," sagte er dann, „wenn Sie eines oder das andere von mir als Erinnerung an diesen unverhofft schönen Tag annehmen wollten."

„Wahrhaftig?"

Er lächelte. Es war das Lächeln des Grandseigneurs von damals. „Aber unter einer Bedingung. Wissen Sie denn, ob die Sachen Ihnen passen? Sie müssen sie probieren — gleich jetzt."

„Und hier?"

„Lüring und ich ... wir gehen solange ins Musikzimmer."

Die Tänzerin verstand, daß es Letzow nicht angenehm gewesen wäre, wenn jemand sie in den alten Kleidern gesehen hätte; offenbar wollte er deshalb vermeiden, daß sie sich in ihrem Zimmer umkleidete und dann herunterkam. Sie sah zwischen leicht gesenkten Lidern von ihm zu Lüring, von Lüring zu ihm. „Gut!" sagte sie dann, „geben Sie mir einen von den Leuchtern und gehen Sie hinüber ins Musikzimmer. Nein, niemand braucht mich zu begleiten."

Die Herren gingen schweigend durch die Bibliothek. Lüring schlug die alte Damastportiere zurück: „Bitte!" Herr von Letzow sah ihn scharf an. „Alter Freund!" sagte er, „was denken Sie jetzt? Ich fürchte, es ist wenig schmeichelhaft!"

Aber Lüring schüttelte den Kopf. „Es gibt Gedanken, die sich — sonderbarerweise — nicht mit Worten ausdrücken lassen. Aber seien Sie gewiß: es war nichts Unartiges. — Sind wir nicht ungefähr im gleichen Alter?"

Letzow sah ihn wiederum an.

Und Lüring nickte melancholisch: „Aber bei Ihnen ist es etwas anderes . . ." Dann streifte er die Flügeldecke zurück, klappte das Instrument auf und setzte sich. „Der gute, alte Kasten. — Was wollen Sie hören?"

Herr Friedrich von Letzow hatte den Kopf in die Hand gestützt und antwortete nicht.

Ein paar Akkorde breiteten sich aus, gar nicht aufgewühlt, sondern unendlich beruhigt und abendstill, eingehüllt in den Mantel heraufträumender Dämmerung. Dann sang Lüring mit einer klaren, leisen, ganz in sich schwebenden Stimme, die dennoch über der sanften Ebene seiner Sehnsucht weithin klang:

Weite Wiesen im Dämmergrau.
Die Sonne verglomm, die Sterne ziehn ...
Nun geh' ich hin zu der schönsten Frau
Weit über Wiesen im Dämmergrau
Tief in den Busch von Jasmin,
Durch Dämmergrau in der Liebe Land —

Das wiegende Schreiten des Liedes verstummte. Herr von Letzow blickte auf, sah, wie Lürings Blick seitwärts gefesselt hing.

Die Tänzerin stand in der Tür.

Sie trug ein Oberkleid aus taubengrauem Taft, dessen auseinanderschweifender Spitzensaum das zierliche Dreieck eines lachsfarbenen Unterkleides offenließ. Stand vor der goldbraunen Dämmerung des Hintergrundes und hielt eine matte Rose, unbewegt, mit verschlossener Schwermut.

Der letzte Ton verstummte zaghaft in einem Winkel.

Lala blickte fragend auf.

Letzows Hände lagen beruhigt, fast andächtig auf den Armlehnen des Sessels. Lüring, halb über den Flügel hinweg, vermochte sich nicht abzuwenden. Aber seine Finger glitten, leichter bewegt, über die Tasten. Mozartisches, G-Moll-Süßes, klang auf; Hirtenflöten vor rosenrotem Abendhimmel, heimziehende Barken mit stillen Wimpeln auf dem Schimmerspiegel eines Flusses.

Lüring, mählich seinem Spiele zugewendet, fand in den Tönen einen Halt für die bittersüße Stunde.

Aber Letzow war ohne Ablenkung dem wundersamen Bilde und seiner stets verhohlenen Sehnsucht überliefert, blickte selbstvergessen auf die Tänzerin; sein Herz schwebte wie eine unbegreiflich leichte Abendwolke der Sonne nach — immer erdenferner, immer mehr nur Wunsch nach letztem Licht, immer rührender in seinem Verlangen, von dem warmen Strahle des ewig jungen Weibtums gestreichelt zu werden — und immer einsamer in seiner traumverlorenen Höhe.

So waren die drei weltenfern voneinander, und doch mit Fäden seltsamen Gespinstes verbunden. Die Tänzerin, regungslos in ihrer Schönheit ruhend; Letzow, ganz in abendsüßem Schweben; und Lüring, an die Grazie rosenvioletter Dämmerung sich verschwendend und immer tiefer versinkend in stilles Abschiednehmen ... nicht wie hingewehte Wölkchen im Goldrot, sondern wie der

Digitized by Google

Schein des späten Tags in den Sensen heimkehrender Schnitter... und mit einemmal, über einen Dreiklang hinweg, der lang in Einsamkeit verhallte, stieg eine neue Weise auf, sammelte sich zu brahmsischer Feldblumenschlichtheit und Größe — die C-Dur-Sonate: Es ist ein Schnitter —

Lalas Hand sank, mit ihr die Rose.

In Letzows Augen erlosch der Glanz.

„Spielen Sie weiter," sagte Lala und setzte sich still in eine Ecke; und als Lüring mit dem Satze zu Ende war: „Es ist — ich habe mein Tuch vergessen —"

Ein Schauer lag in ihrer Stimme.

Lüring stand auf und ging, das Tuch holen.

Nach einer Weile hörte Letzow sich reden: „Wollen wir uns nicht wieder an den Kamin setzen?" Sie nickte nur. Sehr bald war Lüring zurück und legte das Tuch um ihre Schultern.

Aus benommenem Sinnen heraus fragte Lala mit einem Blick über die matten Goldschnörkel: „An solch fremden Abenden... kommt Ihnen nicht bisweilen ein Grauen, wenn Sie über das Alter dieser Dinge und über alles Vergangene grübeln?"

„Sie sind sehr jung," sagte Letzow verhalten; „dies alles gehört ja zu mir, zu uns; ich bin nur ein Blatt an dem großen Baume, der Jahrhunderte überdauert. Eines Tages werd' ich freilich ins Nichts geschüttelt werden. Je nun — in unserer Gruft ist Raum für viele Geschlechter, und ich werde in guter Gesellschaft sein."

„Sie — ja," nickte Lala, „und eben das gibt euch die Haltung, die wir unser Leben lang lernen müssen; ihr habt sogar dem Tode gegenüber Haltung."

„Das ist das einzige, was man dabei tun kann," antwortete er. „Aber, mein Gott, wovon reden wir denn? Statt Ihnen zu sagen, wie schön Sie sind, bereiten wir uns aufs Sterben vor! Hören Sie doch: Sie waren schön! Niemals, glaube ich, ist eine schönere Frau in diesen Kleidern über diesen Boden gegangen. Schön wie ein Traum —"

„— und traurig wie ein Traum!"

„Nicht traurig —" Er stockte. „Ein bißchen Herzweh freilich — wie, Lüring?"

Der wiegte den Kopf mit melancholischem Lächeln: „Mir ist so abendlich zumut..."

Herr Friedrich von Letzow füllte die Gläser. „Leben wir nicht? Geht nicht morgen die Sonne wieder auf?"

„Ja! Ja!!" sagte Lala befreit. Mit einer starken Bewegung schüttelte sie unsichtbare Fesseln ab.

„Die Sonne geht wohl auf," sagte Lüring, „aber die Tage werden kürzer..."

Die Tänzerin jauchzte fast: „Laßt sie kürzer werden — nach dem Winter kommt ein neuer Frühling. Und wir leben!!"

Lürings Blick streifte über Lala hin zu Letzow und blieb in seinen Augen haften. Ganz ruhig sahen sie einander an und wußten, daß sie beide dasselbe dachten: ihr Kalender kannte nur noch das eine große Jahr des Lebens, dessen weite Kurve sich langsam zu neigen begann. Die Uhr schlug. Friedrich von Letzows Augen wanderten weit über das Jetzt hinaus. Um seinen Mund spielten Empfindungen als unmerkliche Schatten. Es wurde ein feines, kleines, ironisches Lächeln daraus, mit dem er nach der gewohnten Haltung suchte. Und während Lüring still das innere Aufklaren in seinen Mienen beobachtete und Lala fühlte, daß hinter diesem beherrschten Gesicht ein Vorhang sich langsam schloß — während dieser sonderbaren, bedeutenden Augenblicke hörte Herr Friedrich von Letzow immer noch den längst verhallten Silberklang der kleinen Uhr und sagte: „Es ist schon spät — wir haben heute so viel Schönes gehabt..." Die Tänzerin stand auf. „Darf ich Sie bitten, dieses Kleid zu behalten?" fragte er, „wir sind Ihnen wohl größeren Dank schuldig." Er neigte sich über ihre Hand.

Der Aufbruch streifte alle Benommenheit von ihnen. Lala warf einen Blick in den Spiegel. „Glauben Sie, daß ich um diese Stunde noch jemandem im Hause begegnen werde?"

„Gewiß nicht!" antwortete Letzow. „Ist dies das Kleid, das Sie vorhin — darf ich es tragen? Löschen Sie noch die Lichter aus, Lüring. Und gute Nacht."

★

Er ging einen halben Schritt voraus und hielt den dreiarmigen Silberleuchter. Wie ein Mantel aus gelber Seide wallte der Kerzenschein mit ihnen, die breite Treppe hinauf und den Flur entlang; durch die Fenster malte der Mond grüne Vierecke auf Boden und Wände.

Vor Lalas Zimmer blieben sie stehen.

Letzow hob den Leuchter ein wenig höher und betrachtete Lala mit einem leisen, lieben Lächeln; sie senkte die Augen vor dem Lichte. „So jung, so wundervoll jung sind Sie in diesem alten Kleide!" sagte er, „ja — so jung, daß man meinen möchte, Sie hätten der Zeit ihre Runzeln genommen, und das Jahrhundert des Rokoko sei noch lebendig. Seit heute nacht will ich an Gespenster glauben — freilich nicht an schreckliche!"

„Wecken wir niemanden auf?" fragte sie.

„Außer Ihnen wohnt hier niemand."

Das Licht flimmerte wohl in ihren Augen. Herr Friedrich von Letzow hob ihre Hand

Digitized by Google

an die Lippen. „Gute Nacht — Sie zittern? Fürchten Sie sich?"

„Nein," sagte Lala und sah ihn an, „ich fürchte mich nicht. Nur —"

Wunderbares schwang in diesem schüchternen Wort — und in dem Schweigen, das sich wie ein blütenschwerer Fliederbusch nun über beide neigte. Als eine selige Welle, in der sein altes Selbst versank, schlug purpurdunkel Augenblick und Erkenntnis über Letzow zusammen.

„Lala —!"

Ein Huschen, ein Geräusch stieß ihn zurück. Er stand allein, taumelnd fast. Nachtstille häufte sich um ihn, um das Rauschen und Singen in seinem Herzen.

Ohne zu denken, klopfte er an die Tür.

Drinnen blieb es still. Da drehte er den Griff und trat ein. Lala, halb auf das Bett geworfen, verbarg zuckend ihr Gesicht.

„Mein Gott —!" sagte Letzow erschrocken, stellte den Leuchter auf ein Tischchen und beugte sich über sie. „Kind! Kind!" Er richtete sie auf, setzte sich neben sie auf die Bettkante und streichelte ihr hilflos über das Haar. Das Schluchzen verstummte.

„Ich wollte Ihnen ja nicht wehe tun! Hätt' ich ahnen können..."

Sie entzog sich seiner Hand und sah beiseite.

„Sprechen Sie doch — sagen Sie mir, wie töricht ich war, oder was Sie wollen — nur schweigen Sie nicht!" bat er.

Sie wandte ihm die schmerzlichen, beschämten, traurigen und zornigen Augen zu. „Als ich das Kleid hier holte," sagte sie, „wollte ich tanzen. Sie hätten ein Recht gehabt, mich darum zu bitten. Aber als ich hinunterkam — Lüring spielte die Träume seiner späten Einsamkeit, und Sie saßen in Wehmut und Sehnsucht — eine Frau fühlt das doch — da glaubte ich, Ihr Herz sei alt und jung zugleich, wie alles hier. Und ich, die ich nur jung bin — laßt ihr euch denn gar nichts schenken von uns?"

„Kind —" sagte er wieder und zog die Weinende an sich.

Aber sie machte sich ruhig los und stand am Fenster, schlank und einsam vor dem Silberblau. Winkte ihm, zu gehen, und blieb allein.

★

Zum ersten Male zog der Diener das rot und weiß gestreifte Sonnensegel zurück, als er am Morgen den Frühstückstisch auf der Terrasse deckte. Zwar blendete das Vormittagslicht, aber die Kühle der Nacht und eine herbstliche Atemstille der Bäume wollte nicht weichen.

Die Kinder kamen mit Lala, neckend und bettelnd, daß sie bleiben solle. Herr Friedrich von Letzow war freundlich und heiter, niemand sah ihm eine schlaflose Nacht an. Lüring hielt sich in höflicher Wortkargheit.

Mit dem eintönigen Singen einer zuverlässigen Zivilisation rollte der frischgewaschene Wagen Lalas vor die Treppe.

Bernd von Letzow erschrak, als er dieses Zeichen eines unabänderlichen Entschlusses sah. „Nun sind es genau vierundzwanzig Stunden, seit das gnädige Fräulein angekommen ist!" sagte er. „Hätt' ich doch noch vierundzwanzig Stunden Zeit, um Ihnen zu sagen, wie schön Ihr Besuch war!"

„Seit wann verlegst du dich auf Komplimente?" fragte Herr Friedrich von Letzow lächelnd, aber mit forschenden Augen.

„Fahren Sie ein Stück mit?" fragte Lala schnell. Bernd und Sabine jubelten; sie würden sich vom Vorwerk zurückkutschieren lassen.

Und dann stieg Lala mit ihnen in den Wagen, nahm von dem Herrn des Hauses noch einen Strauß später Rosen auf den Schoß, winkte aus grauen Polstern hinter den geschliffenen Scheiben...

Herr Friedrich von Letzow wartete, bis der Wagen aus dem Parktor gebogen war.

★

Dann ging er langsam durch die Ulmenallee, bog auf einen abseitigen Pfad ein und kam schließlich an den Teich, der ganz dunkel und still vor sich hinträumte.

Hier stand, unter einer alten Blutbuche, eine Bank. Letzow setzte sich. Er lauschte auf die Stille. Sah, wie ein welkes Blatt herabsank auf das schwarze Wasser, und wie flammende Flecke in den Baumwällen des jenseitigen Ufers gegen den allzuklaren Himmel brannten.

Nicht lange, und auch Lüring kam des Weges, wandelte gemächlich und las in einem altroten Büchelchen.

Er sah auf, als er Letzows leisen Ruf hörte, trat heran und setzte sich neben ihn.

„Da wären wir nun," sagte er nach einer geraumen Weile. „Wollen Sie Horaz lesen?"

Herr Friedrich von Letzow hörte, wie hinter seinem Rücken der Herbst zwischen den Stämmen hindurchschritt. Er sah nicht auf und wandte sich nicht um. Denn der hinter ihm stand —

„Sehen Sie, Lüring!" sagte Letzow mit einem leisen Frösteln der Seele zu dem Freunde, „so war es: Nicht als ob ich — nun ja. Aber daß ich es nicht w a g t e, ja daß ich eigentlich gar nicht einmal auf den Gedanken kam — daran erkennt man, wie herbstlich das Herz wird. — Nun ist sie fort... ein Traum, der meiner allzukühlen Hand entglitt..."

Digitized by Google

Der Michelkonzern
Gemälde von Prof. Hermann Groeber

Digitized by Google

Digitized by Google

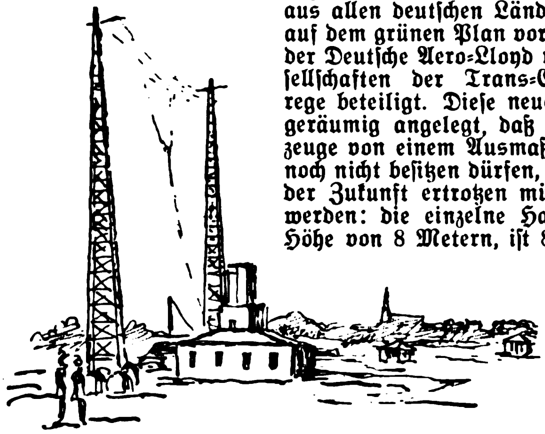
# Die Reise durch die Luft. Von H. Grevenstett

Mit Zeichnungen von Ed. Thöny und W. Wellenstein

Zentralflughafen Berlin! — Zwischen der Hasenheide und dem Paradeplatz des Tempelhofer Feldes, der in vergangenen Glanzzeiten beim hellen Klang der Armeemärsche unter dem dröhnenden Gleichschritt der Garderegimenter zu erzittern schien, liegt der neue Flughafen. Ein Werk des Friedens und des wiedereinsetzenden deutschen Aufbaus. Mächtige Flugzeughallen, Werftgebäude, Scheinwerferturm, Werkstatthallen, Motorprüfstände, Radiohaus, Verwaltungsgebäude . . . Von einem Besuch zum andern scheint sich die stattliche Anlage zu vergrößern, zu vervollständigen. Die Zufahrtstraßen werden vorbildlich ausgebaut; allerlei Neubauten sind noch geplant: das Reichsluftmuseum, wohl auch ein Gasthof. Die deutschen Architekten haben in dieser Anlage nach Lageplan und Baubild einen neuen, eigenen Formwillen zum Ausdruck gebracht. Die Zweckmäßigkeit hat den Stil bestimmt, praktische Erfahrung hat bis in die letzte Einzelheit mitgeholfen. Und wieder zeigt sich an diesem Ergebnis, daß auch die Technik, die nur ihren logischen Gesetzen folgt, neue Schönheitsbegriffe schafft. Dieses große Feld mit der harten Grasnarbe, dessen Mittelstück wie auf einem flachen Kreisbogen die neuen Baulichkeiten aufnimmt, bietet mit dem Fernblick auf das Häusermeer Berlin ein stimmungsvolles Ganzes. Auch der Laie erkennt sofort das Walten klugerfaßter Lehren der Betriebstechnik und der Flugwissenschaft. Alle Ge-

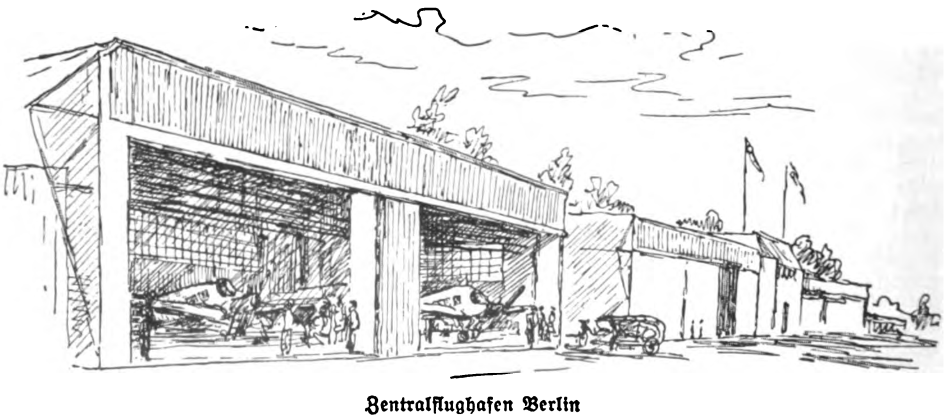
Digitized by Google

bäude tragen hellen Anstrich. Schon von weitem entdeckt der nach Berlin strebende Flugzeugführer, dem als ragendes Mal der Reichshauptstadt zu allererst der Riesenturm des Charlottenburger Messegeländes aus den blauen Waldkränzen der Mark aufgetaucht ist, die seinen hellen Gebäudestriche am Rand des grünen Flughafens. Die Landung ist hier stets leicht und glatt zu vollziehen, auch bei Nacht, dank der Orientierung durch den Scheinwerferturm.



Zentralflughafen Berlin

Aber ist es zu glauben, daß von den vier Millionen Einwohnern Groß-Berlins bisher nur ein ganz geringer Bruchteil den Zentralflughafen überhaupt kennt? Nur bei den Veranstaltungen des „Deutschen Rundflugs" Ende Mai sah das grüne Feld größere Besuchermassen. Und auch da waren es noch mehr die volkstümlichen Belustigungen, die lockten, die Sturzflüge, der Schokoladeregen der Reklameflugzeuge, die spannenden Jagden auf bunte Gasballons. Unendlich vielen Berlinern ist bis jetzt noch gar nicht klar geworden, daß sie alle Ursache hätten, durch fortgesetztes wärmstes Interesse ein wichtiges Gebiet zu fördern, zu unterstützen, zu verteidigen, ein Gebiet, das dem deutschen Unternehmungsgeist, der deutschen Technik unendlich viel verdankt — und das von einer früheren schwächlichen Regierung fast völlig dem Spiel- und Spekulationswillen unserer Feinde überlassen war. Ein paar Stunden Aufenthalt im Zentralflughafen Berlin klären darüber auf, daß dieser Flugplatz tatsächlich ein Mittelpunkt des europäischen Flugverkehrs werden kann, der durch alle Gewaltakte, alle Listen und Schikanen der Siegerstaaten nicht mehr um seine große Bedeutung zu bringen ist. Besonders in den Mittagsstunden wirkt der Flughafenverkehr imponierend. Die „Junkers-Luftverkehr A. G." sendet ihre surrenden Riesenvögel in den blauen Äther und empfängt die aus allen deutschen Ländern Heimkehrenden auf dem grünen Plan vor ihren Hallen. Auch der Deutsche Aero-Lloyd und die andern Gesellschaften der Trans-Europa-Union sind rege beteiligt. Diese neueren Hallen sind so geräumig angelegt, daß sie auch für Flugzeuge von einem Ausmaß, wie wir es heute noch nicht besitzen dürfen, wie wir's aber von der Zukunft ertrotzen müssen, noch genügen werden: die einzelne Halle hat eine lichte Höhe von 8 Metern, ist 85 Meter lang und 30 Meter tief, alles besteht aus Eisen, dabei sind die Tore leicht beweglich konstruiert. Zu jeder Flugzeuglandung findet sich ein Beamter der Zollbehörde ein. Aber die Formalitäten werden so flink erledigt, daß der Fluggast nur mit einem mitleidigen Lächeln der Umstände und Plackereien sich erinnert, denen er bei Eisenbahnreisen auf den Grenzstationen ausgesetzt war. Pagen flitzen herbei, um den Ankömmlingen das Handgepäck zu tragen, für prompte Weiterbeförderung zur Stadt im Auto zu sorgen. Da tauchen Weltreisende auf, die noch vor wenigen Stunden in Stockholm, Amsterdam, Genf, Helsingfors oder London weilten; die flinken Metallflugzeuge der Junkers-Werke bieten Gelegenheit, in einer Stunde Leipzig oder Dresden zu erreichen. Was den Neuling am meisten staunen macht, das ist die Selbstverständlichkeit, mit der die Flugleitung auf die minutengenaue Innehaltung des Flugplans rechnet. Der Luftverkehr hat ja für die Eingeweihten alle kribbelnde Romantik der



Zentralflughafen Berlin

Digitized by Google

Unsicherheit, der Gefahr längst verloren. — „Sind Sie nicht seekrank geworden?“ Diese Frage wird dem Luftreisenden nach der Landung immer wieder von Außenseitern gestellt. Wer Angst hat (die durchaus überflüssig ist), der kann wohl bei böigem Wetter in einem kleineren Luftfahrzeug die Sicherheit über die Magennerven verlieren. In dem neuen zwölfsitzigen Junkers-Großverkehrs-Flugzeug wird wohl nur der zu leiden haben, der auch auf See bei der leisesten Dünung Opfer bringen muß. Über die Ängstlichkeit der Neulinge wird man in einigen Jahrzehnten gerade so herzlich lachen, wie heute über die Ovationen, die man vor ebenso langer Zeit den „kühnen“ ersten Eisenbahnreisenden von Nürnberg nach Fürth, von Berlin nach Potsdam darbrachte. Es ist im erziehlichen Interesse nicht eben sehr überlegt gehandelt, wenn Tageszeitungen eine immer wiederkehrende Rubrik für Flugunfälle unterhalten. Aus der ganzen Welt werden da alle Nachrichten über solche Geschehnisse getreulich zusammengetragen, gleichviel ob es sich um Unfälle fremder Militärflieger bei verwickelten Luftmanövern am Kanal, um solche von rekordhungrigen Sportfliegern bei irgendwelchen neueren Kunststücken handelt. Auch Meldungen vom Überfälligwerden eines Reiseflugzeugs finden den Weg in die Tagespresse (und sind meist längst überholt, wenn die Zeitung am Frühstückstisch auftaucht). Man stelle sich doch vor, daß heute noch jede einzelne Zugverspätung zwischen Alexandrien und Kairo, zwischen Bobadilla und Madrid, zwischen Genf und Grenoble durch die ganze Welt telegraphiert würde. Die Statistik hat einwandfrei bewiesen, daß der Luftverkehr der sicherste und gefahrloseste im gesamten Weltverkehr ist.

Nicht nur der stets Eile habende Geschäftsmann, der Diplomat, der Kongreßteilnehmer, der Zeit ersparen will, kann sich heute ohne die leiseste Sorge dem Flugzeug anvertrauen, sondern auch der Vergnügungsreisende darf ihm mehr und mehr seine Aufmerksamkeit zuwenden. Und — wer nur erst ein paar Flüge ausgeführt hat, der ist dem Flugverkehr ja meist für immer gewonnen! So sind neben den von Berlin ausgehenden Flugstrecken der deutschen Hauptgesellschaft, Junkers-Luftverkehr A. G., auch die des Aero-Lloyd und neuerdings des Süddeutschen Aero-Lloyd, zu beliebten Versuchsstrecken für Neulinge geworden. Der Flugplatz München-Oberwiesenfeld hat sich in überraschend kurzer Frist zu einem neuen kleinen Zentrum des Luftreiseverkehrs zahlreicher süddeutscher Sommergäste entwickelt. Man fliegt von München in drei Viertelstunden nach Innsbruck, in einer knappen Stunde nach Bad Reichenhall, von Reichenhall in einer halben Stunde nach Berchtesgaden. Oder man unternimmt von Baden-Baden aus einen Orientierungsflug nach Stuttgart, nach Karlsruhe, nach Frankfurt, nach Konstanz. Mit Junkersflugzeugen gab es in diesem Sommer auch einen gern benutzten Seebäderdienst: von Bremen nach Borkum, Wangeroog und Norderney. All diese Unternehmungen werden dazu beitragen, dem Reiseverkehr durch die Luft neue Anhänger in Deutschland zuzuführen. Damit kommt dann selbstverständlich auch die Verbilligung, die das rasche Verkehrsmittel auch dem Mittelstand erreichbar machen wird.

Als ich das erste halbe Dutzend Fernflüge hinter mir hatte, konnte ich verstehen, daß mein Vetter, der im Flugzeug nach Genf gereist war, aber mit der Bahn hatte zurückkehren müssen, die „Bummelei eines solchen D-Zugs“ nervenquälend nannte. Und die mir befreundeten Mitglieder eines westfälischen Hauses, das jüngst seinen Familientag abhielt, erzählten schmunzelnd die Tatsache, daß ihre 87 jährige Seniorin, die die Strapazen einer langen See- und Eisenbahnreise wohl kaum mehr gut überstanden hätte, sich in London ins Flugzeug gesetzt habe und mit kurzer Zwischenlandung in Amsterdam in knapp fünf Stunden in ihrer alten deutschen Heimatstadt gelandet sei, in

bestem Wohlsein, entzückt von dem wundervollen Erlebnis dieser Blitzreise.

★

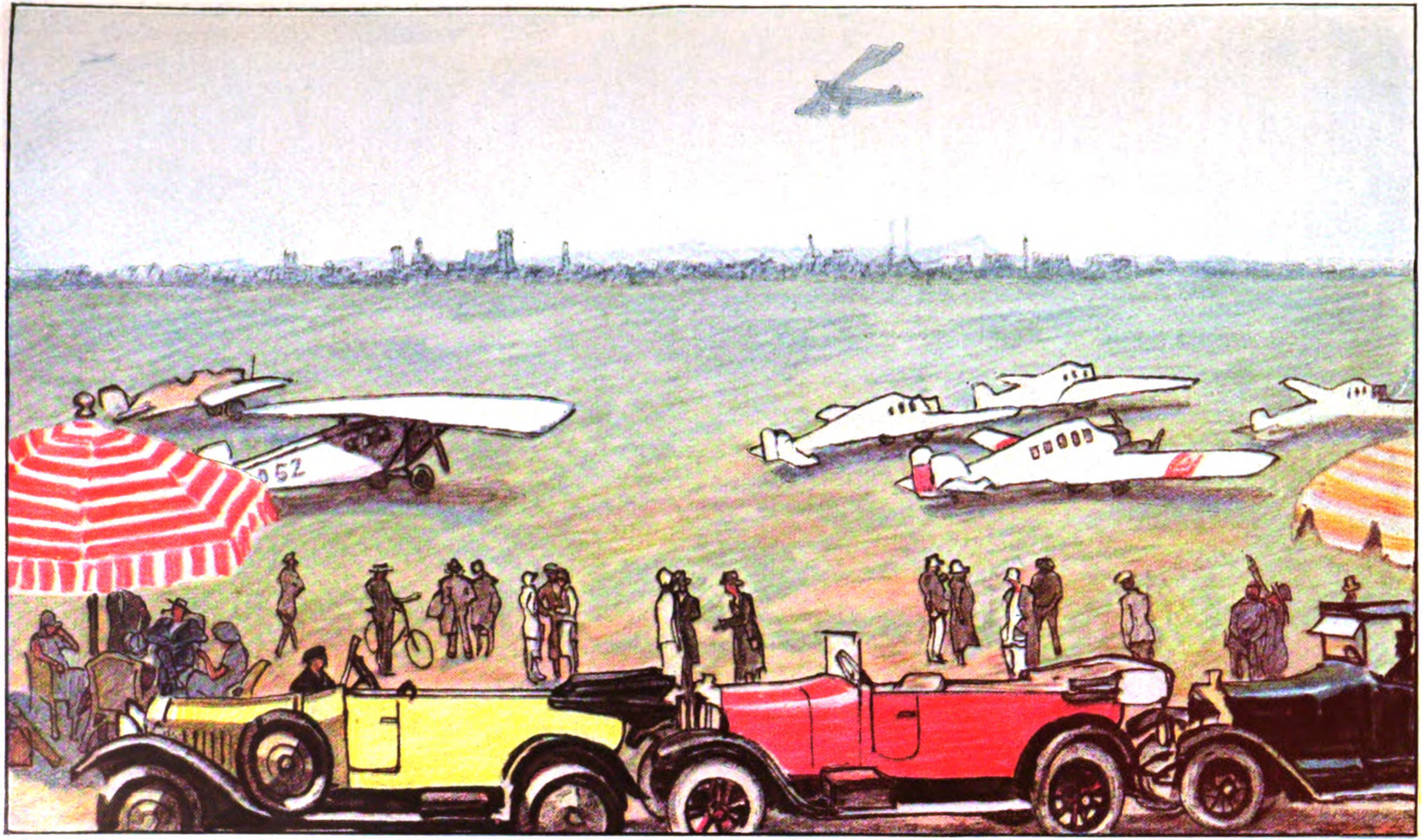
Welche Strecke wollen wir wählen, um die oft geschilderten Eindrücke eines Fernflugs in einem der modernen Metallflugzeuge nachzuprüfen? Wir können über Danzig nach Stockholm in sechs Stunden Flugzeit gelangen, über Leipzig und Nürnberg-Fürth in viereinhalb Stunden Flugzeit nach München.

Fliegen wir zunächst einmal nach München, um unsere Ferienwanderungen in den deutschen Alpen anzutreten. Auf dieser Strecke gewinnen wir Einblicke in die verschiedensten Geländeformationen Mitteldeutschlands. Es ist der schönste, praktischste und rascheste Geographieunterricht, den wir uns wünschen können.

Im Zentralflughafen Berlin herrscht reger Verkehr um die Mittagsstunde. Flugzeuge starten und landen. Das unsere hält in einer Reihe mit drei oder vier andern großen Vögeln, schön ausgerichtet, vor der Junkers-Luftverkehr-Halle. Ein Treppchen mit drei Stufen wird angesetzt. Wir steigen ein und nehmen Platz. Die Kabine hat die Ausmaße eines geräumigen Autoviersitzers. Der Pilot sitzt in seiner halboffenen Koje davor; der Platz neben ihm ist oft besetzt von einem Kollegen, der zu neuem Dienst auf anderer Strecke mitfliegt. Der Propeller wird versuchsweise angedreht. Der Lärm ist stark. Wir stellen es uns zunächst nicht angenehm vor, daß er uns nun stundenlang begleiten wird. Die vier Plätze in der Flugkabine sind bequem; man sitzt wie in gemütlichen Klubsesseln. Links und rechts ist an jedem Platz ein breiter Ledergurt mit Hakenverschluß angebracht. Man schnallt sich beim Starten wie beim Landen fest — für den kaum anzunehmenden Fall, daß eine Bodenunebenheit den glatten Verlauf stören sollte. Der Flugleiter oder sein Vertreter, der rasch die Flugscheine, die Begleitpapiere des Piloten und die übliche Fracht (meist Tageszeitungen) nachprüft, wünscht gute Reise, die Tür wird geschlossen, ein Fenster bleibt halb offen, das Flugzeug setzt sich in Bewegung, rollt in rasch wachsender Geschwindigkeit über die Grasnarbe, genau gegen den Wind, die kleinen ruckenden Stöße und Erschütterungen hören auf, wir haben den Erdboden verlassen, das Flugzeug macht eine Kurve, legt sich dabei wie ein Segelboot auf die Seite, gewinnt den vorgeschriebenen Kurs, richtet sich wieder auf, und nun geht's mit einer Gesetzmäßigkeit, die uns doch einige Bewunderung auslöst, obwohl wir von der festen Erde aus solche Riesenvögel schon tausendmal haben über uns das Luftmeer zerteilen sehen, schnurgerade auf das Ziel in der Ferne zu. Wir sehen die Welt unter uns aus etwa fünfhundert Meter Höhe. In tieferen Lagen, über den Wäldern, ist die Luft heute böig, in dieser höheren Schicht fliegen wir also am besten, von Böen, die seitliches Schwanken oder ruckweises Absacken hervorrufen, am wenigsten behelligt. Die großen Metallschwingen des Junkers-Flugzeugs, das ja ein Eindecker ist, liegen unterhalb der Kabine. Unmittelbar senkrecht hat man deshalb durch die drei Fensterscheiben rechts und links keinen Ausblick, nur ein wenig voraus und ein wenig zurück. Darum ist es nicht jedem leicht, sich zu orientieren. Aber wer das Kartenlesen beherrscht, setzt bald seinen Ehrgeiz darein, die Strecke genau zu verfolgen. Seltsam verschoben wirken diese Geländebilder, die wir von der Eisenbahn oder vom Auto aus bis in alle Einzelheiten zu kennen glaubten. Niveau-Unterschiede sind kaum mehr festzustellen. Wir rasen mit einer Geschwindigkeit über die Landkarte hinweg, die uns fast unwirklich vorkommen will. Da unten ein gerader Strich mit blinkenden Schienen, eine Eisenbahn, ein schachbrettartiges Ackerland, blaugrüne Wälder, Städte, Dörfer, ein See, ein Wasserlauf. Aber die charakteristischen Merkmale des Profils einer Landschaft fehlen. Sie wirkt wie von oben nach unten zusammengepreßt. Der Pilot muß also geübt sein, ganz andere Haltepunkte ins Auge zu fassen, als sie der Flächenwanderer kennt. Den wichtigsten Dienst versieht dabei wohl immer die Magnetnadel. Wittenbergs Schloßkirchturm erscheint als winziger Aschenbecher in Sternform, erkenntlich hauptsächlich durch die Nachbarschaft der Elbe. Bitterfelds Charakteristikum ist die trostlose Anhäufung grauer Industriebauten. Leipzig wird ausgemacht durch die grünen Anlagen des Völkerschlachtdenkmals. Der dicke Dunst der Großstadt liegt über diesem Häusermeer. In großem Bogen stoßen wir auf den Flughafen zu. Gleitflug zur Erde. Es ist ein schönes, sicheres Gefühl, so bei abgestelltem Motor wieder in die Tiefe zu kommen. — Wir haben von Berlin bis Leipzig nur fünfzig Minuten gebraucht. Mein Nachbar verabschiedet sich, besteigt das telephonisch bestellte Auto und erreicht pünktlich seine Generalversammlung — anderthalb Stunden, nachdem er sein Büro im Berliner Bankviertel verlassen hat.

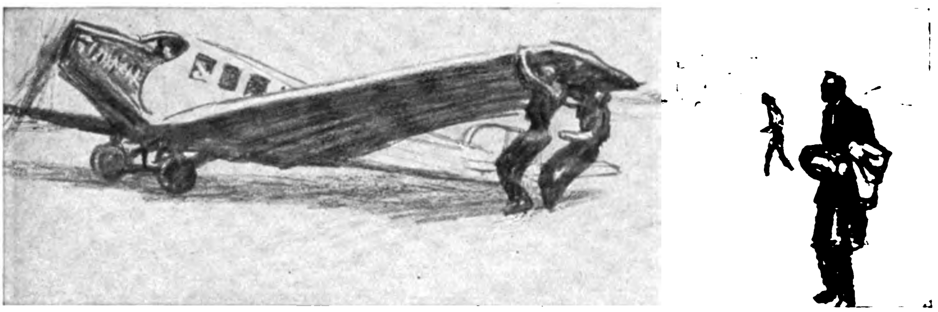
Neue Fluggäste. Kurzes Aufwinden nach Norden gegen den Wind. Kurve um Leipzig herum. Dann geht's zwischen dem Vogtland und Franken auf tausend Meter Höhe empor. Die Welt ist eine Reliefkarte geworden. Aber der Pilot vermeidet die zahlreichen Überschneidungen der kalten Waldtäler, er hält das Flugzeug über den Kämmen des Gebirges, da sind wir ohne Böen und baden in herrlicher Sonne. Erst bei Bamberg tauchen wir wieder tiefer. Und die fürstbischöfliche Residenz zeigt im kurz gedrungenen Aufbau ihre Silhouette über den roten Stadtdächern. Der Main — die Donau — die Isar blinken als Silberstreifen. Spielzeugschachteln sind da unten ausgepackt. Die Schachbretter der Ackerwirtschaft sind grün und gelb und lehmbraun. Nun hebt sich links Schloß Schleißheim mit seinen grünen Gärten und Parks aus dem leicht überdunsteten Land. Und weiße, scharfgegliederte Wolkenballen, die im

Digitized by Google




Flughafen München-Oberwiesenfeld

Digitized by Google



Süden aufsteigen, bedeuten die Kette der bayrischen Alpen.

Es ist ein starker Eindruck, jedesmal ist's eine Erfrischung des Geistes und der Nerven, wenn man einen solchen Fernflug unternimmt, der in ungeahnter Schnelligkeit zum Ziele führt, frei von allen Belästigungen des Eisenbahnverkehrs, auch von seinen viel größeren Gefahren — aber zum Schwärmen kommt auch der romantischer Veranlagte nicht. Diese Flüge sind eben kein Abenteuer mehr, sondern eine fast auf die Minutendauer festgelegte Prestoreise. Ein Wunder nur noch für ältere Menschen. Die Jugend von heute bekam die Geschenke der größten Errungenschaften von Wissenschaft und Technik in die Wiege gelegt und hat gar keinen Anlaß mehr, sich zu wundern. Man fliegt eben, wie man Auto fährt oder wie man im Radio mithört, Riesenschiffe ohne Mann am Rad durchs Weltmeer steuert, unter Wasser weitreichende Signale gibt...

★

In keinem Lande hat die Technik seit dem Kriege soviel ernste Führungsarbeit geleistet wie in Deutschland. Kein Land war ja auch so grausam eingeengt, auf eigenes Forschen und Ausprobieren angewiesen. Die Mittel waren nicht vorhanden, um die gutgeglückten kleineren Ergebnisse sofort im höheren Grade durchzuprüfen, die Erfolge auszunutzen, geschäftlich auszukosten. Viel deutsche Versuchsarbeit ist dadurch dem ausländischen Konkurrenten, der mit seinen reicheren Mitteln darauf aufzubauen wußte, zugute gekommen. Es hat auch Verräter genug gegeben, die in den Jahren der deutschen Hundedemut dem angebeteten Dollar — zum unermeßlichen Schaden des Volksvermögens — jedes Geheimnis gern verkauften. Großtaten wie der Zeppelinflug über den Ozean waren erst nötig, um der Welt — und Deutschland — zu beweisen, daß der besiegte Deutsche stärker ist, als er selbst es ahnt.

Das im Mai dieses Jahres zum erstenmal in den Auslandsverkehr gestellte Dreimotoren-Eindecker-Großflugzeug von Junkers hat das deutsche Publikum überrascht. Ein zwölfsitziges Flugzeug! — Doktor Fausts Zaubermantel!

Jeder, der den Ernst und die Gewissenhaftigkeit und den Unternehmungsgeist dieses großen Dessauer Hauses kennen gelernt hat, der wußte, daß die führenden Männer der Wissenschaft und der Technik sich bei diesen Ergebnissen noch immer nicht bescheiden würden. Schon tauchte die Hoffnung auf: bei

Digitized by Google

wiedergewonnener Freiheit sollten wir es noch erleben, daß einmal ein deutsches Junkers-Flugzeug hundert Fluggäste im friedlichen Verkehr von Erdteil zu Erdteil beförderte. Da kam im Hochsommer dieses Jahres die anmaßende Note der Botschafterkonferenz, die eine unerhört demütigende, raffiniert ausgeklügelte Knebelung der deutschen Luftschiffahrt in die Wege leiten will.

★

„Die Engländer sagen Jesus und meinen Kattun."

Fontane, der Dichter, hat die Mentalität des Inselvolkes in diesem Satz so schlagend dargetan, daß die ganze „dichterische Versonnenheit" unserer Diplomaten und Volksvertreter im letzten Menschenalter dazu gehörte, um ihn in seiner gefährlichen Nüchternheit nicht zu begreifen.

Der deutsche Michel, der sich vor den gerissensten Halunken der Weltgeschichte in seinem biederen schwarzen Bratenrock hinstellte und von Schluchzen unterbrochen erklärte, das deutsche Volk wolle gewissenhaft Buße tun für alle Schäden, die der teuren Mitwelt durch den Weltkrieg erwachsen seien, — der deutsche Michel, der seine Hand eher verdorren lassen wollte, als daß er die infamen Forderungen seiner siegestrunkenen Feinde unterschreiben werde, und der hernach unter dem Druck der friedliebenden Philister alles zu erfüllen versprach, was nicht im Traum erfüllbar ist — der deutsche Michel steht nun wieder einmal an einem Wendepunkt.

Die ehrenwerte Botschafterkonferenz — beileibe nicht etwa eine Konferenz der industriellen Flugzeugkonkurrenz — erklärt kurzer Hand alle deutschen Flugzeuge als „Kriegsgerät", die imstande wären, ihnen den Profit am Reiseverkehr durch die Luft zu schmälern.

„Die Botschafter sagen Pazifismus und meinen Dividende."

Die Entwicklung der deutschen Luftverkehrstechnik soll durch die neuen Bestimmungen vollkommen erdrosselt werden. Die „Sieger" fürchten die hunderttausend Männchen der deutschen Reichswehr gewiß nicht; selbst der feigste Pariser Rechtsanwalt wird das im Ernst nicht mehr behaupten wollen. Was man fürchtet — und beneidet —, das ist der deutsche Aufbaugeist. Der Kattun-Engländer, dessen Agenten in Indien, in China und in Ägypten gegenwärtig über Vorder-

Digitized by Google

und Hintertreppe hinausfliegen, zittert vor Angst vor dem Arbeitswillen der deutschen Konkurrenz, die trotz Versklavung und trotz Weißbluten sich wieder aus kleinsten Anfängen heraus zu einer Macht emporzuschwingen droht.

Alle Möglichkeiten der freien Forschung sollen Deutschland durch eine erbärmliche Industriespionage beschnitten werden. Die Botschafterkonferenz will keine deutschen Flugzeuge zulassen, die höher als viertausend Meter steigen können — weil sie ahnt, daß der Höhenschnellflug für den Reiseverkehr über den Ozean die größten Zukunftshoffnungen birgt, und weil sie weiß, daß deutscher Erfindergeist und deutscher Unternehmungsmut rascher zum Ziele gelangen als der eigene. Und sie hat es nach dem Amerikaflug des Zeppelin, dieser weltgeschichtlichen Tat deutscher Friedensarbeit, gewagt, den Bau von Luftschiffen mit mehr als dreißigtausend Kubikmetern Gasinhalt zu verbieten — wo jedes Schulkind weiß, daß ein großes Luftschiff überhaupt keine Kriegswaffe mehr ist und daß ein Zeppelin als Fernverkehrsmittel zwischen hunderttausend und hundertfünfzigtausend Kubikmeter Gasinhalt braucht.

Selbstverständlich verlegt die deutsche Industrie neue Fabrikations- und Versuchszentren ins neutrale Ausland. Amundsens Dornier-Flugzeug ist bekanntlich deutsches Fabrikat, daran kann Neid und Mißgunst nun einmal nichts ändern. — Ein paar lächerliche Versuche französischer Verkehrsinstitute, wichtige Flugstrecken unter Ausschaltung der deutschen Flughäfen über die Schweiz, Italien oder die Tschechoslowakei nach dem Osten zu führen, sind bereits gescheitert. Deutschland bildet das Herz Europas. England hat das kindische Blindekuhspiel, wie Frankreich sich an Deutschland vorbeizudrücken, auch gar nicht erst mitgemacht. — Das kommende Frühjahr wird wohl zeigen, inwieweit die Rechtsanwälte an der Seine, die das Schicksal der armen Franzosen in die Inflation des Militarismus und des Papierfranken gepeitscht haben, ihr Brett vor dem Kopf zu lüften gesonnen sind.

Bei den Teilungen der Erde pflegte der deutsche Träumer stets zu spät zu kommen. Nun wird das größte Weltenreich neu verteilt: das Reich der Lüfte. In fünfzig Jahren sollten unsere Urenkel uns nicht vorwerfen dürfen, daß wir uns bei diesem Riesenunternehmen abermals so kurzsichtig michelhaft benommen haben!

Digitized by Google

# Aufblick, von Karl Foerster

## Welthumor

Vom echten Humor, vom Welthumor gilt, was Goethe von Shakespeare sagt: Er gesellt sich zum Weltgeiste.

Humor! Überströmen des Ernstes! Ein Erblühen von Feuer, Kraft und Blume des innersten Wesens, Kopernikustat des Gemüts!

Gottgewährte, königliche Kraft des Menschen zur Erhebung über alles und zu geheimnisvoll sich hinabneigender Betrachtung der irdischen Welt.

Diese sonnigste Krönung aller Hoheit der Menschennatur wahrt eine Würde, die durch nichts anderes gewahrt werden kann.

Hier kommt alldurchdringende Festlust aus Verschmelzungen des Heroischen mit dem Jugendlichen, durch die beides tausendfältig und liebenswert an die Oberfläche des Lebens tritt.

Ein Witzwort läßt uns manchmal erkennen, in welche Bezirke der Weltwachheit ein Mensch aufreicht.

Seltsamer geistiger Phosphorglanz, immer tiefer entfacht von der Verwegenheit wachsender Welterkenntnis, immer reichere Weltfülle durchblitzend!

Kein ernster Fortschritt, der nicht die Sphäre des Gelächters erweiterte...

Ein Mitreisender der Zeppelinfahrt über der Schweiz schrieb in seinem Bericht von der Fahrt über den Bergen von Küßnacht: ... „von hier aus vielbeachteter Einblick in die hohle Gasse, durch die er kommen mußte."

Jüngst bei einem Neuyorker Radiokonzert der neunten Symphonie von Beethoven, die von Weingartner dirigiert und von mehreren Millionen Menschen in Stadt und Land gehört wurde, setzte plötzlich in den großen Chören des Lieds an die Freude die Musik aus und der Präsident ließ sagen, die Katze seiner Frau wäre fort, die seit sechs Jahren bei ihnen sei, und man solle ein Auge auf sie haben; dann ging die Musik weiter. — Ein Leuchtturmwärter ferner, einsamer Küste, der auch mithörte, drückte Weingartner funkentelegraphisch seine Bewunderung für seine Dirigentenleistung aus.

## Eros und Prometheus

Erstaunlich, daß die Liebe der Eva zum Adam nicht merkwürdiger und tiefer von der schöpferischen Welttätigkeit des Mannes beeinflußt wird; vielleicht ist die Frau von früh auf zu sehr gewohnt, unter dem Einfluß der seelischen Ausstrahlungen männlichen Wesens zu leben; da dies viel stärker der Fall ist, als umgekehrt, so können wir Männer uns hierin schwerer in die Lage der Frau hineinversetzen.

Eigentlich, so denken wir, müßten sie doch bei jedem Ozeandampfer, jeder Mafei-Lokomotive neben allen übrigen Gedanken noch einen besonderen Gedanken haben...

Aber da wird ganz vergnügt in unseren D-Zügen gefahren, unsere duftenden Gartenblumen im Knopfloch, unsere Melodien im Ohr und mit holdseligen Augensternen durch unsere Riesenfernrohre geguckt! Die Frauen und Mädchen scheinen uns in diesem Punkt noch halbverschlafene, verträumte Kinder, die nicht wissen, ob sie die Weihnachtsbescherung Vater, Niklas oder dem Christkind danken.

Natürlich gibt es überall weibliche Ausnahmewesen, die als verborgene Sonne hinter dem blühenden oder keimenden Werke des Mannes stehn; die erfaßt haben, daß der Mann, der so viele unwägbare Kräfte der Frau braucht, in seinem innersten Leben und Fortschreiten, das auf Verwegenheit ruht, nach kühner Kameradin seiner abenteuerlichen Sendung verlangt, die ihr Herz nah an seinem Kopf hat.

Im ganzen aber hat die Eva den Wunderknäuel Adam noch gar nicht recht ausgepackt; ihre Neugier versagt auf den höchsten Gebieten. Aber auch dies gehört nun wieder zum Wunderknäuel Eva. Würde uns manch Anderswunsch erfüllt, wär' der Rückwunsch vielleicht stärker.

## Der Filter

Zwischen dem Augenblick, in dem wir etwas sagen wollen, und demjenigen, in dem wir es sagen, liegt eine kurze, bedeutungsvolle Zeitspanne, die aber genügt, um die Tonart und den Charakter unserer Worte von Grund aus umzuschmelzen, sozusagen von oben zu taufen und mit den Gipfeln unseres Wesens in Einklang zu setzen.

Welche Schlacken unbewußten Spießertums können wir noch schnell geistesgegenwärtig und herzensgegenwärtig hinwegschmelzen, welche Reinigung von Kleinlichkeit, Staub und Schwere immer noch rechtzeitig unbemerkt vornehmen! Aus eigenem Vorwurf können wir Vergrätztheit, Säure und Pharisäertum, aus der Antwort auf fremden Vorwurf Empfindlichkeit oder leise Selbstgefälligkeit unserer Antwort entfernen; aus der Klage die Weichheit gegen uns selber, und aus der Bezeugung von Teilnahme und Hilfsbereitschaft ungerechtfertigten Überlegenheitsklang hin-

Digitized by Google

wegbrennen. An Stelle der Beeinflussung unserer Stimme und Haltung durch die voraussichtliche Tonart der Aufnahme und Antwort des anderen tritt der Wunsch, diese durch Friedenswillen, Humor, Mittlerkraft und Sympathie zu entwaffnen. — Dieser Filter ist um so notwendiger, als wir ja auch umgekehrt gar nicht in der Lage sind, unserer Liebe und Freundschaft, Zuneigung und Teilnahme so tiefen und mittelbaren Ausdruck zu verleihen, wie wir gern möchten. —

Allmählich wird dann diese Filtergewohnheit uns selbsttätig Stimme und Ausdruck, ja schließlich auch Gefühle und Gedanken ganz anderer Art filtrieren helfen. —

### Du lebst nicht, sondern wirst gelebt

Wir waren vor einem Festabend nach der Köpenicker Straße im Berliner Osten verschlagen und suchten dort für Festgenossen in Kostümen eines Maskenladens herum, der mit einem Eckfenster des ersten Stockwerks in den Hinterhof mündete. Da blickte ich zur erleuchteten Reihe der Hintertreppenfenster hinüber, auf deren matter Glasscheibe der Schatten einer schwerbeladenen Frau sichtbar ward. Jetzt erschien der Schatten wieder im Fenster darüber, wie ein ergreifendes Bild, vom Fensterrahmen schön gefaßt, Inbegriff alles Leidens, äußerstes Südkap der Alltäglichkeit, die arme Frau in der Köpenicker Straße mit schwerer Last ihre Hintertreppe hinaufleidend.

Ein paar Sterne des großen Bären brannten über dem dunklen Mauerschacht.

Da ward es mir plötzlich benommen, Leiden ganz für bare Münze zu nehmen; und schien mir, als sei alles eine Phantasmagorie ungeheuerlichen Maskenspiels; und entspräche allem Leid einst seliges Triumphieren, wenn die Verwandlung in die große Verzauberung brach. O wir armen, dummen Kinder!

Noch einmal ward das Leidensschattenbild am obersten Fenster sichtbar; die Sterne funkelten groß und mild, wie ihnen befohlen, seltsames Licht hat den düsteren Schacht angeleuchtet.

### Jene Musik damals!

Und wieder sind uns Glückes- oder Leidenszeiten bereitet, in denen Musik mit schrecklicher Süße ans Herz greift und es durch alle Höhen und Tiefen reißt.

Schrankenlos verschmilzt das Feuermeer der Töne mit inneren Feuern. Unverlöschliches wird geprägt. — Und Duft und Glut jenes Damals hangt dieser Musik auf ewig an. Ein Jahrzehnt ist ein Hauch vor ihr. Erschauernd unter ihren Klängen sinken wir wieder in jene Welten, überströmt von heiligen Lebenswellen erschütternden Gedenkens, spüren den unsterblichen Atem alles Erlebens, das Bange, Duftige, Unausgelebte, das ewig nach Erhöhung und Vollendung drängt und über alle Erlösung hinaus glühend sehnen und leiden will.

### Brahms' Variationen über ein eigenes Thema

... Uralte verschüttete Seligkeiten und vergessene Hoffnungen quellen taufrisch empor, leis und verzehrend weht Blütenduft aus Gestaden der Vergessenheit heran — und zitternd neigt sich die Seele über den Rätselbrunnen ihres Selbst. —

Die Panzer und Rüstungen des Ältergewordenseins schmelzen und sinken in Blumen — verzaubert blickst du in dies seltsame Heut, wie in eines anderen starkes Leben, erschüttert empor und zurück zu den Firnen der Jugend, über denen herrlich kommendes und scheidendes Licht wechselt. Ach diese Musik ist keine Lösung und Antwort...

Sie ist die ewige Jugend und Lebensglut selber, getaucht in das uns selber süßgeheime, fremdartige Aroma unserer höchsten Lebensseligkeiten, das hier zum erstenmal aus unsagbarem Duft zu Klang und Stimme erblüht...

### Bach, Sonate 6, Opus 17

Du erdenstilles Wandern im roten Abendlicht, Geisterschreiten aller Sternengeheimnisse voll!

Aus welchen Sphären quillt und stürmt es hier über weggeschmolzene Schranken zwischen Gottestiefen und Seelengründen?

Was redet hier mit Wem? Demütig und triumphierend, tränenschwer, selig und allwissend?

Weißt du noch, Seele?

Todestraurig glüht jenes Einst durch Schmerzensgitter mit flehender Süße ins Heute:

Bleibst deinem Leidensernten treu, mit unermüdetem Herzen schmiedend an Erlösungskronen?

Vorüber, klingendes Wunderschiff, fernhin verzitternd, verschwindend!

Die nächtlichen Wasser der Seele leuchten in tiefen Furchen und Schauern. —

*

Die Menschen sind meist klüger als ihr Schicksal; sie geraten in schwere Schicksale oft nur durch eine einzige kleine, fahrlässige Seite ihres Wesens hinein; auch ahnen sie im voraus viel mehr Folgen, als es scheint, glauben

Digitized by Google

aber, durch ihr Voraussehen eines Ungemachs werde dem Schicksal der Reiz genommen, es geschehen zu lassen.

Wir Weichensteller des Schicksals unterschätzen die Fernwirkungen unscheinbarer kleiner Weichenstellungen; ein geringer, vollständig im Bereich unseres Wesens liegender täglicher Mehraufwand an Energie auch nur der Ordnungs- und Gesundheitspflege, der Einfühlung in andersgeartete Mitmenschen unter Aufgebung eigener Wesensrechthaberei, würde genügen, unser Leben schon in Wochen auf eine ganz andere Plattform zu heben.

*

Die meiste Reue kommt zu früh. Sie überschätzt Unwiederbringlichkeiten, deren meiste eingebildet oder verfrüht sind im Verhältnis zum sofortigen und späteren Lebensspielraum für Rettung, Abhilfe, Heilung und Wiedergutmachung. Reue und Sorge, soweit sie nicht außer unserer Gewalt liegen, sind Zerrbilder der Einkehr und Vorsorge, kraftlähmende, elektrische Kurzschlüsse zwischen Seele und Körper.

*

Viele Menschen befolgen Ratschläge des Himmels oder der Menschen halb oder verspätet, machen aber den Ratgeber für die Folgen ganz mitverantwortlich. Die Lücke ist das Schicksal.

*

Müßiggang hat Gold im Munde, aber die kleinen Zeitverzettelungen sind die schlimmsten.

*

„Alle Dinge sind ganz anders;“ diese Worte zwitschern wie ein Vögelchen, das plötzlich in den Himmel fliegt und Flügel auseinanderschlägt, gewaltiger als die blitzende Milchstraße.

*

Dummheit ist durch Affekt gesperrter Intellekt.

*

Ärger sieht den Wald vor Bäumen nicht. Kein Kartoffelfusel wirkt so verdummend, überall lockt Ärger auf Holzwege, die plötzlich aufhören. — Wird ihm ein Stoff genommen, so benutzt er die Pause nie dazu, das Ausmaß der eigenen Dummheit zu ermessen, sondern kaut schon wieder an einem neuen Ärgerstoff, der ihm die nötige Betäubung bei der Betrachtung des vom letzten Ärger Angerichteten liefert.

*

Das Leben ist halb Schwertertanz, halb Eiertanz.

*

Kleine Mißverständnisse berichtigt man, große läßt man laufen.

*

Suchet, und Ihr werdet noch ganz etwas anderes finden.

*

Auch die frömmsten Pferde scheuen die Dampfwalzen, die ihnen den Weg bereiten.

*

Vor keinem Rätsel stehst du allein.

## Bilder und Wachstum

Wer gerne viel mit Bildern lebt, wird nicht müde werden, nach jenen gar nicht so seltenen Wundern von Bildern zu suchen, die uns im Laufe der Zeit nicht älter, sondern eher neuer und jünger werden. Er wird sein tägliches Leben nach Möglichkeit in beständiger langsamer Abwechslung mit Bildern oder deren Nachbildungen aus allen Zeiten und Kulturvölkern umgeben, sie als Senklote in das Leben, das hinter ihnen steht, und als Teilerscheinungen eines großen, wachsenden Organismus betrachten, dessen Wachstum in den neuesten Zeiten für den Mitlebenden am bedeutsamsten ist.

Wie es Verschwendung ist, äußere Wände eines Landhauses ohne Berankungsschmuck, schöne Gartenplätze ohne edle Pflanzen zu lassen, so sollte man, wenn man jenen sechsten Sinn für Bilder hat, unter sorgfältigster Meidung von Überhäufungen alle guten Bilderplätze in Wohnräumen, im Flur und Treppenhaus für sich und für andere unter wechselndem, erlesenem Bilderschmuck halten.

Volles Wissen um die Abstände zwischen Bild und Nachbildung kann Hand in Hand gehen mit leidenschaftlicher Schätzung und eifrigster Verwendung auch der Nachbildungen.

Die zufälligen täglichen Blicke auf Bilder sind oft die aufschlußreichsten.

Musik mag mit brennenden Fiebern heilen und helfen, Malerei entwirrt mit kühlen, frommen Händen, Bilder drängen die Seele aus Dumpfheit und Schlaf in fruchtbare Weltsonne. Keine göttliche Lehre ist sanfter als ihre. Sie gießen in unruhevolle, heiße Herzen mitten in aller Unruhe etwas wie Seligkeit und Freiheit seliger Geister, die über der Welt schweben.

Keine andere Kunst senkt sich in so tausendstündige Breiten des Täglichen und gewährt ihnen so reiche, so leichte Verbundenheit mit Weiten und Höhen des Lebens.

Tiefe Bilderlebnisse stehen in enger, wechselseitiger Verbindung mit dem Wachstum jener magischen Mächte der Seele, die sie in schweren Leiden am wunderbarsten aufrechterhalten.

Bilder sind Dankaltäre.

Sie sind raumweitende Erker unseres täglichen Lebensgefühls.

Digitized by Google

# Rheinwein-Wanderung

## Von Josef Winckler

Es ist eins der wunderbarsten Naturgeheimnisse, darüber die Weingelehrten aller Länder sich vergebens den Kopf zerbrachen — die einen glauben, daß aus den Blüten ein ganz feiner Sporenstaub unter der Gewalt der Sonne hervorschleudere, in den Winden über Flüsse, Berge und Länder segele, sogar an Masten und Rümpfen der Schiffe den Ozean durchquere — andere sagen, es handle sich um die Folge eines aufrührerischen Geistes, daß alle Weinfässer der Welt sausen und brausen, ihr Inhalt sich trübt, wenn die Reben blühen, daraus ihr Saft gewonnen wurde! Denn es sei ein König gewesen im Morgenlande, der verbot aus finsterem Wahn allen seinen Untertanen den Wein. Aber diese tranken im geheimen weiter. Da belegte er jeden Zapfer, sofern seine Häscher ihn ertappten, mit schwerer Kerkerhaft. Doch die Weintrinker versammelten sich in tiefern Gewölben. Da ließ der König aus jeder Zechermitte durch Sbirren den dritten Zecher ergreifen und in Ketten enthaupten. Stiller wohl wurde sein Land, aber die Weintrinker kamen zusammen oben auf den Türmen und lagen vermummt auf deren Plattform in wehenden Mänteln, daß nur die vollen Gläser ins Sternenlicht glitzerten beim leisen Zusammenstoß, immer dann, wenn eine Viertelstunde der Glockenuhren erschallte. Doch der König vernahm es trotzdem, ließ wütender gleich seine Hatschiere die Eingänge der Türme sprengen und in einer einzigen Nacht alle Versammelten grausam hinabwerfen und auch die großen Herbergen an den Stadtmärkten wie die kleinsten Straßenschenken in den Gebirgen niederreißen. Ja, als dann der Wein wieder blühte, fiel er mit Pechfackeln selbst die herrlichen Stöcke an und vernichtete die ruhmreichen Pflanzungen, die seines Landes Reichtum einst erworben hatten. Darob empören sich noch heut alle Weingeister auf der ganzen Welt, wenn die Rebe blüht, und sprengen oft mit lautem Knall Faß und Flasche! Wie dem auch sei, an der Unruhe des Weins, der edlen wie unedlen Sorten, erkennt der Küfer genau: jetzt blühen die Trauben in Griechenland, jetzt in Spanien und jetzt am Rhein!

Unruhe ergriff mich selber, der ich so manchen Tropfen mir einverleibt in früheren Friedensjahren, und ich beschloß, den Wein blühen zu sehn und ihn an der Quelle zu erproben, und ob der Geist des Stroms noch lebendig zu meinem Herzen spräche.

Also wanderte ich in den Rheingau hinaus, talwärts an sonnigen Rebengeländen, und die knospende Weinfülle lachte mir verschwenderisch entgegen! Vielleicht schon zur Zeit der Merowinger wurde dies gesegnete Land zu einem einzigen Rebengarten, dieser Gau, der von allen Gauen hinauf und hinab am Rhein noch heut den Namen des Rheingaus trägt und rechtsrheinisch — ursprünglich königliches Gebiet — bis ans alte Weinstädtchen Lorch sich erstreckte. Als die feinschmeckenden Herren, die Rheingaugrafen, dann ins Gras beißen mußten, ernannten die Mainzer Erzbischöfe feierliche Vicedome zu Statthaltern, aber erst nach Niederschlagung des großen Bauernaufstandes herrschten die lebensklugen Gottes-Stellvertreter ohne Mittelsperson irdischer Stellvertreter als unumschränkte, purpurne Souveräne des Weins! Wechselvoll brauste zwar noch eine schwere Geschichte über die reichen Landstriche, aber kein mißratenes Rebjahr durch Regen oder Frost, kein Schwarmvolk von Insekten wie die Plage Ägyptens, keine der wüsten Plünderungen all der wohlhabenden, laubumheckten Winzerdörfer, nicht mal die gewaltige Pest schadeten dem Rheingau wie das endliche Verschwinden jener vielen schnurrig erlauchten Duodez-Herrschaften, denn diese eingeborenen und so durstigen Fürstenhöfchen mit ihren weinseligen Narren, Lautenspielern, Landsknechten, Mätressen, Ministern, Prinzen, Potentaten waren die bunten Strudel, darin der Weinstrom des Landes durch zahllose schluckende, schnalzende Kehlen versickerte. Hier wurden zahlreichere Wälder gefällt zu Faßdauben als zu Häuser- oder Schiffsbalken, Wiegen und Särgen zusammen. Alte Sprichwörter sagen: ‚Im Rheingau hätt' die Sintflut sich unversehens in Marcobrunner verwandelt!' So sehr hat Gott dieses Paradies bevorzugt, daß nicht nur Wasser Wein wird wie zu Kana, daß sogar Böses in Gutes sich verklärt, denn die letzte Räuberschar, die zu Brandschatzungen auszog, ging in Weinfröhlichkeit unter, und ihr Hauptmann wurde Zapfer in Johannisberg, der seine Moritaten wackern Stammgästen, Bürgermeister und Büttel, Pfarrer und Lehrer zum besten gab!

Unter solcherlei Erinnerungen, sonnenheiß gebadet, in leichtem Wanderschweiß, wie Mörike singt, erreichte ich Eltville und wollte von dort über Erbach am Marcobrunnen vorbei nach Hattenheim, um nach der einstmals glorreichen Benediktinerabtei Eberbach zu

Digitized by Google

gelangen, der weiß schimmernden, zwiebelbetürmten — hier im säulengeschmückten Kelterraum, dem früheren Refektorium, der weinkundigen Mönche hochberühmter Kreszenz Exzellenz Steinberger Reverenz zu erweisen und so weiter über Hallgarten nach dem stolz in Pflanzungen ragenden Schloß Johannisberg Seiner Majestät, dem König der Weine noch tiefere Ehrfurcht zu bezeigen und endlich über Geisenheims stromberauschte Ufer nach dem süß im Ohre lockenden Rüdesheim zu streifen, dort vom Rochusberg ins Tal zu schauen und bis Östrich und Winkel, wo nicht mindre leckere Weingeister hausen sollen!

Wie gedachte ich sie einzeln in Muße durchzuproben, die wohlgepflegten Bergherren erfahrener Jahrgänge und milder Weltweisheit, die wonnigen Hoheiten, die uns geblieben voll Feuerduft und Begeistrung auch in diesen trüben Tagen, die alle Adern schwellen lassen in Fülle des Daseins und den Anblick der ganzen Erde vergolden!...

Mithin schlendere ich erwartungsvollen Muts, ei, sieh: liegt da in einem kleinen Hause links der Gasse ein alter Mann im offenen Fenster, den grauen Bart herabgehängt, die Arme gekreuzt unters Kinn und die lange Pfeife mit der Hornspitze und den Fransentrobbeln gar draußen auf dem Pflaster! Dies Bild freundlicher Beschaulichkeit ging mir zu Gemüte, und ich wußte gleich, dieser gute Alte muß des Ortes bester Weinkenner sein, und darum fragte ich ihn, wo man hierorts den edelsten Tropfen schänke. Er wies mich in einen Gasthof schräg gegenüber. An einem runden Tisch nahm ich gern Platz und bestellte meinen Schoppen. Bald trat ein Bürger ein und setzte sich zu mir, ohne Gruß; schon folgte ein zweiter, ohne Gruß. Sie zwinkerten und kehrten mir den Rücken. Darob wußte ich, daß ich einen jener ehrwürdigen Stammtische durch meine Person entweiht hatte, aber ich ließ mich nicht vertreiben, auch vom dritten, fünften, neunten, vierzehnten Stammgast nicht, obwohl in der ganzen Korona ich offensichtlicher geschnitten wurde. Zwar muß ich bekennen, der Schoppen schmeckte bereits nicht minder gut dem eingedrungenen Fremdling, aber er quoll erst sein wahres Gedüfte aus dem Glase, er verwandelte erst recht alles, als auf einmal jener alte Mann mit der riesigen Pfeife eintrat und behaglichen Handschlags mich begrüßte: „Nicht wahr, junger Freund — he, unser Tröpfchen ist was extra Feines?“ Und nun ging ein Erzählen los, daß alle Gesichter sich rosig und glänzend auch zu mir kehrten, die vollste Weinstimmung überkam mich in Zwiesprach und Gegentrunk und ich schlief diese Nacht nach einem Geschlürfe, wie seit Noahs Zeiten kein Zecher schlief! Doch in Herrgottsfrühe setzte ich meine Wanderung fort, begierig nach doppeltem Weistum auf solcher Entdeckungsfahrt!...

So gelangte ich mählich nach Hattenheim und schaute gerade wieder nach einer neuen Quelle um, da gewahrte ich, abermals richtig, einen noch älteren Mann mit greisem Bart, der auf einen Spaten das Kinn stützte und in den Abend träumte. Wieder faßte ich gleich Zutrauen, und er wies mich zurecht. Bald saß ich in einem tiefen Keller allein mit dem Küfer. Es ward mir etwas unbehaglich ob der modrigen Kühle, und Übermüdung, Schläfrigkeit ließen mich gähnen; ich zog ein Stück Käse aus der Tasche und nahm dazu den ersten Schluck — ha! plötzlich neben mir saß der alte Mann (er war mir offenbar nachgegangen), klopfte meine Schulter und flüsterte mit dem Küfer. Der schraubte sofort die Lampe lächelnd niedriger, daß es noch dämmriger ward, aber ich atmete nun erst, nun erst jenen unerklärlichen, sanft berauschenden Duft alter Weinkeller, drin die Fässer in drei Lagen übereinander gestapelt harren, nie bewegt und nie erschüttert in den Schimmelbahnen ihrer mächtigen Reifen, Geschlechter von Flaschen unter Krusten Staubes, den man nur wegwischen kann mit schwarzen Mohrenfingern. Denn es darf niemals auch eine grobe Ausfegung die Tempelstille stören, weil jeder Keller seinen eigenen Gärpilz besitzt, seinen Hauspilz, der just nur hier wohnt und die Weine reift und schönt unter Staub, Dämmrung und Stille! Wie im Traum hörte ich all diese Worte aus dem Munde meines zweiten Begleiters, indes die Lampe unter den Zaubergewölben geheimnisvolle Schatten gaukelte und der Kellermeister einen Schlauch in den Mund nahm — mit großem Geschick, so daß die Lippen seine Ausfluß-Spitze nicht berühren! — schnell saugte, und der Wein, der ein so feiner Lichtsammler und Lichtbrecher ist, in regenbogig irisierendem Flimmerstrahl aus der Düsterheit des Fasses beim Grabflämmern der Lampendämmrung ins Glas plätscherte. Gebannt seh' ich ihn hüpfen wie einen grüngoldenen Salamander, und wie ich so steh', die beiden Probiergläschen in den Händen, naht sich eine weiße Gestalt aus dem Hintergrund, schwebt auf mich zu, eine nacktarmige, hoch atmende Spukin — ich starre sie aus meiner Nische an — und sie reicht mir zum Willkommen einen Blumenstrauß: „Ich bin die Kellernixe —!“ Es war die Tochter des Hauses, die der alte Mann zu meiner staunenden Überraschung herbei gebeten! Und lachender löste der Wein die Zunge, und der Alte erzählte: „Also die Weine zu erproben, sind Sie auf Wanderschaft? Man brauchte gar nicht romantische Geschichten aufzutischen

Digitized by Google

und zu schwärmen, nur mit klarem Herzen dies Land anschauen, mein Freund! Wollen Sie kurz die Wein-Metaphysik von mir hören, setzen wir uns dort aufs Faß. Sie wissen, die besten Rheinweine zieht man zwischen Worms und Bonn. Die Rebe ist zwar die zarteste Tochter des Südens; an den Südwesthängen des Kaukasus wie in Kolchis wuchert sie in üppigster Wildheit wie Efeu die Fikusbäume empor und tropft den Wein aus dem Himmel herab! Hier steht die Wiege des Bachos, hier wohnte der Halbgott Dionysos! Aber es ist ja ihre Merkwürdigkeit, daß die Weinrebe überall aus neuem Klima neues Aroma saugt, überall sich wandelt zu noch unbekannten Eigenschaften, so daß die alten Weinländer von den jüngeren an vielfältigem Reichtum des Geschmacks übertrumpft wurden! Deutschland ist ausersehen zum nördlichsten Weinland der ganzen Erde, das jüngste Europas, und darum herbergt es Wein-Familien und Wein-Charaktere von Rebenvölkern, die jene alten Länder nicht kennen! Dies bedenken wir viel zu wenig! Bitte, ich bin noch nicht zu End'; ahnen Sie das Glück, daß nur die weiße Traube hier gedeiht? Die rote vermag unsre kühle Herbstwitterung kaum zu ertragen ohne leichten Rost. Rotwein entsteht nun ausschließlich durch Maischegärung auf den Beerenhülsen, die seine Röte bedingen, aber sie sondern auch die Gerbstoffe aus, die das Aroma verschleiern und bittern. Doch unser deutscher Weißwein, unser rheinischer Weißwein wird gekeltert durch Mostgärung aus dem gepreßten Traubensaft selber, und also bleibt der Erde und des Himmels reinste Sonnenvermählung in ihm schweben, der ätherische Duft, der Hauch Gottes, das Blutgeheimnis inwendigen Lebens hinter der Hülle, die Seele! Sie fragen nach dem Wachstum? Die Gebreiten des rheinischen Schiefergebirges mit ihren tiefen, geschützten Mulden und Tälern, dahin kein Streifwind gelangt, beherbergen die köstlichsten Sorten, und auch das schiefrige, dunkle Gestein, leicht voll Wärme gesogen, läßt die Regenschauer schneller verdunsten und wehrt somit ihrer Kälte; durch gelockertes Schiefergeröll aber erhält der Winzer dem Boden auch in kühlen Nächten die laue Temperatur. Der Atlantische Ozean atmet dazu in milder Ausgleichung seinen Golfstrom über das ganze Stromgebiet, daß die jungen Hölzer gut ausreifen, weil der Winter nicht zu früh beginnt und im Frühjahr das neue Getriebe zeitig sprossen kann! Nur die drei Eisheiligen hausen am heiligenbevölkerten Strom zuweilen wenig konfraterlich, und die langen Regenperioden — die Kehrseite des ozeanischen Klimas — waschen vielen Rebenvölkern die Wangen hohl. Aber gerade die reichsten rheinischen Traubenvölker siedeln am Moseltal, am oberen Rheintal, am Rheingau und Nahetal im Regenschatten der Eifel, des Taunus und Hunsrücks! Und selbst die Herbstnebel grüßt der Winzer als Magier, denn just diese nordischen Gespenster zaubern die Edelfäule der reifen Trauben; wie unter Weihrauch geschieht die Wandlung, welche all jene Verbindungen erst braut in geheimnisvoller Werkstatt der Natur, die das Wunder des Buketts erzeugen! Jetzt lernen Sie unsre Landschaft mit dankerfüllten Augen schauen, begegnen wissender dem edlen Riesling, dem gleich vollen Östricher wie gleich runden Burgunder, der Dreieinigkeit der himmlischen Weingötter unsres Stromlands! Wenn Sie so als Wein-Wallfahrer fromm um die Wingerte pilgern, gehen Sie ein in Entrückung und Gnade wahrer Auserwählung. Amen!"

So schied ich abermals von einem heiterrheinischen in-sinnigen Wein-Philosophen, wie sie wohl heimlich hier im stillen wohnen. Ja, man soll nur die Alten fragen, denn die wissen am feinsten, wo ihre goldene Milch fließt!...

Getrost wanderte ich bereits Rüdesheim entgegen durch rankige Hohlwege, immer an neuen Wingerten entlang, und achtete auf Wink und Weisung, zerrieb ein Blättchen der zarten Stöcke, die doch so zäh sind und wie mit Bocksfüßen grauhaarig sich festklammern und spürte Lust, und Abenteuer wandelte mich an, gedenkend, daß erst Liebe des Weines rechte Würze sei! Wanderten nicht Brentano, Eichendorff, Heine, Freiligrath gleichen Rausches hell und taten wie brünstige Göttersöhne sich um unter den Töchtern am Rhein? Bin ich nicht hundertmal weltkindlicher noch wie einst Goethe zwischen Lavater und Basedow, da ich jüngerer Torheit voll? Ich wische mit einer Rebranke den Staub der Straße von Kleid und Schuh und betret' mit der Witterung eines heißen Löwen die Stadt. Lausche auf silbernes Lachen, schau und schiele um alle Ecken und Giebel, klopfe an einen Laden, kauf' mir ein goldenes Ringlein als Angel, pfeif' eins daher — und wiederum begegnet mir ein alter Mann (noch viel älter als der Greis von gestern), der einen mächtigen Ochsenkarren gemächlich vor sich her lenkte. Der Bart reichte ihm schon bis zur Brustmitte hinab. Traulich aufgerührt von dieser Patriarchenerscheinung, frag' ich jetzt schon aus Gewohnheit: „Lieber Vater — wo gibt's den besten Trunk in Rüdesheim?" Er deutete schweigend mit dem Peitschenstiel auf eine offene Tür, und es zog mich durstig hinein. Dort saßen zwei sehr schöne Schwestern hinter dem Schanktisch, lohend blonde Bubiköpfchen, im

Digitized by Google

Nacken scharf rasiert — mein Herz erbebte in zitternd schauernden Häuten: hier hebt's an, das Erwartete geschieht! Schon stand eine große Pulle auf dem Tisch, ich saß zwischen den beiden Geschöpfen allein in der Schenke und begann (bald der einen, bald der andern meine Hand auf den Arm legend), zu blühen selber wie ein toller Weinstock, der nach der Kelter lechzt, voll springendem Most — da trat der Patriarch lächelnd ein, stellte die Peitsche in die Ecke und nahm vor uns Platz am Tisch. Verdammt, jetzt beginnt auch dieser alte Mümmler wohl wieder zu schwätzen — und es durchzuckte mich jäh: vielleicht gehen diese Filze überhaupt nur mit und tun freundlich, um traktiert zu werden? Was schleichen sie und tauchen sie sonst hinter meinem Rükken pünktlich auf wie Schatten? Feindselig, herausfordernd fixierte ich ihn und tat eigentlich den ersten richtigen Schluck, einen großen, ärgerlichen Vollschluck — aber mein Ärger verdampfte im Nu vor dieser köstlichen Probe! Ich schämte mich bereits meines Mißtrauens — er hatte mich ja herrlich wohl beraten, ich schalt mich einen undankbaren, schoflen Patron! „Nicht wahr, das ist auch ein Weinlein —?" schmunzelte er selber mich voll Weinröte wie die aufgehende Sonne an und rieb dicke, goldene Tropfen aus dem Bart: „Aber ratet nun auch die Sorte —!" Und ich riet alle Lagen durch, die hier wuchsen und der Alte lachte immer unbändiger: „Gefehlt, vorbei, o nein —! Ihr ratet's doch nicht! Fiduzit! Skol! Pröstchen!" Aber Ehrgeiz stachelte mich jetzt dreifach, und ich sog langsamer mit überrieseltem Gaumen, durch alle Geschmacksmärzlein zerpreßte ich Perlen, die Zungenspitze hub sie und rieb sie gegen Lippen und Zähne — alle Weingötter schienen in Weinkobolde verwandelt, die mich neckten, die ganze Wein-Metaphysik ging mir in die Brüche, meine Wallfahrt schien ohne Segen: ich wußt' nicht Ort noch Nam', nur daß es ausgewählteste Kreszenz Ihrer Dreieinigkeit vom Rhein war, darauf hätt' ich meinen Doktorhut verpfändet! Ach, ich merkte nicht mal, daß beide Mädchen mir aus dem Kopf geflogen waren, daß ich also selbst die Liebe vergessen hatte, ohne daß heut der Alte nur für Stimmung zu sorgen brauchte mit Kellerlichtern und Nixenerscheinungen, daß er nicht ein Wörtchen zu erzählen brauchte: denn mit der Sprache des Weins allein hatte er mich berauscht ohne Maßen! Ich hätte fast weinen mögen vor Hilflosigkeit wie Verworrenheit!

Das Rheintal beim Loreleifelsen. Zeichnung von Walter Wellenstein

Mit schwer benebelter Seele taumelte ich bald ins Bett und wollte am Morgen weder zum Rochusberg noch zum Niederwald, denn ich wußte jetzt genau, daß ein Zauberer mich verfolge in immer älterer Gestalt, der mich verleite zum Trunk, um mich vielleicht ins Unglück zu stürzen! Halbverschollene Sagen fielen mir ein — das Lied: ‚Mein Sohn, zieh' nicht an den Rhein,' gewann unheimliche Gewalt über mich — ich löste gleich ein Billett, fuhr spukhaft gepackt am Mäuseturm vorüber, zurückeilend in die große Stadt Mainz. Ich hastete stracks zum Hafen ins lauteste Getriebe — sah ich recht: wieder ein Alter? Noch älter —? Ja, der hatte einen Becher am Bändel um den Hals hängen und humpelte am Stock in plumpen Wasserstiefeln! Hier unter tausenden Menschen fürchtete ich mich nicht mehr, trat an ihn heran und höhnte ihm ins Ohr: „Heda — lahmer Meergreis, wo trinkt Ihr denn Euren leckersten Schoppen?" Er wischte, genau wie gestern der Alte, mit der Hand die Lippen und glänzte aus den Schlemmeräuglein mich listig an: „Drüben in der Budike —!" „Warum tragt Ihr denn dies Becherlein um den Hals," platzte ich frecher, „wie die Kuh die Glocke?" „Bin halt schon so vergeßlich, daß sie mir immer gleich den Becher umhängen müssen, damit ich ihn am Halse wieder mit heimbring' und jeder, so ich einschlafen sollt', unterwegs mal wo auf der Gasse, am Becherlein sieht: ‚Aha, er will zur Schenke—!' und mich also hingeleitet!" „Ihr lügt, Ihr ver-

Digitized by Google

stellt Euch, Ihr seid viel jünger, Alter — seht, wie Ihr plötzlich da vor mir Euch aufreckt!"

„Bin längst, längst über 100 Jahre —" wehrte der Troll, „sah weit über 2500 Monde an den Bergen aufgehn—und ich trink' noch täglich zwölf Becher, und das hält mich wohl aberhundert Jahr gesund! Denn so wunderbar fließt dort ein Quell in jener Hafenschenke — ich komm' dir langsam nach!"

‚Ging's bisher gut, wird's nicht schlimmer werden,' dacht' ich, ‚aber diesen Wein darf ich am allerwenigsten versäumen; nur auf Hut sein, Vorsicht! Also Kourage!'

Ich stutzte — wahrhaftig: gefährliche Schenke voll Hafenroller und Dirnen. Ich drückte mich in eine Ecke — hierhin wär' ich gewiß niemals geraten — und wollte bereits umkehren, als mir aus dem Glase eine Blume in die Nasenflügel wuchs, daß mir der Kopf zu springen drohte vor Überschwang und auch mein Nebenmann warnte: „Seid vorsichtig, mein Lieber! Denn so wie einstmals die Ritter ihren Kopf im großen Helm nach allen Seiten frei bewegen sollten, weil der auf den Schultern festgeschraubt stand und der Schulterharnisch über den ganzen Leib herab wieder unten auf den Sattel sich stützte, daß der drinnen Steckende in seinem rasselnden Gehäuse pendelte und selber nicht heraus konnte, Arm wie Bein im Gitter-Scharnierkäfig brechen mußte, wenn er nicht Lug hielt und Schüttern des Gauls ausbalancierte in sicherer Reitkunst — genau so muß der geprüfte Weinkenner den Kopf in klarer Herrschaft behalten, Meister über all seine Glieder bleiben, obgleich er im Panzer des schwersten Rausches daher galoppiert auf den Phantasierossen seiner Ekstase! Dann sind Wortgefechte oft sogar gefährlicher als Turniere, die Kopfstecherei der Silben schneidender als das Pfeifen der Rapiere oder Donnern der Keulen!" Verwundert ob dieses trefflichen Vergleichs fragte ich nach der Mystik dieses Weins und vernahm, der Teufel selber solle ihn dem Vorfahr des Wirtes gepflanzt haben! Da vermochte ich die Lippe nicht mehr vom Rande zu bringen, trotz der Warnung; ein Trunk — ha, lieblicher als Asmannshäuser, blumiger als Bodentaler von Lorch, würziger als Steger von Bacharach, herziger als Enghöller von Oberwesel, feiner als Graacher, Piesporter, Erdener Treppchen, Zeltinger, Lieserer, Braunberger, Josephshofer, Bernkastler Doktor, als sämtlich die von Saar und Ruwer, als — mir gingen schon alle Merkmale der einzelnen Weine bunt durcheinander, ich wußte nur: dies hatte ich noch nie gekostet! Und achtete nimmer der furchtbaren Schlägerei, die jäh ausbrach, vergaß den wilden Aufruhr, wie ein junger Mensch in seinem Blute nach Hilfe brüllte, Polizisten mit Revolvern eindrangen, und fühlte mich nur von meinem Nachbarn — der war niemand anders als der letzte Alte!! — aufs Straßenpflaster hinausgezerrt, und ich erwachte hier und packte ihn mit beiden Fäusten um den Leib und schrie: „Wer seid Ihr, der Ihr in immer neuen Verwandlungen mich verlockt überall?"

Nun warf er seinen Bart mit einem rauschenden Gelächter wallend zurück, seine Wangen wurden dunkelgrün, seine Augen funkelten grell bernsteinfarben: „Ich bin der Stromgott selber, ich bin Rhenus — ich hab' dich zur Lektion viermal genarrt, mein Söhnchen —!"

„Wer seid Ihr —? Was tatet Ihr —?" stammelte ich, und die Kühle des Gottes wehte mich schauernd an.

„Da kam ein Dichter und wollte wieder mal mein Geheimnis ergründen und maßte sich an, mich auszukosten! Ich hab' zuerst nur ein bißchen mit dir geschwatzt beim Wein, wie gerietest du schon in Stimmung; dann zog ich mit einem alltäglichen Kellerwitz dich beim Probieren in Bann; dann ohne ein Wort, nur durch meine Gegenwart beim ersten Schluck vergaßest du selber die Liebe, und zuletzt warnt' ich gar und du verleugnest blindlings die Todesgefahr! Und hast doch in jeder Schenke nur erst denselben simplen Landwein getrunken — so unermeßlich reich bin ich! Willst du noch bessere Sorten —?"

„Gewaltiger Stromgeist — wie vermöchte ein einzelner deine ganze Fülle zu begreifen —? Ja, er müßte untergehn als ein weintoller Narr, da selbst ein Räuber zum seligen Zapfer ward!" erschütterte mich diese Erkenntnis. Er aber dröhnte aus tiefem Baß: „Und gehörst du nicht zu jenen modernen Poeten, die da eine neue Schönheit des Maschinenzeitalters verkünden und meine Burgen, meinen mondschein-funkelnden Fluß lästern frech mit Schiffen, Bunkern, Bahnen und Kranen? Hahahahahahaha! Hahahaha! Haha!"

Und schlug sich auf den vollen Weinwanst: „Und fühl' mich noch so wohl, so wonnig! Bube, meine alte Romantik mögt ihr mir rauben — die unsterbliche Romantik meines Weins raubt ihr mir nicht!"

Und den Mantel auseinanderschlagend, feist wie ein Orang-Utan, mit blitzendem Pokal warf er hoch vom Kai sich in die aufbäumende Flut und schwamm in einem Schwarm von Nixen prustend und plätschernd bei Harfenbegleitung davon.

Ich taumelte vor diesem Urbild ewiger Wein-Gottherrlichkeit...

Digitized by Google

# Kurfürst Clemens August von Köln

## Ein rheinischer Mäzen des 18. Jahrhunderts

### Von Prof. Dr. Edmund Renard

Seit den Tagen eines Roi Soleil galt auch den deutschen Kleinfürsten glänzende Hofhaltung und intensive Kunstpflege nicht allein als ein nobile officium, sondern — nach den volkswirtschaftlichen Grundsätzen des 18. Jahrhunderts — auch als wichtige Staatsaufgabe; innerhalb dieser Herrscherpflichten aber bestand ein weiter Spielraum. Als Extreme der beiden Möglichkeiten darf man wohl Clemens August von Köln und seinen scharfen politischen Gegner Friedrich den Großen gegenüberstellen; hier reiche Kunstpflege als Ausfluß eines tiefwurzelnden Pflichtbewußtseins und darum im Einklang mit Macht und Mitteln, dort bei dem Wittelsbacher

Kurfürst Clemens August beim Morgenempfang. Ausschnitt aus einem Gemälde von Joseph Vivien (Sammlung Graf Wolff-Metternich in Schloß Gracht bei Liblar)



Digitized by Google

Clemens August überwiegen des seinem Geschlechte innewohnenden künstlerischen Luxusbedürfnisses, vor dem politische und wirtschaftliche Erwägungen fast stets zurücktreten müssen, — hier wohl Einfluß französischer Lebenskunst und Kultur, der Kultur des 18. Jahrhunderts, aber vereint mit einem unbedingt deutschen Denken, dort politische Unfähigkeit und der Fürst daher stets Spielball der jeweiligen durch französisch-deutsche Reichspolitik, wie durch Habsburgisch-Wittelsbachische Hauspolitik bestimmten wechselnden Kombinationen. Der kölnische Kurfürst Clemens August ist ebensowohl ein Stück rheinischer Kunstgeschichte, wie ein Kapitel der französischen Politik des 18. Jahrhunderts in Westdeutschland.

Clemens August (1700 bis 1761) war der dritte Sohn des Kurfürsten Max Emmanuel von Bayern († 1726). Schon frühzeitig war er für den kölnischen Stuhl bestimmt, der seit der Rettung des Kurstaates Köln für den alten Glauben eine Art Sekundogenitur des bayerischen Kurhauses geworden war, und er beschließt die Reihe der fünf aufeinanderfolgenden kölnischen Kurfürsten aus Wittelsbachischem Geschlecht (1582 bis 1761). Es schien, als sollte Clemens August in der westdeutschen Politik ein bedeutender Faktor werden; schon seit 1719 Fürstbischof in Paderborn und in Münster folgt er im Jahre 1723 seinem Onkel Joseph Clemens in Kurköln, vereinigt damit im Jahre 1724 die Bischofswürde von Hildesheim, im Jahre 1728 diejenige von Osnabrück und gewinnt endlich im Jahre 1732 noch die mit reichen Einkünften verbundene Würde des Hochmeisters des Deutschordens. Die Auswertung der in solcher Ämterhäufung liegenden politischen Machtmöglichkeiten ist ihm aber nie gelungen; politische Einsicht und Energie haben dem Fürsten durchaus gefehlt, ja es scheint fast, als habe man trotz der sicheren Voraussicht solcher Würdenhäufung absichtlich die politische Erziehung des jungen Fürsten vernachlässigt, um ihn um so sicherer vor den Wagen der hochstrebenden bayerischen Hauspolitik zu spannen.

Eingang zum alten Marstall am Friedrichsplatz in Bonn
(Jetzt abgebrochen)

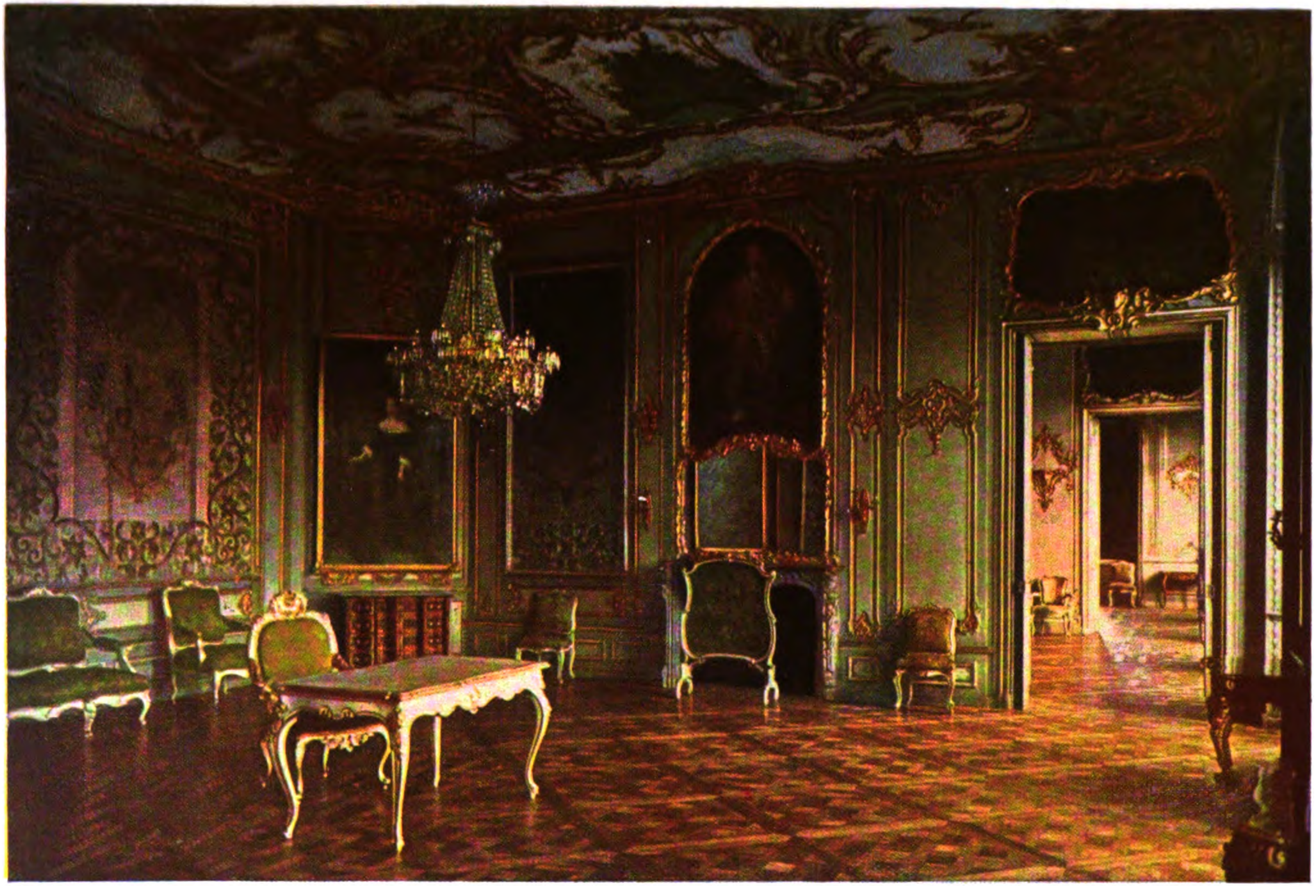
Solange der von Anfang an dem Fürsten beigegebene Premierminister von Plettenberg-Nordkirchen die Zügel fest in der Hand hielt, hat Clemens August eine gleichmäßige reichstreue Politik getrieben; als aber im Jahre 1733 der bayerischen und französischen Partei es gelang, den Minister zu stürzen, machen die schon in jungen Jahren dem Fürsten nachgesagte Indifferenz und die mangelnde politische Befähigung ihn zum Werkzeug einer Intrigenwirtschaft mit dauernd wechselnden Subsidienverträgen, bei denen es dem Kurfürsten großenteils auf die Befriedigung seiner kostspieligen künstlerischen Neigungen ankam. Freigebigkeit war vielleicht seine stärkste Tugend — von Hause außerordentlich gutmütig und gütig, dazu von einer gewissen Herzensfrömmigkeit, die ihn in mancher Hinsicht zu einem guten Kirchenfürsten machte, auch auf die innere Wohlfahrt seiner Länder bedacht, hat er den alten Grundsatz bestätigt: „Unter dem Krummstab ist gut leben!“ Wiewohl seine wechselvolle politische Einstellung besonders in den letzten fünf Jahren seiner Regierung seinen Untertanen schlimmste Kriegsnöte gebracht hat, so liebte das Volk ihn doch ob seiner Leutseligkeit und seiner reichen Hofhaltung, und noch lange sang es unter dem Nachfolger Max Friedrich von Königsegg-Aulendorf, dessen Regierung sich durch den moralisierenden Doktrinarismus der Aufklärungszeit wenig beliebt machte, die Spottverse:

Bei Clemens August trug man Blau und Weiß,
Da lebte man wie im Paradeis,
Bei Max Friedrich trug man sich Schwarz und Rot,
Da litt man Hunger wie die schwere Not!

★

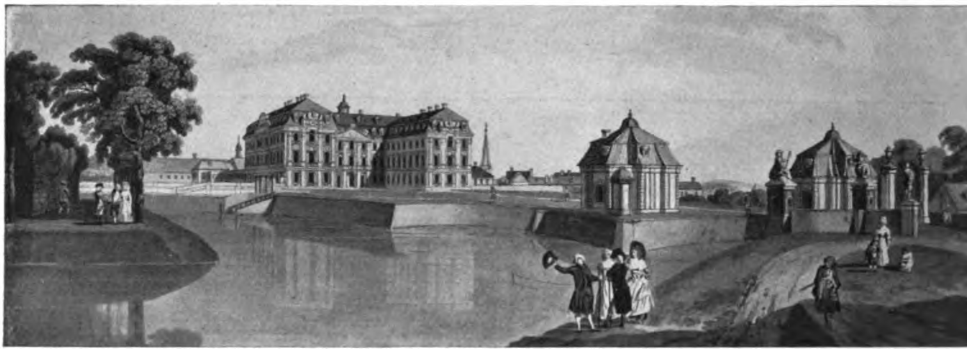
Es gibt kein Gebiet, auf das sich das Verlangen des Kurfürsten nach reichstem Lebensgenuß und dessen künstlerischen Ausprägung nicht erstreckt hätte. Theater und Musik standen schon unter dem Vorgänger Joseph Clemens in hoher Blüte am Bonner Hof; unter Clemens August erreicht die Bonner Hofkapelle, aus der der größte Genius der Musik, Beethoven, hervorgehen sollte, eine besondere Bedeutung in der italienischen Oper. Für

Digitized by Google



Grüner Saal im Südflügel des Schlosses Brühl

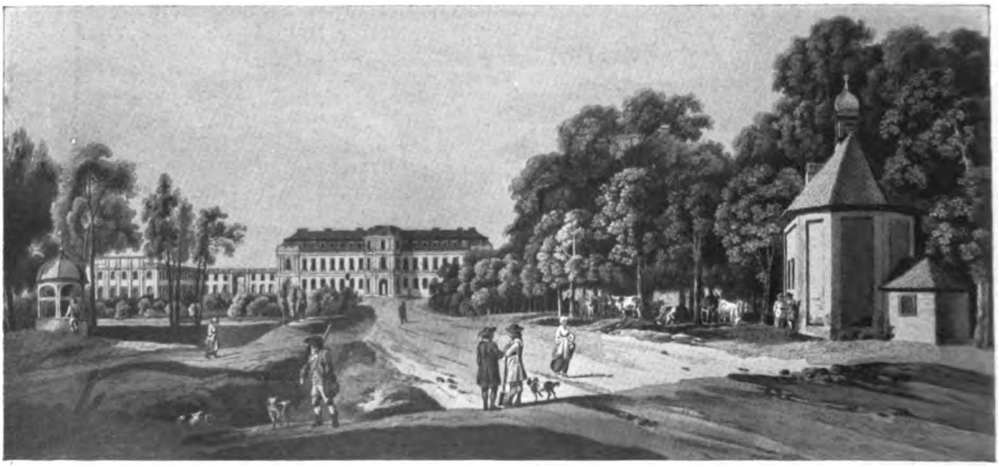
Digitized by Google



Schloß Brühl. Nach dem Stich von Janscha-Ziegler, um 1790

die bildenden Künste gewinnt, wie allenthalben im 18. Jahrhundert, die Baukunst auch am Bonner Hof entscheidende Bedeutung, und wenn neben der Lust an prächtig ausgestatteten Bauten das Weidwerk in allen seinen Formen im Herzen des Kurfürsten einen so breiten Raum in Anspruch nahm, so hat es anderseits auch eine künstlerische Veredlung erfahren wie kaum an anderer Stelle.

Das Schwergewicht der Bautätigkeit lag im kölnischen Kurstaat; der Kampf um Kurköln hatte i. J. 1688/89 die alten Residenzen durchweg in Asche gelegt, der Vorgänger Joseph Clemens hatte mit Enrico Zuccali, dem Meister des Schleißheimer Schlosses, den Neubau der Bonner Residenz begonnen und nach zwölfjähriger Verbannung in Frankreich seit 1714 den Bau in größerem Umfang und mit Hinzufügung des Poppelsdorfer Schlosses unter Leitung des Pariser Oberbaudirektors Robert de Cotte fortgesetzt, aber er hatte diese Riesenanlage ebensowenig vollenden wie den Wiederaufbau der Sommerresidenz Brühl ausführen können. Diese beiden Aufgaben bilden den Kernpunkt der Bautätigkeit unter Clemens August; um 1755 ist das Bonner Schloß mit seinem langen Flügel zum alten Zoll am Rhein hin abgeschlossen; er wird von dem prächtigen Coblenzer Tor durchbrochen. Landeinwärts führt die hochaufgeschüttete vierreihige Poppelsdorfer Allee zum Poppelsdorfer Schloß, das unter Clemens August vollendet, umgestaltet und reich ausgestattet wurde. Darüber thront die alte Servitenkirche in neuem prächtigem Gewande und um die prunkende Kopie der hl. Stiege in Rom erweitert. Daran vorbei erstreckt sich eine neue Landstraße durch den großen alten Kottenforst, der, in ein neues System von regelmäßigen Schneisen gebracht, mit neuen Forsthäusern versehen wird, und in dessen Mittelpunkt seit 1754 das i. J. 1807 schon wieder zerstörte große Jagdschloß Herzogsfreude erwächst. Von Bonn nach Süden und Norden führen neue stattliche Landstraßen; unmittelbar nördlich des Bonner Schlosses liegt auf hohem Uferrand das Lustschlößchen Vinea Domini, in dessen Mittelsalon eine kunstreiche Maschinerie das „Tischlein-deck-dich“ aus dem Kellergeschoß emporhob.



Das untergegangene Jagdschloß Herzogsfreude im Kottenforst bei Bonn
Stich von Janscha-Ziegler, um 1790

Kostümfest im Bonner Stadttheater. Ausschnitt aus einem Gemälde von J. F. Rousseau in Schloß Brühl

Digitized by Google

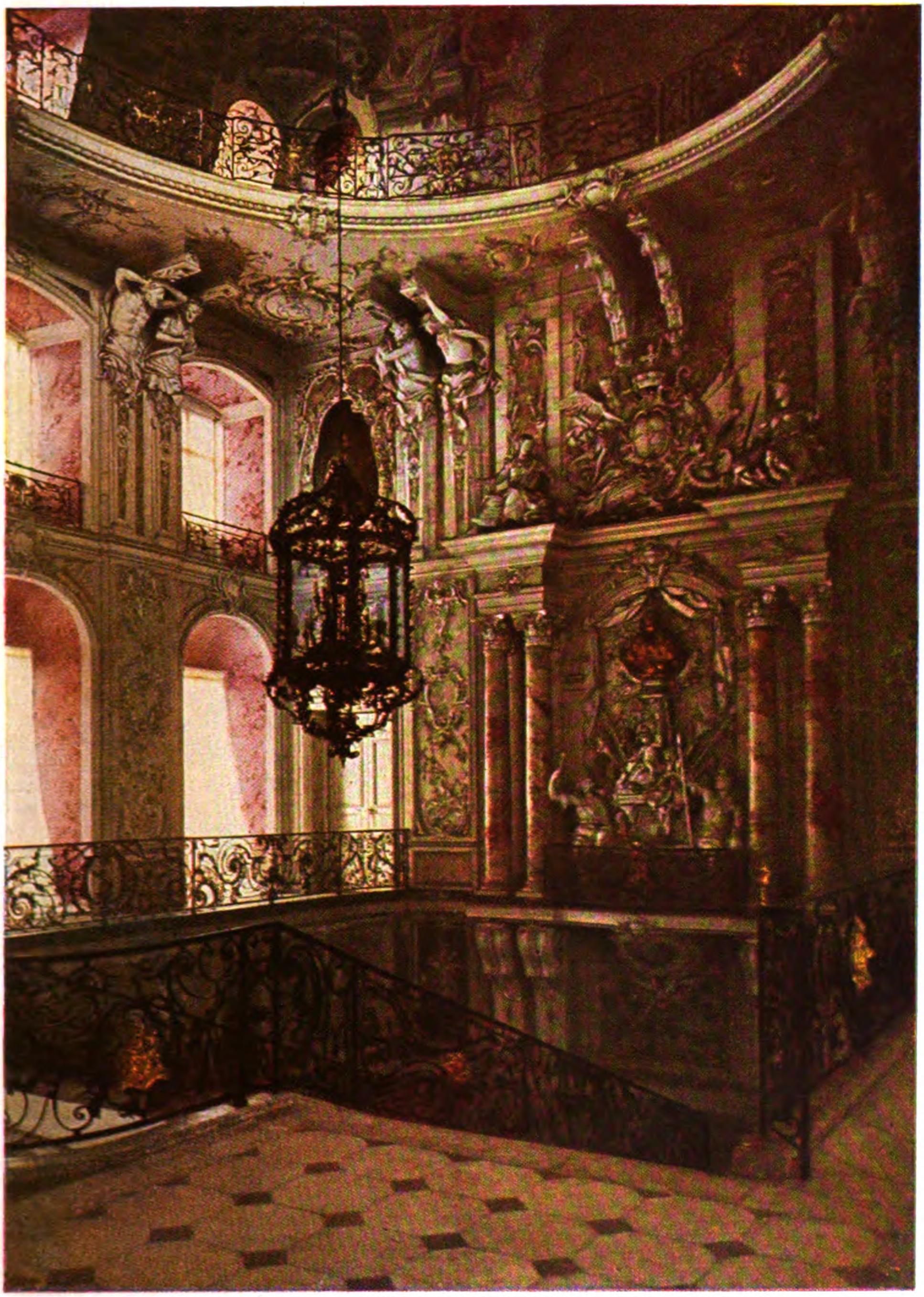
Das Coblenzer Tor zu Bonn

neben dem rheinischen Gebiet — im Stift Münster ein reiches künstlerisches Leben unter Clemens August entfaltet. Die stolze Residenz in Münster entstand freilich erst unter seinem Nachfolger, aber im Niederstift Münster, am Rande des einsamen Hümmlinggebirges und der Meppener Heide, erwuchs als ‚Retour de chasse" das idyllische Schlößchen Clemenswerth — ein kleiner Zentralbau auf weitem Rasenplatz mitten im Walde, umgeben von acht Pavillons für das Gefolge und wieder mit einem großen Stallgebäude für 96 Pferde, dessen Gegenstück nicht zur Ausführung kam. Das kleine Bad Sassendorf wurde mit einem kurfürstlichen Haus und Gartenanlagen ausgestattet. Wie am Rhein, so hat auch im Münsterland — in der Hauptstadt sowohl wie auf dem flachen Lande — das Beispiel des Herrschers den Adel angespornt; das von dem Premierminister von Plettenberg ausgebaute Schloß Nordkirchen ist das schönste in ganz Westfalen und der Erbdrostenhof in Münster der prächtigste der zahlreichen unter Clemens August entstandenen münsterschen Adelshöfe.

Der Kirchenbau hat durch den so baueifrigen geistlichen Kurfürsten keine hervorstechende Förderung erfahren; die Rheinlande und auch Westfalen boten mit ihren reichen Schätzen mittelalterlicher Baukunst auch nur geringe Aufgaben. Immerhin ist die Zahl der von dem Fürsten in Auftrag gegebenen oder stark geförderten Kirchenbauten nicht gering gewesen; viele — so die Stiftskirche und die Kapuzinerkirche in Bonn, die Johanniskirche mit Priesterseminar an der Südseite des Kölner Domes, namentlich die meisten der soliden hübschen Dorfkirchen der Kölner Ebene — sind der Neugotik im 19. Jahrhundert schon wieder zum Opfer gefallen. Von den eignen Unternehmungen des Kurfürsten nehmen im Rheinland die Neuausstattungen der Kreuzbergkirche und der zur Hofkirche umgestalteten Franziskanerkirche in Brühl die erste Stelle ein. In Westfalen ist das münstersche Clemenshospital mit der entzückenden Rundkirche seine Stiftung, und seiner Einwirkung verdankt die letzte große westfälische Klosterkirche, diejenige der Jesuiten in Büren, ihre reiche künstlerische Gestaltung. Trotzdem bleibt es ein seltsamer Zufall, daß die beiden kunstgeschichtlich bedeutendsten Kirchenbauten des Kurfürsten Süddeutschland angehören — die Deutschordenskirche in Mergentheim und als eine der herrlichsten Raumschöpfungen des

Halbwegs Köln lag am Rande des waldigen Höhenzuges der „Ville" die Ruine der mittelalterlichen Burg Brühl in einem alten Wildpark; der Neubau der Augustusburg an dieser Stelle ist die eigenste Schöpfung des Kurfürsten und hat seine ganze Regierungszeit in Anspruch genommen — die Perle des Rokokos in Westdeutschland. Darum dehnt sich ein ähnliches System von Lustbauten aus — das Chinesische Haus und das Schneckenhaus im Park selbst, das Jagdschlößchen Falkenlust, nordwärts die Eremitage mit Kapelle und kleiner Wohnung für den Kurfürsten, westwärts in einem alten Rheinarm der Entenfang. Im vulkanischen Gebiet des Laacher Sees erhält die alte kurkölnische Heilquelle Tönnisstein — eine solche durfte einer fürstlichen Hofhaltung des 18. Jahrhunderts nicht fehlen — ein neues Badhaus mit großen Terrassenanlagen und Kapelle.

Wenn die anderen Bistümer auch eine gewisse Selbständigkeit sich bewahrten, so sind doch die künstlerischen Wechselbeziehungen außerordentlich eng. So gut wie nichts hat Clemens August im Hildesheimischen und im Osnabrückischen gebaut. In dem zu Kurköln gehörigen Herzogtum Westfalen hat der Kurfürst die mittelalterliche Burg in Arnsberg und das von seinem Großonkel und Vorgänger Max Heinrich erbaute Jagdschloß Hirschberg wesentlich verschönert. Die paderbornische Residenz Neuhaus, die — am Rande der Senne gelegen — die beste Gelegenheit zum wilden Reiten hinter Wild und Meute gab, erhielt ein mächtiges Marstallgebäude für etwa 150 Pferde, moderne Zimmerausstattungen und neue große Gartenanlagen. Am stärksten aber hat sich —



Das Treppenhaus im Schloß Brühl

Barocks die Michaelskirche in Berg am Laim bei München, die der Kurfürst Clemens August von Köln in Erfüllung einer Stiftung seines Vorgängers Joseph Clemens, des Gründers des Michaelsordens, bauen ließ.

Der seit der Wende des 17. Jahrhunderts aus dem Handwerkerstand sich emporschwingende, praktisch und theoretisch durchgebildete Architekt hat auch am Bonner Hof die Zügel der gesamten künstlerischen Tätig-

Digitized by Google

keit fest in der Hand; die Auswahl dieser Meister zeigt aber nicht allein den Widerstreit der das 18. Jahrhundert beherrschenden künstlerischen Strömungen, sondern auch den Mangel einer tieferen künstlerischen Überzeugung bei dem Fürsten und das Überwiegen seines Prunkbedürfnisses. Zunächst fand der noch sehr jugendliche Fürst Gefallen an dem jungen Johann Konrad Schlaun (1694 bis 1773), den er im Paderbornischen vorfand und auf Studienreisen nach Italien schickte, die vor allem wohl dem Plan zu der neuen Sommerresidenz Brühl zugute kommen sollten. Darüber sind die engen Beziehungen des Vorgängers Joseph Clemens zur Pariser Hofkunst schnell erloschen; Robert de Cotte wird nicht mehr genannt, sein Bonner Vertreter, Guilleaume Hauberat, geht nach Frankfurt und von dort nach Mannheim. Nach Schlauns Plänen ist der Rohbau des Brühler Schlosses in den Jahren 1725—1728 ausgeführt worden — in ziemlich nüchternen italienischen Barockformen —, aber schon die Reise des Fürsten mit seinen Brüdern an den Pariser Hof i. J. 1725 scheint den Sieg des französischen Frührokokos eingeleitet zu haben. Schlaun ist im Hofdienst geblieben — ebensowohl als bedeutsamer Bauingenieur und Artillerieoffizier wie als Leiter des westfälischen Bauwesens in Arnsberg, Hirschberg, Sassendorf, Clemenswerth, Münster. Er war auch der bevorzugte Architekt des westfälischen Adels in Münster, Nordkirchen, Beeck usw., aber erst in verhältnismäßig späten Jahren ist er der glänzende Meister des westfälischen Barocks, der geniale Schöpfer des Erbdrostenhofes und des Schlosses in Münster geworden; darin ist sein Entwicklungsgang demjenigen des großen Würzburger Meisters Balthasar Neumann auffallend verwandt.

Rückkehr des verlorenen Sohnes
Gemälde von Rembrandt in der Ermitage zu St. Petersburg
(Früher in Bonn)

Am Rhein aber übernimmt von 1728 bis 1740 der sprühende Meister des Rokokoornamentes, der Münchener Hofbaumeister François Cuvilliés (1695—1768) die Führung. Er modernisiert die Schlaunschen Barockfassaden des Brühler Schlosses und beseitigt dessen ganz unfranzösische Ecktürme, er schafft dort die vornehmen Frührokokozimmer im Nordflügel und vor allem das entzückende Jagdschlößchen Falkenlust (1729—1738) mit seinem keuschen, zarten Ausbau. Cuvilliés gewinnt auch entscheidenden Einfluß auf den allein von der französischen Künstlerschar in Bonn zurückgebliebenen, etwas trockenen Hofbaumeister Michael Leveilly († 1762), den Meister des Rathauses und des Coblenzer Tores in Bonn. In noch nicht näher festgestelltem Umfang hat der Münchener Architekt auch bei den beiden großen süddeutschen Kirchenbauten des Kurfürsten in Mergentheim und in Berg am Laim, einer der schönsten Schöpfungen des bayerischen Kirchenbaumeisters Joh. Michael Fischer (1691—1766), mitgewirkt.

Schon um 1740 lockern sich die Beziehungen des Kurfürsten zu François Cuvilliés — nicht allein, daß das politische Verhältnis zu Kurbayern eine Trübung erfährt, sondern das französische Rokokoornament — grade darin liegt vielleicht die größte kunstgeschichtliche Bedeutung Cuvilliés' — hat seine veredelnde Verschmelzung mit dem deutsch-barocken Raumgedanken vollzogen. Das südwestdeutsche Barock tritt in dieser Gestalt seinen Siegeszug in das Rheinland an und hat die Kraft, die französischen Einflüsse auszuschalten. Der große fränkische Meister des Würzburger Schlosses und Familienarchitekt der Schönborn, Balthasar Neumann (1687—1753), erscheint unter dem Trierer Kurfürsten Franz Georg von Schönborn als der Leiter des kurtrierischen Bauwesens und wird für die Jahre 1740—1746 auch der einflußreiche Berater des kölnischen Kurfürsten. Die Kopie der hl. Stiege auf dem Kreuzberg bei Bonn mit ihren leichtbewegten Umrißlinien ist ein echtes Spätwerk des fränki-

Digitized by Google

Rehe von Hunden verfolgt. Gemälde von Jan Fyt
Jetzt München, Ältere Pinakothek

schen Meisters; vor allem verdanken wir ihm aber die entscheidende Gestaltung des Brühler Treppenhauses aus den Jahren 1743 bis 1748. Dieser prunkende Festraum von reichster schwingender himmelstrebender Bewegung und größter Lichtfülle, aufgebaut auf dem Grundmotiv des Treppenanstieges unter Zurückdrängung des Konstruktiv-Technischen und Auflösung des Raumes bis in weite Himmelsfernen bildet den Abschluß der Entwicklung des triumphalen Treppenhauses im Wien-fränkischen Barock. — Im letzten Lebensjahrzehnt des Kurfürsten macht sich der Kampf des in wilden Rokoko-Dekorationen endenden Barocks und des aus dem strengen französischen Spätrokoko erwachsenden Klassizismus auch am Bonner Hof bemerkbar. Diese strengere Richtung ist durch den Pariser Etienne Dupuis († 1772) und den Sohn des Deutschordensbaumeisters Fr. J. Roth in Mergentheim, Heinrich Roth († 1788), der 1750—1751 auf Kosten des Kurfürsten in Paris studierte, vertreten. Roth ist der Schöpfer der schönen Jesuitenkirche in Büren, des untergegangenen Jagdschlosses Herzogsfreude im Kottenforst, der zartgegliederten Salle des gardes (1754) und des schon ganz strengen Musiksaales (1763) im Brühler Schloß. Gleichzeitig aber hat jene dekorative Richtung in Brühl unter Zuhilfenahme reichster Koloristik die Zimmerfolge im Südflügel geschaffen, in denen das Rokoko sein letztes großes Bravourstück hervorzauberte und mit einem jähen Finale sein Leben beschloß (1754—1757). Der Architekt scheint hier ausgeschaltet, die künstlerische Führung hat augenscheinlich in den Händen des Kabinettsmalers Billieux und des Stukkateurs Brillie gelegen.

Schloß Falkenlust bei Brühl

*

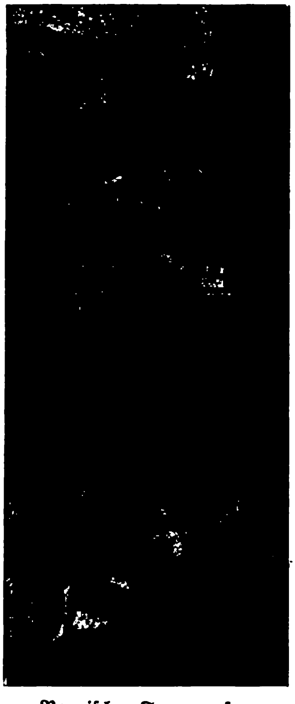
Um die Baukunst baut sich das gesamte übrige künstlerische Leben am Hof des Clemens August auf. Der Gartenbaumeister Dominique Girard († 1738), der beste in Deutschland tätige Lenôtre-Schüler und Meister der Gärten in Schleißheim und Nymphenburg wie des Wiener Belvederegartens, ist auch

der Schöpfer des ungemein feinfühlig dem Brühler Schloß angepaßten großen Parterres — und es bleibt ein Ruhmestitel für die Gartenpflege am kurkölnischen Hof, daß zwei der bedeutendsten Landschaftsgärtner des beginnenden 19. Jahrhunderts, Peter Joseph Lenné und Maximilian Weyhe, alten Bonner Hofgärtnerfamilien entsprossen sind.

Treueste Gehilfen des Architekten waren die meist aus Oberitalien stammenden routinierten Stukkateure, die Castelli, Morsegno, Artario und Brillie; mit ihnen wirken am engsten zusammen die Kabinettsmaler und Dessinateure René Roidkin, Stephan de la Rocque, J. A. Biarelle, Jos. Billieux. Unter den Holzbildhauern, denen ein so großer Anteil an der Raumdekoration zufiel, findet man Jos. Ant. Heideloff, den Stammvater der bekannten Künstlerfamilie, Aurelius Radoux aus Lüttich, und selbst der Meister der monumentalen Barockaltäre in Köln, Joh. Franc. Helmont, hat sich nicht gescheut, an den schönen Cuvilliésschen Zimmern in Brühl mitzuarbeiten.

Demgegenüber fällt es auf, wie wenig sich die zahlreichen Figurenplastiker, die Gerardon, Defer, Perie, Ley, Derix, Jouanny, Jannart, Gatti, Kirchhoff, Manskirsch usw. über den Durchschnitt erheben; die beste Plastik in Brühl, die Bleigüsse der Schwäne und Putten im Speisezimmer, sind eine Arbeit des aus Paris nach München berufenen Antwerpeners Willem de Groff († 1742).

Die Malerei hat am Hofe des Kurfürsten eine ausgedehnte und bevorzugte Rolle gespielt, aber auch, ohne daß sich eine zielsichere Förderung feststellen ließe; kein anderer rheinischer Kurfürst hat seine Umgebung so freigebig mit seinem Bildnis bedacht wie Clemens August. Der alte geschickte Düsseldorfer Hofmaler Johann van Douven († 1727) hat seine letzten Jahre in Bonn verbracht; aus dieser Zeit stammt eines der besten Bildnisse des jugendlichen Clemens August in der Casseler Galerie; ihn löst ein auch in München tätiger glänzender französischer Porträtmaler ab, der im Jahre 1734 in Bonn verstorbene „Herr Josephus Vivien, Cabinets Mähler bey Ihro Königlich Majestät in Frankreich". Man verdankt ihm das zweimal — in Schloß Falkenlust und in Schloß Gracht — vorkommende, wohl einzige naturgetreue Bildnis des Kurfürsten — Clemens August im blau-weiß-seidenen Schlafrock und Zipfelmütze bei der Morgen-Schokolade, mit jenem müden Gesichtsausdruck, der nur zu deutlich die starken Anreize ahnen läßt, deren der Kurfürst bedurfte. Viviens Erbe in Bonn und München hat seit 1745 — zunächst durch einen fünfjährigen und später durch einen eineinhalbjährigen Aufenthalt in Bonn — der vielgewandte und zu großer Pose neigende bayrische Hofmaler Georg de Marées (1697—1776) übernommen; gute Werke seiner Hand bewahrt namentlich noch Brühl, das für Clemens August geschaffene Hauptwerk, die „Potentaten-Galerie" des Poppelsdorfer Schlosses, ist in alle Winde zerstreut.


Bayrischer Fayenceofen in Schloß Brühl

Von den großen italienischen Monumentalmalern der Hofhaltung Johann Wilhelms in Düsseldorf († 1716) ist keiner am Rhein verblieben; Clemens August sah sich angesichts der großen, in seinen Schloßbauten sich ergebenden Aufgaben auch da auf die Hilfe seiner Heimat angewiesen. Nur die oberitalienischen und die Meister des Alpenvorlandes verfügten über den großen dekorativen Schwung, dessen die Architektur des 18. Jahrhunderts nicht entbehren konnte. So malt Nicolaus Stuber († 1749) zwei große Decken in Brühl und die Decke des Chores in der Mergentheimer Schloßkirche — Adam Schöpf aus Prag (1702—1772) als Stubers Nachfolger den Brühler Speisesaal und ebendort die beiden kleinen Kapellenräume, anderes im Poppelsdorfer Schloß und die hl. Stiege auf dem Kreuzberg. Im Zusammenhang damit stehen die prächtigen Fresken des dem Georg de Marées nahestehenden Jos. Gregor Winck (1710 bis um 1785) in der Jesuitenkirche zu Büren und im Hildesheimischen. Der Münchener J. G. Winter (1707—1770) malte im Jahre 1757 im Treppenhaus des Schlosses Herzogsfreude. Der wohl talentvollste dieser süddeutschen Meister, der Tiroler Engelbert Holzer (1708—1740), ist in Schloß Clemenswerth, wo er die Kapelle ausschmücken sollte, unmittelbar nach seiner Ankunft von einem frühen Tod ereilt worden.

Von den Werken der für Clemens August tätigen italienischen Maler ist Carlo Carlones (1686—1775), des Malers von Schloß Ludwigsburg, mächtiges Treppenhaus im Bonner Schloß schon im Brande von 1777 wieder untergegangen. Im wesentlichen macht sich am Bonner Hof unter Clemens August die steigende Bedeutung der Venezianer Malerei geltend — Giov. Batt. Pia-

Digitized by Google

Hirschjagd im Kottenforst bei Bonn. Gemälde von J. F. Rousseau. Bonner Privatbesitz

Digitized by Google

Die Bischofsweihe des Kurfürsten Clemens August durch Papst Benedikt XIII. zu Viterbo (Rom) 1724
Gemälde von Francesco Imperiali in Schloß Brühl

zetta (1682—1754), der Lehrer Tiepolos, hat bei Clemens August eine besondere Wertschätzung genossen. Ein Seitenaltar der Mergentheimer Schloßkirche enthält ein gutes Bild des Meisters; eines seiner schönsten Spätwerke, die von dem Kurfürsten für den Hochaltar der Sachsenhausener Deutschordenskirche gestiftete Himmelfahrt Mariä, ist in französischer Zeit entführt worden und befindet sich — trotz aller Reklamationen — jetzt im Museum in Lille. Die Tätigkeit der beiden Venezianer Theatermaler und Architekten Pietro und Giov. Paolo Gaspari für Kurbayern und Kurköln ist nicht ganz geklärt; Pietro hat ein kleines Deckenbild in Falkenlust gemalt, rühmt sich aber in seinem Stichwerk auch der Malereien im Speisesaal und im Treppenhaus des untergegangenen Herzogsfreuder Schlosses, wiewohl jener J. G. Winter urkundlich für das Treppenhaus nachgewiesen ist. Giov. Paolo Gaspari hat jedenfalls einen viel gerühmten Theaterentwurf für Clemens August gefertigt, wohl denjenigen zu dem nie ausgeführten Brühler Schloßtheater.

Die in festem Dienstverhältnis stehenden Hofmaler in Bonn haben augenscheinlich stark unter dem Glanz der auswärtigen Meister gelitten. Der Hoftiermaler Joh. Matth. Schild († 1775), der namentlich seltene Jagdbeuten zu konterfeien hatte und die in Brühl noch erhaltenen Porträts der Lieblingsfalken des Kurfürsten malte, war sicherlich kein großes Talent. Der Landschafter und Vedutenmaler Jac. Franç. Rousseau († 1774) — angeblich ein Neffe von J. J. Rousseau — beginnt vielversprechend in seinen zarten Landschaften mit pikanter Staffage, hat sich aber in seinen späteren Arbeiten, z. B. den vier „Bönnischen Ballstück" der kurfürstlichen Galerie, von denen eines, ein Maskenball im Bonner Theater, wieder den Weg nach Brühl gefunden hat, nicht auf dieser Höhe gehalten. Das stärkste Talent unter diesen Bonner Meistern war der Stilleben- und Blumenmaler Joh. Mart. Metz (geb. 1717), der nach dem Zusammenbruch des Bonner Kunstlebens in London und zuletzt in Köln gelebt hat. Es gibt ausgezeichnete Fruchtstücke seiner Hand, gute Surporten im Benrather Schloß und wahrscheinlich sind ihm auch die ganz ausgezeichneten, nie näher untersuchten Surporten des Brühler Schlosses wenigstens z. T. zuzuschreiben. Auch an den Deckenmalereien in den späten reichen Zimmern von Brühl hat er Anteil gehabt, wie er auch die z. T. noch erhaltenen Vorlagen zu der großen Kupferstichfolge der Schlösser des Kurfürsten von Metteln geschaffen hat.

★

Die Jahre 1750—1757 hatten dem Kunstleben am kurkölnischen Hof — dank der reichen französischen Subsidien — einen letzten glänzenden Aufschwung gebracht; der scharfe Zugriff des politischen Gegners, Friedrichs d. Gr., auf die westfälischen und niederrheinischen Territorien bereitet dieser Blüte aber ein jähes Ende. Als Clemens August auf der

Digitized by Google

Das Innere der Jesuitenkirche in Büren i. W.

Reise nach München, wo er Hilfe in seiner Bedrängnis erhoffte, in der alten Ehrenbreitsteiner Philippsburg am 9. Februar 1761 von einem schnellen Tode ereilt wurde, hat er noch kurz vorher, in klarer Erkenntnis seiner Lage, testamentarisch bestimmt, daß das Erzstift die Erbschaft mit Aktiven und Passiven übernehmen und zur Deckung der Schulden nach Bedarf von dem reichen Nachlaß verkaufen solle, das Kurhaus Bayern aber solle,

Digitized by Google

Schloß Clemenswerth am Hümmling bei Meppen

da es dem Aussterben entgegengehe, leer ausgehen. Die Ausführung des Testamentes rundet — namentlich auch durch den Einblick in die Sammeltätigkeit des Clemens August — das Bild seiner üppigen Hofhaltung erst vollständig ab. Über die Gemälde, Porzellane, Uhren und Juwelen gibt es auch seltene gedruckte Auktionskataloge.

Da schleunigst Geld beschafft werden mußte, begann man schon im März 1761 mit dem Verkauf der Pferde, Hunde und Wagen. 82 Hirschhunde wurden der Darmstädter Hofjagd und einem Prinzen Conti zugeschlagen; bei den 56 Reitpferden treten u. a. der Markgraf von Ansbach-Bayreuth und der Herzog von Orleans als Käufer auf — bei den 55 Wagenpferden, darunter einem Sechserzug Mohrenköpfe und einem Achterzug Schimmelwallache, namentlich der Bruder des seligen Kurfürsten, Fürstbischof von Lüttich. Es ist nicht uninteressant, daß der reiche Mannheimer Oberbaudirektor Nicolaus von Pigage, der Baumeister des Benrather Schlosses, einen der besten Wagen um 922 Taler für sich erstand. Von den Juwelen kaufte der Nachfolger des Kurfürsten die beiden großen Pektoralkreuze für 15 500 und 42 000 Taler; die Mehrzahl der Edelsteine und Schmuckstücke aber, darunter Garnituren von Brillantknöpfen, wie sie heute nur noch im Grünen Gewölbe in Dresden zu sehen sind, erstanden Jacob Embden und Genossen in Frankfurt, aber sie zahlten mit sechs Schuldscheinen im Gesamtbetrag von 54 000 Talern. Höchst wahrscheinlich handelt es sich um Schulden, die Clemens August kontrahiert hatte, als er im Jahre 1742 in Frankfurt seinen Bruder mit ungeheurem Prachtaufwand zum deutschen Kaiser krönte und so einem heiß ersehnten Ziel der Wittelsbacher stärksten Glanz verlieh. Von diesem Prunk gibt heute wohl nur noch die später dem Kölner Dom geschenkte „Clementinische Kapelle“ einen schwachen Begriff — jene goldstrotzenden liturgischen Gewänder, die Clemens August und seine Ministranten bei der Krönung des unglücklichen Kaisers trugen.

Die im Jahre 1764 verkaufte Uhrensammlung enthielt als Hauptstücke einige große kunstreiche Standuhren, die Knaust in Darmstadt für den Kurfürsten gefertigt hatte. Silber im Gewicht von 2008 Mark erbrachte rund 36 000 Taler — später noch ein Paar massivsilberner Feuerböcke aus Schloß Falkenlust allein 769 Taler. Das Silbergeschirr umfaßte vornehmlich kölnische und Augsburger Arbeiten; das Hauptstück darunter war aber ein großes Pariser Tafelgeschirr mit vollplastischen Jagddarstellungen auf den Deckeln der Terrinen, Schüsseln und Kasserollen. Wie immer überraschen uns die geringen Preise, die die 109 Nummern umfassende Sammlung japanischen, chinesischen und deutschen Porzellanes aller bekannten älteren Manufakturen erzielte; insgesamt ergab das Porzellan nur 11 606 Taler, obwohl zahlreiche Nummern große Service umschlossen.

Das stärkste Interesse darf die nahezu 800 Nummern enthaltende Auktion der Gemäldesammlung für sich in Anspruch nehmen; aber trotz älterer Inventare, des gedruckten Auktionskataloges und der genauen Verkaufsprotokolle bleibt unsere Kenntnis der Sammlung lückenhaft.. An feinerem Sammlerverständnis hat es Clemens August unzweifelhaft gefehlt; es ist nur zu verständlich, daß bei der ungeheuren Jagdleidenschaft des Kurfürsten Jagdstücke und Stilleben einen besonders breiten Raum einnehmen. Außer Hondekoeter, Snyders, Weenix, de Heem, Hamilton, dem eigenen Hoftiermaler Schild und dem Mailänder Lonini ist vor allem Jan Fyt gut vertreten gewesen. Die vier großen Tierhetzen dieses Meisters in der Münchener Pinakothek waren Hauptstücke der Bonner Sammlung; sie gingen für 1250 Taler an den Hofjuden Baruch über, werden drei Jahre später von der Stadt Solingen dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz verehrt und sind auf die Weise in die Düsseldorfer

Digitized by Google

Bildnis einer Dame des kurfürstlichen Hofes. Gemälde in Schloß Brühl

und mit dieser in die Münchener Sammlung gelangt. Daß die niederländischen Kleinmeister in der Sammlung zahlreich waren, ist für das 18. Jahrhundert selbstverständlich. Ältere deutsche Bilder haben — abgesehen von einem angeblichen Dürer und einem Schongauer — darin ganz gefehlt. Unter den zahlreichen van Dyck, Rubens und Rembrandt

Digitized by Google

Inneres der Clemenskirche zu Münster in Westfalen

zugeschriebenen Gemälden müssen sich nach den Preisen manche gute Stücke befunden haben, von denen sich das eine oder andere sicherlich noch feststellen lassen wird. Das am höchsten bewertete Bild der Sammlung war jedenfalls eines der schönsten Spätwerke Rembrandts, „Der verlorene Sohn" in der Petersburger Ermitage. Nach den Abmessungen scheint es nicht unmöglich, daß außerdem Rembrandts Mann mit dem goldenen Helm in Berlin mit dem „Soldat à demie figure de grandeur naturelle" der Bonner Sammlung identisch ist. Unter den zahlreichen zeitgenössischen italienischen Bildern hat Piazetta die erste Stelle eingenommen. Durch einen Zufall sind die vier Bilder von dem jüngeren Francesco Imperiali († um 1760) wieder in das Brühler Schloß gekommen, in denen er die von Papst Benedikt XIII. im Kloster Madonna della Quercia bei Viterbo am 9. November 1727 vorgenommene Bischofsweihe des Clemens August schildert.

In den Jahren 1764—1768 sind endlich noch eine kleine kostbare Waffensammlung, die gesamte Theatergarderobe und in Abständen von einigen Monaten riesige Mengen von Möbeln, Gobelins und Ausstattungsstücken allerart versteigert worden. Auch da liegen bislang nur Zufallsfeststellungen vor; so erwarb die Stadt Köln die ausgezeichneten Gobelins des Télémaque-Zimmers der Bonner Residenz, um den Muschelsaal des Kölner Rathauses damit einzurichten. Silbergerät befindet sich jetzt noch im Besitz der Grafen von Mirbach-Harff. — Was in kurfürstlichem Besitz verblieb, ist teils dem Brand des Bonner Schlosses im Jahre 1777, zum größten Teile aber der vollständigen Ausplünderung der kurfürstlichen Schlösser in französischer Zeit zum Opfer gefallen. Allein das stille Schlößchen Clemenswerth, seit 1803 im Besitz der Herzöge von Arenberg, vermag noch einen schwachen Abglanz seiner üppigen Hofhaltung hervorzuzaubern. Alte Möbel, Gobelins, prächtige Feuerböcke, ein großes Tafelservice mit Jagddarstellungen aus Straßburger Fayence, auf sauberen Holzschildern die Vorderläufe der von Clemens August auf der Parforcejagd erlegten Hirsche, seine Büchsen und in dem Gartenhäuschen des Klosterpavillons noch die alte Drehbank, die Clemens August — selbst wie alle Wittelsbacher dem damals hoffähigen Drechselhandwerk ergeben — dem Kapuzinerprior zur Vertreibung der Langweile verehrte — dies alles träumt in der Einsamkeit des Hümmling von alten schöneren Zeiten!

Das große Schaffen eines Mäzens, wie es Clemens August war, hat keinen dauernden Bestand gehabt, weil es an der inneren Notwendigkeit, an Kraft und an Einsehen gebrach; jener große, sieben Jahre dauernde Ausverkauf ließ das farbenprächtige Bild einer der lebensfreudigsten und reichsten Hofhaltungen des 18. Jahrhunderts noch einmal aufstrahlen — gleich wie die hell zum Himmel lodernde Schlußszenerie eines großen Feuerwerkes im Dunkel der Nacht versinkt. Das Rokoko war gestorben!

Digitized by Google

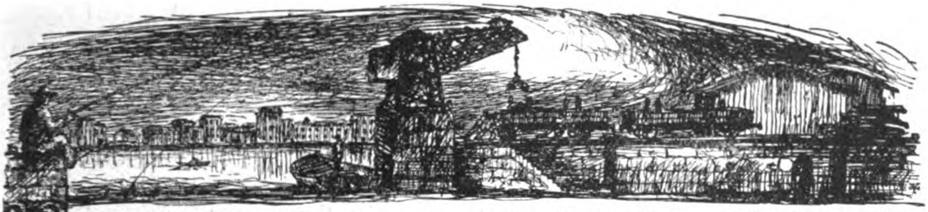
Kurfürst Clemens August im Deutschmeisterornat
Gemälde von George des Marées. In Schloß Brühl

Digitized by Google

Digitized by Google

# Afrikanische Novelle. Von Frank Thieß

Mit 13 Zeichnungen von Erich Glas



Müde der europäischen Begrenzung, ersehnte ich die Luft eines weiten und großen Erdteils. Europa — das war ewige Form, Berechnung des Wahrscheinlichen, Kenntnis und Wissenschaft. Europa war nur die eine Seite des Daseins, die begreifliche. Heftiger und brennender rief in mir die andere nach Erfüllung: die unbegreifliche, formlose, nichtwissende und weise. In einer Lübecker Fabrik für Tauchergerätschaften reifte mein Überdruß. Die Frucht war, daß ich mich eines Tages aufmachte und unter Verzicht auf alle in Aussicht stehenden Vergünstigungen, Pensionen oder Beförderungen einem Mittelmeerfahrer anvertraute, der von einer englischen Tiefsee-Expedition zu ihren Zwecken samt technischem Personal gechartert worden war. An einem blühenden, in flimmernde Sonne getauchten Märzmorgen verließ ich Lübeck. Der Dampf der Schlote wölkte in den heiteren Himmel, Türme und Brücken blinkten auf, doch lauter rauschte das Wasser am Bug unseres schwarzen Schiffes. Ich drehte mich um und blickte voraus, wo schon das Meer sich öffnete.

In der Gegend von Alexandrien warfen wir Anker. Unsere Taucher machten ihre Sache gut, die Rüstungen und Erfindungen unseres Werks erwiesen sich als vorzüglich, es wurde viel gefilmt, viel gegraben, manches zutage gebracht. Die Engländer waren zufrieden, wir erhielten pünktlich unser Geld. Auch ich hätte zufrieden sein können, denn immer legte das Meer seinen dunstigen Horizont vor mein Auge, immer ging der Tag in großem Geleuchte auf, und die Unendlichkeit des Raums fiel lautlos ins laue Meer. Ich hätte zufrieden sein können. Was suchte ich noch? Nach dem Spiel der Maschinen das Spiel der Dämonen?

Wir waren knapp zehn Tage in Arbeit, da starb der Taucher Wilkes, weil er zu rasch emporgestiegen war, an Herzschlag. Eine halbe Stunde oder länger lag er auf dem Feldbett an Deck, quälte sich, stöhnte sehr und wimmerte nach der Heimat. Um ihn blinkte eine Pfütze. Salziger Geruch stand in der Luft. Große Schwärme von Seevögeln kreischten über unseren Masten. Dann starb er.

Man fragte mich, ob ich an seiner Stelle hinunter wollte.

Ich? An Wilkes' Stelle?

Nein. Warum sollte ich tagüber auf dem Meeresgrunde sitzen und später mit Gliederschmerzen und Atemnot auf der Pritsche liegen? Nein, danke bestens, nicht darum war ich ausgezogen.

Darauf hatte man eine besondere Art, an mir vorbeizusehen. Man war nicht höflich, man war nicht unhöflich, man war nichts. Ich existierte anscheinend nicht mehr, oder mußte unsichtbar geworden sein. Doch weil ich existieren wollte und gerade das Leben suchte, nicht ein Amt oder eine Ehre, hielt ich dieses geisterhafte Dasein nicht mehr aus, ließ mir meinen Lohn auszahlen und fuhr über Land nach Kairo. Diese Stadt, hinter deren bunter Wirrnis sich das geheimnisvolle Lächeln der Sphinx erhob, mußte der Schlüssel zu Harun al Raschids Reich, zur Welt des Grenzenlosen und zur Verwandlung aller Dinge sein.

In diese traumhafte Erwartung, die mich erregte wie erster Rausch, traten sichtbar, grell und gegenständlich europäische Hotels, europäische Automobile, Lichtreklame, Kinos, Cafés, Theater. Über dem afrikanischen Gesicht hing die leere Maske des zivilisierten Menschen der kühlen Zone. Wiederum engten Grenze, Form und Gesetz die Seele ein. Der englische Kellner, welcher mich in mein Zimmer führte, war glatt rasiert. Elektrisches Licht flammte auf. Wie war ich hier hineingeraten? Wo



Digitized by Google

sind die Sterne, die einst über dem Reich der Pharaonen ihre silbernen Kreise zogen?

Nachts brauste das Gelärm einer Großstadt an meine Ohren, es war das alte mechanische Gebrause. Ich kannte es. Doch wie wurde mir? Pochte nicht unter der kühlen Decke des Asphalts das heiße Blut des alten Ägypten? Wirklich, wie ein geheimes, fast unheimliches Pochen zitterte es durch die Nacht. Im Halbschlaf erlauschte ich das Schweigen der Wüste, und ein Tropfen afrikanischer Glut fiel in meine Sinne: Ich sah die Landungsbrücke eines norddeutschen Seebades, darüber den violetten Abendhimmel der Subtropen. Auf der Brücke ging Wilkes, der ertrunkene Taucher. Ich sah ihn von hinten, schwerfällig, müde, ergraut, mit gebeugtem Rücken. Neben ihm aber schritt eine verschleierte Ägypterin. Sie drehte sich um, ich erkannte ein hellbraunes Gesicht von seltener Schönheit, sah flimmerndes Lächeln und geheime Brunst, die in eine merkwürdige Gebärde floß, mit der sie an dem kostbaren Tuch ihres Kleides nestelte. Wilkes schien alles zu wissen, er wußte auch, daß sie sich nach mir umsah, doch nichts bekümmerte ihn mehr. Die Frau indessen hatte den Blick des Tieres, das noch nicht zum Bewußtsein der Welt erwacht ist. Langsam wandte sie sich ab. So endete der Traum.

Wenige Tage später hatte ich den Spalt im Gemäuer gefunden, durch den ich ins Freie sprang. Ich sah die Wüste von fern, die Silhouette der Pyramiden und im Abendrot das ewige Antlitz des großen Stroms. Nachts lag ich unweit einer Brücke auf felsigem Ufer. Lichter schaukelten über die Brücke, fremde Rufe kamen herüber, und zu meinen Häupten brach ein grenzenloser Raum in silbernem Geschmeide auf. Ganz nah zuckten und zitterten die Sterne. Neue, fremde Gebilde blinkten, und Meteore sausten durch den schwarzen Himmel.

Das war der Anfang jener großen Lust, die schon in Europa mein Fleisch geritzt hatte. Jetzt wuchs sie wie ein fressendes Feuer. Die Begier nach Erleben schoß gleich einer glühenden Garbe aus vulkanischem Gebirg in mir empor. Der schwarze, unbekannte Erdteil meldete sich: ganz deutlich pochte nun die fremde Erde unter meinen Füßen, als bewege sich ein ungefüger Riese vor dem Erwachen. Ich ging heim, mein Schritt griff unsicher aus, fast taumelnd, so erfüllt war ich von der Ahnung des Kommenden.

Doch was sollte kommen? Von welcher Seite des Horizonts würde das große Abenteuer mich überrennen? Denn irgend etwas mußte sich ereignen, ein Schicksal mußte mich packen, das in nichts den Schicksalen Europas glich. Auch Schicksale haben ihren Boden wie die Reben oder die Tiere. Die Schicksale, welche aus dieser Erde erwuchsen, mußten Süße, Hauch und Weite des nördlichen Afrikas, jenes Flimmern über sonnenglühender Fläche haben, das alle Dinge unbestimmt und fast schattenlos erscheinen läßt, ihnen Gewicht und Wert nach unserem Sinne nimmt und eine ewige Frische gibt, die sie leicht über Tod und Sünde trägt. So erfuhr ich in den ersten Tagen von einem Caféhausbesitzer des Araberviertels, daß am Abend vorher bei ihm ein junger Fellache eine Jüdin erstochen habe, die allnächtlich hier tanzte. Er habe sie erstochen, weil er sie liebte und alle sie sahen. Er konnte es nicht ertragen, daß täglich Hunderte von Blicken an ihr hingen. Nichts hatte er allein von ihr. Ihre Schönheit nicht, denn diese sahen alle. Ihre Liebe nicht, denn ihrer Liebe wäre er nie sicher gewesen. Allein hatte er nur eins: ihren Tod.

Digitized by Google

Ihren Tod hatte er allein. Warum sei das wider die Natur? Es schien dem Wirt nicht unnatürlich, daß jemand tötete, weil man ihn allein besitzen wollte. Jedes Gefühl hat sein Recht. Die große Scham und die große Qual, die große Schamlosigkeit und die verbotene Lust. Vieles hat der Prophet verboten, doch alles, was er nicht verboten hat, ist erlaubt. Übrigens, auch der Prophet ist lange tot... Er lächelte schlau und winkte mich hinter einen Mauervorsprung. Dort zeigte er mir Bilder entkleideter Mädchen. Ob ich sie sehen wolle... He?

Europa... Auch ihn hatte Europa vergiftet. Gleich wittert er Verdienst und guten Braten. Ich kehrte ihm den Rücken. Dieser Weg ekelte mich; doch so war die Welt, welche ich verlassen: man konnte sich seine Lust erkaufen, aber erobern nicht. Und alle begehrten nur sie, nur die Lust allein. Niemand, der nach der geheimen Qual in ihr fragte.

Ich lief durch Gassen, Straßen, verdreckte Viertel, verirrte mich, sah in Tiefen des Elends, betrank mich in einer Schenke, wurde bestohlen. Mein Hotel hatte ich verlassen. Ein minderer Gasthof, Eigentum des Juden Kreisel, genügte mir. Außerdem war mein Geld zu einem kleinen Papierstoß zusammengeschrumpft, groß genug, um damit meine Pfeife zu stopfen.

Richtig, mein Geld ging zur Neige. Ich hatte eigentlich gar nicht daran gedacht, daß es einmal so weit sein könnte. Immer hatte ich etwas Besonderes, Unerwartetes erwartet, das mich aller Berechnungen und Kalkulationen entheben würde. Und nun erkannte ich an jenem Tage, wo ich, beim Juden Kreisel Honigwasser mit Eis trinkend, meine Barschaft überzählte, daß auch hier die Dinge ihren üblichen Verlauf nahmen und die Zeit der Märchen und verkleideten Kalife vorüber war. Jäh schlug meine Erkenntnis um: Nicht mehr Abenteuer galt es zu suchen, nicht mehr Schicksale und Erschütterungen, sondern Erwerb. Ich erkannte in mir den Deutschen, der so lange seiner Sehnsucht nachlief, bis er sich die Stirn am Gemäuer der Wirklichkeit blutig gestoßen hat.

Übrigens, mit dem Blutigstoßen hatte es noch gute Weile.

Lächelnd erhob ich mich und beschloß, nach Meadi hinunter zu gehen, wo ein Sonnenkraftwerk stand. Ein deutscher Ingenieur im Hotel hatte mir davon erzählt. So viel mir noch in Erinnerung war, sollte eine neue Dynamo aufgestellt werden. Vielleicht konnte ich hier Verwendung finden. Meine Zeugnisse waren in Ordnung, sie rühmten Verständnis für die Technik maschineller Anlagen. Auf, nach Meadi!

Zu Fuß? Freilich zu Fuß, ganz, wie mir die Beine gewachsen waren. Es ist schwerer, hier unten eine gute Meile zu gehen, als drei bei uns oben im Norden. Die Sonne schoß Pfeile ab, die senkrecht in meine Stirn trafen. Als ich in Media ankam, fiel mir das Sprechen schwer, die Zunge lag wie ein Stück trockenes Leder im Munde. Der Ingenieur, den ich anredete, betrachtete mich forschend und gab mir aus einer Feldflasche zu trinken. Ich goß den Whisky die Kehle hinab und sah die Welt wieder Ordnung nehmen. Wie war es doch gleich? Und warum war ich eigentlich hierher gekommen?

Ach, so, ja, jetzt wußte ich es wieder. Darum: also ich wollte gern wissen, ob hier vielleicht an einer Dynamo und so weiter. Ich trug mein Anliegen flüssig vor, lächelte dabei, tat guter Laune. Übrigens war ich wirklich guter Laune.

Der Ingenieur betrachtete mich ernst und teilnahmlos. Ließ mich schwatzen und bedauerte. Ich müsse mich irren. Keine Dynamo war zu reparieren. Nichts.

Wie? Ach so, nichts. Auch gut. Vergebliche Wanderung, schadet nichts. Ob vielleicht sonst für mich Verwendung? Da ich gerade einmal hier sei —

Der Ingenieur besprach sich mit einem Werkmeister.

Nein.

Nein? Danke sehr. Und guten Abend.

Heimwärts nach Kairo. Ärgere dich nicht, mein Freundchen, sagte ich mir. Du warst dumm, du hast die Dinge falsch angesehen, gewissermaßen vom deutschen Blickpunkt, Angebot — Nachfrage, Stellenbewerb — Zuverlässigkeit. Lerne daraus, daß hier die Dinge eine andere Schwere und ein anderes Licht haben. Sieh zu, wie du weiterkommst, abenteure, wenn es dir Spaß macht, aber halte das Maul, wenn du dabei krepierst.

Also dies ist die Wüste. Erste Nacht an ihrem Rande. Eine kurze Dämmerung flog wie ein ungeheurer Vogel auf und breitete die Fittiche in den Raum. Der grüne Himmel spiegelte sich in den großen Strahlensammlern des Sonnenkraftwerks. Zwei Palmen, gegen die Riesenfläche des Westens gelehnt, wuchsen seltsam zur Silhouette auf. Ein

weißes Sternbild funkelte, und im unendlichen Raum begannen verborgene Lichter zu zucken und zu flimmern.

Rüstig setzte ich meine Beine voreinander, Schritt vor Schritt. Ein Deutscher kann ja wandern, eine Meile mehr oder weniger macht ihm nichts aus. Geheizt schien die Nacht. Unbeweglich stand die Atmosphäre.

Auf halbem Wege gesellte sich ein Mann zu mir, rief mich an und fragte, ob ich nicht nach der Stadt wolle. Ich blickte auf und glaubte im ungewissen Licht Peter Wilkes zu erkennen. Wilkes, den vor Alexandrien gestorbenen Taucher. Mein Schritt wurde unsicher, ich blieb stehen. Er befand sich jetzt neben mir, die Züge seines Gesichts waren in Nacht verhüllt, doch soviel ich sah, war es Wilkes. Übrigens Unsinn, es konnte nicht Wilkes sein. Höchstens eine Halluzination.

Ich ging weiter.

„Wenn Sie nach Kairo wollen," sagte der Mann, „so bitte ich, mich anschließen zu dürfen."

Er sprach ein schlechtes Englisch. Ich witterte in ihm einen Deutschen, nickte, sagte: Ja. Er möge mitkommen. Sagte es auf deutsch.

Es schien ihm nicht angenehm, ertappt zu sein. Er blieb eine Weile schweigsam, versetzte dann abermals auf englisch: „Ich bin Mitglied einer internationalen Künstlertruppe. Wir spielen im ‚Kleinen Sternenzelt'."

Ich sah ihn an. „Sind Sie Peter Wilkes?" fragte ich.

Er antwortete mürrisch, indem er zur Seite blickte: „Nein. Mitglied einer internationalen Künstlertruppe. Ich heiße Seklif. Sie halten mich für einen Deutschen, doch ich lebe seit Jahren in den nordafrikanischen Städten. Ich bin staatenlos."

Damit schlief unser Gespräch ein. Ich schwieg ... Er sagte nichts weiter. Unsere Schritte klangen gemeinsam durch die Nacht. Es genügte mir zu wissen, daß er kein Gespenst war. Sein Beruf ließ mich kalt.

Jetzt bog ich die Straße in einen schmalen, schlecht gehaltenen Weg ein. Ein unangenehmer Weg, finster, unsicher. Seklif wollte nicht vorausgehen. Blieb stehen. „Warum wollen Sie nicht vorausgehen?"

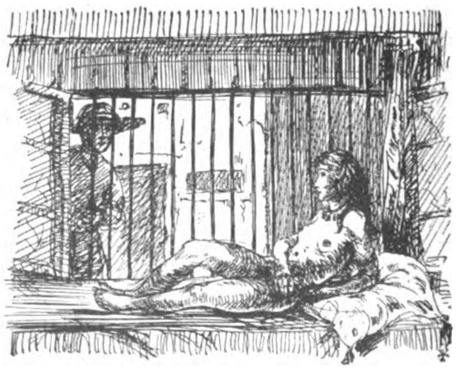
„Bitte," sagte er mit höflicher, fast unterwürfiger Gebärde. Ich zögerte, näherte mein Gesicht dem seinen und bemerkte einen Zug, der mich lächeln machte.

Darauf ließ ich ihn stehen und ging voraus.

Jetzt wurde er gesprächig. Ich hörte nicht hin. Meine Gedanken zogen seltsame Kreise, tauchten in die flimmernde Tiefe des Himmels, stürzten zurück ins Ungewisse, flogen wie heimatlose Vögel umher. Plötzlich hörte ich aus dem gleichförmigen Geschwätz des Mannes hinter mir den Namen Faila. Faila nannte sich die Tänzerin, welche von jenem jungen Fellachen im Café erstochen worden war. Faila hieß jenes Mädchen, das mich um meine Barschaft bestohlen hatte. Wen meinte er? Seklif sprach von einer jungen Araberin, Mitglied der gepriesenen internationalen Künstlertruppe, einem herrlichen Wesen, um derentwillen das Publikum nur so ins Theater strömte. Die Vorstellungen seien ausverkauft. Alle wollten Faila sehen. Ich verriet nichts davon, daß ein Mädchen gleichen Namens mir nicht unbekannt sei, horchte aber auf seine Reden. Seklif schien über mein Interesse froh zu sein. Er bot mir von seinem Mundvorrat an, Datteln und in Öl gebackene Limonenscheiben. Ich aß und versprach ihm, ins Theater zu kommen.

Zwei folgende Tage vergingen im Staube des Straßenlaufens. Ich suchte nach einer Stellung, die mich der gröbsten Sorge überhöbe. Mit dem Rest meines Geldes bezahlte ich die Gasthausrechnung. Der Jude Kreisel verbeugte sich tief und bat um Wiederkehr. Ich nickte ihm zu und schritt geradeaus in eine x-beliebige Gasse, deren verschmutzte Buntheit in den türkisfarbenen Himmel eingestickt schien. Ihre Türme, Häuser, Basare, ihre kauernden, rufenden, bettelnden, verschleierten oder halbentkleideten Menschen dünkten mich in ihrer grellen Unwahrscheinlichkeit ein Mosaik am Fuße der Riesenkuppel zu sein, die sich strahlend über der Wüstenstadt erhob.

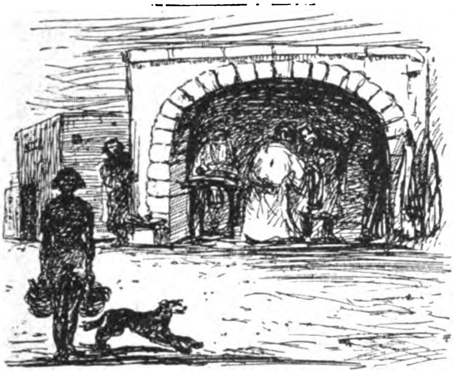
Ich schlenderte durchs Gewühl, verweilte hier, ohne Neugier zu spüren, bog dort ein ohne Ziel und befand mich am Ende in einer unbekannten Gasse, deren uralte Häuser aus dem verwirrten Gestein ägyptischer Königspaläste erbaut zu sein schienen. Vielleicht vor Jahrhunderten erbaut. Die Zeit stand still in diesem zerbröckelten Winkel. Ich



Digitized by Google

lehnte mich leicht ermüdet und geblendet vom starken Sonnenlicht ans Gemäuer eines schmucklosen Hauses. Ein vergittertes Fenster stand zu ebener Erde offen. Gleichzeitig blickte ich hinein: Da sah ich... Ich erschrak fast vor dem Bilde.

Auf einem flachen Tisch, der unmittelbar vom Fenster aus in die Stube ging und diese fast zur Hälfte ausfüllte, lag ein nacktes, junges Weib. Sie hatte mich schon früher bemerkt, da ihr Auge an den Schatten gewöhnt sein mußte. Ihr Antlitz war mir ohne Schrekken oder Begierde zugekehrt, offen und fast schön in der bronzenen Ruhe, die sich in diesen leopardenglatten, braunen Körper fortsetzte. Sie war mir so nah, das ich nur die Hand durch das Gitter zu strecken brauchte, um sie zu berühren. Unbeweglich lag sie und sah mich an.



Jetzt öffnete sich die Tür, ein vielleicht vierzehnjähriger Knabe betrat den Raum. Es schien, als erkenne er sie nicht, oder sei von dem starken Licht geblendet, denn seine stahlblauen Augen blickten starr geradeaus. Er machte wenige Schritte zur Seite und hob den Arm, rief ein Wort, das ich nicht verstand. Das Weib lächelte kaum merklich. Ihre Lage veränderte sie nicht. Noch einmal rief der Knabe das fremde Wort, in seiner Stimme war Furcht, Zärtlichkeit und geheime Lust. Sie blieb abermals stumm. Nur den Schmuck ließ sie durch ihre Hände klirren. Der Knabe zuckte auf, streckte leicht die Hände vor und ging zum Tisch. Seine Finger tasteten über ihren Fuß, dessen Zehen sich bewegten. Ich sah ihre metallenen Züge von einer geheimen Regung erfüllt. Haupt und Nacken hob sie langsam ihm entgegen. Doch ehe noch ihr Antlitz das seine berührte, schrak er zusammen, schrie unterdrückt, doch fast zornig auf und starrte dorthin, wo ich stand. Er rief mich an, ohne mich zu sehen. Ich fahre erschreckt zurück, denn ich erkenne an seinen Pupillen, daß er blind ist.

Gleichzeitig spüre ich, daß jemand mich beobachtet. Ich drehe mich um. Ein bärtiger Mann im schmutzigen blauen Kaftan steht kaum einen Schritt weit hinter mir. Er betrachtet mich, lächelt und murmelt ein paar Worte.

Leicht verwirrt ziehe ich mich von dem Fenster zurück.

Der Mann fragt mich etwas. Ich verstehe seine Sprache nicht. Wende mich zum Gehen. Wie er sieht, daß ich das Haus verlasse, schickt er sich an, mir nachzufolgen. Ich mache kehrt und wähle den Weg, der mich hergeführt. Er bleibt stehen, läßt mich vorüber und folgt abermals. Ich beschließe, ihn nicht zu beachten, schlendere gleichgültig durch belebte Straßen, betrachte Basare und Gewölbe, tue, als sähe ich ihn nicht. Wenn ich denke: nun ist er fort, taucht sein schmutziger langer Mantel hinter einem Mauervorsprung auf. Dabei tut er, als habe er es gar nicht auf mich abgesehen, sondern wolle angelegentlich sich auf Markt und Straßen nach eigenem Belieben umtun. Der Kerl wird mir lästig, ich weiß, daß er auf die Nacht wartet, um leichter an mich heranzukommen. Kurz entschlossen nähere ich mich einem englischen Polizisten und weise auf meinen Nachfolger. Ehe noch der Polizist sich äußert, ist der Mann verschwunden. Zweifellos mitten in die Erde gesunken. Der Polizist verzieht keine Miene. Es erfüllt ihn mit Stolz, daß allein der Anblick seiner Person diesen Effekt erzeugt hat.

Ich selbst aber bin unzufrieden. Deutlich fühle ich, daß diese Aktion mich vor mir degradiert, als ewigen Europäer gebrandmarkt hat, das heißt als Menschen, der vor den Gebärden fremder Zonen unsicher wird und nur mit der Waffe seiner Heimat sich zu verteidigen vermag. Ich erkenne die Dürftigkeit europäischen Gehabens in fernen Kontinenten. Sehe den Grund dafür, daß der Europäer nur überwältigen, nicht überzeugen kann, in dem starren Willen seines Wesens, das jeder Verwandlung widerstrebt. Um die Schicksale eines andern Erdteils zu eigenen Schicksalen werden zu lassen, gilt es sich zu verwandeln. Es ist nötig, den Europäer in sich zu verlassen und die unentdeckten Bezirke der eigenen Seele aufzusuchen.

Jetzt weiß ich, warum meine knabenhafte Gier nach Erleben bisher zu nichts geführt hat. Es wird mir klar, daß ich mein altes Ich verlieren muß, will ich ein neues und mit ihm neue Erkenntnisse des Lebens gewinnen. Der Gedanke belebt mich, ich sehe meine Lage keineswegs mehr verzweifelt an, sondern erkenne den Sinn dieser bedenklichen Gegenwart, glaube ihn zu erkennen und beschließe

von nun an, alle Erwägungen auszuschalten, die auf heimatlichem Boden von Nutzen sein würden, und meine Aufmerksamkeit den unsichtbaren Schriftzeichen dieses seltsamen Landes zuzuwenden.

Doch weil diese Spekulation noch nicht Erwerb verbürgt, nehme ich keinen Anstand, hier auf die simpelste Weise vorzugehen. Ich entdecke bald eine Firma mit deutschem Namen, die Stahlwaren und Reiseartikel führt, trete ein und biete mein hübsches silbernes Taschenmesser zum Verkauf an.

Der Geschäftsführer prüft es nicht ohne Würde. Flüchtig überfliegt er meine Person. Dann lehnt er ab.

Ich nicke und wende mich zum Ausgang.

„— oder haben Sie es nötig?“ fragt er auf deutsch hinterher.

„Nein,“ versetzte ich auf englisch, „das Messer kann ich nicht mehr brauchen, ich habe ein wertvolleres geschenkt bekommen.“

Der Geschäftsführer bedauert darauf abermals, und ich trete ins Freie.

Vor dem Laden laufe ich fast mit Seklif zukammen. Ich erkenne ihn nicht gleich, doch wie er spricht, weiß ich, daß es der Mann ist, der mich letzte Nacht am Nil antraf. Er scheint erfreut, mich wiederzusehen. Fragt, wie es mir geht, und berichtet, ohne meine Antwort abzuwarten, daß er große Eile habe. Er müsse sofort zu einer hochstehenden Persönlichkeit, die sich für das Unternehmen seiner Direktion interessiere. Ob er übrigens heute abend auf meinen Besuch rechnen dürfe?

Ja.

Ich blicke ihm nach. Er hat den eigentümlichen Schritt derer, die lange unter Wasser gearbeitet haben. Im übrigen ist wirklich keinerlei Ähnlichkeit mit Wilkes vorhanden. Ich begreife nicht, daß ich neulich nachts dieser Meinung war.

★

Das „Kleine Sternenzelt“ war ein baufälliges, elendes, mit drei grellen Lampen geschmücktes Gebäude. Ich erfuhr von einem schmierigen Wirt, daß die Vorstellung im Garten stattfände. Draußen, eingezwängt in verwitterte Mauern, sah ich einen Palmenbestand, mehrere Reihen Bänke, ein Brettergerüst, eine Kette Ampeln. Das Sternenzelt schien der Himmel zu sein, welcher sich in ein juwelengesticktes Gewand gehüllt hatte. Groß und ohne Grenzen erhob er sich über diesem elenden Stück Flitter, das wie in einer Pfütze die bemalte Maske der Menschheit spiegelte. Die Zuschauer waren rar gesät, dabei kaum von erlesener Güte: Bummler, Fellachen, Fremde, Geschöpfe der Tiefe, die nach Abenteuern lungerten. Von der hochstehenden Persönlichkeit war einstweilen nichts zu bemerken.

Ein geflickter Vorhang hob sich. Dürftige Szenerie, schlecht maskierte Schauspieler. Kurzum — unter aller Würde. Ich wartete auf Faila. Sie trat verschleiert auf und sang mit monotoner Stimme eine Romanze. Der Schleier fiel, unter den Zuschauern gab es eine leichte Bewegung. Ein Gesicht von schmerzhafter Zartheit blühte auf. Sie tanzte, ihr Gewand verschob sich und enthüllte eine Sekunde lang die blinkende Brust, herb und makellos. Übrigens war es nicht jenes Mädchen, das mir den Batzen Geld gestohlen. Doch Seklif, der eine Art dummer Figur spielte, schien wieder mit Wilkes große Ähnlichkeit zu haben. Einmal stand er am Pfosten des Bühnenrahmens und blinzelte mir zu. Nase, Wangen und Kinn hatte er rot angetuscht. Die gewollte Komik wurde durch törichte und sinnlose Bewegungen unterstützt. Er reizte nicht zum Lachen, er machte traurig. Auf einmal erschien mir mein Leben sinnlos, ich sah kein Ziel, keine Sehnsucht mehr, nur ein fades Maskentanzen in ewigem Kreise.

Da betrat wieder Faila die Bühne.

Die melancholischen Farben der Welt hellten sich auf. Mir war, als vernähme ich ferner Musik.

Nichts von Musik. Um mich schwatzten, lachten, qualmten und tranken rohe Gesichter.

Digitized by Google

Doch hinter dieser Welt? Ist hinter ihr nicht die Stille verklingenden Akkords? Der Nachhall einer Harmonie? Die Lichter schwankten, Failas helle Stimme tropfte durch die violette Nacht, ich fühlte große Müdigkeit und Bereitschaft zu verborgenen Dingen.

Nach dem Schauspiel stellte ich mich dem Direktor vor. Es war Seklif. Ich bot ihm meine Dienste an. Er schien sehr erfreut, beglückwünschte mich zu diesem Entschluß.

„Hat Ihnen Faila gefallen?“ fragte er und sog heftig an einer kurzen Shagpfeife.

Ich machte eine ungewisse Bewegung.

„Sie sind schon Schauspieler gewesen?“

„Ja.“

„Gut, gut.“

Ein Vertrag erübrigte sich. Ich gehörte zur Truppe. Man betrachtete mich mit Mißtrauen, doch weil Seklif seine Gunst mir zugewandt hatte, zeigte niemand Feindschaft. Er schwatzte viel, entwickelte ungewöhnliche Pläne und sprach große Hoffnungen auf die Zukunft aus.

Plötzlich schrie er: „Faila!“

Das Mädchen erschien. Sie war erhitzt. Mit rätselhaften, heißen Augen blickte sie um sich. Seklif legte seinen Arm um ihren Nacken, schnaufte zufrieden und sah mich merkwürdig an. Seine Hand glitt über ihre Schulter, die Finger tasteten weiter. Faila lächelte weh.

„Wie?“ fragte Seklif und schielte zu mir hin.

„Ich habe nichts gesagt.“

„Aha ...“

„Nein,“ sagte ich, „nichts.“ Und wandte mich zum Gehen.

Ich trat vor die Tür des Gasthofs. Unfern stand ein Araber, dessen Gesicht ich in der Finsternis nicht erkannte. Mir fiel mein Verfolger ein. Er ist es. Er hat mich wiedergefunden. Ich wollte zu ihm gehen, ihn fragen, warum er mir seit morgens nachgeschritten, ihn bitten, daß er mich zu jenem Weibe und dem blinden Knaben führen sollte. Indem erschien Faila, tänzelte an mir vorbei und pfiff leise.

Ich rührte mich nicht.

Der Araber verschwand. Die Palme, an

der seine hohe Gestalt gelehnt, ragte wie eine aus Holz geschnittene Silhouette unbeweglich in die Nacht.

Faila pfiff wieder. Ich näherte mich ihr. Da lief sie vorüber, ihr Arm streifte den meinen, lief in die offene, trüb erhellte Tür des Hauses und war verschwunden.

*

Übel stand es mit dem Geld. Seklif dachte nicht an regelmäßige Auszahlung der Gagen. Er wußte wahrscheinlich nicht einmal, was eine feste Gage war. Man mußte zusehen, wo man Geld herbekam. Füllte sich die Kasse, stellte man Seklif zur Rede. Gab er nichts heraus, nahm man ihm alles fort. Wir aßen, was wir fanden. Ein Türke, schlau und gewalttätig, stahl viel und mit Kunst aus Gärten und Villen. Er wurde von uns beneidet und gehaßt. Wir wanderten hierhin und dorthin, spielten auf offenem Markt, zogen nilaufwärts nach Assuan, verdienten kaum, um Datteln und Brot zu haben.

Dort oben am Nilstrom geschah es, daß ein Amerikaner am Abend Faila Geld bot, falls sie mit ihm gehen wolle. Übrigens war es viel Geld, eine unnötig große Summe. Seklif trat sofort mit Eifer dazwischen und versuchte noch mehr herauszuschlagen. Faila schwieg. Sie wußte, daß ich unweit stand und alles hörte.

„Nun,“ fragte der Amerikaner, „ist zehn nicht genug?“

„Dreißig!“ erwiderte Seklif.

„Zehn, zum Donner!“

Seklif ging auf fünfzehn hinunter.

Faila schwieg. Sie hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ließ sie in merkwürdigem Spiel zu mir hin offen. Faltete sie, verschlang sie, winkte. Ich starrte die beweglichen Finger an, verstand nicht. Meine Erregung wuchs. Die Finger spielten heftiger. Ich zitterte, ohne zu begreifen.

Sie einigten sich auf fünfzehn Dollar.

Der Amerikaner nimmt Faila gleich mit. Ich schlendere dem Zelte zu, tue, als wolle ich zu meinem Schlafsack. Nach zehn Schritten sehe ich, daß Seklif mich nicht mehr bemerkt. Ich springe seitab, überquere die Straße

Digitized by Google

und befinde mich auf der anderen Seite. Drüben geht der Amerikaner. Faila folgt. Es ist eine warme, mondhelle Nacht. Der Amerikaner nähert sich einem Hause, das sich als eine Art Gasthaus anpreist. Ich bleibe stehen und warte, was geschieht.

Es geschieht folgendes: Der Amerikaner sagt einem braunen Kerl, der in der Tür lehnt, ein paar Worte. Der Kerl läuft ins Haus. Faila zögert. Der Amerikaner bleibt stehen, zündet sich eine Pfeife an und winkt ihr träge mit dieser Pfeife. Sie geht. Nach wenigen Sekunden sind beide in dem Hause verschwunden.

Jetzt hält mich nichts mehr. Ich bin unmittelbar an der Tür, trete ein, schicke mich an, die kühle, steinerne Treppe hinauf zu gehen. Deutlich höre ich den Schritt des Amerikaners im ersten Stockwerk, Failas Schritt ist unhörbar.

In dem Augenblick packt mich jemand am Arm. Ein Mann in europäischer Kleidung, verwachsen und verwittert. Ich gebe mich als Diener des Amerikaners aus, ziehe meinen Tabaksbeutel und sage, daß ich ihm Geld brächte. Viel Geld, setze ich hinzu.

Der Bucklige ist noch immer mißtrauisch.

„Ist sie schon oben?" grinse ich.

Da läßt er mich hinauf.

Ich stehe in einem weißgetünchten Gange, der seine Helligkeit von einem offenen Fenster ohne Scheiben empfängt, durch das der volle Mond scheint. Ein milchiges Licht umgibt mich. Ich bleibe stehen, erinnere mich aber an den Buckligen und gehe sofort mit hartem Schritt weiter. Vier Türen zeigt der Gang. Ich lausche an der nächsten: Nichts. An der folgenden: Schritte. Stuhlrücken. Ich lege das Ohr ans Holz. Ja, es ist der Amerikaner. Übrigens spricht er kein Wort. Nur wie er an einen Tisch stößt, flucht er.

Ich warte einen Augenblick, überlege scharf, klopfe an.

Eine Stimme ruft unwirsch, was ich wolle.

Ich klopfe lauter. Trete gleich darauf mehrere Schritte zurück in den Schatten.

Die Tür wird geöffnet, sein Kopf erscheint. Ich schreie: „Mister, kommt gleich, man ist eingebrochen und hat Euer ganzes Geld gestohlen!"

Gleich darauf fliege ich die Treppe hinab, stelle mich unten hin, rufe noch einmal: „Die Ladies suchen Euch, kommt!", eile ins Freie.

Es dauert nicht zehn Minuten, und der Amerikaner verläßt das Haus. Nach einer halben Stunde spaziert gemächlich Faila aus der Tür. Im Mondlicht glänzt ihr Antlitz wie edles Metall. Die Augen haben ein tiefes Leuchten. Die Augen sehen mich. Nein, sie sehen mich nicht an. Ich trete auf sie zu. Sie lächelt und geht vorüber.

„Faila..." rufe ich gedämpft.

Sie legt den Kopf ein wenig zur Seite, als horche sie dem Rufe nach. Ruhig geht sie und leichtfüßig wie ein Panther die Straße hinunter. Es ist als ob die Straße sich unter ihre Füße breite und die Entfernung ihr entgegenflöge.

Plötzlich fällt mir etwas ein: Habe ich nicht zehn Minuten warten müssen, ehe der Amerikaner an der Tür erschien und zu seinem Boardinghouse lief? Zehn Minuten... Der Amerikaner ist ein Geldmann, er wird nicht umsonst fünfzehn Dollar zahlen und dann davonlaufen. Ich bin ein Tor gewesen. Dumm. Mehr als dumm. Einfach lächerlich.

Aber warum hat Faila eine halbe Stunde gebraucht, um hinunter zu kommen? Faila ist eine halbe Stunde oben geblieben, dann erschien sie an der Tür, und dann ging sie lächelnd die Straße hinunter.

Hat sie auf mich gewartet? Mein Gott...

„Faila!"

Sie ist längst verschwunden.

★

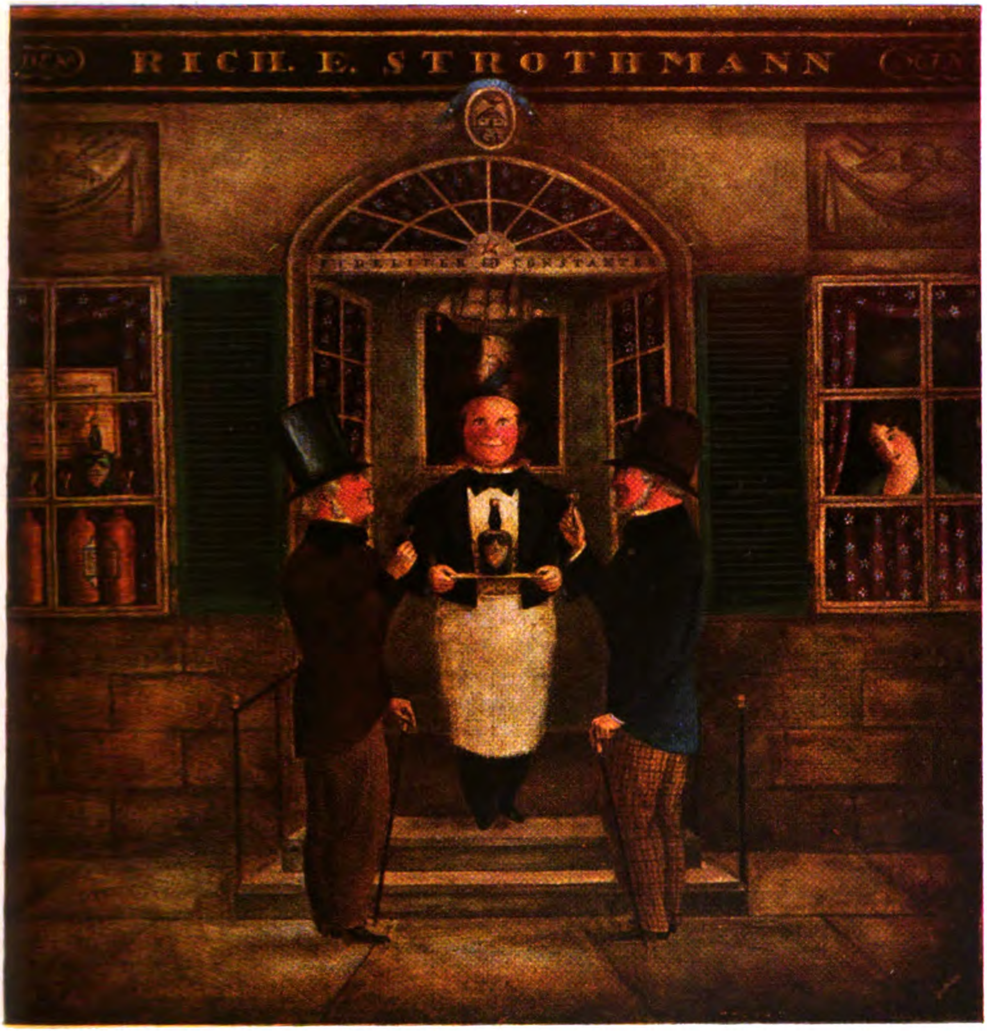
Seklif hatte neue Pläne. Er wollte Schauspiele für Schönheitsfreunde im „Kleinen Sternenzelt" arrangieren. An Bahnhöfen, auf Promenaden und in Hotels sollte ich reiche Europäer dafür fangen. Er versprach sich viel Erfolg davon. Ich überlegte, wie ich eine Gelegenheit fände, zu fliehen und Faila mitzunehmen.

Heimwärts nach Kairo. Wir rasten am Nil.

Ein warmer Abend, golden überfärbt, steigt über die Felsen, über den blauen Fluß, dampft auf in opalnem Hauch. Er atmet ruhig, bevor er sich in die Arme der übersternten Nacht legt. Am anderen Ufer dehnt sich fruchtbares Land. Ganz fern am Horizont ein roter Streifen: die Wüste. Träge fließt das Wasser, kaum ist eine Strömung zu sehen.

Ich sitze auf dem Rad einer Sakije, über mir die Gewalt des blauen Raums, in mir ein glühender Herd, zugedeckt wie ein Kohlenmeiler. Auf einem der hohen Uferfelsen steht

Digitized by Google




Die Kostprobe. Gemälde von Erich M. Simon

(Minden, Sammlung Strothmann)

Digitized by Google

Digitized by Google

Seklif und raucht. Er trägt einen weißen Burnus und einen Turban mit grünem Band durchflochten. Er raucht und schaut ins Wasser.

Den Weg zur Sakije herauf kommt Faila. Sie ist von großer Schönheit, viel tausend Jahre alt wie die ägyptischen Prinzessinnen, von ewiger Jugend wie die große Sphinx. Leicht und sündelos ist ihr Schritt. Nichts trägt sie aus der Vergangenheit mit sich. Es gibt keine Vergangenheit, nur das funkelnde Sein. Sie setzt sich, sieht mich an und schweigt.

Ich schaue über sie hinweg auf drei Dattelpalmen, die vor einem kleinen weißen Hause stehen.

Plötzlich frage ich: „Wirst du mittun?"

Sie lächelt merkwürdig und blickt mir ruhig in die Augen.

Ich sage weiter: „Gewiß wirst du mittun. Alle tun mit, weil's was zu verdienen gibt."

Auch darauf antwortet Faila nicht. Sie erhebt sich, gleitet vorbei und streicht leise mit der Hand über mein Gesicht. Etwas Kühles berührt meine Stirn, es ist das Blatt eines Feigenbaums.

Faila geht ohne sich umzusehen den Weg hinunter, den sie gekommen.

Auf dem gelben Felsen überm Flusse steht noch immer Seklif und raucht.

★

Am nächsten Mittag waren wir in der Stadt. Seklif fragte, ob ich gut französisch spräche. Ja, warum? Er dämpfte ein wenig seine Stimme und gab mir den Auftrag, ins Hotel Imperial zu gehen und dort nach Marquis Lenotre zu fragen. Selbigem Marquis diesen verschlossenen Brief zu überreichen. Falls der Herr Fragen an mich stelle, solle ich ausweichend, bejahend, vielversprechend antworten.

„Was steht in diesem Brief?"

Seklif runzelte die Stirn, antwortete: „Ersuchen um Unterstützung unseres Unternehmens."

Ich ging.

Als ich mich einige Straßen weit fort befand, riß ich den Umschlag entzwei. Es waren Aktbilder von Faila, die Seklif aufgenommen hatte. Eine Affiche in schlechtem Französisch.

Ich bummelte einige Stunden durch die Straßen und suchte jene Gasse auf, in der ich das Weib mit dem Knaben gesehen hatte. Doch soviel ich suchte, immer geriet ich in falsche Straßen. Vergeblich.

Darauf kehrte ich zum kleinen Sternenzelt zurück.

„Nun?" fragte Seklif begierig.

Ich tat außer Atem, erregt, ja verzweifelt, nahm ihn beiseite und stieß heraus: „Die Polizei ist dir auf den Fersen! Flieh!"

Seklif begann zu zittern. Sein dickes Gesicht bekam eine tote Farbe. Ich erkannte, daß er kein Kind dieses Landes war.

„Hast du Marquis Lenotre gesprochen?"

„Lenotre ist ein Hochstapler, man hat ihn vor einer Stunde verhaftet."

„Die Bilder?"

„Hat die Polizei. So geh doch!"

Seklif zögerte. Ich redete dringlicher, erfand Gefahren, schilderte beredt die Schwierigkeiten, unter denen ich diese Kunde herbeigebracht. Währenddessen war Faila unhörbar hinzugetreten. Sie sah mich nicht, fiel Seklif plötzlich um den Hals, flehte ihn an, daß er sich retten möge.

Als er gegangen, zeigte sie mir einen Beutel: sein Geld, das sie ihm aus der Rocktasche gestohlen. Ich trat einen Schritt zurück und starrte sie an: Nein, es war nicht jenes Mädchen, das mich betrogen, doch nun begriff ich, warum ich die Gasse nicht gefunden. Die nackte Ägypterin hat sich in Faila verwandelt. Seklif ist der Verfolger. Der Verfolger ist verschwunden. Der blinde Knabe bin ich.

Ich fasse Failas Hand. Wie klein, braun und schmal diese Hand ist. Zu sagen weiß ich nichts. Auf der Straße zum Nil sehe ich im Geiste eilfertig den dicken Seklif laufen. Er ist als Europäer gestorben, doch als Afrikaner nicht auferstanden. Ein unruhiges Wesen zwischen zwei Leben ist er. Ich muß lachen.

Auch Faila lacht.

Schnell verbreitet sich die Nachricht, welche ich Seklif eingeflüstert. In einer Stunde ist die Truppe auseinandergestoben, in Winkel, Verstecke, unbekannte Orte geschlüpft. Nur der Türke geht großmäulig umher. Er tritt auf Faila zu und will sie mitnehmen. Sie dreht sich um und geht, ohne ein Wort zu erwidern. Wie er ihr nachlaufen will, stelle ich ihm unversehens ein Bein. Er schlägt um. Ich lege eine Schlinge um seinen Hals, ziehe ein Messer, lasse ihn bei Allah schwören, weder Faila noch mich anzutasten und nach dem ersten Muezzinruf außer Sicht zu sein.

Er erhebt sich, schüttelt sich wie ein Tier und geht davon.

★

Diese Nacht schlief ich mit Faila in einer verlassenen Bauhütte am Nil. Der Hauch der Wüste lag in ihrem schwarzen Haar. Und der Rausch aller Pharaonenpaläste stand um sie. Die Nacht kam glühend, die Sterne erblichen, das Morgenrot stieg empor.

Gelb funkelte die Flut des Stromes, überm Ufer erhob sich ein rötlicher Dampf. Faila stand auf zum Gebet. Danach legte sie die Kleider ab und netzte ihren Körper mit dem Wasser des ewigen Stroms.

Ich lag und sah ihr zu. Der Dämonie des

Digitized by Google

Lebens, diesem tollen Wirbel, der in den Schlund des Todes tanzt, war ich für Augenblicke ganz entrückt und hörte nur das Rauschen seliger Akkorde. Die Musik, welche ich vor einigen Wochen noch hinter dem Dasein wähnte, brach hervor in perlendem Glanz. Gegenwart war das Leben.

Ich wollte mit Faila nach Theben und in die Ruinen von Karnak. Wir mieteten Kamele und ritten südwärts. In Assuan schloß sich uns ein deutscher Graf an, der alle Dialekte sprach. Er redete Faila in einem mir fremden Idiom an. Sie blickte fast erschreckt auf und antwortete singend in derselben Sprache.

Der deutsche Graf begleitete uns in die Ruinen von Theben, zeigte die geheimen Gemächer der Fürsten und enträtselte die Mysterien. Er erzählte von Dingen, die vor Jahrtausenden groß und flammend gewesen waren. Toten Dingen. Ich schwieg.

Um die Dämmerung überredete er Faila, in den Ruinen irgendeines Palastes zu tanzen. Er holte aus seinem Gepäck ein altes Kupferbecken und gab es mir. Ich sollte das Becken schlagen, während sie tanzte. Ich widersprach. Er sah mich lächelnd an und fragte leise: „Wollen Sie den Wind einfangen und dem Licht Grenze geben? Niemand kann das Schicksal kaufen."

„Und das Eroberte?"

„In Bereitschaft sein ist besser als besitzen. Alles flieht einmal fort und kommt verwandelt wieder."

Da erkannte ich, daß er vor mir jenes Geheimnis gelöst hatte, um das ich mich seit Wochen mühte.

Die Trümmer der hunderttorigen Stadt flimmerten im Sonnenlicht. Kraniche in der Luft. Ferne die weißen Tupfen ländlicher Gehöfte. Dahinter fieberte der afrikanische Sand. Groß war die Glut. Der Wendekreis lief mitten über meine Brust.

Ich schlug das Becken, und Faila tanzte. Ihr Tanz war Bewegung einer Palme im Abendwind. Sie schleuderte sich nicht fort, sie flog nicht über die Erde, sie stand nur und wiegte sich hin und her. Glänzte und lächelte und hatte das Geheimnis der ewigen Lust in ihren Gliedern.

Da begriff ich die Wendung aller Dinge, legte das Becken hin und verließ sie und den Grafen. Über die Ruinen stieg ich, zwischen wildwucherndem Heckengebüsch und farblosem Strauchwerk auf eine Halde, die den Blick westlich über den Halbkreis der Erde frei ließ. Es war so still, daß ich den eintönigen Gesang des Hebewerks bis in meine Einsamkeit hörte. Plötzlich horchte ich auf. Mir ist, als habe jemand meinen Namen gerufen. Nein, es ist nichts. Wer sollte auch nach mir rufen; weiß doch niemand, wie ich heiße. — Trotzdem erhebe ich mich, um festzustellen, ob vielleicht jener Mann, der mich solange verfolgte, in meiner Nähe sei. Ich würde lächelnd mit ihm gehen. Doch er ist nicht da. Und wäre er da — auch dieses Abenteuer würde nicht besser auslaufen. Besser? Was heißt besser? Die Erde, die Winde und alle Sterne bewegen sich, niemand weiß, wohin; und du allein willst Beharrung? Nichts geht verloren, das Verlorene läßt eine Erkenntnis zurück, und „alles kehrt verwandelt wieder".

Ich bücke mich, um ein Steinchen aus den Ruinen von Karnak mitzunehmen. Dabei fällt mir ein Briefumschlag aus der Tasche.

Ach, die Photographien von Faila.

Ich sehe sie an, eine nach der andern. Sehr raffiniert sind sie gemacht, und im Grunde gar nicht raffiniert. Es sind Bilder der schimmernden Oase und der gelben Sonne auf einem Nilfelsen. Bilder einer Palme, die sich biegt, eines Tieres, das aus afrikanischer Glut geboren ist. Eines unwahrscheinlichen, geheimnisvollen, nackten Tieres.

Es hat keinen Sinn, diese Bilder mit nach Europa zu nehmen. Sie verlören nur ihren Glanz. Ich kann ja auch den Hauch der Wüste nicht mitnehmen. So lasse ich sie aus den Händen fallen. Der Wind begräbt sie zwischen Geröll und Trümmerblöcken, und es kann sein, daß einst daraus ein Strauch mit seltsam leuchtenden Früchten wächst.

Digitized by Google

# Neues vom Büchertisch

## Romane und Novellen. Von Karl Strecker

**Alfred Döblin: Berge, Meere und Giganten** (Berlin 1925) — **Arnold Ulitz: Der verwegene Beamte** (Stuttgart 1925) — **Heinrich Bandlows Werke.** (In verschiedenen Verlagen) — **Hans Richter: Sturmflut** (Bremen 1925) — **Paul Oskar Höcker: Dicks Erziehung zum Gentleman** (Berlin 1925)

Je weiter die Verlage unserer sogenannten schönen Literatur sich in den Zeitgeschmack der kleinen Bücherreihen und Reihenbücher verstricken, je mehr wir vor dem Angriff eines schwer übersehbaren Heeres von Novellenzwergen, Erzählungsdäumlingen, Duodezausgaben, Fingerhutgeschichten, Westentaschenromanen das Fürchten lernen, je weniger man sich retten kann vor schmalbrüstigen Heftchen, vor Fabeln in Streichholzgröße, vor einem Fanatismus der Schmächtigkeit, der Zwölfminutenlektüre —: um so lieber lehnt man sich einmal an die Felsenstirn eines Berges, blickt man auf Meere hin, oder zu ragenden Giganten empor.

**Berge, Meere und Giganten** sind nun aber gar in einem Buch vereint. Wie sollten wir da nicht zugreifen? Der Verfasser **Alfred Döblin** nennt diese 588 Seiten in Lexikonformat einen Roman. In Wirklichkeit ist es ein kosmisches Epos, man kann auch sagen eine Apokalypse.

Kein Untergang des Abendlandes, wohl aber ein Untergang der Menschenwelt im dritten Jahrtausend ist der Inhalt dieses innerlich schwer zugänglichen und schwer kontrollierbaren Werks, das sich weder durch angreifende Glaubwürdigkeit noch durch tänzerische Leichtigkeit auszeichnet.

In atemlosem Tempo rast die massive Erzählung dahin; wie in einem gewöhnlichen Roman Tage und Wochen werden hier Jahrhunderte erledigt. Schon auf der 19. Seite sind wir so weit, daß „in zwei neuen Jahrhunderten" langsam der westliche Völkerkreis unter das Imperium London-Neuyork gekommen ist. Dann zermorschen die politischen Gewalten. Die Regierungen, die Heere kommen in die Hand der großen technischen, industriellen Gruppen. Allgemeine Wohlhabenheit, allgemeine Faulheit. Die Völker haben ein System von Stadtschaften, in denen sich langsam eine neue Herrenkaste herausbildet. Mathematik, Ingenieurwissenschaft, Chemie, Elektrotechnik, Biologie, Radiotechnik sind nur Ausgewählten gestattet, deren Zahl man von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verringert. Eine neue Art der Sklaverei kommt auf. Eine ganz veränderte Stellung hat die Frau. In den südlichen Landschaften Europas gehören die Frauen zu den aktivsten Elementen, denn sie sind durch die veränderten Verhältnisse stark gezüchtet.

Ist der Pazifismus nun, in vier, fünf Jahrhunderten nach uns, die wir 1914—1918 erlebten, endlich zur Herrschaft gelangt? Im Gegenteil: der größte und furchtbarste Krieg, den die Erde gesehen, bricht aus: der Uralische Krieg. Die westliche, die europäische Welt sucht ihre Entfaltung in einem gewaltigen Entscheidungskampf gegen den Osten, der mit unausdenkbaren Mitteln geführt wird. (Der Abschnitt „Der Uralische Krieg" erschien im Juni 1923 im Vorabdruck in diesen Heften.)

Natürlich haben sich um diese Zeit bereits alle Lebensverhältnisse gründlich geändert. Ein beispielloser und allgemeiner Umschwung war schon mit dem Aufkommen der „künstlichen Lebensmittelsynthese" eingetreten. Grünende Saaten, Mühlen und Bäckereien sah man wie Dinge an, von denen altassyrische Tontafeln meldeten. Auch die Apparate hatten sich völlig verändert. Aus Maschinen waren Maschinenorganismen geworden. Die Energiewirtschaft hatte zur Verkuppelung der Kraftwerke untereinander geführt, es entstehen Glasstädte, Lichtstädte, Nahrungs- und Kleidungsstädte.

Die Asiaten rufen ihre Völker auf gegen die Macht der Weißen, die mit Maschinen kommen, und wehren sich. Die furchtbarste Waffe, die Flieger, schlagen sie ihnen aus der Hand durch Wellen, welche die Motore in Unordnung bringen, und nun rücken sie mit Menschenmassen und Feuermeeren gegen die Feinde an. Die Europäer antworten mit Feuermassen. Eine Kampfszene aus diesem Stand der Dinge mag zugleich von der Form des Werkes eine Probe geben: „In die Erde metertiefe Stollen gestoßen, Stollen neben Stollen. Blöcke bohrten sich ein, rissen den Boden auseinander, die Linie vom grünen Ladogasee bis zum Toten Meer. Wie eine große Egge griff es in die Erde, hielt den Kopf gesenkt. Die Blöcke warfen unten Sprengstoffe Gase Salze vor sich aus," (Kommata liebt Döblin nicht.) „Blöcke über ihnen durchlockerten die Erde, mischten sie mit Gasen Salzen, durchdrangen sie mit Hitze. Hochgeschleudert unter Donnerschlag rauchte blutbeflammte Erde, verzehrte sich geifernd in der Luft, aufgehoben in einem wirbelnden wogenden Qualm. Hohe Flammengarben sprangen in Säulen aus dem bloßgelegten Boden, brannten hinter der qualmenden niederregnenden Masse weiß und grün steil in Riesenhöhe auf. Flamme neben Flamme wie die Blockzähne der großen Egge, über Wiesen,

Digitized by Google

Ackerboden, zwischen Dörfern Landstraßen vom Toten Meer zum Ladogasee Cherson Poltawa Mohilew Pskow Waldai. Menschen Häuser Steine Hügel Tiere Wälder restlos zerklafternd aufwerfend hochhebend verschüttend, Flußtäler zerreißend ausfüllend."

Uff! So geht sie weiter, diese epische Dampfwalze, die ohne sonderliche Hemmungen durch Interpunktion den Globus flach plättet. Man sieht: auf Orte, Menschen, Völker, Weltteile kommt es dem Verfasser nicht an, er erledigt alles im großen. Und es liegt wirkliche Größe darin: wie er hier den letzten Entscheidungskampf zwischen Menschen zugleich mit dem Entscheidungskampf menschlicher Kultur (samt allen ihren Erfindungen, Wissenschaften, Künsten), die eben auch einmal ein Ende hat, gegenüber der ewig fortwirkenden Natur schildert.

Der Mensch ist nicht klein. Ungelähmt bleibt sein Drang zu schaffen, zu erobern. Nicht mehr gegeneinander hebt er die Waffen, jetzt wendet er sich gemeinsam gegen die Natur selbst, sucht in mächtigem Vorstoß ihre Gesetze und Elemente umzuwerfen. Enteisung Grönlands heißt das Ziel.

In der Schilderung dieses gigantischen Unternehmens, das Gesetz der Natur in ihren Bann zu schlagen, erreicht auch Döblin den Gipfel seiner Darstellungskunst. Schon der Anfang, wie die großen Flotten ihre Ölwolken, von unzähligen Fliegern umschwärmt und dirigiert, über die Eisfläche hinsegeln lassen, versetzt einem den Atem. Hier strömt wirkliche Kraft. Den Einzelheiten weiter zu folgen, ist bei der überwältigenden Fülle des Stoffs nicht angängig. An der Natur ewiger Gesetzlichkeit und Zeugungskraft zergeht das Menschentum und seine kleine Geschichte. Aber hinter diesem entscheidenden Verhängnis erwacht eine neue Menschheit, der die Hybris der vorangegangenen wie ein wüster Traum erscheint. Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag. Ährenwiegendes weites Land winkt von ihnen herüber.

Wie schon betont: kein Roman. Vor allem nicht zu verwechseln mit jenen „Zukunftsromanen", die ein Leben in späteren Jahrhunderten vorzutäuschen versuchen, ohne doch etwas anderes zu geben, als eine Verlängerung der heutigen Errungenschaften bis zu einem ausdenkbaren Gipfel, zur Verherrlichung der menschlichen „Mentalität". Hier scheitert sie gerade „letzten Endes", um diese oft mißbrauchte Redensart an der richtigen Stelle zu verwenden, scheitert an dem ruhigen und unerschütterlichen Fortwirken der Natur.

Freilich: in diesem Buch schlägt kein Herz. Kaltrechnerisch werden die Begebenheiten abgerollt, grauenvollste Qual und Vernichtung noch wird mit der Gebärde einer geschäftlichen Ausstellung vorgetragen, Ort, Land, Volk sind bestenfalls mit dem Auge des Nomaden gesehen, Menschen, an denen wir inneren Anteil nehmen, gibt es nicht, im Tanz der Jahrhunderte fehlt der ruhende Punkt. Der expressionistische Stil ist geläuterter und kraftvoller, als man es sonst bei dieser Programmkunst gewohnt ist, er verdient diesen Namen eigentlich kaum noch. Immerhin erschwert die fortwährende Häufung sinnverwandter Wörter noch dazu ohne Kommata das Lesen und stößt zeitweise geradezu ab; bald werden einzelne Zeitworte, bald Substantive so massenhaft übereinandergestapelt (an der gegebenen Probe wird man es schon erkennen), daß der Leser sich in ein verbales Warenhaus versetzt glaubt.

Es ist viel, daß man trotz alledem nicht eher von dem Wälzer loskommt, als bis man ihn aufmerksam bis zu Ende verfolgt hat. Man fühlt sich auf einen anderen Weltkörper gehoben, die Gedanken werden losgelöst von allem, was uns in unserer Zeit beschäftigt, was uns hier im Alltagsleben, im Beruf, in der Politik und Gesellschaft etwa Ärger, Sorgen und Verdruß macht. Auch das hat seinen Wert. Die kühle Temperatur des Vortrags kommt hinzu, so daß man für betuliche Hitzköpfe des Tages das Buch mit gutem Gewissen als Eisbeutel empfehlen kann.

Wenn ich am Eingang dieser Monatsbetrachtung einer heutigen Mode: den kleinen belletristischen Bücherreihen einen gelegentlichen Pritschenschlag versetzte, so geschah es in einem kleinen Ärger über das Zuviel, über den Mangel an Maß und Ziel, der, wie in so vielen Erscheinungen unserer Zeit, auch darin zutage tritt. Jedes Ding hat zwei Seiten, würde Alice Berend sagen, und ich bekenne gern, daß ich eine beträchtliche Anzahl ausgezeichneter Vertreter dieser Liliputanerrhapsodie mit Freude und Genuß gelesen habe. Dazu gehört die Erzählung D e r v e r w e g e n e B e a m t e von A r n o l d U l i t z, wennschon der begabte Verfasser Bedeutenderes geschrieben hat. Wie immer geht dieser Breslauer Dichter auch hier absonderliche Wege. Es ist seine Schwäche, daß er so oft das Groteske sucht, es ist seine Stärke, daß er es so oft findet, ohne daß es gesucht erscheint. Dieser Magistratsgeometer Flondersug — er heißt wirklich Flondersug, vielleicht als Umkehrung eines Ulitzschen Sonderflug-Gedankens — ist ein närrischer Kauz; daß er auch ein Taugenichts oder doch ein Taugenichtviel ist, möchte der Verfasser scheinbar nicht zugeben, aber das einzige Mittel, es mit Erfolg zu bestreiten, wäre wohl gewesen: er hätte ihn anders dargestellt.

Möglich immerhin, daß wir dann der Geschichte nicht so aufmerksam gefolgt wären. Flondersug soll „abgebaut" werden. Das ahnt er, das weiß er. Ein Vorgesetzter hat gemeint, er sähe nicht wie ein Beamter aus, und das wird wohl auch stimmen, nach allem was man von ihm hört. Sein Vater war ein alkoholbeflissener Photograph, er selber ein Waisenhauszögling, kennzeichnendes Merkmal: eine grundehrliche Abneigung vor jeglicher Arbeit. Die Vermutung ist nicht ganz von der Hand zu weisen, daß hierin wohl immerhin auch ein kleiner Grund zu seinem Abbau gelegen haben mag und nicht nur in seiner beamten-

Digitized by Google

widrigen Nase. Flondersug, als er wirklich abgebaut ist, denkt nicht daran, sich nach irgendeinem anderen Beruf ernstlich umzusehen. Zwar gehen ihm allerhand Pläne durch den Kopf, so zum Beispiel Gastwirt zu werden (das könnte ihm passen!), aber er verwirft sie wieder und schließlich besteht die ganze „Handlung“ der Erzählung in einer Beschreibung der Art, wie er die erhaltene Entschädigungssumme auf einer großen Sprittour zu Rade verjubelt, sich dann Mut antrinkt und sein Stahlroß in einen Abgrund hinabsteuert.

Aber dieser lange Totentanz zu Rade ist mit der ganzen eigenartigen Detailkunst des Erzählers Ulitz geschildert. Ein Genrebildchen, ein seltsames oder drolliges Erlebnis löst das andere ab, und es gelingt dem Verfasser, in so manchem unscheinbaren Geschichtchen ein satirisches Spiegelbild unserer Nachkriegszeit aufblitzen zu lassen.

So bekannt dieser siebenunddreißigjährige*) Erzähler schon in weiten Kreisen ist, so unbekannt ist noch ein Siebzigjähriger — freilich ganz anderen Schlages: der vorpommersche Humorist Heinrich Bandlow. Für die „weiten Kreise“ ist sein Schaffen zu heimatlich begrenzt, es läuft, wie die Maus im Kessel, rund herum, und zwar um die Gestalten und Ereignisse einer pommerschen Kleinstadt nebst den umliegenden Dörfern und Gütern; aber wer die Menschen einer bestimmten Schicht bis in alle Einzelheiten genau kennt, der kennt den Menschen, und auch aus vielen kleinen Steinchen läßt sich bekanntlich ein Bild vom Rang des Taubenmosaiks herstellen.

Damit soll Bandlow nicht überschätzt werden; er wandelt in den Spuren Fritz Reuters, ohne ihn, von Einzelheiten abgesehen, zu erreichen, aber auch ohne ihm nachzuahmen. Er sieht mit eigenen Augen, die scharf genug sind, aus Hunderten von Alltagsmenschen sogleich die Originale, aber auch die charakteristischen Typen herauszukennen, und sein Formgefühl zeigt sich besonders darin, daß sich auch in seinen zahllosen humoristischen Skizzen und kleinen Erzählungen jedes Stück zu einem Bilde rundet, das fast immer eine merkwürdige Gestalt, voll beleuchtet, im Vordergrunde zeigt. Diese kleinen Geschichten sind in den Sammelbändchen „Stratenflegels“, „Lustig Tügs“, „Frisch Salat“, „Ut min Apteik“, „Dor rück an“ enthalten (meist bei Reclam erschienen). Ernste Erzählungen sind „Glocken“, „Fewerdrom“, „De rode Fru“, „Strommacht“. Von den größeren Erzählungen Bandlows liegen zwei in hochdeutscher Sprache vor, Ernst Spillbom ist die beste von ihnen, und mit Recht erinnert Bandlows Freund und Herold D. Dr. Albrecht an die Verwandtschaft des Tons mit Thackerays Vanity fair.

*) Bei der Gelegenheit sei der Schreibfehler einer Altersangabe pflichtschuldig berichtigt. Der expressionistische Dichter Johannes R. Becher ist nicht, wie hier angegeben wurde, 43 sondern 34 Jahre alt.

Bandlows letztes und größtes Werk ist De Ulenkraug (Hamburg, Hermes), ein Roman, der einen Ausschnitt aus einfachem pommerschen Dorfleben gibt, aber mit großer Wirklichkeitstreue und vor auem mit einem ungesuchten behaglichen Humor geschrieben, wie er heute selten geworden ist.

Vielleicht gilt er auch als nicht mehr zeitgemäß? Wenigstens las ich kürzlich von einem sonst sehr verständigen Schriftsteller und sogar bedeutenden Epiker, anläßlich einer Betrachtung von Thomas Manns Zauberberg, daß er dem Wort Humor „kühl temperierte Heiterkeit“ vorzöge, wobei er durchblicken ließ, daß ihm Jean Paul ein wenig veraltet vorkomme. Als ob das nicht eine Angelegenheit des Geblüts, der Naturanlage und Weltanschauung wäre! „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“, und dieser Vater bewahrte uns davor, daß jene warme Weltliebe, jenes Lächeln durch eine verhaltene Träne, das einen Jean Paul kennzeichnet, unserer Dichtung verloren ginge. Wirklicher Humor ist in der Dichtung freilich eine seltene Frucht, aber es geht doch nicht an, diese Trauben darum sauer zu nennen, weil sie ein wenig hoch hängen. Nicht nur Jean Paul, auch Raabe, Keller, Sterne, Reuter, ja Shakespeare und Cervantes würden ihr humorvollstes Lachen lachen, wenn sie hörten, ihnen werde jetzt vom grünen Tische geraten, ihre Heiterkeit ja „kühl zu temperieren“, um nicht des Humors bezichtigt zu werden...

Von Bandlow, dem hiermit ein nachträglicher Glückwunsch zu seinem siebzigsten Geburtstag zugerufen sei, zu Hans Richter ist der Weg nicht weit, denn beide stammen von der Waterkant. Die Erzählung Sturmflut von Richter, vielleicht ein Patenkind von Storms Schimmelreiter, scheint sogar nur für jene geschrieben, von denen Zarathustra sagt: „Euch, den kühnen Suchern, Versuchern, und wer je sich mit listigen Segeln auf furchtbarem Meer einschiffte — euch bin ich Freund wie allen solchen, die weite Reisen tun und nicht ohne Gefahr leben mögen.“

Freilich ist die Erzählung, die dem Buch ihren Namen gibt, von allgemeingültigem Wert, denn sie steht dichterisch weit über dem Durchschnitt. Nordweststurm in Friesland. Er treibt die Nordsee gegen die Dämme, preßt sie hinein in die Jade. Auf hohen weißen Schaumkronen reitet er dahin, peitscht die Buhnen, leckt am Deich. Sucht einen Feind.

Der Wanderer ist trotz dringender Warnung den Deich entlang gegangen. Jetzt ist es dunkel um ihn, kein Haus zu sehen. Das letzte Postschiff in Eckwarden nicht mehr zu erreichen. Als er noch schwankt, ob er zurückkehren oder weitergehen soll, trifft er eine seltsame Gestalt. Ein altes Männchen, mit wehenden weißen Haaren und steifem Bein. Es führt seltsame Reden, bringt ihn mit in sein einsam am Deich gelegenes Häuschen. Äußerlich eine ärmliche Kate. Aber innen hängen Maschinenzeichnungen

Digitized by Google

und Bilder. Schreibtisch, Schrank, Regale, keine Bauernsachen. Überall liegen Bücher, wild durcheinander. Technische alte Zeitschriften, zwanzig, dreißig Jahre alt. Der sonderbare Greis kocht ihm Tee, holt Brot und Käse aus dem Schrank. Und erzählt.

Ein verkanntes Genie? Er hatte einen gewaltigen Plan. Er wollte die Menschen freimachen von Alltagssorgen und Kleinkram. Eine Riesenstadt wollte er errichten, in der alle Gesetze und Bedingungen, die das Leben erschweren, aufgehoben sind. Alles hat er bezwungen, Sumpf und Moor mit Betonquadern gefüttert, hat Pumpwerke angelegt, die pressen das Wasser dahin, wo er es braucht. Hat die Heide getötet, das Meer unterjocht. Es treibt jetzt seine Turbinen, treibt Schaufeln, erzeugt elektrische Ströme.

Aber die Menschen waren nicht reif für seine Idee. Und ihn selber, den Friesensohn aus altem Geschlecht, hat die Scholle, die er geerbt, haben zwei blaue Frauenaugen von seinem Werk reißen wollen. Auch sind bei seinem Bau Menschen schrecklich verunglückt. Und dann kam die Sturmnacht. Die wilden Wogen stürmen auf den Brockhof zu. Da sitzt die Frau mit den schönen blauen Augen, die auf ihn wartet. Er kommt zu spät. Eine Stunde zu spät.

Ein Irrer hat diese Aufzeichnungen, die er dem Wanderer zum Lesen gibt, gemacht. Was ist wahr daran? Niemand weiß es. Er selber, der Alte, dem die Sinne verwirrt sind, findet in dieser Sturmflut seinen Frieden. Die Wellen tragen ihn dahin, die er hat bezwingen wollen, ins Grenzenlose.

Auch die übrigen Erzählungen sind lesenswert. Die Schilderung eines Sturmes auf dem Meere in der zweiten, an sich sehr kurzen Geschichte ist ein Meisterstück, ebenso das Einlaufen eines großen Passagierdampfers mit allem Drum und Dran in „den Hafen". Wie kommt es, daß man von Hans Richter noch nichts gehört hat? Im Literaturkalender ist nur **ein** Schriftsteller dieses Namens verzeichnet, ein geborener Berliner. Das kann unmöglich diese ausgesprochene Wasserratte sein.

*

Nicht weil, sondern obwohl **Paul Oskar Höcker** Herausgeber dieser Zeitschrift ist, muß ich unter den Neuerscheinungen der deutschen Romane sein letztes Werk hier besprechen, denn es hat neben dem schriftstellerischen auch einen kulturhistorischen Wert, der es über den Durchschnitt erhebt. Die Aufschrift **Dicks Erziehung zum Gentleman** ist mit leiser Ironie hingesetzt. Dieser Richard Zollikofer nämlich, der Neffe eines der hervorragendsten Gentry-Mitglieder Albions, ist im Grunde seines Wesens so unheilbar deutsch, daß ihn weder das in größtem Stil organisierte Luxusleben dieser Oberschicht, noch die schönen Frauen des Auslandes, mögen sie nun von südlicher Glut, oder von nordischer Kühle sein, auf die Dauer festhalten können. Er wendet sich nach vielerlei Irrungen und Wirrungen entschlossen selbstloser Arbeit und einem deutschen Mädchen zu, dessen Geige in reinem, edlem Ton ein Beethovensches Adagio erfaßt, mag auch der alte Lord Vermingham mißbilligend sagen: „Geige spielen — für Geld? Nein, das sollte man nicht." Der besondere Wert dieses Romans, der zu den bestgeschriebenen Höckers gehört, liegt in der keineswegs einseitigen, aber doch unerbittlichen Kritik des englischen Gesellschaftslebens, dieses starren Systems von Oberflächlichkeit, Heuchelei, Prüderie und innerer Unwahrheit. Paul Oskar Höcker hat persönlich die Studien zu diesen ebenso gewissenhaften, wie vielseitigen und farbigen Schilderungen gemacht, wir sind immer mit Auge und Ohr beteiligt an den Unternehmungen, den Um- und Zuständen dieses High-life, mag sich nun um Sir Felix Constable, den angesehenen Staatsmann, ein Heer von politischen Trabanten spitzohrig scharen, mag um seine stolze Gattin Florenze, das Urbild einer eleganten, scheinbar unnahbaren Lady (die es aber „hinter den Ohren hat"), sich die vornehme Lebewelt in London oder in den schottischen Jagdgefilden bewegen. Auch das Herz des jungen Richard kommt nicht zu kurz, schließlich fällt ihm sogar in verschwiegener Nachtstunde die wohltemperierte Frau Florenze um den Hals, so daß die hübsche Pointe aus Kellers „Schmied seines Glückes" (wie seinerzeit in dem Lustspiel „Der Erbsohn") auch hier wiederkehrt. Der Roman, der mit einer ungemein lebendigen Szene einsetzt, zeichnet sich im übrigen durch einen vornehmen ethischen Grundton aus, was bei der heute als Vorzug erachteten Schluderei in dieser Hinsicht auch den wohltuend berührt, der sich von jeder Zimperlichkeit meilenweit entfernt weiß. Nur die Gestalt der Barbara scheint mir in ihrer Wirkung auf den Leser vom Verfasser überschätzt und zu breit behandelt zu sein. Aber der flotte Wurf und die ungemeine Anschaulichkeit, die auch dies Werk des Erzählers auszeichnen, werden diese ohnehin nicht störende Empfindung bei den wenigsten Lesern aufkommen lassen. Es sind farben- und bewegungsfreudige Bilder, die wie ein Panorama aus der britischen Aristokratenwelt sich um den Beschauer lagern.

# Mahatma Gandhi. Von Chempakaraman Pillai

Die mannigfachen Probleme auf dem Gebiete der indischen Politik und die soziale und kulturelle Entwicklung des indischen Volkes haben in der Welt nirgends ein so großes Verständnis gefunden, wie gerade in Deutschland. Die Verwandtschaft der deutschen und indischen Geisteswelt und die Ähnlichkeit der Schicksale beider Völker rufen in

Digitized by Google

ihnen ein Gefühl von Zusammengehörigkeit hervor. Deutsche Denker und Dichter haben stets die indische Philosophie, Literatur, Philologie und Mythologie in vollem Maße gewürdigt; deutsche Sanskritisten und Gelehrte haben ihr bestes getan, um sie zu erforschen und der Welt bekannt zu geben. Ich brauche hier kaum zu erwähnen, welchen Einfluß die indische Gedankenwelt auf Schopenhauer, Nietzsche, Goethe, Herder, Rückert, Richard Wagner und Hartmann ausgeübt hat. In neuerer Zeit haben die Dichtungen Rabindranath Tagores ein so großes Interesse gefunden, daß man in ihm sogar ein Vorbild indischen Wesens sah.

Und wiederum lenkt ein neuer Name indischen Ursprungs die Blicke der Völker nach dem Indus- und Gangestale — Mohandas Karamchand Gandhi. Dieser Name gilt heute allgemein als Symbol der Auferstehung des nationalen Gedankens in Indien. Alles, was in diesem Lande nach dem großen Kriege sich abspielt, wird in der Außenwelt Gandhi zugeschrieben. Das Streben der Inder nach nationaler Selbständigkeit und der Wunsch, Fortschritt und Entwicklung des Landes der Eigenart seines Volksempfindens, Tradition und Vergangenheit anzupassen, haben ihren Ausdruck, wenigstens symbolisch, in Gandhi gefunden.

Seit etwa vier Jahren beschäftigt sich auch die gesamte europäische, asiatische und amerikanische Presse mit Wesen und Lehre dieses Mannes. Zahlreiche Broschüren und Bücher sind bereits über ihn erschienen, von denen hier nur erwähnt seien: „Mahatma Gandhi" von Romain Rolland, „Gandhi in Südafrika" und die unter dem Namen „Jung-Indien" gesammelten Übersetzungen seiner Reden und Artikel.

Der Mahatma — die große Seele —, wie ihn die Inder nennen, wurde als Sohn eines Ministers des indischen Fürstentums Porbandar am 2. Oktober 1869 geboren. Er gehört einer orthodoxen Familie der Dschain, einer Abart des Hinduismus, an. Nach Beendigung seiner Studien in Indien entschloß er sich, in London Rechtswissenschaften zu studieren. Aber nur mit großen Schwierigkeiten konnte er seine fromme Mutter bewegen, ihm die Erlaubnis zur Durchquerung des Heiligen Meeres zu erteilen. Er mußte einem Dschain-Priester gegenüber sogar das Gelöbnis ablegen, während seines Aufenthaltes in England sich von Fleisch, Alkohol und Frauenverkehr zu enthalten. Nach Beendigung seines Studiums in London kehrte er nach Indien zurück, um als Anwalt am High Court in Bombay zu wirken. Einem Rufe indischer Siedler in Südafrika folgend, trat Gandhi im Jahre 1893 eine Reise nach Natal und Transvaal an, um sie in einem Prozesse zu vertreten. Hier beginnt eigentlich die erste Periode seiner Laufbahn.

Erniedrigungen, Rechtlosigkeit und Intoleranz, denen die indischen Ansiedler von seiten der weißen Kolonisten ausgesetzt waren, veranlaßten Gandhi, sich ihrer Sache anzunehmen und für ihre Gleichberechtigung in den südafrikanischen Kolonien zu kämpfen. Hier sah Gandhi zum ersten Male, daß er und seine Landsleute nicht mehr gleichberechtigte Bürger des britischen Imperiums waren, sondern als Paria betrachtet wurden. Die vielen Gesetze der südafrikanischen Union gegen die Asiaten beraubten sie jedes Rechts der freien Entwicklung in den Kolonien. Er machte es sich zur Aufgabe, sein Schicksal mit dem der indischen Ansiedler gleichzustellen. Die vielen Episoden seiner Tätigkeit auf diesem Gebiete sind so zahlreich, daß es kaum möglich ist, sie hier zu schildern. Erwähnt sei nur, daß er mehrmals verhaftet und ins Gefängnis geworfen wurde und oft genug tätlichen Angriffen der weißen Bevölkerung ausgesetzt war.

Er gründete den Natal-indischen Kongreß, die Transvaal-indische Vereinigung und die Zeitung „Indian Opinion" und errichtete die Tolstoi-Farm in Phoenix, unweit Durban, um hier eine Anzahl seiner Anhänger nach seinen Prinzipien zu erziehen. Bei all dieser Tätigkeit ging Gandhi von dem Grundsatz aus, daß er als britischer Untertan die gleichen Rechte, aber auch die gleichen Pflichten habe, wie die Engländer selbst, und, trotz seines Widerstandes gegen die Regierung der südafrikanischen Union, unternahm er Hilfsaktionen in Momenten der Gefahr. So z. B. organisierte er während des Burenkrieges ein indisches Ambulanzkorps, rüstete beim Ausbruch der Pestepidemie ein eigenes Hospital aus und bildete 1906 zur Zeit der einheimischen Revolte ein Krankenträgerkorps. Obwohl seine Tätigkeit in dieser Hinsicht von Londoner und afrikanischen Regierungsstellen voll gewürdigt wurde, blieben die indischen Ansprüche unbeachtet. Seine Deputationsreisen nach England und Indien brachten auch keine wesentliche Besserung der Verhältnisse. Im Gegenteil, die Transvaal-Regierung erließ die Draft Asiatic Law Ordinance, durch die Gandhi sich bewogen fühlte, zur passiven Resistenz überzugehen. Der Erfolg überzeugte Gandhi von der in ihr ruhenden Kraft.

Als der Weltkrieg ausbrach, war er in London und, wiederum im vollen Bewußtsein seiner Ideologie, daß die Engländer doch noch für ihre indischen Untertanen etwas übrig hätten, organisierte er ein Ambulanzkorps der indischen Freiwilligen in England. Sein Gesundheitszustand zwang ihn jedoch anfangs 1915, nach Indien zurückzukehren; er blieb bei seiner Ansicht, daß man der englischen Kriegführung keine Schwierigkeiten in Indien bereiten dürfe.

Es ist in Deutschland zur Genüge bekannt, mit welchen Mitteln die Engländer fast drei Viertel der Welt zusammenriefen, um angeblich den preußischen Militarismus zu bekämpfen. Den Indern versprachen sie

Digitized by Google

weitgehende Reformen nach Beendigung des Krieges, insbesondere verpflichteten sie sich den indischen Mohammedanern gegenüber, weder die Integrität des Ottomanischen Reiches anzutasten, noch die Rechte des Kalifen zu beschränken. Gandhi war naturgemäß im Banne dieser Versprechungen. Da aber die Engländer nicht Wort hielten und den Frieden von Sèvres diktieren wollten, entstand eine starke Empörung bei den indischen Mohammedanern. Sie gründeten das Kalifat-Komitee zur Stützung der türkischen Ansprüche und der Verteidigung der Rechte des Kalifen. Diese Tatsache und die beabsichtigte Durchführunng der Rowlatt-Gesetze seitens der britisch-indischen Regierung, die den Indern jede Spur von individueller und kollektiver Freiheit nahmen, zwang die ohnehin schon angewachsene Freiheitsbewegung unter den Hindus, gemeinsam mit den Mohammedanern unter der Führung Gandhis der britischen Bürokratie entgegenzuarbeiten. Dies bedeutet einen gewaltigen Fortschritt in der hindu-mohammedanischen Verständigung.

Gandhi entschloß sich, sein afrikanisches Experiment in Indien zu wiederholen. Er legte seinen Anhängern folgendes Gelöbnis auf: „Wir versprechen und verpflichten uns, daß, wenn die Rowlatt-Gesetze, welche das Prinzip der Freiheit und Gerechtigkeit negieren und die persönlichen Rechte des Bürgers zunichte machen, auf denen die Sicherheit der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen und des Staates im besonderen beruhen, zur Wirklichkeit werden sollten, wir diesen Gesetzen nicht gehorchen und uns den Anordnungen des Komitees fügen wollen, sie getreu erfüllen und uns von jeder Gewalttätigkeit gegen Leben, Personen und Eigentum enthalten werden." — Das Prinzip dieses Gelöbnisses nennt Gandhi „non violent non-cooperation", d. h. nicht gewaltsame Nichtmitwirkung an den Regierungsmethoden der Engländer in Indien; er kleidet es in das schöne indische Wort: Satyagraha, das bedeutet, daß man von der Wahrheit nicht abweichen darf. Diese Idee hat eine gewaltige Änderung in der Denkweise der Inder gegenüber der bisher für allmächtig gehaltenen Macht Englands hervorgerufen und im Lande das englische Prestige vollständig untergraben.

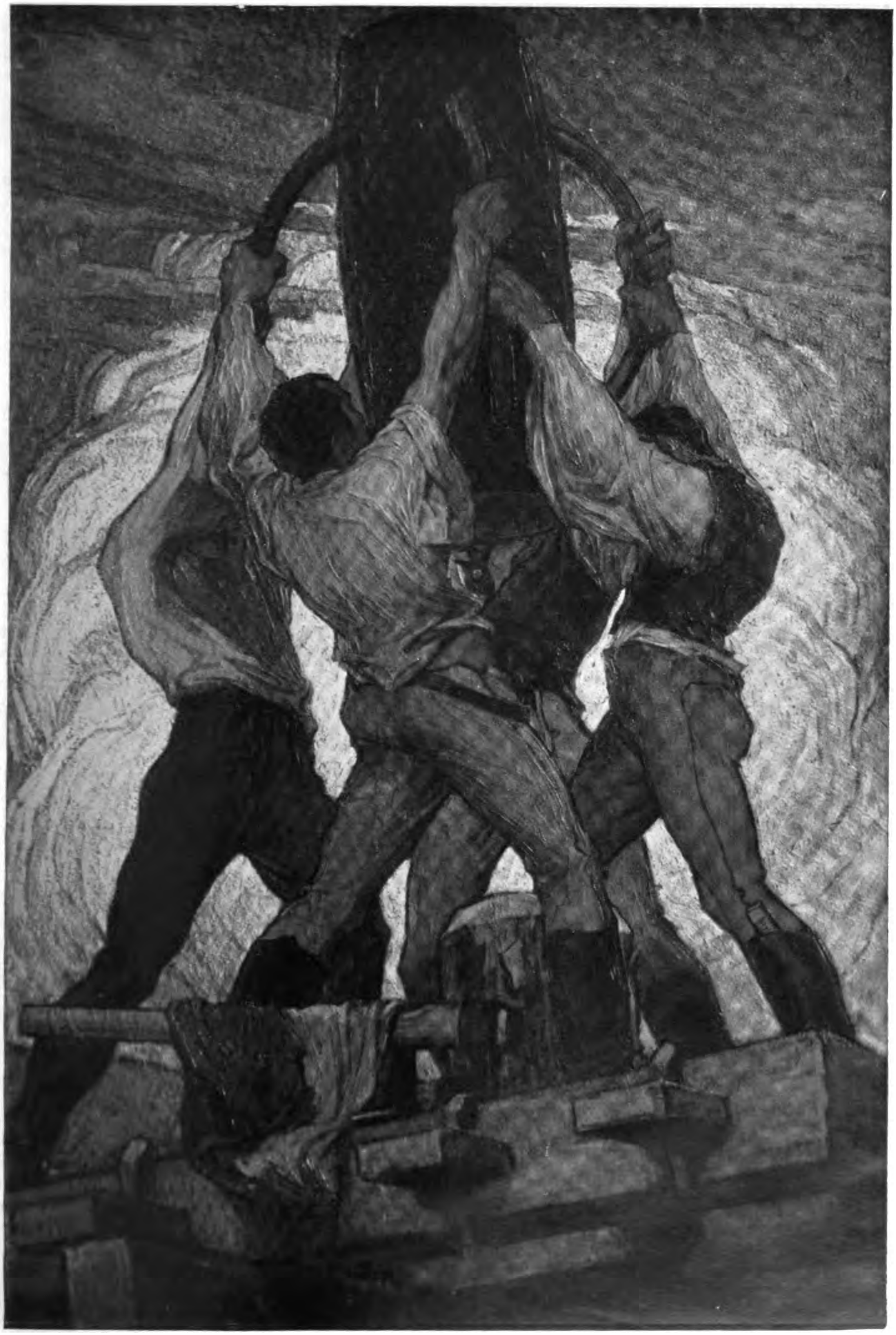
Der indische National-Kongreß schloß sich Gandhis Programm an und erhob Gandhi zum Diktator. Die Bewegung wurde eingeleitet mit einem „Hartal", einer 24stündigen Arbeitsruhe und Fasten. Gewaltige Kundgebungen in allen Teilen des Landes wurden veranstaltet. Eine stattliche Anzahl hervorragender Inder legte ihre Regierungsämter nieder. Viele verzichteten auf ihre englischen Titel. Advokaten hielten sich von den Gerichten fern. Studenten verließen die Regierungsschulen. Englische Stoffe wurden demonstrativ in Unmengen verbrannt. Die Bewegung schien ein Ausmaß anzunehmen, dessen die Engländer nicht hätten Herr werden können. In seinem Enthusiasmus ging Gandhi sogar so weit, den Swaraj oder die Selbstverwaltung binnen Jahresfrist zu versprechen. Niemals hat ein Volk in einer nationalen Bewegung seinem Führer ein so unbegrenztes Vertrauen geschenkt, wie es in Indien Gandhi entgegengebracht wurde. Er war fast vergöttlicht. Die Masse betrachtete ihn als einen neuen Propheten. Sein Anblick brachte ihr Glück und Segen, und es schien, als ob die gewaltige Macht, die in den Händen des Mahatma ruhte, das indische Ideal zu verwirklichen vermochte.

Gandhi wurde verhaftet. Nach einem kurzen, sensationellen Prozeß wurde er zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt.

Swaraj kam nicht. Es entstand unter den Gandhiisten eine neue Parteirichtung, die es sich zum Programm setzte, in die nach den Montagu-Chlemsford-Reformen entstandenen Councils einzutreten und innerhalb dieser Institutionen der britischen Regierung Widerstand zu leisten. Gandhi, der einer schweren Krankheit wegen vor Abbüßung seiner Strafe entlassen worden war, stand dieser Taktik der Swarajisten anfänglich ablehnend gegenüber. Später aber wurde eine Einigung zwischen beiden Gruppen erzielt, jedoch warf ihm eine große Anzahl seiner Anhänger vor, daß er den wichtigen Programmpunkt seiner Idee, nämlich „civil disobedience", d. h. Verweigerung von Steuern, Aufforderung an die indische Polizei und Militärmacht, den Gehorsam zu verweigern, zu proklamieren ablehnte.

Gandhi wurde nunmehr als großer religiös-sozialer Reformator betrachtet. Er ist zweifellos ein großer Denker, der Vertreter einer neuen Idee, die an sich in der indischen Geisteswelt intuitiv vorhanden war. Der Wille zur Aufopferung, die Entsagung von jeglichem Egoismus und Luxus und der Verzicht auf Streben nach Macht und Ruhm sind ihm eigen; er meint, daß Indien eine Kulturmission in der Welt zu erfüllen habe. Er ist gegen den Materialismus des Okzidents, er sieht in der modernen Zivilisation ein Hindernis für wirklichen Fortschritt und er verachtet die Industrialisierung, die Häufung von Luxus und predigt für Indien das Dogma des Handspinnens und Webens. Trotz seiner hervorragenden Eigenschaften ist Gandhi kein Politiker. Niemand zweifelt an der Ehrlichkeit seines Wollens, seiner Person und seines Glaubens, aber hervorragende indische Persönlichkeiten geben offen zu, daß Gandhi mit seinen Evangelien allein den Swaraj für Indien nicht erreichen kann. Die Bewegung geht ihren Gang weiter, der hineinführt in fortwährend neue Phasen der politischen Entwicklung. Niemand vermag zu sagen, was die nächste Zukunft an Ereignissen bringen kann. So viel ist jedenfalls sicher, daß das britische Imperium eine kritische Periode seiner Geschichte durchmacht.

Digitized by Google



Die Ramme. Gemälde von Franz Marton-Budapest

Digitized by Google

Digitized by Google

# Illustrierte Rundschau

Velhagen & Klasings Schaufenster-Wettbewerb hat in allen deutschen Landen, auch jenseits der Reichsgrenze, einen außerordentlichen Erfolg gehabt. Ursprünglich war es eine Angelegenheit, die nur den Buchhandel und den Verlag anzugehen schien. Preise, die der Verlag von Velhagen & Klasing ausgesetzt hatte, sollten den Buchhändler ermuntern, einmal eine Woche lang die „Monatshefte" in besonders wirkungsvoller Weise zur Schau zu stellen. Bei den durch viele Jahrzehnte gepflegten guten Beziehungen, die der Verlag zum Sortiment unterhält, versprach er sich von diesem Preisausschreiben einen guten Erfolg. Aber er ahnte nicht, wie zahlreich die Beteiligung sein würde, und kam in starke Verlegenheit, als es galt, unter den vielen eingereichten Photographien, Zeichnungen und Beschreibungen der im Wettbewerb stehenden Schaufenster die zu benennen, die vor andern rühmenswert erschienen. Denn selbst das, was in der Abbildung nicht sonderlich reizvoll oder erfindungsreich aussah — konnte es nicht in der Wirklichkeit ganz anders wirken? Man hätte sich eigentlich durch Augenschein überzeugen müssen, aber das wäre einer wochenlang ausgedehnten Reise durch ganz Deutschland

Aus unserem Schaufenster-Wettbewerb: Schaufenster der Buchhandlung E. A. Götz (A. Lochner) in Eger



Digitized by Google

Aus unserem Schaufenster-Wettbewerb: Schaufenster der Buchhandlung Rudolf Schneider in Friedland

gleichgekommen, ein unausführbarer Gedanke! Es hieß also, auf Grund oft unzulänglicher Bilder die Entscheidung treffen.

Es ist erstaunlich, mit wieviel Liebe die ausstellenden Geschäfte gearbeitet haben, einer Liebe, die sich nicht dadurch allein erklärt, daß Preise winkten und daß sich die „Monatshefte" gut verkaufen. Der Buchhändler hat eben an dieser Zeitschrift selber seine Freude, und es ist seine ehrliche Überzeugung, wenn er sie als die schönste deutsche Monatsschrift seinen Kunden empfiehlt. Er hat an ihr das in der Geschichte des Buchhandels unerhörte Wunder eines ständigen und nie ermattenden Aufstiegs erlebt. Und er weiß: dieser Aufstieg ist einzig und allein der durch nunmehr vierzig Jahre bewährten Güte der Hefte zu danken. Als sie gegründet wurden, waren Verleger und Herausgeber sich darüber einig, nach Inhalt und Ausstattung möglichst Vollkommenes zu bieten, und streng wurde gewacht, daß dieser Grundsatz nicht verletzt wurde.

Aber ging der Schaufenster-Wettbewerb der „Monatshefte" nur die Buchhändler an? Die regste Teilnahme erwies ihm das Publikum. Die alten Freunde der Zeitschrift freuten sich, sie einmal besonders nachdrücklich und geschmackvoll empfohlen zu sehen, und nahmen die Gelegenheit wahr, den Heften neue Leser zuzuführen. In manchen namentlich kleineren Städten, wo man sich noch die Zeit nimmt und nehmen muß, über die zu geistiger Erfrischung führenden Wege sich zu unterhalten, war das Sonderfenster des Buchhändlers das Tagesgespräch unter den Gebildeten.

Wir glaubten, zu Beginn des 40. Jahrgangs einmal von uns selbst reden zu dürfen, und bilden ein paar Fenster ab, die besonders hübsch ausgefallen sind. Wie man weiß, ist die Schaufensterdekoration ein Fach des Kunstgewerbes, und man ist längst bemüht, ihre Möglichkeiten auch theoretisch zu umschreiben. Als wir aus der Fülle von Photographien einige herausgriffen, um die auf ihnen dargestellten Fenster farbig wiedergeben zu lassen, haben wir mit Absicht nicht darauf geachtet, ob die Dekorationen dem gerade geltenden kunstgewerblichen Geschmack entsprechen. Wir mußten uns vielmehr danach richten: was wirkt in der Abbildung und was sieht hübsch aus?

Die Leser sehen das Ergebnis dieser Wahl, die übrigens nicht gleichbedeutend mit der Preisverteilung ist, denn für diese sind nicht die Erwägungen des Illustrators, sondern rein künstlerische Grundsätze maßgebend gewesen. Das eine Schaufenster, das von Rudolf Schneider in Friedland in der Tschechoslowakei, ist streng sachlich gehalten. Gebundene Bände und einzelne Hefte sowie eingerahmte Kunstblätter bestimmen den Eindruck. Der farbige Gesamtton ist auf das Blau und Rot im Umschlag der Zeitschrift abgestimmt. Ein paar Vasen mit Blumen mildern angenehm

Digitized by Google

den etwas streng mathematischen Aufbau des Ganzen. In starkem Gegensatz zu diesen Fenstern stehen die der Buchhandlung E. A. Götz in Eger. Sie sind lockerer, lustiger, denn sie arbeiten mit Figuren. Damit ist nicht gesagt, daß sie sich die Aufgabe erleichtert haben. Es bestand die Gefahr, allzu niedlich oder gar läppisch zu wirken. Zum Glück hat der Aussteller diese Gefahr gemieden, und selbst ein streng sachliches Urteil wird ihm bestätigen, daß er wohl eine anmutige, aber keine süßliche Wirkung erzielt hat.

Ob es ein Zufall ist, daß die hier abgebildeten Schaufenster deutschböhmischen Buchhandlungen gehören? Wir glauben kaum. Man hat überall da, wohin sich der künstlerische Einfluß der Kaiserstadt Wien erstreckte, eine starke Begabung für Liebenswürdigkeit im Einfall und in der Gestaltung entwickeln können, und dieses Erbe einer alten Kultur ist zum Glück in den Nachfolgestaaten des alten Österreichs lebendig geblieben. Sodann: grade in einem Staat wie der Tschechoslowakei hat der deutsche Buchhändler eine ganz besondere Sendung. Hier ist er nicht bloß der Vermittler literarischer Werte, sondern der Hüter deutschen Wesens. Er zählt, in einem tieferen Sinne noch als in der Heimat, zu den Erziehern des Publikums, und weil er weiß, wie wertvolle Dienste ihm dabei ein Blatt wie unsere „Monatshefte“ leisten, hat er sich dieses Wettbewerbs mit dankenswerter Sorgfalt angenommen.

★

Die Scherenschnitte von E. M. Engert, einem Münchener Künstler, ver-

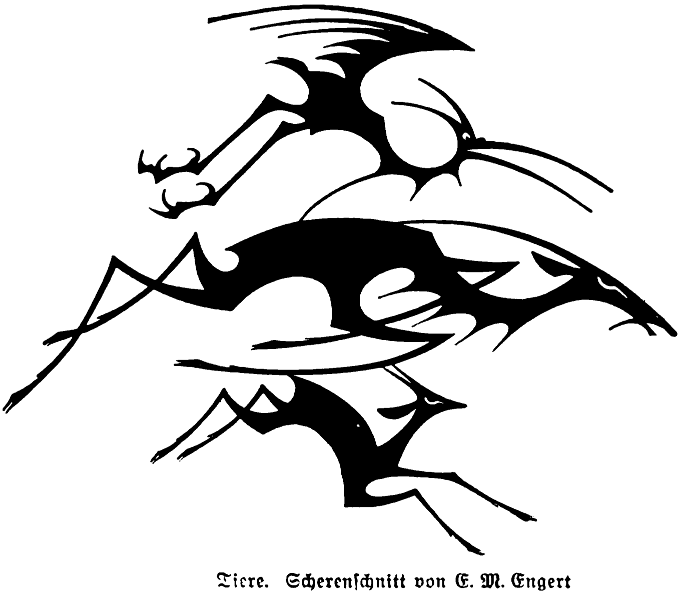
**Aus unserem Schaufenster-Wettbewerb: Schaufenster der Buchhandlung E. A. Götz (A. Lochner) Eger**

suchen mit Glück, dieser biedermeierischen Kunst mit modernen Mitteln beizukommen. Er hat sie aus der Gemütlichkeit oder Verträumtheit gerissen. In den stark, ja stürmisch bewegten Umrissen seiner wirklichkeitfremden, phantastischen Gestalten lebt die Unruhe eines oft fiebrig erregten Temperaments. Seine Tiere und Menschen haben alle etwas Spinnenhaftes. Man kann sich denken, daß mancher sie ablehnt. Aber niemand wird sich ihrem unheimlichen Leben entziehen können. Engert kehrt gleich so vielen Künstlern der Gegenwart gern im Orient ein. So hat er ein Märchen aus tausendundeiner Nacht mit Scherenschnitten geschmückt. Aber er versteht auch, enger an die Wirklichkeit gebunden, Bildnisse zu schneiden, und hat u. a. den Schauspieler Albert Steinrück und die Puppenkünstlerin Lotte Pritzel in seine ausdrucksstarke schwarze Kunst gebannt.

Geiger. Scherenschnitt von E. M. Engert

★

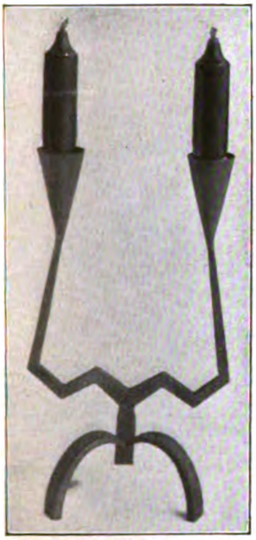
**Neue Leuchterformen** bieten die Werkstätten Harf & Veit in Bad Berka. Diese kunstgewerblichen Arbeiten haben eine gewisse Verwandtschaft mit den Engertschen Scherenschnitten. Auch sie verzichten bewußt auf Anmut in landläufigem Sinne. Sie haben eine Vorliebe für spitze Winkel, und es will uns scheinen, als verrieten sie in ihrer Form etwas von der stechenden Unruhe der Flamme. Diese Leuchtkörper passen nicht in jedes Haus. Aber sie kennzeichnen nicht schlecht die Zeit, in der sie entstanden sind, eine Zeit, die ihre Unruhe und Hast auch über die Schwelle des Heims dringen läßt, weil sie die Kraft zu Ruhe und Sammlung vielfach einzubüßen begonnen hat.



Tiere. Scherenschnitt von E. M. Engert

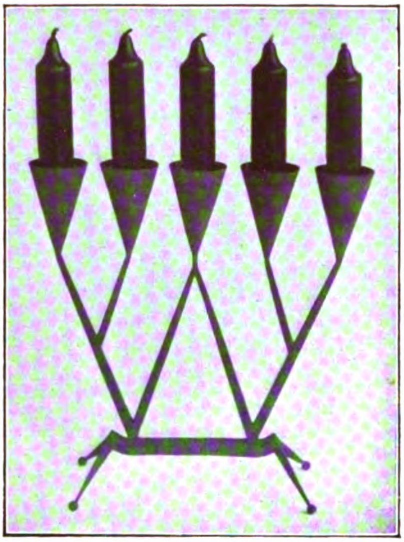
★

**Zwei Elternbilder** aus zwei Generationen: das Bild von Leo Freiherrn von König liegt jenseits der großen Erschütterungen von 1914, mag es auch erst zehn Jahre später gemalt worden sein: das Bild von Otto Dix dagegen ist jüngste Gegenwart. Unsere Leser kennen König seit vielen Jahren. Er ist mit dem neuen Reich geboren worden: im Februar 1871 zu Braunschweig. Er hat nach dem Besuch der Berliner Akademie in Paris auf der Akademie Julian die schöne Freiheit selbständigen Suchens und Findens genossen. Dieser Entwicklungsgang war in den achtziger und neunziger Jahren der geläufige für einen fortschrittlich gesinnten Künstler. König war es. Er schloß sich der Berliner Sezession an, der er in allen Stürmen treu geblieben ist. Er war niemals ein stürmischer Revolutionär, der die Türen und Fenster einschlug, um neue Wege und Ausblicke zu gewinnen. Er malte mit zurückhaltendem Geschmack, was sich seinen klug und scharf blickenden Augen bot, und erwarb sich namentlich als Bildnismaler einen hervorragenden Ruf. Ihn fesselte das in Licht und Luft bewegt huschende Leben. Er war, wenn man ein Schlagwort anwenden darf, Impressionist. Er ist es geblieben, obgleich er sich gewandelt hat, wie das hier wiedergegebene Bildnis seiner Eltern zeigt. Er ist breiter im Vortrag, satter in der Farbe geworden. Züge teilnehmender



Liebe, wie sie hier natürlich sind, werden ihm wichtiger als die Geschicklichkeit der Hand oder Probleme des Lichts.

Ganz anders Otto Dix. Er ist zwanzig Jahre jünger als König. Sein Vater war Eisenarbeiter in der Gegend von Gera. Auf diese Herkunft ist Dix sehr stolz, und sie prägt sich auch in seiner Kunst aus. Er macht sich nichts aus der Vornehmheit und aus der Bildung. Er hat in Dresden bei einem Dekorationsmaler, später bei richtigen Malprofessoren gelernt, aber das Eigentliche, was ihn unter den jungen Künstlern das bezeichnende Gepräge gibt, das hat er aus seiner Seele und aus seinem Schicksal, und fast ängstlich wehrt er sich gegen andere Einflüsse. Seine Bilder machen Krach. Sie haben etwas Rohes, Überdeutliches. Sie sind gänzlich unkultiviert. Aber sie sind klar, und man weiß, was der Künstler sagen will. Er sagt nicht immer erfreuliche Dinge. Er malt den Krieg so entsetzlich, wie er ihn erlebt hat, und man kann mit Recht fragen, ob derlei Bilder an die Öffentlichkeit gehören, denn durchschnittliche Nerven sind gar nicht fähig, sie zu ertragen. Er malt auch das Elend der Dirnenwelt mit der lauten Klage gegen die Gesellschaft, die diese Zustände duldet, malt die jämmerliche Enge des kleinen Mannes, und auf allen seinen Bildern rüttelt er an die Herzen derer, denen es gut oder besser geht.



Etwas von diesem anklagenden Pathos lärmt auch in dem Bildnis seiner Eltern. Hier malt nicht der Sohn einer guten Familie die Eltern, damit sich das Gedächtnis ihrer äußeren Erscheinung auf Kinder und Enkel überliefere, im Anschluß an die ehrwürdigen Bildnisse der Großeltern und Ahnen. Dieses Arbeiterehepaar auf dem sauer verdienten Plüschsofa der guten Stube steckt noch immer in der Fron des Tages und ahnt nur am Sonntagnachmittag, was Ruhe, nicht einmal, was Leben heißt, denn die Hände, die plagegewohnten, ruhen schwer im Schoß und auf den Knien. Sie sind größer fast als die Köpfe.

Messing-Blaker mit Kirchenkerzen. Kugel und Schalen in Messing gehämmert, Arm und Strahlen in Eisen getrieben
Oben: Leuchter aus den Werkstätten Harf & Veit in Bad Berka

Dix ist in erster Linie Zeichner, und zwar von auftrumpfender Ursprünglichkeit. Wie mit einem Messer so scharf zieht er die Konturen. Seine Farben sind kräftig, stimmen gut zusammen, aber sie geben nie eine so reiche Harmonie, wie sie

Meine Eltern. Gemälde von Otto Dix. (Mit Erlaubnis des Verlags Karl Nierendorf, Berlin W.)

etwa ein Königsches Gemälde aufweist. Im Vergleich zu Königs Polyphonie bläst Dix auf einer Kindertrompete. Aber er bläst laut, schneidend und richtig, und auf manchem seiner anklagenden Gemälde wird die Kindertrompete zu einer Posaune des Gerichts, die noch erschüttern wird, wenn die Zeit, die diese Kunst geboren hat, längst verrauscht ist.

★

Wieviel behaglicher als das Bildnis von Dix wirkt das „Duett" des Berliners Paul Nietsche. Und doch zeigen die beiden Werke eine gewisse Verwandtschaft untereinander. Auch Nietsche hat etwas Ursprüngliches, Bilderbogenmäßiges in seiner Kunst. Er macht sich lustig über die Gesellschaft von Musikfreunden und Musikenthusiasten, die er da malt. Aber kaum wird jemand die Schwermut entgehen, die über diesem Konzertsaal liegt. Dieser Künstler erkennt, daß das lächerliche Philisterium nicht bloß lächerlich ist. Die geistige und seelische Öde, in der es gedeiht und der es unter Mißbrauch von Kunst und Wissenschaft entrinnen möchte, streift ans Tragische oder doch Tragikomische, und diese Stimmung hat der Maler ausgezeichnet getroffen.

★

Zu den Kunstbeilagen einige Worte. Den neuen Jahrgang eröffnet das Gemälde „Der Dirigent" von Kuno Amiet. Der Titel, unter dem es im Berner Museum hängt, entspricht nicht im entferntesten dem starkgespannten Temperament, das es beseelt. Durch diesen schlank aufgereckten Körper rinnt eine gewaltige Energie, die in der heftigen Bewegung der den Taktstock schwingenden Hand, in den krampfhaften Zügen des Gesichts zum Ausdruck, zum Ausbruch kommt. Amiet gehört gleich Hodler zu den Bahnbrechern der modernen Kunst, die mehr anstrebt als eine Nachahmung der Wirklichkeit, und sein Werk hat sich auch in Deutschland begeisterte Freunde gewonnen.

Neu für unsere Leser ist auch die Kunst des Düsseldorfers Franz Delaforgue. Die Landschaft mit dem Bauernhaus und den Schafen (zw. S. 8 u. 9) erscheint zunächst fast altmeisterlich in ihrer ruhigen Darstellung. Aber bald sieht man doch: hier ist die alte Düsseldorfer Malerei, wie sie Eugen Dücker in so vollendeter Weise auf landschaftlichem Gebiet vertrat, von einem jungen Talent in selbständiger Freiheit fortgeführt. Delaforgue stammt aus Neuenahr und steht heute in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, noch

Digitized by Google

Meine Eltern. Gemälde von Leo Freiherrn von König. (Berlin, Ausstellung der Sezession 1925)

jung genug, um neue Wege einzuschlagen. Schon vor und namentlich nach dem Kriege strebte er nach einer leichteren Beherrschung des Technischen und großzügiger Behandlung des Vorwurfs. Die Natur in ihren lebhaften Licht- und Luftwirkungen reizt ihn zum Malen. Er bedarf des Eindruckes, der Impression, um das Erwachen seines künstlerischen Empfindens zu erleben.

Der dressierte Seelöwe des Berliner Bildhauers Georg Roch wird in der Eleganz seiner Bewegung und der genauen Wiedergabe der Natur allen Kunst- und Tierfreunden eine besondere Freude bereiten (zw. S. 16 u. 17). Emil Orlik hat Henny Porten gemalt und damit eine neue Probe seiner sicheren und dabei einschmeichelnden Charakterisierungskunst abgelegt. So wie wir sie hier vor uns sehen, hat sich die Künstlerin in das Herz aller Filmbesucher, ja man darf wohl sagen: ihres Volkes hineingespielt. Sie ist blond und schön, sie hat blaue und etwas wehmütige Augen, ihre Haltung verrät ein tiefes Gefühl und vielleicht auch Sentimentalität. Doch kann diese gretchenhafte Frau auch fröhlich sein. Alles das verrät uns Orliks Bild, und Henny Porten wird mit dieser Ausdeutung ihres Wesens durch einen so hervorragenden und liebenswürdigen Künstler zufrieden sein (zw. S. 24 u. 25).

Auf der Großen Berliner Kunstausstellung erregte der gewaltige „Siegfried" von Professor Ernst Seger Aufsehen und Bewunderung (zw. S. 32 u. 33). Wundervoll holt dieser Siegfried zum Schlage aus. Man glaubt, das Schwert durch die Luft pfeifen zu hören. Seger, geboren 1868, ist Schlesier, und einige seiner hervorragendsten Werke sind ein Schmuck seiner Heimat geworden. So erfreut sich Glatz eines Wilhelm-Denkmals von seiner Hand. In Breslau stehen ein Diana- und ein Bismarckbrunnen, Denkmäler für Kaiser Friedrich und Moltke hat er für Neisse und Schweidnitz geschaffen. Häufig hat ihn der nackte männliche Körper beschäftigt, und sein Siegfried ist wohl die ihm am besten gelungene Schöpfung dieser Art.

Wer noch vom vorigen Dezember her den Aufsatz über Hermann Groeber in Erinnerung hat, weiß, daß ein Bild wie sein „Michelkonzern" nicht vereinzelt in seinem Schaffen steht (zw. S. 64 u. 65). Schon als er sich mit seiner Malschule porträtierte, reizte es ihn gleich manchen anderen neuern Meister, mit den Regentenstücken der alten Holländer in Wettbewerb zu treten, d. h. zu

Digitized by Google

Das Duett. Aquarell von Paul Nietsche-Berlin. (Ausstellung der Sezession 1925, Berlin)

versuchen, mit modernen Mitteln auf einer Tafel eine ganze Reihe von Bildnissen in einem geschlossenen Gruppenbilde zu vereinigen. Man weiß, wie schwer es ist, den rechten Weg für eine solche Darstellung zu finden. Sie soll alle Beteiligten gut und treffend wiedergeben, und doch soll aus so vielen verschiedenen Persönlichkeiten so etwas wie eine Gesamtpersönlichkeit in Gestalt eines Gemäldes werden. Man darf wohl sagen, daß Groeber in diesem Konzernbilde die schwere Aufgabe glücklich gemeistert hat.

Erich Simon (zw. S. 104 u. 105) ist unseren Lesern längst ein guter und lieber Freund geworden. Er wird manchmal traurig sein, daß er hundert Jahre zu spät auf der Welt ist, denn er hält zweifellos das Biedermeier für bedeutend angenehmer als unsere Gegenwart. Aber wir freuen uns, daß uns die Zeit unserer Groß- und Urgroßväter in der Kunst dieses ihres Spätlings noch einmal lebendig wird, daß er uns immer wieder malt, wie nett und gemütlich es auf der Welt sein kann, wenn man sich zum Rauchen und Trinken wie zu allen andern angenehmen Dingen des Lebens nur Zeit läßt. In ihm lebt ein beschaulicher Humor, der an allen möglichen Kleinigkeiten seine herzliche, seine gefühlvolle Freude hat, so auch an dieser „Kostprobe“, die der Wirt, „standhaft und treu“, seinen geehrten Gästen kredenzt, während sein Töchterlein aus dem Fenster guckt.

Solange Österreich-Ungarn in der Doppelmonarchie vereinigt waren, haben sie sich oft gezankt. Nur in künstlerischen Dingen hat zu allen Zeiten ein friedfertiges Geben und Nehmen bestanden, und diese Überlieferung hat eine in Wien im Künstlerhause veranstaltete ungarische Ausstellung wieder aufgenommen. Aus ihr stammt das wirkungsvolle Bild der „Rammer“ von dem Budapester Franz Marton (zw. S. 112 u. 113).

★

Wie kommt man zu den Originalen der Kunstwerke, die in diesen Heften abgebildet sind? Oft werden wir danach gefragt, so erst kürzlich wieder nach den farbigen Skizzen, die den Aufsatz über das Deutsche Museum in München (Juniheft) schmückten. Es ist selbstverständlich, daß wir mit großer Freude und uneigennützig die Verbindung zwischen dem kauflustigen Leser und dem Künstler herstellen. Gehört doch diese Tätigkeit in den Rahmen dessen, was unserer Zeitschrift seit vierzig Jahren am Herzen liegt: die Kunst volkstümlich, das Publikum mit dem Wirken des Künstlers vertraut zu machen und die Schranken zu beseitigen, die sich zum Schaden unserer Kultur zwischen Schaffenden und Genießenden aufgerichtet haben. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. **Verantwortlich: Erich Friese** in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. **Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an** die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften **in Berlin W 50**

Digitized by Google

40. Jahrg. / Oktober 1925 / 2. Heft

# Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

Führend in Qualität
Leistung
Zuverlässigkeit
Wirtschaftlichkeit
sind

**Mercedes u. Benz Automobile**

Nur der zuverlässige Wagen ist der wirklich billige Wagen!

*Verlangen Sie unsere neuesten Preise!*

**Daimler Motoren Gesellschaft**
**Stuttgart-Untertürkheim**

**Benz & Cie.**
**Rheinische Automobil- u. Motorenfabrik A.-G.**
**Mannheim**

**ERNEMAN**
**„KINETTE“**
mit Ernemann-Optik bis 1:2,
Klein / leicht / einfach in der Handhabu
Der ständige Begleiter des Kin
Amateurs auf Reisen und Ausflüge
Unentbehrlich bei Festlichkeiten u

Ausführl. Druckschriften senden kosten
ERNEMANN-WERKE A.-G. DRESDEN
Photo-Kino-Werke Optische Ans

Digitized by Google

# Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark


## Inhalt des Oktoberheftes:


| | Seite |
|---|---|
| Frau Sixta. Roman von Ernst Zahn (Fortsetzung) . . . . . | 121 |
| Gedichte: Am späten Abend. Von Fred Ottow. — Gesundung. Von Frida Schanz. — Heimfahrt. Von Karl Frank. — Vorbei. Von Arth. Hertel | 153 |
| Conrad Ferdinand Meyer und seine Modelle. Von Alfred Semerau . . . . . . . . . | 154 |
| Die luganesische Landschaft. Von Josef Ponten. Mit der Wiedergabe von 8 Aquarellen des Dichters Hermann Hesse . . . . | 160 |
| Der Pfarrer von Lehen. Novelle von Hans Knobloch . . . . | 170 |
| Carl Bantzer, der deutsche Maler. Von Geh.-Rat Prof. Dr. Karl Woermann. Mit der Wiedergabe von 18 Gemälden des Künstlers | 177 |
| Tanzfiguren aus dem Atomreigen. Ein Abschnitt aus der Teerstoffchemie. Von Dr. O. Lange | 193 |
| Kornland. Gedicht von Leo Sternberg . . . . . . . . . . | 197 |
| Das verwunschene Zimmer. Novelle von Otto Ernst Hesse | 198 |
| Spiegel der Seele. Zu Lavaters „Physiognomischen Fragmenten". Von Univ.-Prof. Dr. E. Utitz . | 210 |
| So reden die Leut' in Wien. Unphilologische Betrachtungen von Ernst Decsey . . . . . . | 224 |



Klasings
shefte
… 1925 / 2. Heft


# …an von Ernst Zahn

…ng

… Hochzeitsschießen anhoben. Die Spreng-
…nben, die sie verwendeten, gaben einen
…veren, dumpfen Knall. Die Berge nahmen
… auf, als sei es ein plumper, tönender
…ck, den sie mit zorniger Wucht einander
…warfen, ferner und ferner hinaus, bis er
…endwo ins Leere fiel, von einer Uner-
…ndlichkeit aufgeschluckt. Die drei Wagen-
…assen fanden nachher die Stimme eine
…ile nicht mehr. Es war, als habe sich
…en eine Hand auf den Mund gelegt. Viel-
…cht wirkte auch die Stille auf sie, in die der
…gen von der Paßhöhe sie hinuntertrug.
…f unten erblickten sie jetzt Bergmatten,
… Dorf, mit der großen Kirche inmitten.
…ld mußten auch dort die Glocken sich lösen!
…r Ernst der bevorstehenden Trauungs-
…ndlung faßte die Brautleute an. Auch die
…ti fühlte sich von etwas unbestimmt
…erlichem, dem sie anwohnen sollte, be-
…nmen. Mit gleichmäßigem Hufschlag
…bten die Pferde, und rascher rollte der
…gen um die Windungen der Straße. Der
…tscher hatte das Knallen eingestellt und
…r neugierig, was dem Ereignis der Ab-
…rt für eines der Ankunft folgen werde.
Nach einer Weile unterbrach Markus die
…lle und sprach vom guten Wetter, vom
…wölk, das eben vorüberzog, vom Gilben
… herbstlichen Hänge.
Dann ließ auch Frau Sixta sich verneh-
…n: „Wir werden Spießruten laufen
…ssen da unten."
„Du kennst wohl kaum noch jemand im
…rf, Ottilie, so lange bist du weg-
…wesen."
„Es war doch recht, daß wir das Hochzeits-
…hl ins eigene Haus und nicht in eine

…verboten. Copyright 1925 by Velhagen & Klasing 

Digitized by Google

Führend in Qu
Le
Zu
W
sind
**Mercedes**
Nur der zuverlässige Wage
*Verlangen Sie*
Daimler Motoren Gesellsch
Stuttgart-Untertürkheim

Seite

Neues vom Büchertisch. Schuldlüge und Wahrheit. Von Oberst Edwin Emerson, Neuyork. — Romane und Novellen. Von Karl Strecker . . . . . . . . . 229
Illustrierte Rundschau: Ludwig Hohlwein. — Abstrakte Kunst von Willy Baumeister. — Keramiken von Berthold Körting und Douglas Hill. — Zu unseren Bildern . . 235
Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) . . . . . . . 7—10

**Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:**

Stilleben. Gemälde von Prof. Arthur Kampf . . . . Titelbild
Frauenbildnis. Gemälde von Albrecht Dürer . . . 128—129
Der Tod der Cleopatra. Gemälde von Fritz Skell . 144—145
Hafen bei Neuß. Gemälde von Franz Pauly-Hagen 208—209
Am Sonnentempel der Bayreuther Eremitage. Gemälde von Prof. P. C. Recher . . . . . . . 232—233

**Kunstbeilagen in Tondruck:**

Der Hahn. Bildwerk von Prof. Carl Ebbinghaus . . 136—137
Bildnis einer spanischen Dame. Gemälde von Zyprian Boulet . . . . . 152—153
Reichsbankpräsident Dr. Hjalmar Schacht. Gemälde von Prof. Fritz Rhein 200—201
Anadyomene. Bildwerk von Prof. Constantin Starck 224—225

*

**Geschäftliche Anzeigen:**

Vorderer Anzeigenteil . . 1—48
Hinterer Anzeigenteil . . . 1—10
Umschlag . . . . . . . . . 2— 4
Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen:
Töchterpensionate . . . 14
Unterrichtsanstalten . . 14—15
Hotels und Pensionen . . 15—16
Heilanstalten. . . . . . 16—17
Reise- und Kur-Aufenthalt 16—19
Deutsche Bücher . . . . . 25—31

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

40. Jahrg. / Oktober 1925 / 2. Heft

# Frau Sixta, Roman von Ernst Zahn

Fortsetzung

Die kleine Turmglocke auf dem mächtigen Paß-Wirtshaus zur Brücke läutete. Sie erklang sonst nur, wenn Gefahr war, wenn Brandröte ein Schadenfeuer in einer der nahen Talgemeinden verriet oder Schneesturm Weg und Steg ungangbar machte und sie verirrten Wanderern Ziel und Zuflucht verkünden sollte.

Unter den Türen, in den Fenstern, auf dem Hausvorplatz und auf den nahen Weiden standen kleine Menschengruppen, Gäste, Gesinde, Neugierige, die just ihr Weg vorbeigeführt. Sie schwenkten Tücher. Ihre Hochrufe vermischten sich mit dem ein wenig hilflosen, manchmal wehmütigen Klang der Glocke. Scharf, als müßte er die Freude der Rufe und des Läutens entzweischneiden, scholl ein paarmal der Knall der Peitsche dazwischen, die der Hochzeitskutscher über seinen Pferden schwang. Der bekränzte Wagen rollte wegauswärts; auf den Steinplatten, die den Seemattenbach, den Abfluß des Alpsees, überbrückten, gab es einen dumpfen, merkwürdigen Ton. Da fand Frau Sixta, die bisher mit ruhiger, schlichter Handbewegung die Grüße der Leute erwidert, zum erstenmal wieder das Wort und sagte mit einem Seufzer der Erleichterung: „War das ein Wesen!"

„Ich glaube wohl, wenn so eine Königin zur Kirche fährt," scherzte Markus und genoß seinen eigenen Triumph mit behaglichem Stolz, zugleich der Otti zulächelnd, die ihm gegenüber auf dem Rücksitz saß, und das Herz von ihrem Anblick erwärmt.

Gleich darauf ging alle weitere Rede in einem neuen Spektakel unter, indem auf einem Hügel zur Rechten zwei Hirtenbuben das Hochzeitsschießen anhoben. Die Sprengbomben, die sie verwendeten, gaben einen schweren, dumpfen Knall. Die Berge nahmen ihn auf, als sei es ein plumper, tönender Block, den sie mit zorniger Wucht einander zuwarfen, ferner und ferner hinaus, bis er irgendwo ins Leere fiel, von einer Unergründlichkeit aufgeschluckt. Die drei Wageninsassen fanden nachher die Stimme eine Weile nicht mehr. Es war, als habe sich ihnen eine Hand auf den Mund gelegt. Vielleicht wirkte auch die Stille auf sie, in die der Wagen von der Paßhöhe sie hinuntertrug. Tief unten erblickten sie jetzt Bergmatten, das Dorf, mit der großen Kirche inmitten. Bald mußten auch dort die Glocken sich lösen! Der Ernst der bevorstehenden Trauungshandlung faßte die Brautleute an. Auch die Otti fühlte sich von etwas unbestimmt Feierlichem, dem sie anwohnen sollte, benommen. Mit gleichmäßigem Hufschlag trabten die Pferde, und rascher rollte der Wagen um die Windungen der Straße. Der Kutscher hatte das Knallen eingestellt und war neugierig, was dem Ereignis der Abfahrt für eines der Ankunft folgen werde.

Nach einer Weile unterbrach Markus die Stille und sprach vom guten Wetter, vom Gewölk, das eben vorüberzog, vom Gilben der herbstlichen Hänge.

Dann ließ auch Frau Sixta sich vernehmen: „Wir werden Spießruten laufen müssen da unten."

„Du kennst wohl kaum noch jemand im Dorf, Ottilie, so lange bist du weggewesen."

„Es war doch recht, daß wir das Hochzeitsmahl ins eigene Haus und nicht in eine

der Wirtschaften von Bergmatten verlegt haben."

Und plötzlich wurden die Bergmattener Glocken wirklich lebendig.

Frau Sixta erfaßte ein Unbehagen. Jetzt rief das Erz da ihren Namen in die Straße. Jetzt redeten die Leute da unten. Jetzt reckten sie schon die Hälse.

Bald fuhr der Wagen ins Dorf ein.

Die Otti wurde ganz aufgeregt. Sie hatte viel zu sehen. Ei, da war gebaut worden, und hier stand ein Bekannter in der Tür. Mein Gott, wie war die Trine dort gewachsen, mit der sie einst zur Schule gegangen!

Da und dort wurde jetzt zum Gruß ein Tuch geschwungen. Hier und da rief einer dem Brautpaar ein „Viel Glück denn" zu. Aber es war nicht so viel Leben und Lärm wie auf der Paßhöhe. Die Otti sah — sie täuschte sich nicht — in manches unfreundliche Gesicht. Zweimal gewahrte sie, wie in der Straße einer sich zum Nachbar drehte und mit einer spöttischen Gebärde auf den Brautwagen wies. Das Blut stieg ihr ins Gesicht. Sie hatte noch nie gehört, daß einer gewagt hätte, über die Mutter zu lachen. Als sie aber des Markus gelassene Miene und das ruhige, bleiche Gesicht Frau Sixtas sah, vergaß sie, was sie gestört hatte.

Der Wagen trug das Brautpaar vor die Kirchentüre. In der vordersten Reihe der Neugierigen, die sich dort angesammelt, hatte sich breitspurig und mit hart auf dem Rotkopf sitzenden Hut Julian Furrer, der Ammann, aufgepflanzt.

Frau Sixta sah ihm scharf ins Gesicht, als sie an ihm vorbeischritt. Sie hätte ihn fragen mögen, wessen sie sich von ihm zu versehen habe. Er lüftete langsam, als ob er sich erst besinnen müßte, den Hut.

Die Rotmundin wußte Bescheid. Aus seiner halb mürrischen, halb spöttischen Miene schaute das Dorf selbst sie an, das dem Fremden, dem Markus, die vermögende Frau so wenig gönnte wie dieser den jungen, stattlichen Mann. Und der da, der Ammann, würde, wie sie ihn kannte, es ihr heimzahlen, daß sie seine eigenen Absichten nicht hatte merken wollen. Aber sie richtete sich auf. In ihrem Leben und Denken war nichts, dessen sie sich zu schämen hatte! Und sie war von der Gunst der Bergmattener nicht abhängig, auch von der der Talbehörde nicht. Sie konnte da oben am Hochpaß der Menge der Nörgler da unten im Grund entraten. Es sollte ihr jetzt auch niemand das feierliche Glück vergällen, das sie in diesem Augenblick empfand. Unwillkürlich preßte sie ihren Arm näher an den des Markus.

Dieser spürte, wie sie hier beim Eintritt in die Kirche von dem Ernst dessen, was geschah, ergriffen wurde und ihm gleichsam zeigen und ihn mahnen wollte, daß sie von nun an fest zusammenhalten müßten. Er war selbst voll guten Willens und herzlicher Zuneigung. Wenn es nach ihm ging, dachte er, sollte alles recht werden.

So trat unter dem entfernter klingenden Läuten der Glocken ein ehrliches Paar vor den Altar. Die Orgel begann zu tönen und unter ihren weicheren, die Sinne süß verwirrenden Klängen verstummten die Glocken. Weihrauchduft stieg auf. Gesang ertönte. Mit Scharren und Schieben nahmen die Neugierigen Platz in den Bänken.

Die Otti betete. Sie tat es mit dem Eifer des Klosterzöglings und in der Betäubung, die das geheimnisvolle, von Düften erfüllte Zwielicht der Kirche auf sie ausübte, mehr mit dem Munde als mit dem Herzen. Auch über das Brautpaar legte sich eine leise Dumpfheit. Sie erlebten die Zeremonie ihrer Vereinigung in einer Art Traumzustand, zuweilen durch Äußerlichkeiten abgelenkt wie die scharfe Stimme des alten Geistlichen, der ihr Gelöbnis forderte, und die schlürfenden Schritte eines Kirchendieners, deren Laut mitten in das Schweigen eines stummen Vaterunsers fiel. Sie standen als Ehepaar auf und tauchten beim Austritt aus der Kirche in die vorige Wirklichkeit, den kühlen Herbsttag und die Neugier der Dörfler zurück. Nur der Ammann hatte sich hinwegbegeben. Sie liefen Spießruten, wie Frau Sixta es vorausgesagt. Sie bestiegen den Wagen und fuhren wieder dorfaus. Die Bergmattener mochten sich nachher auch darüber entrüsten, daß sie im Dorf nicht einmal zu einer Erfrischung eingekehrt waren.

„Das war eine trockene Hochzeit," lachte Julian Furrer, der von einem Wirtshaus aus ihrer Wiederabfahrt zusah, grimmig hinter ihnen drein und suchte mit neuem Wein alten Ärger hinunterzuspülen.

Aber es war, als bliebe mit dem Dunst des Tales alles Bedrückende hinter ihnen zurück, als Markus und Frau Sixta wieder bergan fuhren. Keine Hütte war mehr am Wege! Kein Mensch begaffte mehr ihr Tun. Markus atmete tief auf. Er war der letzte gewesen, dem der kühle Empfang im Dorf aufgefallen war. Es hatte auch ihm einen Augenblick die Brust zugeschnürt. Jetzt sagte er: „Es schnauft sich doch freier hier oben. Die da unten scheinen keine besondere Freude an uns gehabt zu haben."

„Darum fahren wir eben über sie hinaus," erwiderte Frau Sixta und erfaßte ihres Mannes Hand. Dabei zuckte ihr die Linke,

Digitized by Google

wie vom Herzen gehoben, daß sie sie der Otti hinstreckte, die ihr noch den Glückwunsch schuldig war.

Die Otti fühlte, was die Mutter erwartete. Sie wußte nur nicht recht, was sie sagen sollte. Sie war noch benommen von den Vorgängen in und außerhalb der Kirche. Aber hier in der Stille fand sie sich zu den beiden Gefährten zurück. Ihre Lippen zitterten, und da niemand mehr nahe war, dem es hätte auffallen können, gab sie einem plötzlichen Drang nach, streckte die Arme nach Frau Sixta aus und küßte sie. Lächelnd empfing diese die Liebkosung. Sie hielt dabei immer noch des Markus Hand. Und nun drängte es sie plötzlich, die zwei Menschen neben ihr einander auch enger zu verbinden.

„Küsse ihn auch," sagte sie zur Otti.

Das Mädchen errötete. Aber es dachte, daß alles ganz natürlich sei, und bot Markus die Lippen.

Ihm wurde heiß. Die Otti erschien ihm auf einmal niedlich wie nie vorher. Es machte ihn ganz befangen. Er nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und küßte sie auf die Stirn. Dabei fühlte er, daß ihre Finger sich fest um die seinen schlossen. Es war sonderbar. Es peitschte ihm den Herzschlag zur wilden Eile. Da legte sich die Hand der Frau Sixta kühl und stark aufs neue um die seine. Die Otti saß wieder ins Wagenpolster zurückgelehnt; ihre Miene war arglos heiter. Er fand sich selbst wieder. „Wir müssen gute Freundschaft halten," sagte er, die Worte irgendwo hernehmend.

„Die Otti soll auch zu dir um Rat kommen," meinte Frau Sixta mit ruhiger Heiterkeit, damit gleichsam die Stellung umgrenzend, in der Kind und Mann stehen sollten.

„Ja, gern," sagte die Otti mit rascher Gutwilligkeit. Sie empfand eine wirkliche Vergnügtheit. Alles schien sich so schön zu gestalten. Und nun erlebte sie auch den Einzug in ihr Bergland zum zweitenmal. Die Auffahrt zeigte ihr fast noch mehr Schönheiten, als ihre jüngste Rückkehr. Über ihnen vergaß sie des vorigen Gesprächs und ihrer Begleiter. Aber auch diese wurden abgelenkt. Frau Sixtas Händedruck verstärkte sich. Sie ließ zum erstenmal die Gewißheit über sich kommen, daß Markus ihr nun völlig verbunden sei. Ihr Blut rauschte. Sie verlor die gewohnte Sicherheit. Ein Zittern durchlief ihren Körper. Erwartungen erwachten. Sie war keine junge, verliebte Braut mehr. Aber sie mußte sich zwingen, es nicht zu scheinen. Sie wartete dem Alleinsein mit Markus entgegen und bangte doch wieder davor. Aber sie hatte sich wie immer in der Gewalt und sprach mit lauter, beherrschter Stimme von nüchternen Dingen: Jetzt gebe es dann einen Schmaus, wie er im Brückehaus noch selten gehalten worden. Da freue sich besonders der dicke Jost, der Roßknecht, darauf, der ein Feinschmecker und Vielfraß sei. Die Anna, die Kellnerin, werde sich fein gemacht haben. Sie benütze gern jeden Anlaß, ihr stattliches Menschengebäude neu herunterzuputzen. Gleich hinter den leisen Spott setzte sie im Streben, gerecht zu sein, die einschränkende Bemerkung, die Eitelkeit der Anna dürfe ihr bei ihren wirklich vorhandenen äußern und innern Vorzügen nicht verdacht werden, und es sei eigentlich verwunderlich, daß noch kein Mann sie weggeholt habe.

Markus lachte kurz: „Vielleicht, weil sie nach zu vielen auf einmal die Angel auswirft." Er war unruhig. Er spürte die heimliche Erregung der Frau Sixta, so sehr sie sie verhehlte. Und es gab für ihn in sich selbst noch seltsame Widerstände zu besiegen.

Frau Sixta freute sich aber an seiner Rede. Sie hatte nicht übersehen, daß die Anna auch ihm Augen gemacht.

Höher und höher zog indessen das Gefährt. Die Hirtenbuben, die das Freudenschießen besorgten, hielten guten Ausguck, und sobald der Wagen am Eingang der Paßhöhe erschien, dröhnten wieder die Sprengschüsse. Die Fahne flatterte auf dem Wirtshaus. Die Glocke läutete. Hochrufe ertönten. An einem Hange jodelte ein Knecht. Auch die Sennen von ihren hochgelegenen Ställen und Milchkammern jauchzten ihnen zu. Das riß sie aus allem Nachdenken. Der Trubel der eigentlichen Feier überfiel sie jetzt. Als sie am Wirtshaus vorfuhren, standen Gäste und Gesinde im Knäuel empfangsbereit. Es gab viele Hände zu schütteln und einige wohlgesetzte, aber noch viel mehr unbeholfene Glückwünsche mit anzuhören. Ein Weinreisender, ein häufiger Gast, der Frau Sixta wohl kannte, hielt eine Ansprache und mußte daher zum Festtisch geladen werden. Umdrängt und begrüßt, begleitet und jedes irgendwie in Beschlag genommen, traten sie ins Haus. Wohl begaben sich alle drei einen Augenblick nach ihren Zimmern hinauf. Aber sie kamen im Gefühl, daß unten das Festmahl auf sie wartete und daß gleichsam das Haus nach ihnen lauschte, nicht recht zu sich selbst. Markus war ein wenig befangen; noch schienen ihm die Stube und die Rechte fremd, in die er jetzt Einzug hielt; aber als Frau Sixtas Blick dem seinen begegnete und ihn zu fragen schien, ob er ihr nichts zu sagen habe, tätschelte er ihren Arm und rühmte: „Wie schön du hier alles bereitet hast!"



Digitized by Google

Gleich darauf, beide unbewußt froh, das Ganzalleinsein noch weiter hinauszuschieben, kehrten sie mit der Otti ins untere Stockwerk zurück.

Der Tisch war geschmückt. Tannengrün leuchtete von den weißen Tüchern ab. Zwanzig Menschen ließen sich mit Markus Graf und Frau Sixta nieder. Dann begann das Essen mit den herrlichen Forellen, die man im Hochalpsee fing und endete mit den jungen, fetten Hühnchen, die gestern noch im Hofe hinterm Wirtshaus gekräht, gepickt und gescharrt. Eine zweite Rede des Weinreisenden stieg. Die Revolverschnauze nannte ihn danach einer der wortkargen Sennen. Aber das größere Begebnis war, daß der weißbärtige Pankraz Danjoth, der Älteste im Hause, später sich erhob, ruhig, als ob er schon mehr Reden gehalten als Kühe und Schafe gehütet. Er hielt sein Glas in sicherer, brauner Hand und richtete die Augen auf Frau Sixta. Mit einem Schlag verstummte das Gespräch am Tisch. In der ganzen Haltung des Alten lag die Ehrfurcht, die er vor dem starken Weibe, dem er so lange gedient, empfand. Mit einer seltsamen Würde und Feierlichkeit erhob er sein Glas gegen sie und sagte: „Im Namen Euerer Dienstboten trinke ich Euer Wohl, Frau Rotmund, und wünsche Euch noch einmal Glück und Gottes Segen."

Einen Augenblick lang blickte er starr und, als spräche er heimlich und für sich noch ein tieferes Wort, der Meisterin ins Gesicht, trank dann bedächtig sein Glas leer und setzte sich wieder.

Frau Sixta war noch um einen Schein bleicher geworden. Ein Gedanke blitzte auf: ‚Warum nennt er Markus nicht und gibt mir nicht seinen Namen?' Und unwillkürlich ergriff sie vor allen andern ihres Mannes Hand. Dann aber schritt sie zu Pankraz hinüber und stieß mit ihm an. Es war ihr, als danke sie einem alten Hüter ihres besten Eigentums.

Markus tat es ihr nach, immer geschoben von den Ereignissen, immer nur halbwach, wie er es zeitlebens gewesen, und immer noch ganz zufrieden, daß alles war, wie es war. Als des Hirten Glas an das seine klang, sah er die Otti neben sich treten. Sie hatte feuchte Augen, wohl aus Rührung über Danjoths Worte und Art. Sie hatte schöne Augen, dachte er. —

Nichts Besonderes ereignete sich danach mehr. Der Weinreisende führte das große Wort und erzählte allerlei Schnurren. Auf Anregung Frau Sixtas, die die Wünsche der Leute kannte, begannen sie über Wein und Kuchen zu singen. Abermals nach einer Weile schob man die Tische an die Wand, der Geiger Sepp, der Schwyzer, ein Säumer, stieg auf einen Stuhl und spielte auf der Lehne sitzend die Handorgel, daß es allen Jungen in die Tanzbeine fuhr. Aber sie mußten warten, bis Frau Sixta mit Markus zuerst eine Runde getan, und sie hatten große Augen und Spannung im Herzen, als nun der Mann der Frau den Arm bot. Sie bekamen aber nichts Ungewöhnliches zu sehen. Ruhig und mit sicherem Anstand entledigte sich das Paar seiner Aufgabe. Einige wunderten sich, wie leicht die stattliche Frau Sixta noch schritt. Auch Markus sah gut aus und hatte eine geschmeidige Art. Sie wurden während des Tanzes inne, daß sie sich ihrer Kunst nicht zu schämen brauchten, und drehten sich nun mit wirklichem Vergnügen. Allmählich spürte eines des andern Nähe; da begann ihnen zuweilen leise der Atem zu stocken. Aber das Ende des Tanzes befreite sie.

Die allgemeine Lust folgte dem Brauttanz. Auch die Otti wurde hineingezogen. Der Weinreisende, der zeigte, daß er seine eigene Ware nicht verachtete und schon stark angeheitert ware, führte sie zuerst. Dann aber forderten auch die jungen Knechte sie auf. Die waren anfangs verlegen; denn die Otti war im Kloster ein Dämlein geworden; aber Wein und Tanz erhitzten ihnen das Blut und nahmen ihnen die Scheu. Sie begannen sich bald um die Otti zu reißen.

Ottiliens schmales Gesicht behielt den Ausdruck freundlichen Ernstes und ruhiger Zurückhaltung, die sie ebenfalls der Klostererziehung verdankte. Ihre Wangen färbten sich kaum, obgleich sie nun von Arm zu Arm flog. Die Burschen brachten sie jeweilen an ihren Platz neben Frau Sixta mit einem Wesen zurück, als müßten sie ihr alle Ausgelassenheit abbitten. Wenn sie sich aber zu kurzer Rast niederließ, wußte sie nicht recht, ob sie sich freute oder ob ihr das wilde Wesen ein wenig unbehaglich war. Der Gegensatz zwischen Klosterruhe und Tanzsaaltrubel war zu groß, als daß ihr nicht manchmal etwas unheimlich geworden wäre; aber das Bergkind in ihr regte sich schon. Sie ließ es sich gefallen, daß der Mutter Knechte jetzt ein wenig ihre Knechte wurden, und sie mußte zu dem ungewohnten Lärm, dem Stampfen, Jauchzen und Tollen der Mannsleute, dem unterdrückten Aufkreischen der Mädchen zuweilen lachen. Das alles gehörte zu der Ungebundenheit der Natur, zum Leben der Berge. Es riß sie langsam in das zurück, was ihr in der Kindheit nicht fremd gewesen.

Jetzt fiel, während wieder ein Tanz zu Ende ging, ihr Blick auf Markus. Er saß

Digitized by Google

neben der Mutter und schaute dem Treiben zu. Er paßte am wenigsten von allen in die staubgeschwängerte, dröhnende Stube. Ein wenig verloren saß er da, den Kopf mit dem langen Haar in die hohle Hand gestützt. Jetzt gähnte er verhehlt. Dann ging sein Blick in die inzwischen hereingebrochene Nacht hinaus, als vergesse er, wo er war und suche einen Weg irgendwo oder irgendwohin. Aber gleich darauf gab er sich einen Ruck und schaute mit aller schuldigen Freundlichkeit um sich, bemüht, zu zeigen, daß er mit allem und allen zufrieden sei. Da begegneten seine Augen auch schon den ihrigen. Sie senkte diese.

Warum tanzte er nicht auch einmal mit ihr? dachte sie.

Warum tanzte er nicht auch einmal mit ihr? dachte auch Markus. Wenn er noch der Knecht unter Knechten gewesen wäre, hätte er sich nicht besonnen und nicht gefürchtet, daß ihm die andern lange den Platz streitig gemacht. Aber jetzt! Er hatte Lust zum Tanz. Es schien ihm auch, daß er es der Otti schuldig wäre. Aber — Frau Sixta saß neben ihm; er wußte nicht recht, wie sie über die Sache dachte: Wünschte sie es? Oder sah sie es lieber anders? Sollte er sie fragen oder war die Frage allein schon nicht am Platz? Er schwieg und blieb sitzen. Aber etwas wie ein heimlicher Neid oder ein leiser Verdruß bohrte in ihm.

Plötzlich fiel ihm seine Laute ein. Es riß ihn förmlich von seinem Stuhl auf. „Ich bin gleich zurück," sagte er hastig zu Frau Sixta und eilte in das Schlafzimmer hinauf, wo sein Instrument, am Morgen erst hereingetragen, noch im Futteral an seinem Bette lehnte. Er wußte nicht recht, was er wollte. Vielleicht war ihm zu Bewußtsein gekommen, wie untätig und bedeutungslos er da auf seinem Stuhl gesessen hatte. Ein plötzlicher Drang, in all dem Trubel mitzutun und mitzugelten, hatte ihn erfaßt. Er nahm die Laute und kehrte eilig in den Saal zurück.

Die Kellnerin Anna stand an der Tür. Sie klatschte in die Hände, als sie die Laute sah. Sie hatte sich jetzt innerlich in die Tatsache gefunden, daß er für sie nicht mehr da und ihr Herr war und ihre Neigung zu ihm gleichsam mit dem Löffel Vernunft umgerührt. Ein Brei von Dienstwilligkeit, von Lust, dem neuen Meister zu gefallen, war das Ergebnis. Daneben lebte eine starke Neugier, wie der Ehemann Graf sich weiter entwickeln werde.

Ihr Händeklatschen weckte die Aufmerksamkeit der Festenden. Beifallsrufe begrüßten Markus.

Frau Sixta lächelte. Es war ihr nicht unlieb, zu sehen, daß ihr Mann sich bei den Leuten zu Hause zu fühlen begann. Aber Bedenken mischten sich ein. Gebärdete sich Markus, der neue Meister, nicht zu jung? War er nicht der Jungen einer? Und geriet sie nicht selbst unwillkürlich in den Hintergrund? Wenn doch das Fest zu Ende wäre! Aber nun verzögerte des Markus Spiel noch dieses Ende!

Markus, da nun die Tanzmusik schwieg, nahm den erstbesten Stuhl und setzte sich, wie drüben der Schwyzer saß, auf die Lehne. Sein Instrument hatte ihn immer lebendig gemacht. Er vergaß auch jetzt seine Bräutigamswürde und fühlte sich wieder frei wie zur Zeit seiner Wanderung. Er präludierte, spielte, sang ein paar Volksweisen und gewann den Beifall der Zuhörer mit einem kecken Scherzlied. Ihm ließ er in jähem Stimmungsumschwung das sehnsüchtig schmerzliche Guggisberger Lied folgen. Die Otti hatte das einmal von ihrem Klosterzimmer aus gehört. Ein paar Mädchen in einem Nachbargarten hatten es gesungen. Aber es schien ihr jetzt, da sie es von der tiefen, weichen Mannsstimme vernahm und die Töne der Laute wie leise Seufzer mitklangen, von einer fremden Schönheit.

„Und 's Vreneli uf em Guggisberg" sang Markus.

Die Otti schloß unwillkürlich die Augen. Die Stube mit den vielen Menschen versank. Nur das Bild des einen, der da auf dem Stuhl saß, blieb in ihr lebendig. Er war ganz anders als alle, glich einem fahrenden Schüler. Sein Spiel hatte Gewalt über einen. Es stimmte einen weich, machte einen halb froh, halb betrübt. Sie wollte ihn bitten, daß er manchmal allein für sie und die Mutter singe. Für die große Menge hier war seine Art fast zu schade.

Da hielt Markus inne und stieg von seinem Stuhl. Beifall erhob sich. Aber die Bauern klatschten weniger eifrig als vorher bei dem heiteren Stück. Markus fühlte, daß das düstere Lied nicht recht am Platze gewesen. Aber er liebte es; und es war ihm fast wider Willen in die Saiten gekommen. Etwas verstimmt, weil der anfängliche Erfolg abgeflaut war, begab er sich an seinen Platz zurück.

Um Frau Sixtas Mund zuckte eine leise, unruhevolle Ungeduld, doch sie nickte ihm freundlich zu. Er beachtete das nicht recht. Aber er sah, daß die Augen der Otti groß waren. Und ihre Teilnahme verwischte seine vorige, kleine Übellaune völlig.

„Wie schön das war!" sagte Ottilie, noch ganz benommen. Sie hätte Markus gerne

Digitized by Google

die Hand gedrückt. Sie war ihm aufrichtig gut. Inzwischen lebte der Tanz wieder auf. Die Lustigkeit und der Lärm steigerten sich.

„Es fängt an, mir zu viel zu werden," flüsterte Frau Sixta Markus zu.

Da schoß es in ihn hinein, daß er bald mit ihr allein sein werde. Eine merkwürdige Befangenheit bemächtigte sich seiner. Er sagte aber: „Laß uns doch gehen."

Frau Sixta wandte sich zu Otti. „Du tanzest wohl gern noch?" fragte sie.

Aber das Mädchen hing nicht an dem Trubel. „Mir ist es recht zu gehen," sagte sie.

Ein paar junge Burschen spitzten die Ohren. Und als sie hörten, daß ihnen die Otti abhanden kommen sollte, erhoben sie Einspruch.

Frau Sixta brauste es in den Ohren. Die vielen Menschen beengten sie plötzlich. Es trieb sie hinaus. Seltsame Mächte erwachten in ihr. Ohne mit dem Herzen dabei zu sein, ohne recht zu wissen, was sie sagte, stieß sie heraus: „Bleibe doch noch, Kind, wenn du willst."

Dann stand sie jäh auf, nickte den zunächst Befindlichen zu und verließ die Stube. Sie hatte selbst vergessen, Markus zu bitten, daß er mitkomme. Freilich im Herzen erwartete sie ihn.

Markus aber folgte ihr. Es war ihm selbstverständlich, daß er es tat. Die Frau, die Kameradin, hatte doch ein Recht, daß er kam. Er reichte der Otti die Hand und wünschte ihr gute Nacht. Flüchtig war ein Bedauern in ihm, daß sie nicht auch mitging. Aber es verschwand sogleich. Frau Sixta wartete. Er ging hinter ihr her, nicht recht wach, wie er immer seine Wege ging.

Hinter ihnen scholl das neu aufquellende Gedudel der Tanzmusik.

*

Die Räume reden nicht, nicht die Wände, die Worte und Küsse, Seufzer und Schluchzen gehört, nicht der Spiegel, an dem Mann und Weib in der Pracht ihrer Glieder vorbeigegangen, nicht die Lagerstätten, die das Fest der Vereinigung getragen. Aber die Räume sehen den Beginn des Schicksals. Stolz und Unschuld, Fröhlichkeit, Selbstbeherrschung, alle die Dinge, die aufgewandt sind für Alltag und Allgemeinheit, fallen ab. Unsichtbares, Unsagbares, Unbestimmbares erhält Bedeutung. Vernunft schweigt. Ein Tier im Menschen erwacht und Zittern und Zagen einer schamvollen Seele. Saiten schwingen, die keiner ahnt. —

Frau Sixta Rotmund, die jetzt Frau Sixta Graf war, die aber im Munde und in den Gedanken der Tal- und Bergleute die Rotmundin blieb, erlebte zum zweitenmal die Nacht ihrer Kammer. Sie hatte nicht geblüht zur Zeit, da andere Weiber blühen, in den neugierigen und beeinflußbaren Jahren der ersten Nachkindheit. Sie war mit Gewalt zur Blüte getrieben worden. Ihre Seele war nicht dabei gewesen. Aber dem fremdartigen Menschen, der ihr in Haus und Herz gelaufen war, tat sie sich auf. Sie entließ ihr Herz aus der harten Hand, in der sie es bisher gehalten. In dieser zweiten Nacht versank ihr die Welt. Die Pflicht und die Mühe, das Brückegut und die Berge der Heimat, die Ottilie, ihr eigenstes Blut, waren nicht mehr. Nur sie, Frau Sixta, lebte, wußte, daß sie lebte, und genoß, daß sie es tat.

Der Morgen sah mit wechselndem Licht in die Scheiben der Fenster. Schon zweimal seit er angebrochen, war Regen rauschend niedergerieselt. Bald hing der Himmel voll schwerer, grauer und schwarzer Wolken, und bald riß ein Wind sie plötzlich auseinander und zeigte hinter ihnen ein seltsam geformtes Stück grelleuchtenden Blaus, als schielte ein scheeles Auge auf die Erde.

Markus Graf und Frau Sixta hatten ihre Kammer noch nicht verlassen. Markus stand vor dem Spiegel und bürstete sein Haar. Die Schlankheit und kraftvolle Biegsamkeit seiner Gestalt trat auffällig hervor, während die Arme sich hoben und die Hose straff Hüfte und Bein umspannte. Frau Sixtas Blick fiel auf ihn. Noch hingen ihr die Zöpfe, die sie eben geflochten, schwer und schwarz bis ans Knie. Es zog sie zu ihm, daß sie die Arme wieder um seinen Hals lege.

Markus begegnete im Spiegel ihrem Blick; aber er wich ihm aus. Er war befangen und wußte nicht weshalb. Zärtlichkeit wehte ihn an. Und sie war ihm im Augenblick wie ein Zuviel. Aber als Frau Sixta sich nun doch näherte, wandte er sich ihr zu und erwiderte ihre Umarmung. Dabei verlor sich die Hemmung von vorhin. Er liebte die Frau. Es war immer dasselbe Gefühl einer zaghaften, unbeholfenen, mit etwas wie Ehrfurcht vermischten Liebe.

„Nun geht das Leben an," sagte Frau Sixta. Sie war nicht dazu gemacht, sich in Spielereien zu verlieren. Sie packte die Wirklichkeit des neuen Tages mit beiden Händen an. Nur in einer leisen Gedämpftheit ihrer Stimme, einer ruhevollen Sattheit, die ihr Körper atmete, verrieten sich Glut und Freude, die in ihr waren.

„Was wirst du nachher tun?" fragte sie danach.

Markus, hingestellt an das Pflichtrad, antwortete zufrieden: „Ich will in den Laue-

Digitized by Google

wald reiten, wo sie das Holz schlagen. Wenn ich es im Winter abführen soll, ist es mir lieb zu wissen. daß es mir nach Wunsch gelegt wird."

„Es ist viel Sägholz dabei," sagte Frau Sixta.

„Prachtvolle Stücke. Hundertjährige Tannen," bestätigte Markus.

So standen sie plötzlich im Werktag.

An das festliche Gestern wurden sie erinnert, als sie nachher am Saal vorübergingen, wo getanzt worden war. Die Tür stand offen. Die Stühle standen auf den Tischen. Zwei Mägde fegten mit Schrubbern den Boden. Ein Duft von Wein und Bier lag noch in der Luft.

„Die Otti wird noch schlafen," sagte Frau Sixta.

Sie hatte es nicht oben vor Ottiliens Tür gesagt, obschon sie es da schon gedacht hatte. Unwillkürlich war sie rascher an der Kammer der Tochter vorbeigegangen.

‚Die Otti schläft noch,' hatte oben im Vorbeigehen auch Markus gedacht. Sie war gestern bald nach ihnen beiden schlafen gegangen. Er hatte sie noch gehört und hatte ihr recht gegeben, daß sie nicht mehr lange unter dem ausgelassenen Tanzvolk geblieben war. Jetzt war auch er es zufrieden, daß sie — noch schlief. Aber er wußte kaum, daß er es war.

Dann frühstückten Markus und Frau Sixta gemeinsam. Sie hieß ihn den Käse kosten, den der Vorsenn im Sollagrund gemacht, und erzählte, wie viel sie davon im Jahre verkaufte.

Markus aß und fühlte sich daheim. Es nahm alles seinen natürlichen Gang. Ein Behagen erfüllte ihn. Er klopfte Frau Sixta einmal, als die in der Stube anwesende Kellnerin Anna es nicht sah, zärtlich auf den Rücken.

Was für eine Prachtfrau sie war! Wie fest sie schon wieder das Leitseil des Haushalts hielt!

Knechte kamen und fragten nach Aufträgen. Andere brachten Meldungen: Eine Kuh hatte in der Nacht gekalbt. Ein Pferd war lahm, das hätte eingespannt werden sollen. Die Buchhalterin legte Rechnungen einiger Gäste vor, die früh aufbrechen wollten. Als die Wirtschafterin mitteilte, daß eine junge Magd in schwerem Fieber liege, beendete Frau Sixta rascher die Mahlzeit und erhob sich.

„Also reite, Markus," sagte sie. „Und auf Wiedersehen."

Und sie ging zu der Kranken. Sie war frei und glücklich. Sie hatte keine Wünsche mehr.

Mitten im Werktag standen sie wieder. Mitten im Ehestand, als habe der lange vor gestern angehoben.

Die Leute im Hause waren neugierig auf diesen ersten Tag von Frau Sixtas Ehe. Aber sie kamen nicht auf ihre Rechnung. Frau Sixta gab sich nicht anders, als sie vorgestern und ehedem gewesen. Auch Markus, der Meister, schien kaum anders als Markus, der Knecht. Er war freundlich und heiter und zerstreut. Nur der Kopf saß ihm vielleicht ein wenig freier im Nacken. Als Frau Sixta ihr verlassen, war auch er aufgestanden und hatte sich ins Freie begeben.

Die Kellnerin hielt ihm wie einem großen Herrn die Tür offen. „Guten Ritt," wünschte sie mit einer nicht ganz ehrlichen Unterwürfigkeit.

Er lachte sie offen an. „Mach' keine Geschichten," sagte er gutgelaunt. Aber er dachte nicht an die, zu der er sprach.

Ein harscher Wind empfing ihn, als er nach den Ställen hinüberschritt. Die Wolken hatten sich vermehrt. Seltener bildeten sich blaue Inseln am Himmel. Aber wenn eine von ihnen geschwommen kam, hatte sie scharfe wie mit dem Messer geschnittene Ränder.

Markus freute sich auf den Ritt. Er liebte diese rauhen Tage, an denen vielleicht ein Sturm über einen kam. Er liebte das Pferd, das jetzt sein eigen geworden war. Und Augen und Seele schwelgten in der Landschaft, den düsteren Bergen, dem Walde, der wie dunkleres Pelzwerk die dunklen Felsen umbrämte und den winddurchwühlten Himmel.

Ein Knecht führte den Sperber vor die Tür.

„Woher weißt du, daß ich reiten will?" fragte er ihn.

„Die Frau hat es befohlen," gab der andere zurück.

Sein Herz wurde warm. Er fühlte sich merkwürdig umsorgt und geborgen. Er bewunderte die Art, wie Frau Sixta mit schweigender Umsicht überall waltete.

Das Pferd stampfte den Boden, während der Knecht ihm Sattel und Zaum aufschnallte. Sein mausgraues Fell glänzte vor Glätte und sein Hals bog sich. Markus nannte es beim Namen und streichelte ihm den Hals.

„Es wird bald gießen," sagte der Knecht.

Markus sandte ihn nach seinem Mantel, der noch in der Schlafstube hing. Er selbst stieg auf. Den Mantel warf er nachher vor sich über die Kruppe des Pferdes. Dann ritt er davon. Der Sperber schnaubte. Steine spritzten unter seinen Hufen.

„Jetzt ist er erst recht ein Herr geworden," sagte die Kellnerin Anna zu ein paar Gästen, mit denen sie am Fenster der Wirtsstube

Digitized by Google

stand. Sie meinte es höhnisch, aber das Herz tat ihr weh dabei.

Die Otti erwachte vom Getrappel der Hufe; aber sie war noch müde und mochte nicht denken, welcher Reiter da unterwegs sei. Sie schlief wieder ein.

Markus Graf ritt dahin. Im Sollagrund schlug er einen schmalen Weg ein, der aus dem Geröll in den Wald hinaufführte. Murmeltiere pfiffen an den Halden. Eine Weile lang umkreiste ein Adler den schroffen Alpstein. Die Wolken wirbelten toll übereinander hin. Markus sah es und dachte an nichts anderes. Jetzt erreichte er die ersten Arven und Tannen, alte Gesellen mit zottigem Bart an Stamm und Ästen. Am Boden wucherten Alpenrosen, Heidekraut und Heidelbeeren. Die Stämme wurden zahlreicher, der Boden grün und moosig. Der Wald nahm den Reiter auf. Er hing am Berg. In den Bäumen steckte eine wilde Wucht und Zähigkeit. Sie hatten sich mit ihren Wurzeln wie mit Klauen an der Lehne festgekrallt.

Der Sperber schritt auf dem schmalen Weg so sicher wie eine Gemse. In den Baumkronen rauschte der Wind und riß sie manchmal auseinander, daß das Walddach barst und der Himmel einen Augenblick sichtbar wurde. Aber allmählich blieb die Welt draußen, und es wurde dunkler um den Reiter. Er mußte plötzlich, was er in den letzten Tagen nicht getan, an Vater, Mutter und Schwester denken. Schatten der Vergangenheit stiegen auf. Grauenvolle Erinnerung wurde lebendig. Tot, die ihm nahe gestanden! Als sie lebten, hatte er ihre Erwartungen nicht erfüllt. Als sie gestorben, war er hinausgezogen, irgendwohin. Und war gelandet, unversehens, hier oben im Bergland. War das nun seines Weges Ende? Frau Sixta! Sie liebte ihn! Er dachte an die Nacht, die hinter ihm lag. Bei Gott, er hätte nicht geahnt, daß so viel Kraft der Liebe in einem Weibe sein könnte! Er wohnte dieser Liebe gleichsam als Zuschauer bei. Jetzt war er stolz auf sie, jetzt befremdete sie ihn, jetzt weckte sie in ihm etwas wie Mitleid und jetzt — er schüttelte sich und ein schaler Geschmack lag ihm auf der Zunge. Aber sogleich stellte er sich gleichsam selbst zur Rede: Wie konnte er von Frau Sixta klein denken? War sie nicht eine Frau, wie ihm keine begegnet war? Hut ab! Daß man nur nicht vergaß, wie sie arbeitete und verwaltete, wie sie jedermann gab, was ihm gehörte, und einem zulieb tat, was sie einem von den Augen absah!

Über seinem Grübeln verlor Markus den Sinn für Weg und Welt. Wäre sein Pferd nicht so sicher gewesen, hätte ihm leicht ein Unfall zustoßen können; denn er ließ die Zügel hängen und saß mit verschränkten Armen, den Blick ins Leere gebohrt. Da merkte der Sperber seine Sorglosigkeit, senkte den Kopf und schnupperte im Grase. Auf einem ebenen Fleck, einer Lichtung, auf der ein großer, vom Berg gebrochener, aber längst wieder von Moos und Sträuchern überwucherter Felsen lag, blieb er stehen und begann zu grasen. Von drüben schallten schon die Axtschläge der Holzer, die Markus aufsuchen wollte. Neben dem Steinblock murmelte ein kleiner Bach. Und aus irgendeinem Wolkenriß brach noch einmal die Sonne und stieß mit einer goldenen Lanze in die Lichtung. Rote Preißelbeeren leuchteten in ihrem Schein auf wie kleine Tropfen Taubenbluts.

Und die Otti, spintisierte Markus Graf weiter. Eigentlich hätte er mit ihr gestern abend wirklich einmal tanzen sollen! Mit dem — lieben Mädchen! Sie hatte sich an dem Guggisbergerlied mächtig erfreut. Und der Ernst, mit dem sie das Lied lieber zu haben schien als den Tanz, gefiel ihm. Er erinnerte sich, daß er sie heute noch gar nicht gesehen hatte, er wollte ihr gleich nach der Rückkehr guten Tag sagen. Und — plötzlich befiel ihn eine Lust umzukehren.

Da ermannte er sich.

Hm! Was ihm nur einfiel! Was nur den Sperber ankam!

Er riß dem Pferde den Kopf hoch. Nun vernahm er auch die Axtschläge. Und zur Wirklichkeit zurückgekehrt, ritt er dem Holzplatz zu.

Der Ort, wo die Leute arbeiteten, war eigentlich nur eine breite Bergstufe, wo die Tannen liegen blieben, wenn man sie mit den Holzäxten niederzog, und von wo sie im Winter nach der Paßhöhe gebracht werden konnten. Drei Holzer waren mit dem Entrinden der Stämme beschäftigt. Viele solche lagen noch im Walde zerstreut.

Markus ritt heran. „Macht ihr gute Arbeit?" fragte er die Männer.

Einer der Holzer rückte den Hut. „Das müßt Ihr wissen," gab er zurück.

Markus sprang vom Pferde. „Sauberer wäre besser," sagte er kurz, die Stämme untersuchend. Dann schlug er das Zeichen der Rotmundin in die Bäume, zählte und maß und gab den Holzknechten einige Weisungen. Er war jetzt ganz beim Geschäft und seines Grüblersinnes ledig. Als die Männer mit einem besonders schweren Stamm nicht vom Fleck kamen, ergriff er eine beiseite liegende Axt und half mit, den Baum zu rücken.

Die Knechte dachten, die Rotmundin habe wieder einmal ihre Klugheit bewiesen und mit dem jungen Mann auch einen arbeitsamen und anständigen Menschen genommen.

Digitized by Google

Bildnis. Ein neuentdecktes Gemälde von Albrecht Dürer. 1505

Wien, Gemäldegalerie

(Aus der Reihe der farbigen Piperdrucke des Verlags Piper & Co., München)

Digitized by Google

Inzwischen war es im Wald immer dunkler geworden. Markus sah nach dem Himmel und fand ihn schwarz. „Es sieht böse aus da oben," sagte er. „Ihr werdet kaum zu Ende kommen heute."

„Da liegen die Kapuzen," antwortete ein graubärtiger Holzer und wies auf die rauhen Säcke, die drüben im Moos lagen und die sie sich bei Regen über Kopf und Schultern zu ziehen pflegten. —

Einen solchen Sack hätte Markus brauchen können, als er nach einer Weile auf dem Sperber den Holzplatz wieder verließ. Noch im Walde überfiel ihn das Unwetter, das er den Knechten angesagt. Das Brausen des Windes ging in Tosen über. Die Bäume bogen sich nicht mehr wie Halme in einer Richtung, sondern es war, als seien sie toll und tanzten von ihren Wurzeln gelöst durcheinander. Zuweilen scholl ein gierendes Ächzen, wenn ein gepeinigter Stamm in Todesangst schrie. Es krachte da und dort. Langbärtige Äste schlugen nach Reiter und Pferd. Zweimal sah Markus einen splitternden Baum langsam und schwer zwischen die Genossen stürzen. Der Sperber stieß Dampf aus den Nüstern und warf die Ohren unruhig hin und her; manchmal, jäh erschreckt, stieg er oder tat einen plötzlichen Sprung. Markus mußte fest im Sattel sitzen. Sein schwarzer Radmantel war bald vom stürzenden Regen wie getränkt. Aber das Unwesen machte ihm Vergnügen. Es war ihm immer so ergangen. Wenn ein von außen kommendes Ereignis, ein Schicksal, ihn packte, erwachte er aus seiner Dämmerigkeit und wurde ein Mann der Tatsachen. Auch jetzt erkannte er die Gefahr, die ihn umbrandete. Aber er freute sich ihrer. Und wieder mußte er an Frau Sixta denken. Das war so etwas für sie, der Kampf wider Wetter und Wind. Und wenn sie jetzt bei ihm gewesen wäre, würde er sich gefreut haben, ihr zu zeigen, daß auch er den Trotz wider die Naturgewalten liebte. Er würde einmal sich ihr ebenbürtig gefühlt haben. Er fühlte j e t z t sich mehr ihresgleichen, ihr verwandt, ihr wie noch kaum je in froher Kameradschaft verbunden. Und er lenkte sein Pferd heimzu mit einem Empfinden der Genugtuung, daß er seinem Weibe wieder entgegenritt.

Er gelangte auf den Geröllweg zurück und hinaus auf die Hochebene. Obwohl weder Donner noch Blitz war, hatte das Unwetter ganz den Charakter eines späten Gewitters. Der Regen schoß in Sturzbächen zur Erde. Das Pferd schüttelte die Ohren, das Wasser sprühte ihm vom Kopf. Markus saß geduckt. Das Wasser lief aus der Krempe seines Hutes wie aus einem Rinnstein. Der Sturm warf ihm Wellen von Regen ins Gesicht und peitschte manchmal einen Saum seines Mantels auf, daß er schlapp und schwer an die Flanke des Pferdes zurückklatschte. Aber den Hut vermochte er ihm nicht vom Kopf zu reißen; der klebte ihm am Schädel.

Endlich erreichte er die Paßhöhe wieder. Er gab dem Pferde die Sporen. Kot und Steine spritzten unter seinen Hufen. In seinem Mantel glich er einem der Nebelfetzen, die über den Paß hinjagten. —

Zu Hause waren Frau Sixta und die Otti einander begegnet. Die Otti war spät aufgestanden. Sie hatte im Augenblick des Erwachens Mühe sich in die Wirklichkeit zu finden; zuerst meinte sie noch im Kloster zu sein. Dann kam ihr die Erinnerung an den Vorabend, wie müde sie zu Bett gegangen war und wie die Tür da drüben, hinter der die Mutter schlief, sie irgendwie gestört, daß sie sich ihr nicht zu nähern getraut hatte. Ganz leise hatte sie sich niedergelegt, hatte gemeint, nicht schlafen zu können und war doch vom Schlummer jäh überwältigt worden! Und nun — die anderen waren wohl schon lange auf? Sie blickte aus dem Fenster. Heller Tag! Sie sah nach ihrer kleinen Uhr und schämte sich. Die Mutter würde bestimmt kein Wort über ihr Zuspätkommen sagen, allein — es war doch — man fühlte sich doch recht klein neben ihr, der Frühaufsteherin, wenn man so faul war. Auch — auch Markus Graf würde schon am Tagwerk sein! Sein Bild huschte durch ihre Gedanken. Aber das der Mutter verdrängte es. Und auf Frau Sixta wartete sie, als unten in der Frühstücksstube die Anna, mit der sie auf gutem Fuße stand, die Siebenschläferin neckend, noch auftrug, was sie begehrte. Sie sprachen miteinander vom Tanz und den Tänzern des Vorabends, wie junge Mädchen das tun. Einmal klang die Stimme Frau Sixtas vom Hofe herauf. Da vergaß die Otti das Reden und lauschte. Sie war schon wieder mitten in ihren Pflichten, die Mutter, dachte sie, und das Herz schwoll ihr von gläubiger Liebe.

‚Wie hübsch sie ist,' dachte die Anna, die ihre Blicke über Kopf und Gestalt der Otti spazieren gehen ließ.

Die Stimme der Frau Sixta scholl jetzt im Hausflur. Da trieb es die Otti hinunter.

Ein Sturmstoß ließ das Haus erzittern, als sie die Treppe hinunterstieg. Das Wetter schien umzuschlagen, dachte sie.

Unten fand sie die Mutter im Wortwechsel mit zwei Knechten, die sich stritten und einander mit Tätlichkeiten drohten. Überlegen, schon Meister über ihren Zorn, stand sie zwischen ihnen. Sie hatte nach der Streitursache gefragt, Für und Wider in vernünftigen

Digitized by Google

Worten erwogen und stand eben im Begriff, ihnen ihr Urteil klarzumachen.

„Man überfällt einen alten Mann nicht gleich wie ein böser, starker Hund, Christian," sagte sie zu dem Jüngeren.

Und zu seinem alten Gegner sich wendend, meinte sie: „Aber wir Älteren dürfen uns nicht wundern, wenn auch ein Junger einmal eine eigene Meinung haben will."

Noch unter diesen Worten legte sie den Arm um die Schulter der herantretenden Tochter. Wenn beide eine leise Scheu vor der Begegnung miteinander gehabt, so ging sie im Augenblicksereignis der kleinen Streitszene vorbei.

„Mach' Frieden, Kind," scherzte Frau Sixta und schob das junge Mädchen zwischen die zwei Knechte. „Vor den Augen eines hübschen Mädchens macht man keine Fäuste."

Den Männern blaßte der Zorn aus den Gesichtern. Die Otti stand, ein verlegenes Lächeln im feinen Gesicht, zwischen ihnen.

Der ältere Knecht lenkte zuerst ein. „Der Meisterin zulieb," sagte er und gab dem andern die Hand. Der wollte nicht zurückstehen. Versöhnt trollten sie sich davon.

Durch die für sie sich öffnende Haustür trieb der Sturm den Regen herein.

„Welch ein Wetter auf einmal," sagte die Otti.

Frau Sixta warf die Tür ins Schloß. Ihr erster Gedanke war Markus, der jetzt unterwegs war. Welch ein Ritt! Der Sperber brauchte in solchem Wetter eine feste Hand! Aber sie konnte der Tochter nicht sagen, daß die Angst sie ansprang. Sie scheute sich ihr zu zeigen, daß sie jung war im Herzen und schwach. So zwang sie sich zu der gleichgültigen Frage: „Was beginnst du, Kind?"

„Ich wollte in meiner Stube noch ordnen," erwiderte die Otti.

„Ich gehe mit dir," sagte Frau Sixta.

Sie stiegen die Treppe hinauf. Die Otti war neugierig, wo Markus blieb. Sie wollte ihm noch einmal sagen, wie gern sie ihn singen gehört.

Da bebte das Haus schon wieder in einem Sturmstoß. Aufs Dach und an die Fenster prasselte der Regen.

„Furchtbar," sagte Frau Sixta. Es wollte ihr nicht aus der Kehle. Sie hatte viel schlimmere Wetter erlebt. Aber sie hatte noch nie gezittert.

Die Otti machte erschreckte Augen. „Ich bin es nicht mehr gewöhnt," sagte sie, während sie sich in ihr Zimmer begab. „Im Tal ist alles so viel zahmer."

Frau Sixta achtete nicht auf sie. Sie hatte schon die eigene Tür geöffnet und eilte an die Fenster, die über die Hochebene Ausblick gewährten. Ihr Atem ging stoßweise. Auf ihrer Brust lag es wie Gewichte. Sie begriff sich selbst nicht. Sie wollte zur Otti sagen, wie schrecklich es sei, daß Markus durch dieses Wetter reite. Da sah sie erst, daß sie nicht mehr bei ihr war. Fast scheu schaute sie sich in der leeren Stube um. Wie düster es hier war! Sie preßte die Hand gegen die Brust. Viel Unglück war auf sie niedergeschlagen, viel Last hatte auf ihr gelegen. War neues Unheil im Anzuge? Es litt sie nicht länger. Sie mußte zur Otti zurück! Mit raschen Schritten eilte sie hinüber in die Nebenkammer.

Die Tochter stand am Fenster, wie sie selbst es getan. Sie hatte ein helles Gesicht, als sie sich umwandte. Das Toben gefiel ihr jetzt. „So etwas erlebt man nur hier," sagte sie mit fast freudiger Erregung.

Frau Sixta hielt sich nicht länger. „Markus ist draußen," sagte sie.

Erst jetzt gewahrte Otti die Angst in ihren Augen. „Glaubst du, daß Gefahr ist?" fragte sie, selbst noch keineswegs beruhigt.

„Die Wege sind abschüssig, und der Sperber ist ein spritziges Tier."

„Aber — er ist gewiß irgendwo untergekommen," meinte die Otti.

Es war seltsam, daß keine von beiden Markus Mann oder Vater nannte. Er war ihnen noch nicht ganz in die Stellung gerückt, die er eigentlich einnahm.

Aber die Angst der Mutter steckte jetzt die Otti ein wenig an. Markus kannte das Gebirge noch nicht, dachte sie. Vielleicht war er zu sorglos. Ihr Herz klopfte leise. Sie spürte, daß es ihr leid tun würde, wenn ihm etwas geschehen sollte. Sie mochte ihn wohl leiden.

„Ein guter Reiter ist er freilich," sagte Frau Sixta.

Die Otti sah, wie sie sich selber damit Mut zusprach. Unwillkürlich legte sie den Arm um die Hüfte der Mutter.

Seite an Seite standen sie und schauten in das Wettertoben hinaus. Eine Weile schwiegen beide; aber es floß von einer zur andern wie ein elektrischer Strom, daß eine der andern Gefühle und Gedanken erriet.

„Ich hatte doch gelernt, zu nehmen, was kam," sagte Frau Sixta dann. Ihre Stimme klang hart.

Die Otti fühlte, wie sie sich selbst ihre Schwäche nicht vergab. Es war ihr merkwürdig zumute. Sie liebte die Mutter und verstand ihre Unruhe. Und immer mehr wurde auch ihr die Brust eng, als wäre auch ihr einer draußen, an dem ihr Herz hing. Dennoch tröstete sie Frau Sixta: „Du machst dir sicher unnütze Sorge."

Digitized by Google

Jetzt trug der Sturm ganze Schwaden von Nebel über die Ebene gegen das Haus zu. Es sah aus, als brausten graugefiederte Riesenvögel heran und vorüber, die Flügel im Kot schleppend und triefend von Regen. Manchmal war alles wie in Nacht gehüllt.

Frau Sixta spürte, daß die Otti leise zitterte. Da neidete sie ihr, daß sie ihre Angst teilte. Sie nahm sich zusammen. „Rege dich nicht auch auf," sagte sie mit fast rauher Stimme. „Es ist doch alles Unsinn. Was sollte ihm geschehen? Wir sind nur Furchthasen, wir Frauen."

Und plötzlich blickte sie gespannter nach Norden. „Er kommt," stieß sie heraus. Sie hielt sich so in der Gewalt, daß man ihr nicht anmerkte, wie erlöst sie war.

Die Otti beugte sich weiter vor und bohrte die Augen ins Nebelgrau.

Markus Graf ritt wie ein Besessener gegen das Haus heran. Der Sperber merkte den Stall. Der Reiter aber war vom Wetter so gezaust und durchnäßt, daß er eine wilde Lust empfand, in Wind und Regen vollends zu baden. War das eine Wuchtwelt da oben! Ihre Wildheit brachte einen in eine Art wohliges Rasen.

Sein schwarzer Mantel flog, Tropfen verstreuend. Auch vom Hute gingen Sprühregen nieder. Roß und Reiter schienen wie ein neuer, dunklerer Spuk in den gespenstischen Nebeln.

Das Herz der Ottilie ging mit dem Takt der Pferdehufe. Sie wußte nicht, ob dieses Heranstieben des Pferdes tolle Flucht oder trotziger Übermut war.

Da erreichte Markus den Hof und erblickte die zwei Frauen. Er erhob den Arm und winkte. Er freute sich, daß sie auf ihn warteten. Er freute sich der Heimkehr. Auch das Dach war ihm nicht unwillkommen, bei Gott!

„Er lacht," sagte die Otti mit leiser Bewunderung.

„Ich habe dir gesagt, daß er zu reiten versteht," antwortete Frau Sixta vergnügt. Die Brust schwoll ihr vor Freude, Stolz und gelöster Bangigkeit. Dann vergaß sie die Otti. Schon war sie unterwegs nach der Treppe. Es trieb sie, des Markus Hände zu fassen.

*

Nun saßen Mutter und Tochter in derselben Stube, wo sie vorher am Fenster gestanden, und Markus mußte erzählen.

Frau Sixta war ihm entgegengegangen. Sie hatte ihn im Hausflur erreicht. „Gottlob, daß du wieder da bist," sagte sie.

Er berührte ihre Hand nur flüchtig, da sein Ärmel triefte. „Es war nicht schön und doch schön," sagte er.

Das Pferd hatte er einem Knecht übergeben. Im Gefühl, etwas geleistet zu haben, war er in froher Laune.

„Ich würde dich küssen, Frau," fügte er heiter hinzu, „wenn ich nicht so gottserdenaß wäre."

„Umziehen," kommandierte Frau Sixta, „gleich umziehen." Und mit ihm an den Schlafkammern angelangt, rief sie der Otti zu: „Komm nachher, Kind, der Regenreiter muß erzählen."

Nun war ihr das Herz wieder leicht. Markus war i h r zurückgekehrt. Es würde traulich sein, mit ihm und Otti zusammenzusitzen! Friedlich erschien alles in diesem Augenblick.

Und Markus berichtete: „Ein Weltskerl, der Sperber! Es war als feuerte er mit den Hinterhufen nach dem Wettersturm aus, der hinter ihm hersauste. Ein Abergläubischer hätte mich wohl für den wilden Jäger halten können."

„Das gefällt dir, nicht wahr?" warf Frau Sixta dazwischen, halb den Sonderling in ihm neckend, halb stolz auf seinen Mut.

„Bah," gab er zu, „das Ungewöhnliche ist mir lieber als der Alltag." Er begegnete den Augen der Otti, die inzwischen herein gekommen war, und wunderte sich, warum sie errötete. Zugleich aber kitzelte ihn etwas wie befriedigte Eitelkeit, als gelte das Erröten seiner Tapferkeit. Und auch er fand es höchst vergnüglich, nun wieder bei den beiden Frauen in der warmen Stube zu sitzen.

Frau Sixta machte sich mit den nassen Sachen zu schaffen, die er abgelegt hatte. Dazwischen fragte sie nach dem Stande des Holzschlags.

So kamen sie auf Geschäftliches.

Frau Sixta berichtete dann, daß morgen ein Regiment Soldaten über den Sollapaß käme und bei ihr nächtigen wolle. Ein Quartiermeister sitze schon unten in der Wirtsstube. Sie wäre froh, wenn Markus nachher mit ihm die Strohlagermöglichkeiten prüfen wollte.

„Gut, daß sie nicht heute den Paß machen müssen," meinte dieser. Er nahm einige Schriftstücke, die er in der Tasche getragen und die naß geworden waren und legte sie in eine Schublade.

Frau Sixta trug eben seine abgelegten Kleider hinaus.

Sich umwendend gewahrte Markus, daß die Otti allein zurückgeblieben war. Es war das erstemal, daß sie sich miteinander allein befanden.

Einen Augenblick lang ergriff ihn eine leichte Verlegenheit. Aber sogleich setzte er harmlos das Gespräch weiter. „Du hast wohl ganz vergessen gehabt, daß einen hier

Digitized by Google

oben das Wetter mit so rauhen Tatzen anpackt?" fragte er. Das Du wurde ihm noch immer nicht ganz leicht. Und er sah, daß es auch ihr ging wie ihm selber, daß sie noch nicht recht wußte, wie sie sich ihm gegenüber zu benehmen habe.

Ihr Gesicht leuchtete aber auf, und sie antwortete: „Ich habe nichts vergessen. Ihr wißt gar nicht, wie mich hierher zurückverlangt hat."

Er wunderte sich, daß sie so mit der Heimat verwachsen war. Er wußte nicht gleich, was er weiter sagen sollte.

Da nahm die Otti zaghaft wieder das Wort: „Das hat mir so gefallen, das Singen, gestern abend."

Er lachte. „Das habe ich noch so aus meinen Studentenjahren," erwiderte er.

„Ich — es wäre schön, wenn die Mutter und ich es manchmal hier oben allein hören dürften," meinte sie wieder. Sie hatte heiße Backen. Es war ihr, als hätte sie von einem Fremden eine Gunst erbeten.

In diesem Augenblick kam Frau Sixta zurück. „Was wäre schön?" fragte sie mit leiser Gespanntheit.

„Wir sprachen von meiner Laute," antwortete Markus.

Die Otti sagte: „Ich möchte so gern wieder singen hören."

„Aber nicht vor allen Leuten," warf Frau Sixta rasch ein. Etwas Heißes flog ihr in die Stirn, und sie suchte umsonst über eine Verstimmung Herr zu werden, die sie ergriff.

Markus war betroffen, auch ein wenig verletzt. „Weshalb?" fragte er.

„Ich habe es dir schon einmal gesagt, daß ich den Mann lieber mit dem Gewehr oder dem Beil in der Hand sehe als mit einem Wimmerholz," erklärte Frau Sixta.

Markus verstand sie. Sie konnte keinen Weichling an ihrer Seite brauchen. Und er war bereit, ihr Mut und Muskeln zu zeigen. „Hopla," sagte er fröhlich, „da werde ich künftig nur noch im Soldatengewand herumlaufen und suchen, wen ich morden kann."

Nun fand auch Frau Sixta ihr Gleichgewicht wieder, und da sie nichts weniger wünschte als zu streiten, beeilte sie sich, zu versichern, sie möchte nicht mißverstanden sein, auch sie werde Markus gerne wieder hören. Nur wäre es viel schöner, wenn sie drei dabei allein wären. Leuten wie diesen Weinjuden und andern solle man nicht den Narren machen.

Das eben habe sie vorgeschlagen, versicherte die Otti freudig. Die Laute gehöre in die Stille, so sehr diese zwei Worte einen Gegensatz enthielten.

Markus gefiel die Bemerkung. Er lächelte der Otti zu. „Also ein andermal," sagte er. „Jetzt aber hinunter zu meinem Quartiermeister."

Er ging zur Tür. Dabei hatte er die sonderbare Empfindung, als sei ihm Frau Sixta ein wenig ferner gerückt. Und unterwegs freute er sich abermals an dem Worte der Otti, daß die Laute ein Instrument für die Stille sei, und an ihrem jungen Gesicht.

Als er gegangen war, schaute die Otti die Mutter an. Sie hatte nicht ohne leises Erstaunen deren anfängliche Verstimmung bemerkt, dann sich an der Art gefreut, wie Markus eingelenkt hatte, und in ihrem Blick lag nun so etwas wie eine Frage: ‚Mutter, freust du dich nicht auch an ihm?'

Frau Sixta empfand noch eine leise Bedrängnis. Sie hätte Markus nachgehen, mit ihm allein sein, noch ein gutes Wort von ihm hören mögen. Aber sie nahm sich zusammen. „So eine Müßiggängerin," schalt sie sich selber. „Da stehe ich eine Stunde lang am Fenster, und dann verplaudere ich hier die Zeit, als ob im Hause alles von selber ginge. Dabei werden wir bald das halbe Heer hier haben. Komm, Kleine," wandte sie sich an die Otti. „Es wird auch für dich Arbeit geben."

Die Otti war sogleich bereit. Man sprach nicht mehr von ihrem Fortgehen! Man hieß sie im Haushalt Hand anlegen! Sie war froh und eifrig. „Stelle mich hin, wo du willst, Mutter," sagte sie.

Sie begaben sich nach den Wirtschaftsräumen.

Frau Sixta war aufmerksam geworden; sie spürte, wie froh die Otti war, hier zu sein; sie wurde daran erinnert, daß sie sich über ihr Geschick noch immer nicht entschieden hatte. Und die alten Zweifel begannen sie zu quälen. Warum war hier nicht alles nur einzig zwischen Markus und ihr? War es aber nicht auch schön, die Otti, das Kind wieder bei sich zu haben?

In diesem Augenblick liefen ihnen zwei mit Bettstücken beladene Mägde in den Weg. Die Pflicht riß sie aus ihren Grübeleien. Sie sandte die Otti in die Wäschestube, daß sie beim Mangeln mit Hand anlege. Sie selbst ging den zwei Mägden in die Offizierszimmer nach, die gerichtet werden mußten. —

Am nächsten Abend rückte das Militär ein, füllte jeden Winkel, der nicht schon von Durchreisenden besetzt war, und nahm von den Ställen Besitz. Die Gaststuben wurden zum Brechen voll; Dunst beschlug die Fenster. Man tafelte und trank, man spielte, polterte und sang. Der Kellnerin Anna, der zwei andere an die Hand gingen, perlte der Schweiß auf der Stirn. Ihr Haar war wirr. So hetzte man sie herum.

Digitized by Google

Markus beschäftigte sich mit der Unterbringung der vielen Pferde und des Gepäcks. Frau Sixta war überall. Sie ging mit langsamen Schritten, ohne Erregung. Zwischen ihren starken Brauen stand eine Falte wie immer, wenn sie mit Ernst hinter einer Aufgabe war. Sie stand jetzt in dem kleinen Saal, wo dem Regimentsstab ein Abendessen aufgetragen wurde, und unterhielt sich mit dem Kommandanten über den Sollapaß, den die Truppe nicht ohne Gefahr überschritten. Eine Weile später erschien sie in der großen Küche und leitete die Verteilung der Suppe, die den Soldaten in ihre Unterkunftsräume getragen werden mußte. Dann tauchte sie in den rauchigen Wirtsstuben auf, wo eine Schar Unteroffiziere sich gütlich taten. Einen Betrunkenen, der Lärm machte, ließ sie durch einen Kameraden aufs Heu und zur Ruhe bringen. Und gleich nachher trat sie unter die Leute der Pferdekolonne, die ihre müden Tiere striegelten und wuschen. Der alte Pankraz ging einmal an ihr vorbei, ohne daß sie ihn bemerkte. Er hatte sich in der Küche ein Abendbrot geholt, da für das gemeinsame Abendessen der Dienstboten jetzt weder Zeit noch Raum war. An den wandte sich ein Soldat, der ihr nachschaute, wie sie über den Hof schritt, und meinte: „Die hat die Zügel fest in den Händen." Der Hirt nickte, und im Davongehen drehte auch er sich noch einmal nach Frau Sixta um. Was sagte ihm der Mann da? Als ob er die Meisterin nicht kennte! Als ob er nicht wüßte, was sie auf den Schultern getragen — trug und — vielleicht noch tragen mußte. Und obwohl Frau Sixta jetzt im Glück saß, war ihm, als müßte sie ihm leid tun.

Die kleine Otti hatte eine Weile im Saal der Offiziere mitgeholfen; aber sobald das Essen vorbei und sie dort entbehrlich war, lief sie in ihre Stube hinauf. Die Offiziere hatten ihr schön getan. Nachher sollte getanzt werden. Aber sie mußte einen Augenblick verschnaufen. Welch ein Unterschied zwischen der Stille der Klosterschule und hier! Zwischen der großen Ruhe des Hochgebirgs da draußen und dem Ameisengewimmel im Hause! Auf der Schwelle ihrer Kammer blieb sie aufatmend stehen. Der Lärm der Menge dröhnte herauf.

Da ging die Tür nebenan. Markus trat aus dem Zimmer der Mutter.

„Welch ein Wirrwarr heute!" sagte er, als er sie erblickte.

„Furchtbar," gestand sie ihm zu. Sie fühlte, daß auch er die Stille liebte.

„Du magst den Lärm nicht, nicht wahr?" fragte er, bei ihr stillstehend.

„O nein," gestand sie.

„Dann geht es uns gleich."

Sie waren auf einmal wie zwei Gerettete auf einer Insel.

„Ich muß nachher tanzen," erzählte die Otti.

„Muß?" fragte er lächelnd.

„Der Oberst hat schon gescholten, daß ich weggelaufen bin. Es sind ja viel zu wenig Frauen da für die vielen Männer."

Markus verzog den Mund. Es gefiel ihm an ihr, daß sie nicht viel vom Tanzen hielt; aber daß sie doch hinab wollte, ärgerte ihn irgendwie. Er mochte indessen nichts dawider sagen. Das war Frau Sixtas Sache, dachte er. Und indem er weiterging, warf er hin: „Viel Vergnügen also!"

Die Otti stand und wußte nicht, warum sie dachte, er hätte etwas anderes sagen sollen. Sie betrat ihr Zimmer, setzte sich auf einen Stuhl und hatte doch nicht Ruhe. Bald kehrte sie zu den Tanzlustigen zurück, die inzwischen schon mit ihrem Vergnügen begonnen hatten.

Das Treiben dauerte tief in die Nacht hinein. Markus, Frau Sixta und die Otti sahen einander nur auf Augenblicke. Als sie zum Schlafengehen kamen, waren sie so müde, daß sie weder reden noch denken mochten.

Am andern Morgen zog das Militär wieder ab. Das Leben nahm wieder seinen Alltagsgang. Frau Sixta nahm die Vorbereitungen für den Winter an die Hand. Sie hielt eine große Wäsche, die eine volle Woche dauerte. Die Otti half. Dann fuhr die Rotmundin zum Heu- und Holzkauf aus. Sie fühlte sich glücklich. Arbeit war immer ihre Freude gewesen, und da sie nun wieder von dieser in der Liebe des Markus ausruhen konnte, blieb ihr kaum etwas zu wünschen. Und sie vergaß auch, sich weiter Gedanken zu machen, ob die Otti bleiben oder ins Kloster zurückkehren sollte. Daß Markus sie, Frau Sixta, liebte, stand außer allem Zweifel. Er war immer freundlich und rücksichtsvoll. Zuweilen weckte Glut wieder Glut. Dann flammte er auf. Im Grunde war er kühler als sie selbst, war wie von jeher manchmal nur halbwach oder mit seinen Gedanken weit fort. Aber Frau Sixta gewöhnte sich an diese Art und fügte sich in sie. Ja sie gewann sie lieb, und es lockte sie, ihn aus seiner Zerstreutheit immer wieder zu sich und der Wirklichkeit zurückzurufen. Die Otti störte sie nicht. Sie ging ihr still und bescheiden an die Hand und war wieder, wie sie es als kleines Kind gewesen war, gut Freund mit allen im Hause. Zuweilen fiel sie in kindlichen Übermut zurück, neckte die Anna, die Kellnerin, oder spielte dem Pankraz einen Schabernack. Dann konnte sie lachen und hüpfen wie ein Tierlein, dem es wohl ist. Frau Sixta freute

Digitized by Google

sich, daß sie noch ein solches Kind war. Der Grund, sie wieder wegzuschicken, fiel immer mehr dahin. Sie verlangte nie nach dem Kloster, und der ruhige Alltag brachte keinerlei Gefahr, die die Mutter wünschen ließ, sie ihr zu entrücken. Wenn Markus das große Feuer war, an dem Frau Sixta sich wärmte, so war die Ottilie das kleine Licht, dessen Schein traulich in die Nacht leuchtet.

Die Otti vergaß die Vergangenheit. Sie glaubte bald, es sei immer so gewesen, daß sie bei der Mutter gewohnt und ihr im Hauswesen geholfen. Hatte sie anfänglich noch mit Klosterschwestern und Mitschülerinnen in Korrespondenz gestanden, so gab sie diese allgemach auf. Das Vergangene verblaßte über der friedlich schöneren Gegenwart. Sie hatte keine Sorgen. Die Umsicht und Tatkraft der Mutter kam ihr mehr als früher zu Bewußtsein und weckte ihre Bewunderung. Markus gegenüber fühlte sie sich zeitweise etwas befangen. Warum? wußte sie nicht, grübelte auch darüber nicht nach. Manchmal fragte sie sich, warum eigentlich die Mutter diesen Mann genommen, wie alles mit ihnen gekommen sei und ob sie, die so verschieden waren, wirklich zusammenpaßten. Sie kam jedoch zu keinem Ergebnis, war auch zu jung und zu leichten Sinnes, um sich mit Gedanken zu quälen. Sie mochte Markus leiden und ließ ihn willig und froh neben die eindrucksvollere Gestalt der Mutter gestellt sein. Sie fand ihn stets freundlich, bewunderte seine Reitkunst, sah ihn mit klopfendem Herzen zu Pferde sitzen und mit dem schönen Tier, dem Sperber, zusammen einen ungewöhnlich stolzen Anblick gewähren und war ein wenig mädchenhaft verliebt in seine weiche, dunkle Stimme. Sie mußte ähnlich wie Frau Sixta früher sich bald sagen, daß er aus allen den nüchternen, arbeitenden, essenden andern als ein Besonderer herausragte. Und es machte ihrer romantisch jungen Seele Eindruck, daß er mit seinen Gedanken immer ein wenig in den Lüften war.

Wäre Markus nicht ein Stauner und Himmelsgucker gewesen, so würde er vielleicht früher auf kleine Zeichen von Ungeduld in seinem eigenen Innern geachtet, früher sich gefragt haben, warum ihm die kraftvolle Herrin, die unermüdliche Arbeiterin in Frau Sixta lieber war als das Weib, das nach Zärtlichkeit suchte. Er würde bemerkt haben, daß zuweilen eine Leere in ihm war, und daß der regelmäßige Gang seines Lebens ihm zu früh kam, daß er unwillkürlich, Träumer und Planer, der er war, Wendungen erwartete und neue Wege suchte. Aber er hatte die Augen an den Bergen, die sich die Schneekappe schon tiefer zogen, an den Gluten der Sonnenuntergänge und den Sternen über den fahlen Firnen, an des Sperbers Ausdauer und mutigem Schritt, an der Otti schmalem Gesicht, und er sank immer wieder in das Behagen zurück, daß er in Frau Sixta einen Kameraden hatte, wie man ihn besser nicht finden konnte.

So lebten sich die drei Menschen tiefer in den späten Herbst hinein. Der Strom der Fremden, der über den Paß hin- und hergegangen, versiegte. Es wurde stiller im Gasthaus zur Brücke. Wer jetzt einkehrte, das waren Arbeiter, die noch heim oder in eine neue Stellung zogen, Händler oder Einheimische aus dem oder jenem Nachbarsdorf. Manchmal kamen alte Stammgäste, ein paar Honoratioren aus Bergmatten, die an einem Sonntag bei der Rotmundin ihr Kartenspiel machten. Selbst Julian Furrer, der Talammann, stellte sich wieder ein und tat, als habe er nicht eine Zeitlang sich feindlich gezeigt, gedroht und alles Schlimme prophezeit. Sie kamen, weil Frau Sixta auf ihren Groll nichts gegeben und eben ohne sie weiter gelebt hatte, sobald sie nicht mehr mit ihr hatten leben wollen. Und sie kamen, um ihre Neugier zu stillen und sich zu überzeugen, ob wirklich alles so glatt ging, wo sie erwartet hatten, daß es krumm gehen müsse.

Der Talammann, der Rotbart, kneifte die Anna, die Kellnerin, in den Arm und zog sie auf sein Knie; er brauchte sich vor Frau Sixta jetzt nicht mehr in acht zu nehmen: „Gibt's bald Nachkommenschaft?“ wollte er wissen und ein andermal: „Wie verträgt sich die Otti mit dem Stiefvater?“

Die Anna konnte ihm keinen anderen Bescheid geben, als daß im Hause Frieden sei, Familienzuwachs aber nicht in Aussicht zu stehen scheine. Der Ton, in dem sie ihm Auskunft gab, ließ ein wenig erkennen, daß sie nicht ungern weniger Günstiges berichtet haben würde.

Furrer war enttäuscht, verkehrte aber mit Frau Sixta mit der früheren Vertraulichkeit, zog auch die Otti bei Gelegenheit ins Gespräch und ließ sich sogar herab, Markus einmal zu einem Kartenspiel einzuladen, was dieser freilich, da er die Karten nicht kannte, ablehnen mußte. —

Und die Vögel rauschten im Südenfluge über die Berge. Wie Windböen rauschten sie vorbei.

Frau Sixta entließ die im Winter entbehrlichen Dienstboten. Die Öfen wurden angezündet. „Ich kann es gar nicht erwarten,“ sagte die Otti. „Ich habe so lange keinen rechten, tiefen Winter mehr gesehen.“

Und sie saß am Fenster und sah den ersten Flocken zu, die der Wind gegen das Haus

Digitized by Google

trieb. Das neue Klosterschuljahr hatte schon im Oktober begonnen. Und sie saß noch hier! Sie war glücklich.

Auch Markus freute sich auf Sturm und Frost und Schnee. Frau Sixta legte ihm nahe, da im Winter die Säumertransporte und die Arbeit außer dem Hause überhaupt seltener wurden, sich der Buchführung anzunehmen, was er willig zusagte. Nun konnte auch die Sekretärin über Winter entlassen werden.

Man zog sich enger zusammen, gab sich warm, sah sich stündlich und lebte zufrieden.

Frau Sixta schnitt große Leinwandstücke zurecht und gab sie den Mägden, unter denen auch Ottilie saß, zur Verarbeitung zu Bett- und Küchentüchern.

„Jetzt sollten wir Unterhaltung haben," meinte die Kellnerin Anna, die mithalf, wenn die Wirtsstube leer stand. „Bei Musik ginge einem die Arbeit noch einmal so rasch von der Hand."

Die Otti errötete. Sie sah, daß die Stirn der Mutter sich verdunkelte, und es war ihr zumut, als werde ihr selber ein Wunsch versagt.

Frau Sixta erwiderte der Anna: „Wer sich zur Arbeit die Freude erst noch einmusizieren lassen muß, der soll die Hand davon lassen." Ihre Stimme war hart. Und die Anna hatte nicht mehr so feste Wurzel im Hause wie früher.

*

Das Haus zur Brücke war eingeschneit. Wo im Sommer ein unablässiges Kommen und Gehen von Fußwanderern und Fuhrwerken gewesen, war Schweigen und Einsamkeit.

Die Gebäude der Frau Sixta duckten sich unter den Flockenlasten. Von den Dächern hingen die Zwächten, die Schneewellen, die im Frost, während der Sturm sie von den Schindeln blies, erstarrt waren. Zwischen den Häusern waren Wege geschaufelt. Mauern von Schnee engten sie ein. Tagelang hatte das Schneien und Toben gedauert. Jetzt wölbte sich heißer, blauer Himmel über der Hochebene.

Das kleine Leben der Menschen ging unter in der gewaltigen Stille der Natur. Vom Haupthause stieg Rauch in die Luft. Wenn eine Stalltür sich öffnete, schlug der Dunst der Tiere in die Kälte hinaus. Dann und wann trat die dunkle Gestalt eines Menschen in die flirrende Landschaft, bewegte sich um die Gebäude oder über die Straße hinaus paßwärts und war wie ein wandelnder Punkt in der weißen, unendlichen Ebene. Der Wind schien erfroren, die Wasser lagen tot unterm Eise. Kein Laut unterbrach das Schweigen des weiß ummantelten Gebirges.

Selbst das Treiben im Innern der Gebäulichkeiten schien gedämpft. Dumpf und träg standen Pferde und Rindvieh in den Ställen. Das Gesinde hockte viel herum. Seine Arbeit war in Schopf und Stuben gebannt. Markus schrieb. Die Frauen nähten. Frau Sixta kehrte von ihren Rundgängen zu Knechten und Mägden oft und öfter zu Markus zurück, der über den Geschäftsbüchern saß. Es trieb sie immer zu ihm. Ihre Seele suchte nach ihm mit einer Unermüdlichkeit ohnegleichen. Wenn er gut zu ihr war — und er war es immer, wenn seine Zerstreutheit ihn nicht kühl und achtlos machte — so kam eine weiche Rührung über sie, die ihr strenges Wesen verwandelte und sie zum hingebenden und liebeheischenden Weibe machte. Dann befiel sie manchmal eine unbestimmte Angst, ob sie ihn nicht zu sehr umwerbe und ob er ihr nicht ein wenig blind und willenlos in die Arme gegangen sei. Unruhevoll und mit erwachender Eifersucht spähte sie nach immer neuen Bestätigungen seiner Liebe aus.

„Ich fürchte, dir wird eng hier," redete sie ihn einmal an. „Du warst so viel draußen. Du liebst die freie Natur. Und sitzest nun so viele Stunden im Zimmer."

„Ich will nicht nein sagen," gab er freundlich, doch im Grunde selbst noch wunschlos zurück. „Aber wie sollte ich nicht gern tun, was dir zur Hilfe ist?"

Sie setzte sich auf die Lehne seines Armstuhls und legte die Hand auf seine Schulter. Seine Antwort weckte ein frohes Echo in ihr. „Und wir sehen einander jetzt oft im Tage," sagte sie. „Das ist gut. Im Sommer treibt die Arbeit das eine hierhin, das andere dorthin."

„Gewiß," gab er ihr zu. Er wich ein wenig von ihr zurück, aber er mußte ihr recht geben, daß sie bislang eigentlich nicht viel voneinander gehabt. Er sagte sich, daß er schließlich Frau Sixta und nicht nur das bequeme Leben und dies Land hier oben, das er liebte, geheiratet hatte. Er ergriff ihre Hand. „So lasse ich mir's gefallen," sagte er.

„Wir sind so selten allein gewesen," klagte sie wieder. „Kaum je, daß wir vertraulich miteinander reden."

„Nun," scherzte er, „zur Nacht weiß ich eine, die lange gesprächig ist."

Sie lächelte; er neckte sie gern, daß sie sein Einschlafen störe. Sie hatte ihn auch schon entschlummert gefunden, während sie gemeint hatte, daß er ihr noch zuhöre.

„Mit wem soll ich denn von meinen eigensten Angelegenheiten sprechen, wenn nicht mit dir?" fragte sie mit leisem Vorwurf.

Digitized by Google

„Natürlich," beeilte er sie zu versichern. Er liebte sie wie eine Schwester; es war ihm schrecklich, ihr in irgend etwas zu mißfallen.

Da bog sie sich mit jäh aufwallender Zärtlichkeit zu ihm nieder und küßte ihn.

Als sie das Kontor verließ, war ihr Gesicht ganz jung und ihr Gang leicht.

Einen Tag später kam Nachricht, daß im Sollahaus, wo Vieh zur Winterung blieb und zwei Knechte hausten, der eine von diesen an einer Darmkrankheit schwer daniederliege.

Frau Sixta machte sich sogleich auf den Weg. Ein Arzt war schwer zu beschaffen. Und sie hatte von jeher auch über das leibliche Wohl ihres Gesindes gewacht. Sie wußte besser Bescheid als mancher Doktor. Die Sache hatte Eile.

„Ich werde spät zurückkommen," sagte sie zu Markus, als sie sich von ihm verabschiedete. „Laß es die Otti wissen."

Und mit ihren Gedanken schon bei dem Erkrankten, fügte sie hinzu: „Es ist kalt in den Kammern im Sollahaus. Und bei diesen Dingen geht es auf Leben und Tod. Will's Gott, kann ich den Jost herüberschaffen lassen."

Damit ging sie hinaus in den Schnee. Eine Magd ging mit ihr.

„Gib acht auf dich," mahnte Markus.

Sie dankte ihm mit einem Lächeln.

Als sie aber davonschritt, fiel es Markus ein, daß er selbst sie hätte begleiten sollen. Es war ihm nicht recht wohl zumut. Dann beruhigte er sich: Es mußte doch auch im Hause jemand zum Rechten sehen!

Er trat in den Hausflur zurück. Es war totenstill dadrinnen. Da fiel ihm ein, daß er einen Auftrag an die Otti hatte. Er verhielt unwillkürlich den Schritt. Sollte er gleich zu ihr hineingehen, die mit den Mägden beim Nähen saß? Er schwankte. Der Atem ging ihm nicht ganz frei. Dann lachte er über sich selber. Was machte er denn für ein Aufhebens von der Sache! Er konnte doch der Otti gelegentlich Bescheid sagen. Und er war vorhin mitten in einer Ausrechnung gestört worden! Entschlossen kehrte er in die Schreibstube zurück.

Er reihte Zahlen an Zahlen. ‚Du mußt es noch der Otti sagen,' ging es ihm manchmal durch den Kopf. Und sein Herz schien mitzureden. Er fühlte es klopfen. Aber er rechnete eifrig weiter.

Auf einmal ging die Türe. Die Otti stand auf der Schwelle.

„Ich suche die Mutter," sagte sie. „Die Mägde wissen nicht weiter mit der Arbeit."

„Die Mutter ist fort," antwortete Markus und erzählte, was vorgefallen war.

Die Otti zögerte auf der Schwelle. Sie war überrascht und unschlüssig, was zu tun sei. Und während sie noch verweilte, wußten beide nicht, was sie zueinander weiter sagen sollten. Es war, als kennten sie ohne Frau Sixta ihre Wege nicht.

„Es wird wohl spät, bis sie zurückkommt," murmelte die Otti dann und ging. —

Merkwürdig! Die Otti über der Näharbeit und Markus, der noch schrieb, dachten daran, daß es spät werden würde, bis Frau Sixta zurück kam. Vielleicht, fiel ihnen ein, würden sie am Abend allein in der Winterwohnstube droben neben den Schlafzimmern sitzen müssen. Und das bisher nie Gewesene bedeutete ihnen so etwas wie ein Ereignis.

Am Abend kam die Magd zurück, die Frau Sixta begleitet hatte. Es gehe ums letzte mit dem Jost, berichtete sie. Der Mitknecht sei nach einem Doktor aus. Frau Sixta lasse sagen, daß sie nicht vom Bette des Sterbenden weg könne.

Da setzten sich Markus und die Otti, die so lange gewartet hatten, mit den Dienstboten zu Tisch. Markus nahm den Platz Frau Sixtas zu Häupten desselben ein. Er wußte sich die Haltung zu geben, die ihm anstand. Der Otti nickte er väterlich zu, als sie sich neben ihm niederließ. Aber es war ihm sonderbar, daß sie da war und Frau Sixta nicht, es war, als habe sich in seinem Leben etwas gewendet. Es schien ihm, als hätten die Tischgenossen alle spitze, weiße, neugierige Nasen, als wollten sie alle wissen, wie er sich benehmen, insbesondere, wie die Otti und er ohne Frau Sixta sich zusammen stellen würden. Und doch war weiß Gott nichts Ungewöhnliches, nichts Großes geschehen. Ein Alltagszufall nur war eingetreten, wie er morgen oder übermorgen wieder sich ereignen konnte und wie er eben vorkam, wenn eine Witwe mit Kindern einen zweiten Mann nahm. Er brachte es aber fertig, ganz unbefangen zu sein. Er sprach laut mit der Otti von der Möglichkeit einer Wiedergenesung des kranken Knechtes. Die Dienstboten mischten sich ins Gespräch. Die Unterhaltung wurde allgemein. Anfängliche Hemmungen verloren sich gänzlich. Die Otti hatte helle, vergnügte Augen. Wie wohl Markus den Meister zu machen verstand, dachte sie, und fühlte sich geborgen unter seiner Führung, fast wie wenn die Mutter regierte.

Nach Tisch machte Markus wie jeden Abend noch die Runde durch die Ställe.

Die Otti zögerte. Sie schwankte, ob sie in der Wirtsstube bleiben oder sich ins gemeinsame Wohnzimmer hinauf begeben sollte. Aber in jener saßen ein paar laute Übernächtler, deren Anzüglichkeiten sie sich nicht aussetzen mochte. So begab sie sich nach oben, nahm wie jeden Abend eine Handarbeit und

Digitized by Google

Der Hahn. Bronzebildwerk von Prof. Carl Ebbinghaus

Digitized by Google

setzte sich an ihren Platz am großen, grünen Kachelofen. Die Lampe brannte an der Decke. Die Fenster waren so dicht vereist, daß die Frostblumen wie weißes Spitzenwerk in die Stube leuchteten. In einzelnen Scheiben brannte das weiße Mondlicht, und sie glitzerten wie kleine Gletscher. Es war sehr still. Die Otti fragte sich, ob sie hier nun allein bleiben oder ob auch — Markus kommen werde wie sonst. Im Gegensatz zu heute nachmittag schien ihr dieses Kommen jetzt eigentlich natürlich. Ihr Herz klopfte nicht schneller. Ihre Gedanken glitten von Markus ab und zur Mutter hinaus. Die Arbeit, die sie in Händen hatte, eine Stickerei, war für Frau Sixta bestimmt. Nun saß sie allein im todeinsamen Sollahaus, die Mutter, dachte sie, bei einem Sterbenden, vielleicht bei einem Toten! Nie hatte sie Ruhe! Alles, was im Brückegut geschah, ging gleichsam durch ihre Hände! Welch eine seltene Frau sie war! Eine Mutter nicht nur ihr, sondern allen hier oben! Auch — auch zu Markus! Seltsam! Es war wirklich oft, als sei er mehr ihr Sohn als ihr Mann. Und Markus — hm — dort lagen die neuen Zeitungen für ihn bereit. Die Kellnerin Anna legte sie immer auf den Tisch für ihn, und er verlor sich jeweilen so sehr hinein, daß Frau Sixta ihn erst vorgestern geneckt hatte, er habe für nichts mehr Sinn, wenn er hinter sein Tagblatt komme. Heute — zögerte er zu kommen, vielleicht, weil die Mutter nicht da war, vielleicht, weil er noch zu tun hatte. Vielleicht aber — ging er auch gleich in die Schlafstube hinauf, weil — Nun, warum eigentlich? Die Frage, ob Markus kommen werde oder nicht, fing an, sie plötzlich stärker zu beschäftigen. Als sie unten eine Tür gehen hörte, lauschte sie erregt. Aber es kam niemand. Es wäre aber doch nicht schön, überlegte sie weiter, wenn Markus zu Bett ginge, ohne ihr gute Nacht zu wünschen. Sein Bild trat schärfer vor ihre Seele. Wie er zu Pferde saß! Wie er die Laute spielte! Wie er heute abend am Tisch mit Ruhe und Selbstbewußtsein Frau Sixta vertreten! Er war ein rechter Mann, ein schöner Mann! Kein Wunder, daß Frau Sixta ihn so liebte!

Es kam nun doch eine Unruhe in sie und wuchs mit jedem Geräusch, von dem sie meinte, daß es von seinen Schritten herrühren könnte. Kam er? Kam er wirklich nicht? —

Auf einmal vernahm sie deutlich seinen Tritt. Ihr Herz klopfte heftiger. Dann mußte sie lächeln. Da war ja kein Irrtum möglich. So schwer, so weitbeinig, als ob er Siebenmeilenstiefel trüge, ging nur solch ein Reiter. Und dann fiel die flüchtige Beklemmung von ihr ab. Und sie sah dem Eintritt des Markus mit der gleichen Arglosigkeit entgegen, wie wenn die Mutter dagewesen wäre. Als er die Tür auftat, schaute sie ihn schelmisch an und sagte: „Ich habe gemeint, man habe mich hier ganz vergessen."

Markus erwiderte: „Ich bin aufgehalten worden. Die Knechte müssen morgen Langholz ab Wald führen."

Er blieb nicht ganz bei der Wahrheit. Er hätte früher kommen können. Aber er hatte sich halb wissentlich, halb gleichgültig, durch allerlei kleine Arbeiten noch aufhalten lassen. Er hatte daran gedacht, daß die Otti nun oben in der Stube saß. Die Tatsache, daß er mit ihr allein sein würde, war ihm seit dem Nachmittag nicht mehr aus dem Gedächtnis gewichen. Ihre Bedeutung hatte sich gesteigert, ihn jetzt angezogen und jetzt abgeschreckt. Er ließ Minute um Minute verstreichen, als komme er immer noch früh genug. Als er nun aber eintrat und in ihr schmales, hübsches Gesicht schaute, wurde ihm warm im Innern. Er mußte aber aus irgendeinem Zwang die Augen von ihr abwenden und trat, als biete sich ihm in ihnen ein Notbehelf, zu seinen Zeitungen.

‚Nun wird er da sitzen und vergessen, daß ich auch da bin', dachte die Otti. Aber sie war ganz zufrieden, daß er überhaupt da war.

Markus hatte wirklich inzwischen zu lesen begonnen. Aber seine Gedanken waren nicht bei dem, was er las. Seine Seele lauschte nach der Otti hinüber. Was dachte sie wohl? Würde sie etwas sagen? War ihr auch so merkwürdig zumut bei diesem Beisammensein? Dann mußte er an Frau Sixta denken. Sie tat ihm leid. Er wußte nicht recht warum. Plötzlich sagte er: „Vielleicht ist der Jost nun schon tot." Er sah den Knecht in ungeheizter Kammer liegen. Frau Sixta saß am Bett, Frau Sixta, die eine Stütze war, wenn es ans Sterben ging.

Die Otti horchte auf. Es machte ihr Eindruck, daß er nicht vom Wetter oder sonstigen Gleichgültigkeiten sprach. Es war immer etwas Besinnliches in seinen Worten, dachte sie. Dann sagte sie: „Ich möchte nicht an der Stelle der Mutter sein. Ich habe Angst vor dem Tod."

Er sah sie nachdenklich an. „Jugend und Tod reimt sich auch nicht," sagte er. „Meine junge Schwester konnte auch nicht vom Sterben sprechen hören. Dann kam es über sie wie der Blitz."

„Du hast es noch nie erzählt."

Er ließ die Zeitung sinken. Der Schatten der Erinnerung legte sich dunkel über seine Seele. Sein gelbbleiches Gesicht wurde noch um einen Schatten weißer. Dann erzählte er stockend und den Blick am Boden vom



Digitized by Google

Untergang der Seinen. Er hatte noch immer Mühe, das Grauen los zu werden.

„Dann warst du ganz allein?" fragte die Otti, als er zu Ende war.

„Ja," antwortete er einfach und sah sich am Tage nach der Katastrophe und wie er blindlings in die Welt gezogen war.

„Und dann bist du hierher gekommen?" fragte die Otti.

Da schreckte er auf. Es war ihm, als bestätigte ihm zum erstenmal jemand, daß dann Frau Sixta sein Schicksal geworden sei. Er nickte und sah sie gedankenverloren an, wie wenn er fragen wollte: ‚Wunderst du dich nicht auch? Ich wollte in die große Welt hinaus und bin hier geblieben in der kleinen Welt.'

Die Otti ahnte, daß er mehr gehalten worden, als aus eigenem Willen dageblieben war. ‚War seine Liebe zur Mutter groß?' dachte sie, und allerlei Fragen drängten sich ihr auf die Lippen. Allein sie fand nicht die rechten Worte. Endlich brachte sie aber doch das eine heraus: „Und nun bist du froh, daß du hier bist?"

Er war im Begrif zu antworten, daß er darüber eben nicht klar sei. Vieles erscheine ihm schön und gut und doch sei ihm oft, er hätte nicht so früh sich an e i n Haus und e i n e n Ort binden sollen. Aber als er ihren Augen begegnete, fiel ihm ein, daß sie Frau Sixtas Tochter war und daß er ihr nicht sagen konnte, er wisse nicht, ob er mit der Mutter glücklich sei. Plötzlich durchströmte ihn auch heiß die Gewißheit, daß er sich in diesem Augenblick sicher nicht irgendwo andershin wünschte. Und er bestätigte mit etwas spätem Eifer: „Gewiß bin ich froh."

Er brauchte nicht hinzuzufügen: ‚Schon weil du da bist.' Das arglose Wohlgefallen an ihr lag in seinem Blick.

Eine kleine Pause trat ein.

Aber bald stellte die Otti weitere Fragen: Was er studiert, wie er reiten gelernt und wie er zur Laute gekommen sei.

„Wir Studenten spielten und sangen alle. Mehr oder weniger schön," scherzte er.

Die Laute hing drüben an der Wand. Sie sahen sie beide hängen. ‚Warum sie nicht spielen?' dachten beide. Aber wie ein Verbot stand Frau Sixtas Mißbilligung des Spiels in ihrer Erinnerung. Sähe es nicht aus, als benützten sie ihre Abwesenheit? War es nicht vielleicht auch ein wenig seltsam, wenn die Dienstleute hörten, daß Markus für Ottilie allein sang?

So schwiegen beide von dem, was als Wunsch in ihnen war.

Markus nahm seine Zeitung wieder auf. Die Otti stichelte emsig an ihrer Arbeit. Sie kamen in keine rechte Unterhaltung mehr. Aber ein jedes spürte vom andern, daß es nach Worten suchte, daß ihm das Schweigen lästig war. Jedes wunderte sich über sich selbst. Jedes dachte: ‚Warum tust du so fremd?'

Endlich begann Markus mit gepreßter Stimme wieder: „Warum bist du so schweigsam? Erzähle mir doch auch etwas aus deiner Klosterzeit."

Sie wußte zuerst nicht recht, wie sie beginnen sollte. Was kümmerten einen Mann die Schulmädchendinge? Aber auf einmal wurde auch ihr die Vergangenheit lebendig, und sie verfiel in ein kindlich fröhliches Erzählen: „Wir waren alle noch voll Übermut, obgleich die meisten zur Klosterfrau bestimmt waren. Freilich sind es dann auch wohl nur die kleinere Hälfte geworden. Wir schmuggelten Süßigkeiten ein und, wenn die Aufsicht zu Bett war, hüpften wir wieder aus den unsern und veranstalteten geheimnisvolle Festmähler. Und wir wollten Tanzstunden haben und bekamen sie nicht. Und wir waren alle in einen jungen, schwarzhaarigen Priester der Stadtkirche verliebt."

Sie kam von einer drolligen Einzelheit auf die andere, erheiterte sich an ihren eigenen Schilderungen und wurde so lebhaft und zutraulich, wie er sie nie gesehen hatte. Als sie von einem jungen Mädchen sprach, das ihre besondere Freude gewesen, bekam er Lust ihr Bild zu sehen, das sie besaß, und sie holte es aus ihrem Zimmer. Sie stand bei ihm, während er es betrachtete. Er spürte ihre Nähe. Sie waren wie ganz alte Freunde.

„Fehlt dir die Freundin nicht?" fragte er.

Sie schüttelte hastig den Kopf. „Dazu bin ich zu gern daheim," antwortete sie.

„S o gern?" fragte er.

Sie machte weite Augen. „Das kann man gar nicht sagen, wie sehr," gab sie zurück. Sie wußte nicht, daß er in diesem Augenblick auch Anteil an dem hatte, was ihr die Heimat lieb machte. Und doch dachte sie jetzt nicht an die Berge, die sie liebte, und nicht an die Mutter, sondern sie war glücklich, weil es diesen Abend so schön war, so — anders als je. Sie hatte sich nicht an ihren Platz zurückbegeben. Ihre Hand spielte auf der Tischplatte, während sie sprach.

Markus sah auf ihre schmalen Finger. Sie hatte die kleinste und zierlichste Hand, die er je gesehen, und die seine zuckte nach ihr. Er mußte sie zwingen, daß sie die andere nicht berührte. Er trommelte leise auf den Tisch, wie die Otti es tat.

Das brachte sie zum Lachen. Sie zog ihre Hand weg. Da schnappte er mit einem Finger nach den ihren.

Digitized by Google

Sie lief an den Ofen zurück. Mit hellen Augen sah sie ihn an. Würde er sie haschen? Sie war jetzt ganz noch das Kind, das sie im Kloster gewesen.

Ihr Blick zog ihn an. Er war schon halb vom Stuhle auf. Aber er ließ sich zurückfallen. Irgend etwas hielt ihn zurück. Der Atem ging ihm schwer. Und wieder wußte er nicht, was er sagen sollte. Sein Blick fiel auf die Uhr. Es war spät geworden. Es überlief ihn kühl. ‚Frau Sixta,' dachte er. Was würde sie denken, daß sie beide hier noch saßen und den Abend fast untätig verbracht hatten. Und auf einmal fühlte er sich wieder in seine Stellung hinein. „Elf Uhr," sagte er ganz würdevoll, „kleine Mädchen wie du gehören längst in die Federn."

Er erhob sich.

Die Otti erschrak beinahe. Hatte sie ihn geärgert? Sie nahm eilig ihre Arbeit zusammen, als ob er sie hinausjagen wollte.

Nun standen sie beide zum Gehen bereit.

„Schlaf wohl," sagte Markus und streckte ihr im Vorbeigehen die Linke hin.

Sie ergriff sie kurz. „Gute Nacht," wünschte sie ihm.

Beide erreichten gleichzeitig die Tür. Die Otti war ganz benommen. Aber Markus hatte ein Gefühl, als müsse er aus ihrer Nähe fort. Er trat, sie fast anstoßend, mit einer plumpen Bewegung an ihr vorbei und in den Flur. So verwirrt oder hastig war er, daß er auch über die Schwelle des Schlafzimmers, in das er sich begab, noch stolperte. ‚Welch ein Tolpatsch du bist,' dachte er. Und ärgerte sich, daß er die Otti hatte stehen lassen. Nicht einmal ordentlich gute Nacht hatte er ihr gewünscht, schalt er sich innerlich. Und er wußte gar nicht recht, wie er auf einmal in sein Zimmer gekommen war. Er griff sich an die Stirn. Dann fiel ihm ein, daß er diese Nacht allein sein würde. Er atmete auf. Er war froh, daß jetzt — Frau Sixta nicht kam.

Er begann sich auszukleiden. Es brauste ihm im Kopfe. Bald empfand er Freude, bald tat ihm etwas weh oder grollte er sich selbst.

Als er in den Kissen lag, gewann die Freude die Oberhand. Er dachte an die Otti. Wie zutraulich sie gewesen war! Hm, sie waren jetzt schon ganz gute Freunde und — und er war froh, er mochte es gern leiden, das junge Ding!

Nicht lange nachher fiel sein Blick auf das Bett seiner Frau. Da war ihm, als spüre er, daß sie ganz, ganz fest an ihn dachte. Und er sah sie wieder in dem kalten, einsamen Sollahause sitzen, sie, die Hilfreiche, die nur Arbeit und Pflicht kannte im Leben. Wenn sie hier gewesen wäre, würde er ihre Hand genommen und sie geküßt haben, als habe er ihr etwas abzubitten.

Auch die Otti hatte sich zu Bett begeben, anfänglich betroffen über des Markus rasche, fast ärgerliche Art. Aber der Eindruck verwischte sich, und sie behielt mehr im Gedächtnis, wie schnell der Abend vergangen war, wie gut es sich mit Markus geplaudert hatte und wie heiter er hatte sein können. Beinahe hätten sie einander gleich Kindern gejagt. Warum hatte sie ihn nicht auch die Laute nehmen geheißen? Als sie das dachte, fiel ihr die Mutter ein. Ein leiser Schatten stieg auf. Aber sie war müde. Sie schlief ein, ehe sie ins Grübeln kam.

*

Frau Sixta saß am Bett des dicken Jost, des Knechtes. Es stand in einer öden, kalten Kammer. Die nackten Holzwände hatten Risse; wenn man die Hand über sie legte, fühlte man, wie die Winterkälte hereindrang. Tagsüber pflegten die Knechte sich in der anstoßenden Küche zu wärmen. Des Nachts krochen sie unter die schweren Wolldecken. Nun aber hatte Frau Sixta durch den zweiten Knecht Peter kurzerhand ein Stück aus der Zwischenwand, die die Knechtskammer von der Küche schied, herausbrechen lassen. Dort brannte jetzt Tag und Nacht das Feuer im Herd, und allmählich war es in der Krankenstube erträglich geworden. Frau Sixta hatte in den Stunden, in denen sie sich schon um Jost mühte, noch nicht Zeit gehabt, an sich selbst zu denken. Sie saß in ihrer schwarzen, prall um den starken Oberkörper sich schmiegenden Winterjacke da. Der Arzt war dagewesen. Die Schmerzen des Jost hatten nachgelassen.

„Dankt der Meisterin, daß Ihr durchgekommen seid," hatte der rauhe Doktor zu dem Knecht gesagt. „Ohne der ihre heißen Tücher hätte Euch der Teufel noch gestern abend geholt."

Der Jost lag in den Kissen und schwieg, als ob ihm die Worte auf den Lippen erfroren wären. Aber manchmal, wenn er sich unbeobachtet glaubte, sah er der Rotmundin zu, wie sie mit den weißen, starken Händen die Nadeln des Strickzeuges klappern ließ, mit dem sie sich die Stunden der Nachtwache vertrieb. ‚Beim Eid, eine Mutter war die!' dachte er. Vom Augenblick an, wo sie in die Stube getreten war, hatte er gewußt, daß ihm geholfen würde, wenn es noch Hilfe gab. Sie hatte mit beiden Händen zugepackt, mehr Decken herbeigeschafft, für Wärme gesorgt und selbst die Wand kein Hindernis sein lassen. Und dabei hatte sie den Mann daheim, dem sie erst seit kurzem gehörte, und das



Digitized by Google

große Hauswesen beiseite gelassen, als gebe es nichts als den Jost Gerig auf der Welt. An dem Tage hatte sich wieder einer in die Liebe zu Frau Sixta verbissen.

Und jetzt war Ruhe und tiefe Nacht.

Der Doktor hatte gesagt, der Jost sei noch nicht über den Berg. Zwei Tage und Nächte werde die Entscheidung noch anstehen. Aber Frau Sixta bekam jetzt endlich Muße, sich noch andere Dinge zu überlegen als nur, wie sie dem gepeinigten Menschen da die Folter seiner Schmerzen erträglich machen konnte. Zuweilen wie Blitze, die ihr aus der Seele zuckten, waren auch während der ersten Stunden der Pflege einzelne Gedanken nach dem Brückegut zurückgefahren: Markus! Jetzt ging er nach der Kammer. Jetzt lag er schon und schlief! Ob er ihrer gedacht? Die Otti! Die weichherzige würde Mitleid mit der Mutter haben, darum, daß sie in dem kalten Hause sitzen mußte. Aber erst jetzt bekamen diese Gedanken Zusammenhang und Klarheit. Markus fehlte ihr. Unruhe befiel sie. Sie erhob sich zuweilen, trat ans Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Was tat er, was sann er wohl in diesem Augenblick? Sie fühlte, wie sehr er schon zum Mittelpunkt ihres Lebens geworden. Manchmal ging ein Lächeln über ihr Gesicht. Es war doch ein Wunder, was ihr da spät noch beschert worden. Und morgen, spätestens übermorgen würde sie es wiederhaben! Aber lang war es bis dahin, erwog sie dann. Ob es Markus auch so lang vorkam? — Auf einmal fiel ihr ein, daß Markus die Otti hatte und die Otti den Markus. Mit einem jähen Ruck fuhr sie auf, so daß der Jost erstaunte Augen machte. Ein Gedanke stach sie. Sie wollte ihn nicht ausdenken. Sie schüttelte heftig den Kopf, als könnte sie ihn damit verjagen. Warum sollten die beiden nicht allein bleiben? Machte die Eifersucht sie, Frau Sixta, mürrisch oder schlecht?

Sie riß sich mit Gewalt zusammen und erneuerte des Knechtes heiße Kompresse. Sie sprach mit ihm. Allmählich gewann sie ihr inneres Gleichgewicht zurück. Ihre Gedanken wurden wieder freundlich, ihr Herz weicher. Nein doch, es war gerade gut, daß die zwei, Markus und die Otti, einander hatten und nicht allein zu sein brauchten!

Und die Nacht verging.

Am Morgen war der Zustand des Jost so, daß Frau Sixta sich eine kurze Abwesenheit gestatten konnte. Sie schärfte Peter ein, keinen Schritt aus dem Hause zu tun, bis sie selbst zurück sei. Dann rüstete sie sich zum Gang nach dem Brückegut. Sie hatte schon während der Nacht die Möglichkeit dieses Ganges erwogen. Nicht Eifersucht trieb sie, sondern das Pflichtgefühl, das ihr aufgab, das Hauswesen nicht mehr als nötig im Stich zu lassen. Die Eifersucht, die dunkle Unruhe, die sie einen Augenblick befallen, war verschwunden oder doch in irgendeinen Winkel ihres Herzens zurückgedrängt.

„Ihr kommt wohl nicht mehr, Frau?" fragte der kranke Jost ängstlich, als er sie sich zum Weggang vorbereiten sah.

„Vor Nacht bin ich zurück," versprach sie. Dann nahm sie ihr Tuch über den Kopf und Rücken und schritt in den Schnee hinaus.

Der Tag war blau und kalt, der Schnee knirschte. Es war nur eine schmale Spur getreten. Manchmal strauchelte der Fuß über sie hinaus und versank in der zu Pulver zerstäubenden Kruste der Schnee-Ebene.

Frau Sixta ging rasch. Ihre Zeit war bemessen. Und Ungeduld drängte sie vorwärts. ‚Markus hätte einmal nach dir sehen dürfen,' dachte sie unterwegs. ‚Auch der Otti stünde es an, dir und dem Jost einen Besuch zu machen!' Und sie schaute in die Ferne, ob nicht jemand ihr entgegenkomme.

Plötzlich tauchte drüben über dem blendendweißen Hügelsaum eine schwarze Gestalt auf, Kopf und Schultern, dann der ganze Mann. Markus! Beinahe hätte die Rotmundin aufgejauchzt. Er kam! Von selbst kam er! Sie riß das Tuch ab und schwang es zum Gruß.

Er rief: „Sixta! Guten Tag!"

‚Wie gut seine Stimme klang,' dachte sie.

Binnen kurzem hatten sie einander erreicht.

„Ich danke dir, daß du kommst," sagte Frau Sixta.

„Soll ich nicht nach dir schauen, wenn du fortbleibst?" gab er heiter zurück. Sein Gewissen war leicht. Schon gleich am Morgen hatte er sich entschlossen, Frau Sixta aufzusuchen. Dann fragte er nach dem Ergehen des Kranken und erwartete zu hören, daß er gestorben sei.

„Er lebt," sagte Frau Sixta, „und wird leben, wenn wir ihm Sorge tragen." Es war ihr flüchtig, sie könnte nun eigentlich wieder umkehren, als sei der ganze Zweck ihres Ganges schon erfüllt. Aber sogleich erinnerte sie sich, wie viel es für sie daheim zu tun gab. „Ich komme zu sehen, wie daheim alles steht," erklärte sie. „Lange kann ich nicht bleiben."

„Weshalb?" fragte Markus ungeduldig. Der Gedanke, sie nochmals entbehren zu müssen, war ihm plötzlich unlieb.

Das machte sie fast übermütig. „Bin ich so kostbar?" scherzte sie. Dann fügte sie hinzu: „Die nächste Nacht ist noch kritisch. Nachher kann der Peter allein sorgen."

Digitized by Google

„Soll ich bis zum Sollahause gehen?“ fragte Markus.

Sie stutzte einen Augenblick, aber der Wunsch, ihn nicht schon wieder fortzulassen, war stark in ihr. „Nein,“ entschied sie. „Es ist lang genug gewesen, daß ich dich nicht sah.“

Er trat an ihre Seite und legte den Arm um ihre Hüfte. Er trug voll im Bewußtsein, wie viel er an ihr hatte. Um neben ihr bleiben zu können, mußte er im tiefen Schnee gehen, und es war mühsam, so fürbaß zu stampfen.

„Das geht nicht,“ widersprach Frau Sixta und schob ihn vor sich in den gebahnten Weg.

So schritten sie eines hinter dem andern und erzählten einander gegenseitig die kleinen Ereignisse seit ihrer Trennung. Frau Sixta fragte: „Was habt ihr denn angefangen gestern abend, die Otti und du?“ Noch vor wenigen Minuten würde sie es mit einer gewissen Spannung gefragt haben. Jetzt war sie innerlich so vergnügt, daß sie kaum mehr auf seine Antwort hörte. Sie sehnte sich nur nach Alleinsein mit ihm, nach seiner Liebkosung; es schien ihr, als sei er ihr näher als je.

„Die Otti stickte und ich las meine Zeitung,“ antwortete er. „Viel haben wir einander nicht erzählt.“

Er hielt sich bei der Sache nicht auf. Vielleicht, wenn sie ihm jetzt hätte ins Gesicht sehen können, würde ihm aus irgendeiner inneren Unsicherheit das Blut in die Wangen getreten sein. Auch entfuhr ihm etwas hastig die Gegenfrage nach dem, was mit Jost eigentlich geschehen sei.

Frau Sixta schilderte des Knechtes Erkrankung und Rettung genauer.

Markus verlor die leise Unruhe, die ihn einen Augenblick hatte befallen wollen.

Sie erreichten die gebahnte Poststraße.

Frau Sixta nahm Markus' Hand und hielt sie fest. Er haßte alles Aufsehen und hatte flüchtig Lust, seine Finger aus den ihren zu lösen; aber er mochte ihr mit keiner Kleinigkeit weh tun.

So traten sie wie ein junges Liebespaar unter die Augen des Wirtshauses. Die Kellnerin Anna erblickte sie von einem Fenster der Wirtsstube aus. Sie hustete anzüglich und machte damit zwei Bergmattener Viehhändler, die drinnen saßen, aufmerksam. Gleich darauf standen drei Gaffer statt der einen hinter der Scheibe.

„Ein schönes Bild! Ein friedliches Bild!“ spöttelte die Blonde.

Aber es geschah nicht ihret-, sondern der Otti wegen, daß Markus nun doch die Hand löste. Ottilie kam ihnen aus der Haustüre entgegen.

Frau Sixta stutzte. Scheute sich Markus, ihr öffentlich seine Liebe zu zeigen? Aber ihre gute Stimmung hielt noch an. Warum sollte sie sich um Äußerlichkeiten quälen? Auch wallte ihre Liebe zu Ottilie auf. Sie war froh, auch sie wieder zu haben. Und sie küßte sie.

„Wie gut, daß du wieder da bist, Mutter,“ sagte die Otti. Es schien ihr, als lege sich über das ganze Haus eine große Ruhe, nun Frau Sixta zurück war.

Sie trat ins Haus. Und schon im Flur überfielen Frau Sixta die Pflichten ihres Hausfrauenamtes. Die Köchin hatte zuerst ein Anliegen. Dann wurde ihr mitgeteilt, daß in der Wirtsstube ein Leinwandhändler sitze, der gestern gekommen war und ihr seine Muster zeigen wollte. Gleich darauf kam der alte Pankraz gelaufen und berichtete, daß er die Schafe bereit gestellt, die geschlachtet werden sollten, sie möge der Wahl noch zustimmen. Und eine Weile nachher rief eine Magd sie nach der Wäscheküche, wo ein Kamin schadhaft sei. Markus und Otti kamen nicht mehr zu Wort. Sie mußten Frau Sixta denen überlassen, die sie forderten. Eine Stunde ging hin wie ein Augenblick.

Allediezeit blieb in Frau Sixta die Erinnerung an den noch in Gefahr schwebenden Kranken und das Gefühl, daß sie so rasch als möglich zu ihm zurück müsse. Aber, während ihr nun die Zeit unter den Händen zerrann und eine Aufregung sie faßte, weil die Stunde der Rückkehr nach dem Sollahause näher und näher rückte und immer neue Anforderungen an sie heran traten, überwältigte plötzlich der Wunsch, mit Markus noch einen Augenblick allein zu sein, alle andern Empfindungen. Er und die Otti waren ihr ganz aus dem Gesicht gekommen. Sie ließ ihn rufen. Oben in der Schlafkammer, wo sie am ungestörtesten waren, erwartete sie ihn.

Er kam sogleich. Ein wenig hatte auch er über Geschäften ihrer vergessen gehabt. Er schalt sich selbst darob, als er zu ihr ging.

Sie empfing ihn mit ausgestreckter Hand. Aus ihrem Blick sprach eine Wucht von Liebe. „Wir haben noch keine drei Worte miteinander gesprochen und schon muß ich wieder fort!“

Er fand das ein wenig übertrieben, da sie doch fast den ganzen Weg vom Sollahause hierher miteinander gegangen, aber er legte den Arm um sie und sagte: „Komm nur bald für ganz zurück; es ist nicht gemütlich ohne dich.“ Er sagte das aus Überzeugung. Dem Hauswesen fehlte der Kopf, wenn sie fort war. Und es bereitete ihm Unbehagen, wenn nicht alles am Schnürchen ging.

Sie faßte seinen Kopf mit beiden Händen und zwang ihn, ihr ins Auge zu sehen. „Du

Digitized by Google

weißt nicht, wie viel es mich kostet, auch nur eine Stunde ohne dich zu sein," sagte sie mit gepreßter Stimme und küßte ihn mit ungestümer Heftigkeit.

Er schrak vor dieser Leidenschaft abermals leise zurück.

Das empfand wiederum Frau Sixta und die frohe Stimmung, in der sie sich befunden, seit Markus sie abgeholt hatte, verlor sich ein wenig. Sie sagte: „Ich komme wieder, sobald ich kann. Du wirst es schon sehen." Und sie hielt seine Hand fest, als ob sie sie nicht mehr freigeben könnte. Aber sie vergaß nicht, daß sie auch der Otti noch Lebewohl sagen mußte.

Markus tat es schon leid, daß er vielleicht vorhin nicht so gut zu ihr gewesen, wie sie es erwartet hatte. „Das darf nicht mehr sein, daß du dort bist und wir hier," versicherte er.

Sie nickte. „Ich muß noch zur Otti hinüber," sagte sie.

Hand in Hand gingen sie ins Nebenzimmer, wo die Otti an einer Ausbesserungsarbeit saß.

„Gehst du schon wieder, Mutter?" fragte sie. „Und soll ich nicht mit dir kommen?" Sie hatte in diesem Augenblick das Gefühl, daß man wirklich Frau Sixta nicht immer allein alle Pflicht tragen lassen durfte.

„Du würdest schön zittern, kleines Lamm," gab die Mutter wehmütig scherzend zurück; sie wußte, daß die zwei da nicht zu schweren Dingen taugten, die eine ihrer Zartheit und Jugend wegen, der andere, weil er ein Himmelsgucker war. Wenn aber ganz tief in ihr einen Augenblick lang der Wunsch lebendig wurde, die Otti von — Markus weg und mit sich zu nehmen, so glitt sie darüber hinweg. „Von morgen an sind wir wieder beisammen," tröstete sie die andern und sich selbst. Aber als sie es sagte, wußte sie, daß zwischen morgen und heute noch ein Abend lag. Sie erbleichte. Es überlief sie kalt, als sehe sie Gespenster. Sie starrte eine Minute lang wortlos die beiden an.

Markus und Ottilie bemerkten es. Sie mußten es bemerken. Schon wollte Markus fragen, was ihr sei.

Da schüttelte Frau Sixta die Erstarrung von sich. Sie schalt sich töricht. Sie zürnte sich ob ihres Mißtrauens. Sie liebte doch die beiden Menschen. Sie w o l l t e doch, daß auch sie einander liebten. „Seid gut zueinander," stieß sie heraus. Und sie redete sich weiter zu, daß es bis morgen nur Stunden dauerte, daß sie dieses Lauschens und Spürens nach wesenlosen Dingen sich erwehren müsse. Sie küßte die Otti, wie sie Markus geküßt hatte, nicht so leidenschaftlich, aber mit großer Zärtlichkeit. Sie sollte fühlen, wie viel sie ihr galt.

Dann geleiteten Markus und die Otti sie hinunter, geleiteten sie hinaus in den Schnee.

‚Sie werden miteinander zurückgehen,' dachte Frau Sixta, und es wurde dunkel in ihr.

Gerade da sagte Markus, er wolle umkehren, um dem Sperber, der lahmte, selbst eine Einreibung zu machen. Die Otti solle die Mutter noch ein weiteres Stück Weges begleiten.

Und wieder schalt Frau Sixta sich selbst.

Sie entließ Markus mit einem Händedruck und einem Scherzwort: „Ich habe dir zum Nachtessen dein Leibgericht bestellt. Vergnüg' dich recht."

„Wie du mich immer verwöhnst!" lobte er.

Während er sich entfernte, drehte er sich immer wieder um und winkte.

Auch Frau Sixta schaute oft zurück. Daneben sprach sie mit der Otti von Alltagsdingen, von Kleidern und Wäsche, von Mägden und Haushalt, wie Frauen eben reden; aber ihre Gedanken waren nicht dabei. Jedes Umdrehen und Grüßen bewegte ihre Seele.

Aber Markus hatte mit sich selbst mehr zu tun, als es bisher der Fall gewesen. ‚Was war Frau Sixta vorhin angekommen?' dachte er. ‚Hatte sie in ihn hinein gelauscht und erraten, daß er an die Heimkehr, das stille Zusammengehen mit der Otti gedacht hatte?' Mit plötzlichem Entschluß, aus jähem, unbestimmtem Drang hatte er sich allein zur Rückkehr gewendet. Aber schon lag ein Neues vor ihm. Auch die Otti würde zurückkommen! Und es würde wieder Abend werden! Und — wie lange hatte er gestern gezögert, bis er zu ihr hinauf gegangen war! Ob — ob er auch heute so lange warten würde? Hm! Es war hübsch gewesen gestern. Sie, die Otti—

Etwas Hemmendes fiel von ihm ab. Frau Sixta blieb diese Nacht wiederum aus. Warum sollte er mit der Otti — nicht vergnügt sein? Warum sollte es oben in der Wohnstube nicht ebenso gemütlich sein, wie wenn — Frau Sixta —

Plötzlich fiel ihm ein, daß er zu winken vergaß. Hastig drehte er sich um. Aber die beiden Frauen waren schon verschwunden.

‚Weit ging die Otti mit,' dachte er, ‚mächtig weit.'

Er war dem Wirtshaus schon wieder nahe gekommen. Nun erinnerte er sich seiner Absicht, nach dem Sperber zu sehen. Mit raschen Schritten begab er sich nach den Ställen. —

Am Abend saß Markus Graf bei Tisch wieder über dem Dienstvolk und waltete seines Hausherrnamtes wie gestern. Er sprach laut und ruhig. Es gehe Jost besser, und morgen werde Frau Sixta zurück sein, gottlob. Es sei einem nicht wohl, wenn ihr Platz leer sei. Er glaubte zu fühlen, was er sagte.

Digitized by Google

Die Otti stimmte ihm im stillen bei.

Auch die anderen glaubten ihm seine Worte und hielten sie für selbstverständlich.

Im gleichen Augenblick aber war ihm, daß irgendwo in seiner Seele etwas sei, was nicht mitklang mit dem, was er gesagt hatte. Hastig ergriff er sein Glas, als ließen sich Dinge, die den Herzschlag hemmten, wie Brocken, die im Halse stecken geblieben, hinunterspülen.

Die Otti war glücklich. Sie war viel argloser als er. Wohl hatte auch sie, als sie die Mutter begleitet hatten, einmal gemeint, Frau Sixta sei irgendwie nicht zufrieden mit Markus und ihr. Aber das mußte wohl ein Irrtum gewesen sein, denn die Mutter hatte sich ihr nachher voll Liebe und voll freundlichen Willens, mit ihr über hundert Kleinigkeiten zu plaudern, gezeigt. Sie hatte ganz zufrieden geschienen und nur sehr froh, morgen ihres Pflegerinnenamtes ledig zu werden und heimzudürfen. Und nun vertrat Markus sie wieder so wohl wie gestern. Und nachher — wenn Feierabend war, würde sie, Otti, mit ihm wie gestern beisammen sitzen. Heute aber wollte sie ihn wirklich bitten, die Laute zu spielen.

Das Nachtessen ging vorüber. Es dauerte nicht so lange bis zu ihrem Alleinsein wie am Tage vorher. Für Markus lagen keine besonderen Geschäfte vor. Und im Gegensatz zum Vortage machte er sich keine. Er redete sich ein, es solle alles gehen, wie wenn Frau Sixta da wäre. Und er begab sich zu seinen Zeitungen hinauf und meinte, gleichmütig zu sein, wie alle Tage. Die Otti saß schon über ihrer Handarbeit, als er eintrat. Sie erwartete ihn mit argloser Freude. Heute sollte er ihr singen, wiederholte sie sich.

„Also noch einmal müssen wir es allein machen,“ sagte Markus, indem er sich niederließ.

„Wir werden es schon nett haben,“ erwiderte die Otti. Aber sie verbesserte sich eifrig. „Natürlich nicht, wie wenn die Mutter da ist.“

Markus antwortete nicht. Er nahm die Zeitung. Was war ihm nur? Was verwirrte ihn? dachte er. Als sei er noch nie mit einem Mädchen allein gewesen! Wenn — aber — da hinter ihm saß die Tochter der Frau Sixta! Sollte — sollte er nicht fort — fort aus dieser Stube?

Er griff sich an den Halskragen. Ersticken konnte man dadrinnen!

Da begann die Otti wieder mit ihrem bescheidenen, stillen Stimmlein: „Die Laute hat lange Zeit Ruhe gehabt.“

Er konnte doch mit dem Kinde nicht unfreundlich sein! Er lachte ihr zu, wußte schon, wo sie hinzielte. Aber er hatte noch immer Bedenken. Die Tatsache bestand noch immer, daß Frau Sixta es nicht wußte, wenn er für die Otti spielte und es vielleicht mißbilligte. Er schwankte. Aber dann dachte er, der Abend verginge wohl schneller, harmloser, wenn er spielte, als wenn man so stumm beieinander saß.

„Ich bitte dich,“ sagte die Otti. „Singe ein wenig!“

Er räusperte sich. Die Dienstboten fielen ihm ein. Es war ihm, als lauschten sie an den Türen. Aber dann stand er auf und nahm die Laute von der Wand.

„Schön!“ sagte die Otti und kam in der Freude über die Gewährung ihrer Bitte zu ihm an den Tisch herüber.

Er präludierte. Dann sang er. Kleine, volkstümliche Lieder. Seine Stimme klang leiser und tiefer als sonst.

Die Otti sprach in den Pausen nicht. Sie schaute bald zu Boden, bald an die Wand. Nur zuweilen, wenn ihr etwas besonders gefiel, streifte ihr Blick den seinen. Es war ihr, er gebe ihr etwas von sich selbst, als lernte sie ihn jetzt besser kennen. Seltsam erschien er ihr, anders als andere, kein Student mehr, noch viel weniger ein Bereiter und am wenigsten ein Wirt und Herr über die Hochalp. Auch — daß er der Mann der Mutter war, war merkwürdig! Es schien, als sei er nur ein Wanderer, der vorbeizog. Fremde Dinge schienen in seiner Seele zu sein.

Markus sang:

Es geht in der Welt gar seltsam zu:
 Die einen bauen die Matten
Und sparen und werden reich im Nu
 Und wackre Bürger und Gatten.

Ein anderer fühlt sich nicht im Gleis
 Und guckt in neblige Weiten,
Weiß nicht, was er will, noch was er weiß
 Und läßt das Leben entgleiten.

Wer viel unterwegs ist, braucht viel Schuh.
 Daheim ist's ehrbar und schicklich.
Es geht in der Welt gar seltsam zu.
 Und schicklich ist noch nicht — glücklich.

In dem einfachen Liede irgendeines Stegreifpoeten lag etwas, was der Otti in die Seele schnitt. Nicht in den Worten, sondern in der Art, wie es Markus sang. War es nicht, als ob es ihn reute, daß er im Brückegut festgehalten war? Als ob es ihn weiterzöge? Zum erstenmal ging der Otti eine Ahnung auf, daß in der Ehe des Markus mit der Mutter Dinge waren, die keine Erfüllung bedeuteten. Markus kam ihr vor wie ein Mann, der mit blinzelnden, erstaunten Augen um sich sah, nicht recht wissend, wo er war, nicht ganz sicher, ob es ihm gefiele, wo er sich befand. Und er tat ihr leid. Ihre Teilnahme wuchs, weil sie aus ihm nicht recht klug wurde. Und auf einmal regte sich in ihr

Digitized by Google

eine kleine Verstimmung gegen die Mutter. Hatte nicht s i e ihn festgehalten? Sie sah nicht klar. Sie ahnte mehr als sie wußte. Aber es war, als entdeckte sie an der bewunderten Mutter zum erstenmal eine menschliche Schwäche. Ein leiser Schatten fiel auf ihre Liebe.

Markus machte jetzt eine Pause.

Die Otti ließ sich ihm gegenüber am Tisch nieder. Sie war ein wenig wirr in den Gedanken. „Ich könnte die ganze Nacht zuhören," flüsterte sie.

Er lachte: „Das würde dir doch verleiden, kleines Mädchen," entgegnete er.

Sein Ton störte sie; er sollte sie nicht mehr für ein Kind ansehen. „Ich bin gar nicht mehr so jung," wehrte sie sich.

‚Ei ja,' dachte Markus; den Jahren nach paßte sie eher zu seiner jungen Schwester als zur — Er sah ihr ins Gesicht. Frau Sixta fehlte ihm nicht. Im Gegenteil. Er fand es ganz hübsch so mit der Otti allein. Etwas von der Lust am Tändeln, die seinem Junggesellentum angehaftet, erwachte. Doch wagte sie sich nicht hervor. Die Otti hatte zu klare Augen. Auch wußte er, was er seiner Stellung schuldig war. „Wehre dich nicht gegen das Jungscheinen," anwortete er ihr. „Was gibt es Schöneres?"

„Man will nicht immer noch als unerwachsen gelten," sagte die Otti.

Zielte das auf die Mutter? überlegte er, und Frau Sixtas strenges Gesicht stand vor seinen Augen. „Man merkt nicht, wie rasch Kinder heranwachsen," philosophierte er. „Plötzlich sind sie reif neben uns."

Sie fuhr fort: „Ich möchte euch beiden jetzt eine Hilfe sein, nicht eine Last. Ich möchte doch auch hier bleiben."

Das letzte enthielt so etwas wie eine Frage. Ihr Bleiben oder Gehen war ja immer noch nicht entschieden.

Er erinnerte sich, daß Frau Sixta ihm nie mehr über ihre Ottilie betreffenden Pläne gesprochen. Aber er konnte dieser keine Auskunft geben. So nickte er nur. Und dann streckte er ihr die Hand hin. „Es ist gut von dir, was du sagst."

Die Otti war ein wenig überrascht; dann aber legte sie ihre Hand in die seine.

Einen Augenblick hielten sie sich so, Finger um Finger gespannt. Die der Otti wollten sich lösen, aber als sie sich noch gefangen sahen, drückten auch sie noch einmal leise zu. Es war kein Wille, nur ein unwillkürliches Geschehen. Und plötzlich erschraken sie, und ihre Hände glitten auseinander.

Die Otti stand auf und ging zur Ofenbank. Ein roter Fleck brannte ihr auf den Wangen.

Markus griff wieder zur Laute und prüfte mechanisch die Saiten. Sein Blick fiel auf die Wanduhr. Es war noch nicht spät. Er konnte nicht davonlaufen. Was hätte die Otti denken müssen? Er spielte und pfiff dazu, ganz in Gedanken. Singen mochte er nicht mehr.

Plötzlich tat sich die Tür auf, und die Kellnerin Anna steckte den Kopf herein. Die hatte gewußt, daß die beiden allein da oben saßen und hatte gelauscht. Sie war innerlich im Feuer, obgleich sie eigentlich sich den Markus aus dem Kopf geschlagen und inzwischen einen aus Bergmatten zum Schatz erhoben hatte. Und als es in der Stube da oben auf einmal still geworden war, hatte es ihr nicht Ruhe gelassen. Was ging da vor? Sie mußte es wissen. Und so war sie der Wirtsstube entlaufen und meinte, die zwei zu überraschen.

„Ich suche die Lina, die Wäscherin," entschuldigte sie sich. „Sie scheint nicht hier zu sein."

„Allerdings nicht," erwiderte Markus mit zornigem Spott. Es war ihm klar, daß die andere schnüffeln wollte.

Die Anna verschwand. Sie war nicht auf ihre Rechnung gekommen. Die Otti hatte auf der Ofenbank weit ab von Markus gesessen. Aber unter dem Gesinde redete sie, sonderbar sei es, daß Markus Graf einen ganzen Abend lang die Otti ansinge, die Otti allein. Es war, wie wenn man Unkraut sät.

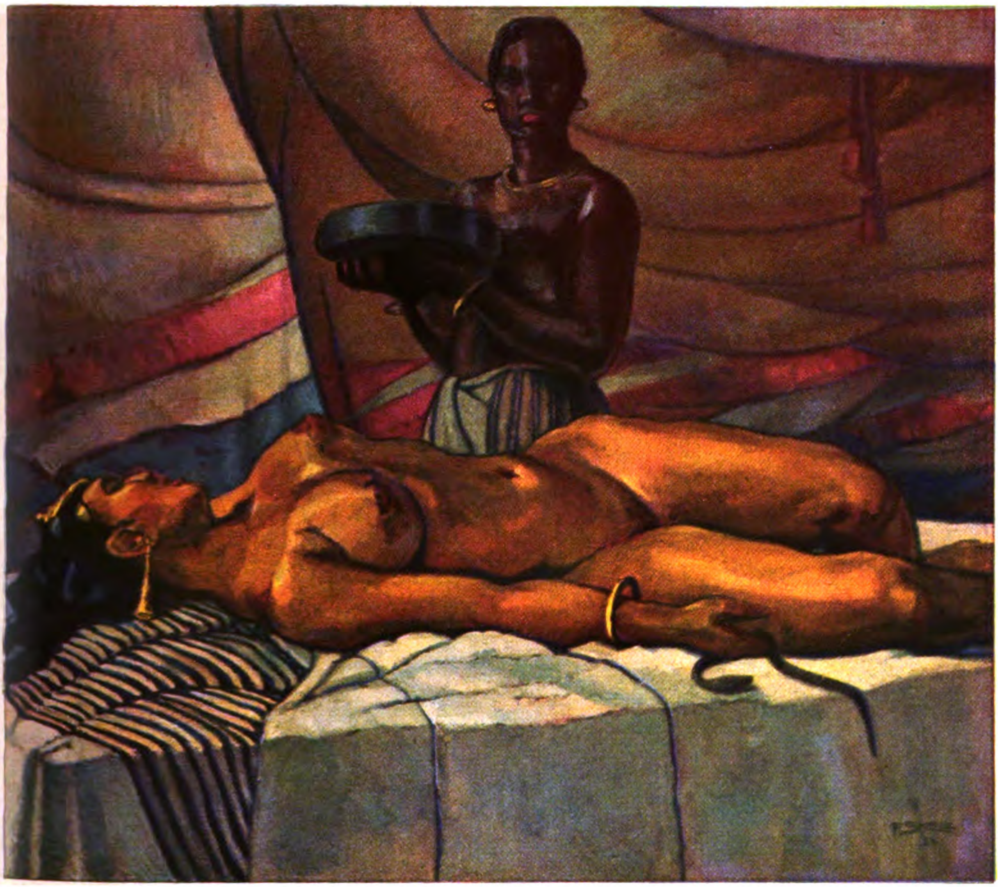
Markus war ärgerlich. Was war das Weib, die Anna, angekommen? Er fand sich nicht in die vorherige Gemütlichkeit zurück. Es bedrängte ihn allerlei. Er legte die Laute fort. „Ich habe noch zu tun," entschuldigte er sich. Dann wünschte er gute Nacht. Noch einmal, als er der Otti die Hand reichte, kam ihn die Lust an, die ihre festzuhalten. Aber es fehlte ihm der Mut. Er ging mit vornübergebeugtem Kopf, als säße ihm eine Faust im Nacken, hinaus.

*

Auch die Otti suchte bald nach Markus ihre Schlafstube auf. Sie konnte ihn noch hören, wie er nebenan manchmal auf und ab schritt. Er hatte also wirklich noch zu tun! An dem Hereinstürmen der Anna war ihr nichts aufgefallen.

Eine Weile nachher wurde es in beiden Stuben still. Lauschten sie nacheinander aus? Sie taten es nicht mit Willen. Wären sie dessen bewußt geworden, so würde es ihnen als Torheit oder Unrecht erschienen sein. Es lauschte etwas aus ihnen heraus, über das sie nicht Meister waren. Es war, als lauschte ihr Blut. Und da war etwas anderes, das ließ sie auch wieder an den Augenblick den-

Digitized by Google



Der Tod der Cleopatra. Gemälde von Fritz Skell
(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast)

Digitized by Google

Digitized by Google

ken, da sie sich bei den Händen gehalten hatten. Ihre Herzen klopften. Bah, tröstete sich die Otti, das war doch nichts Böses! Aber Markus fühlte sein Gesicht heiß werden. Und er empfand etwas wie Angst vor sich selbst. Dann beschloß er, wie um sich zu beruhigen, Frau Sixta morgen gleich wieder entgegen zu gehen, sie vielleicht schon vormittags abzuholen, obgleich sie gesagt, daß sie erst gegen Abend zurück sein könne.

Der Morgen kam.

Aber Markus ging nicht nach dem Sollahause. Er war früh aufgestanden. Die Otti war noch nirgends zu sehen. Als er sich vom Frühstückstisch erhob, zögerte er einen flüchtigen Augenblick. Kam die Otti vielleicht noch? Er hätte ihr doch gern guten Tag gewünscht, ehe er zur Arbeit ging. Auch während er nachher im Hofe das Abladen zweier eingetroffener Langholzfuhren überwachte, zog es ihm den Blick manchmal nach den Fenstern des Haupthauses hinüber. Wo mochte die Otti sein? Was tat sie? Was trieb sie? Und — und Frau Sixta mochte er doch nicht entgegengehen. Er beschwichtigte sein Gewissen: ‚Wer weiß, wann sie aufbricht, Frau Sixta. Vielleicht verfehle ich sie noch!' Aber sie zu verfehlen wäre in Wirklichkeit bei dem einzigen zurechtgestampften Schneeweg kaum möglich gewesen. Ganz tief in ihm lebte eine leise Furcht: Frau Sixta konnte wieder fragen, was er und die Otti am Vorabend begonnen hätten. Und — und — er sprach darüber nicht gern. Nein, nicht gern! Er wußte nicht warum.

Die Otti half an diesem Morgen beim Bügeln. Sie war fröhlich und unbeschwert aufgewacht. Markus — wie schön er gesungen hatte! Wie rasch mit ihm zusammen der Abend vergangen war! Sie mußte es wirklich der Mutter erzählen! Nur — Sie seufzte. Sie wußte nicht weshalb. Sie mochte auch nicht grübeln; denn Nachdenken löste das nicht, was sich einem manchmal auf die Brust legte. —

Waren verborgene Quellen lebendig? Oder säuselten seltsame Winde? Oder klangen Glocken aus Fernen? Aus Tiefen? Keines von beiden gab sich Rechenschaft, was geschah. Ihre Sinne waren nicht so klar wie sonst. Ihre Herzen klopften. Ihr Atem ging nicht ungehemmt.

Es war den ganzen Morgen so. Und es war noch so, als Frau Sixta kam.

Sie traf gleich nach Tisch ein, als Markus und Ottilie noch in der Eßstube saßen und erst ein Teil der Dienstboten diese verlassen hatten. Ihr Gesicht trug einen Anflug von Röte. Das kam vom raschen Gehen oder von der harschen Kälte.

Sie hatte in der Nacht keine Ruhe gehabt, da bei dem kranken Knechte sich noch einmal Schmerzen eingestellt hatten. Aber vielleicht würde sie auch sonst rastlos gewesen sein. Ihre Vernunft versagte. Warum mußte sie hier allein sein, haderte sie. Weit von den beiden andern? Und es hatte sie etwas heimgezogen die ganze Nacht, als müßte sie dort ein Unheil verhüten.

Und es peitschte sie etwas heim, als der neue Tag angebrochen war.

Das Befinden des Kranken war besser. Sie machte sich auf den Weg. Was war es nur, das sie zog? Sie hatte es denken müssen die ganze Nacht: ‚Sie waren beisammen, Markus und Ottilie!' Und sie w o l l t e es nicht denken. Denn was war daran, wenn — ihr Mann und — ihr Kind beisammen waren? ‚Bist du krank, Sixta?' fragte sie sich. Aber sie schritt rascher aus. Sie waren beisammen, mahnte sie etwas, zum dutzendsten Mal.

Aber dann sah sie schon von ferne das Haus. Und es wurde ihr leichter. Sie freute sich sogar. Bald war sie dort! Beinahe hätte sie leise zu singen begonnen.

Sie erreichte das Gasthaus. Sie betrat die Eßstube. „Habt ihr noch etwas für mich?" fragte sie im Eintreten.

Markus und die Otti sprangen auf. Die Mahlzeit war still vorbeigegangen. Die Otti, deren Herz hell war, stieß einen kleinen Ruf aus und küßte die Mutter, und Markus rückte ihr sogleich den Stuhl an die Stelle zu Häupten des Tisches, wo sie immer saß. Die Ankunft kam so plötzlich, daß sie sich nicht auf sich selbst besinnen konnten.

Die Dienstboten, wie beschämt, daß sie zu lange von der Arbeit weggeblieben, verliefen sich, die Kellnerin Anna schnitt ein Gesicht, als wisse sie Geheimnisse und verschlang das Ereignis dieser Heimkunft mit den Augen. Sie trug Frau Sixta ihr Essen auf. Mann, Frau und Tochter saßen dann beieinander.

Da kam das Seltsame gekrochen, das wie Windsäuseln oder Quellenrauschen war oder wie ferne Glocken. Wenn sie die natürlichsten Dinge sprachen, bebten ihnen die Lippen. Sie tauschten ihre paar Neuigkeiten aus. Daß der Jost nun gerettet sei, daß im Brückegut sich nichts von Bedeutung ereignet. Der Frage Frau Sixtas nach dem, was sie am Abend begonnen, kam die Otti mit der Erzählung zuvor, sie habe es besonders schön gehabt, Markus habe die Laute gespielt. Sie mußte es gleich sagen. Es war ja doch kein Unrecht! Und die Mutter sollte empfinden, wie gut Markus und sie sich verstanden. Und sich daran freuen! Es verwirrte sie nur leise ein kleiner Zweifel, ob die Mutter sich wirklich freute.

Markus schenkte sich neuen Most ein und trank das Glas in kurzen Zwischenräumen rasch wieder leer; er wußte nicht, was er sonst tun oder sagen sollte. Er wartete gespannt, daß Frau Sixta spreche.

Über das Gesicht der Rotmundin war bei den Worten der Otti ein Schatten gegangen.

Die Anna stand noch da, als ob auch sie hören wollte, was die Meisterin sagen werde.

Frau Sixta sah sie groß an. „Auf was wartest du noch?" fragte sie nicht ohne Schärfe.

Die Kellnerin ging. Sie hatte einen roten Kopf.

„Gespielt und gesungen habt ihr?" sagte dann Frau Sixta gedehnt.

„Hier oben, ganz im stillen," beeilte sich die Otti zu versichern.

Markus blähte die Nasenflügel auf. Sollte er erst fragen müssen, was ihm erlaubt sei? Er zog die Stirn in Falten.

Frau Sixta nahm sich zusammen. Sie zürnte sich selbst, daß sie unwirsch war. Dann tat sie einen tiefen Atemzug und sagte, als ob ihr leichter sei: „Nun, jetzt bin ich ja auch wieder da."

Der schlimme Augenblick war überstanden. Auch von den beiden andern fiel die Spannung ab. Die Otti gab in ihrer jungen, blutwarmen Art ihrer Freude Ausdruck: „Fein, daß du wieder da bist, Mutter." Sie meinte aufrichtig, was sie sagte.

Frau Sixta legte die Hand auf die ihre. Dank und Liebe waren in der Gebärde.

Ein paar Leute gingen aus und ein.

Frau Sixta beschleunigte ihre Mahlzeit.

Dann standen sie alle auf. Die Otti sagte, daß sie an ihre Bügelarbeit zurückmüsse. Sie entfernte sich mit munterem Gruß. Erst draußen spürte sie, daß die kleine Sorge noch nicht von ihr gewichen war, das sonderbare Gefühl, als ob zwischen ihnen dreien etwas nicht in Ordnung sei.

Markus begleitete Frau Sixta in die Schlafstube hinauf. Er tat das, weil ihm war, sie erwarte es. Es war, als schöben ihre Hände ihn unsichtbar vor sich her.

Sie war stumm hinter ihm her gegangen. Es war ihr lieb, daß er nicht auch schon zu seiner Arbeit zurückgekehrt war. „Was hast du gerade zu tun?" fragte sie.

„Wir laden Langholz ab," antwortete er.

Sie begann sich umzukleiden. Plötzlich wandte sie sich ihm zu und legte die Arme um seinen Hals: „Bist du auch froh, daß ich wieder hier bin?" fragte sie, die Augen in die seinen gesenkt.

Er lachte ein wenig gezwungen. Warum fragte sie so? Warum sollte er nicht froh sein? Ihre Zärtlichkeit war ihm wieder ein klein wenig lästig. Er zuckte, ohne sich jedoch zu befreien. „Das weißt du doch, daß alles froh ist, wenn du wieder da bist," antwortete er mit verhehlter Ungeduld.

Sie ließ sogleich von ihm ab. „Du mußt mir das zugute halten," sagte sie mit ruhiger Würde, in der doch etwas wie Trauer klang. „Es hängt für mich alles daran."

Er war entwaffnet. Er wollte ihr doch nicht weh tun. „Manchmal bist du noch wie ein Kind, du großmächtige Frau," sagte er und von hinten sie mit den Armen umfassend küßte er sie.

Ein Schatten flog hinweg. Frau Sixta war beruhigt. Heiter plaudernd beendete sie ihr Umziehen. „Jetzt aber an die Arbeit," sagte sie dann.

Markus hatte bei ihr verweilt. Er war nicht unzufrieden, als er sich freigegeben sah.

Jedes ging dann seines Weges an die Pflicht, die ihm oblag. „Auf Wiedersehen," grüßten sie einander lächelnd.

Am Abend aber saßen sie wieder beisammen in ihrer Wohnstube. Und alles war, wie es vor Josts Erkrankung gewesen. Markus las. Die Frauen arbeiteten. Es stürmte draußen, und Neuschnee fiel. Sie sahen die Flocken ans Fenster schwirren. Frau Sixta war wunschlos, nun sie Markus wieder hatte. Auch die beiden andern ließen sich alles wohl gefallen, wie es eben war. Und wenn sie froh waren, einander nahe zu sein, so fragten sie sich nicht, ob sie das auch ohne Frau Sixta gewesen wären. Nur ganz versteckt, irgendwo, war noch das seltsame Wesen, das wie in Träumen Säuselnde, Rauschende, Unbestimmbare. Vielleicht in ihnen selbst.

Eine Weile geschah nichts, was den regelmäßigen Gang ihrer Tage unterbrochen hätte. Nichts war zu klagen. Frau Sixta schalt sich manchmal, daß sie eine krankhafte Art habe, Dinge zu ergrübeln, die nicht waren, wenn sie daran dachte, daß sie mißtrauisch gewesen war. Sie hatte jetzt noch mehr Arbeit als gewöhnlich. Das Haus mußte für die neue Frühjahrs- und Reisezeit bereitgestellt werden. Handwerker allerart rückten an, die in Haus und Ställen mauerten, zimmerten, tapezierten und malten. Sie unterstanden alle Frau Sixtas Aufsicht und Leitung; denn Markus hatte für dergleichen weder Blick noch Ausdauer. Aber er fuhr mit seiner Frau zu den Viehmärkten, und sie zog ihn zu, wenn sie mit Heu oder Holz handelte. Bei günstiger Witterung gingen noch immer Säumer über die Pässe. Sie waren Markus' Führung anvertraut. Um die Gäste jedoch, die auch jetzt noch täglich einkehrten, kümmerte er sich wenig. Er war überhaupt mehr Hand als Kopf. Er stand da, wo man ihn hinstellte.

Digitized by Google

Aber Frau Sixta war das zufrieden. Und sie war es auch mit seiner ehelichen Liebe. Er ließ es nicht an Beweisen dafür fehlen. Diese Liebe quoll nur nicht so voll und jung. Sie kam zuweilen etwas langsam und zögernd aus ihm heraus, als entspringe sie weniger der Freude als dem Pflichtgefühl, und wiederum weniger einer Leidenschaft als der Dankbarkeit. Frau Sixta war feinhörig. Allmählich begann ihre Zufriedenheit wieder an leisen Zweifeln zu kranken. Sie kämpfte mit sich. Woher kam ihr das Mißtrauen? Warum nörgelte sie an Kleinigkeiten? Sie suchte alle Schuld bei sich. Welches geheimnisvoll unwirkliche Wesen machte ihr manchmal das Herz zum schweren Stein? fragte sie sich selbst. Und woher tauchte ihr nun auf einmal wieder der Gedanke auf, daß die Otti doch wohl besser ins Kloster zurückginge und — Nonne würde? Liebte sie ihr eigenes Kind nicht mehr? Die Otti war nun daheim wieder mit allen Wurzeln festgewachsen. Sie dachte selbst nicht im entferntesten mehr an die Möglichkeit einer Rückkehr in die Klostereinsamkeit. Sie blühte. Ihre Augen hatten Glanz, ihre Wangen Farbe. An jedem Morgen strahlte ihr neue Lebensfreude aus dem Gesicht. Und sie, Frau Sixta, wollte sie entfernen? Narrheit! Verbrechen!

Frau Sixta rang mit sich. Am Tag und in den Nächten. Und hart wie sie das Hauswesen im Zügel hielt, faßte sie sich selber an. Sie gab sich keine Seitenwege frei. Sie bohrte in die Tiefen. Und eines Tages sagte sie sich, daß sie — die Otti fürchtete, daß — sie ihr neidisch war. Nichts Wirkliches gab ihr das Recht dazu. Es waren nur Möglichkeiten, die sie peinigten und erschreckten. Möglichkeiten: ein junger Mann, an eine ältere Frau gekettet, aber der Jugend begegnend, konnte vielleicht bereuen, daß er sich hatte fesseln lassen, nicht, weil er Markus Graf hieß und ein Himmelsgucker war, sondern weil es immer Jugend zu Jugend trieb; ein junges Ding, das zum erstenmal in die Welt trat, den ersten Mann sah, einen ungewöhnlichen Menschen, der wohl einer Frau den Kopf verdrehen konnte, es konnte wohl Feuer fangen — Möglichkeiten!

Frau Sixta wußte, daß sie Mann und Tochter wider ihren eigenen Willen zu belauern begann. Mit jenen zwei Nächten am Lager des kranken Knechtes hatte es begonnen. Sie sah noch immer nichts Bestimmtes, sie hatte noch immer nicht Zeichen noch Beweise. Es schien nur, als atme etwas hinter dem Sichtbaren, dem Wirklichen, als sprühten Funken irgendwo, dem Auge nicht deutlich, vom Ohr nur als ein Knistern erlauscht. Sicher — die beiden wußten von nichts. Nur sie, Frau Sixta, ahnte, witterte mit ihren angstgeschärften, peingepeitschen Sinnen.

Zuweilen des Nachts, wenn sie wach und stumm neben dem schlafenden Markus lag, wurde ihr die Last auf der Brust so schwer, daß sie meinte ersticken zu müssen. Sie streckte dann die Arme steif aus und spreizte die Finger der Hände. Sie meinte, aus dem Bett springen und aufschreien zu müssen; aber sie blieb so, den Kopf mit den schweren, dunklen Flechten ins Kissen gebohrt, stumm und steif liegen. Sie durfte doch dem Mann an ihrer Seite nicht zeigen, welch tolle Gesichte sie äfften!

Am Morgen sah die Welt anders aus. Markus wünschte ihr heiter, zutraulich und dankbar den guten Tag, die Otti rief aus der Nebenstube, sie solle doch sehen, wie die Sonne wunderbar auf den Gletschern liege. Gott, wie das schön sei, hier oben zu wohnen! Dann wallte Frau Sixtas Herz und sie leistete den beiden innerlich Abbitte. Und sie strafte sich selbst für Neid und Mißtrauen und hieß heute die Otti Markus begleiten, wenn er den Sperber vor den Schlitten spannte und nach Bergmatten hinunter fuhr, und bat Markus morgen, mit der Tochter, dem kindischen Kinde, rodeln zu gehen. Der Mond stand jetzt über den verschneiten Bergen. Das Gesinde vergnügte sich nach Feierabend an den Lehnen des Alpsteins mit Schlitteln. Auch die Otti hatte den Kleinschlitten aus dem Keller geholt. Mit einem Knecht sollte sie nicht fahren. „Tu ihr den Gefallen! Geh mit ihr,“ sagte Frau Sixta zu Markus.

Und sie sagte es zum zweitenmal zwei Tage nachher! Und sagte es zögernder; denn die Otti hatte gefragt: „Nicht wahr, Mutter, e r wird wieder mitkommen? Es war zu schön das letztemal. Es kann einem nichts geschehen, wenn er den Schlitten leitet.“

Warum sprach die Otti das Wort Vater nicht aus? dachte Frau Sixta. Warum war sie so heiß vor Freude? Der Zug heimlichen Grams, den sie seit einiger Zeit im Gesicht trug, verschärfte sich.

Markus und die Otti lebten in den Tag hinein. Manchmal gingen gar merkwürdige Schauer durch ihr Inneres. Die Welt schien ihnen schöner, als sie je gewesen. Und manchmal faßte sie eine unklare, plötzliche Angst. Zuweilen überkam Markus ein Bedürfnis, besonders gut zu Frau Sixta zu sein, und manchmal wallte Ottis Liebe heiß auf und trieb sie, die Mutter zärtlicher zu umarmen. Aber sie dachten nicht nach. Der Sperber ging vor ihrem Schlitten. Er fühlte keine Last und flog über die Straße, wo sie eben war. Markus mußte die Zügel in festen Händen halten. Der Tag leuchtete. Wie Pulver

Digitized by Google

so fein und weich war der Schnee; lautlos glitten die Kufen. Die schweigenden Berge trugen den weiten, blaubrennenden Himmel und Sonne, die fern und kühl war, floß wie goldenes Wasser über die endlos sich dehnenden Lehnen. Was ließ sich reden? Der Schlitten war eng. Zuweilen berührte ein Körper den andern. Zuweilen begegnete Blick dem Blick und fragte: ‚Ist es nicht wundersam?'

Und der Kleinschlitten sauste vom Hange. Die Knechte hatten eine kurvenreiche Bahn geschaufelt bis fast nach Bergmatten hinab und sie nachts bespritzt, daß ihr Boden wie Eis war. Markus saß mit langen Beinen vorn auf dem Schlitten. Ottilie mußte zum Halt die Arme um seinen Leib legen; denn es ging sausend zu Tal und um die Kehren.

Wann es begann, wer konnte es sagen? Daß ein Körper die Berührung des andern mit leiser Lust empfand und sie zu verlängern strebte oder doch nicht ihr auswich? Daß ein Blick länger im andern haftete und Dinge verriet, die der Mund nicht sprach? Daß eine Hand auf der andern verweilte und zu leisem Druck sich schloß?

Noch war es nur ein unbewußtes Spiel. Noch fiel kein Wort.

Wenn sie Frau Sixta unter die Augen traten, stieg ihnen das Blut. Etwas wie Scham oder Reue faßte sie und ließ sie nachher tagelang voreinander zurückschrecken. Dann war die Liebe zu Frau Sixta lebendiger als je.

Markus erwachte zuerst. Er ertappte sich auf der Tatsache, daß er auf die Schritte der Otti lauschte, daß er auf den Augenblick wartete, da ihre Hand wieder in der seinen liegen werde. Er spielte aber noch mit der Gefahr. Einst hatte er gern mit Mädchen getändelt. Er nahm nur eine Jugendgewohnheit unbedenklich wieder ein wenig auf. Warum sollte er sich mit Ottilie, mit Frau Sixtas Otti nicht gut stellen? beschwichtigte er sich selbst. Und er gab Frau Sixta viel Liebe. Und unmerklich wurde etwas anderes heißer in ihm.

Die Otti war jung und glücklich und sah nicht, wo sie Grenzen leise überschritt. Ihr ganzes Herz war Frau Sixta weit aufgetan. Wenn die Mutter nachts, ehe sie selbst sich niederlegte, noch einmal an ihr Bett trat und ihr mit sinnendem Blick gute Nacht wünschte, öffnete sie die Arme und küßte sie. Worte wollten ihr auf die Lippen kommen: ‚Mutter, du! Daß ich dich habe und ihn! Ich kann dir nicht sagen, wie schön das ist!' Aber sie brachte sie nicht heraus, obgleich ihr war, als müßte ihr etwas zerspringen im Innern.

Frau Sixta fühlte, wie heiß ihre Wange war, und manchmal, daß sie zitterte. Aber es war noch nichts Wirkliches geschehen, was ihrem Spüren und Ahnen und Ängsten recht gab. So blieb sie wie eingelullt. Vielleicht w o l l t e sie auch nicht erwachen. —

Da kamen die Vorboten des Frühlings. Der Schnee wurde schwer und weich. Er flockte in heißerer Sonne von den Dächern und Brunnen und an den Lehnen ging manchmal ein kaum hörbares Rauschen. Ein Spiel wie von kleinen, weißen Bällen begann, ein Rieseln. Bald mußten die Lawinen, die weißen Riesenkatzen aus den Brüsten der Berge springen.

„Nun wird der See bald wieder frei," frohlockte die Otti. Sie hatte im Herbst nicht mehr rudern können, was ihr als Kind das liebste gewesen war.

„Weißt noch, wie oft du mich holen ließest, Mutter?" fragte sie Frau Sixta.

Sie saßen mit Markus in der Wohnstube.

Frau Sixta nickte und wandte sich Markus zu: „Bis tief in die Nacht hinein ließ sie sich oft treiben und staunte in die Luft," erzählte sie und tat es, weil sie wußte, daß er gern von der Otti hörte. „Wir fanden die Riemen am Ufer und konnten das unvernünftige Kind nachher an den Felsen des Balmott holen, wo der Nauen festhing."

„Aber einmal sperrte ich dich ein zur Strafe," meinte sie scherzend zu Otti selbst.

Und diese, gepackt von ihrer Güte und Weichheit, legte die Hand auf die ihre und sagte leise und bewegt: „Du hast mich nie gestraft, als wenn ich es verdiente."

„Das glaube ich wohl," sprach Markus dazwischen. Die Gerechtigkeit Frau Sixtas war ihm nie deutlicher gewesen.

Diese spürte, wie die andern sie hoch hielten. Aber der Stein wich nicht von ihrem Herzen.

*

Das Eis des Hochalpsees war zergangen. Noch lag Schnee an den Schattenlehnen, in den Mulden und hinter den Felsblöcken. Die schmutzigen Krusten gaben der Landschaft etwas Zerrissenes, Häßliches. Nur die Mondnächte verwischten das.

An einigen Stellen sproßte erstes Grün. Dort sickerten die Quellen aus dem Berge hervor.

Frau Sixta atmete auf. Die Zeit war nahe, da man nicht mehr so dicht aufeinander saß. Bald würde es auf dem Paß wieder lebendig werden, viel Arbeit kommen, Arbeit für sie selbst und — für Markus, Arbeit, die diesen auswärts führte. Seltsam! Wenn er früher ausgeritten oder gefahren war, hatte sie mit der Ungeduld eines jungen Mädchens auf seine Heimkehr gewartet. Sie lauschte

auch jetzt nach dieser Heimkunft aus und war doch froh, wenn sie sich verzögerte. Denn wenn Markus spät kam, schien ihr darin ein Beweis zu liegen, daß es ihn nicht zu sehr — zur Otti zurückgezogen habe. Daß er sich um ihrer selbst willen beeilen könnte, daran glaubte sie nicht mehr. Und doch war den langen Winter hindurch nichts vorgefallen. Äußerlich waren sie sich ganz dieselben geblieben. Sie lebten miteinander. Sie taten sich vieles zuliebe und taten es aus innerem Drang.

Oft erfaßte Frau Sixta eine Art Bescheidenheit. Sie sagte sich, es sei der Lauf der Welt, daß Jugend an Jugend Gefallen finde und der, der Jugend nicht mehr besaß, sitze mit den Jungen, den Reicheren bei Tische und müsse dankbar sein, wenn jene ihm einige, ob auch nicht die besten Bissen ließen. Und manchmal erfaßte Frau Sixta eine Müdigkeit, ein kühler, schaler Gleichmut; sie wurde das Angsthaben satt.

Aber immer noch war nichts geschehen. Nichts Wirkliches. Kein Streit hatte den Frieden gestört. Keine Unachtsamkeit, keine Ungehörigkeit hatte Frau Sixta Grund gegeben, sei es Markus, sei es der Otti gram zu sein. Vielleicht war das ein Rest von Winterkühle, was zwischen ihr und den Ihrigen wehte. Sie trat am Abend etwas seltener bei der Otti ein. Sie legte die Arme nicht mehr um den Hals des Markus. Und Markus entbehrte die Umarmung nicht. Und die Otti hatte viel anderes im Kopf und wurde nicht gewahr, daß die Besuche der Mutter vor ihrem Einschlafen langsam abgeschafft wurden.

Es war noch kühl im Hause. Aber draußen wuchs die Kraft der Sonne. Doch das war je und je so gewesen.

Der alte Pankraz fuhr sich nachdenklich durch den schneeweißen Bart. Sein Blick ging prüfend von Frau Sixta zu Markus und von dem zu der jungen, schwarzzopfigen Otti. Die Anna, die Kellnerin, wollte wissen, der Markus und die Otti hätten viel Freude aneinander. Die Anna hatte ein Schandmaul. Aber Jugend war Jugend, dachte der Hirt. Dann kehrte sein Blick zu Frau Sixta zurück. Sie leitete mit gewohnter Sicherheit ihre Geschäfte, saß bei Tische den andern zu Häupten, sprach liebevoll mit der Otti, kameradschaftlich mit Markus. ‚Sie wird es wissen und es meistern,' dachte Pankraz Danjoth.

Die Ottilie Rotmund löste den altgrauen Nauen vom Ufer und fuhr auf den See hinaus.

„Endlich," sagte sie zu Pankraz, der in der Nähe seine Tiere hütete. „Weißt du noch, wie oft ich sonst hier ruderte?"

Er nickte ihr lächelnd zu. Sie war jung und warmherzig und wollte niemand weh tun, dachte er. Am wenigsten der Mutter.

Der See glich einem schwarzen Spiegel. Er glänzte und schien wie von einem tiefen Atemzug gehoben, einem Atemzug, der nicht abschwoll. Kein Wind kräuselte die eiskalte Fläche. Aber die Ruder der Otti tauchten langsam hinein. Ein leises Glucksen und Schluchzen ertönte. Kreise und rinnende Linien bezeichneten die Gleitbahn des Nauens.

Die Otti ruderte rings um den See. Da und dort hielt sie an und gab sich Erinnerungen hin: Hier hatte sie einmal gebadet, dort im Schutze der Felsen pflegte sie lesend zu sitzen und dort, dort war ihr die große Forelle an die Angel gegangen. Das von der Forelle müßte sie doch Markus erzählen, dachte sie. Und auf einmal schien ihr die Stille groß. Sie sah sich um. Was war ihr nur? Nun konnte sie gar nicht mehr ans Vergangene denken. Nun — drängte sich ihr ganz anderes in den Sinn. Markus war jetzt wenig daheim, sinnierte sie. Es war schade! Wenn sie früher das Brückegut geliebt hatte, um der Mutter und der Berge, um des Sees und der Einsamkeit willen, so war jetzt auch Markus schuld, daß sie hier so glücklich war. Er hatte sich in das schöne, harmonische Bild der Heimat eingefügt. Und wenn er fehlte, wo er fehlte, war eine Lücke. Dann mußte sie ihn immer suchen, immer an ihn denken. Auch jetzt hätte sie ihn gerne neben sich gehabt. Sie hatte ihn gebeten, einmal mit ihr auf dem See zu fahren und zu fischen. Er hatte es versprochen. Auch die Laute hatte er mitnehmen wollen. Aber es war noch nichts daraus geworden. Er war jetzt viel auswärts. Sie sah ihn selten.

Ihr Blick verschleierte sich. Sie ruderte bald zurück.

Daheim bei Tisch erzählte die Otti: „Es ist nirgends so schön, wie auf dem See. Er trinkt die ganze Pracht der Berge und des Himmels in sich hinein. Er zeigt, wie der alte Pankraz auf einem Hügel sitzt und seine Pfeife stopft, während das Vieh um ihn grast. Ganz dunkel ist die Gestalt, nur der Bart auf seiner Brust wie ein weißseidenes Gespinst. Und der See zeigt weiter, wie auf einer sonnigen Stelle am Ufer im Felsgeröll ein vom Winterschlaf erwachtes Murmeltier spielt. Er fängt das Bild einer segelnden Wolke auf und trägt es von Westen nach Osten. Jetzt fährt es wie ein Blitz über seine Fläche. War es ein Fisch, der sprang, oder ein Vogel, der vorbeischoß? Ihr müßt das wirklich sehen, Mutter, ihr beide."

Sie nannte Markus nicht. Noch immer ging sein Name ihr schwer über die Lippen.

Digitized by Google

Aber Frau Sixta lächelte über ihr Schwärmen. Sie dachte, wie hübsch die Otti sei, wie groß ihr die Augen im schmalen Gesicht stünden. Sie wollte wieder stolz sein auf sie wie vorzeiten. Da sah sie auch Markus' Blick auf Ottiliens Gesicht gerichtet. Er schien erstaunt, wie gut sie schilderte, betroffen von ihrer Anmut. Ihr Herz krampfte sich zusammen. Und jäher Mißmut gab ihr die Worte ein: „Du weißt, ich habe keine Zeit, spazieren zu fahren." Aber sogleich nahm sie sich selbst wieder hart in die Zügel und sich selber trotzend wendete sie sich zu Markus: „Aber du könntest ihr wohl einmal den Gefallen tun."

„Warum nicht," antwortete dieser ohne Übereilung. Er wollte nicht zeigen, wie gern er tat, was man von ihm verlangte. Aber sein Herz frohlockte, daß Frau Sixta selbst ihn die Otti begleiten hieß.

Diese aber stutzte. Hatte es nicht geschienen, als ob die Mutter wieder nicht zufrieden sei? Sie war froh, daß in diesem Augenblick die Kellnerin Anna eine Geschichte von einem uralten Fisch zum Besten gab, der im See hause und da und dort immer wieder gesehen, aber nie gefangen werde. Und sie bangte auf einmal vor der Fahrt mit Markus. —

Der Plan schlief indessen nicht ein. Markus erwog ihn in Gedanken und wartete, daß er sich erfülle. Frau Sixta vergaß ihn nicht: ‚Wann wird es sein?' dachte sie. Und der Otti verging die Ängstlichkeit, und leise regte sich ein Gelüsten.

Der Mond füllte sich und stand eines Nachts weiß und mächtig über dem See. Wie leiser Tag ging es über die Ufermatten. Der Balmott schien dem Himmel näher zu streben. Sein Gipfel ragte in das Helldunkel der Nacht. Jede Spitze war scharf, jede Einsattelung sichtbar; Sterne glühten rot. Das Mondlicht floß in den See und zerstob in Tausende von Funken, während der Nachtwind unmerklich und wie mit rührendem Finger Wellchen aufblies.

Die Otti hatte das Lichtwunder von der Haustür aus gesehen. Sie trug die Nachricht erregt zurück in die Stube. Sie sagte nicht, daß sie fahren möchte. Wie damals um das Lautenspiel mochte sie um des Markus Begleitung nicht bitten.

Aber Frau Sixta erriet ihren Wunsch. Und sie wandte sich jäh zu Markus und sagte: „So fahrt doch endlich einmal."

Es fuhr ihr über die Lippen. Sie wollte es sagen. Sich selbst zur Strafe, deren Innerstes sich wehrte, und der Anna, der Kellnerin wegen, von der sie wohl merkte, daß sie sie alle unter spürenden Blicken hielt.

„Mir soll es recht sein," sagte Markus. Und wieder tat er nicht eilig.

Die Anna riß ihre blauen Augen auf und spitzte die Ohren.

Das sah Frau Sixta und sagte: „Fahrt voraus! Wenn ich Zeit finde, rufe ich euch, daß ihr mich abholt."

Das Herz brannte ihr.

Noch zögerten die beiden. Markus las eifriger in der Zeitung, die er aufgenommen hatte. Die Otti wagte nicht ihn zu bitten: ‚Nun komm!'

Beinahe wurde das Zaudern zur Seltsamkeit.

Da raffte sich Markus zusammen. Er wolle eine dickere Jacke anziehen, sagte er; denn es sei wohl kühl auf dem Wasser. Aber noch auf dem Weg in die Schlafkammer hinauf war er unentschlossen. Warum nicht bei Frau Sixta bleiben? Man sprach von Geschäften, erwog ruhig, wie sie es gerne mochte, das und jenes. Und alles war friedlich. Und alles war gut. Und der Abend verging.

Plötzlich hörte er die Otti im Nebenzimmer drüben. War auch sie gekommen, sich für die Fahrt zu rüsten? Er lauschte. Frau Sixtas Bild versank. Und irgend etwas drängte in ihm und trieb.

Er klopfte an die Wand: „Nun, wie ist es? Wollen wir fahren?"

Ottiliens freudebewegte Stimme antwortete: „Ich bin gleich bereit."

Da trat er hinaus in den Flur, um sie zu erwarten. Und Ungeduld machte ihm die Zeit lang.

Bald darauf stiegen sie Seite an Seite die Treppe hinunter. Sie sprachen nicht. Es fiel ihnen nichts ein. Und als unten im Hausflur Markus fragte: „Wo ist die Mutter?" war seine Stimme gedämpft, und die Otti antwortete ebenso leise: „Ich weiß es nicht."

So kam etwas Heimliches in ihren Gang. Wie bei einer Flucht. Sie verabschiedeten sich nicht bei Frau Sixta, obwohl beide dachten, daß sie es tun sollten.

Als sie ins Freie traten, überfiel sie die Pracht der Nacht. Der Mond stand senkrecht über dem See und streute sein Licht über alle Berge. Sie lebten, sie wuchsen, und die wenigen Sterne, die am Himmel glommen, schienen fern; es war, als habe sich das Hochtal mit einem Male zu einer einzigen, riesigen Halle gewölbt.

Vielleicht war das Wunder dieser Nacht schuld, daß Markus und die Otti einander entdeckten, als sähen sie einander zum erstenmal. Markus erschien der Otti merkwürdig groß und schlank. Knapp saß ihm die Joppe um Rücken und Brust. ‚Wie ein Soldat geht er,' dachte sie. In der Hand trug er die Laute.

Digitized by Google

Er hatte sie ungebeten mitgenommen. Alle Romantik ihrer Jahre erwachte in der Otti. Sie ging wie zu einem Fest. Aber auch Markus geriet in eine gehobene Stimmung. Welch eine Nacht! Welch ein Wunder der See! Da hinaus zu fahren — Es riß einem förmlich die Finger an die Saiten. Und da war die Otti! Sie erhob die Augen zu ihm. Sie hatten ein Licht in sich, das ihm Sinn und Seele verwirrte. Sie war zierlich, fein von Gliedern und Antlitz. Der Arm zuckte ihm, daß er ihn um ihre Hüfte lege, die nah, ganz nah neben ihm schritt. Was gewesen war, versank hinter ihm. Nur die Gegenwart behielt noch Geltung.

Sie lösten den Nauen am sumpfigen Ufer.

Drüben saß Pankraz Danjoth und sah ihnen zu. ‚Frau Sixta muß wissen, was recht ist,' dachte er und senkte das Kinn mit dem weißen Bart in die hohle Hand.

Unter der Haustür erschien die Anna. Auch sie folgte dem abfahrenden Boot mit den Blicken. Sie kicherte. Wenn jemand in der Nähe gewesen wäre, würde sie das, was sie lachte, in Worte gesetzt haben.

Frau Sixta zeigte sich nicht. Sie saß in ihrer Schreibstube. Aber sie fühlte, daß die beiden jetzt unterwegs waren, obwohl sie sie nicht aus dem Hause gehen gehört hatte. Sie schwankte, was sie tun sollte. Sollte sie ihnen wirklich folgen, sie wirklich rufen? Lange rührte sie sich nicht, die Hände an die Kante des Tisches geklammert, als seien sie ihr angeschmiedet, das Herz draußen in der Nacht. Endlich zog sie es doch nach. Sie verließ lautlos Stube und Haus und ging von diesem aus unbemerkt dem Ufer zu.

Der alte Pankraz begegnete ihr. Sie nickte ihm zu, als sei alles selbstverständlich was geschah. Ihm war, als müßte er sie bei der Hand nehmen und mit sich ins Haus zurückführen. Das Herz schwoll ihm von einem fast unvernünftigen Mitleid. Aber sogleich wich dieses dem schrankenlosen Vertrauen wieder, das er zu ihr hatte. Sie wußte ihren Weg. Was konnte dieser Frau geschehen? So schritt er vorbei.

Frau Sixta blickte über den See hin. Sie entdeckte den Nauen. Am jenseitigen See-Ende lag er am Ufer. Seine Ruder ruhten. Sie sah Markus am einen, die Otti am andern Ende sitzen. Sie schienen vergessen zu haben, daß sie ihnen hatte folgen wollen. Aber ein Ruf durch die Stille der Nacht mußte sie leicht erreichen. Dieser Ruf drängte sich ihr jetzt auf die Lippen; aber er erstarb ihr in der Kehle. ‚Wozu?' dachte sie. ‚Wozu die beiden stören? Wozu hindern, was doch geschehen würde, oder unterbrechen, was vielleicht schon geschehen war?'

Frau Sixta schauerte zusammen. War es kalt? Hätte sie, die im harten Winter nicht fror, den Mantel umnehmen sollen? Sie wendete sich langsam um. Gewichte hingen ihr an den Füßen. Eine Faust saß ihr im Nacken und suchte sie zu beugen. Erkenntnisse drängten sich ihr auf: Sie hatte für sich beansprucht, was ihr nicht zustand. Sie hatte zu viel dazu getan, um es zu gewinnen. Nicht vom Zufall war es ihr geschenkt worden, dazu war sie zu wenig ein Kind des Glücks. Und nun erhob sich die Natur wider sie.

Was aber nun?

Sollte sie weiter zögern und warten? Sollte sie die Geschicke in die Hand nehmen, als ob sie ein Recht hätte, um ihrer selbst willen das Leben anderer zu gestalten?

In ihrem Kopfe brauste es. Ihr war, als müßte sie dem Anblick des Sees und seines Bootes entfliehen. Was dort geschah, mußte geschehen, würde geschehen, sie fühlte es. Nur es hören, es sehen konnte sie nicht.

Sie riß sich zusammen. Ihre Zähne aufeinander gepreßt, ging sie den Weg zurück, den sie gekommen war.

Sie trat ins Haus und unter die Mägde, die in der Wäschekammer beschäftigt waren. Von ihrem Geplapper ließ sie sich eine Weile ablenken und betäuben, daß sie nicht weiter grübeln konnte. Aber etwas in ihr lauschte unablässig in die Nacht hinaus. —

„Mein Gott, wie das schön ist!" sagte die Otti im Nauen zu Markus und sah die Sterne am Himmel und den Mond und fühlte das atemlose Schweigen. Es war ihr, als höben die schwarzen Berge ihre Rücken und stemmten sie mit langsamer Wucht höher gegen den Himmel. Zuweilen ging es wie Schluchzen im See. Vielleicht schnellte irgendwo im Dunkel ein Fisch. Zuweilen flog ein Schatten durch die mondbeglänzte Wiese. Vielleicht eine Maus nur, vielleicht ein huschendes Murmeltier. Zuweilen klang vom Haus herüber eine Menschenstimme, deutlich, in jedem Wort verständlich. So klar trug die Nacht.

„Schön, aber einsam," gab Markus zurück. Er war in einer seltsamen Stimmung. Wandertrieb erwachte. Die Stille lastete auf ihm. Er hätte Frau Sixta davon nicht sprechen können. Aber bei der Otti ging ihm das Herz auf. Ihre Nähe wehte ihn warm, Wohlbehagen weckend an. Daß Frau Sixta vielleicht kommen würde, vergaß er.

‚Was spricht er?' dachte die Otti. ‚Reut es ihn, hier zu sein?'

„Gerade nach dieser größeren, weiteren Stille habe ich mich gesehnt, als ich im Kloster war," sagte sie.

Er schwieg und sah zu Boden. ‚Ein Leben lang,' dachte er, ‚ein Leben lang.' Und der

Digitized by Google

Gedanke lastete auf ihm, daß sich hier oben für ihn alles erfüllt haben sollte.

Da fragte die Otti: „So ist dir der Entschluß, für immer hier zu bleiben, nicht leicht geworden?"

„Entschluß?" gab er leise sich selber verspottend zurück. „Ich entschließe mich meistens überhaupt nicht, sondern lasse mich vom Tag nehmen."

Der Otti wurde beklommen zumut. Ihr schien, als sehe sie Ketten, die dem Markus schwer waren. Er tat ihr leid. Und doch konnte sie irgendwie nicht traurig sein. Nicht jetzt, in dieser Stunde. Und es zog sie, näher zu Markus zu rücken und ihm zu sagen: ‚Sieh doch, wie schön es hier ist!'

Da griff Markus nach der Laute. Er stimmte sie. Er spielte und summte dazu, nur einzelne Worte deutlicher formend. Das Gedämpfte seines Singens fügte sich seltsam in die mondklare Nacht.

Die Otti geriet in den Bann einer Stimmung, die sie empfinden ließ, als erlebe sie ein Märchen. Wie von den Tönen gezogen, rückte sie nun wirklich näher zu ihrem Begleiter.

Und als er innehielt, legte sie die Hand selbstvergessen auf die Laute. „Ich möchte auch spielen können," sagte sie.

„Eine große Kunst ist das nicht," antwortete er, „das hättest du bald gelernt."

Die kleine Hand lag auf den Saiten. Das Mondlicht fiel auf sie. ‚Fast eine Kinderhand,' dachte er. Er nahm sie.

„Zierliche, kleine Finger," sagte er.

Sie lächelte und sah zu Boden. Es wurde still. Sie taten kaum etwas dazu. Sie bedachten nichts. Irgend etwas in der Nacht Verborgenes schien ihnen Hand und Arm und Sinn zu führen.

„Ist dir kühl?" fragte Markus leise.

Sie zitterte ein wenig, aber sie wußte nicht, ob sie fror.

„Komm, ich wärme dich," sagte er. Er schlang den Arm um sie.

Da kroch sie unwillkürlich in ihn hinein, einmal, weil es ihr schön vorkam und dann, damit er nicht denke, sie vertraue sich ihm nicht an.

Die Stille dauerte und gewann Bedeutung. Ihre Herzen klopften.

Plötzlich küßte er sie.

Er wußte nicht, warum er das auf einmal tat. Der Augenblick gab es ihm unweigerlich ein.

Sie bot ihm willig die Lippen. Aber gleich fuhr sie verwirrt auf und griff nach dem Ruder als dem ersten, was ihr zur Hand lag. Sie wußte kaum, was geschehen war. Blitzähnlich stach sie der Gedanke, daß der Mutter ein Unrecht geschehen sei. Aber sie war nicht unglücklich. Sie war nicht gefaßt, sich zu wehren, wenn —

Markus legte die Laute beiseite. Er war einen Augenblick beinahe ruhig. Hatte das nicht kommen müssen? Dann sagte er: „Jetzt rudern wir noch rings um den See." Und er tauchte die Riemen ins Wasser.

Sie waren jetzt wieder auseinander gerückt.

Aber das Blut des Markus rauschte. Es drängte ihn die Arme abermals nach der Otti auszustrecken. Und er log sich noch vor, daß doch nichts daran sei, wenn er Frau Sixtas Tochter küsse.

Sie ruderten schweigend die lange Seite des Sees hinab und jenseits hinauf, dem Hause wieder zu. Je näher sie kamen, desto rascher wurden ihre Schläge, als hätten sie auf einmal Eile heimzukommen.

An der Stelle, wo sie den Nauen festbinden mußten, lag Schatten. Sie sahen es von weitem und wußten, daß dort wieder niemand sie beobachten konnte. Sie tauchten in das Dunkel und ihre Hände zuckten einander entgegen. Eines fühlte es vom andern. Sie sprachen nicht. Und sie schämten sich voreinander.

Erst als der Nauen in den Schlamm des Ufers stieß, sagte Markus mit gepreßter Stimme: „Da sind wir."

Er stieg aus und befestigte den Bootsstrick.

Die Otti legte die Ruder in den Nauen. Als sie aussteigen wollte, traf sie auf des Markus ausgestreckte Hand. Sie ergriff sie. Sie fühlte sich aus dem Boot gehoben. Und er hielt sie noch. Sie spürte, daß sein Mund den ihren suchte. Da küßte sie ihn zum zweitenmal halb willig, halb mit Angst.

Dann machten sie sich auf den Weg. Markus hielt Ottiliens Hand noch immer. Erst draußen im Mondschein ließ er sie fallen.

Der Otti zitterten die Lippen. Mein Gott, was war nur geschehen? Und was mußte die Mutter denken? Die Knie wankten ihr, wenn sie daran dachte, daß sie ihr gleich begegnen werde.

Markus glühte, als ob er schweren Wein getrunken hätte. Nie vorher war ihm so zumut gewesen. Auch er wußte, daß er Frau Sixta unter die Augen treten mußte, aber etwas wie Trotz sprang ihn an, beschwichtigte sein Gewissen und löschte Bedenken aus, die er bisher gehegt. Er suchte nicht mehr nach Entschuldigungen. Es war ihm, als nehme er sich Rechte, die ihm zuständen. Und er rüstete sich, auf sie zu pochen.

(Schluß des Romans folgt)

Digitized by Google

Bildnis einer spanischen Dame. Gemälde von Zyprian Boulet

Digitized by Google

Digitized by Google

# Gedichte

*

## Am späten Abend. Von Fred Ottow

Aus einer fremden Wohnung über mir
Und sehr gedämpft und wie von zarten Händen,
Klingt jeden späten Abend ein Klavier,
Und eine weiche Stimme singt zu mir,
Und halbe Töne rieseln von den Wänden …

Es ist ein süßes Ding, das gleichsam wie
Aus leichtem Sinn und Traurigkeit gesponnen,
Ist eine kleine, sehr graziöse Melodie,
Und Tanz und Liebe sind darinnen, die
Sich heimlich sehnen nach verbotnen Wonnen.

Und wie im Traume seh' ich jedesmal,
Da zögernd nur die Töne mich erreichen,
In einen großen, dämmrig dunklen Saal
Mit hohen Spiegeln, welche blind und fahl,
Dem matten Silber alter Leuchter gleichen — —

So seh' ich sie in einem weißen Kleid,
Die Füße traumhaft leicht im Tanze heben,
Den Blick gesenkt vor aller Dunkelheit,
Doch ihre Arme öffnen sich ganz weit,
Indessen Rosen ihr im Gürtel beben …

## Gesundung. Von Frida Schanz

Es ist, als sei es nie gewesen,
So selig ist's, daß es verging,
So himmelschön ist das Genesen,
Der schwebefrohe Schmetterling!
Gesprengt des Leidens dunkle Kammer, —
Verklärt zu einem Sonnenstrahl
Der überwundne dunkle Jammer, — —
Ja, die Erinn'rung an die Qual!

## Heimfahrt. Von Karl Frank

Grüngoldner Schimmer webt um jedes Haus,
Ein tiefes Blau sinkt auf die Waldeswiesen.
Uns trägt der Zug das ruhige Tal hinaus,
Als wären wir vom Abend ausgewiesen.

Als hätt' er Feierabend, schlendert leis
Und sorgenlos der Fluß durchs Taggelände,
Der Abend zahlt ihm seinen Wanderpreis
In tiefem Goldglanz lächelnd in die Hände.

Und jeder Busch wird nun geheimnisvoll,
Auf Elfenwiesen schweben weiße Füße,
Und in des Zuges hartes Radgeroll
Weht noch ein Dorflied seine Abschiedsgrüße.

## Vorbei. Von Heinrich Aldermann

Die Sonne schielt unter den Lindenbaum;
Der Fink sang: zu Bett — zu Bett!
Da fing ich mir einen goldenen Traum
Und legt' ihn an goldene Kett'
Und sperrt' ihn in goldenes Kämmerlein
Und hegte und pflegte und koste ihn fein.
Und er flatterte fort,
Flatterte fort.
— — — — — — — — — — — —

Nun schüttelt die Linde sich im Schnee.
Bestäub' nicht das süße Kind!
Ich bin so einsam, mir ist so weh:
Weiß Gott, wo ich dich find'!
Hier ruhtest du in meinem Schoß —
Lagerstatt war das blumige Moos.
Mit Schleiern deckte der Mond uns zu,
Und tausend Geigen sangen zur Ruh.
Vorbei! — — Vorbei!



Digitized by Google

# Conrad Ferdinand Meyer und seine Modelle

## Von Alfred Semerau

Als Karl Emil Franzos den fruchtbringenden Gedanken gefaßt hatte, die bedeutenden deutschen Dichter zu bitten, die Geschichte der Entstehung ihres Erstlingswerks zu schreiben, fand sich der größte damals lebende schweizerische Dichter Conrad Ferdinand Meyer unter den ersten mit seinem Beitrag für die „Deutsche Dichtung" ein. Er arbeitete gerade an seinem letzten Werk, „Angela Borgia", dem schwersten Stoff, nach eignem Geständnis, den er je behandelt hatte, und betrachtete es als eine willkommne Ablenkung von der harten Arbeit, sich für die Zeitschrift des von ihm geschätzten Dichtergenossen die Entstehung seines Erstlings, „Huttens letzte Tage", zu vergegenwärtigen.

Vor zwanzig Jahren, nach dem Krieg von Siebzig, erschienen, hatte das Werk, immer von neuem vom Dichter sorgfältig betrachtet und vervollkommnet, jetzt seine gültige Form gewonnen, wie es denn überhaupt Meyers Art war, unermüdlich zu bessern und zu feilen. „Ich kann," schreibt er einmal seinem Freunde Bovet, „kein Ende machen. Es gibt Stücke, die ich bis viermal wiedergebildet habe, um sie endlich auszuschließen. Und all das mit einer unglaublichen Strenge. Aber das bedeutet mir das Leben und macht mich glücklich."

In seiner Studienzeit, wo Meyer bald von der trocknen Rechtswissenschaft zur frischen bunten Geschichte kam, blieb ihm, dem wanderlustigen Zwanziger, dem ausdauernden Ruderer und Schwimmer, kein Fleck seines heimatlichen Zürcher Sees und seiner Ufer unbekannt. Er kam oft zu dem unweit seines damaligen Wohnsitzes gelegenen Eiland der Ufenau, das ihm bald durch seine liebliche Stille und seine große Erinnerung wert und vertraut wurde. Zwischen den beiden Kirchlein auf dem nördlichen Wiesengrat über dem das Ufer einfassenden Eichenkranz und der grünen Inselmulde fand er das verstümmelte Steinkreuz, das als Huttens Grabzeichen gilt, und sah immer deutlicher den kühnen Ritter nicht als den idealen Freiheitskämpfer, wie ihn damals die deutsche Lyrik feierte, sondern als einen Stillen und Sterbenden im sanften Abendschatten seiner Insel vor sich erscheinen. Unter seinen dichterischen Entwürfen war eine Skizze, wo der kranke Ritter ins glimmende Abendrot schaut, während ein Holbeinscher Tod von der Rebe am Bogenfenster eine Goldtraube schneidet. Reif sein ist alles, bedeutete sie; und aus dieser Skizze erwuchs die dichterische Gestaltung von Huttens verwegenem Leben, in den Rahmen seiner letzten Tage zusammengezogen, diese mit klaren Erinnerungen und Ereignissen gefüllt, geisterhaft und symbolisch, wie sie um einen Sterbenden weben, mit einer ganzen Skala von Empfindungen: Hoffnung und Schwermut, Liebe und Ironie, heiliger Zorn und Todesgewißheit. Jeder Zug der tapfern Gestalt, jeder Gegensatz dieser leidenschaftlichen Seele wurde für Meyer sichtbar. Die Ufenau belebte sich ihm mit den charakteristischen und Huttens Zeit so lebendig malenden Gestalten des Loyola und Paracelsus. Immer mehr ergriff den Dichter der große Gegensatz zwischen der in den Weltlauf eingreifenden Tatenfülle der Kampfjahre Huttens und der traumartigen Stille seiner letzten Zufluchtsstätte, und das einsame Erlöschen des Ritters, während die Reformation ohne ihn weiterkämpfte, rührte ihn tief.

Mit den Gestalten des 16. Jahrhunderts aber schritten auf der Insel Ufenau die Geister der Gegenwart. Deutsche und Franzosen standen sich gegenüber, und der Kampf um die Einheit und Macht des Reichs war entbrannt. Auf der Ufenau lag ohne Grab und Denkmal einer, der auch von beiden geträumt hatte, und Hutten, den Meyer auf seinem Eiland bisher entsagend sterben gesehen, erhob sich nun vor seinen Augen, um es ungeduldig zu umschreiten und nach dem Kanonendonner zu horchen, den man in der Winterstille auf den Höhenzügen des Sees vernehmen konnte. So wuchs aus Vergangenheit und Gegenwart durch die Kraft des Dichters Hutten auf und zusammen, dessen bewegtem Leben und einsamem Sterben Meyer seit seiner Jugend mit aller Liebe nachgegangen war, und wurde im Lauf der Jahre, die den Dichter gereift hatten, der ihm anfangs anhaftenden leisen Sentimentalität völlig entkleidet, immer mehr vermännlicht, bis er, dem geschichtlichen Hutten und der künstlerischen Wahrheit ganz nahe gekommen, durchaus realistisch gefaßt war. Wenn später Meyer einmal sein Erstlingswerk intimer als alle seine Lyrika zusammen nannte, hatte er dazu guten Grund; er hatte dem kühnen Ritter mit dem Wahlspruch: „Ich hab's gewagt!" in Herz und Geist viel von sich mit auf den Zug in die Welt gegeben.

Das seelische Schamgefühl, das Karl Spitteler den Grundzug des schweizerischen Schriftstellers nennt, dies Schamgefühl, das nicht duldet, daß das Innere vor der Öffentlichkeit bloßgelegt werde, war bei Meyer aufs stärkste entwickelt.

Als er „Die Versuchung des Pescara"

Digitized by Google

vollendet hatte, schrieb er seinem Freund Bovet, er bediene sich der Form der geschichtlichen Novelle nur, um darin seine Erfahrungen und persönlichen Gefühle niederzulegen, und ziehe sie dem Zeitroman vor, weil sie ihn besser verberge und von dem Leser entferne. So vermöge er unter einer sehr objektiven und hervorragend künstlerischen Form im Innern ganz individuell und subjektiv zu sein. „In allen Personen des Pescara," schließt dies kurze Bekenntnis, „selbst in dem schlimmen Morone, ist Conrad Ferdinand Meyer."

Mit seinen geübten Augen hätte er sich zutrauen können (und kam auch oft in Versuchung), Gegenwart zu schildern, aber er trat immer wieder davon zurück: sie war ihm zu roh und nah. Er wehrte sich sehr entschieden dagegen, ein Artist zu sein, und erklärte, er schreibe immer nur, wenn eine moralische Tat auf ihn einen Eindruck gemacht oder ihn erschüttert habe. Dadurch fühlte er sich bewegt und fortgerissen und setzte sich mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit für die Gestalten seiner Einbildungskraft ein. Er teilte ihnen von seinem Herzen und seiner Seele mit, so daß selbst in einem zweideutigen Gauklerkopf wie dem Kanzler Morone, der mit verwerflichen Mitteln für eine große Sache kämpft, etwas vom Wesen des Dichters war.

Abseits der großen Heerstraße wohnend und lebend, ohne nennenswerten geselligen Verkehr, sich immer mehr auf den Umgang mit wenigen gleich ihm geistige Interessen verfolgenden Freunden und den kleinen Kreis der Familie beschränkend, fand er, zumal da seine Reiselust sich mit den Jahren immer mehr verlor, kein anderes gleich geduldiges und stets bereites Modell als sich selbst. Er war von früh an seinen eigenen Weg gegangen und verfolgte den seiner Natur gemäßen und vorgezeichneten ohne Voreingenommenheit, Absicht und Schule, voll Strenge, ja Härte gegen sich. Er stand vor seinen Stoffen wie Michelangelo, der ihm den stärksten Antrieb zum dichterischen Schaffen gegeben und ihn lehrte, nach dem Hauptsächlichen zu streben, vor seinem Marmorblock stand und sich anfeuerte: „Mut! Es steckt drin. Es gilt, es herauszuholen!" So rang er mit dem Stoff gleich seinem großen Florentiner; das Handwerksmäßige seiner Kunst beherrschte er nach immer neuer Übung vollendet, aber es erleichterte ihm die Arbeit doch nur in geringem Maße. Jeder neue Stoff wurde für ihn nur immer ein neuer Marmorblock, der sein Geheimnis, die in ihm verschlossene Gestalt, sich nur in zäher Arbeit und nach vielen Schwierigkeiten abringen ließ.

Als er seine Bündnergeschichte „Jürg Jenatsch" zu formen suchte, — „der historische Rohstoff," erklärte er nach ihrer Vollendung, „bot verworrene Linien, die Fasson ist alles," — wurde er durch die Fülle des Stoffes, der ein Stück der mit der europäischen Politik eng verflochtenen Geschichte Graubündens im 17. Jahrhundert war, und durch die Schwierigkeit der Aufgabe, das Verlaufen einer großartigen rohen Zeit in eine gebildetere und flachere, die Verwandlung der religiösen Bewegung des 16. Jahrhunderts, die Anfänge des modernen Menschen darzustellen, einmal so entmutigt, daß er als Frucht so langer und mühevoller Arbeit endlich nur noch eine kleine Skizze des Lebens seines Jenatsch schreiben wollte. Zehn Jahre trug er diesen Stoff mit sich herum, bis er ihn gemeistert hatte.

Wie beim Hutten fiel ihm auch beim Jenatsch die Aktualität des Stoffes, den zu formen er unternommen, auf; die gleichen Fragen wie damals bewegten auch jetzt die Welt: der Konflikt von Recht und Macht, Politik und Sittlichkeit. Die Frage der Religion und Konfession mußte von allen Seiten behandelt werden. So wurde Jenatsch wie Hutten zu einem Bild der Zeit; aber beide Helden wurden von den groben Schlacken des Irdischen befreit, im Feuer des Dichters gereinigt und geläutert und ihre volle Menschlichkeit in großem Zug herausgehoben.

Jenatsch wurde aus einem großartigen (dies Wort hier in seiner ursprünglichen Bedeutung genommen) Schuft eine große Persönlichkeit. Nur die Charaktere behielt der Dichter bei, über die geschichtlichen Züge verfügte er nach eignem Wort kavaliermäßig. Eine völlige Umbildung erfuhr Lucretia Planta, die in der Geschichte mit dem Oberst Rudolf von Travers verheiratet war, in der Dichtung aber, durch eine frühe und tiefe Liebe dem Mörder ihres Vaters verbunden, Jenatsch tötet, um ihn der Wut der Feinde zu entziehen. Meyer hatte in langsamer Wanderfahrt am Ausgang des Sommers 1866 Graubünden, das Veltlin und das Engadin durchstreift und als Frucht eine Reihe schönster Genre- und lebensvoller Landschaftsbilder geerntet. Immer stand Jenatsch vor seiner Phantasie und ihm wanderte er nach, um Land und Leute, Farbe und Sitte mit eignen Augen zu sehen. Von Thusis aus bestieg er den Heinzenberg, den sein von ihm so liebevoll gesehener und geschilderter Herzog Rohan, der auch in der Geschichte ein feiner und edler Mensch war, den schönsten Berg der Welt genannt hatte, und besuchte das Schloß Riedberg, wo der junge Jenatsch den Pompejus Planta ermordete. Er sah den Kamin, in den der aus dem Schlaf Gescheuchte geklettert war, um seinen Feinden zu entgehen, was ihm vielleicht auch gelungen wäre, wenn nicht sein Hündchen ihn verraten hätte: es war ihm gefolgt und schnoberte in die Höhe. Neben dem Kamin war ein Kreuz in die Mauer geritzt. Das Mordbeil wurde von der Tochter des Erschlagenen aufbewahrt und fällte zwanzig Jahre später Jenatsch. „Mahnt das nicht an die Atriden?" fragte der Dichter mit Recht, als er von seiner Reise erzählte. In den



Digitized by Google

Sumpfniederungen des untern Veltlin weilte er in Ardenn, wo die von dem heiligen Karl Borromäus wenn nicht angestiftete, so doch begünstigte heilige Schlächterei" (il sacro macello), die Veltliner Bartholomäusnacht, stattfand, der der protestantische Pfarrer Jenatsch nur mit Mühe entrann. So zog der Dichter drei Monate durch das Land, von Silvaplana über die Bernina und das Stilfserjoch nach Bellagio und Lugano, über Bellinzona durch das Misoccotal nach Bernardin. Immer klarer hoben sich Jenatsch und seine Mit- und Gegenspieler aus der Wirrnis seiner stürmischen Zeit, Jenatsch, Sohn eines evangelischen Geistlichen, selber Geistlicher, der, Soldat geworden, mit französischer Hilfe sein Vaterland vor den Österreichern und mit österreichischer vor den Franzosen rettet, ein Mensch von reichstem Temperament, wild und schlau, Weltmann und Naturmensch, um die Mittel nie verlegen, aber von großartiger Vaterlandsliebe, der „anerkannte" Retter Graubündens, aber so verfemt durch den Privathaß, den er erregt, daß seine Ermordung an einem Gastmahl in Chur gänzlich unbestraft blieb. Diese glühende Vaterlandsliebe, die um jeden Preis — Jenatsch wechselt sogar seinen Glauben und wird Katholik — die Befreiung und Freiheit der Heimat will, Jenatschs hervorstechendste Charaktereigenschaft, wird ganz im Einklang mit der Geschichte aufs stärkste betont. Auf ihr baut sich der ganze Mann auf, ihr ordnet er alles unter. Sie macht ihn groß und stellt ihn in ein Licht, das alle Schatten aufsaugt.

In allen Einzelheiten hat der Dichter nach freiem Ermessen als Herr seines Stoffs geschaltet. Der geschichtliche Jenatsch war mit der Hauptmannstochter Anna Buol verheiratet und entrinnt mit ihr glücklich dem Veltliner Mord; der Dichter gibt Jenatsch die schöne Lucia zum Weib, läßt sie durch ihren Bruder, den wahnsinnigen Agostino erschießen und Jenatsch die Tote im Bergell auf dem Kirchhof von Vicosoprano mit einem stummen Racheschwur bestatten.

Es war immer Meyers Bestreben, den Stoff zu vereinfachen und im großen zu stilisieren. Er wollte alles auf einige wenige klare Linien bringen. Darum ragt Jenatsch weit über alle seine Mit- und Gegenspieler, die immer nur dazu dienen, ihn von allen Seiten zu beleuchten und herauszuheben: alle, die beiden Schweizer Waser und Wertmüller, dieser hier ein junger Leutnant, selbstbewußt und mit spitzer Zunge, der sich dann zu dem originellen Geist Rübezahl im „Schuß von der Kanzel" auswachsen wird, der Franzose Herzog Rohan, überzeugter Calvinist und ein Edelmann im besten Sinn des Worts, der hinterhältige feine Venezianer Grimani, der hochfahrende Grande Serbelloni, neben ihnen die vielen andern, alle Typen jener Zeit sollten nach dem Willen des Dichters vertreten sein, schon der geschichtlichen Gerechtigkeit wegen —, der gutherzige Kapuziner Pankraz, der weltfrohe Fausch, der protestantische Eiferer Blasius, der Ritter Fortunat Sprecher, dessen „Geschichte der Kriege und Unruhen" Meyers bedeutendste Quelle wurde, der Bürgermeister Meyer, Kriegsmänner, Männer aus dem Volk, Staatsmänner, alle waren sie nur dazu da, Jenatsch von allen Seiten zu zeigen.

Als der Dichter über seine Bündnergeschichte hinausgewachsen war, hat er sie mit rücksichtsloser Kritik ein grob gezeichnetes Fresko genannt, das bestimmt sei, aus der Ferne betrachtet zu werden. Nichts war ihm später so verhaßt als die Breite und Fülle, die er hier fand: hier war für ihn nur eine Etappe auf dem Weg zur Vollendung, der michelangelesken Verdichtung und Gedrungenheit. Aber wer die beiden Erstlinge „Hutten" und „Jenatsch" mit Aufmerken und Nachdenken gelesen hat, hat schon hier seine Art, Modelle zu finden und benutzen, aufgedeckt.

Der Dichter kann nach freiem Ermessen mit den hervorragenden geschichtlichen Personen verfahren, wenn nur ihr überlieferter Charakter nicht angetastet wird. Aber nicht immer ist dieser Charakter voll belichtet. Das Entscheidende wird oft nicht gesagt, manchmal kaum angedeutet oder flüchtig übergangen. Warum nahm Pescara, der vom Kaiser Gekränkte, nicht die Führerschaft des gegen den Kaiser gerichteten Bundes an, warum wies er die Krone von Neapel zurück? Warum wandte sich der Kanzler Thomas Becket, den sein König Heinrich zu seinem ersten Bischof gemacht, mit Ehren und Reichtümern überhäuft hatte, gegen seinen Herrn? Beides läßt die Überlieferung im Dunkel. Als Meyer den Gründen nachsann, warum Pescara, der, wie die Geschichte berichtet, in der Schlacht von Pavia eine Speerwunde empfing und an einem Fieber starb, die Krone von Neapel ausgeschlagen, kamen die Nachrichten von der Erkrankung des Kronprinzen und nachmaligen Kaisers Friedrich III., und jetzt flog ihm der Gedanke auf: wie, wenn Friedrich die Wahrheit wisse, die man noch dem Volke vorenthalte, die Wahrheit, daß der Tod ihm den Weg zu seiner großen Sendung versperre? Wie, wenn auch Pescara aus diesem stärksten aller Gründe die Krone ausgeschlagen? Dieser Gedanke wurzelte in ihm und wurde entscheidend für seine Zeichnung und Auffassung Pescaras, wenn er auch wußte, daß Pescara tiefer, als er es in seiner Dichtung schilderte, in die Verschwörung gegen den Kaiser verstrickt war.

Auch Pescaras Gemahlin, Vittoria Colonna, die berühmteste Frau im damaligen Italien, wurde in der Dichtung eine andre: hier war sie die Begehrliche und Antreibende, während sie nach der Überlieferung Pescara bei seiner Pflicht gegen den Kaiser erhalten wollte. Pescara, der nach dem Urteil der Italiener die spanischen Nationallaster der Grausamkeit, Kargheit und Falschheit hatte, wird in der Dichtung durch die Nähe des Todes geadelt. Von einer Ver-

Digitized by Google

suchung im eigentlichen Sinn ist bei dem schon nicht mehr Versuchbaren nicht die Rede. In dieser Dichtung, deren Grundton lyrisch-elegisch war, gab es keine Handlung und nur eine Situation: die Täuschung der Versucher und das allmähliche Hervortreten der tödlichen Verwundung Pescaras. Aber der Dichter erklärte, jede andre Fassung wäre unmöglich gewesen, jeder Anfang von Verrat ganz unerträglich. „Die geheime Basis ist: vielleicht unterlag Pescara ohne die Wunde. Daß ein realer Kampf im Drama eine Bedingung, ohne welche nicht, ist zugegeben, aber auch in der Novelle? Warum denn?“

Damit verteidigte er sich. Was dem Werk die Farbe und fortreißendes Leben gab, war die Aufregung und leidenschaftliche Bewegung einer ganzen Welt um einen bereits aller Versuchung Entrückten, und die Fülle der Zeitgestalten, die in diesem Übergang von Renaissance zur Reformation sichtbar werden und unter denen sich die beiden spanischen Typen, der Don Juan- und der Loyola-Typus, herausheben. Ganz klar wird in der Dichtung auch das Gleichnishafte: das sterbende Italien bewirbt sich unwissentlich um einen sterbenden Helden. In keinem andern Werk Meyers tritt die Symbolik so stark wie hier heraus.

„Hier hat mich die Wirklichkeit gefesselt,“ schreibt er dem alten Freund Wille, „diese Menschen sind schon Poesie und die Quellen (i. e. die Dokumente) fließen reich.“ Auch hier die gleiche Fülle des Stoffes wie beim „Jenatsch“, auch hier das sorgsame Auswählen des Wesentlichen. Aber auch hier nichts von eigentlichen Vor- und Einzelstudien. Als Karl Spitteler ihn einmal fragte, wie er zu seinen Stoffen komme und wie er seinen Dichtungen ihre so vollkommne Zeitfärbung zu geben imstande sei, jedenfalls doch nur durch gründlichste Vorstudien, erklärte Meyer: „Ohne System, instinktiv, liegen bei mir immer 5—10 Jahre zwischen Komposition und historischer Lektüre, wo ich Chroniken (Muratori, Die Benediktiner von St. Maur), Bullen und solches Zeug bevorzuge, natürlich zu meinem eigenen Spaße, ohne bestimmte Zwecke und ohne das geringste zu notieren. Aus diesem Wuste arbeitet sich dann von selbst im Lauf der Jahre irgendein Novellchen heraus.“ Und später schreibt er an Spitteler noch einmal über das gleiche Thema: „Ein starkes Faktum meiner Sachen ist die Länge der Zeit (3, 5, 10 Jahre), während welcher meine bildende Kraft sich mit denselben beschäftigt, ganz mühelos, aber unablässig, vegetativ sozusagen, aber doch mit latentem Verstande, durchaus zweckmäßig. Bildet die Natur im großen nicht auch instinktiv-teleologisch?“ Und der Dichter faßte kurz seine Ausführungen in dem Satz zusammen: „Stoffe habe ich nie gesucht, noch je sogenannte Vorstudien gemacht.“

Im „Pescara“ wie in der „Richterin“ und „Angela Borgia“ war es das Problem der Gewissensfreiheit, das ihn lockte, wie er denn immer versucht war, in gewisse Tiefen der Seele, gleichviel in welcher Form, hinabzusteigen. Pescara, der ihm in Rankes Schilderung lebendig entgegentrat, die Richterin Stemma, die anfangs unter dem Staufer Friedrich II. in Sizilien leben sollte, bis sie nach reiflicher Erwägung in Karls des Großen Zeit und ins rätische Gebirg versetzt wurde — Meyers mütterliche Freundin Mathilde Escher saß zur Stemma in der Ganzheit ihrer Persönlichkeit Modell —, Angela und Lucrezia Borgia, über die er alles Wissenswerte in dem Buch von Gregorovius fand, sollen zeigen, ob und wie es möglich ist, dem in das Herz verlegten Gesetz, das über alle Handlungen, ja auch oft über Gedanken richtet, treu zu bleiben.

„Meine Richterin,“ schreibt der Dichter an den alten Freund Wille, „hat ein (Dostojewskis ‚Schuld und Sühne‘) verwandtes Motiv, doch als mittelalterliche Burgfrau stärkere Nerven als das russische Studentchen.“ Der Versuch der Richterin, ihren angeborenen Rechtssinn durch eine formelle Lossprechung zu täuschen, überliefert sie der Wahrheit und dem wirklichen Gericht. In der Borgianovelle stehen sich zwei Frauen gegenüber und nebeneinander: Angela, mit zu viel Gewissen, nach eignem Wort des Dichters, und Lucrezia, die Tochter des verrufenen Papstes Alexander IV., mit zu wenig Gewissen. Meyer brannte darauf, Lucrezia den Professoren aus den Händen zu nehmen und in alle ihre authentischen Frevel wieder einzusetzen. Gregorovius hatte Lucrezia retten wollen, wie man Kleopatra und Messalina zu retten unternommen hatte. Der Dichter malt sie, wie sie sich ihren Zeitgenossen dargestellt hatte. Er sah sie, wie er vordem den Heiligen gesehen hatte.

„Was in der Borgianovelle vielleicht merkwürdig ist,“ schrieb er nach ihrer Vollendung, „und ihre Fehler und Tugenden constituirt, ist die geradezu unglaubliche, bis zur Vision gehende, jedes Denkens und Rechnens bare Spontaneität ihrer Entstehung.“

Der Stoff war in reicher Fülle zusammengetragen; es galt nur die Hauptstücke zu finden. Rom, ihm schon vom „Pescara“ her vertraut, und Ferrara, das er, wie er bedauerte, leider nicht selbst gesehen und darum Gregorovius nachzeichnen mußte, standen vor ihm in der Fülle ihrer Erscheinungen: der unheimliche Cäsar Borgia, Lucrezias Bruder, Ariost, das Herzogshaus von Ferrara: Brüder im Kampf gegen Brüder, ihr Haß und ihr Frevel, Angela Borgia, eine Virago, wie sie das Jahrhundert als Verkörperung kühner Weiblichkeit liebte. Aber während die geschichtliche Angela eine politische Heirat schließen mußte, trat sie in Meyers Dichtung als Gattin zu dem schönen Julius Este, der um ihretwillen seine Augen verloren hatte. Der Dichter bildete sie um, wie er Pescara umgebildet hatte. So wurde

Digitized by Google

sie der volle Gegensatz zu der leichtlebigen, mit jedem neuen Morgen zu neuem Leben erwachenden Lucrezia — eine freie Schöpfung dichterischer Einbildungskraft — und die Tragödie läuft in ein Idyll aus. Auch hier wird die große Linie gewahrt trotz allem rankenden Beiwerk. Wenn sich der Dichter über antiquarische Einzelheiten unterrichten wollte bat er seine gelehrten Freunde, Georg und Friedrich von Wyß, oder Rudolf Rahn, den Zürcher Kunsthistoriker, um Auskunft. Rahn unterrichtete ihn über das Wappen der Este, skizzierte ihm ein Landhaus des Herzogs, weil Meyer nichts von dem abgedroschnen Belvedere wissen wollte, und nannte ihm einige Pfaffen- und Schulmeisternamen, unter denen der Dichter seine Wahl traf, wie er ihm für den „Pescara“ das Kastell in Mailand, St. Peter, den Petersplatz, den Vatikan, den Palast Colonna, das Frauenkloster bei Novara geschildert hatte —; „natürlich kein antiquarisches Detail,“ bat der Dichter den Freund, „sondern nur ein paar große, eigentümliche Züge lokaler Wahrheit“ —, wie er ihm für die aus dem Vatikan heimkehrende Vittoria Colonna den nächsten Fußweg beschreiben mußte, der bei einem drohenden Wetter vom Vatikan nach dem Palast Colonna genommen werden konnte. Er fragte Rahn nach einem Bäuerinnennamen auf accia oder ucca, nach einem für einen italienischen Mund aussprechbaren Vornamen für seinen Schweizer Landsknecht Zgraggen, der bei Pavia seinen Speer dem Pescara in die Seite gestoßen, und ließ sich auch diesen Bläsi Zgraggen — ein Obergerichtsschreiber Zgraggen erkundigte sich später bei dem Dichter nach seinem Ahn Bläsi —, schriftlich und bildlich von Rahn entwerfen: „1. ein Urner, von dem italienischen Typus verschieden, 2. im Gedächtnis bleibend, leicht wieder erkennbar, aber womöglich ohne sog. „besondere Kennzeichen“, doch 3. nicht häßlich, wenigstens nicht abstoßend (aus Patriotismus).“

Aus solchem Patriotismus malte er alle Landsleute, von den Waser und Wertmüller im „Jenatsch“ an, im „Amulett“, im „Schuß von der Kanzel“, im „Plautus im Nonnenkloster“ bis zum „Pescara“ mit einer sich nie verleugnenden und Allzumenschliches mildernden Liebe.

Es ist wohl kein Zufall, daß Meyer den Stoff für seine Prosaerstlinge „Jenatsch“ und „Amulett“ aus der Gegenreformation schöpfte; sein Vater hatte sich mit dieser Zeit eingehend beschäftigt und einiges Gehaltvolle darüber veröffentlicht. Mit diesen Arbeiten war der reifende Sohn wohl vertraut; sein Interesse wandte sich so auch der gleichen Zeit zu. Wie er in den „Leiden eines Knaben“ viel von eignem Erleben niederlegte, hatte er doch in seiner Jugend, verträumt, wenig beachtet, zurückgesetzt, wie er sich fühlte, empfindsam und empfindlich, wie er war, ähnliche Stimmungen erfahren, spiegelten sich auch im „Amulett“ Freunde und Bekannte wider. Schadau ist der Dichter selbst, zurückhaltend, unbeholfen, ein Schweizer, der aus der Enge seiner Heimat nach dem Paris kommt, wo sich die Bartholomäusnacht vorbereitet und hier, in die Wirbel des Kampfes zwischen Katholiken und Hugenotten gerissen, zum Leben erwacht: Bocard, der lebensfrohe, gutherzige Katholik, der für die Mutter Gottes eine schwärmerische Verehrung hat, ist in manchem Zug Meyers katholischem ritterlichem Freund Nüscheler nachgezeichnet; Schadaus Oheim weist auf den ehemaligen Zürcher Stadtrat und Major Hans Ziegler als Modell hin, der nach Meyers Charakteristik eine äußerlich und innerlich sehr feine Persönlichkeit war; der milde, vornehme Parlamentsrat Chatillon ist Meyers altem Gönner Vulliemin nachgezeichnet, und Schadaus böhmischer Fechtmeister hat in Meyers eignem Fechtmeister sein Urbild. Eine Quelle für den Stoff ist nicht nachgewiesen, auch nicht für den „Schuß auf der Kanzel“, in dem der alte General Wertmüller sein Rübezahlwesen treibt. Als Meyer diese Posse, wie er sie seinem Freund Wille gegenüber nannte, schrieb, wohnte er in Meilen, das Landhaus des alten Generals auf der Eichenhalbinsel Au vor Augen. Er war seit einer Schulfahrt nicht mehr dort gewesen und besuchte es erst wieder, nachdem er die lustige Geschichte beendet hatte, um noch einige Striche in der Zeichnung des Landhauses hinzuzufügen. Sein eignes Haus gab das Modell für das Haus des Pfarrers Wertmüller. Wie sich ein Zgraggen bei dem Dichter wegen seines Ahnen Bläsi erkundigte und nach dem Erscheinen der Geschichte von „Gustav Adolfs Pagen“ ein Generalmajor und Graf Leubelfing reklamierte, solange Meyer nicht Beweise beibringe, halte er das weibliche Geschlecht seines Ur- onkels für eine phantastische Vermutung, meldete sich auch ein Wertmüller, der erklärte, es gebe wohl einen gleichzeitigen Pfarrer, aber von einem Schuß finde er nichts im Familienarchive. Für das „Brigittchen von Trogen“, wie „Plautus im Nonnenkloster“ anfangs hieß, fand Graf Dürckheim, der Hutten ins Französische übersetzt hatte, das Muster zum Ergötzen des Dichters in der Schwester eines benachbarten Curé. Das einzige Hilfsmitel, was Meyer für die solid gebaute und kurzweilige Geschichte, wie er sie bezeichnet, gebrauchte, war Bouillots „Allgemeines Wörterbuch der Wissenschaften“, Literatur und Künste. Er betonte ausdrücklich, daß das „Brigittchen“ von Anfang bis zu Ende seine Erfindung und nichts irgendeiner Quelle entnommen sei.

Die Geschichte von „Gustav Adolfs Pagen“ begann er zu weben, nachdem er Goethes „Egmont“ gelesen. Er vertiefte sich in den Gedanken, daß es wohl lohne, ein Weib zu zeichnen, das ohne Hingabe, ja ohne daß der Held nur eine Ahnung von ihrem Geschlecht hat, einem hohen Helden in verschwiegner Liebe folgt und für ihn in den Tod geht. Als er Heinrich Laubes Gustav Adolf-Drama

Digitized by Google

kennen gelernt hatte, war sein Plan fertig: der Schwedenkönig war in hohem Grad kurzsichtig — und das mußte der Held sein, um nicht zu erkennen, daß sein Freund ein Weib ist —, und der Page Leubelfing wurde ein Mädchen. Gfrörers „Gustav Adolf“ lag neben ihm aufgeschlagen, während er die Geschichte schrieb. Er zeichnete den Schwedenkönig in großen Zügen, in der leutseligen Majestät, die er auch Karl dem Großen in der Richterin gab, während er bei Ludwig XIV. den Selbstherrscher betonte, der immer im Mittelpunkt der Dinge und des Interesses sich weiß und für den das ergreifende Schicksal des armen Marschallssohns Julian Boufflers nur die Ausfüllung einer müßigen Abendstunde ist. Meyer fand die kurze Geschichte in den Erinnerungen St. Simons und modelte sie um: der Julian der Überlieferung, begabt und gescheit, wird zu dem fleißigen Dummkopf mit dem tapfern Herzen in der Dichtung. Wenn in den „Leiden eines Knaben“ die Gestalt des Sonnenkönigs aufwächst, so in der „Hochzeit des Mönchs“ die des Staufers Friedrich II. und mit ihm seine Zeit. Dante erzählt in Verona am Hof des Scaligers Cangrande die ergreifende Geschichte des in den Strudel der Welt gerissenen Mönchs Astorre und seiner Liebe, für die Meyer den Stoff in dem Kampf der Amidei gegen Buondelmonte bei Machiavelli entdeckt hatte. Für Dante und Ezzelino fand Meyer manchen Zug in dem Baron Ricasoli, der ihm in seiner starken geschlossenen Persönlichkeit und unverrückbar auf ein hohes Ziel steuernden Willenskraft, auf die Befreiung Italiens, die über das Alltägliche weit hinausragenden Helden seiner Phantasie verkörperte. Das Mittelalter, in Dante am glänzendsten versinnlicht, erhebt sich in einer seiner interessantesten Epoche vor unsern Augen, eine tragische Familiengeschichte in Padua eröffnet uns den Blick in die große Welt, wo der Kampf zwischen Papst und Kaiser begonnen hat. Ein Fülle reichsten Lebens tritt uns in dieser kunstvollsten Erzählung Meyers entgegen, geboren aus der aus den Tiefen schöpfenden Einbildungskraft des Dichters. So frei wie Dante, der seine Geschichte der Inschrift eines alten Grabsteins entwickelt, gestaltet der Dichter, der seine Novelle erst in der Papstburg zu Avignon und dann in Nürnberg unter Barbarossa spielen lassen wollte.

Wenn man hier von Modellen sprechen darf, so sind sie bei dem florentinischen Geschichtsschreiber gleichsam nur in Umrissen sichtbar. Den Leib und das Leben gab ihnen erst der Dichter.

Der Kampf zwischen Kirche und Staat, der in der „Hochzeit des Mönchs“ fern wetterleuchtet, wird uns in der Nähe sichtbar im „Heiligen“, der den Dichter vor die Frage stellte, was Thomas Becket bewogen habe, einen Kampf bis zur Vernichtung gegen seinen Herrn, König Heinrich II. von England, zu führen. Wie bei „Pescara“ wird die entscheidende Frage von der Überlieferung nicht beantwortet. Die Legende erklärt die völlige Ummandlung des erst ganz weltlich gesinnten und dem König völlig ergebenen Kanzlers mit der überwältigenden Macht der Kirche in ganz mittelalterlicher Auffassung. Der Dichter aber fand in einem vom König gegen seinen Kanzler verübten und unverzeihbaren Frevel, der Schändung der kaum gereiften Tochter Beckets, den Grund. Die Rache, die der Kanzler vielleicht nicht an seinem König hätte nehmen können, wird ihm möglich, als er, von Heinrich auf den obersten Bischofssitz des Landes erhoben, in den Dienst eines mächtigeren Herrn tritt, als sein König ist.

Den Rohstoff fand Meyer in Thierrys „Geschichte der Eroberung Englands“, aber auch hier wie in der Mönchsnovelle war nur der Umriß gegeben. Das wunderliche Stück Mittelalter in klarer Form und ohne überflüssige Lokalfarbe darzustellen, war die schwierige Aufgabe. Nicht so sehr den Kampf zweier Mächte, den in dem Erzbischof von Canterbury und König Heinrich verkörperten geschichtlichen Gegensatz von Staat und Kirche, schildert der Dichter, als den Gegensatz zweier Zeiten, denn Becket, dessen Charakter eine eigentümlich moderne Färbung erhielt, die Meyer mit seiner orientalischen Abstammung und hohen Bildung begründete, muß mit dem mittelalterlich rohen und gewalttätigen König notwendig in einen Kampf geraten, der mit den ungleichartigsten Waffen bis zur gegenseitigen Vernichtung geführt wird. „Ich habe diesen Charakter (des Becket) wirklich nicht gemacht, sondern er ist mir — in ungewöhnlichem Maß — erschienen,“ sagte der Dichter nach Vollendung des Werks, das er selbst ein Kabinettstück, düster und wunderlich wie gemalte Fensterscheiben, nannte. Es war ihm vielleicht sein wichtigstes Werk und das, was für ihn am schwersten wog.

Als er an Lingg ausführlich — er wußte, daß er hier einem genauen Kenner und Sachverständigen gegenüberstand — über den Heiligen schrieb, schloß er stolz: „Großer Stil...“ Ein Jahr vorher hatte er bekannt: „Großer Stil, große Kunst — all mein Denken und Träumen liegt darin. Michelangelo geht und leuchtet voran, von Ziel zu Ziel. Das Getane ist für mich verblaßt, es ist nicht mehr ich. Nur das Werdende bin ich selber.“

# Die luganesische Landschaft

## Von Josef Ponten

### Mit 8 Aquarellen von Hermann Hesse

Als der Regen nördlich der Alpen, nördlich des Alpenkammes nicht aufhören wollte, wechselten wir, um nicht einen völligen Fehlsommer zu erleben, aus dem Kanton Graubünden über die Wetterscheidemauer nach dem Kanton Tessin hinüber. Sieh da — Sommer! Zwar griff ein mächtiges Nordwetter auch einmal über die Zinnenlinie in diese Landschaft herüber und herab, und es regnete wildes Wasser, aber schnell erhoben sich die Kräfte des Südens und jagten den nassen Unhold in seinen Norden zurück. Wie ein über den Zaun verscheuchter Dieb ließ er Fetzen seines Wolkenkleides an den Bergzacken hangen, und in manchen Nächten drohte und grollte er auch hinter dem Zaune — laßt ihn brummen!

Denn hier wärmt die liebe Sonne. Sonne ist ein Glück, eins der wenigen Glücke, die man rein um ihrer selbst willen genießt. Sie ist ein naturhaftes und auch philosophisches Glück. Nicht umsonst ist uns das gelassene Wort überliefert, das der Philosoph Diogenes der Kyniker über seine Lust an der Sonne sprach. Im Süden scheint jeder auf der von der Sonne angewärmten Marmorbank liegende Bettler ein Philosoph zu sein. Freilich auch dieses Glück verlangt wie alle anderen nach Abwechslung und Gegensatz. Unsere Natur ermüdet auch vom Glück der Sonne.

So mit Vorsicht verstanden ist die Sonne des Südens sein Kostbares und das Eigentliche, das der Nordländer im Süden sucht.

Die Sonne ist das allgemeinste Erlebnis im Süden und auch in diesem Süden, im luganesischen. Italien — wir wissen es — blickt bereits mit begehrlichen, wenn auch fürs erste noch vorsichtig niedergeschlagenen Augen und politischem Heucheln auf den Tessin, da seine theoretisch geforderte Alpenkammgrenzlinie, die es gegen Frankreich besaß und nunmehr auch gegen Österreich besitzt, durch eben den Tessin unterbrochen ist. Der ganze Norden aber wird einstmals diesen Tessin der Schweiz gegen Italien verteidigen müssen. Denn der Norden hat in einem überpolitischen Sinne ein Anrecht auf ein bescheidenes Stückchen Süden. Das ist vielleicht das Unerträglichste der unerträglichen Friedensverträge, daß Österreich und mit ihm das größere Deutschland (hier fürs erste ganz unpolitisch verstanden) in Südtirol sein einziges Stück Südland verlor. Ein Italiener kann die Forderung nach Südland nicht verstehen, man wird sie ihm, der sich bis zur Ermattung in südlicher Sonne badet, vergebens klarzumachen versuchen. Erst dann fand ich ein wenig schweigendes Verständnis, als ich ihm in der Inflationszeit sagte, daß deutsche Lungenkranke nicht nach Meran, in das Land damaliger höherer Münzbewertung, gehen konnten und sterben mußten, weil man den Deutschen und Österreichern auch nicht das mindeste Stückchen Süden gelassen, das ihnen gehörige geraubt hatte. Schlimmer als einem Volke seine Wirtschaftsgebiete vorenthalten ist ihm die Gebiete vorenthalten, in denen der Körper seiner Menschen genesen oder die Seele sich des schlichten Daseins freuen kann. Denn jenes heißt, ihm nur Erde, dieses aber auch Himmel, nämlich Klima, rauben.

Am Ausgang südwärtiger Alpentäler liegt die Landschaft. Wer sie von Norden über die Alpen her betritt, dem wird ohne weiteres ihr wesentlicher Charakter auffallen: das Gefällige, das Heitere, das Liebenswürdige. Dazu stimmt alles von Uranfang zusammen. Schon das Geologische, der Rohbau der Erde ist hier der Entstehung gefälliger Landschaftsformen günstig. Von Norden aus den Alpen reichen zwar die kristallinischen Schiefer herunter, welche die Hauptmasse des Alpenwalles aufbauen, aber in der engeren Landschaft gibt es Sandsteine, leichte Schiefer und Kalke der Trias und des Perms, Baustoffe, welche die Ausbildung milderer und sanfterer Erdformen zulassen. Da auch die Höhen nur mäßige sind und die Berge kaum einmal über die Grenze hinaufragen, bis wohin Bäume leben können, so ist von seiten der Erde und des Klimas alles in diesem Formensinne Dienliche getan. Man darf nicht zu weit ins Poetische abschweifen und davon reden wollen, daß etwas wie ein bewußter Landschaftswille bei der Landschaftsbildung am Werke gewesen sei, genug wenn es so scheinen kann, als ob ein menschenähnlicher Landschaftsgestalter, ein großer Gärtner an diesem Stück Erde sich gestaltend bemüht hätte.

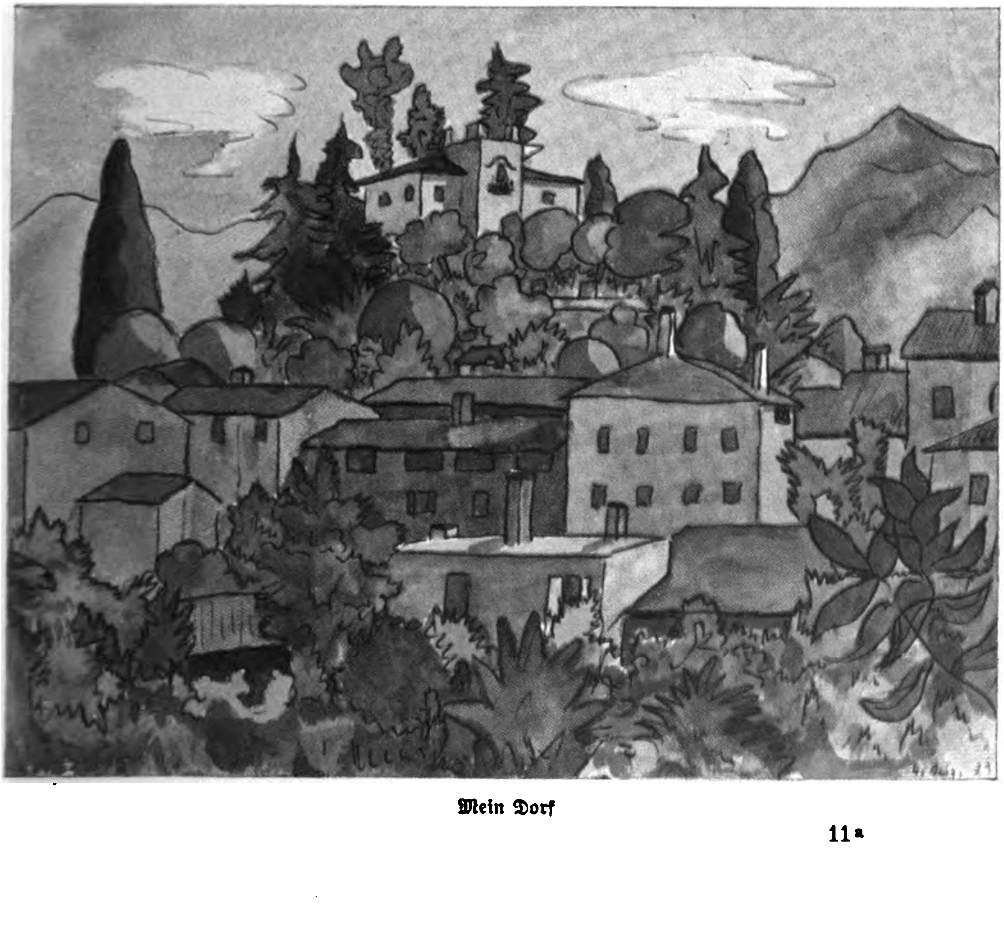
Der See ist die Seele dieser Landschaft. See ist überhaupt immer Seele einer Landschaft mit einem See. Er ist ein unbedingter Abschluß nach unten hin. Ein rücksichtsloser, denn unter ihm liegt manchmal und meist, namentlich bei Gebirgsseen, eine Landschaft verborgen, oft eine hohe und reichbewegte wie in unserem Falle des Luganer Sees, der bis zu einigen hundert Meter Tiefe hinabreicht. Aber See heißt: das unter meinem Spiegel geht dich nichts an! Ist für dich, für dein bloßes Schauen und genießendes Er-

Digitized by Google

leben, einfach nicht da! See ist der Ausgang des Erlebnisses einer seebeschenkten Landschaft, der Nullpunkt in der Skala der Erlebnisreize und Werte. Wer will es bestreiten, da doch jeder auf den Eisenbahnfahrten den Ruf zu hören gewohnt ist: „Ein See!“ wenn auch seltenere Dinge zu sehen sein mögen. Da doch jeder, der in einer Seelandschaft ankommt, zuerst und immer einmal an den See rennt, nicht wahr?

Der See in einer Landschaft ist das Absolute. So wie wir von vornherein wissen, daß er das aufnehmende Becken ist für alles in ihr verkehrende Wasser, so ist er auch die sammelnde Muschel für alle durch das Landschaftliche in uns erregten Sinneswahrnehmungen, Empfindungen, Gedanken. Er ist, wie man treuherzig sagt, „das Herz der Landschaft“. Wenn wir ihn anspruchsvoller „das Absolute“ nannten, so soll das heißen: er ist das Bestimmende und Große, der Anfang und schließlich auch das Ende des Erlebnisses „Landschaft“ in uns, von ihm gehen wir bewußt oder unbewußt aus, nach ihm orientieren wir uns, wenn wir etwa in abseitigen Tälern umhersteigen, ihn suchen wir zuerst, wenn wir auf einen Gipfel geklommen sind, zu ihm kehren wir am Ende immer wieder zurück, und sei es auch nur, um den Wanderschweiß in ihm abzubaden. Aber selbst wenn einer dem seelisch aus irgendwelchen Gründen widerstrebte, etwa weil er allgemein wasserscheu ist oder weil ihm ein Kind in diesem oder einem andern See ertrunken ist, körperlich kann er nicht widerstreben, denn schon die Wege der Gegend sind irgendwie durch den See bestimmt, gehen von ihm aus, kehren zu ihm zurück oder weichen ihm auch aus, wenn er etwa mit Fieber droht, oder wenn er salzig ist, oder wenn seine Ufer trügerischer Schlamm sind. Alles ist auf ihn als auf den tiefsten Punkt in der allgemeinen Konfiguration des irdischen Hohlraums, den ein See immer bildet, bezogen. — Dieses Außer-uns spiegelt sich in uns ab als tiefster, als Ausgangspunkt des Erlebnisses.

Der tiefste Punkt! Aber der See ist auch immer eine tiefste Fläche. Eine Breite ist er, ein Auseinander-, ein Voneinanderstehen und -stemmen, und das ist ein neues Moment im Erleben. Ein freundliches. Denn „Fläche“ empfinden wir, vorzüglich im Formwogen eines Gebirges, als wohltuend. Aber auch ein feindliches. Alles Bisherige war freundlich, durch das beigemischte Feindliche steigert sich das Freundliche, das Idyllische und Herzliche ins Große. Die gegenüberliegenden Ortschaften sind getrennt durch das Wasser, nur bei günstigem Wetter ist Verkehr erlaubt. Sturm oder schwacher Frost heben ihn



Mein Dorf



Digitized by Google

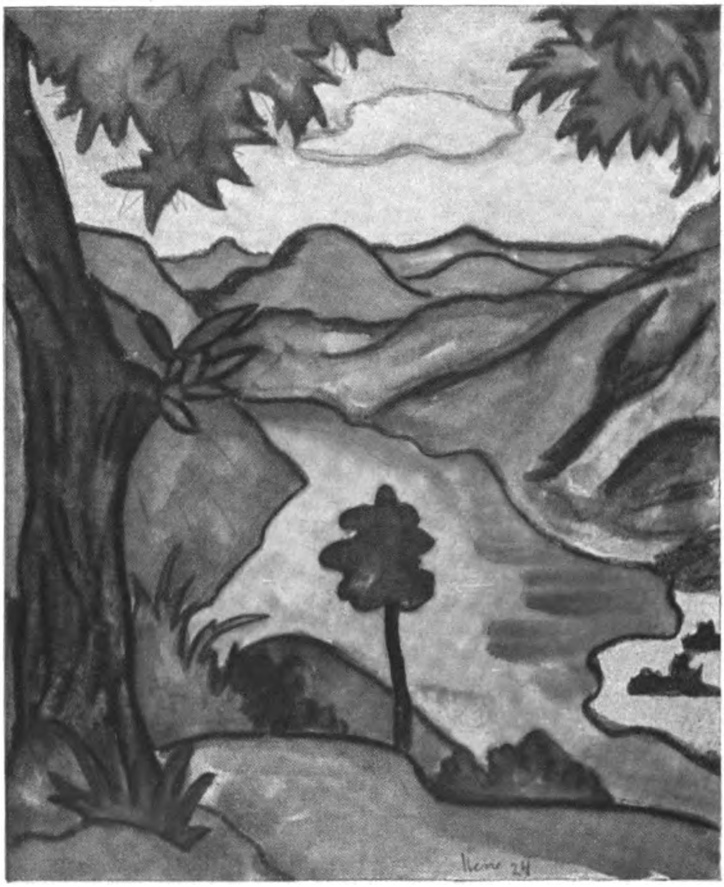
auf. Die Orte an den gegenüberliegenden Ufern entwickeln sich in einer gewissen Unabhängigkeit voneinander, jedenfalls selten im flächenhaften Bezug des Seeraumes, sondern im gliedhaften der Uferstraße. So daß es in unserem Falle gar nicht verwunderlich ist, wenn der Ort Campione am östlichen Seeufer ein italienisches Einsprengsel in schweizerischem Gebiete ist. Oft geht auch eine Landesgrenze hindurch wie hier die zwischen der Schweiz und Italien.

Ein See ist aber auch eine unwirtliche Fläche. Die Griechen sprachen vom „unfruchtbaren" Meere. Die Fischzüge müssen schon sehr ergiebig sein, wenn sie eine spärliche Fischerbevölkerung ernähren sollen, denn aus einer beträchtlichen Seefläche kommt kaum soviel an menschlicher Nahrung wie von einem mäßigen Acker. Handeln wir von Wissenschaft oder gar Wirtschaft? Mitnichten! Alles das ist vielmehr „Landschaft". Wir erleben das alles gleichzeitig und zusammen, unwillkürlich, nicht „wissenschaftlich".

Solcherart allgemeine schweifende Gedanken und Gefühle haben wir beim ersten Schweifen um den See, der im ersten Erleben immer nur irgendein See ist. Nur hin und wieder traten uns schon einzelne Züge verfrüht und bereits individuell aus dem allgemeinen ins besondere Bewußtsein.

Zu einem See gehört sein Ufer noch mehr als zu einem Bilde der Rahmen. Denn ein Bild ist auch schon rahmenhaft bestimmt durch seinen Ausschnitt, das ist durch seinen ideellen Rahmen. Er kann genügen. Ein See aber kann ohne einen massiven Rahmen nicht sein, sonst fließt das Wasser ab, sonst kommt es überhaupt nicht zu dem Wesen ‚See'. Das empfindet man mindestens unbewußt in solcher Landschaft. Dieser Wall, Höhenzug oder was immer es sei (immer ist es eine wenn auch noch so geringe Höhe), ist so auffällig in der Landschaft wie die Wasserfläche selbst. Denkt man sich einmal den See ausgeschöpft und Bodenland an seiner Stelle, sofort sinken die Uferberge aus ihrem besondern Range im Architektonischen der Landschaft fast ins Gleichgültige, fast, wenn — wie hier — noch mehr Berge in der Landschaft sind, ins Entbehrliche ab. Denn auf einen Berg mehr oder weniger kommt es in einer reichgestalteten Landschaft wie dieser nicht an. Bei Seen mit sehr flachen Ufern oder auch bei Bergseen mit niedrigen Ufern an einer Stelle (wie dem benachbarten Langen See in dessen Süden) erlebt man von architektonischem Empfinden geweckte Angst, der See könnte nach dieser Stelle hin katastrophal, nicht in der Ordnung eines entwässernden Flusses, abfließen, ausbrechen.

Hier an diesem reinen Schüsselsee (in ununterbrochener Bergumwallung) erleben wir das Glücksgefühl des Eindrucks formaler Beständigkeit, der Geborgenheit in der Form. Das erzeugt der „massive Rahmen", das bergige Ufer. Unwillkürlich sucht das Auge diese feste architektonische Linie ab, es erwartet dort Bedeutendes an landschaftlichem Stoff



Blick nach Italien

Blühender Baum

und Inhalt zu finden. Es findet es! Vorzüglich sind es die vielen Ortschaften. Weiß und bunt, mit kastenartigen Häusern in italienischer Manier, einer meist barocken einschiffigen Kirche und einem gefälligen Campanile liegen sie da, gewöhnlich an der Uferstraße, gelegentlich auch auf einer Schräge oder Schulter in mäßiger Höhe des Berges. Alsdann sind die Treppen, welche die Straßen ersetzen, oft besonders schön ausgebildet. In Morcote z. B. ist die Treppenanlage ein kleines Wunderwerk, eine mäzenatische Familie hat sie gebaut, mit Recht verkündet das eine stolze Inschrift. Oft, wie in diesem Falle, führt die Treppe nur zu Kirchen- und Camposantoanlage, denn der Ort liegt unten, für die Kirchen hat man in schöner Religiosität meist die schönsten Lagestellen ausgesucht. Irgendwo, bei dem erwähnten Campione, steht eine Barockkirche einsam am Seeufer zwischen zwei Zypressen, ausgezeichnet wieder durch eine architektonisch kostbare Treppe.

Der bedeutendste Ort und auch die Mitte des Landschaftserlebens ist die Stadt Lugano. Auf ihrem hochgelegenen Bahnhofe kommt der Reisende normalerweise an, von ihr geht er streifend aus, in sie kehrt er zurück, um sie bewegt sich alles wirtschaftliche und geographische Leben des Landes. Sie ist eine sehr schöne Stadt rein italienischen Charakters, wer viele italienische Städte gesehen hat, muß sagen: eine der allerschönsten. Die Häuser zeigen die Form entweder des italienischen Stadtpalazzos oder des schlichten Bürgerhauses mit glatten Putzflächen. Grüne Läden sind vor jedem Fenster zum Schutze gegen die grelle Südsonne, der Sonne wegen sucht auch jedes Haus den Schatten des andern zu genießen, so wie Schafe im Süden, wenn sie keine Schattenhürde haben, sich zur Ruhestunde des Sommermittags verhalten, so daß die Gassen sehr eng sind, wenn sie es nicht schon aus Raumgründen wären, denn der Stadt, an der flachen Mündung eines kleinen Tales gelegen, bleibt nicht viel Platz. Sehr viele Laubengänge ziehen unter den Häusern neben den Gassen hin, und es gibt die köstlichsten Durchblicke und Architekturbilder. Es fehlt nicht an schönen Piazzen mit buntem Markttreiben. Und mit diesem rein südlichen Bau-Charakter eint sich nordische Sauberkeit, denn wir sind in der Schweiz. In Lugano denke ich es mir schön zu leben.

Und manche anderen Orte, in denen schön zu leben ist (in der Tat wohnen Leute, die man nennt, da und dort) liegen im Lande verstreut und so, daß von ihnen aus die Stadt verdeckt ist; aber sie haben doch geheimen Bezug auf die Stadt. Und sie liegen auch so, daß von ihnen aus der See verdeckt oder nur zu einem kleinen Stücke in der Ferne sichtbar ist, aber doch mit fühlbarem Bezuge auf den See. Die liegen nun an oder in diesen Bergen, die man in der Wortdarstellung eben nur Berge nennen kann, denn es ist schwer, sie unter ein Bild zu ordnen. In diesem Mittelgebirge, kann man sagen, denn die Berge sind nicht hoch, in diesem Gebirgsgau, denn die Ausdehnung ist klein. Es sind Dörfer, aber meist von jenem städtischen Charakter, wie im Süden

Föhn

Dörfer zu sein pflegen, der für das Dorf im Gegensatz zum germanischen Norden keine besondere Form entwickelte. Kleine, kleinste Städte, das sind dort meist die Dörfer. Die Häuser stehen giebeldicht gereiht, die Baumasse des Ganzen ist geschlossen. Agnuzzo ist ein bezeichnendes Beispiel.

Die Häuser sind blau, öfter noch orange- und rosenrot angemalt — wenn die Sonne auf die Siedlung scheint, leuchten diese Häuser vom Widerschein des Lichtes auf der grellen Dorfstraße oder auf gegenüberstehenden Mauern so, als brennte das Dorf. Die Dächer sind wenig geneigt, mit halbrunden Pfannen in altertümlicher Manier gedeckt und vom Wetter angegraut. Das sind die alten Dörfer. Jüngere liegen locker und streuhaft da, die Häuser meist in Gärten, auch städtische und villenartige Häuser, wie die neue Welt sie liebt. Und ganz alleinliegende Villen gibt es, von ferne an ihr klassisches großartiges Muster, die Villen römischer Großzeit, erinnernd, wenn auch klein in den Maßen aber in edlem Baumbestand etwas vom Zauber jener zeigend. Die Gärten sind meist von Mauern umfriedet, die Gartenmauer, ein Wesensteil südlicher Siedlungslandschaft (namentlich die toskanische wird durch sie wesenhaft geformt), begleitet rechts und links den Wanderer auf der weißen staubigen sonnenübergrellten Straße und wird oft genug von ihm verwünscht. Aber farbig ist das alles, Pförtchen in der Mauer sind bunt, Schindeln und Pfannen auf der Mauer sind bunt, Heiligennischen in der Mauer sind bunt, und über die Mauer weg leuchtet aus dem dichten Grün das Landhaus in starker Farbe heraus und herüber, oft brennt es in reinem Rot. Das Haus, immer kastenartig, oft turmartig, also mehr hoch als breit, zeigt sehr oft unter dem Dache einen offenen Söller, der zum Trocknen dienen mag und, gegen außen offen durch sehr breite flachbogige Lichtungen, diesem Hause ein typisches Wesen gibt, das man nicht so leicht vergißt.

Dieses Haus, es scheint die alte Form des Bauernhauses zu sein, findet man gerade häufig in den abseitigen reinen Bauerndörfern, die es natürlich auch im Gegensatze zu dem, was ich Wohn- oder Villendörfer nennen möchte, im Lande gibt. Denn da sind in den Niederungen der Talmünder gegen den See hin auch Wiesen mit wandelndem Vieh vom Grau der Alpenrasse und einige Felder, auf denen die hohe Blattscheide des Maises raschelt. Meist aber dient das Feld oder was an seiner Stelle liegt — es ist alles wie in China gartenartig klein und gartenartig gepflegt — dem Weinbau. Die Rebe

Digitized by Google

Seebucht S. Manuelle

wird gezogen in Reihen, die Ranke kriecht an Drähten entlang, die zwischen mäßig hohen, in Reihen stehenden Stangen gespannt sind. Zwischen den Reihen findet sich Gemüse oder irgendwelche Grünzucht. Die Rebenreihen stehen auf kleinen Erdterrassen, die im starkbewegten Naturgelände aus der Erde künstlich gebildet sind. Diese Erdterrassen sind auffällig und in hohem Grade charakteristisch für diese Kulturlandschaft und erscheinen dem Ankömmling zunächst wohl als ein unerklärliches Novum, wenn er nur Heu auf ihnen sieht, bis er sie an den Rebenhängen bemerkt und sich klarmacht, daß diese schön terrassierten Graswiesen nichts anderes sein können als aufgelassene Rebenpflanzungen, die wohl ein trauriges Wirtschaftskapitel des Landes erzählen: daß der Weinbau hier nicht mehr recht im Wettbewerb der weinerzeugenden Länder lohnt. Die feinen Linien dieser Terrassen aber zeichnen in das Gesicht der Landschaft einen edlen und, wenn man um sie weiß, leicht melancholischen Zug, den man nicht vermissen möchte.

Die Bewohner sind Italiener von Blut und Sprache, wenn auch meist von ausgesprochener schweizerisch-bundesstaatlicher politischer Gesinnung. Da trägt der Arbeiter in der bezeichnenden und unnachahmlichen Art seine ausgezogene Jacke halblose über einer Schulter, auch im Regen! Das Volk denkt mit öffentlicher korporativer Seele in der Versammlung auf der Piazza, so wie es

Blick nach dem Gotthard. Ostersonntag

Heinrich Mann in „Zwischen den Rassen“ prächtig geschildert hat, und denkt laut, sehr laut! Die Kirche ist eine Sache der Repräsentation, in die der Mann Sonntags geht, weil es sich mal so gehört. Werktags sieht man nur Frauen in den Kirchen und Kinder. Sie singen laut und schrill die lauretanische Litanei: Sancta Maria, ora pro nobis! mit sehr offenen a und o. Der Vater wurde heute früh begraben, die Kinder spielen nachmittags auf der Straße das Totengeleite...

Vor den für unser Empfinden unerträglich nüchternen Häusern der südlichen Menschen sitzen abends lässig die Weiber, schwatzen und lärmen, und das ist ihre „Piazza“. Den Fremden aber grüßen sie artig. Wohlig müde von Tages Arbeit und überhaupt ein bißchen lässig ist man, ein wenig lieblich und ein wenig phäakisch ist es da. Kinder machen grüne Äpfel eßreif, indem sie damit die Mauer beklopfen. Der Gang der Männer, Weiber und Kinder ist etwas unsicher und tastend, sie tragen, wenn sie nicht barfuß laufen, grobe stöcklige Holzsandalen, mit einem breiten Riemen über den Zehen gehalten. Sonntags spielen die Glockenspiele auf den Türmen eilige Choräle, wie in Holland.

Außerhalb des „paese“ — so heißt wie in ganz Italien die kleine Ortschaft — finden wir am laufenden Wasser das örtliche Waschhaus. Da stehen die Wäscherinnen in diesem Gebäude von kanonischer schlicht-schöner Architektur: ein Steinbottich inmitten, in den ein ewiger Wasserstrahl mündet, ein Umgang rund herum, nach außen abgegrenzt durch ein halbhohes Mäuerlein, auf dem die vierkantigen Steinpfeiler stehen, welche das schlichte, nach innen offene Gebälk und Gesperre des niedrigwinkligen Zeltdaches tragen. Die Weiber arbeiten eifrig und reden eifrig, sie reiben und klopfen und wringen und klatschen — im Wasser.

Da fallen uns platte Steine auf. Sie stehen als Pfeiler zur Stütze der Rebenpergolas allenthalben auf den Mauern an Gärten und Feldern. Aus ihnen sind auch die Steintische in den Gärten und die Abendbänke vor den Häusern gemacht. Es sind kristallinische Schiefer und Gneise, die dünnplattig brechen, oft nur fünf oder zehn Zentimeter stark, und sie werden allenthalben in einfachster doch großartiger Architektonik benutzt.

Sie geben sich auch zu Treppenstufen in der Landschaft und in den Häusern selbst her, und manchmal bildet man aus ihnen Zäune dem Bahngeleise entlang oder um die Gärten herum, indem man einfach die gut meterhohen grauen Platten, Platte neben Platte,

Locarno

in die Erde steckt. Das ist bedeutend und groß! Und das vulkanische Korn des plutonischen Gesteins glitzert in der Sonne ...

Streifen wir weiter hinaus in die stille vogellose Landschaft. Wir sehen durch ihre Klarheit hin und erkennen, daß sie volkreich ist, viele viele paesi grüßen von den Berghängen und scheinen zu winken, aber es ist alles stumm. Und einsam, da diese Menschen gern in ihren Stadtdörfern bleiben, wenn nicht die Arbeit sie in Felder und Gärten hinauszwingt. Sonntags und zur Feierstunde bleibt man jedenfalls, wenn man gesetzten Alters ist, im paese zu höchst wichtiger öffentlicher Unterhaltung! So kann der Wanderer überall und an den schönsten Punkten für sich sein und braucht keinen eigenen Garten, denn der ganze Landschaftsgarten steht ihm zur Verfügung.

Das reichs Quellwasser des Landes (nicht verwunderlich bei dem vielen Schiefer des Bodens) hat es (bei vielem Gefälle in der Bodenbildung) eilig, zu seinem vorläufigen Schicksal, dem See, zu kommen. Wir folgen ihm in die Talungen abwärts, indem wir am Rande der Weingärten riesige goldene

Digitized by Google

Kürbisse feststellen und unter hohen Bögen von rechts und links am Pfade sich zunickender Sonnenblumen durchschreiten, Pfirsich- und Mandelbäume da und dort grüßen, über riesenhafte grüne Blätter uns wundern — ist's eine Banane? aber es ist Tabak! —, auch Feigenbäume beobachten. Über den Bachläufen ruht der helle grüne Schatten von Eschen und Eichen und in größerer Tiefe der dunkle grüne von Schwarzerlen. Die weißen Stämme der Pappeln machen, wenn sie in feuchtem Grunde waldhaft auftreten, an die weißen Stämme der Bäume in Wäldern der Tropen denken. Nun aber lassen wir die besiedelte, vom Menschen bis zur letzten Handbreite Bodens umgestaltete Landschaft und suchen die halb wenigstens noch sich überlassengebliebene Natur der Wälder und Haine. Sie sind im allgemeinen, der Wirtschaft gemäß, an den sonnenabgekehrten Hängen zu finden. Wir steigen dicht mit starken Schachtelhalmen übersponnene weichbodige feuchte Schrägen hinan, und Wald nimmt uns auf. Zuerst niedriger Busch- und Stangenwald von Haselnußsträuchern und vielen, vielen Akazien mit großen Blättchen. Dann stehen Kastanienbäume da, Edelkastanien mit den schlanken lanzettigen Blättern, doch fehlt auch nicht unsere nordische Roßkastanie mit ihrem nach dem System der menschlichen Hand gebauten fünffingerartigen, hier fremdblättrig wirkenden Blatte. Akazien und Edelkastanien scheinen die Charakterbäume zu sein. Nun aber finden wir Kiefern, oft dicht von Efeu durchwuchert, hier und da auch eine Fichte in ebenso schöner stolzer Individualität wie die landbürtigen Bäume. Das Charakteristische bei allen diesen Baumpflanzen ist, daß die Blätter größer sind als wir sie kennen, selbst die Fingerblättchen der Weiden in den nassen Gründen. Und da sind Zedern! Und Buchsbaum, auf den die Sonne scheint, duftet stark und weckt römische Erinnerungen.

Bis hier sind wir bei unserm Finden, Er-Finden dieser Landschaft und dem Schweifen durch sie zwei Wege gegangen: den allgemeinen und abstrakten, den des seelischen Ein-Ordnens und Ein-Ostens; und den besonderen und körperlichen, den das Individuelle erstrebenden und erfassenden. Nun ist es Zeit, daß beide Wege in einen zusamenlaufen, der an einem Ziel- und Gipfelpunkte enden soll.

Wir steigen aus den Siedlungen, Hainen und Wäldern hinauf zum Monte Generoso

Rotes Haus

Digitized by Google

nicht mit Bergbahnen, wie sie in dieser kultivierten und auch zivilisierten Landschaft bereits auf alle Berge hinaufführen, deren erleuchtete Linien nachts gleich Sternbildern der Lanze, oder der Girlande sich an die Sternbilder des Himmels anschließen — sondern treukörperlich zu Fuß. Gesträuch und Gebäum bleibt hinter uns, wir betreten Grastriften und Almen. Beim Ansteigen halten wir aber die heilsame Übung ein, oft zu verweilen und uns umzuschauen, um am Ende die sich allmählich auftuenden, sich entrollenden Einzelbilder schließlich in ein einziges großes Panoramabild zusammenschließen zu können. Denn nichts ist schwerer, als ein Landschaftspanorama geistig und seelisch zu bewältigen. Zwischen zwei Fichtenkegeln erschien ein Stück See, an dessen grüne Strandlinie sich Häuser und Dörfer kuschelten, über rosa- und gelbtintigen niedrigen Bergen tat sich ein Blick in das dämmerige Italien auf.

Oder unter den Schirm einer hohen Kiefer hin baute sich eine Berglehne her, deren grüner Mantel bestickt erschien mit den schon fast symbolhaft schweigenden und kleinen Bildern enggedrängter paesetti. Oder eine Akazie überschneidet mit ihrem rissigen borkigen Stamme diese charakteristische Vorgebirgslandschaft, die sich zu ducken und gleichsam nach unten hin aus dem Bilde zu fliehen und zu verschwinden scheint vor der aufragenden Größe eines fernen erhabenen Alpenkranzes: seine weiße Majestät wird von den Fingerblättchen der lichten Akazienkrone, den Firnzinnen und ermutigt durch die ermächtigende Nähe des betrachtenden Wanderers, gestreichelt. In dieser Weise . . .

Und wir sind oben. Nahe bei zweitausend Metern erscheint die ganze geographische Welt, deren Teil der kleine beschriebene Ausschnitt war. Nach Norden im westlichen Sektor vermag man von den französischen Alpen ab die weiße Säge des Alpenfirstes über Monte Rosa bis zur Jungfrau und den Alpen um die Furka mit den Augen abzutasten, im östlichen Sektor über Tödi und die Rheinalpen weg die Dolomiten und was nach Osten sich anschließt. Aber das Auge ermüdet schnell von Überblick und Ferne und sucht sich an Körperlichkeit und Nähe zu befestigen. Und gleitet herab über mildere Höhen durch sich verbreiternde Täler an den Fuß seines Standortes. Da schlingt sich nun der See durch die Talungen und gibt dem Auge und der Seele Statik und Sicherheitsgefühl des Erlebens zurück, das wir schon im Anfang sozusagen in fordernder und vorwegnehmender Weise zu setzen uns genötigt fühlten. Jetzt aber ist es bereichert und beschwert durch die erworbene Erfahrung und das Wissen um die Einzeldinge, durch die erkannte Ordnung und Anordnung. Nach Osten hin blitzt auch über den mäßig hohen Bergen hin eine Scherbe der Fläche des Schwestersees, des Comer-, nach Westen hin blitzen drei des Langen Sees herüber.

Nach Süden schauen wir in die dunstige Schüssel der Polandschaft hinein, und es ist uns, als sähen wir an deren drübenem südlichem Ende das Apenninrückgrat des Landkörpers Italien schwach heraufblauen, an dessen Brust wir fern das strahlende Florenz und in dessen Schoße das ewige Rom liegen wissen . . .

Damit nehmen wir auf diesem Höchstpunkte unseres körperlichen und seelischen Steigens Abschied von dieser Landschaft und dem Leser. Wir waren Führer bis hier oben herauf. Wir haben uns angestrengt, alle Kräfte unserer Empfindsamkeit und unseres Wissens für die zu mobilisieren, die sich unserer Führung anvertrauten. Aber mit der Wiedergabe allzu persönlicher, nicht mindestens für eine kleine Gruppe von Menschen gültiger Empfindungen (jeder mag sie nach seinen Anlagen und Bedürfnissen ergänzen) unsere Gefährten zu bedrücken und zu vergewaltigen haben wir uns gescheut. Da aber kein Mensch ein grundsätzlich anderer ist als ein anderer, so muß es möglich sein, in gewissen Formeln das Ertastet-Allgemeine zu erkennen, zu beschreiben und, wenn nötig, zu lehren.

Ein Elementarunterricht! Wie die Schule auch nichts weiter lehren kann als die Elemente, so muß auch diese Stunde Versuchs der Landschaftsschule die individuellen Differenziertheiten den Begabungen der einzelnen überlassen. Ich kann aber da arges Mißtrauen nicht verhehlen und muß auf die Gefahr hinweisen, daß man unbestimmte Gefühle für besondere oder gar große Gefühle halte. Dieser Gefahr erliegen die schönschreibenden und schönfärbenden Feuilletonisten des Landschaftlichen. Das Feuilleton ist unverbindlich und ungültig, es müßte denn sein, daß es sich zu Geltungskraft des reinen Gedichtes erhöbe. Mit ihren persönlichen Nichtigkeiten aber mögen die Herren uns vom Leibe bleiben. Auch — und nun hauptsächlich! darum schon ist es wertvoll, zur Festigung des Erlebnisses ein ausgewähltes Wissen nicht zu verschmähen. Wissen ist ja nichts weiter als das Erkennen und Anerkennen eines allgemeingültigen Rechts, persönlich zu erkennen und zu empfinden, wird sich ohnehin niemand in der Landschaft nehmen lassen. Also mache man den kleinen Schritt vom Persönlichen zum Allgemeinen! Dann darf man auch getrost und frohgemut den weiteren Schritt tun: vom Erkannten und Gewußten zu einem bescheiden und leicht Metaphysischen. Denn dieses ist dann nichts anderes als ein Hinausverlängern des geistigen Erlebnisses aus dem Real-Weghaften ins noch Weglose, Perspektivzeichnung in den körperlich und seelisch nicht mehr beschreitbaren Raum hinaus, ein Schwingenbreiten in Welt, ein Ahnungsschweifen ins All hinaus. Vor diesem nicht gefahrlosen Abflug ins Unerprobte hinaus aber wollen wir aller diensamen Hilfen unseres Geistes und unserer Seele sicher sein.

Digitized by Google

# Der Pfarrer von Lehen

## Novelle von Hans Knobloch

Zwei sehen das gleiche, jeder von seinem Standort aus. Jos Fritz ist der eine. Denn der ist wieder da, aber es weiß es noch keiner daheim. Jäh verschwunden war er damals im Wirbel, als das Bauernaufmucken von Lehen blutig gedrosselt ward. Sieben Jahre sind's her.

Nun liegt er flach auf der Felsplatte am Waldeck, auf dem Kamm, der sich links hinschiebt gegen das Herrenhaus. Die Oktobersonne hat den Johannistrieb. Juliheiß sengt sie. Jos Fritz blinzelt wie schläfrig zum Gutshof hinunter aus haarlosem Augenschlitz. Als dächt' er nichts anderes als: ‚Protzvolk, dir ist nicht wohler wie mir jetzt, mit der Herbstsonn' im Buckel.' Bloß seine Hand, die hängt hinaus übern Felsrand, und die sagt was anderes. Auf und zu klappen die knöchernen Finger. Wie ein Schlangenmaul ist das, das schnappen will. Da zieht er die Hand jählings zurück, der Jos Fritz, und die Augenschlitz' weiten sich. Stechen hinunter ins braune Feldland, das sich niedersenkt hinterm Hof. Er sieht was, der Jos Fritz.

Und ein anderer sieht's auch; das ist der junge Pfarrer von Lehen. Der kommt am Jenseitshang geradeswegs heraus aus dem Buchengold. Hat das Gold mit den Augen getrunken und mit der schwärmerischen Seele. Jetzt sieht er die Sonne schon nah an der Westschneid'. ‚Gleich ist sie drüben,' denkt er; ‚aber wenn auch das kühle Dämmern kommt, es wird doch sein, als hätt' sie ihr Gold gelassen am Birnbaum, am Buchenbaum, dort auf der wilden Kirsche. So sollten unsere Herzen leuchten wie Laubgold, wenn auch die Heilandssonn' uns lange schon unterging. Das ist dein wundersam Gleichnis, Oktobertag!' Da geht sein Blick abwärts ins Gutsfeld. Und nun sieht er das, was der andere von drüben sieht.

Es drückt sich was lauernd ins grüne Rübkraut, es huscht dahin in der Ackerkrume. Es schiebt sich unter die überhängenden Blätter. Ein Knäblein. Hat was am Arm: einen Sack. Macht sich am Boden zu schaffen und dann an dem.

„Leibeigen Kind stiehlt herrschaftlich Feldgut," — das blitzt in den beiden auf, die's mit ansehen. Und die Blicke aus vier Augen fahren kreuz und quer übers Feld. Da sehen sie's schon. Hinter der Hecke tappt's hastend näher, plump, ungefüg. Was grellt jetzt der letzte Sonnenstrahl auf in metallischem Schein? Des Wächters Spieß. Jos Fritz weitet die Augen, der Pfarrer schließt sie bei stockendem Herzschlag. Da schrillt's auf, gellend, wie ein tierischer Wehschrei. So schreit der schlummerentrissene Vogel auf unterm Marderzahn.

Leibeigen Kind stiehlt herrschaftlich Feldgut — wer weiß in späteren Zeiten, was das bedeut'?

Eine halbe Stunde später geht er gebeugten Hauptes zurück vom Schloß, der Pfarrer von Lehen. Hat einen harten Gang getan und heiße Worte in den Wind gesprochen. Es gellt ihm noch immer in Ohren und Hirn, das Anschreien des Herrn: „Über mir ist der Herrgott, aber über euch allen bin ich!" Nimmt sich der Pfarrer des Diebsbalgs an? Muckt das Bauernblut in ihm auf? Hat er vergessen, daß er Herrenteller geleckt hat? Daß Herrengeld die Klosterzucht ihm bezahlt hat, Herrengeld die Primiz? Will er Diebsgesindel in Schutz nehmen gegen die, deren Kreatur er geworden mit Haut und mit Haar?

Ein schneidend Weh krampft sein Herz zusammen. Das bittere Gedemütigtsein? Nein. Das muß er hinunterwürgen, und er hat's längst erreicht in unermüdlicher Selbstzucht: sein Herz schwingt sich ungefesselt drüber empor, wie die Lerche steigt übers Morgengewölk. Aber eins weiß er: zum Überschäumen voll ist das Maß schon auf beiden Seiten. Ein Tropfen dazu, und der Damm bricht ein, und die Sturmflut überspringt brodelnd das Land. Und Menschen leiden, leiden. O, wie viele hat er schon leiden sehen! Mit wie vielen hat er gelitten! Und hat auf das wilde Schicksalswarum eine unirdisch schöne Antwort gefunden, einen mystischen Trostschein: wenn wir jesugleich wären, ganz untergestürzt ins Gottesherz — dann hätte alles Leiden der Kreatur ein Ende. Gott will eine friedliche, glückliche Welt —

Durch den rostroten Wald geht er. Dem Haus des Max Stüdlin zu; das ist der Vater des Knäbleins, das jetzt im Turm liegt. Vorn schimmert das Dach der Wegschenke aus dem dämmerumsponnenen Laub, an der muß er vorbei. Und während er geht, den Blick am Boden, schiebt ein Bild vor seinem inneren Aug' immer alle andern beiseite. Das gedunsene Junkergesicht, krebsrot im Zorn. Und dahinter ein anderes Gesicht, fein, fein,

Digitized by Google

weiß wie die Schlehblüte. Er kennt's von seiner Knabenzeit her; damals saß des Junkers Schwesterlein noch auf der Wärterin Arm. Hatte aber damals schon das stolze, hochgeschwungene Mündlein, und in den nußbraunen Augen stand schon damals das große Wundern.

Vor der Schenke geht's still zu. Männer sind genug da. Fast gespenstisch schaut's aus im Dämmern. Sie sitzen beieinander, wortlos, brütend. Bloß manchmal läuft's herum unter ihnen wie ein grollendes Murmeln, das erstirbt, weil der Fremde dort sitzt. Ist ja kein Fremder, der Jos Fritz. Aber keiner kennt ihn. Denn der rote Bart von damals ist weg, und was sich vordrängt unter der tiefsitzenden Mütze, das ist schwärzlich wie Nußöl.

Er schert sich nicht um die andern, der Jos Fritz. Tut hie und da einen Trunk Dünnbier, dann sitzt er wieder und rührt sich nicht. Er wartet.

Dem Pfarrer sind die jungen Knie zittrig geworden von dem Stücklein Weg. Er muß ausruhen und setzt sich zu den Bauern. Legt den Kopf in die Hände und rührt sich nicht. Und auch ihm zuckt's in jedem Nervlein: er wartet.

Der Wirt schleicht schlürfend herum zwischen ihnen, die dasitzen wie schlummernde Gnomen. Wortlos nimmt er den leeren Becher, wortlos bringt er den vollen. Kühl wird's und immer dunkler. Dem feuchten Boden entwind't sich der Erdrauch.

Plötzlich geht's aufzuckend durch jeden. Ein Ton schrillt von fernher durchs Schweigen. Wieder. Wieder. Zweierlei Töne sind's. Wie ein schluchzendes Einziehen und wie ein schreiendes Ausstoßen des Atems. Näher und näher. Das schweigende Gnomenvolk vor der Schenke hat die Hälse gereckt, bohrt die Augen ins Dunkle und ist Ohr, Ohr. Da formt sich's, da löst sich's vom dämmernden Waldgrund. Weitschreitend mit wuchtendem Tritt, brustkeuchend ein Mann, der trägt etwas am Arm. Neben ihm eine Frau, die tut wie eine Irre. Richtet sich grad auf, schluchzt schneidend und kurz, neigt sich dann vor und stößt einen Jammerschrei aus, daß es durchs Mark schneidet. Und das tut sie so abwechselnd, fortwährend im Näherkommen. Und das, was er im Arm trägt? Ist's ein Bündel mit was, das zerbrechen könnt'? Ist es ein Kind?

Jetzt sind sie heran. Ein Kind ist's. Das wächserne Gesichtlein an Vaters Schulter, halb im Schlaf, halb in Ohnmacht. Um seinen rechten Arm die krallenden Finger des Mannes. Und die rechte Hand? Fetzen sind drum gewickelt.

Kilius Meyer, der Schmied, faßt's zuerst. Wie ein Stier brüllt er auf. Und der Jakob Hauser ist mit einem Satz dort wie ein Raubtier; auf und zu klappt ihm die Kinnlad', er kann nicht reden. Und unter der Faust des starken Simeon Raw kracht die eichene Tischplatt'.

Die Frau tut ihren schneidenden Schluchzer. Dann klappt sie nach vor und ihr Aufschrei formt sich zum Lallen: „Die Finger! Die Finger!“

Leibeigen Kind stiehlt herrschaftlich Feldgut —

Ein Brüllen fährt auf wie vom Vieh, das gegen die Stallwand tobt in der Feuersbrunst. Und der Pfarrer steht kreideweiß da wie der heilige Sebastian neben dem Hochaltar, den Pfeil in der Brust.

Da tut's einen Sprung mitten unter sie: der Fremde. Das Brüllen bricht ab, da sie ihn ansehn. Ist das Wahnwitz? Die wilde Lohe jubelnder Freude, die dem aus dem Aug' schlägt?

Den Wirt faßt die Angst krallend am Hals. Steht das im Schleichdienst des Herrn? Lauert das auf bäuerlich Wild mit würgender Schlinge? Da taucht das stahlharte Aug' des Fremden in seins, und ihm stockt das jähe Wort auf der Lippe. Wo, wo hat er d e n Blick schon gesehn?

Und sieh! Der Fremde tut die Mütze herunter, langsam, feierlich. Die wilde Lohe erlischt in dem grauen Aug', und nur mehr eines ist drin: das große Leuchten einer auf ein einziges Ziel gesammelten Seele. Und langsam, langsam spricht er's, Laut für Laut: „Gott grüß' dich, lieber Gesell! Was ist das für ein Wesen?“

Ein Schwindel geht durch alle Hirne, ein Schauer durch alle Herzen. D e r Spruch? D e r Gruß? D e n hört man wieder? Das reckt sich empor aus dem Schlaf?

Da tut Klee-Velten, der Wirt, seinen Mund auf. Erst seufzt er tief. Dann faltet er die Hände und sagt die Antwort, gebetgleich, feierlich: „Der arm' Mann auf dieser Welt nit mehr mag genesen!“

Und da nimmt d e r die Mütze ab, und der und der. Auch der, welcher das Knäblein am Arm hat. Alle. Und einer sagt's, und nun geht's reihum: Jos Fritz — Jos Fritz. Der aber reißt plötzlich das Wams weg. Schält sich in wilder Hast was vom Leib — dreimal herum hat er's gewickelt — ein Fetzen Zeug. Jetzt schwingt er's, daß sich's aufbläh' und ausbreit' in der Luft. Blau ist der Grund und drauf was Weißes: Bundschuh! Bundschuh! Ist da ein einziger, dem das nicht wie ein Schlag durch das Herz geht?

Digitized by Google

Der Pfarrer aber tritt vor und streckt die Hand danach aus. An sich reißen möcht' er's, vernichten. Die Brandfahne zum Aufruhr, zum Blut, zum fressenden Elend. Das eine Ende ergreift er, das andre hat der Jos Fritz in der Hand. Und so stehen die beiden, Aug' in Aug'. Stahlgrau Jos Fritzens Aug'. Feuerstahl. Springt ein Funken über ins Blauaug', durch das in die Seele. In der ist viel aufgeschichtet, viel aufgebaut, aber darunter liegt Brandstoff. Und jetzt fliegt der Funke hinein. Tief auf seufzt der Pfarrer. Der Jos Fritz aber neigt sich nach vor, Aug' in Aug'.

„Gott grüß' dich, lieber Gesell, was ist das für ein Wesen?"

Ein Blitzstrahl zuckt durch den andern. Wie ein Schrei der Befreiung bricht's ihm aus der Brust: „Der arm' Mann in dieser Welt nit mehr mag genesen!"

So hat sich der Pfarrer von Lehen dem Bundschuh verschworen.

Sein Aug' brennt sich ein in den wilden Kirschbaum vor der Wegschenk': ‚Vor einer Stunde warst du Gold,' denkt er; ‚jetzt bist du Blut —'

Aber die Nacht darauf, die Nacht! Ruhlos geht er umher in der Kammer und drückt die Hände aufs Herz. Was ist das so jämmerlich weich, was läßt sich's nicht panzern als ein ritterlicher Kämpe für die erkorene Sach'? Was war's schon so wehleidig von Kind an, daß sich's bei allem, was Streit war und Zwist, gekrümmt hat in Sterbensqual? Wird's nicht zerspringen bei dem, was jetzt kommt? Sie sind einig, die Bauern. Jos Fritz hat gute Arbeit getan, viel Meilen rundum. Und am Vorabend von Allerheiligen ziehn die Junkrischen in die Stadt, zum Besuch beim hochwürdigsten Oheim, dem Bischof. So gering bemannt ist die Burg nicht bald wieder. Gott schafft die Gelegenheit. Hat man aber die Burg mit ihren Gewaffen, so kann man dort trutzen, daß das ganze Land aufhorcht.

Ach, daß man kein zitternd Herz hätt', daß man Stahl in der Brust trüge wie der Jos Fritz. Den hat bei dem verstümmelten Kind wilde Freude gepackt; denn wohl wußt' er's: das ist der Funke, der das Pulverfaß auffliegen macht. Dem Jos ist der Einzelmensch untergegangen in seiner Sach'!

‚Und ist die nicht auch meine Sach'? Hab' ich nicht tausendmal mitgeknirscht mit dem hungernden Bauer, wenn ihm die Frucht mondelangen Schweißes zerstampft ward in ein paar Minuten herrischen Übermuts? Blutet mein Herz nicht fiebernd mit der verstümmelten Knabenhand? Leid' ich, richt' ich, und hab' ich nicht die Kraft, einzutreten für das, was ich Recht nenn'? Ist mir der grade Mut verkümmert im Priesterkleid? Das Vertraun auf die eigene Kraft, ja, das ist verkümmert. Aber wächst nicht etwas andres dafür hoch, hoch, ein Baum, der das Gezweig in die Wolken reckt? Den Himmel aufreißt damit, daß der niederstürzen läßt seine goldene Segensflut? Das Vertrauen auf deine Kraft, Herr, die die meine wird, wenn ich meine Waffen zerschlag' und um dein Schwert die gläubige Hand leg'? Vor dem Schwert zerschellen Ohnmacht, Zufall, Verhängnis. Das Wunder blitzt strahlend von seiner Schneide. Mit der Hand am Gottesschwert wird auch meine Hand mächtig des Wunders, das kluftüberbrückend Getrenntes in eins reißt. Wo auseinanderstrebende Herzen wie Sonnenstäubchen gemeinsam glühn in dem Lichtkegel, der alle Strahlen hineinblitzt ins Gottesherz. Wen unter den Menschen, Herr, kannst du ausersehn, dies Wunder zu tun als den, dem alle gleicherweis' lauschen müssen im heiligen Haus? Wem sonst kannst du den Donnerkeil in den Mund legen und das Ölblatt des Friedens?'

Er reißt das Fenster auf und trinkt lechzend den Nachtwind mit glühender Stirn und geöffneten Lippen. ‚Ist der Gedanke zu groß, daß ich ihn trag'? Wenn ich mit Menschenzunge spreche wie heut im Schloß, so zerbreche ich wie ein irden Gefäß, gegen die Felswand geschleudert. Zwischen beiden Teilen der Sache, beiden zu Hohn und Verachtung. Und das große Zerfleischen beginnt mit mir selber. Doch wenn's dir gefällt, so vermag dein Feuergeist in diesem schlechten Werkzeug Wunder zu tun — —'

Langsam sinkt er ins Knie, die Arme ausbreitend. In die mondblasse Stirn fällt das dunkle Haar; sieht wie ein Dornenkranz aus. Der Dornenkranz, mit dem die Erde die Schwärmer krönt — — —

*

Zwei Tage vor Allerheiligen ist ein Sonntag.

Die heilige Messe ist vorüber, jetzt kommt die Predigt. Die Bauern sitzen hinter den Pfeilern, wo's Kirchenschiff dunkelt. Sitzen wie eine erzene Masse, gegossen aus einer Form. Über der Herrenbank spielt die Sonne in der goldenen Leiste unter der großen Passion. Spielt um die Köpfe derer, die im Lichte sind. Der Herr selber sitzt da mit geschlossenen Augen. Gichtbrüchig ist er. Sie haben ihm Polster untergeschoben, und die Sonne liegt auf ihm, daß er schnurren möcht' wie ein Kater. Er wünscht bloß eins: recht lang soll die Predigt dauern, denn hier sitzen ist gut.

Digitized by Google

Der Junker denkt anders. Das blinzelnde Auge im Weingesicht bohrt sich in das gemalte Fenster ihm gegenüber. Todlangweilig wär's, wenn man sich nicht ärgern könnt' über was. Er hat das Fenster gestiftet. Aber der Hund von einem Maler hat ihn betrogen. Mit venezianischen Farben ist es gemalt, hat er gesagt. Dreck, venezianische Farben! Vor zwei Jahren war auf der Tafel dort der Himmel blau wie eine Kornblume. Und heut ist er grau als wie Blei. Der Heiland fährt auf ins Regengewölk.

Neben dem Junker sitzt Vetter Spaßvogel. Schaut immer drein wie die gute Stund'. Hast seinen Spaß verkostet, Bauer? Gelt, mancher blutige Ernst ist weniger bitter. Hat er dich einmal festgebunden am Sattel und dich dann mit Halli und Hallo lustige Sprünge gelehrt? Bist dann auch vielleicht dein Leben geschlichen in hustendem Siechtum — hast doch einmal Sprünge getan wie leicht kein zweiter. Ja, er versteht es, der Spaßvogel.

Hat auch jetzt leicht lustig dreinschaun, wo das neben ihm sitzt. Manches gallbittre Herz fühlt's wider Willen: holdselig ist das, wie ein duftendes Nägelein unter Disteln. Jetzt neigt es das goldnetzumsponnene Köpflein und gähnt herzhaft hinterm Gebetbuch. Dann treiben die Braunaugen das sonntägliche Spiel. Wandern hinauf und hinab das Stiegengeländer zur Kanzel. Schnitzwerk — eine aufwärts strebende Kette von Englein. Die drängen so wirr und so kraus übereinander und durcheinander, daß es schwer hält, zu jedem Lockenköpflein die Ärmchen und Beinchen zu finden. Damit unterhält sich das junge Fräulein Sonntag für Sonntag. Auch jetzt. Und so vertieft ist sie drin, daß sie förmlich erschrickt, wie ein paar blasse Finger hingleiten über das Engleingekraus — des Pfarrers Hand ist's, die sich aufs Geländer stützt. Denn er steigt auf die Kanzel.

Da er droben steht, fühlt er's selber, wie schneeblaß er ist. Und die Gewohnheitsgebärde eingangs der Predigt wird ihm zur inbrünstigen Eingebung des Augenblicks. Er kniet nieder und drückt das Gesicht auf die gefalteten Hände. Herr, Herr! Jetzt ist die Stunde da.

Dann steht er auf. Schaut ins Buch, aber die Buchstaben kreisen drin wirr durcheinander. Kann er den Text nicht auswendig? Fremd scheint ihm die eigene Stimme, da er ihn spricht:

„Wenn sie euch nun überantworten werden, so sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt. Denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet."

Tief holt er Atem. ‚Nicht ich bin's, der redet; du, du.' Jetzt richtet er den Blick auf die Gemeinde im Kirchenschiff. Aber gleich spürt er's: nein, so geht das heut nicht. Die vielen Blicke, stumpf, gleichmütig und doch erwartend. Und des Junkers gedunsen Gesicht mit den herrischen Augen. Daneben die Braunen, in denen das Wundern steht —

Da hebt er den Blick aufwärts, der Pfarrer von Lehen. Und das gelassene Rund des Deckengewölbes verleiht ihm Ruhe. Sein Auge wandelt die goldnen Linien entlang, die es begrenzen, seine Seele schmiegt sich hinein in die sanfte Wölbung. Wie heimatgeborgen. Und da beginnt er zu reden.

Einen Bergweg geht der Mensch. Steinig, steil. Felsklötze versperren die Bahn, daß er oft verzagt und meint: die kann er nimmer umgehn. Und Wände recken sich hart in die Höh', daß er meint: die kann er nimmer erklimmen. Und wenn ihm einer entgegenkommt, so krampft ihn die Angst: ‚Für zwei ist nicht Platz auf der schmalen Wegschneid', stoß' ich ihn nicht in den Abgrund, so stößt er mich.' Entsetzen würgt ihn am Hals, Entsetzen blendet sein Aug'. Daß er nicht die grüne Wiese schaut, die sich daneben hinzieht. Wo sich's unter Blumen wandelt auf samtenem Rasen, leicht und lieblich, wo einer dem andern die Hand reicht und man in seligem Kinderreigen hinzieht zum Ziel.

Sind das die rechten Worte? Des Pfarrers Aug' hat sich festgebrannt an die weiße Taube, die gemalt ist am Deckengewölb'. Seine Seele, tausendfach durchzuckt und durchzückt vom Messer fiebernder Unruh', klammert sich sehnsuchtsheiß fest an die silbrigen Schwingen: ‚Die rechten Worte gib, Spiritus sanctus!'

Ob sie wissen, wie sie heißt, die blumige Wiese? Gotteinssein und brudereins. Ob sie's nicht selber fühlen, daß alles Felsgetürm von Angst und von Sorge zerränn' wie Dämonenwerk, wenn die Ichgrenzen schwänden und dein Glück das meine wär' und meines das deine? In jedes Ohr möchte er's dröhnen mit Posaunenton, an jedes Herz hämmern, daß die Riegel weichen.

Was hat er für einen Stein auf der Brust? Von der Decke senkt sich's wie ein grauer Nebel, trostlose Niedergeschlagenheit kriecht lähmend durch alle Glieder. Er wagt nicht hinabzusehen ins Kirchenschiff, denn er fühlt: ein Blick in ein stumpfes Aug', ein Erkennen, daß Widerhall fehlt, würde ihn niederreißen und seine Rede würde zum ängstlichen Stammeln werden. ‚Wo bleibt deine Kraft, Spiritus sanctus? Nicht die rechten Worte gibst du mir für die. Was kann den Streitdürstenden unten das Manna

Digitized by Google

sein, von dem meine Seele speist in sel'gem Entrücktsein? Was sind denen Worte der süßesten Mystik, die haßgetrieben stehn in irdischer Notstund'? Deren Hand nach dem Schwert zuckt? Andre, andre Worte gib, Spiritus sanctus! Lebendige Menschenworte gib, dröhnend ans Menschenherz!'

Ineinander preßt er die Hände, daß er meint, das Blut müsse ihm aus den Nägeln springen. Den Kopf wirft er empor, die Augen brennen nach oben. So schreit er seinen Gott an, daß die unten durchrieselt werden von aufhorchendem Staunen.

„Herr! Herr! Wir waren allein in der Nacht, Herr! Ich und du! Ich hab' dich gerüttelt, ich hab' dich geschüttelt! Ich hab' dir zugeschrien: Laß es niederflammen auf mich! Gib mir deine Feuerzung', wenn ich steh' im Angesicht dieser! Die in deinem Haus sitzen, Bruderfeindschaft im Herzen! Laß mich der Schnitter sein! Ich mähe das Unkraut, damit das Korn aufschießt, die Brotfrucht des Lebens!"

In der Kirche wächst eine Stille empor, gespenstisch, furchtbar wie ein Atemanhalten des Schicksals. Der Pfarrer fühlt's, und es faßt ihn ein Schwindel. ‚Mensch,' knirscht er sich zu, ‚feig und verächtlich! Wähnst Gott über dir, Gott drin in dir, und fürchtest die unten?'

Da öffnet er gewaltsam die flackernden Augen und bohrt sie hinunter in die dunkle Masse der Bauern. Er sieht im Halblicht die Umrisse der ausgemergelten Leiber, die starr zu ihm gewandten hagern Gesichter, wie aus hartem Holze geschnitten. Da springt etwas hoch in ihm. Plötzlich, unaufhaltsam, reißt alles Überlegen mit, alle Besonnenheit. Er breitet die Arme aus und neigt sich nach vor über die Brüstung. Und zum erstenmal heut stürzt's ihm vom Mund, frisch und klar wie ein Waldquell.

„Brüder! Brüder! Meine Brüder! Gottesbrüder! Soll ich als ein Priester reden mit euch? Soll ich euch sagen: Schleppt euer Kreuz in Geduld! Laßt euch zerreißen von irdischen Dornen, dafür geht ihr dann über samtenen Rasen ins Paradeis! Lasset eure Menschenehr' hier in den Kot treten, drüben steht ihr dafür in der Glorie der Engel! Soll ich so reden, Brüder? So würde ich reden, wär' ich ein Diener des irdischen Herrn! Aber ich dien' dem, dem" — seine Hand fährt aufwärts, wie ein Falk in die Luft stößt — „dem schrei' ich's mitten ins Gottesherz: Gilt das Bergpredigtwort auch für die Kreaturen da unten, die sich winden wie der Wurm unterm Tritt? Ruft's Jesus auch denen zu: Selig sind, die Verfolgung leiden? Ja — aber: um der Gerechtigkeit willen! Wenn's um eine reine Sach' geht, die sich durchsetzt durchs Stillhalten! Aber wenn Dulden heißt: helfen, daß die Macht des Satans ins Kraut schießt, dann gilt ein andres Jesuswort: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert! Dann gilt's: Selig sind die Streitbaren! Selig sind, die sich aufbäumen wider ihre Verfolger, um der Gerechtigkeit willen! O! Anders hab' ich reden wollen! Aber die Schriftworte sagen's: Ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist's, der durch euch redet! Liebe habe ich anzünden wollen, in die Flamme der Liebe euch hineinreißen und miteinander verschweißen. Aber lahm war meine Zunge, mutlos mein Herz, als ich Liebe sprach! Nun legt mir der Zorn Gottes den Donnerkeil in den Mund!"

Kühn richtet er die Augen gegen die Herrenbank, aber ein Schleier, aus tausend Funken gewebt, flimmert und wirbelt davor. Die Gestalten dahinter wie leiblose Schatten. Und dem Pfarrer ist's, als stieße ihn eine unsichtbare Hand vorwärts, als präge ihm eine unsichtbare Hand Feuerlettern ins Hirn, als zwängen sich diese wortformend auf seine Zunge, als sprängen sie von der, Feuerfunken gleich, gegen die Herrenbank.

„Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, wo es am tiefsten ist! Wehe der Welt, der Ärgernis halben! Es muß ja Ärgernis kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt!"

Ein Raunen schwillt auf im Kirchenschiff wie gedämpftes Donnermurren hinter Wetterwolken. Und keins der vielen Gesichter, die fahl und gespenstisch aus dem Dunkel leuchten, ist der Kanzel zugewendet. Alle kehren sich hin nach der Herrenbank.

Und vor des Pfarrers Aug' zerreißt der flimmernde Vorhang, geradeswegs bohrt sich der Blick in des Junkers starrweites Aug'. Die Priesterstimme springt auf wie ein Wildstrom und rollt hin durch die Kirche in donnerndem Dröhnen. Die Hand streckt sich gegen den Junker, als male sie unsichtbare Zeichen in die Luft.

„Belsazer saß im Palaste von Babylon. Da erschien eine Hand und schrieb an die Mauer. Mene! Tekel! Upharsin! Du wardst gewogen und zu leicht befunden!"

Einen Augenblick ist's, als quölle des Junkers Aug' aus der Höhlung. Dann wird sein Kopf Scharlach, und er klirrt in die Höh'. Eine Herrenbewegung — schon kommen die Diener gestürzt und heben den alten Herrn auf samt seinen Polstern. Tragen ihn

Digitized by Google

hin zum Ausgang. Der Junker dröhnt hinterdrein. Und der Spaßvogel, der schaut seelenvergnügt aus: das war ein Spaß! Und der Richtige kommt erst!

Der Pfarrer steht da mit geschlossenen Augen. ‚Dreierlei war ich in der Stund',' so denkt er. ‚Entrückter Heiliger, zitternder Knabe, zürnender Mann.' Wofür?

Da tut er die Augen auf und sieht. Etwas sitzt noch in der Herrenbank. Hell, schmal. In zwei Braunaugen hat sich alles Licht der Kirche gesammelt. Steht das große Wundern darin? Mehr als das. Das Schönste auf Erden: Das große Verstehn — — —

★

Der Spaßvogel ist auf seine Rechnung gekommen. Erst der junkrische Koller, ein Toben und Wüten, daß die kundige Allerweltsmutter Margrete gar bescheidentlich mahnte: Zur Ader lassen! „Ja, aber nit mir!" hat der Junker gebrüllt und gleich damit begonnen. War das ein Laufen und Springen im Schloß! War das ein Spießblitzen in Wiese und Wald! Von Hütte zu Hütte! Die Insassen heraus! In der Reih' an die Wand stellen! Kitzeln die Spieße bös unter den Nasen. Keinen Mucks, während die da drinnen alles durchstöbern. Wird manches gefunden. Dolchmesser, Äxte, sogar ein Feuerrohr. Auch den Jos Fritz hat man erkannt. Der sprang grad noch zum Fenster hinaus. Sie setzten ihm nach, aber da war wieder die alte Geschichte: wie verschlungen vom Moor. Aber etwas hat er zurücklassen müssen: die Fahne. Gott grüß' dich, lieber Gesell — —

Wurde natürlich alles dem Bischof von Konstanz gemeldet. Geschlossen wurden sie in die Stadt getrieben, die Bauern. Peinlich Verhör, Prozeß und das Urteil: Kopf ab natürlich. Das sollte am Donnerstag sein vor Advontsbeginn. Und der Pfarrer? Mitten drin unter ihnen. Hülle dich in den Mantel der Mystik jetzt, Pfarrer von Lehen! Zieh ihn übers Haupt, bedecke dir Augen und Ohren damit! Auf daß du die Blicke der „Brüder" nicht siehst. Das Klirren nicht hörst um die eisengebändigten Fäuste, die hinzucken nach dir. Volkesdiener, Volkesheilande! Welchem von euch ist's je anders gegangen auf Erden, wenn das Glück ihn verließ?

Der Bischof von Konstanz ist ein feiner Mann. Höfisch und wohlgelehrt. Kennt des Hofes Parkett, kennt den Horaz, wie man behauptet, auch den Anakreon und den Ovid. Ist sonst nicht sehr fürs Kopfabschlagen. Hat andre Vergnügungen lieber. Aber diesmal fühlt er sich eins mit seinem Vetter von Blumeneck.

Eine fühlt sich nicht eins mit ihm, am Herrenschlosse von Lehen. Ist ein verzogen Fräulein und hält sonst nicht zurück mit dem, was ihr auf die Zunge springt. Aber diesmal fühlt sie: bis hierher und nicht weiter. Stumm ist sie geworden, geht den Männern scheu aus dem Weg. Trumpft den Vetter nicht ab wie sonst mit beißendem Scherzwort. Starrt stundenlang an der Mauer oben hin gegen Konstanz. Und grübelt und grübelt.

Blaß ist sie, wie sie hintritt vor den Bruder. „Laß mich nach Konstanz fahren. Zum Oheim Bischof."

Da schaut er sie an. Ihr unbewegtes Gesichtlein wird Scharlach. „Was willst du beim Bischof?"

„Für die Bauern bitten. Und für den Pfarrer. Sie tun mir leid."

Er knurrt nur verächtlich. Weibische Wehleidigkeit. Dann: „Wird dir viel nützen, dein Bitten. Gegen das Konsistorium."

„Möcht' morgen fahren. Donnerstag. Am Freitag soll's ja geschehen —"

Der Junker horcht auf. Freitag? Schwesterlein ist falsch berichtet: Donnerstag! Na, um so besser. Wenn sie hinkommt ist wahrscheinlich schon alles vorüber.

Und so fährt sie am Donnerstag bei Morgengrauen. Schaut nicht rechts und nicht links, wie's durch Felder, Wiese und Wald geht, und dann wieder durch Felder. Schaut auch nicht links und nicht rechts, als es durchs Stadttor donnert und durch die Straßen holpert. Hätt' sie hinausgeschaut, so hätte das Getriebe draußen sie vielleicht stutzig gemacht. —

Und dann sitzt sie im Bischofspalast vor dem Oheim. Der lehnt im Polsterstuhl. Hat ein krankes Bein, das hindert ihn teilzunehmen an einem Schauspiel drüben am Marktplatz. Tut ihm nicht leid drum, dergleichen war nie sein Geschmack. Da ist's hier jetzt viel hübscher. Er blickt auf das befangene Kind und lehnt sich behaglich zurück in die Kissen. Lang ist er, hager. Adlig und beherrscht in jeder Stellung, jeder Gebärde. Von den schneeweißen Händen im Schoß blitzt der veilchenfarbene Ring. Lächelndes Wohlgefallen umspielt ihm jetzt Mund und Augen. Weiß ist die Stirne darüber, hoch und steil. Um die weht wohl immer ein kühles Lüftchen, trotz Menschenherz, trotz Mannessinne. Man sagt, er wäre ein Frauenkenner und darum ein Frauenherr. Aber wieviel wird nicht geredet —

Jetzt lauscht er einer Mädchenstimme. Kindlich dünn klingt sie, man merkt das pressende Weh auf der Brust, das gewaltsam gebändigte Weinen. Und dabei dringt's von der Straße herauf: Laufen, erregtes Gerufe,

Digitized by Google

und Summen und Murmeln von fernher. Und seine bischöfliche Gnaden weiß: was das Kind da aufhalten möchte, das könnte er selbst nimmer aufhalten bei seinem kirchenfürstlichen Ansehen, auch wenn er wollte. Das erfüllt sich in wenig Minuten.

„Oheim. Ich hab' immer gemeint, das muß schon so sein. Herrenvolk, Dienstvolk. Die drunten uns ausgeliefert wie eine tote Sach'. Ein leerer Schall war mir Christi Wort, daß wir Brüder sind —"

Die Kleine muß schlucken. So aufgeregt ist sie. Wohlwollend schaut er sie an, im Polsterstuhl zurückgelehnt, sein glattes Kinn streichelnd. Sie steht vor ihm mit zuckenden Lippen und ringt mit der Stimme, die ihr versagt. Da kommt er ihr zu Hilfe.

„Freilich, mein Kind," so sagt er väterlich. „Wir sind Brüder. Aber vergiß nicht. Dort, wo das zum erstenmal ausgesprochen ward, damals in Galiläa, da war's in der Welt einfach wie in einer Kinderstube. Das Wort Bruder hat alles ausgeschöpft, was zu sagen nottat. Heut ist das anders. Jesu Nachfolge hat schwerere Arbeit zu leisten als Jesus selber. Kirche und Staat aufrecht zu erhalten, Rebellen und Schwärmern zum Trotz, die des Heiligtums Bollwerk zersprengen wollen: die Ordnung."

„Ordnung, Ordnung! Wenn die oben aber die Ordnung mißbrauchen? Wenn sie in ihrem Schutz Greuel tun, die zum Himmel schreien? Oheim, ich sag' dir: die Predigt damals — um und um hat sie mich gekehrt! Einen neuen Menschen hat sie aus mir gemacht! Ich weiß: wenn ich eine Herrenfrau bin, so wird der Bauer mein Bruder sein und die Bäuerin meine Schwester! Ich werd' in ihre Häuser gehn, ich werd' ihnen Gutes zum Essen bringen und Warmes zum Anziehn! Ich werd' ihre Kinder auf den Schoß nehmen und dabei denken: ‚Du bist so viel wie ich und ich bin nicht mehr wie du!'"

„Dieser Vorsatz macht dir alle Ehre," sagt der Bischof lächelnd. Er horcht nach der Straße hinunter — dort ist's jetzt still wie im Grab. Aber das ferne Murmeln schwillt herüber wie Brandungsgebraus hinter entlegenen Klippen.

„Mir macht er nicht Ehre! Ihm macht er Ehre!" stößt sie heftig heraus. „Siehst das nicht ein, Oheim? Wer ein Herz umwandeln kann von Grund aus mit ein paar Worten, welche Macht hat der liebe Gott dem gegeben! Wie hat er den erwählt vor Millionen! Zu seinem Werkzeug erwählt, mit dem er Wunder tun will —" Aufgesprungen ist sie. Vor ihm steht sie jetzt mit gefalteten Händen, mit schwimmenden Augen.

‚Oho,' denkt er; seine Miene wird straffer, sein Blick schärfer, befremdet, ‚so steht's?' Da trifft was sein Ohr von fernher. Wie ein feines, bimmelndes Läuten. Sein Blick streift die Standuhr. Ja freilich —

„Oheim! Die Stund' in der Kirche! Als wenn die Fenster zersprungen wären mit einem Schlag. Licht, Licht von allen Seiten, meine Seele selber nur Licht, Licht! Oheim! Bei seinen Worten blühet das Paradeis auf! Bei seinen Worten werden Sünder zu Heiligen! Bei seinem Wort weiß man's: so hat der Heiland gered't —"

Da braust ein dröhnendes Läuten vom Domturm. Und St. Stephan fällt ein und das Dominikanergeläute. Der Bischof fährt jäh empor, trotz seines kranken Fußes. Kerzengerad steht er da, legt die weißen Hände zusammen, klar und hell tönt seine Stimme, als wie ein Triumphgesang. „Deo gratias! Die Häupter der Verräter sind gefallen!"

Gebieterisch und neugierig zugleich umfängt sein Blick das Gesichtlein vor ihm. Ihr Mund ist offen stehen geblieben, mitten im Reden. Die Augen werden weit, weit — mit so unsäglichem Ausdruck, als öffne sich vor einer armen Seele das Unterweltstor und als erblicke sie zum erstenmal alle Greuel der Hölle. Aschfahl legt sich's über die jungen Wangen.

Begreifen —.

Da geht ein Ruck durch den Mädchenleib. Sie wirft den Kopf in den Nacken, und aus den Augen schlägt eine Lohe, als sollte die Welt drin verbrennen. Grad ins Gesicht schlägt die Lohe dem Bischof. Dessen Blick hält dem flammenden Weibesaug' stand, kühl, sicher, zwingend. Hält das Aufgewühltsein vor sich im Bann wie ein zitterndes Häslein.

Da beginnt die Lohe zu flackern, unstet, unsicher. An dem Mündlein reißt's zuckend, heftig und heftiger. Bis ein kläglicher Schrei draus hervorbricht, bis es den ganzen Körper niederreißt in den Sessel, bis es den Kopf vorwirft in die zitternden Hände, und aller Gottestrotz und aller Menschenhaß und alles Sterbensweh sich löst in wildem Kinderweinen.

Er blickt auf den zuckenden Scheitel nieder, der Frauenkenner, der Frauenherr. Das Lächeln des Philosophen umspielt seine Lippen.

‚Trieb im Jugendblut,' denkt er; ‚wählst oft seltsamen Mummenschanz, um dich einzuschleichen. Auch die Kutte des Heiligen kommt dir zupaß bei deinem Karnevalspiel. Trieb im Jugendblut! Liegst du wieder einmal niedergeworfen im Sand, listreicher Feind? Deo gratias!'

Digitized by Google

# Carl Bantzer, der deutsche Maler

## Von Karl Woermann

Unter den lebenden deutschen Malern des älteren Sezessionsgeschlechts ist Carl Ludwig Noah Bantzer „auch einer“ im besten Sinne des Wortes: auch einer, dessen zugleich naturnahe und stilvolle Eigenkunst wir mit gesunden Sinnen und reinem Herzen miterleben, auch einer, den wir, obgleich er seine reife Maltechnik in Paris vervollkommnet hat, als deutschen Meister in besonderem Maße empfinden.

Sein altmeisterliches Können reiht sich keinem Schulbegriff ein. Könnte man ihn als Schüler Thumanns, Michaels und Gussows an der Berliner Kunstakademie zu den Berlinern, als langjährigen Professor der Dresdner Akademie der bildenden Künste zu den Dresdnern rechnen, so hat er sich, seit er sich selbst gefunden, doch vor allem als Sohn seiner hessischen Heimat gefühlt. In Hessen ist er geboren und aufgewachsen, dem hessischen Boden ist seine gereifte Kunst entsprossen, als Kasseler Akademiedirektor ist er nach Hessen zurückgekehrt, und in Marburg, der hessischen Universitätsstadt, die ihm den Ehrendoktor ihrer philosophischen Fakultät verliehen, hat er sich schließlich das Eigenheim gegründet, in dem er, noch schaffensstark, seinen Lebensnachmittag im Kreise der Seinen verbringt.

Als hessischen Meister darf man Carl Bantzer so gut bezeichnen wie Ludwig Richter als sächsischen, Karl Spitzweg als bayrischen und Hans Thoma als alemannischen Meister. Eben deshalb aber erscheint er uns, wie diese, als deutscher Meister im eigentlichsten Sinne. Jede bodenständige und persönliche Kunst ist ihrer Natur nach volklich bedingt; und gerade als selbständige künstlerische Persönlichkeiten werden die Meister dieser Art auch ihren Platz in der Kunstgeschichte behaupten.

Carl Bantzer ist am 6. August 1857 in

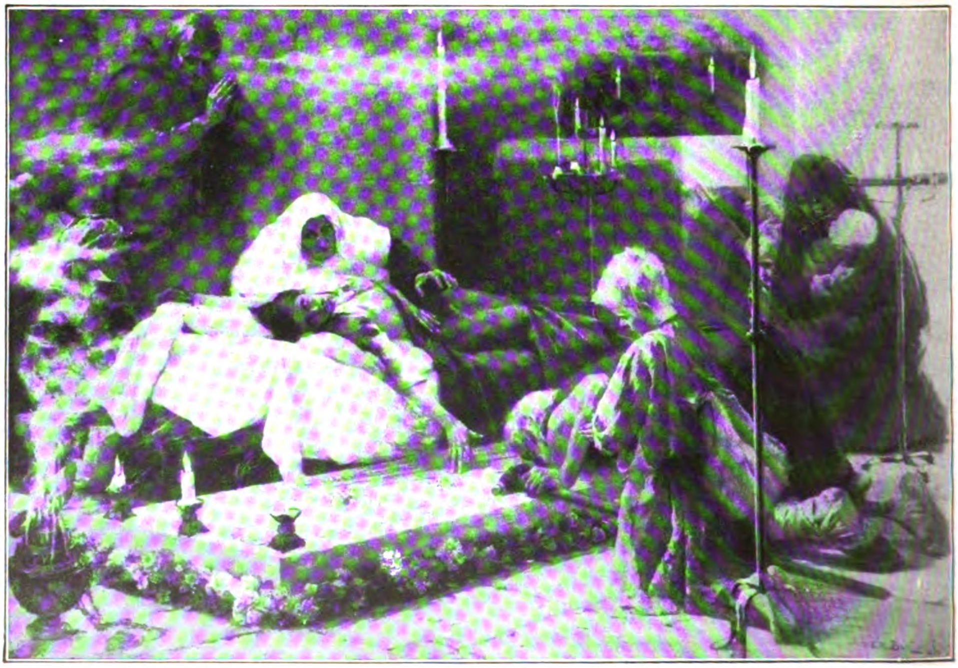
Ausschnitt aus einer Ölstudie zum „Hessischen Bauerntanz“. 1897



Digitized by Google

Vor dem Dorfe. Gemälde. 1885

dem hessischen Landstädtchen Ziegenhain im Schwalmtal geboren. Sein Vater, der hier Kreistierarzt war, hatte einen scharfen Blick für alles Leben und Weben in der Natur. Seine Mutter, eine Pfarrerstochter aus ländlicher Bergeinsamkeit, war von dem



Wallfahrer am Grabe der heiligen Elisabeth. Gemälde. 1887/88. Dresden, Gemäldegalerie

Digitized by Google

Frühlingsmorgen. Gemälde. 1891. Im Besitz des Künstlers

seinen seelischen Leben erfüllt, das in deutschen Pfarrhäusern zu herrschen pflegt. Wie selbstverständlich fesselten den Knaben, wenn sein Vater ihn auf seinen Fahrten über Land mitnahm, die kernigen, bartlosen Gestalten der hessischen Bauern, die weißgekleideten Schnitter auf dem Felde, die langhaarigen Schäfer mit ihren Herden und ihren Hunden und die schmucken jungen Burschen und Mädchen in ihren seltsam zugeschnittenen farbigen Trachten, die hier noch nicht dem grauen Staub der Städte zum Opfer gefallen waren. Unvergeßlich prägten diese Jugendeindrücke sich ihm ein.

Nach dem Tode seines Vaters zog seine Mutter 1863 mit ihren Kindern nach Marburg, der malerischen alten Berg- und Universitätsstadt, deren Elisabethkirche die schönste frühgotische Kirche Deutschlands ist. Während Carl Bantzer hier das Gymnasium besuchte, verwuchs er auf sonntäglichen Ausflügen immer enger mit der ernst-schönen landschaftlichen Natur seiner Heimat und lernte, von seiner trefflichen Mutter geleitet, die schöne Gotteswelt mit künstlerischem und poetischem Auge ansehen.

Achtzehnjährig vertauschte Carl Bantzer die Obersekunda des Marburger Gymnasiums mit der Berliner Kunstakademie, deren Meister damals zwar zumeist noch den alten, literarisch erzählenden Richtungen angehörten, ihre Maltechnik aber unter Thomas Couture in Paris oder Ferdinand Pauwels, dem nach Deutschland berufenen Belgier, in Weimar, schon breitflüssiger entwickelt hatten. Karl Gussow, der Meister der Berliner Akademie, dem Bantzer am meisten verdankte, war sogar schon durch die Schule Karl Pilotys in München hindurchgegangen, hatte seinen ausgesprochenen Realismus aber über diese hinaus weiterentwickelt.

Bei alledem hatte der sächsische Altmeister Ludwig Richter es trotz seiner noch ganz unentwickelten malerischen Technik dem jungen Bantzer, dem alles Echte verwandt war, so angetan, daß er noch heute überzeugt ist, er sei hauptsächlich Ludwig Richters wegen 1880 von Berlin nach Dresden übergesiedelt, wo seine Mutter sich freilich schon 1877 mit einem herzkranken Bruder des Künstlers niedergelassen hatte. Daß nun die einfach-liebliche und doch so abwechslungsreiche landschaftliche Umgebung Dresdens eine Zeitlang seine Naturempfindung beherrschte, ist nicht zu verwundern.

Nachdem der junge Künstler in Dresden 1880—1881 seiner einjährigen Militärpflicht genügt, auch an der dortigen Akademie unter Leon Pohle noch ein halbes Jahr gemalt hatte, zog er 1882 nun doch auf ein Jahr nach der Weltstadt an der Seine, um sich hier zu gelegentlichem Gebrauch noch die Auffassung und Malweise des damaligen Freilicht-Impressionismus anzueignen. Die Bildnisse einer von ihm von Dresden her be-



Digitized by Google

Hessische Bäuerin 1902. Dresden, Gemäldegalerie

freundeten amerikanischen Familie, die er in Paris malte und ausstellte, wurden dort bereits anerkannt und besprochen.

Nach Dresden zurückgekehrt, fing Bantzer an, Bildnisse, Landschaften und ländliche Vorgänge zu malen und zu verkaufen. Sein Dorfidyll von 1885, mit der kleinen Gänsehüterin, die den auf einem am Waldabhang liegenden Baumstamme spielenden Kindern zuschaut, ist trotz seiner moderneren Pinselführung noch im Geiste Ludwig Richters empfunden, was auch der damals regierende Kunstkritiker Friedrich Pecht in seiner begeisterten Besprechung des Bildes in der „Kunst für alle“ (1888) hervorhob.

Um diese Zeit lernte der Verfasser dieser Zeilen, der, wie dem Leser vielleicht bekannt ist, damals Direktor der Dresdner Gemäldegalerie war, Carl Bantzer in einer Abendgesellschaft kennen, in der dieser mit Geschmack und Geschick lebende Bilder stellte. Die männlich feste, zielbewußte und liebenswürdige Persönlichkeit des jungen Künstlers gewann mein Herz, noch ehe er als Maler in meinen Gesichtskreis getreten war. Von dieser Zeit an aber habe ich sein Schaffen, abgesehen von den Bildnissen, für die es ihm an Bestellungen bis heute noch nie gefehlt hat, Bild für Bild mit wachsender Teilnahme verfolgt.

In Dresden fing damals Fritz von Uhde, dessen Vater dort Konsistorialpräsident war, an, die Blicke auf seine Schöpfungen zu lenken, die die Technik der französischen Eindrucksmaler mit deutscher Gestaltung und Gesinnung zu paaren verstanden. In der großen Münchner Ausstellung von 1888 war neben Uhdes damals noch mit ihren ersten Flügeln ausgestatteter „Heiligen Nacht“ Bantzers „Wallfahrer am Grabe der heiligen Elisabeth“ ausgestellt, das in damals durchaus modern wirkender Malweise noch einen romantisch empfundenen Phantasiestoff behandelte. Uhde selbst machte mich auf die Vorzüge dieses Bildes aufmerksam, das ich denn auch 1889 für die Dresdner Galerie erwarb. Uhdes „Heilige Nacht“ folgte erst 1892.

Bald darauf trat der völlige Umschwung in Bantzers Entwicklung ein, der ihn an die Spitze der Dresdner Künstler stellte, die das novellistisch oder geschichtlich angehauchte Sittenbild ver-

Hessischer Bauer. Gemälde. 1902. Hannover, Provinzialmuseum

Hessischer Bauerntanz. Gemälde. 1897. Hamburg, Sammlung M. Warburg

Digitized by Google

Abendmahlfeier. Gemälde. 1890/92. Berlin, Nationalgalerie

schmähten, um sich der Darstellung einheitlich in sich geschlossener rhythmisch gegliederter Vorgänge und Zustände zuzuwenden, die, noch völlig naturnah und doch streng raumkünstlerisch erschaut und innig und innerlich erfaßt, mit meisterhafter, bald, wie bei den Landschaften, mehr „impressionistischer“, bald, wie bei den Menschenbildern, mehr „realistischer“, immer aber selbsterrungener und damals als neuartig empfundener Pinselführung auf die Fläche gebannt wurden.

Im Frühling fesselten den jungen Meister landschaftlich vor allem die lieblichen, zur Zeit der Kirschblüte an den von blauen Veilchen und gelben Schüsselblumen schwellenden Rasenabhängen unbeschreiblich reizvollen „Gründe“ der Umgebung Dresdens, die, von plätschernden Bächen durchströmt und von Waldbäumen umsäumt, von der sächsischen Hochebene ins Elbtal hinabstreichen. Im Sommer aber zog die größer und ernster zugeschnittene Landschafts- und Menschennatur seiner hessischen Heimat ihn in ihre Arme. Namentlich das große, in parkartiger Landschaft von Wäldern umgebene, an der Antreff, einem Nebenflüßlein der Schwalm, gelegene Dorf Willingshausen tat es ihm an. War es doch damals schon seit dreiviertel Jahrhunderten eine Zufluchtsniederlassung zunächst Frankfurter Künstler, wie Jakob Becker und Jakob Fürchtegott Dielmann, und Düsseldorfer Meister, wie Ludwig Knaus gewesen, der sich hier von dem Zwang der Düsseldorfer Akademie zur Natur zurückfand. Willingshausen wurde nun auch zum Wurzelboden der Eigenkunst Bantzers. Hierher zog ihn die ausdrucksvolle, schlicht-ernste Landschaft, hierher die urwüchsige Bevölkerung, die mit den auffallenden Formen und freudigen Farben ihrer alten Tracht noch innerlich verwachsen war, hierher aber auch sein Heimatgefühl, das der Urquell jedes gesunden Weltempfindens bleibt.

Ernst und feierlich, wie es dem Meister, der 1887 nach einjährigem Eheglück seine erste Gattin verloren hatte, damals zumute war, tritt uns auch das erste Gemälde seiner neuen Eigenart, das 1892 vollendete „Abendmahl in einer hessischen Dorfkirche“ entgegen, das die Berliner Nationalgalerie erwarb. Im Vordergrund zur Linken halten die schwarzgekleideten Bäuerinnen, die mit ihren großen blauen Hauben in dem grünlichen Gestühl sitzen, dem langen Zug der Männer das Gleichgewicht, denen rechts im Mittelgrund das Abendmahl gereicht wird. Die große Wirkung dieses äußerlich und innerlich wahren Andachtsbildes ruht einerseits auf dem räumlichen Rhythmus seiner Anordnung, anderseits auf der einheitlichen seelischen Stimmung, die es atmet. Keine Nebenfigur, kein Nebengedanke stört die Einheitlichkeit des Eindrucks.

Dieses Bild brachte Bantzer mit einem Schlage an die Spitze der jungen, nach Neuem suchenden Dresdner. Seit 1893 übernahm er die Führung der Dresdner „Sezession“, deren Landschafter und Innenraumdarsteller wie Paul Baum, Wilhelm Ritter, Max Stremel und Wilhelm Claudius, den

Digitized by Google

Hochzeitsschmaus. Gemälde. 1904. Breslau, Museum

Digitized by Google

Freilicht-Impressionismus der Franzosen ins Deutsche zu übersetzen suchten, während ihre bedeutendsten Figurenmaler, wie Karl Mediz und seine frühverstorbene treffliche Gattin Emilie Mediz-Pelikan, wie Georg Lührig und Oskar Zwintscher, ihre eigenen Wege suchten und fanden.

Mit welcher Feinheit Bantzer selbst jetzt die Freilicht-Impressionen landschaftlich verwertete, zeigen vor allem seine Vorfrühlings- und Frühlingslandschaften vom Geberngrund bei Goppeln, der zu den reizvollsten jener Elbtalgründe gehört. Erlen und Pappeln säumen den Grundbach, der es, hier und da von Mühlen gehemmt, nicht allzu eilig hat, den großen Strom zu erreichen. Einladend schmiegt das Dorf Goppeln mit seinen festfreudigen Gaststätten sich oben dem linken Abhang an.

Man konnte damals in Dresden eine Zeitlang von einer Landschaftsschule von Goppeln reden. Hier war der künstlerische Nährboden der jungen Freilichtlandschafter jener Tage, hier aber auch der Festboden, auf dem sie sich in harmlos frohen Feiern gehen ließen. Unvergeßlich ist mir namentlich das Frühlingsfest von 1894 geblieben. Die junge Dresdner Sezession war vollzählig vertreten. Von den Dresdner Bildhauern gehörten namentlich Robert Diez und Peter Pöppelmann ihr an. Von auswärts waren z. B. Arthur Volkmann, der altertümelnd streng empfindende Meister, und Max Kruse, der eigenartig visionäre Berliner Bildhauer, erschienen. Auch die hervorragendsten Dresdner Vertreter der Kunstwissenschaft, wie Woldemar von Seidlitz, Georg Treu, Max Lehrs und Paul Schumann nahmen begeistert teil. Es fehlte weder an malerisch bildlichen Darstellungen mit lebenden Menschen, noch an musikalischen und poetischen Vorträgen, weder an treffendem Ernst, noch an schlagendem Scherz.

Bantzers schönste Landschaft aus dem Geberngrund, die von 1894, gehört der Dresdner Galerie. Im Schatten der blühenden Kirschbäume, deren glatte Stämme in violettem Licht schimmern, sitzt eine blaugekleidete Frau mit ihrem schlummernden Kinde auf dem Schoß am Blütenhang. Das duftig flimmernde Mittagssonnenlicht kommt vielleicht auf keinem deutschen Bilde so stim-

Hessische Bauern vor der Kirche. Gemälde. 1906. Darmstadt, Landesmuseum

Digitized by Google

Familienbild. Gemälde. 1908. Breslau, Museum

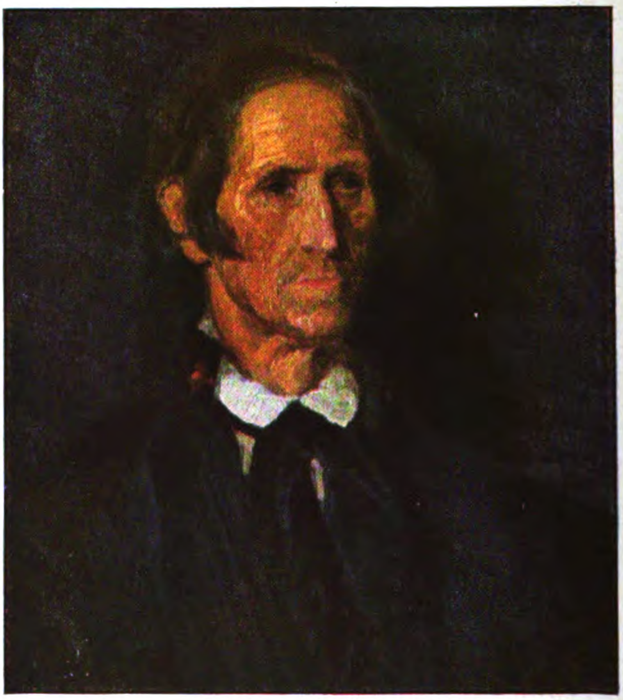
mungsvoll zur Geltung wie auf diesem. — Zwei Jahre später, nachdem auch Gotthard Kuehl, einer der Hauptimpressionisten Deutschlands, an die Dresdner Akademie berufen worden war, wurde Bantzer zum Leiter der Malklasse dieser Kunsthochschule ernannt, der er als allgeliebter Lehrer zweiundzwanzig Jahre vorstand. Auf seinen Wunsch wurde ihm zugestanden, die Sommerhalbjahre mit seinen Schülern in Willingshausen zuzubringen, „in der großen Akademie der Natur", wie Hans Thoma es in seiner Jugend nannte, statt in der „kleinen Akademie" der großen Stadt. Fest und sicher in seinem Malunterricht, ließ er seinen Schülern im übrigen freie Hand. Seine Lehre und sein Beispiel wollten keine „Isten" irgendwelcher Art, sondern echte Künstler erziehen, die, ob nun naturnah, wie er selbst, oder in weiterem Abstand von der Natur, Künstlerphantasie und Wirklichkeit, Wollen und Können innerlich miteinander verschmolzen.

Bantzers Lehrtätigkeit drängte sein künstlerisches Schaffen durchaus nicht in den Hintergrund. Aber unerbittlich gegen sich selbst, eindringlich in seiner Beobachtung der Natur, die es zu durchgeistigen galt, und streng in der Organisation des Bildes, das ihm vorschwebte, auf der Leinwand, arbeitete er nicht so rasch wie andere Meister, die rascher berühmt wurden. Seine Hauptschöpfungen pflegten durch verschiedene Fassungen hindurchzugehen, bis sie in Formen und Farben die monumentale und rhythmische Vollendung erreichten, bei der sein künstlerisches Gewissen sich beruhigte. Die Anzahl der öffentlich zugänglichen Meisterwerke, die er geschaffen, ist daher verhältnismäßig klein.

Am zahlreichsten unter den Gemälden, die Bantzer im Auftrag anderer schuf, sind seine Bildnisse. Sein räumlich gewaltigstes Bild überhaupt ist sein Dresdner Ratsbild von 1910, das die 39 Mitglieder des Rats mit dem Oberbürgermeister Beutler in seiner Mitte im alten Ratssaale versammelt zeigt. Sitzend oder stehend sind sie in wohlgeordneten Gruppen um Karl Roths Modell zu dem neuen Dresdner Rathaus angeordnet, dessen Ratssaal es schmückt. Mit der sprechenden „Ähnlichkeit" jeder Einzelgestalt und dem ruhigen, zeitgemäß etwas nüchternen Zusammenklang des Ganzen, erinnert das Gemälde in seiner großartigen Wiederbelebung des altniederländischen Regentenstücks weder an die Art des Frans Hals noch Rembrandts, sondern am ersten an die van der Helsts, ist aber in Wirklichkeit eine ausgesprochene Eigenschöpfung Bantzers wie alle

Digitized by Google

seine Werke. Das kleinste und feinste seiner Bilder aber ist das Bildnis seiner alten Mutter, die er sinnend in ihrem trauten Zimmer dargestellt hat. Daß Vergangenes und Zukünftiges durch ihre Seele zieht, empfinden wir mit. Es ist das Stimmungsvollste, was er geschaffen hat. Zu seinen schönsten Bildnissen aber gehört das seiner verehrungswürdigen zweiten Frau, die 1899 neues frisches Leben in sein seit 12 Jahren vereinsamtes Haus brachte. Beide Bilder befinden sich noch im Besitze des Künstlers. In öffentlichen Sammlungen befinden sich erst wenige seiner Bildnisse; doch mag auf mein eigenes in der Hamburger Kunsthalle hingewiesen sein. Auf sein monumentales Bildnis Hindenburgs komme ich zurück.



Bildnis des Bauern Rupp
Gemälde. 1912. Kassel, Städtisches Museum

Auch Landschaften, sächsische und hessische, hat Bantzer während der ganzen Zeit seiner Dresdner Lehrtätigkeit, und diese stets aus eigenem Antrieb, gemalt. Natur- und Stilgefühl sind auch in ihnen innig verschmolzen. In öffentlichen Sammlungen sind auch sie, außer in der Dresdner Galerie, noch kaum vertreten. Doch hat der Rat der Stadt Marburg vor kurzem seine stimmungsvolle hessische Landschaft mit der Schafherde auf dem Wege am Waldrand zwischen hohen Buchenstämmen erworben. In ihrer schlicht-ruhigen Haltung und ihrer ernst-sinnigen Stimmung spiegeln auch seine Landschaften die Lebensauffassung und das Seelenleben des Meisters wider.

Im Übergang von seinen Bildnissen zu den monumentalen hessischen Volksstücken, auf denen Bantzers eigentliche Größe beruht, stehen seine großen Einzelbilder hessischer Bauern und Bäuerinnen, deren Trachten unter seinen Händen zu unauslöslichen Bestandteilen der ehrenfesten, herb großzügigen Gestalten, die ohne sie nicht sie wären, aber auch der Linien- und Farbenfügung seiner Bilder werden, die ihnen ihr künstlerisches Eigenleben verdanken. Wie fest und persönlich in sich geschlossen, von vorn gesehen, die alte hessische Bäuerin von 1902 in der Dresdner Galerie! Wie stark und selbstbewußt, von seiner linken Seite gesehen, mit übergeschlagenem Bein dasitzend, ein ganzer Mann, der Ortsvorsteher Johann Heinrich Falck von demselben Jahre im Museum von Hannover! Wie packend der weißgekleidete lebensgroße Erntearbeiter von 1906 im Kasseler Stadtmuseum! Als sei er aus dem Boden hervorgewachsen, auf dem er, gerade von vorn gesehen, müde aber fest, im heißen Sonnenlicht vor dem goldenen Kornfeld dasteht, blickt er uns an. Wie selbstgefällig in der reichen grünsilbernen Pracht ihres Anzuges und ihres hochzeitlichen Kopfschmucks die hessische Bauernbraut von 1907 in der Darmstädter Galerie! Des Bräutigams harrend, sitzt sie in freudiger Ergebung da.

Die großen Hauptbilder Bantzers sind zu zählen. Keinem lag es ferner als ihm, Jahr für Jahr ein großes Bild nach dem anderen zu malen, um auf den Ausstellungen von sich reden zu machen. Er malte nur, was ihn innerlich beschäftigte; aber er malte auch nur, was er sorgfältig vorbereitet und innerlich und äußerlich durchgearbeitet hatte.

Die fröhliche Grundstimmung seines Wesens kam schon in dem ersten großen Bilde, das er nach der Abendmahlsfeier vollendete, wieder zum Durchbruch: Volle Lebenslust spiegelt der lebensgroße, farbenfrohe, von hinreißender Bewegung erfüllte „Hessische Bauerntanz" von 1897 wider, der sich in der Sammlung Max Warburgs in Hamburg befindet. Wie die meisten Bilder Bantzers ist auch dieses aus verschiedenen Entwicklungsphasen als Kniestück hervorgegangen. Unter Waldbäumen rast der

Digitized by Google

Rundtanz dahin. Die kaum verhaltene Leidenschaft und die unwiderstehlich vorwärts drängende Bewegung der schmucken jungen Paare beherrschen die Stimmung des Bildes. Den frischen jungen Bauernburschen mit ihren Pelzmützen, ihren blauen, goldenbeknöpften Jacken und weißen Kniehosen ist es ein leichtes, die schwerfällig in einem Dutzend abstehend übereinander gezogener Röcke, weißen Ärmelmiedern und farbig gestickten Leibchen gekleideten Mädchen mit starken Armen zu umfassen und im Wirbel

Sonntag in der Schwalm. Gemälde. 1912. Kassel, Städtisches Museum. (Mit Erlaubnis der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg)

Digitized by Google

Waldinneres. Gemälde. 1911. Kassel, Sammlung Dr. L. Pfeiffer

mitzudrehen! Wie keck die kleinen roten, unseren Studentencerevisen gleichenden Mützchen auf den blonden Köpfen, wie sittsam die breiten, kragenartigen, aus reichbestickten roten Bändern zusammengesetzten „Bretter" auf den weißen Nacken der Mädchen! Keine Nebenabsicht, kein überflüssiges Beiwerk stört die Geschlossenheit des künstlerischen Eindrucks.

Wiederholt beschäftigte den Künstler in den nächsten Jahren, nachdem er in seinem neuen Eheglück zu innerer Ruhe gelangt war, das Motiv der Abendruhe, in dem er das Zurücksinken schlichter, von redlicher Arbeit ermüdeter Menschennatur in die Mutterarme der leicht vom Abendrot angehauchten landschaftlichen Natur still und groß veranschaulichte. In zwei Hauptgestaltungen, die beide in verschiedenen, leicht voneinander unterschiedenen Fassungen vorhanden sind, hat der Meister das Motiv verwertet. Das Hauptbild der ersten Gestaltung von 1911, das dem Zwickauer Museum gehört, zeigt zur Rechten den ruhenden Landmann, der mit ausgestreckten Beinen auf einem unter einer Mauer liegenden gefällten Baumstamme sitzt, während seine junge Frau mit ihrem Kinde auf dem Schoße in der Mitte, unter einem Baume ausruht: Frieden auf Erden! Die zweite, spätere Gestaltung, die den Meister von 1912 bis 1919 beschäftigte, stellt eine Gruppe

Digitized by Google

Wanderer im Walde. Gemälde. 1923. München, Sammlung Dr. M. Zeller

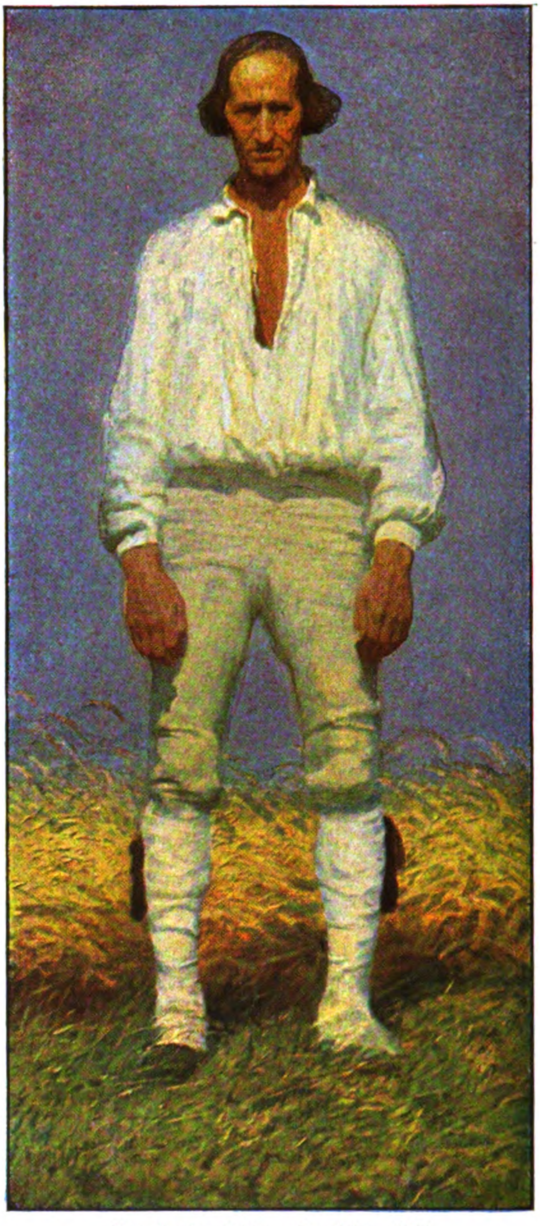
weißgekleideter Erntearbeiter — echte, kernfeste, großzügige Männergestalten — dar, die nach getanem Tagewerk in weiter baumloser Hügellandschaft im lockeren Halbkreis halb ausgestreckt am Boden sitzen. Die erste Fassung dieser Darstellung kam in die Dresdner Galerie. Wie schön die Abendruhe vor der langen Nacht!

Vorher gingen noch zwei Bilder, die die Blüte des menschlichen Daseins feiern. Die „Hessische Bauernhochzeit“ von 1904, im Schlesischen Museum zu Breslau, vereinigt zwanzig Burschen und Mädchen in ihren farbig malerischen Festtrachten in still bewegten Gruppen um zwei reich besetzte Tische. Andächtig bewegt lauscht das Brautpaar in der Mitte und lauschen die Gäste ringsumher den Worten des jungen Festredners. Auch hier bedingt die einheitliche Geschlossenheit der Linien- und Farbenrhythmen und der seelischen Stimmung die künstlerische Kraft, die das Bild ausstrahlt.

Auch das zweite große Bild menschlicher Frühlingsblüte, das Bantzersche Familienbild von 1907, gehört dem Schlesischen Museum in Breslau. Höchst persönlich empfunden, stellt es das ganze neue Lebensglück des in der Mitte seiner Jahre angelangten Künstlers ohne ihn selbst in seiner Gattin und ihren fünf Kindern dar, die,

Digitized by Google

nach links gewandt, in weiter, offener Landschaft über eine blühende Wiese dahinschreiten. Man spürt den frischen Hauch des Frühlingswindes, der den Ausschreitenden entgegenweht, das geblümte Kleid der jungen Mutter zurückwallen und ihr leichtes blaues Schultertuch rückwärts hinausflattern läßt. Karl, der jüngere der Brüder, springt mit seiner Lieblingsschwester Elisabeth, die einen Blütenkranz im Haar trägt, fröhlich voraus. Gerhard folgt mit einem Strauß frischgepflückter Blumen in der Rechten, während sein Schwesterchen Marie Irmgard im weißen Häubchen sich zum Boden bückt, um Blumen zu pflükken. Das jüngste, die kleine Hildegard, aber sitzt noch auf dem Arm der Mutter, die schlank und blühend ihren Kindern folgt. Man spürt den Duft der blühenden Wiese und des Herzensglückes des Meisters, der seinem keuschen inneren Empfinden in diesem Bilde entzückenden Ausdruck verliehen hat. O der goldenen Sommerzeit des Lebens!



Der Erntearbeiter. Gemälde. 1907
Kassel, Städtisches Museum

Ziemlich gleichzeitig mit diesem Bilde entstand das monumentalste Gemälde Bantzers, die „Hessischen Bauern vor der Kirche" von 1907 in der Darmstädter Galerie. Von der Kirche, vor der die Bauern sich, den Beginn des Gottesdienstes erwartend, versammeln, ist nur die hellgraue Wand sichtbar, von der sie sich abheben. Die sechs hessischen Bauern, in deren glattrasierten Charakterköpfen sich andächtige Erwartung spiegelt, tragen alle die gleichen hoch aufgekrempten schwarzen Dreimasterhüte, alle die gleichen langen schwarzen Röcke, unter denen die blauen Strümpfe und die breiten Schnallenschuhe sichtbar werden. Gesangbücher mit Goldschnitt halten sie in den Händen. Von verschiedenen Seiten gesehen, bilden sie in ihrer aufrechten Haltung eine abgerundete, rhythmisch gegliederte Gruppe. Gerade hier sind die Individuen zu Typen, ist die natürliche Gruppenbildung zu monumentaler Anordnung geworden.

Dann aber noch einmal die Schwälmer Jugend: hübsche junge Männer und Mädchen in sonntäglicher Fröhlichkeit! Auf dem Hauptbilde dieser Darstellung von 1916 im Stadtmuseum zu Kassel nur bis zu den Knien sichtbar, ziehen die lebensgroßen Gestalten, paarweise gereiht, nach links gewandt, durch den ganz von verhaltenem Sonnenlicht durchglühten Wald. Das herrliche Bild ist zugleich von impressionistischem Lichtleben erfüllt und von ausdruckskünstlerischem Volleben beseelt.

Dem Rufe als Akademiedirektor nach Kassel folgte Carl Bantzer 1918; 1919 trat er dort sein neues Amt an, das ihm, wie es scheint, nicht so ungetrübte Freuden brachte wie seine Dresdner Lehrtätigkeit, aber seine Schaffenskraft keineswegs lähmte.

Digitized by Google

Junge Mädchen. Gemälde. 1922/1923. Frankfurt a. M., Sammlung B. Strauß

Digitized by Google

Blick aus dem Wald in sonnige Landschaft. Gemälde. 1920. Frankfurt a. M., Sammlung B. Strauß

Gleich 1919, als das Hauptquartier unserer geschlagenen Armee nach Wilhelmshöhe verlegt worden war, wurde ihm hier Gelegenheit gegeben, das monumentalste seiner Bildnisse zu schaffen, das Deutschlands großen Heerführer und ersten selbst gewählten Reichspräsidenten Hindenburg darstellt.

Nach einigen Bemühungen willigte Hindenburg ein, sich in Wilhelmshohe von dem Kasseler Akademiedirektor malen zu lassen. Elf Sitzungen gewährte er ihm. Bantzer betrachtete es als einen Gewinn seines Lebens, daß er und seine Gattin dem Generalfeldmarschall dort auch menschlich näher treten durften. Das Bild, das Bantzer dem Kasseler Rathaus widmete, stellt den großen, guten, ausdrucksvollen Kopf Hindenburgs, wie es des Meisters Art war, zugleich voll sprechend persönlichen Lebens und voll typischer Größe dar. Die Halbfigur im grauen Waffenrock mit roten Aufschlägen steht zwischen zwei Eichenstämmen als dritter gerade von vorn gesehen, ernst und würdig da. Es ist das eindrucksvollste Bild Hindenburgs, das mir zu Gesicht gekommen ist. — Als jüngste freie Schöpfung Bantzers aber entstand in Kassel sein liebenswürdig großzügiges Bild jungfräulichen Lebensfrühlings. Sechs blühende junge Mädchen in nicht eben bäuerlich-ländlicher Kleidung, eines vom Rücken, die übrigen fünf von vorn oder von der Seite gesehen, sitzen, eine festgeschlossene Gruppe bildend, auf dem Gipfel eines mit Frühlingsblüten dichtbedeckten Rasenhügels. In jedem der fünf Köpfe spiegelt sich ein anderes Eigenleben; aber die gemeinsame Empfindung des frohen Bewußtseins, daß ihnen die ganze Welt zu Füßen liege, eint sie auch geistig. Das liebliche Heranblühen seiner eigenen Töchter mag dem Meister das Motiv eingegeben haben.

Die Herzensreinheit, von denen die ganze Kunst Bantzers getragen wird, spricht sich gerade in diesem Bilde mit herzgewinnender Offenheit aus.

Ich kenne kaum einen zweiten Maler, dessen künstlerische und dessen menschliche Persönlichkeit einander so restlos entsprechen, wie bei Carl Bantzer.

Digitized by Google

# Tanzfiguren aus dem Atomreigen

## Ein Abschnitt aus der Teerfarbstoffchemie

Von Dr. O. Lange

Um den Aufbau der Teerfarbstoffe zu begreifen, muß man Chemie verstehen. — Hier stock' ich schon! — Denn gar wohl ist mir bewußt, wie dieses Wissensgebiet mit seinen unverständlichen Namen und Formeln jedem Laien eine heilige Scheu einflößt, gemischt zwar mit dem Wunsche des Wissen-Wollens, aber zugleich mit der Gewißheit des Unvermögens, folgen zu können. Philosophie, Juristerei und Medizin und — leider auch — Theologie geben Gesprächsthemen in der Gesellschaft und am Familientisch, denn sie stehen irgendeiner Form des praktischen Lebens nahe, aber dort — sagt man — dort sollen Atome einander umkreisen, sich verketten und trennen, da Verbindungen von scheinbar ewiger Dauer eingehen und dort sich in ebenso ewigem Hasse fliehen, in der Pflanze unter der Wirkung des Sonnenlichtes sich geheimnisvoll aneinanderreihen, um den Zucker, in anderen Zellen die stärksten Gifte zu bilden — als wenn das alles dem Leben nicht nahe stünde! Mehr noch: Chemie *ist* das Leben, hervorgebracht in seiner Vielgestaltigkeit durch den Reigen der Elemente. Ihnen wollen wir nun auf ihren Bahnen folgen und versuchen, auch ohne Schulweisheit in die Tiefen der organischen Chemie hinabzusteigen, um das Wesen der Farbenpracht zu verstehen, die uns allenthalben umgibt. Denn alle Farben der organischen Welt: der tyrische Purpur der antiken Könige, der tiefblaue Indigo, der scharlachfarbene Karmin als Lebensprodukt einer Schildlaus, die Buntheit der Feldblumen, das Blattgrün und der Blutfarbstoff — sie alle, Produkte des tierischen und pflanzlichen Lebens, sind, wenn man sie künstlich herstellt, so seltsam es klingen mag, Teerfarbstoffe.

Denn was ist der Teer? Letzten Endes, allerdings auf langen Wegen, auch nichts anderes als ein Produkt urweltlichen pflanzlichen Lebens. Aus Farnwäldern der Vorzeit entstanden die Steinkohlenlager; die Steinkohle wird in glühenden Retorten zersetzt, um das Leuchtgas zu gewinnen, und dabei fällt als Nebenprodukt der Teer ab. Eine schwarze ölige Masse von durchdringendem, aber nicht unedlem Geruch nach Naphthalin und Karbolsäure, eine Schmiere, an die eine Dame nicht denken kann, ohne daß sie in der Ideenverknüpfung sofort die Vorstellung nie wieder entfernbarer Flecken aus hellen Sommerkleidern faßt. Dieser Teer, von dem man, seit Leuchtgas erzeugt wird, wußte, daß er fäulniswidrige Eigenschaften besitzt, mit dem man darum Hölzer und Seile „teerte", um sie zu konservieren, — weiter war nichts mit ihm anzufangen — ist nun ein Gemisch sehr zahlreicher Stoffe, die sich relativ leicht voneinander trennen lassen.

Man verfährt dazu ähnlich, wie in der Küche, wenn man Fruchtsäfte eindickt: Man kocht die Masse, so daß ein Teil des Wassers verdampft und die Marmelade dick wird, nur mit dem Unterschiede, daß man bei der Teerdestillation nicht wie in der Küche die Dämpfe preisgibt, sondern sie auffängt und durch Abkühlung wieder zu Flüssigkeiten verdichtet. Je länger man die Marmelade kocht, um so dicker wird sie, es entsteht immer mehr verdampfendes Wasser, und schließlich würde man mit stetig wachsender Gefahr des Anbrennens eine zähe, kaum mehr rührbare, nach dem Erkalten gelatinös oder fest erstarrende Masse erhalten. So auch bei der Teerdestillation. Immer höher muß man erhitzen, um Stoffe zu erhalten, die noch verdampfbar, „flüchtig" sind, und schließlich bleibt in der Destillierblase das zähe Pech zurück, das man in heißflüssigem Zustand abzieht und nach einigem Abkühlen direkt in Fässer fließen läßt, in denen es erstarrt. Es bildet dann die „pechschwarze" Masse mit glasigmuscheligem Bruch, wie man sie häufig bei Straßenbauten zu sehen bekommt. —

Nun aber jene Dämpfe! Man stelle sich vor, es würden über einem kalten Dampfkessel bunte Vögel aller Zonen nisten, und eines Tages würde der Kessel angeheizt. Es wird allmählich warm in der Höhe, und unsere abgehärteten Spatzen verlassen zuerst den Raum durch irgendeine offene Fensterluke. Pause. — Doch es wird wärmer und nach und nach flüchten die Tierchen je nach ihrer Eigenart und Wärmeempfindlichkeit, bis das Kesselhaus leer ist. Das Gleichnis ist leicht auf unsern Fall zu übertragen, denn es ist klar, daß die verschiedenartigen Stoffe, wie sie im Teer vorhanden sind, sich ebenso wie jene Vögel bei verschiedenen Wärmegraden, die man auf einem im Halse der Destillierblase angebrachten Thermometer ablesen kann, „verflüchtigen" werden, daß ferner, wenn eine Stoffart überdestilliert ist, eine gewisse Pause eintritt, bis die Hitze so weit gestiegen ist, daß die schwerer flüchtige Substanz absiedet usw. Das heißt, man gelangt auf dem Wege der stufenweisen Destillation zu all jenen Einzelstoffen, die im Teer als Gemisch vorhanden waren. Eine solche Trennung sonst in zähem Aneinanderkleben vereinigter Stoffe ist schon immerhin etwas. Denn wie ganz anders sehen sie nun aus nach dieser Reinigung durch Feuersgluten: wasserhelle bewegliche Flüssigkeiten, gelbliche Öle, schneeweiße oder blau fluoreszierende Kristallblätter sehen wir in den Glasflaschen



Digitized by Google

vor uns, alle von einem ausgeprägten kennzeichnenden Eigengeruch, der uns bei den wichtigsten Gliedern dieser langen Reihe von „Teerdestillationsprodukten“ gar wohl bekannt ist, so, wie wir sie selbst im Laufe der Zeit kennen gelernt und mit Namen versehen haben.

Denn da finden wir unter den leichtbeschwingten, zuerst überdestillierten Stoffen, noch dazu der Hauptmenge nach, das Benzol, das jedermann als neuzeitlichen Betriebsstoff für Automobilmotoren und wohl auch als Fleckenwasser kennt. Es gleicht darin dem Benzin, das aber, wie wir noch sehen werden, von ganz anderer Herkunft ist. Nach der Verflüchtigung des Benzols und seiner nahen Verwandten wird es in der immer heißer werdenden Destillierblase allmählich auch anderen Stoffen zu warm. Es folgen, man könnte sagen, dem Alter und der Behäbigkeit nach, die Karbolsäure (wissenschaftlich „Phenol“ genannt), das giftige, stark riechende, früher, ehe man bessere Stoffe hatte, ausschließliche Desinfektionsmittel der Chirurgie; dann steigt das ebenfalls bekannte Mottenmittel Naphthalin empor und geht seinen Weg durch die heißen Röhrenleitungen, und schließlich erhebt sich als alter Herr, dem man schon recht stark einheizen muß, um ihn zur Übersiedlung zu veranlassen, das Anthrazen (vom griechischen „Anthrax“, die Kohle, daher auch „Anthrazit“, die pechartige Kohle für Dauerbrandöfen). Die drei letztgenannten Stoffe, Phenol, Naphthalin und Anthrazen, die hauptsächlichsten Geruchsträger des Teeres, sind nur in großer Hitze flüchtig und in guter Wärme flüssig; erkaltet sind sie fest und bilden dann die wenigstens vom Naphthalin her bekannten weißen Kristalle.

Diese Stoffe, Benzol, Phenol, Naphthalin und Anthrazen sind die Grundlagen der Teerfarbstoffchemie. Wir sagen, der Teerfarbstoff-„Chemie“, denn die Erkenntnis ihres Wesens ist zunächst eine rein chemische Angelegenheit, die wir jedoch ebenso leicht verstehen lernen werden als ihre Gewinnung.

Vier Elemente sind es nur, aus der Zahl der 92 Urstoffe, mit denen wir uns zu beschäftigen brauchen, um die Teerfarbstoffchemie wenigstens ihrem Wesen nach zu erfassen: 1. Kohlenstoff (abgekürzt C vom lateinischen „Carbo“, die Kohle), 2. Stickstoff (N von Nitrogenium, das „Nitrum“, Salpeter Erzeugende), 3. Sauerstoff (O von Oxygenium, das „Scharf-, Sauer-Erzeugende“), 4. Wasserstoff (H von Hydrogenium, das Wasser Erzeugende).

Diese Urstoffe bilden in den unzähligen Kombinationen ihrer Verkettungen, in dem ewigen Reigen, den sie, sich gegenseitig greifend und voneinander fliehend, vollführen, das ganze organische Leben, sie sind die Bausteine des Tier- und Pflanzenkörpers, der Blutkörperchen, des Muskels, aller anderen Eiweißstoffe, sind in der Stärke des Getreidekorns, im Zucker der Rübe und des Rohres, im Holz der Eiche und im Grashalm vorhanden, andere im organischen Bestandteil der Perlen; Diamant ist Kohlenstoff, die Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff das lebengebärende Wasser, das Gemisch von Sauerstoff und Stickstoff unsere Atemluft, der Stickstoff begleitet die Fäulnis mit ihren üblen Gerüchen, die Verbindung von Wasserstoff-Kohlenstoff-Sauerstoff (HCN) und Kohlenstoff-Sauerstoff (CO) sind die stärksten der bekannten Gifte! Und allen hat das Reich der Teerfarbstoffe sein Leben ebenso zu verdanken wie das Farbenkleid des Blumengartens. Wie die Biene ihr Wabenhaus baut, so setzt sich, geheimnisvollen Kräften folgend, Atom an Atom, wir sehen nur die Erscheinung, können die Gesetzmäßigkeiten dieser Perlenschnurbildung — teilweise! — verfolgen, das Treibende, das alles wirkt und schafft — bleibt „ignorabimus!“

Aber den Gesetzmäßigkeiten zu folgen, wollen wir versuchen. Stets treten nur Einheiten der kleinsten chemisch nicht weiter teilbaren Teilchen, der Atome, zusammen, sowie auch die Einzelperson nicht teilbar ist. Dieses Zusammentreten, das Sich-greifen und -haschen, das Sich-verbinden geschieht unter dem geheimnisvollen Einflusse uns nicht näher bekannter Kräfte — wer will es ergründen, das Wesen der Sympathie und des Einander-nicht-ausstehen-Könnens auf den ersten Blick? Wir können es nur nennen, müssen aber bekennen, daß wir es nicht wissen. Sie tanzen mit einem Mann, einer Frau lieber als mit anderen, weil Ihnen diese nicht so angenehm sind, weil sie Ihnen nicht zu Gesicht stehen, weil sie vielleicht anders gekleidet sind, als Ihnen genehm ist, weil — aus tausend anderen Gründen! Das junge Mädchen ergreift die Hände der Freundin und dreht sich mit ihr im Kreise, weil es in ihr seinen eigenen Rhythmus wiederfindet, und lachend trennen sie sich, um zu anderem Vereine andere zu ergreifen und mit ihnen dem Spindelfaden der Melodie zu folgen.

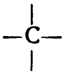
Bleiben wir in unserem Bilde. Auch unsere vier Urstoffe können wir uns als Menschenkinder vorstellen, jedes mit seiner Eigenart, mit Blicken, die fesseln, mit Armen, die zugreifen und festhalten — ein Leben lang oder zu flüchtigem Tanz, wie's eben kommt!

Die Leserinnen „im besten Alter“ werden sich noch an die Polkas und Mazurken zurückerinnern, das waren „Ornamental“-Tänze, ähnlich wie die Aneinanderreihung der Polonäsen und Kotillontouren, jedoch in stärkerer Bewegung: Die Tänzerpaare vereinigten sich in flüchtigem Tanz zu Ketten und Gruppen, die Figuren bildeten, auseinandergingen, sich an anderen Stellen wieder vereingten; auch die Quadrille française gehörte hierher — oh, wohin seid ihr verschwunden? Unsere Atome sind konservativer, und ein Tanzmeister hätte seine helle Freude an der Ordnung, die in den Reihen seiner Schutzbefohlenen herrscht.

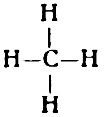
Denken wir uns den Saal gefüllt mit den schwarzbefrackten Herren, die alle „Kohlen-

Digitized by Google

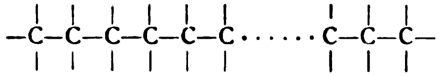
stoff“ heißen, kurz gekennzeichnet mit dem Buchstaben „C“, und mit den sylphidenhaften Damen, alle aus der großen Familie „von Wasserstoff“ mit der Bezeichnung „H“. Die Herren C sind gar weit gereist und vielseitig, abnorm in ihrer natürlichen Eigenschaft vier Arme zu besitzen, im Bild etwa:



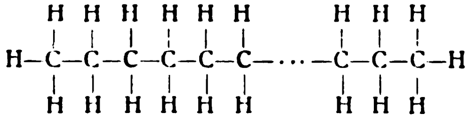
ausgedrückt, während die kleinen weißgekleideten Mädchen alle nur einarmig sind. Nun bilden wir einmal Gruppen, Ketten und Figuren! Ein C-Herr greift mit jedem Arm die eine Hand von vier Damen von H, es entsteht:



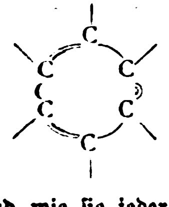
das ist das Sumpfgas, das den Morästen und Sümpfen entsteigt und die schillernden Blasen aufwirft, die sich bilden, wenn man mit einem Stock den Grund des Moores abzutasten sucht. Aber weiter. Die C-Herren greifen jeder den Arm des nächsten

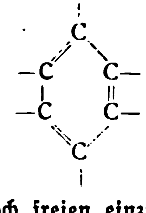


und auf einen Wink des Tanzmeisters schwirren aus dem ganzen Saal die H-Mädchen heraus, jede trachtet einen freien Arm zu erwischen und in dieser Kette, die so entsteht,

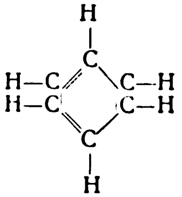


haben wir das Bild eines Stoffes, der den Hauptbestandteil des Petroleums und Benzins bildet. Aber da zerfällt das Gebilde schon wieder, und schönere Figuren kommen an die Reihe. Im Kreise oder Sechseck stellen sich sechs C-Herren auf, mit je zwei Armen, bzw. mit einem Arm einander festhaltend:

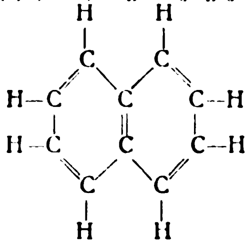




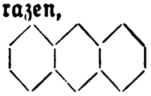
und wie sie jeder den noch freien einzigen Arm ausstrecken, sausen sechs H-Damen heran, und aus der einzelnen Zelle der Bienenwabe ist das Benzol entstanden, das wir in unseren Automobilmotoren verbrennen, das wohl



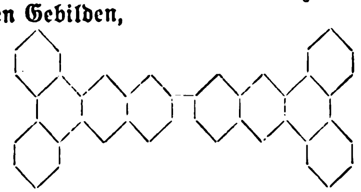
auch als Fleckwasser dient. Zwei solche Ringe vereinigen sich zu dem bekannten Mottenmittel Naphthalin, abgekürzt gezeichnet:



drei zum Anthrazen,



das, wie wir wissen, der alte behäbige Herr war, den wir nur mit Mühe dem zähen pechigen Teer entziehen konnten. Vier, fünf, sechs, zehn und mehr solcher „Ringe“ gliedern sich aneinander und wir kommen zu wunderlichen Gebilden,



die den Chemikern bekannt sind als nur aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehende Grund-„Kohlenwasserstoffe“ komplizierter Teerfarben, alle entstanden durch Aneinanderreihung der Ringe des Benzols, Naphthalins und Anthrazens, dieser chemischen Einzelkörper, von denen wir nun nicht nur wissen, daß, sondern auch ahnen, warum sie die Basis der ganzen Teerfarbstoffchemie bilden.

Da öffnen sich die Türen des Saales, und ein Lichtmeer flutet zu uns herein in das etwas eintönige Reich der schwarzen Kohlenstoffherren und der ätherischen Wasserstoffdamen. Weite Räume gliedern sich an, erfüllt mit dem bunten Maskentreiben aller anderen Elemente. Ein farbenfrohes Durcheinanderwogen der Figuren, die nach dem Gesetz der Klänge unsichtbarer Musik ihren Reigen tanzen, einzeln umherschwirren, Partner suchen, Partner finden. Hier der grämlich faule Herr Stickstoff, Herr von N, der, wenn er einmal lebendig geworden, mit seinen drei Armen gleich drei Wasserstoffmädchen herbeiholt und mit ihnen vereint den stechend riechenden Salmiakgeist bildet, ja der sogar unter seinem Mantel verborgen noch zwei



Digitized by Google

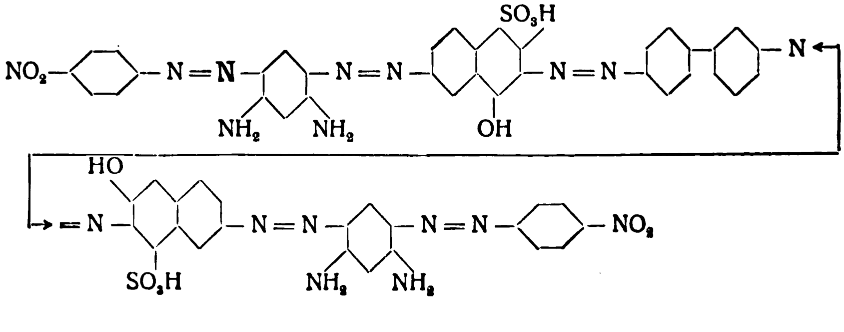
Reservearme besitzt, mit denen er zwei je zweiarmige Sauerstoffdamen, Fräulein O, ergreift und mit dem noch freien Arm in das stille Familienglück des „Wassers“ hineinfährt und der bescheidenen herzlichen Gemeinschaft H—O—H (nun wer weiß nicht, daß $H_2O$ Wasser ist!) den Wasserrest HO entzieht und so die ätzende Salpetersäure bildet, während das nun verwaiste Wasserstoffmädchen des Wassers, schnell getröstet, bald irgendeinen Herrn findet, sei es auch nur, um sich in irgendeinen Kohlenwasserstoffrest einzugliedern, in dem gerade noch eine Dame fehlt.

Vom Urbeginn der Zeiten her zu ihrem in der Ewigkeit liegenden Ende tanzen die Atome nach den Klängen der unsichtbaren Musik ihren Tanz, in ihm entstehen und vergehen Welten, der Reigen ist es, der für uns wärmende Sonne, Blumenpracht, Polareis ist, der den Gesamtinhalt der Erscheinungswelt darstellt.

Inmitten der weiten Säle des Reiches der Materie aber steht auf hohem Turm der Chemiker, der Nachfahre des Adepten, Alchimisten und Spagyrikers und spielt das Schachspiel des stofflichen Lebens. Auch dem ewigen Gesetz der geheimnisvollen Musik untertan, von der wir nie wissen werden, woher ihre Töne zu uns gelangen, setzt er Figuren und tauscht sie aus, zwingt hier widerspenstige Atome zusammen, greift mit Feuersgluten in Verbindungen, die er trennen, deren Bestandteile er gewinnen will, zähmt die wilden Triebe einzelner Elemente, die gar zu heftig nach Vereinigung streben mit Eiseskälte und schafft so immer neue Stoffe für die Forschung, für den täglichen Gebrauch, für Annehmlichkeiten, Freuden und Luxus des Lebens. Aus Salpetersäure und Benzol gewinnt er (um nur ein einziges Beispiel zu nennen!) das ölige, giftige Nitrobenzol, das Mirbanöl, das nach bitteren Mandeln riecht und billigen Seifen als Riechstoff zugesetzt wird, mit listigen Künsten entzieht er aber, unter schlauer Ausnützung der Verwandtschaftsgrade, diesem Körper den Sauerstoff, ersetzt ihn durch Wasserstoff und erhält so das Anilin, den ursprünglichsten Stoff der Teerfarbstoffchemie, von dem sich alle damals zuerst aufgefundenen Farbstoffe ableiteten und der daher dem ganzen alten Reiche den Namen gab: „Anilinfarbstoffe“. Heute beschränken sich die Badische „Anilin“- und Sodafabrik, Cassella in Frankfurt, die Höchster Farbwerke und jene von Bayer zu Elberfeld u. a. längst nicht mehr auf die Erzeugung dieser Produkte, aber sie sind Grundstoffe geblieben und sind mächtige Werkzeuge geworden zur Herstellung all der prächtigen Farben, die je nach ihrer Art die Eigenschaft besitzen, sich mit der tierischen Woll- oder Seidenfaser oder mit der Baumwolle in lauem oder heißem Bade mehr oder minder fest, regulär oder morganatisch zu vermählen.

Mehr oder minder, denn wie es Teerfarbstoffe gibt, die so „echt“ sind, daß man das Gewebe, das sie durchsetzen, mittels kochender Salpetersäure zerstören kann, und der abgelöste Farbstoff, der nun seines Trägers beraubt ist, in Form kleiner Flöckchen in der wallenden Flüssigkeit unverändert umherschwimmt, so gibt es Farben, die am Licht in kurzer Zeit verblassen, worauf ein Verfahren der Photographie in natürlichen Farben beruht. Zwischen solchen Extremen liegen Tausende von Zwischenstufen, Einzelfarbstoffe mit ihren unzähligen Nuancen und Abstufungen von der zartesten hellen Modefarbe des hellsilbergrauen Damentuches bis zum satten Tiefton schwarzer Seidensamte, vom billigen vergänglich-bunten Anstriche der Kinderspielwaren bis zur teuren absolut lichtechten Brokattapete — und hier liegt auch das Schwergewicht der modernen Teerfarbstoffindustrie: nicht mehr um Töne und Schattierungen geht der Wettbewerb, sondern um Eigenschaften, Einfachheit der färberischen Anwendung, besondere Echtheit gegen heißes und kaltes Wasser, Sodalösung der Wäsche, Schweiß, Straßenstaub, namentlich aber gegen die allmächtige Wirkung des Lichtes, dessen Strahlen mit langsam wirkender aber unwiderstehlicher Gewalt die Umwandlung der Farbstoffe auf der Faser in blasse unscheinbare Verbindungen bewirken. Nicht der feurigste prächtigste Ton ist mehr das Streben, an solchen Farben ist kein Mangel, sondern **der** Farbstoff hat den Erfolg, der seine Vorgänger an guten Eigenschaften übertrifft.

Jeder dieser Farbstoffe, jeder Farbton ist das Resultat exakter wissenschaftlicher Arbeit, das Ergebnis einer Unzahl neben- und miteinander wirkender Kräfte und nicht des bloßen Probierens, wie einst in früheren Zeiten, als sich das Wissen von einem Farbstoff und Färberezepte als Vermächtnis in den Familien der Echt- und Schönfärber forterbten. Denn an ihren Werken sollt ihr sie erkennen: — so wie Formelbild und Name — (nicht erschrecken!)



nämlich: der Hexakisazofarbstoff, erhalten aus beiderseitig diazotiertem Benzidin, sodaalkalisch beiderseitig gekuppelt mit Gammasäure, dieses Diaminschwarz auf der Faser tetrazotiert, gekuppelt mit 2 Molekülen Metaphenylendiamin, Einwirkung von 2 Molekühlen Diazoparanitranilin — so ist auch das Wesen der Teerfarbstoffchemie und -industrie: ein stetiger Aufbau, das fortgesetzte Aneinanderreihen von Kettengliedern, ihr systematisch erfolgender Austausch gegen andere, weitblickendes Erwägen wie Nebenprodukte verwertet werden sollen, zielbewußtes Streben nach Vereinfachung der Prozesse — ein Schachspiel mit den Elementen als Figuren, die Freunde oder Feinde sind, untereinander und uns, den Spielern gegenüber!

Wie sieht nun eine Teerfarbstoffabrik inwendig aus? Der wird enttäuscht sein, der auch nur eine kleine Eisengießerei oder gar ein Hochofenwerk gesehen hat, denn es gibt nicht viel zu sehen: Töpfe, Kessel, in denen ein mechanisches Rührwerk die Mischung der Bestandteile bewirkt, die sich umsetzen oder verketten sollen, hie und da zischender Dampf, der zur Erhitzung der Gemische dient, dort dick in Eis gepackte Gefäße, wenn eines gar zu feurigen Säure-Herrn hitziges Streben nach möglichst rascher Vereinigung mit seiner „Base" gemildert, abgekühlt werden muß. Aus den Pressen oder Schleuderapparaten, in denen die Abtrennung der wäßrigen Flüssigkeiten vom fertigen Farbstoff erfolgt, gelangt er als Paste in Trockenkammern, in denen er von den letzten Wasserresten befreit wird. In Mühlen, z. Tl. von riesigen Dimensionen, mahlt man ihn tonnenweise mit den für die Färberei nötigen Zusätzen zum gleichmäßigen Pulver und verpackt es mittels Maschinen für staubfreie Abfüllung in die Versandgefäße. Nicht wegen der besonderen Giftgefahr, denn die Teerfarbstoffe sind in dieser Hinsicht weder gefährlicher noch ungefährlicher als andere chemische Stoffe, sondern um die Verbreitung des feinen Staubes in der Umgebung zu verhindern, auf Straßen und Bäumen und Menschengesichtern, die sonst, je nach der eben gemahlenen Farbstoffart ein rosigeres, grüneres oder negroides Aussehen bekommen würden. Denn die Färbekraft mancher Teerfarbstoffe ist in ihrer Intensität nur noch vergleichbar mit der Riechstärke mancher künstlicher Riechstoffe. So wie die Nase Moschus noch festzustellen vermag, wenn es in der Menge von 1 in der 17. Dezimalstelle in einem Raum verteilt ist, so färbt der Teerfarbstoff „Fluoreszein" mit geradezu unglaublicher Ausgiebigkeit. — Bekannt ist ja, wie man die Quelle der Donau durch Einlegen mehrerer Säcke des Farbstoffes in den Quell feststellte, von dem man annahm, daß er der Ursprung wäre. Nach einigen Tagen zeigte das Donauwasser noch bei Wien deutlich Fluoreszenz, und Regensburg, auch Passau hatten den Genuß des Anblickes eines wirklich grünen Bandes, das sich durch die Landschaft schlängelte.

Unser kurzer Ausflug in die Farbenchemie ist beendet, hoffentlich mit dem Erfolg, daß es manchen Leser oder vielleicht noch eher eine Leserin gelüstet, später einmal auf ähnlichen Pfaden von der Chemie der natürlichen und künstlichen Wohlgerüche zu hören oder in das unheimliche Reich der Gifte einzudringen.

# Kornland. Von Leo Sternberg

Du armes Bauernland,
Nur von der Lerche besungen;
Von einem einzigen Straßenband
Durchschlungen;
Von einem Rennwagen durchrannt
— Wieder verklungen!

Statt des Tulpenbaums, der fern entstrebt,
Kuhblumen in den österlichen Schollen!
Den Hasenbanden, die hinter der Häsin hertollen,
Gehört die Straße, weithin unbelebt . . .
Wie hoch in den Drähten und wie verschollen
Das Weltenschicksal vorüberschwebt!

Bald fliegt Mariengarn,
In Stoppeln geht die Herde.
Hausten, Hausten, Hausten! Es scharrn
Die Erntepferde,
Und die Täler hinunter knarrn
Wagen und Wagen und nähren die Erde.

Digitized by Google

# Das verwunschene Zimmer

## Novelle von Otto Ernst Hesse

Der altersschwache Dampfer mühte sich schnaufend durch den Bodden. Der Septembernachmittag lag bleiern über dem kaum bewegten Wasser. Die wenigen Fahrgäste, die später Urlaub der Insel zuführte, saßen abgespannt auf den unbequemen Bänken. Emanuel Schwabe schien der einzige zu sein, der dem lähmenden Wetter Widerstand zu leisten vermochte. Dies war nicht nur dem beinahe riesenhaften, trainierten Körper des Vierzigjährigen zuzuschreiben, sondern hatte seine tieferen Gründe. Emanuel Schwabe freute sich. Er freute sich auf die Insel, die er, schon ein wenig Sonderling, zum mindesten aber ein Eigenbrötler, über dessen konservative Anwandlungen in Dingen des äußern Lebens seine Freunde öfters zu lächeln Anlaß hatten, seit langem kannte und liebte und in jedem Jahr wenigstens für ein paar Wochen aufsuchte; und freute sich auf das kleine Zimmer, in dem er Unterkunft finden würde. Seit Jahren kehrte er in demselben sehr bescheidenen Gasthause des Inselnordens ein. Er war da wie zu Haus und dies um so mehr, als ihm die Besitzerin des Hofes stets dasselbe Zimmer zur Verfügung zu stellen nicht versäumte.

Mit diesem Zimmerchen, das lächerlich klein war und ihm kaum Raum zum Umwenden bot, fühlte sich Emanuel Schwabe sozusagen schicksalhaft verwachsen. Denn an seinem kleinen Tisch, den man selbst bei größter Bescheidenheit keinen Arbeitstisch nennen konnte, hatte er, der Arzt und Seelenkenner, in stets gleich glücklichen Sommertagen, in der Stille des Nachmittags oder Abends bei einer altmodischen Steinöllampe die Erkenntnisse zu Papier gebracht, die in seiner weitläufigen Praxis entstanden waren, hatte er auch jene Hefte niedergeschrieben, die, vom Wissenschaftlichen gelöst und eine Art neuer Lebenskunst enthaltend, noch unveröffentlicht waren und auch diesmal wieder, zu nochmaliger Überprüfung, in seinem Koffer die Inselfahrt mitmachten. Er freute sich wie ein Knabe auf das Stübchen und die Arbeitsstunden, die er in seiner schmucklosen Stille verbringen würde.

So genoß er wohlig die Überfahrt auf dem Dampferchen.

Sein Gepäck war rasch dem Hausdiener anvertraut, und gemächlich ging er über die Felder nach dem Dörfchen, in dem als stolzester Bau das Logierhaus stand, das seine kleine Sommerheimat geworden war. Sobald die vertrauten Bilder in sein Auge mündeten und die herben Düfte der Insel ihn anfielen, war alles, was ihn in den letzten Monaten erregt hatte, vergessen. Wie immer, so packte ihn auch diesmal die abendliche Insel mit ihrem ganzen frühseptemberlichen Zauber. Der Feldweg war ungepflegt wie immer. Auf der Weide hinter dem Gutshof hüpfte ein Fohlen um die Stute, die ihr verspätetes Nachtmahl rupfte. Ein Erntewagen, mit Roggen hochbepackt, daß Emanuel auf den sandigen Acker ausweichen mußte, schaukelte durch den mahlenden Sand. Der Hafer lag gemäht. Die Kartoffelfelder glänzten bräunlich und mischten ihren fruchtbaren Geruch mit dem Wiesenduft des Wegrains. An der Wegbiegung, da, wo des Fischers Haus zum Bodden hinunterschaute, lärmte und zischte ihm die Schar der Gutsgänse, die von der Stoppelweide heimschnatterte, entgegen. Und da lag auch schon unter dem Leuchtturm das Dörfchen, voran das Logierhaus mit seinen beiden Gebäuden und den hohen Bäumen, durch deren verdunkelnde Kronen schon in regelmäßigen Abständen der Blitz des unsichtbaren Leuchtturms von Arkona fuhr.

Die Wirtin, selten sichtbar und immer emsig hinter den Töpfen der Küche, erschien, ihn zu begrüßen und ihrer Wiedersehensfreude Ausdruck zu geben. Leider, so gestand sie, müsse sie ihn diesmal enttäuschen; er müsse mit einem anderen Zimmer vorlieb nehmen. Sein Zimmer sei seit ein paar Wochen bewohnt, und der Mieter hätte, trotzdem sie ihn ausdrücklich gebeten habe, zu tauschen, es abgelehnt umzuziehen. Emanuel Schwabe fühlte einen Ärger in sich aufsteigen. Aber er war klug genug, ihn der Wirtin gegenüber nicht zu äußern. Schließlich war er selbst schuld; er hätte sich früher anmelden können. Er ließ sich das Zimmer, das man ihm als Ersatz zugedacht hatte, anweisen. Es war größer als sein Zimmer — er betonte mit Beharrlichkeit vor sich selbst das „sein" —, und die Aussicht auf die ansteigenden Hügel mit dem Leuchtturm, der nun schon die Dämmerung mit seinen Licht- und Schattenkegeln drehte, mußte am Tage befriedigen und beruhigen.

Als er im Saal beim Abendbrot saß, fiel ihm ein, er hätte sich nach dem widerspenstigen

Digitized by Google

Gast erkundigen sollen, der ihm seine Freude getrübt hatte. Er begann die Gäste, die an kleinen Tischen einzeln, zu zweien oder auch in größeren Gruppen das starke Abendbrot einnahmen, durchzumustern. Die Tischgesellschaften schlossen von vornherein aus. Am wahrscheinlichsten war es, daß einer der Einzelgäste sein Feind war. Er ging die Tische durch. Zwei einzelne Herren sahen zu gesittet aus, als daß er ihnen solche Gefühlsbarbarei hätte zutrauen mögen. Aber da saß ja auch eine einsame Dame! Himmel, fiel es ihm plötzlich ein, es könnte ja auch etwas Weibliches sein, das sich da seiner Ankunft widersetzt hatte! Merkwürdig, daß er darauf noch nicht gekommen war. Er begann, über die Enthäutung seines Aales hinweg, die einsame Dame zu inspizieren. Anfang Dreißig, schätzte er. Keine Haltung. Unelegant. Ihm graufte. Das Essen schmeckte ihm nicht mehr. Der Entschluß, wieder abzureisen, begann in ihm zu wachsen.

Plötzlich spürte er, daß ihn ein Paar Augen eingefangen hielten. Drei Tische von dem seinen entfernt saß ein junges Paar. Der Mann, groß und breit wie er, drehte ihm den Rücken zu. Die Unsicherheit seiner Gesten, mit denen er auf dem Tische hantierte, war ihm bereits aufgefallen. Seine Partnerin wandte ihm, im Schein der Petroleumlampe, das Gesicht zu. Diese blonde Frau — oder war es ein Mädchen? — sah anscheinend schon längere Zeit ruhig und aufmerksam zu seinem Tisch herüber. Als er jetzt ihren Blick erwiderte, schlug sie die Augen auf den Teller nieder. Mit völliger Sicherheit wußte Emanuel Schwabe sofort: dieses Mädchen — oder war es eine Frau? — hatte sein Zimmer inne. Sie hatte es inne und hatte sich geweigert, es ihm abzutreten, obschon man sie herzlich gebeten hatte. Dies konnte man nur Rücksichtslosigkeit nennen. Es war Roheit. Doch er entschuldigte sie sogleich. Wahrscheinlich hatte der Mann, der vielleicht ihr Bruder oder gar ihr Bräutigam war, den Nebenraum bezogen, und sie war gewöhnt, sich mit ihm durch Klopftöne an der gemeinsamen Wand zu verständigen? Nein, dieses Gesicht, er verbesserte sich, dieses Antlitz zeigte nichts von Roheit. Eher konnte man eine nicht ganz versteckte Bitterkeit oder einen aus der Tiefe jäh emporschlagenden Schmerz auf ihm wahrnehmen. Das Mädchen — es war ein Mädchen, eine Braut, er zweifelte nicht mehr — war ungewöhnlich. Sie saß bewußter am Tisch, als es in ihren Jahren — sie konnte höchstens zweiundzwanzig zählen — üblich war, sie handhabte die Aufmerksamkeit, mit einem Partner zu speisen, ein wenig sehr betont. Man konnte auf den Einfall kommen, sie bediene einen Kranken. Aber dieser Hüne, ihm an Kraft und Größe gewiß gewachsen, sah alles andere eher als körperlich leidend aus. Vielleicht war diese Aufmerksamkeit auch nur eine Maske, die Maske eines kleinen Bürgermädchens, das gesellschaftliche Formen zu zeigen bemüht war? Dazu erschien sie jedoch wieder zu sehr voll wirklicher Besorgnis um ihren Tischgenossen, der schweigend sein Mahl einnahm. Ihre Art, ihm auszuwählen und aufzulegen, hatte etwas Mütterliches, ja beinahe etwas Müdes, das zu ihrer gesunden Jugend nicht stimmte. Er ärgerte sich, daß sein psychologisches Vermögen versagte.

Wie aber? Sie hatte ihn beobachtet. Sie hatte ihn abzulesen versucht, wie er selbst sie soeben festzustellen versucht hatte. Sollte sie ahnen, daß er der war, der ihr das Stübchen, das sie vielleicht liebgewonnen hatte, streitig machen wollte? Natürlich wußte sie das. Die Wirtin hatte ihr den Tag seiner Ankunft mitgeteilt, und er war der einzige Gast, der zu dieser Spätsommerzeit eingetroffen war.

Ihr Auge hob sich von neuem suchend nach seinem Tisch. Wahrscheinlich hatte die Wirtin, um ihre Bitte zu verstärken, seinen Namen genannt. Vielleicht kannte ihn das Mädchen? Er schämte sich ein wenig über diesen eitlen Gedankenlauf, schämte sich, daß er das Mädchen mit seinem Spürsinn verfolgte. Das Blut stieg ihm in die Schläfen, und er war froh, daß die Lampe vor ihm verhinderte, den Wechsel der Farbe in seinem noch stadtblassen Gesicht wahrzunehmen. So hielt er ihren Blick aus, bis sie, ihrerseits unruhig geworden, nach ihrem Milchbecher griff. Er war entzückt von der Gebärde ihres Armes, von den Reflexen, die das Weiß des Milchglases auf die matte Bräunung ihres Fleisches warf. Dunkle Augen zu blondem Haar, dachte er fröhlich. Wie in einer Verzauberung griff er nach seinem Becher. Sie tranken beide wie in einem Gruße. Als sie ihr Glas niedersetzte, legte sich ein Schatten über ihre Stirn. War es der mangelnde Reflex des Lichtes oder war sie erzürnt über den Zutrunk, den er, ohne ihn eigentlich zu wollen, vollzogen hatte? Erschreckt stellte er seinen Becher beiseite. Er war ehrlich betrübt. Er hatte sie nicht verletzen wollen. Er kam sich wie ein abenteuernder Kommis vor. Er war verstimmt über sich selbst.

Ihr Tischgenosse saß ihr noch immer schweigend gegenüber. Jetzt griff er zu einem Notizblock, der neben ihm lag, zeichnete ihr etwas auf und reichte ihr das Blatt. Sie nickte. Er stand auf und ging durch den Saal,

ein Hüne, aber ungelöst im Körper, mit maskenhaften Zügen, in denen die Augen überscharf glühten und der Mund wie tot lag. Nun mußte es sich entscheiden, dachte Emanuel Schwabe, als der Tischgenosse des Mädchens die Tür hinter sich geschlossen hatte, um sich sofort vorzuwerfen, er phantasierte sich in eine bedenkliche Hysterie hinein. Es geschah denn auch nichts. Das Mädchen saß noch ein paar Augenblicke still da, dann erhob es sich gleichfalls und ging dem Manne nach, schlank, mit einem köstlichen Körper in einem einfachen, aber tadellosen Kleide und einem stolzen Schreiten. Ihr Blick streifte ihn noch einmal, dann war sie verschwunden. Nur die zarte Wolke eines Parfüms blieb hinter ihrem Gang. Er sann nach: es war Rosa Centifolia. Er fand, daß diese immer ein wenig nach welken Rosenblättern duftende Essenz zu ihr passe, und stellte kopfschüttelnd fest, daß er bereits dazu neige, diese Unbekannte, die ihn nichts anging, mit einem sentimentalen Heiligenschein zu glorifizieren.

Er wollte aufstehen, besann sich jedoch: dieser Aufbruch könnte von ihr wie eine Verfolgung gedeutet werden, blieb hart sitzen und sprang dann doch auf, sich zuredend, er möge sich keinen törichten Einbildungen hingeben. Die junge Dame werde sich den Teufel um seine Phantasien scheren, sie habe ihren Geliebten bei sich und läge gewiß nach zehn Minuten irgendwo in der nächtlichen Gelöstheit dieser Landschaft diesem Hünen in den Armen. Trotzdem suchte er, als ihn die Bedienerin aufhielt, damit er seine Ankunft im Fremdenbuch ordnungsmäßig vermerke, unter den Namen, wer wohl die beiden sein könnten. Als er sich in den Schnörkeln des Buches nicht herausfand — diese Schreibmaschinen entwöhnten das Auge völlig, sich mit Handschriften auszukennen — fragte er das wartende Mädchen kurzerhand nach dem Bewohner seines Zimmers. Der schmutzige Fingernagel tippte auf einen ein wenig unsicheren, aber charaktervollen Namenszug. Mathilde Baske las er. Der Vorname mißfiel ihm, den Nachnamen fand er farblos. Darunter stand Adolf Pohle. Ohne Amt, Würde, Titel, wie sie die übrigen Namen reichlich zierten. Begüterte Leute, dachte er. Vielleicht Nichtstuer. Drohnen. Doch im Grunde war er froh, daß sein Versuch, die Bürgerlichkeit der beiden zu bestimmen, fehlgeschlagen war.

Als er den geliebten Nachtspaziergang antrat, versank das Paar vor dem Ereignis des Wiedersehens mit der Insel. Er ließ sich willig entgleiten, mit jener Kunst der Aufgabe seines Ichs, die er erst spät, aber nun auch mit völliger Beherrschung gelernt hatte. Die weiße Welle der Milchstraße floß über den Himmel. Der Leuchtturm fächerte Licht und Schatten. In dem Buschwerk vor den Fischerhäusern sangen die Grillen. Feld und Wiese, Korn und Dornbusch strömten mit Millionen Atomen in die nächtlichfeuchte Luft und sprengten fast die Lungen. Ein Hund zerblaffte zweimal die Stille. Arkona zuckte und die Leuchtboje im Bodden, wachsame Augen. Er stieg die Felder hinan und verlor sich in den nächtlichen Wellen der Hügel, die wie ein Acker gewordenes Meer den Menschen trug, daß er, weiser als einst jener Petrus, den Glauben an die Kraft des Ewigen wiedergewann.

Es war Mitternacht, als Emanuel Schwabe von der Dünenhöhe, von wo er seine Seele der kaum bewegten Ebene des fast farblosen Meeres angepaßt hatte, zum Hause zurückkehrte. Die Stunde des Abendbrotes mit ihrer doch recht lächerlichen Erregung war ihm im großen Strom der dunkeln Wanderung versunken. Die Schwermut Gottes, der selbst nächtens atmen und wirken, leiden und schaffen muß, war über ihn gefallen und hatte seine kleine unruhige Einzelheit betäubt. Oft geübte Worte versagten vor diesem Weh. Stumm geworden, mit abgestelltem Wissen, dessen Spiegel hier doch nur verzerren mußte, floß er dahin, ließ er alles, was ihn in sieben Sommern auf diesen Äckern, zwischen diesen Wassern, über diesen Dünen erschüttert hatte, neu in sich aufblühen. Er fühlte: Heimat. Er fühlte nur: diese Landschaft war wie er selbst. Hier wollte er einmal zu Ende gehen, hier wollte er ein Häuflein Erde werden, ein Stück Ackerscholle oder Wiesengrund, daß ein Ginsterbusch aus ihm sein sattes Grün söge, ein Busch Immortellen aus ihm erblühte oder auch ein paar Hände voll Hafer daraus wüchsen.

Noch ganz im Banne seiner Erschütterung tappte er mit sicherer Gewohnheit die längst nicht mehr beleuchtete Treppe des Gasthauses empor. Er erwachte erst aus seinem Traum, als er die Tür, an der er klinkte, verschlossen fand. Wie ein Blitz durchfuhr es ihn. Er hatte mechanisch vor seinem alten Zimmer haltgemacht, vor dem Zimmer, in dem eine Fremde schlief. Ein tiefer Groll tobte zugleich in ihm empor, Groll, daß diese Nacht nicht unter der geliebten Lampe vor seinen geliebten Papieren verklingen durfte, und Ärger zugleich, daß er wie ein alter Mann in Zerstreutheit etwas tat, was man ihm als ganz etwas anderes auslegen könnte. Noch hoffte er, daß die Schläferin den Klang der Klinke nicht gehört hätte. Doch im selben

Digitized by Google

Reichsbankpräsident Dr. Hjalmar Schacht
Gemälde von Prof. Fritz Rhein
(Große Berliner Kunstausstellung 1925)

Digitized by Google

Digitized by Google

Augenblick hörte er nackte Füße auf den Dielen — das Mädchen mußte wach gelegen haben —, der Schlüssel drehte sich im Schloß, eine Stimme jubelte leise „Du!", die Tür öffnete sich zu einem Spalt, ein Arm griff heraus, faßte die Ärmel des Mantels und zog ihn daran in die Stube. Emanuel Schwabe war über die Schnelligkeit des Vorganges so erschrocken, daß er keinen Widerstand zu leisten vermochte. Auch war er sich sofort bewußt, daß ein Zögern oder gar eine Aufklärung unvermeidlich zu einem Schrei des Mädchens führen müßte, der die Gäste auf den Korridor locken und eine Situation herbeiführen würde, deren Unsinnigkeit nicht aufzulösen war.

Das Zimmer war stockfinster. Der Apfelbaum vor dem Fenster wehrte das matte Sternenlicht ab. Emanuel Schwabe schloß hinter sich die Tür. In zwei Sekunden schossen ihm ein Dutzend Möglichkeiten durch das Hirn, wie er sich zu erkennen geben könnte. Sobald er sprach, würde sie an der fremden Stimme zu Tode erschrecken, würde vielleicht schreien, die Besinnung verlieren.

Das Mädchen hatte ihn losgelassen und saß auf dem Bett. „Endlich kommst du..." Und ein Schluchzen, halb Jubel, halb Verzweiflung, erschütterte ihre Kehle. Sie weinte. „Komm!" bat sie. „Komm!" Und da war die Mütterlichkeit in ihrer Stimme, die er auf ihrer Stirn gelesen hatte, Mütterlichkeit und grenzenlose Liebe, gemischt aus Güte und der Sehnsucht, sich hinzugeben.

Die Versuchung kam über ihn, diese Stimme noch mehr sprechen zu hören. Er stand regungslos.

„Warum gibst du mir nicht deine Hände?" fragte sie. „Quälst du dich immer noch? Tut es dir weh, wenn ich spreche?"

Emanuel Schwabes Gehirn arbeitete. Was sollte diese Frage?

„Ich will nicht reden, hörst du! Ich will stumm sein wie du! Ich will alles tun — nur glücklich sollst du sein!"

Da begriff er. Ihn packte ein Schauder. Er sah den Abendbrottisch. Er sah, wie der Mann auf einen Schreibblock etwas zeichnete. Er hatte nicht gezeichnet. Er hatte geschrieben. Der Mann war stumm.

Eine ungeheure Erregung fiel nun über Emanuel Schwabe. Was für ein Schicksal hatte ihn in diese Stunde gehetzt? Er mußte sprechen, oder diese Mädchenseele offenbarte sich noch tiefer ihm, dem Fremden, und die Hände dieser schwer leidenden Frau griffen nach ihm, im Verlangen, den Stummen zu zwingen, aus seiner Not herauszuspringen. Er durfte nicht sprechen, oder sie erschrak zu Tode, daß der Stumme plötzlich sprach. Mußte sie nicht seiner Stimme glauben, da sie nie die des Stummen gehört hatte? Er stand noch immer regungslos.

„Lieber," bat sie weh. „Lieber..."

Da fand er den Ausweg: Flucht, Flucht, die sie wohl oft schon von ihrem Gefährten erlebt hatte. Er riß die Tür auf. Doch der Korridor des alten Hauses war schmal, und er hatte vergessen, daß die verquollenen Dielen hinderten, daß die Tür ganz aufging. Mit der Tasche seines Mantels blieb er an dem Drücker hängen. Ein zarter Schrei, und zwei nackte Arme umklammerten seinen Hals. „Du — nicht fliehen — nicht wieder fliehen — hab' doch Vertrauen..." Er spürte ihren Mund.

Er griff zu. Ehe sie verstanden hatte, lag eine fremde Hand auf ihrem Munde. „Nicht schreien," mahnte er. Ein Gurgeln antwortete durch seine Finger, zwei Arme fielen wie tot von seinen Schultern. Er hob die Regungslose auf, trug sie zum Bett, mahnte noch einmal, schloß die Tür, suchte in der Tasche nach Zündhölzern, rieb eines an. Aber es zerbrach aufzuckend und flog zu Boden.

„Wer sind Sie?" raffte sie sich auf. „Machen Sie kein Licht!"

„Bitte! Schreien Sie nicht! Ich beschwöre Sie! Ein unglückseliger Zufall! Ich habe mich im Zimmer geirrt. Ich wohne seit Jahren hier. Ich wanderte. Ich vergaß. Verzeihen Sie mir!" Er stürzte die Worte heraus und zwang sich zugleich, ruhig und sachlich zu sprechen. „Darf ich Licht machen?"

Sie raschelte mit dem Bett. Das Hölzchen glomm auf. Er fand den Leuchter. Es dünkte ihn eine Ewigkeit, ehe der Docht die Flamme faßte. Sie zitterte und tanzte. Langsam wandte er sich zu dem Bett hin. Das Mädchen schauerte unter der Decke, die sie bis zum Kinn emporgezogen hatte.

„Sie glauben mir, daß ich nicht aus Übermut oder Unfug bei Ihnen einzubrechen dachte" — und er hatte sich bereits wieder völlig in der Gewalt. „Sie glauben mir?"

„Bitte, gehen Sie!" bat sie.

„Ich gehe, sobald ich sehe, daß Ihnen der Schreck über diese meine Vergeßlichkeit nicht geschadet hat." Und er fügte hinzu: „Und daß Sie mir verzeihen!"

„Ich bin — ich dachte — o mein Gott," weinte sie auf, „es war furchtbar!" Sie preßte die Bettdecke in das Gesicht, um nicht zu schreien.

Er trat zu dem Bett, legte seine Hand auf ihre Stirn. „Seien Sie tapfer!"

„Ich dachte, er hätte die Sprache wiedergefunden..." Sie weinte fassungslos. Ein furchtbares Schluchzen schüttelte ihren Körper.

Digitized by Google

Da setzte er sich zu ihr und nahm sie mit ihrem Leid in seine Arme. Sie ließ es willenlos geschehen und weinte sich ruhiger. Er schwieg. Die Kerze schwankte. Die Äste des Apfelbaumes scharrten am Fenster. Minuten gingen. Ihr Körper war still. Er bettete sie sanft auf das Kissen zurück.

„Sie sind sehr schön," sagte er zurücktretend. Und er wußte nicht, ob er es aus Klugheit sagte, um sie abzulenken, oder weil er sie liebte.

Ihre Hände ordneten an ihrem Hemd. Sie sah ihn erstaunt an.

„Ich will gehen!"

Sie nickte stumm. Er zögerte. „Ich muß Ihnen etwas abbitten. Ich habe Ihnen gegrollt, weil Sie mich gezwungen haben, dieses Zimmer hier, in dem ich seit Jahren wohne, mit einem fremden zu vertauschen. Verzeihen Sie diesen Egoismus."

Sie antwortete nicht. Er wußte nicht mehr, was er sagen sollte. „Soll ich die Kerze löschen?"

„Ja — bitte."

Das Zimmer lag wieder im Dunkel. Vor seinen Augen schwankten noch gelbe Lichtstreifen. Sein Herz ging in langen Stößen. Sicher schritt er zur Tür. „Gute Nacht," sprach er leise in den Raum zurück. Und da er den Wunsch hatte, ihr etwas Liebes zu sagen, ihren Schmerz zu stillen, besann er sich: „Gute Nacht, Mathilde."

„Gute Nacht," klang es leise und ein wenig unsicher zurück.

Es zuckte ihm in den Füßen, noch einmal zu ihrem Bett zurückzukehren, sie in seine großen Hände zu nehmen und zu trösten. Doch er zwang sich zu gehen. Als er an der Tür die Klinke suchte, sagte sie: „Ich fand hinter der Kommodenlade eingeklemmt einen vergilbten Zettel. Verse."

Er wußte nicht, warum er erschrak. „Ja, es ist hier ein wenig unordentlich..."

„Die Verse sind gewiß von Ihnen geschrieben."

„Vielleicht."

Er schrieb sich manchmal Wesentliches aus, Verse, Sprüche, deren Weisheit oder Klugheit in seinem Dasein wichtig geworden war.

Ihre Stimme sang in die Dunkelheit:

„Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz; und aller Wille
ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten.
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille."

„Goethe", schloß er die verklingende Hebung ihrer Stimme mit einer ruhigen Senkung. „Ich erinnere mich. Ich zeichnete mir den Vers im vorigen Sommer einmal auf und fand den Zettel später nicht mehr."

„Es gibt keine Zufälle — nicht wahr? Seit drei Wochen warte ich hier. Ich habe mir geschworen, dieses Zimmer nicht eher zu verlassen, bevor ich nicht seine Frau geworden bin. Er weigert sich mir. Er hat Furcht. Er will mich nicht an das Schicksal seiner Stummheit binden. Er glaubt nicht an die Dauer meiner Liebe. Zwanzig Nächte warte ich — Heute nacht — o welch ein Augenblick, als die Klinke der Tür niederging!..."

„Er wird kommen," tröstete er sie. „Wer kann solcher Liebe widerstehen?"

Es blieb ein langes Schweigen.

„Ich bin Arzt. Ich werde Sie morgen bitten, mir den Krankheitsfall dieser Stummheit zu erzählen!" Und er fügte mit einer sinnlosen Verbeugung in die Finsternis hinzu: „Emanuel Schwabe." Dann öffnete er, leise wie ein heimlicher Liebhaber, die Tür. Wie er sie hinter sich schloß, hörte er das Mädchen erneut aufschluchzen. Sein Fuß zögerte, doch er zwang sich zu gehen. Er tastete sich in das Zimmer, das man ihm angewiesen hatte.

Das kreisende Licht des Leuchtturms füllte es bald mit Helle, bald mit Schatten. Er trat an das Fenster und fühlte, wie es auch in ihm kreiste, bald hell, bald dunkel, bald mit Schmerz, bald mit Freude. Langsam wich die Spannung. Der Arzt in ihm erwachte. Nicht mit jener Neugierde, die in jedem Wissenschaftler steckt, sondern mit jenem Mitleid, das helfen will, bedingungslos und voll Hingabe helfen möchte.

★

Adolf Pohle war mit 20 Jahren in den Krieg gerissen worden. Das Glück war ihm, wie man zu sagen pflegt, hold gewesen. Bis zum Sommer des letzten Kriegsjahres war er mit kleineren und größeren Verwundungen, die ihm die nötigen Entspannungen der Nerven schenkten, davongekommen. Dann aber hatte auch er, kurz vor dem Zusammenbruch, dem großen Moloch ein schwereres Opfer bringen müssen. Bei einer Minenexplosion war er verschüttet worden. Sein ungewöhnlich starker Körper hatte die Katastrophe überstanden, aber sein Gehirn, geschwächt durch die immer wahnsinniger werdenden Kampfmittel, hatte der Überraschung nicht standgehalten. Als man ihn ausgrub, war er der Sprache beraubt. Aus einer begüterten Kaufmannsfamilie Mitteldeutschlands stammend, hatte er manchen Arzt befragen können. Aber die einzige Hoffnung, die man ihm gelassen hatte, war, daß vielleicht eines Tages durch eine ähnliche große Erschütterung die Lähmung des Sprachzentrums im Hirn behoben würde.

Digitized by Google

So der Unwahrscheinlichkeit eines Zufalls preisgegeben, hatte Adolf Pohle resignieren lernen. Er war in seine Tätigkeit zurückgekehrt, leitete zusammen mit zwei Brüdern ein größeres industrielles Unternehmen in Thüringen und erfreute sich einer Gesundheit, die durch nichts als diese Störung der Stimme getrübt wurde. Von der üblichen Art der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, konnte der Stumme dagegen nicht vermeiden, sich mehr und mehr in sich selbst zurückzuziehen. Die reichsten Jahre des Lebens, die, in denen der Jüngling die Welt bewußt in Besitz nimmt, hatte er im Schützengraben zugebracht. Die zarteren Möglichkeiten der heranreifenden Männlichkeit, über die Frau hinweg und durch die Seele eines liebenden Mädchens hindurch das Dasein sich zu einem kunstvollen Drama, voll von Schönheit und wohlausgewogener Erregung, zu schaffen, waren ihm versagt geblieben. Die Etappen- und Urlaubserlebnisse, in denen sich die zurückgedrängte Lebenskraft sinnlos und ohne jede Verfeinerung entlud, mehr Angst als Freude, mehr Wut als Lust, hatten einen Ekel in ihm hinterlassen, den er nicht zu überwinden vermochte und der die Sehnsucht nach einer Lebensgefährtin mit trübem Licht bewarf. Seine Stummheit machte ihn unsicher. Er witterte überall ein Mitleid, das er haßte, und gab den Wunsch, seine Einsamkeit noch einmal zu durchbrechen, allmählich auf.

Da begegnete ihm Mathilde Baske und brachte neue Unruhe in seine planvolle Einsamkeit. Das einundzwanzigjährige Mädchen, dessen erste halbbewußte Jahre in den blutigsten Jammer des Krieges gefallen waren, hatte früh auf eigenen Füßen stehen lernen. Im Büro der Fabrik der Brüder Pohle beschäftigt, hatte sie den Stummen kennen gelernt. Da sie rasch vorwärtskam, trat sie eines Tages die Stelle einer Privatsekretärin bei ihm an. Als sie ein paar Wochen mit ihm gearbeitet hatte, war ihr eine Lebensaufgabe klar geworden: diesem Manne Gefährtin zu werden, ihm das Los der Stummheit zu erleichtern, ihm Kinder zu schenken und dem von aller öffentlichen Wirksamkeit Ausgeschlossenen ein Heim zu schaffen, in dem er die reichen Kräfte seines Wesens jenseits des Wortes auswirken könnte.

Je mehr sie mit ihm zusammen war, desto tiefer entbrannte ihre Liebe zu ihm, der sich so sehr von den andern Männern unterschied, mit denen sie sonst in Berührung kam. Als sie Gewißheit zu haben glaubte, daß der Stumme sie gern um sich sah, überwand sie die Scheu ihres Mädchentums und offenbarte ihm ihre Liebe.

Vielleicht machte es die tiefe Scham, die in diesem Geständnis lag, daß Adolf Pohle ihre Liebe als ein Opfer verstand. Trotzdem er das Mädchen liebte und jede Stunde segnete, in der sie mit der reinen Zärtlichkeit ihres unberührten Mädchentums um ihn war, glaubte er hinter ihrer Liebe doch immer ein Mitleid zu spüren, das ihn reizte. Er wollte das Mädchen nicht dauernd an sein Schicksal binden und war auch keineswegs gewillt, ihre Neigung zu ihm zu einer billigen Spielerei zu mißbrauchen. Statt ihm mit ihrer Erklärung geholfen zu haben, mußte Mathilde einsehen, daß er zu leiden begann. Sie fühlte bei jedem Zusammensein, wie er sich zwischen Ja und Nein abquälte, wie seine Sehnsucht nach Gefährtin und Fortpflanzung mit der Angst kämpfte, nicht um seiner selbst, sondern nur um seines Unglücks willen geliebt oder vielmehr bedauert zu werden. Mathilde ward hilflos, als sie sah, wie er immer nur Opferbereitschaft spürte, wo sie nichts anderes wollte, als diesen Mann, so wie er war und wie er sich über Tausende als ein einmaliger Mensch und eine ungewöhnliche Männlichkeit erhob, ohne alle Rückhalte zu bejahen. Es blieb ihr nichts, als ihre letzte Scham von sich zu tun, um sich ihm hinzugeben. Aber er nahm ihr Geschenk nicht an, voll Staunen und voll Furcht, gehemmt von der Einsamkeit, die sich tief in ihn gefressen hatte. Als er den furchtbaren Schmerz bemerkte, in den das zerbrochene Gefühl des Mädchens fiel, hätte er sich fast hinreißen lassen, nun seinerseits aus Mitleid zu tun, was er aus bedingungsloser Liebe nicht zu vollbringen vermochte. Er rettete sich in einen Vorschlag: mit ihr die gewohnte Umgebung zu verlassen und zu reisen, um vielleicht zu einem Entschluß zu gelangen, wenn sie sich jenseits der täglichen Arbeit noch tiefer durchgeprüft hätten. So waren sie in die septemberliche Einsamkeit der Insel gefahren, er voller Hoffnung, Mathilde würde seine Weigerung verstehen lernen, sie voller Mut, hier den Endkampf um die Erfüllung ihrer Liebe zu führen.

Dies war es, was Emanuel Schwabe in den nächsten Tagen von Mathilde erfuhr. Die verwunderliche Stunde der nächtlichen Bekanntschaft hatte die Hemmungen hinweggeräumt, mit denen sonst solche Bekanntschaften zu beginnen pflegen. Mathilde, die ihr großes Leid allein tragen mußte, war in jenem Alter, in dem man der Aussprache bedarf, um klar zu werden. Sie segnete den Zufall, der ihr Emanuel Schwabe zugeführt hatte. Sie vertraute ihrem Instinkt, der in der Beurteilung von Menschen noch nicht versagt hatte, öffnete ihr Herz dem neuen

Digitized by Google

Freunde. In der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, die man in ihren tiefbraunen Augen las, hatte sie ihren zukünftigen Gatten von dem Zimmerirrtum Emanuels und seinem nächtlichen Besuch berichtet. Adolf Pohle war Emanuel Schwabe herzlich entgegen gekommen, und nach wenigen Tagen hatte sich zwischen ihnen eine Freundschaft geformt, die sie auf gemeinsamen Wanderungen und bei gemeinsamem Bade pflegten.

Emanuel Schwabe, gewohnt, das, was in ihm vorging, nicht ohne Kritik hinzunehmen, erstaunte über den Einfluß, den dieses blonde Mädchen auf ihn gewann. Nie war ihm solche Reinheit des Seins und des Fühlens, solche Unbedingtheit eines Menschen begegnet. Er war nicht gefühlsselig genug, um seine Einstellung zu dem Mädchen mit dem abgegriffenen Worte Liebe zu benennen. Aber hin und wieder, wenn er allein durch die herbstliche Insel streifte, während er Mathilde im innern Kampf mit dem Stummen wußte, meinte er, dieses Mädchen müßte seinem Dasein eine Wendung geben, die zu neuen, bisher unentdeckten Ländern der Seele führen könnte. Die Hemmung, die von der Stummheit ihres Gefährten ausging, war viel zu stark, als daß er auch nur mit dem Gedanken gespielt hätte, sich ihr anders wie kameradschaftlich zu nähern. Er stand in jenem Alter, in dem der Mann, sofern er in sich einen Kosmos zu bauen und zu erhalten bestrebt ist, das Wesen einer Frau ohne alle Begehrlichkeit in sich aufzunehmen und, nur von der Notwendigkeit der eigenen Entwicklung aus, zu einem seelischen Besitz zu machen gedrängt wird.

Über den Zwang, sich mit dieser Begegnung auseinanderzusetzen, hinaus aber faßte er, je mehr er erkannte, wie schwer Mathilde unter dem Einsamkeitswillen ihres Bräutigams litt, das Ziel ins Auge, ihr und damit auch ihm zu helfen. Er war kein Lebensspieler, der glaubte, man könne Schicksale bewirken und beschleunigen. Aber er wußte, wie sehr jüngere Menschen ihm gegenüber eine beinahe pädagogische Unterwerfung zeigten, die nicht nur aus seiner ärztlichen Übung im Erkennen und Beeinflussen fremder Wesensarten folgte, sondern in seiner ganzen seelischen Gleichgewichtslage und wohl auch ein wenig in seiner den Durchschnitt fast riesenhaft überragenden Gestalt begründet war. Auch der Stumme, obwohl ihm an Größe und sportlicher Diszipliniertheit fast ebenbürtig, fügte sich bald wie von selbst seiner Weise und duldete sogar, daß Emanuel ihn, nachdem er sich Kehlkopfspiegel und andere notwendige Instrumente hatte senden lassen, einer gründlichen Untersuchung unterzog.

Die Tage nach dieser ärztlichen Feststellung, die nur den Befund früherer Diagnosen bestätigte, brachten Emanuel Schwabe doch in eine Versuchung, der gewiß schon mancher vor ihm verfallen war: den Kranken absichtsvoll in eine Erschütterung zu versetzen, um vielleicht auf diesem Wege die verschüttete Kraft wieder freizumachen. Die Gefahren eines solchen Experimentes waren gewiß kaum zu übersehen; aber schließlich mußte jeder Arzt etwas wagen, wenn er ungewöhnliche Erfolge erzielen wollte. Er verschloß diesen Plan vorsichtig in sich auch vor Mathilde. Hingegen setzte er alles daran, ohne auffällig zu werden, den Stummen zu beobachten, zu studieren, die Stellen seines Charakters zu prüfen, an denen er unsicher, und die Punkte seines Wesens zu ertasten, an denen er erschütterbar war. Jedoch je länger er zusah und überlegte, desto aussichtsloser schien es ihm, diesem Mann mit einer solchen Künstlichkeit, die von außen kam, zu helfen. Adolf Pohle war viel zu ruhig und viel zu willensstark, als daß man ihm hätte mit einer inszenierten Erregung beikommen können. Infolge seines Leidens gewöhnt, alle Kräfte auf die Beobachtung der Umwelt zu richten, stand er dem Leben sozusagen immer in Deckung gegenüber, und sein Wille, die Zukunft unter der Bedingung der Stummheit stoisch zu ertragen, war nicht zu brechen.

So mußte Emanuel Schwabe auf diesen Umweg verzichten, und es blieb ihm nichts übrig, als Mathildes Werben um diesen Mann, so weit es in seinen Kräften stand, zu unterstützen. Aber mit ihm unmittelbar über die Liebe des Mädchens zu sprechen, schien ihm nicht möglich, da der Stumme ja nicht antworten konnte und eine längere Anrede zu einer einseitigen Predigt werden mußte, die ihn mehr gereizt als besänftigt hätte. Fast wollte es Emanuel scheinen, als ob der Zufall seiner Bekanntschaft das Verhältnis der beiden Menschen mehr verwirrte als lösen half, als er die Beobachtung zu machen meinte, daß sich der Stumme von Mathilde zurückzog.

Auch Mathilde fiel es auf, daß der Stumme es absichtlich darauf anlegte, sie mit Emanuel Schwabe allein zu lassen, sei es im Zimmer, indem er, als erinnere er sich an eine Vergeßlichkeit, plötzlich halb eilig, halb verlegen hinausging, sei es auf ihren Spaziergängen, indem er bei einer Aussicht oder einer Blume zurückblieb, um die beiden Plaudernden vor sich her gehen zu lassen. Mathilde wagte nicht, nach seinen Gründen zu forschen, doch Emanuel hielt es für notwendig, sich durch eine Frage Klarheit zu verschaffen, warum sich der Stumme von ihnen absondere, viel-

Digitized by Google

leicht daß ihn seine Anwesenheit störe und ärgere. Adolf Pohle wehrte lächelnd ab und schrieb ihm auf, er wolle ihre Gespräche nicht stören; es sei ihm angenehm, ohne das Gefühl, auf ihre plaudernde Fröhlichkeit schmerzlich hemmend zu wirken, die Bilder der Landschaft in der Art aufzunehmen, die ihm durch seine Krankheit vorgeschrieben sei. Diese Art sei notwendig anders als die von Menschen, die jeden Eindruck in Sätze und Worte umformten, und er sei glücklich darüber, daß Mathilde einen Freund gefunden habe, mit dem sie gemäß ihrer unverstümmelten Natur die unerschöpfliche Fülle der Inselschönheit nachformen könne.

War diese Haltung zu begreifen, so widersprach dem, daß der Stumme je länger je mehr sich veränderte. So sehr er sich Mühe gab, die frühere Gelassenheit zur Schau zu tragen, ward es doch sichtbar, daß in ihm Kräfte lebendig geworden waren, die bis dahin geschlummert haben mochten. Die Passivität, die Mathildes schwerste Qual gewesen war, wich allmählich einer nicht unbedenklichen Unruhe. Mit Besorgnis stellten Mathilde und Emanuel fest, daß seine Stimmungen jäh zu wechseln begannen. Er gewöhnte sich ein Lachen an, das in seiner Stummheit oft wie ein jämmerliches Weinen aussah, weil es nicht aus dem Innern kam. Dann wieder war er wirklich kindhaft fröhlich und äußerte sich in leisem oder lauterem Pfeifen, bis diese Laute abbrachen und er viertelstundenlang, ohne sich zu rühren, vor sich hinstarrte. Er rang mit Entschlüssen und schien in sich gespalten zu sein, so daß Mathilde in große Traurigkeit verfiel, da sie sich vor neue Aufgaben gestellt sah, deren Sinn sie nicht begriff.

Emanuel und Mathilde vermochten sich nicht über die Gründe dieser Veränderung einig zu werden. Emanuel meinte ganz fröhlich, Pohle sei einfach eifersüchtig auf ihn, und er hoffe, diese Eifersucht sei ein Glück für Mathilde, da sie beweise, daß der Stumme ihre Liebe im Innern bereits als Besitz ansehe. Diese Eifersucht werde die letzten künstlichen Schranken zerbrechen, die Pohle zwischen sich und ihr errichtet habe, und die Angst, sie zu verlieren, werde ihn von allen Bedenken freimachen und ihn endlich zu ihr führen. Mathilde jedoch lehnte müde ab. Er unterschätze die Eigenwilligkeit des Kranken. Sie spüre aus seinem veränderten Benehmen ganz etwas anderes. Der Stumme hoffe vielmehr, sie an ihn, Emanuel, zu verlieren. Er fördere mit Absicht ihre Freundschaft, er wolle ihr den Weg weisen, von ihm loszukommen, wolle ihr Gelegenheiten schaffen, seine Lebensmüdigkeit mit der ungebrochenen Frische Emanuel Schwabes zu vergleichen, und erwarte, sie werde ihre Liebe zu ihm verraten. Eines jedenfalls war ihnen beiden klar: daß es die Anwesenheit Emanuels war, auf die die wechselnden Stimmungen Pohles zurückzuführen waren. Es mußte überlegt werden, ob eine Fortführung ihrer Freundschaft nicht schließlich zu einer Katastrophe für den Stummen oder für Mathilde führen mußte. Emanuel war bereit abzureisen, bereit, für dieses Mädchen alles zu tun, was zu ihrem Glück beitragen könnte. Eine berufliche Depesche, die er erhielt und die man ihm in Anwesenheit Pohles übergab, war ein willkommener Anlaß, ohne den Stummen stutzig zu machen, den übernächsten Tag zu seiner Rückkehr festzusetzen. Etwas wie eine Grimasse schlug über das undurchdringliche Gesicht Pohles, als ihm Emanuel seinen Entschluß mitteilte, aber weder er noch Mathilde vermochten zu entscheiden, ob es Befreiung war, einen Lästigen loszuwerden, oder die Freude darüber, seinen Wunsch, zwischen Mathilde und Emanuel möge sich eine tiefere Beziehung angebahnt haben, in dieser Flucht Emanuels bestätigt zu finden.

*

Nebelfeucht begann der Tag, den Emanuel zum Abschied auf der Insel verbringen sollte. An den Staketen der Dorfgärten leckten noch die roten Zungen der Kapernblüten. Der wilde Wein saugte Rost aus dem lehmigen Boden vor den Häusern. Der letzte Phlox wiegte seine weißen und violetten Dolden. Astern brannten satt in den Gängen zu den Lauben, überleuchtet von den helleren Sternen der Dahlien, die hochgeschossen zwischen den schon fast blätterleeren Sträuchen standen. Helianthen, mattgelb, orange und ockerdumpf, mischten sich in ihr Gelb, Weiß, Karmin und Ziegelrot. Der bunte Rausch des Spätsommers verebbte, und die Frucht begann die Beete zu regieren. Unter den spärlichen Obstbäumen lagen frühreife Äpfel, vom Wurm getroffen oder vom starken Meerwind gebrochen.

Die Sonne siegte. Weiße Wolkenberge trieben vor der östlichen Brise in den Horizont. Die Wärme fing sich noch einmal an den Häuserwänden und in den Büschen der Wege. Gegen Mittag konnte man in den Hügelmulden an die Wiederkehr des Sommers glauben. Die Kräuter und Blumen atmeten sich in die stehende Luft. Hummeln und Wespen, ein nimmermüdes Orchester der emsigen Arbeit, genossen die späten Freuden der träufelnden Süße.

Die drei aber, die auf Wunsch des Stummen, die Badeanzüge unterm Arm, über die Hügelfelder am Leuchtturm vorbei zu den

Digitized by Google

Dünen hinausschritten, um von da aus den Abstieg zu dem einsamen Badestrand der Nordküste zu nehmen, fühlten wenig von der Reise des späten Sommertages. Sie fühlten, wie fern sie allem geworden waren, was naturhaftes Wachstum war, spürten die Reinheit der Landschaft wie einen Vorwurf und die Selbstverständlichkeit, mit der Erde, Luft und Meer zueinander standen, als eine geheime Anklage. Obschon das Gespräch zwischen Mathilde und Emanuel nicht in Fluß kam, blieb der Stumme für sich zurück. Als die beiden den Tannenwald auf der Dünenhöhe durchschritten hatten, warteten sie vergeblich auf ihn. Mathilde rief. Doch er kam nicht nach. Emanuel erbot sich, umzukehren und den Stummen zu suchen. Doch sie wollte es nicht. Er sei kein Kind, den man bevormunden dürfe. Er würde irgendwo liegen und in die Sonne pfeifen oder — was wußten sie noch von ihm? — hoffen, daß die Stunden des Abschieds von Emanuel die verneinte Geliebte ihm für immer entfremdete.

So wanderten sie weiter, schweigsam, beklommen, und Emanuel verwünschte seine Klugheit, diesen Tag noch zugegeben zu haben. An einer schmalen Stelle durchbrachen sie die Breite des Dornenbusches, der die Felder vor dem Flugsande des Strandes schützte, und während sich Mathilde in der kleinen Zelle, die der Wirt hier für seine Gäste errichtet hatte, zum Bad bereitmachte, legte Emanuel hinter den letzten Büschen des Dorns seine Kleider ab. Und wieder war er, als er zu ihr zum Strand hinabschritt, voll des Entzückens über die mädchenhaft-keusche Anmut dieses makellos schönen, fast noch ein wenig knabenhaften Körpers, der da vor ihm, auf beinahe zerbrechlichen Fesseln, gegen das zitternde Licht der Septembersonne stand. Obschon sportlich durchgebildet und trotz seiner Riesenhaftigkeit formvoll, kam er sich wie ein Urtier neben einem zarten Reh vor, als sie nebeneinander traten.

Der Ostwind hatte die See aufgewühlt. Das flache Wasser war trübe und voll von Tang bis hinauf zu der Sandbank, hinter der sie im offeneren Meer zu schwimmen pflegten. Da trotz Rufen von dem Stummen nichts zu sehen war, auch oben auf den Feldern und den Dünen nicht, die sie weithin überschauen konnten, schritten sie über die steinige Fläche der ersten zwanzig Meter, mühsam das Gleichgewicht wahrend, in die See. Der schwere Wellengang der Nacht hatte die Steine vermehrt, so daß Emanuel das Mädchen, das keine Badeschuhe trug, mahnte, vorsichtig zu sein. Die Frische des Wassers löste die Starrheit, die sich auf dem Wege über sie gelegt hatte. Sie fühlten diesen gemeinsamen Gang in das Meer als die Feier des Abschiedstages. Das Blut begann, sich gegen die Kälte wehrend, rascher zu kreisen und schenkte ihnen natürliche Freude. Sie überquerten, im flachen Wasser laufend und springend, die Sandbank und tummelten sich schwimmend auf den lang überholenden Wellen der offenen See.

Als Emanuel merkte, daß sie in eine eisige Strömung gerieten, die wohl der Ostwind herangetrieben hatte, mahnte er zur Umkehr. Mathilde fügte sich. Sie übersprangen die Sandbank, trieben, sich mit flachen Schlägen bespritzend, allerlei kindlichen Unfug, und näherten sich halb schwimmend, halb kriechend, dem Strande, bis sie sich, um sich nicht die Knie zu zerstoßen, auf dem steinigen Grunde aufrichten mußten. Wieder warnte Emanuel das Mädchen, das in der Erregung des Badens rasch zum Strande wollte. Die Steine schnitten scharf in die Sohlen, die Wellen hinderten ein festes Fußfassen. Als er ihre Unvorsichtigkeit sah, wollte er zu ihr, sie zu stützen. Da schwankte sie auch schon. Sie war fehlgetreten, suchte Halt, traf auf einen neuen Stein, taumelte, sprang wieder auf, knickte wieder über einen hervorragenden Stein und sank mit einem Wehlaut in die Knie. So rasch es ging, war Emanuel bei ihr, ihr aufzuhelfen. Sie klammerte sich an ihn, fiel aber erneut klagend auf die Hände zurück, ihm bedeutend, sie habe den Fuß übergetreten.

Emanuel hob sie empor und stützte sie. Sie vermochte nicht zu stehen und wimmerte leise. Es blieb ihm nichts übrig, als sie auf seine Arme zu nehmen und zu tragen. Langsam, Schritt für Schritt prüfend, trug er sie, eine Last, die er kaum spürte, dem Strande zu. Zum zweiten Male hielt er das Wunder dieses Körpers in seinen Händen, und es war wie eine Andacht in ihm, ihm dienen zu dürfen. Jetzt wußte er, daß er dieses Mädchen liebte, wie er noch keine Frau geliebt hatte, liebte mit einer Zartheit und Ehrfurcht, die er als eine Gnade des Schicksals empfand und die er in sich verschließen wollte als einen kostbaren Besitz, den keine Folgen trüben und entweihen sollten.

Mit geschlossenen Augen, in einer tiefen Schamhaftigkeit, lag das Mädchen an seiner Brust. Er wußte nicht, was in ihr vorging, er wollte es auch nicht wissen, da ihre Freundschaft längst durch allzu vieles Wissen belastet war. Er wollte ihr nur helfen, wollte ihr die Augenblicke erleichtern, die ihr, nackt ihm preisgegeben, eine Ewigkeit dauern müßten. Er fand ein zartes Scherzwort, in dem er sich sein eigenes Gefühl verbarg. Dankbar schlug sie die Augen zu ihm auf,

Digitized by Google

und ein leichtes silbernes Lachen löste die Spannung, die dumpf zu werden gedroht hatte, in eine natürliche Selbstverständlichkeit.

Da, wie er über den trockenen Tang schon rascher der Badezelle zuschritt, wurden plötzlich die Büsche des Dorns auseinander gerissen. Der Stumme stand in der Öffnung. Emanuel sah in das blutleere Gesicht eines Wahnsinnigen. Wie ein Tier zum Sprung bereit, hielt der Stumme einen Augenblick. Emanuel zögerte. Das Mädchen wandte den Kopf. Der Stumme stürzte hervor, und ehe Emanuel wußte, was geschehen könnte, war Pohle auf ihn zugesprungen. Ein furchtbarer Schlag traf seine Stirn, er wankte, das entsetzte Mädchen englitt laut klagend seinen Armen. Purpurne Finsternis stürmte in sein Gehirn. Und wie er, trotz allem Willen, nicht zu sinken, in diese Finsternis hineinbrach, hörte er noch, kaum mehr halbbewußt und doch mit einem Glücksgefühl sondergleichen, einen wahnsinnigen Schrei — den Schrei eines Menschen, der seine Stimme wiederfand — den Schrei eines Mannes, dem das Herz aus der Kehle strömte — einen Schrei, dem andere folgten, immer hellere, wildere, tönendere Schreie — ein Gurgeln von Vokalen — ein Stöhnen und Klagen, das in ein maßloses Singen und Jubeln überging.

★

Die Gefahr des Fiebers, die über Adolf Pohle gehangen hatte, war beseitigt. Dank der Widerstandsfähigkeit seines trainierten Körpers hatte er die Katastrophe, die ihm die Sprache wiedergab, in wenigen Tagen überstanden. Mathilde, durch ihren Fuß behindert, hatte ihn gepflegt, sobald sie sich von dem Grauen jenes Überfalls nach dem Bade erholt hatte. Da sie im entscheidenden Augenblick, wie Emanuel Schwabe nachträglich erfuhr, dem Wahnsinnigen noch in den Arm gefallen war, so daß der Schlag mit dem Strandstein, den der Stumme aufgerafft hatte, wenn nicht aufgehalten, so doch wenigstens gemildert wurde, so hatte auch Emanuel rasch die Folgen des Attentates überwunden. Pohle, den Mord vor Augen, den er fast begangen hätte, mußte sorgsam in die Wirklichkeit zurückgeleitet werden. Mathilde war es damals gelungen, den Betäubten schnell zu sich bringen, und hatte so verhütet, daß Pohle, wie er wollte, Hand an sich selber legte. Allmählich begann er zu sprechen und fand die lange nicht geübten Laute wieder, so daß er von dem, was in ihm vorgegangen war, berichten konnte. Mathilde sowohl wie Emanuel hatten recht gehabt. Pohle hatte zunächst daran gedacht, sich von Mathilde ganz zurückzuziehen, ja sogar den Plan gehabt, eines Morgens ohne Ankündigung die Insel zu verlassen. Aber der Wille zum Verzicht war von einer immer mehr anwachsenden Eifersucht verdrängt worden. Die Leidenschaft für das Mädchen, zusammen mit der Angst, er könne es, ohne das Bewußtsein, daß er es gewesen, der es freigegeben habe, an Emanuel verlieren, hatte ihn schließlich mit blinder Raserei erfüllt. An jenem Morgen war er absichtsvoll hinter den beiden zurückgeblieben, um ihnen heimlich zu folgen. Während sie im Meere schwammen, hatte er im Dornbusch auf der Lauer gelegen. Er hatte gesehen, wie sie fröhlich waren, hatte gesehen, wie schließlich Emanuel das Mädchen auf seine Arme nahm und zum Strand trug. Was Hilfe war, hatte er in seiner Erregtheit für Spiel gehalten, und als er das Lachen Mathildes gehört hatte, das ihr Emanuel mit seinem klugen Scherze entlockte, war er sinnlos geworden, und alles, was sich hinter dem Zwang seines Schweigens in ihm angesammelt hatte, war in diesem wahnsinnigen Überfall zum Ausdruck gekommen.

Emanuel Schwabe stellte fest, wie in dieser Verquickung törichter Zufälle wieder einmal ein Etwas gewirkt hatte, das der Mensch Schicksal zu nennen pflegt. Er war sich bewußt, im tiefsten Grunde die Eifersucht Pohles verdient zu haben, aber die Sicherheit, mit der Mathilde sich ihm gegenüber benahm, schien ihm zu beweisen, daß sie von dem, was von ihr auf ihn übergesprungen war, kaum etwas ahnte. Sie sammelte alle ihre Sorge und Güte auf den Mann, den nun nichts mehr hätte hindern sollen, das Geschenk ihrer Liebe anzunehmen. Pohle aber, befremdet und mehr denn je gestört durch die Anwesenheit Schwabes, konnte seine Tat an Ort und Stelle nicht vergessen und der wiedergewonnenen Sprache nicht froh werden. Er drängte zur Heimkehr, auch um möglichst bald die rechtlichen Formen ihrer Verbindung zu erledigen. So blieb es Schwabe erspart, abzufahren, um das Verhältnis der beiden Liebenden in ein endgültiges Gleichgewicht zu bringen.

Am Abend vor der Abreise speisten die drei in dem fast schon gastleeren Eßraum des Gasthofes zusammen. Emanuel hatte den Willen, Mathilde, auch wenn nur für ein paar Minuten, allein zu sprechen. Er wollte ihr sagen, was er ihr verdanke, welche Fülle neuer Lebensandacht durch ihr Dasein in ihm aufgegangen sei, wie er, der Vierzigjährige, durch ihr Mädchentum neu zum Jüngling, ja zum Knaben geworden sei,

Digitized by Google

dessen Liebe von jedem Gedanken nach Erfüllung frei sei, und wie er doch auch wieder im Schatten ihrer Blondheit um Jahrzehnte gealtert habe. Als ein Mann, der etwas galt, glaubte er, ihr durch dieses Geständnis jene Lebenssicherheit schenken zu können, die ihr infolge des monatelangen Kampfes um den Stummen verloren gegangen war. Er war kein Romantiker, der sich dem Wahn hingab, man könne einen Menschen, der sich seiner Wirkungen bewußt geworden ist, auf eine frühere Naivität zurückschrauben. Er sah, daß Mathilde in einem Halbbewußtsein stecken geblieben war, das ihr gefährlich werden konnte. Sie mußte durch dieses Zwielicht, das nicht zu ihr paßte, hindurch, und es gab für sie nur einen Weg, den, der zu vollem Selbstbewußtsein führte, wie es der Frau, die sie nun bald sein würde, geziemte. Freilich war er sich klar, daß auch ein Teil Egoismus in dieser Sehnsucht nach einer letzten und klärenden Aussprache mit Mathilde steckte. Er wollte erfahren, ob sie diese Pädagogik als überlegene Lehre eines älteren Freundes und Beraters hinnehmen oder aber als die Sorge eines liebenden Mannes begreifen würde.

Doch so sehr er sich mühte, diesen Augenblick des Alleinseins herbeiführen, so sehr wußte Mathilde sein Zustandekommen zu vereiteln. Pohl schien von der Spannung des Abends und dem heimlichen Kampf zwischen Mathilde und Emanuel nichts zu spüren. Er war froh, am nächsten Morgen die Insel hinter sich zu haben, erging sich in weiten Plänen und kostete den Genuß der Sprache, den er so lange hatte entbehren müssen. Der Wein, den er nicht gewohnt war, da er bisher fast abstinent gelebt hatte, befeuerte ihn, er sah die Zukunft in hellem Licht, und es war von ihm durchaus ehrlich gemeint, als er Emanuel Schwabe in das Berghaus zu Gaste bat, das er für Mathilde und sich über der Fabrikstadt bauen wollte.

Ein Gang durch das schlafende Dorf, den Feldweg zu den Hügeln hinan, beschloß das Zusammensein. Sie gingen schweigend auf dem schmalen Pfade hintereinander. Pohle führte, Mathilde machte den Schluß. Emanuel fühlte ihre Nähe. Es war ihm, als ob etwas seine Hand nach rückwärts zöge, als ob sie magnetisch von einer Kraft hinter ihm gewünscht würde, als ob ein Dank auf dem Wege zu ihr wäre. Aber keine Berührung bestätigte dieses Ahnen, kein auch noch so flüchtiger Druck bezeugte ihm, daß sich das Mädchen mit ihm in einer geheimen Gemeinschaft verbunden wußte.

Im Schein der Kerze stiegen sie die Treppe zum Haus hinan. Emanuel verabschiedete sich, bedeutend, er werde selbstverständlich nicht verfehlen, ihnen am Morgen das Abschiedsgeleit zum Dampfer zu geben. Bei diesen kühlen Sätzen trafen ihn die dunklen Augen Mathildes, fragend, ruhig, lange. Er konnte in dem flackernden Kerzenlicht nicht sehen, ob dieser Blick Vorwurf, Weh oder Enttäuschung barg. Ihre Hand lag still in der seinen, spendete auch jetzt keinen Gegendruck. Er ließ sie entgleiten und ging.

Und wieder drehte mit dem Licht des Leuchtturms in ihm sein Denken. Alles, was an Lebenswillen in ihm war, bäumte sich auf. Er warf sich Sentimentalität vor. Er fand, er habe ein Recht auf die Liebe dieses Mädchens. Es gab keine Hemmung mehr. Pohle stand ihm jetzt ohne Krankheit gegenüber. Es war nicht mehr unedel, mit ihm um das Mädchen zu kämpfen. Er war ein gleichwertiger Partner geworden. Ja, wer konnte wissen, ob Mathilde nicht wirklich mehr das Leid an diesem Manne geliebt habe, als sie den Mann selbst liebte? Mußte das Schwere, das die beiden Menschen miteinander und gegeneinander durchgemacht hatten, nicht ihre gemeinsame Zukunft zu sehr belasten? Konnten sie überhaupt nach allem, was geschehen war, in ein natürliches, selbstverständliches Verhältnis zueinander kommen? Würde dieses Mädchen an seiner Seite glücklich werden und, was wichtiger war, würde die Gemeinschaft mit diesem Kaufmann der Boden werden können, auf dem sie alle ihre Möglichkeiten ausreifen könnte? Würde dieser Mann, ungewohnt, mit Frauen und Frauenseelen umzugehen, nicht vergewaltigen, wo gärtnerhaft gepflegt werden müßte, und gehörte nicht die größere Lebenserfahrung eines Wissenden dazu, alle die Wunder dieser Mädchenseele zu erhalten, ja auch nur anzuerkennen ...? Es war eine bittere Nacht, die Emanuel Schwabe verbrachte. Niemals war er so unsicher gewesen, zu unterscheiden, was sein Ich wollte und was dieses Ich für das Du dieses Mädchens opfern sollte. Zwischen einer Selbstbehauptung, die plötzlich emporschlug, und der selbstlosen Bejahung, mit der er von vornherein diesem Mädchen begegnen mußte, ward er hin- und hergerissen, ohne zur Entscheidung kommen zu können.

Der Tag begann im silbrigen Grau. Der Wind war nach Nordwest umgesprungen und trieb Regenwolken über die Insel. Die Luft war oktoberfrisch. Emanuel Schwabe war lange vor den beiden am Frühstückstisch; er wollte ein nochmaliges Zusammensitzen vermeiden. Als der Dampfer zum ersten Male rief, ging er vor das Haus. Mathilde, ein wenig fremd im Reisekleid, und Pohle be-

Digitized by Google

Hafen bei Neuß. Gemälde von Franz Pauly-Hagen

Digitized by Google

Digitized by Google

grüßten ihn. Emanuel, gewillt, sein Inneres zu verschließen, wenn er auch immer noch auf ein Zeichen von Mathilde wartete, gab sich fröhlich und plauderte von allem möglichen. Der kurze Weg verging rasch. Mathilde ging schweigsam voran. Emanuel nahm ihr Bild tief in sich auf: wie sie schritt, wie ihr Schreiten mit den Linien der Hügel zusammenstimmte, wie sie die Spannung der Heimkehr beherrschte. Wenige Minuten nur blieben ihnen am Dampfer. Pohle sorgte sich um das Gepäck. Emanuel stand bei Mathilde. Sie schaute an ihm vorbei, auf die Dünen hinaus und schwieg. Er wollte reden, aber die Sätze, die er in der Dämpfung der Nacht hätte sprechen können, erschienen ihm hier, im Morgenlicht des Strandes, töricht, mit Absicht überladen, aufdringlich. Die Minuten verstrichen. Pohle kam zurück. Emanuel suchte nach einem Mittel, Mathilde seine Zärtlichkeit ohne Worte darzutun. Er kaufte ihr Früchte für die Fahrt. Sie dankte ihm leise, ohne ihn anzusehen. Zum zweiten Male schrie die Sirene. Die Reisenden mußten auf das Schiff. Schwabe lehnte am Bord, wo Pohle und Mathilde Platz nahmen. Sie wechselten gleichgültige Worte. Die Schraube rauschte auf, der Dampfer begann zu zittern und löste sich vom Bollwerk. Pohle schüttelte ihm langwierig die Hand, Mathilde legte die ihre langsam in die seine. Er wollte sie küssen, aber es war zu spät: der Dampfer trieb ab. Er hatte kostbare Augenblicke verloren, hatte ihre Augen nicht noch einmal in der Nähe suchen können. Pohle schwenkte sein Tuch, Mathilde stand regungslos neben ihm. Das Schiff schob sich in langsamer Drehung in die Fahrtrille und nahm Tempo. Die Gestalten auf dem Dampfer verwuchsen mit dem Holz und verschwammen. Pohles Tuch wehte und wehte.

Da zerbrach etwas in Emanuel Schwabe. Eine grenzenlose Einsamkeit fiel über ihn. Er wendete sich ab und floh mit großen Schritten durch den Gutshof dem Dorfe zu. Ein Weinen stieg in ihm auf, und er, der starke, beherrschte Mann, konnte den Tränen nicht wehren. Auf der Höhe des Feldweges hielt er an. Draußen trieb, auf schwärzlichen Wellen, spielzeugklein schon, der Dampfer, der einen Teil seines Ichs als Raub davontrug. Etwas wie Haß gegen das Mädchen stand in ihm auf, aber die Bitternis des Gefühls zerfloß rasch in müde Wehmut. Es begann zu regnen, fein und stäubend. Das Bild des Schiffleins zerfloß in den grauen Schleier und war verschwunden.

Ob er sein altes Zimmer nun wieder beziehen wolle, ließ die Wirtin fragen, bestellte das Zimmermädchen, als es zu Schwabe in die Stube trat. Er wollte zornig auffahren, besann sich aber. Sollte er feige sein? Sollte er sich durch dieses Mädchen gänzlich aus seiner Bahn werfen lassen? Er redete sich ein, er könne alles überwinden, wenn er zu seinen alten Gewohnheiten zurückkehre, und konnte sich doch nicht täuschen, daß er ja sagte, weil er noch ein paar Stunden oder Tage die Luft atmen wollte, die sie geatmet hatte, mit den Dingen Zwiesprache halten konnte, auf denen ihre Blicke und ihre Hände geruht hatten.

So zog er um. Das Zimmermädchen, das ihm behilflich sein sollte, trieb er hinaus. Er wollte den Raum, den er als heilig und geweiht empfand, allein zurückerobern. Er schleppte seine Koffer hinüber und begann, schwermütig im Duft der Centifolien, der noch im Raume hing, sich einzurichten. Da, wie er den Kasten der alten Waschkommode aufriß, traf ihn ein Schreck. Einsam in dem Kasten lag der vergilbte Zettel, von dem ihm das Mädchen gesprochen hatte, der Zettel mit dem Spruch jenes alten Weisen von Weimar, dessen Lebenskunst gewesen war, stets im richtigen Augenblick die Flucht anzutreten, hieß das Leben Friederike, Charlotte oder Ulrike.

Er las den Spruch wieder:

> Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
> Bedingung und Gesetz; und aller Wille
> ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten.
> Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille.

Er sah den Strich, mit dem er damals das „dem“ der letzten Zeile unterstrichen hatte, und er sah, daß der Zettel zerknittert war, als ob ihn jemand lange bei sich getragen hätte. Sein Herz klopfte in rasendem Takt: Angst und Hoffnung. Dies war kein Zufall. Dies war ein Zeichen. War das Zeichen, auf das er gewartet hatte. War ein Gruß, ein Dank, vielleicht ein Versprechen. Er wagte nicht, das Papier aufzunehmen. Denn auf der Rückseite — auf der Rückseite würde, auf der Rückseite mußte das stehen, was er erhoffte. Ein neues Weinen stieg in ihm auf, aber ein Weinen des Glückes, daß er sich nicht getäuscht hatte, daß sie seine verschlossene Liebe erkannt habe.

Langsam nahm er den Zettel auf. Er wog ihn in den Händen, wog die Schwere des Schicksals, die die Zeilen des Mädchens für ihn bedeuten würden. Langsam wendete er ihn um. Die Rückseite war leer.

Da begriff Emanuel Schwabe. Der Zettel knitterte in seiner Faust. Doch er öffnete sie wieder, glättete das Papier und legte es in seine Brieftasche. Dann griff er zu seinem Stock, verließ das Haus und wanderte in den Regen hinaus.



Digitized by Google

Vignette über der Vorrede zu den Physiognomischen Fragmenten (Leipzig und Winterthur 1775)

# Spiegel der Seele

## zu Lavaters „Physiognomischen Fragmenten“

### Von Univ.-Prof. Dr. Emil Utitz

Im Jahre 1775 erschien der erste Band der berühmten „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“ von Johann Caspar Lavater. In vier starken, mit vielen prächtigen Kupfern geschmückten Büchern liegt dieses Werk vor, das so viel Begeisterung weckte und das nicht minder verhöhnt und verspottet wurde. Ein Zeitgenosse meinte, das Werk sei allen Gelehrten zum Trotz eines der schönsten Denkmale des ganzen Jahrhunderts, und er schilt jeden einen „gefühllosen Hund, wer dabei nicht glühet“. Als aber die Wogen der Gefühlsschwelgerei abebbten, wurden die Urteile zurückhaltender, ablehnender. Bekannt ist die stürmisch-leidenschaftliche erste Begegnung Goethes mit Lavater; die fliegenden, fiebernden Worte: „Bist's!“ „Ich bin's.“ Hell entflammte Goethes Teilnahme für Lavaters physiognomische Bemühungen und steigerte sich bis zu aktiver Mitarbeit: denn hier sah Goethe einen Weg, vom Sinnlichen zum Inneren des Menschen vorzudringen, ja im Sinnlichen dieses zu erfassen. Und Lavater beruft sich gern auf die Worte Goethes in seiner Stella: „O, mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der beste Text zu allem,

IX. Fragment: „Von der Harmonie der moralischen und körperlichen Schönheit“: „Man sage einem Kind: Unter diesen fünfen ist ein leichtsinniger, süßer Geck! Ein stolzer Windbeutel! Ein Trunkener! Ein Geizhals! Ein geiler Bock! — Es wird schwerlich irren und diese Namen unrecht verteilen.‘ (Zeichnung von D. Chodowiecki, Stich von Joh. H. Lips)

Mitte: IX. Fragment: „Von der Harmonie der moralischen und körperlichen Schönheit.“ Nach Betrachtung eines Hogarthschen Blattes voll lebendiger Laster: „Erhole dich, lieber Leser, an diesem jungfräulichen Gesicht voll Einfalt und Unschuld“

Digitized by Google

einem Bett geschlafen habe, bedauerte er doch, „daß ein schwacher Mystizismus dem Aufflug seines Genies sobald Grenzen setzte“ und daß ihm die „Tendenz zur Natur“ fehlte.

So verblaßte schnell der Ruhm Lavaters. Seine Physiognomischen Fragmente erschienen schließlich als originelle Kuriosität eines interessanten Kauzes. Man stieß sich an den offenkundigen Mängeln, übersah jedoch die wirklichen Verdienste. Erst die Gegenwart läßt Lavater wieder zu seinem Rechte kommen. Die Schriften über ihn mehren sich. Vor allem ist da das schöne Buch von Christian Janentzky zu nennen über „Lavaters Sturm und Drang im Zusammenhang seines religiösen Bewußtseins“. Gerade vom Religiösen aus ist

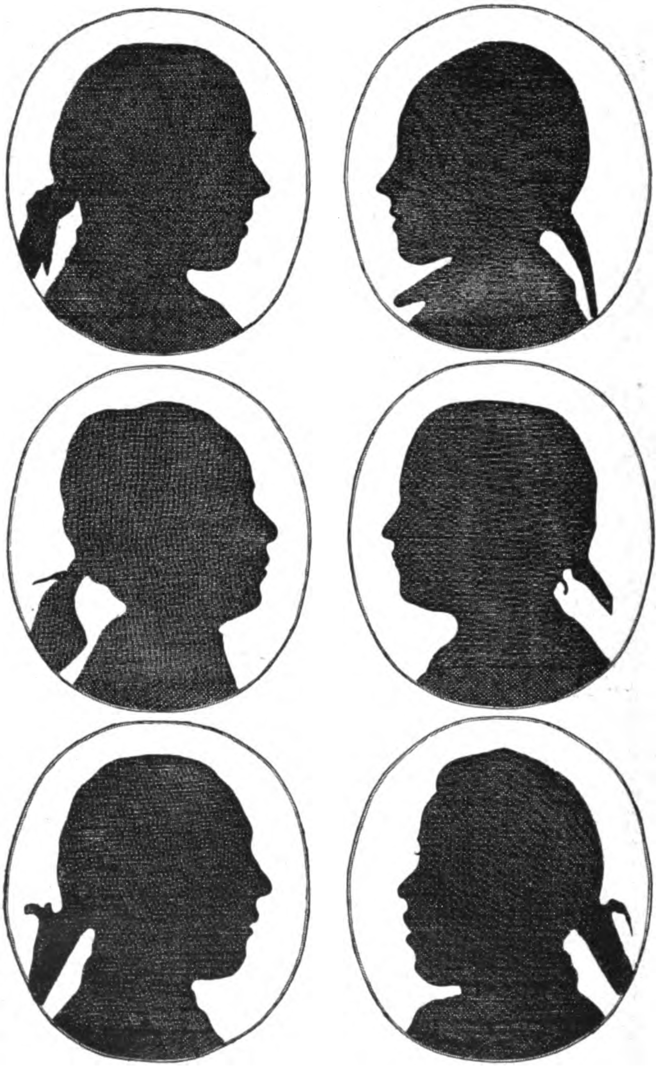
IX. Fragment: „Von der Harmonie der moralischen und körperlichen Schönheit.“ — „Der Abschied des Calas.“ Stich nach dem Gemälde von D. Chodowiecki: „Hast du jemals Betrübnis, die schmachtet, die hart an Ohnmacht grenzt, doch nicht vollkommene Ohnmacht, ja Betrübnis, die lauter hilflose Liebe ist, gesehen, wie die auf den Vater sich lehnende trostlose Tochter —? Aber — nun vergleiche mit diesem jammervollen schmachtenden Gesichte des ehrwürdigen Alten noch zehnmal rederes Gesicht... Trost blickt noch aus dem müden, zerdrückten Herzen... Abgearbeitet, ausgeweint, — beinahe bis zur Gefühllosigkeit durchjammert ist das Gesicht. Aber noch tiefe Ruhe unter Lasten von Leiden —“

Unten: XVII. Fragment: „Physiognomische Übungen zur Prüfung des physiognomischen Genies“: „Diese Vignette ist das Bild einer kränkelnden, schwachen, aber im Leiden geübten Frau, die sich in stillen Gedanken über Mann und Kinder, die sie vielleicht bald verlassen soll, zu verlieren scheint.“ (Zeichnung von D. Chodowiecki, Stich von Joseph Lips)

was sich über ihn empfinden und sagen läßt.“ Aber in „Dichtung und Wahrheit“ holt Goethe zu scharfer Kritik an seinem früheren Freunde aus. Wenn er auch in seinem Alter freundlich der Zeit gedachte, da er oft brüderlich mit Lavater zusammen in



Digitized by Google

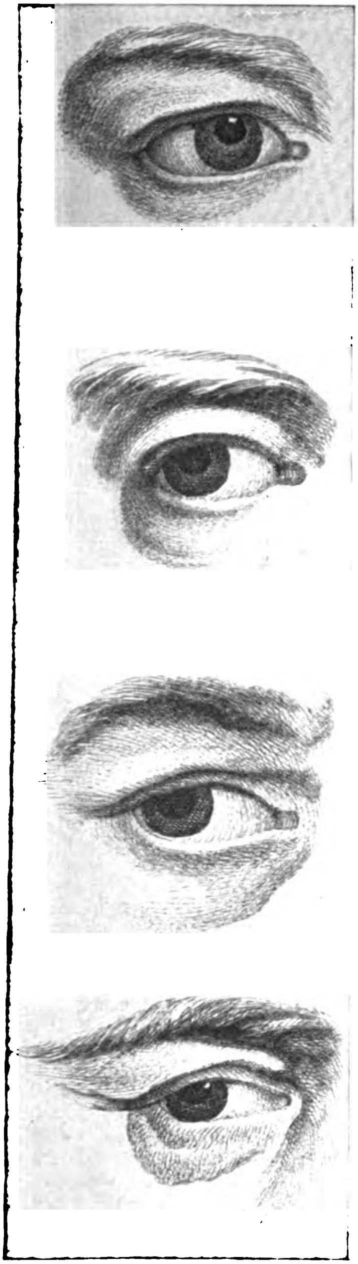


XVII. Fragment: „Physiognomische Übungen zur Prüfung des physiognomischen Genies“: Sechs Knabensilhouetten. Der erste Knabe ist verständig ohne Kraft, der zweite hat mehr Geschicklichkeit als Scharfsinn, der dritte ist das beste Herz, aber ununternehmend, der vierte ist der schläfrigste, der fünfte ist ein in allen Absichten trefflicher Junge, der sechste ist der schwächste

der Zugang in die Welt Lavaters zu gewinnen. Und das religiöse Erlebnis steht heute der Forschung unendlich näher als in der naturwissenschaftlich-materialistischen Epoche. Sie konnte auch nur Lavaters Physiognomik belächeln. In unseren Tagen aber, da eine geisteswissenschaftlich orientierte Psychologie und Psychiatrie mit aller Kraft auf das große Problem „Charakter und Persönlichkeit“ zusteuern, wird manches aus der Lavaterschen Physiognomik lebendig, was ganz verstaubt und vergessen schien. Vielleicht darf ich in diesem Zusammenhange auf mein „Jahrbuch der Charakterologie“ verweisen und auf meine demnächst erscheinende Charakterologie (beide im Pan-Verlag Rolf Heise zu Charlottenburg). Dieser Aufsatz soll aber keine kritische Prüfung noch eine Ehrenrettung der Lavaterschen Physiognomik sein, vielmehr eine anschauliche Skizze ihres Wesens. Und das ist gerade dort oft von besonderem Reize, wo es über die Wissenschaft hinausdrängt, wo empfindsame Schwärmerei beginnt, wo zarte Vignetten uns ergötzen. Was den Fachmann abstößt, wird der ästhetisch empfängliche Leser häufig dankbar begrüßen. Allerdings wird auch er oft unter einer undisziplinierten, maßlosen Breite der Darstellung stöhnen, er wird — an die Sachlichkeit unserer Tage gewöhnt — immer wieder erstaunt sein, wie schnell Lavater den Boden der Tatsachen verläßt und heiter zu spekulieren beginnt. Aber er wird — auch wenn er all dies und vieles andere in Abzug bringt — doch nicht ohne Anregung und Belehrung die Physiognomischen Fragmente aus der Hand legen.

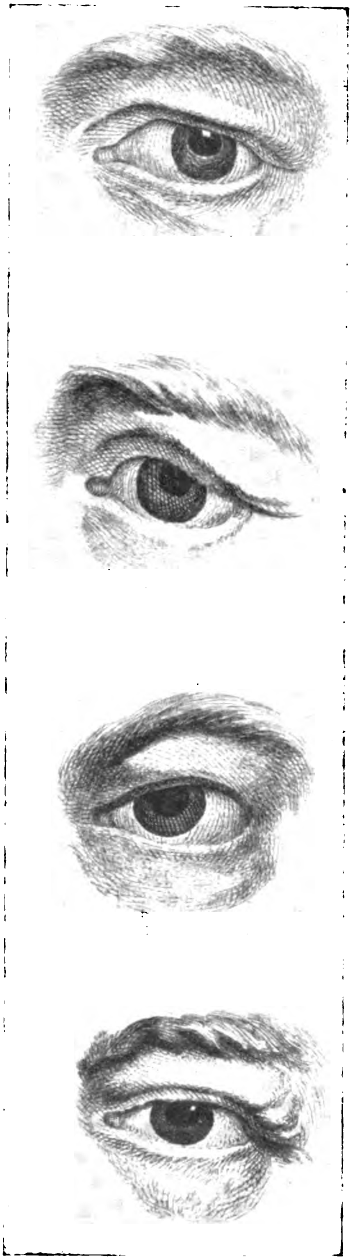
Sie beginnen mit dem Motto: „Gott schuf den Menschen sich zum Bilde.“ Und der religiöse, ethische Einschlag ist deutlich spürbar, nicht nur als weltanschaulicher Hintergrund, nein, die ganze Physiognomik wird geradezu Mittel des Gottesdienstes und der Sittlichkeit. Wie der Gläubige in jedem ärmlichen Grashalm Gottes unendliche Schöpferkraft bewundert, so glaubt Lavater aus der geringsten körperlichen Beschaffenheit die geistige und damit göttliche Wesenheit ablesen zu können. Physiognomik bedeutet ihm die Fertigkeit, durch das Äußerliche eines Menschen sein Inneres zu erkennen. Auch der schlechteste Beobachter seines eigenen oder anderer Angesichter vermag nicht zu leugnen, daß jeder Empfindungszustand, jeder Gedanke der Seele auf dem Antlitz sich abzeichnet. Unähnliche Zustände der Seele haben nicht ähnliche Aus-

Digitized by Google



drücke des Gesichts, und ähnliche Zustände nicht unähnliche Ausdrücke. Wir würden heute wohl diesen sehr bequemen Grundsatz nicht unterschreiben; aber Lavater braucht ihn, weil seiner Meinung nach die Möglichkeit der Physiognomik von ihm abhängt. Ja, er greift noch zu anderen Voraussetzungen: wenn schon in der Leibnizschen Philosophie gelehrt wurde, daß kein Ding völlig dem anderen gleicht, und daß alles individuell sei, geht Lavater weiter: ihm zufolge müssen alle diese Verschiedenheiten sinnlich sich manifestieren. Er hat wohl nie ausdrücklich behauptet, jedes Geistige habe seinen körperlichen Ausdruck und umgekehrt; aber im Grunde vertraut er darauf, daß die gesamte geistig-göttliche Welt sich anschaulich spiegelt. Man müsse nur das Gesetz dieser Spiegelung erkennen!

In der Praxis kehrt sich aber Lavater wenig an



XVII. Fragment: „Physiognomische Übungen zur Prüfung des physiognomischen Genies“: Augen von Künstlern, die darin übereinkommen, daß das obere Augenlid mehr oder weniger unter den Augenknochen eingeschoben ist und daß die Augenbrauen stark behaart sind

Theorien. Er hält sich lieber an das physiognomische „Gefühl“, obgleich er immer wieder beteuert, man müsse von diesen dunklen Gefühlen zu klarem physiognomischem Denken sich erheben. Aber das ist eine seltene Gabe. Man sagt zwar allgemein: „Man sieht's ihm an den Augen an,“ „man darf den Menschen nur ansehen,“ „die Ehrlichkeit spricht ihm aus den Augen,“ „der Mann hat ein offenes Gesicht,“ „ich traue seinem Lächeln nicht“ usw. Aber die Gründe solcher Behauptungen erforscht man nicht. Lavater verhehlt sich keineswegs die Schwierigkeiten, unter denen bereits die Antike gelitten hat: man kennt Helden- und Waghalsgesichter, die immer die ersten auf der Flucht gewesen sind. Je weniger man ist, desto mehr will man scheinen. Der wahrhaft Mutige bedarf nicht der Geste des Mutes. Auch vermögen Krankheit, Zufall, Hypochondrie den

Digitized by Google

XVII. Fragment: „Physiognomische Übungen“ usw.: J. Ph. Rameau. „Sieh diese Stirn! diese Schläfe! in ihnen wohnen die reinsten Tonverhältnisse. Sieh dieses Auge! es schaut nicht, bemerkt nicht, es ist ganz Ohr, ganz Aufmerksamkeit auf innres Gefühl. Diese Nase! wie frei! wie fest, ohne starr zu sein — und dann, wie die Wange von einem genüglichen Gefallen an sich selbst belebt wird, und den lieben Mund nach sich zieht! und wie die freundlichste Bestimmtheit sich in dem Kinne rundet.“ (Zeichnung von J. J. Caffieri, Stich von J. G. Sturm)

Unten: VIII. Fragment. Zugabe: „Über zwei Mundstücke“: „Welcher gerader, ruhiger, heiterer Sinn in dem oberen! Ein Mund (der untere), der an einem Ende sich steif zudrückt, an dem andern sich lässig öffnen will — wird immer unerträglicher Ausdruck von irgendeiner unerträglichen Gemütsart.“

an sich Mutigen mutlos zu machen. Aber — Lavater tröstet sich — auch dieses „Gemische“ wird dem kundigen Physiognomisten „fühlbar“ sein. Er traut seinem Gefühl. Oder man erblickt äußerst stolz scheinende Menschen, die in ihren Handlungen niemals das allergeringste Merkmal von Stolz verraten. Man kann stolz sein — und Demut affektieren. Erziehung und Umgang verleihen vielleicht die Miene des Stolzes, auch bei demütigem Herzen. Lavater, der all diese Möglichkeiten durchschaut, beruhigt sich damit, daß schon jedes demütige Herz, durch die Miene des Stolzes scheinen wird, „wie Sonnenstrahl durch die Wolken“. Methodisch ist sich Lavater der ganzen Schwierigkeiten wohl bewußt, und es sind keine „Methoden“, mit denen er sie bekämpft: er überläßt sich seinem „Gefühl“. Und dieses Gefühl kann man schulen und schärfen. Wie heute Kunstpädagogik zum „richtigen Sehen“ anleiten will, so Lavater zu jenem „Instinkt“, zu jenem sicheren intuitiven Erfassen. Denn auch eine Kunst muß geübt werden. Ja, er fragt: „Wo ist die Wissenschaft, wo alles bestimmbar, nichts dem Geschmacke, dem Gefühl, dem Genius übriggelassen sei?“ Ja, er spricht ein „Wehe“ über eine Wissenschaft, die so wäre. Trotzdem spielt er auch wieder mit dem Gedanken, die Physiognomik zu mathematisieren. Hoffnungslos bliebe aber alle Physiognomik, wenn es schlechthin keine Grenzen der Verstellung gäbe. Dann wäre das Gesicht eine undurchdringliche Maske, oder man könnte doch nach Belieben diese Maske zum Schutz vorhalten. Aber: „Welcher Mensch wird es durch alle Künste der feinsten Verstellung dahin bringen, daß z. B. sein Knochensystem sich nach Belieben verändere? welcher machen können, daß er scheint, eine stark gewölbte Stirn zu haben, wenn sie platt ist?“ Dieser Gedanke erscheint mir ungemein wichtig und frucht-

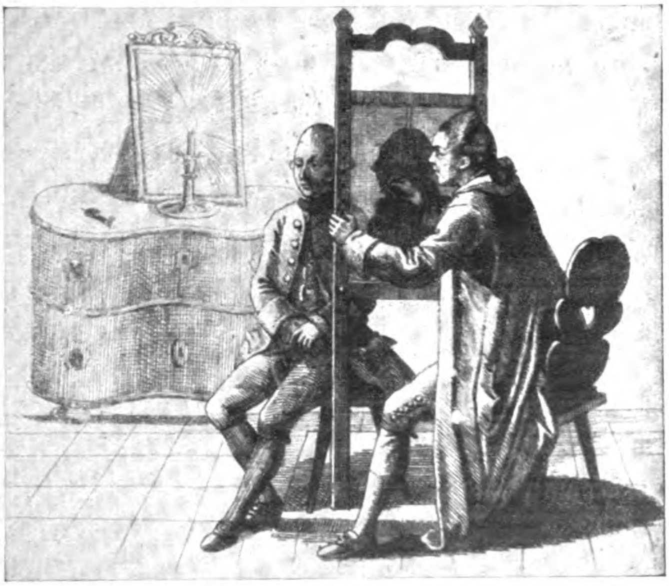
Digitized by Google

XXIII. Fragment: „Vögel". „Goldadler. Nach Natur und durch Alter schwächere Urkraft, feuriger Blick, aber nicht rachedrohend, nicht tief." Stich von R. Schellenberg

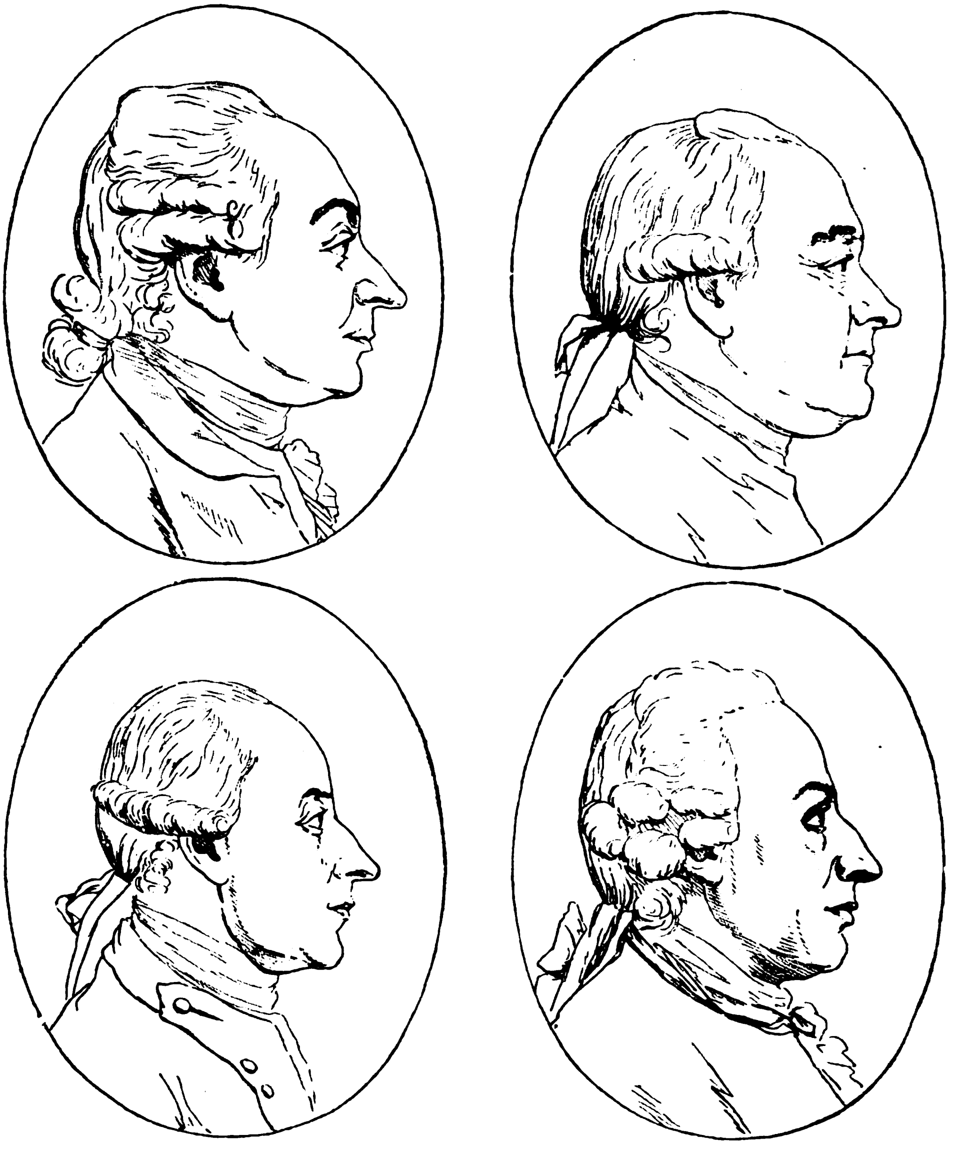
aller Physiognomik, wer sich die Natur wie einen Schriftsetzer in der Druckerei denkt, der aus verschiedenen Fächern seine Buchstaben zu einem Worte zusammensetzt. Der sich die organischen Werke der Natur zusammengeflickt denken kann — wie ein Harlekinkleid! Nicht eine Flohhaut ist auf diese Weise zusammengeflickt — geschweige die schönste Organisation der Erde — der Mensch! Nie vom Hauche der Weisheit jemals angeweht ist der, der die unmittelbare Fortsetzung, Kontinuität, Einfachheit der organischen Naturprodukte einen Augenblick bezweifeln kann! Ihm fehlt der allgemeine Sinn für die Natur — mithin auch für die Kunst, die Nachahmerin der Natur. Verzeiht mir, Leser, daß ich mit wärmerer Heftigkeit spreche. Ich muß — die Sache greift gar zu tief ein — verbreitet sich zu sehr über alles. Den Schlüssel der Wahrheit hat der, der dies Gefühl für die Homogenität der Natur, mithin auch der menschlichen Bildung hat." Mit der Wucht einer Intuition hat jenes Prinzip Lavater sich eingeprägt; aber er vergißt dabei, seine Möglichkeiten und seine Tragweite zu prüfen. So bleibt die Ausbeute vieldeutig und nicht ungefährlich. Gewiß schwebt ihm die Einsicht vor, daß in bestimmten Verbindungen die Ganzheit

bringend. Gerade neueste Forschung geht den gleichen Weg: von der Physiognomik im engeren Sinne — als dem Niederschlag der mimischen Bewegungen — zum festen Körperbau. Ich brauche bloß an die bekannten Untersuchungen von Kretschmer zu erinnern.

Den durchschlagenden Erfolg jeglicher Verstellung vereitelt ferner die genaue Beachtung des wichtigen Grundsatzes, daß kein Glied am menschlichen Körper dem anderen widerspricht Und eben der Widerstreit kündet Verstellung an. Kein Glied „hebt das andere auf; jegliches ist mit jeglichem zusammenhängend; jedes jeglichem untergeordnet, jedes — wird von einem und demselben Geist bewegt. Jedes ist von der Natur und dem Temperament des anderen, obgleich sich dieses Temperament in dem einen mehr als in dem anderen zeigen und äußern mag. Inzwischen hat jedes Glied am Menschen den Charakter des ganzen Körpers. Es ist nichts Zusammengeflicktes in der Natur". Begeisterung packt Lavater, wenn er dieses entscheidenden Grundsatzes gedenkt: „Weg von



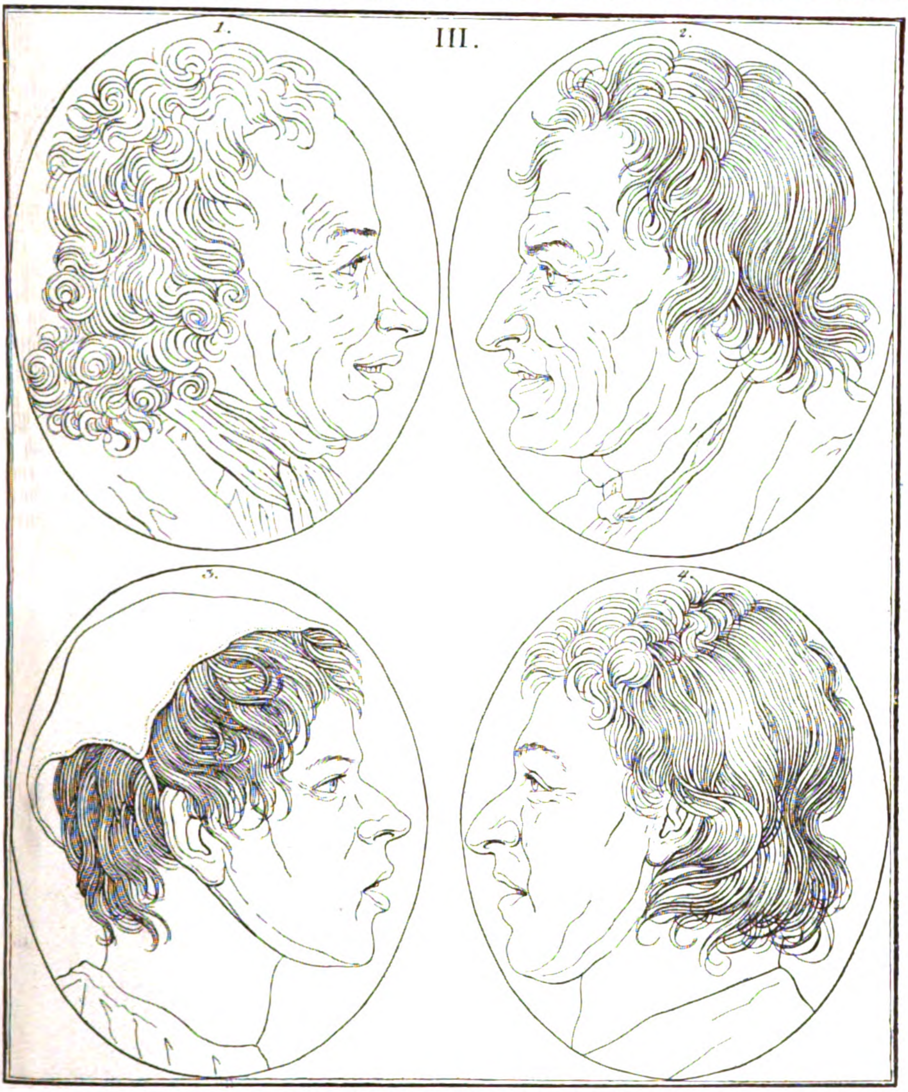
X. Fragment: „Über Schattenrisse". Die beste Art, Silhouetten zu ziehen



XXX. Fragment: „Sanfte, edle Charaktere". „In keinem Profil Übergewicht treibender, vordringender, furchtbarer, drohender Schnellkraft. In allen Augen, aller Mund ist Sanftheit. Am trockensten ist das letzte Profil"

mehr sein könne als die Summe der Einzelheiten, daß diese erst ihren bestimmten Rollenwert von der Struktur des Ganzen her empfangen. Aber er verliebt sich auch in den Gedanken, daß Einzelheiten das Ganze vertreten können, weil es eben ihnen immanent sei, oder daß wir vom Einzelnen aus das Ganze zu rekonstruieren vermögen. Wenn man der ersten Wendung beipflichtet und in ihrer Befolgung eine der Hauptquellen der Lavaterschen Erfolge erblickt, wird man den weiteren Ausgestaltungen — die ihr zum Teil widerstreiten — nur sehr bedingt Zutrauen schenken. Es bleibt zu untersuchen, wann und inwiefern einer Einzelheit die Ganzheit immanent ist, und unter welchen Bedingungen die Rekonstruktion des Ganzen aus Details möglich ist. Wird hier nicht jeder Schritt behutsam gesichert, treiben wir in phantastische Willkür hinein. Und ihr erliegt Lavater sehr häufig. Frank Wedekind meint einmal, aus dem Gang einer Dame können wir ohne weiteres entnehmen, ob sie ein Stumpfnäschen hat oder nicht. Auf der

Digitized by Google




XVI. Fragment: „Schwache, törichte Menschen". Vier Torenköpfe, drei männliche, ein weiblicher „1. Der offne große Mund, die ecklose Unterlippe so nah überm länglicht runden Kinn hervorragend — und die gefaltete Lockerheit — zeigt entsetzliche Dummheit. 2. Ein Teil der Stirne und die Nase könnten eines witzreichen, klugen, festen Mannes sein. 3. Stirn und Auge haben nichts Albernes, nichts Dummes. 4. Das gepreßte Auge, der offne Mund, das lockere Kinn ..."

Stufe solcher geistreichen Verknüpfungen stehen unzählige Behauptungen Lavaters: Einfälle, die oft den Eindruck hervorrufen, daß „etwas" an ihnen daran ist, aber man kann wissenschaftlich mit ihnen nichts anfangen, denn sie sind nicht methodisch verankert.

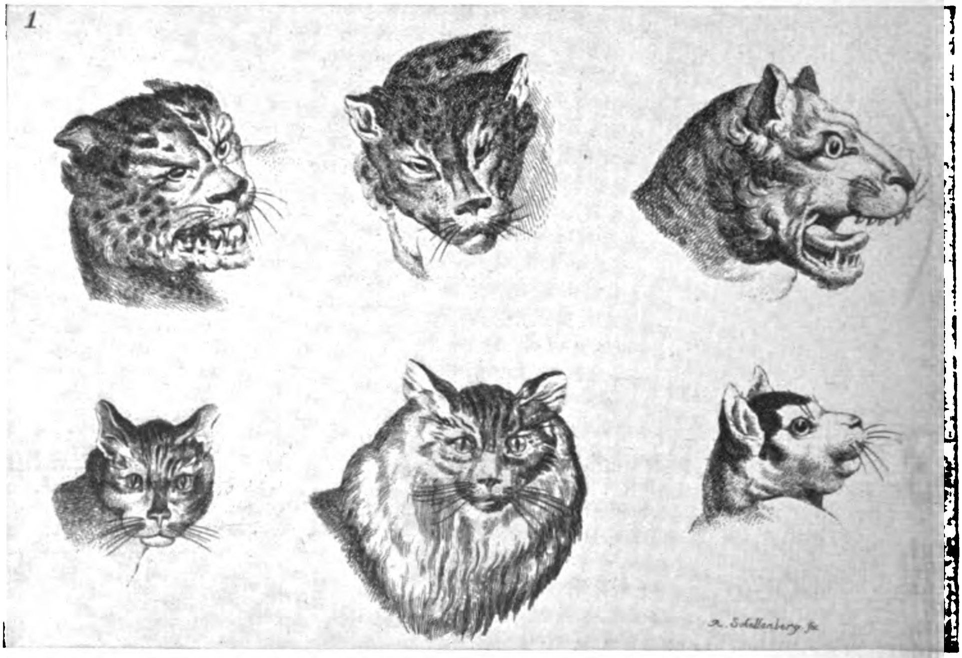
Lavater aber glaubt, „ohne Besorgnis" behaupten zu dürfen, daß alle körperlichen Bewegungen des Menschen sich nach seinem Temperament und seinem Charakter modifizieren, daß „jede Bewegung des Klugen anders ist, als dieselbe Bewegung des Unklugen, daß der Choleriker anders schreitet und sich trägt als der Phlegmatiker; der Sanguiniker anders als der Melancholiker. Gesteht man dies auch gern zu, wird man doch zu Vorbehalten gezwungen: nicht alle Bewegungen sind gleich charakterogen; man wird also unter diesem Gesichtspunkt eine sichtende Auswahl treffen müssen. Und man wird sich mit den Bewegungen nicht allein begnügen dürfen, sondern nach Bestätigungen von anderen Seiten her suchen. Der Hang zu voreiliger Verallgemeinerung ist stets das Zeichen eines noch unreifen Stadiums des betreffenden Wissenszweiges. Lavater, in froher Entdeckerfreude des Findens, läßt sich

Digitized by Google

immer wieder zu weittragenden Schlüssen hinreißen, die das Gefundene nicht rechtfertigt. Er verdunkelt es im Gegenteil, wenn er es mit seinen Dichtungen umrankt. Unter allen Bewegungen des menschlichen Körpers erscheint ihm keine so mannigfaltig wie die der Hand und der Finger. „Und unter allen Bewegungen der Hand und der Finger keine so mannigfaltig, als die, welche das Schreiben verursacht.“ In der Tat ist ja heute — dank der Genialität von Klages — die Graphologie zweifellos die fortgeschrittenste von allen physiognomischen Disziplinen. Und diese Möglichkeit wenigstens hat Lavater vorausgesehen, obgleich sein eigenes graphologisches Können und Wissen, von dem die Fragmente Proben bringen, recht bescheiden ist.

XXX. Fragment: „Sanfte, edle Charaktere.“ „Gehört gewiß auch in die Klasse der edelsten, sanftesten, zärtlichsten, unvergleichbarsten und liebenswürdigsten Seelen.“

Nicht minder wichtig als seine Grundsätze sind seine praktischen Regeln. Er rät — und das erscheint mir ausgezeichnet — mit den „außerordentlichsten“ Charakteren anzufangen. „Studiere und erforsche vor allen Dingen — die extremsten Charaktere, die äußersten Enden entgegengesetzter Charaktere. Itzt die entscheidensten Züge der wohlwollenden Güte, dann die der entschiedensten Bosheit. Itzt den entschiedensten Dichter, dann die kältesten Undichter; itzt den gebornen Toren, dann den gebornen Weisen.“ Methodisch vorzüglich ist es, daß er nicht empfiehlt, einfach durch Häufung der Fälle einen farblosen Durchschnitt zu gewinnen; sondern er wählt als Leitlinie die ausgezeichneten reinen Fälle



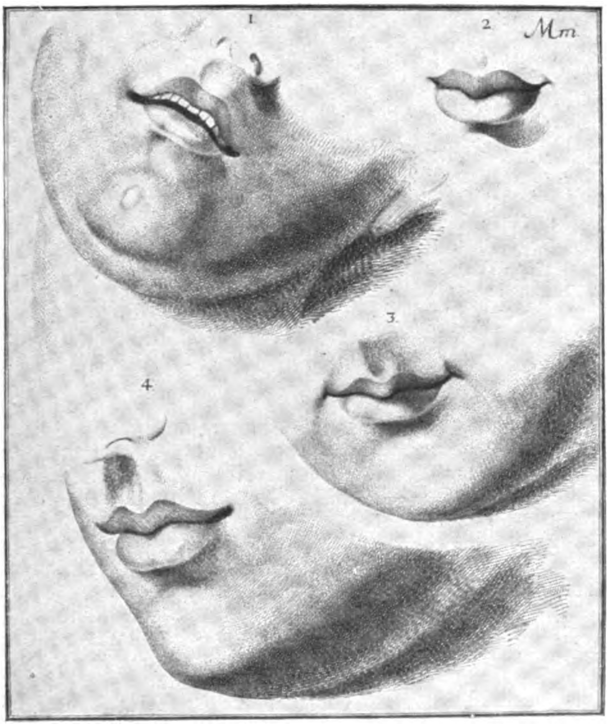

XXXIII Fragment: „Wilde Tiere“. „Die Löwin (3) bezeichnet offenbaren Grimm und heiße Raubgier. Blutdürstiger Rachen, das Ganze voll Selbstgefühl und Bewußtheit eigner Kraft. „Bei den zween Tigern (1 und 2) höllische Verschlagenheit und Falschheit ... Kann man sich das schadenfrohe Lächeln des Satans, wenn ein Heiliger fällt — teuflischer denken als in dem ersten Tigerkopf? ... Die zweite Reihe Katzenköpfe. Katzen, Tiger im kleinen, gemildert durch häusliche Erziehung. Der zweite Kopf — von einer angorschen Katze. Böses, mürrisches, argwöhnisches Staatsgesicht.“ (Stich von R. Schellenberg)

Digitized by Google

Vignette unter der Einleitung des 3. Bandes der Physiognomischen Fragmente (Leipzig und Winterthur 1775)

Berücksichtige aber stets, daß ähnlichen Gesichtern ähnliche Charaktere entsprechen. Und bedenke, daß die Stirn bis zu den Augenbrauen vornehmlich den Verstand spiegelt, Nase und Wangen das moralische und empfindsame Leben, Mund und Kinn das animalische, „indes das Auge Zentrum und Summe des Ganzen wäre". Dieser scharfen regionalen Aufteilung wird heute wohl niemand unkritisch zustimmen, sie verträgt sich schlecht mit den Lehren Lavaters, die wir bereits kurz durchgesprochen haben. Aber bei ihm kämpfen eben verschiedene Absichten miteinander. Das Streben, handgreifliche einfache Anleitungen zu bieten, vergewaltigt die tieferen aus glücklichen Schauungen quellenden Einsichten. Wir könnten seine Arbeit fast in Schichten zerlegen. Aber alle durchkreuzt wieder seine theologisierende Gefühlsseligkeit, die dichterisch ausschweift, moralisierend verfälscht und jegliche begriffliche Strenge auflockert.

Am müheloseſten gewinnen wir einen Blick in seine Werkstatt, wenn wir ein wenig die Abbildungen betrachten, mit denen er verschwenderisch sein Werk ausgestattet hat. Diese Illustrationen trotz ihrer Seltenheit, gleichsam „Ideal-Typen". Klassische Beispiele will er, und sie sagen weit mehr als eine Fülle unbedeutender und verwischter. Wie aber gewinnen wir solche vorbildliche Beispiele? „Besuche in dieser Absicht Torenhospitäler — und zeichne dir erst von den allergeistlosesten Gesichtern die Grundform, die auffallendsten Züge; und sogleich hernach suche dir eine Gesellschaft von weisen, gesund denkenden, tiefdenkenden Menschen aus — und gehe ebenso zu Werke." Für bedeutsam halte ich den Hinweis auf die Irren, wie denn ihr Studium sich überhaupt als charakterologisch äußerst fruchtbar herausgestellt hat. Sie liefern — sozusagen — ein unendliches experimentelles Material, das die Natur uns vorgelegt hat: denn fast alle erdenklichen Variationen sind in ihnen und durch sie vertreten. Lavater allerdings warnt gerade vor systematischer Forschung; er schärft ein: „Traue deiner ersten, schnellsten Empfindung immer am meisten; mehr noch als dem, was dir Beobachtung zu sein scheint." Verdirb dir also nicht Vorurteilslosigkeit und Naivität des unmittelbaren Eindrucks!




V. Abschnitt. II. Fragment: Vier Mundstücke: 1. Sinnliche, fleischlichste Wollust im vollgerundeten Kinn, der Mund selbst weder roh noch fein, weder erhaben noch ganz gemein. 1. Ruhe — Bonhomie, ohne eigentlich feine Güte, 3. Mehr Wollust als 2 und weniger als 1, mehr Güte als beide. 4. Mehr Grobheit ohne Wildheit

Digitized by Google

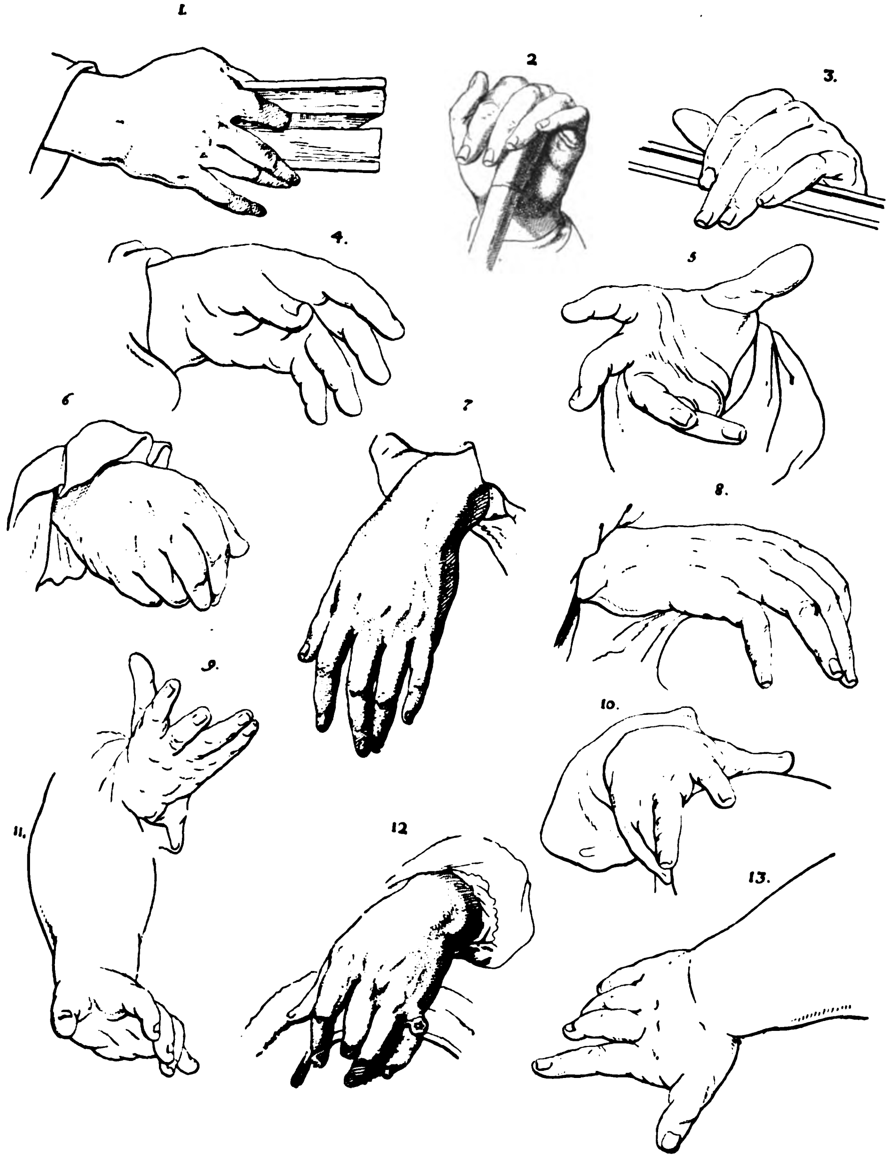
waren das Vergnügen seiner Zeitgenossen — Frau Rat Goethe bemerkt: „Physiognomik ohne Kupfer, was wär das!“ — und ihr Reiz ist heute gewiß noch nicht erloschen. Wir geben vorerst als Beispiel einfache physiognomische Übungen wie Lavater gern sie pflegt. Auf der Vignette sehen wir fünf Köpfe. Und Lavater fragt einen Unkundigen: „Unter diesen fünf Köpfen ist ein leichtsinniger süßer Geck, ein stolzer Windbeutel, ein Trunkener, ein Geizhals, ein geiler Bock.“ Er meint, man werde schwerlich bei der Namensverteilung irren. Sie ist richtig in der Reihenfolge von links nach rechts. Lavater will damit zeigen, wie sicher innerhalb gewisser Grenzen jeder urteilt und daraus einen Beweis für Möglichkeit und Notwendigkeit der Physiognomik erzielt. Oder er stellt sechs Silhouetten von Waisenknaben nebeneinander. Unter ihnen ist einer außerordentlich schwach an Verstand und Fertigkeit; einer sehr schläfrig und ständig ermunterungsbedürftig, dabei ein ganz guter Junge, endlich einer sehr verständig, edel und bescheiden. Es sind dies der sechste, vierte und fünfte. Schattenrisse — die uns als zweifelsfreies Material heute gewiß sehr bedenklich erscheinen würden — erfreuen sich überhaupt einer besonderen Vorliebe Lavaters, und er schildert eingehend ihre sachgemäße Herstellung. Wir weisen kurz auf zwei weitere Beispiele hin, auf das „jungfräuliche Gesicht voll Einfalt und Güte“ und auf die Vignette einer kränkelnden, schwachen, leiderprobten Frau, die sich in stillen Gedanken über Mann und Kinder, die sie vielleicht bald verlassen soll, zu verlieren scheint. Man erkennt wohl leicht, daß derartige Bemerkungen mit wissenschaftlicher Physiognomik noch gar nichts zu schaffen haben, man könnte sie höchstens als praktische Vorübungen für eine solche gelten lassen. In größtem Umfange zieht Lavater künstlerische Porträts heran. Zwar soll die Beobachtung an der Natur exakter sein als am Porträt, aber da jene häufig unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnet, muß man sich der Porträtdarstellung bedienen, allerdings sich dessen bewußt bleiben, daß gerade der treffliche Künstler seiner Arbeit den Stempel seiner Individualität aufdrückt. (Ein sehr gutes Buch über Lavaters Verhältnis zur bildenden Kunst schrieb neuerdings Charlotte Steinbrucker.) Zu den von Lavater zärtlich geliebten Künstlern zählt vor allem Chodowiecki; sehr häufig verwendet er seine Arbeiten und deutet sie schwärmerisch aus. Als Beispiel einer derartigen Porträtsausdeutung gebe ich Lavaters Analyse des Kopfes von Rameau. Man beachte dabei, wie Lavaters Wissen um diesen Komponisten in die Schilderung einfließt: „Sieh diesen reinen Verstand! Ich möchte nicht das Wort Verstand brauchen — sieh diesen reinen, richtigen, gefühlvollen Sinn, der's ist, ohne Anstrengung, ohne mühseliges Forschen! und sieh dabei diese himmlische Güte! Die vollkommenste, liebevollste Harmonie hat diese Gestalt ausgebildet. Nichts Scharfes, nichts Eckigtes an dem ganzen Umrisse, alles wallt, alles schwebt, ohne zu schwanken, ohne unbestimmt zu sein. Diese Gegenwart wirkt auf die Seele wie ein genialisches Tonstück, unser Herz wird dahingerissen, ausgefüllt durch dessen Liebenswürdigkeit, und wird zugleich festgehalten, in sich selbst gekräftigt, und weiß nicht warum? Es ist die Wahrheit, die Richtigkeit, das ewige Gesetz der stimmenden Natur, die unter der Annehmlichkeit verborgen liegt. Sieh diese Stirn! diese Schläfe! in ihnen wohnen die reinsten Tonverhältnisse. Sieh dieses Auge! es schaut nicht, bemerkt nicht, es ist ganz Ohr, ganz Aufmerksamkeit auf inneres Gefühl. Diese Nase! Wie frei! wie fest! ohne starr zu sein — und dann, wie die Wange von einem genüglichen Gefallen an sich selbst belebt wird und den lieben Mund nach sich zieht! und wie die freundlichste Bestimmtheit sich in dem Kinne rundet! Dieses Wohlbefinden in sich selbst, von umherblickender Eitelkeit, und von versinkender Albernheit gleichweit entfernt, zeugt von dem inneren Leben dieses trefflichen Menschen.“

V. Abschnitt. V. Fragment. „Dieses Ohr ist zu bestimmt, um von einem plumpen, und zu rundig, um von einem außerordentlich feinen Menschen zu sein“

Der Weg zu solchen Generalanalysen führt über das Studium einzelner Charakterzüge. So stellt Lavater sanfte, treue, edle, zärtliche

XI. Abschnitt. XVII. Fragment. [illegible] eine treffliche Stirn, eine ganz [illegible] Nase — und ist überhaupt ein Ge[illegible] voll treuer Güte, Einfalt und ruh[illegible] Aufmerksamkeit“

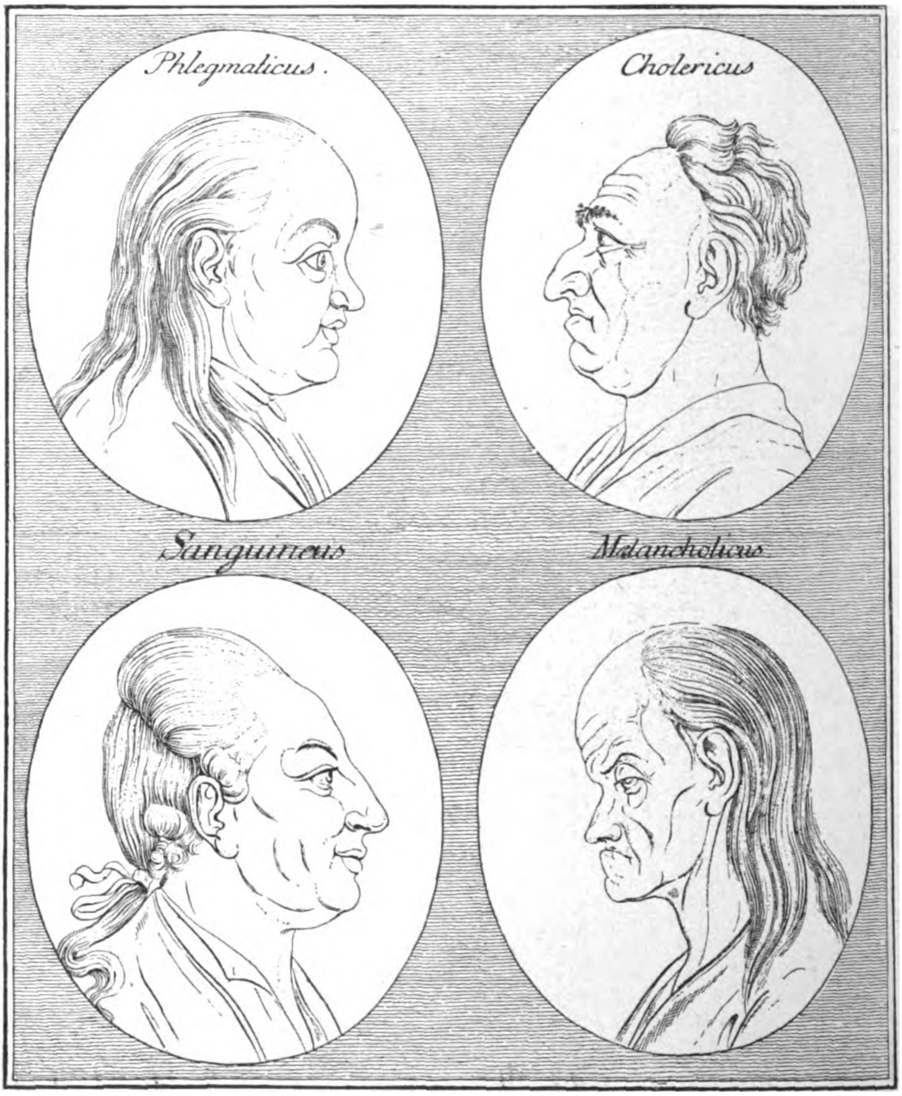
Digitized by Google



IV. Abschnitt. III. Fragment: „Dreizehn Hände, Umrisse". 1. Keine edle Hand. 2. Hand eines feinen und beherzten Mannes. 3. Hand eines Künstlers oder Kunstfähigen. 4. Vielleicht auch eines Künstlers Hand, doch keines sehr fein fühlenden. 5. Hand eines beredten, leichttätigen und gescheiten Mannes von Geschmack. 6. Hand eines unordentlichen und gleichgültigen Mannes. 7. Erhabne, edle Hand. 8. Durch Länge und Form der Finger noch erhabner. 9. u. 10. Hand eines beredten, geschäftigen, wohlanstelligen Mannes. 11. Keines harten und steifen Mannes Hand. 12. Hand eines talent- und geschmackvollen Mannes. 13. Hand eines arbeitsamen und wackeren Mannes

Charaktere zusammen. In keinem herrscht ein Übergewicht treibender, vordringender, fruchtbarer, drohender Schnellkraft. In aller Augen, aller Mund ist Sanftheit. Am trockensten ist noch das letzte Profil. Und die Reihe dieser Männer mag ein weibliches Bildnis ergänzen, das nicht minder zur Klasse der „edelsten, sanftesten, zärtlichsten, unvergleichbarsten und liebenswürdigsten Seelen" gehört. Ebenso zeigt die Vignette ein „Frauenzimmer" mit trefflicher Stirne, ganz edler Nase, überhaupt ein Gesicht voll Treue, Güte, Einfalt und ruhiger Aufmerksamkeit. Vergleiche sollen das physiognomische „Gefühl" für Verwandtschaft und Fremdheit schulen. Aber es bedarf noch der eindringlichen Kenntnis jeden Details. So zeigt z. B. Lavater aus Kupferstichen vergrößerte Augenpaare von bildenden Künstlern. Gemeinsam sind ihnen die stark behaarten Augenbrauen, das obere Augenlid mehr oder weniger unter den Augenknochen eingeschoben. Oder er

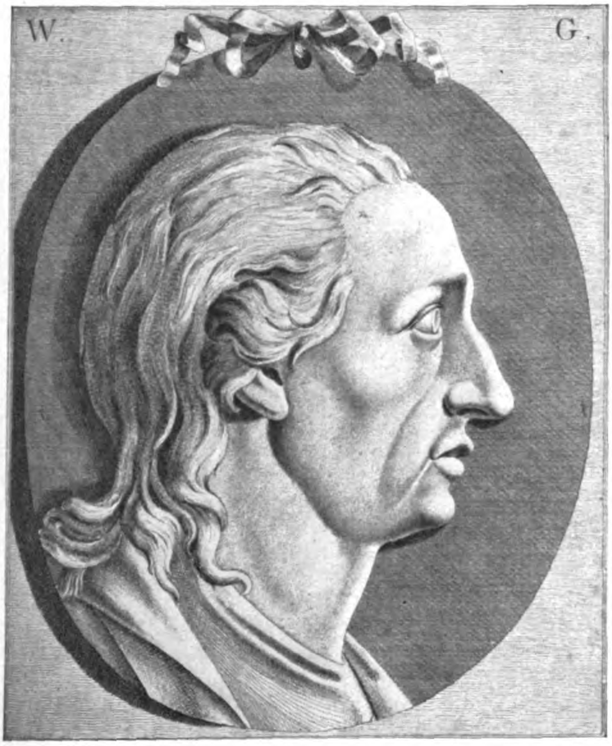
Digitized by Google




VI. Abschnitt. I Fragment: „Etwas von den Temperamenten"

bietet vier Kahlköpfe von hinten im Schattenriß. Den ersten kennt Lavater als einen lebhaften, schnellen, elastischen, tätigen Charakter. Er ist gar kein Kahlkopf. „Man band ihm die flachgekämmten Haare unten zusammen, daher der obere Teil des Umrisses nicht vollkommen rein ist." Der zweite ist nicht so schlank und gedehnt, aber ruhiger, fester, einfacher, tiefer. „Die unverführbarste Vernunft — unerschöpflich an Witz — aber schwachen Gedächtnisses." Dem dritten eignet prüfender, aber nicht tiefforschender Verstand, wenig schöpferische, aber sehr heitere Einbildungskraft. Der vierte ist ein förmlicher Dummkopf. Der Schnellste hat den längsten und schlanksten Hals, der letzte ist beinahe Fleisch ohne Geist, er scheint gar keinen Hals zu haben, dafür einen zusammengedrückten, eiförmigen, zugespitzten Kopf. Ich brauche wohl den Leser nicht zu warnen, solchen Befunden zu viel Gewicht beizulegen. Ebensowenig, wenn Lavater ein Beispiel weiser Stirn und Nase vorführt. Oder wenn er den Charakter verschiedener Hände deutet. So spricht die zweite für einen feinen und beherzten Mann, die siebente ist wirklich erhaben und edel, wird aber darin von der achten noch übertroffen. Die vierte ist gemein, aber immerhin kann sie einem Künstler angehören, nur gewiß nicht einem so zart fühlenden, wie die dritte. Und schließlich zeige ich noch ein Ohr, das zu bestimmt ist, „um von einem plumpen, und zu rundiy, um von einem außerordentlich feinen Menschen zu sein". Daß Lavater

Digitized by Google




IX. Abschnitt. VI. Fragment: „Goethe“. „Larve eines großen Mannes, der das Kreditiv seiner Vollmacht, auf die Menschheit zu wirken, auf seinem Gesichte hat... Welche Einfachheit und Großheit...! Im ganzen Festigkeit und Bewußtsein seiner eignen unadoptierten — Kapitalkraft“

auch die Handschrift heranzog, erwähnten wir bereits. So beenden wir diese Übersicht mit einem — recht naiven — tierphysiognomischen Beispiel, wobei Lavater Löwen, Tiger und Katzen als Charaktere der Verschlagenheit, Falschheit und des Grimmes vorführt, ohne sich im geringsten über die methodologische Forschung klar zu sein. Mit staunendem Kopfschütteln — belustigt oder verärgert — läßt man wohl diese Deutungen an sich vorbeigleiten. Dann aber vergesse man nicht, wie nachdrücklich Lavater für das Recht der Individualität stritt. „So wenig ein erwachsener Mann einem anderen völlig gleich sieht — so wenig ist ein Kind zu finden, das in der allerersten Stunde seines Lebens irgendeinem andern neugebornen Kinde ganz gleich wäre.“ Eben deswegen lehrt Lavater, jeder Mensch soll an sich selbst gemessen werden. Das führt — wie Janentzky gezeigt hat — auf den ethischen, religiösen und ästhetischen Grundsatz des Sturms und Drangs: Sei du selbst! Damit werden Töne angeschlagen, die lauten Widerhall in unserer Zeit finden. Und wie hoch die historische Bedeutung Lavaters eingeschätzt wird, zeigen die Schlußworte aus der schönen Abhandlung des berühmten Berliner Philosophen Heinrich Maier über „Lavater als Philosoph und Physiognomiker“ (An der Grenze der Philosophie 1909): „In dieser revolutionären Bewegung, die der deutschen Kultur neue Ideale brachte, dem deutschen Denken neue Bahnen öffnete, ist Lavaters physiognomisches Werk, ist seine Persönlichkeit eine der ganz großen Triebkräfte gewesen. Dicht neben Herders großen geschichtsphilosophischen Konzeptionen, neben dem Götz, dem Werther, dem werdenden Faust, den Räubern stehen, wenn nicht an Wert, so doch an Wirkung, die Physiognomischen Fragmente.“

**XI. Abschnitt. II. Fragment: „Männliches und weibliches Geschlecht“. „Wie viel reiner, zarter, feiner, reizbarer, empfindlicher, bildsamer, leitsamer, zum Leiden gebildeter ist das weibliche Geschlecht als das männliche!“**

Digitized by Google

# So reden die Leut' in Wien

## Unphilologische Betrachtungen von Ernst Decsey

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Ein Berliner, der im Kriege an einer österreichischen Front kämpfte, hörte von einem unsrer ehemaligen Kaiserjäger ein Lied, dessen Text und Melodie ihm lange nachging:

> Unter an Hollabusch
> Gigazt a Grill;
> Schaut a weng fürt,
> Aber net viel.

Er sang es einmal aus der Erinnerung einem Wiener Freund vor, der in Berlin lebte; aber ohne Erfolg. Der Wiener kannte das Lied nicht, denn es hieß in norddeutscher Fassung ganz anders:

> Unter 'nem Fliedergebüsch
> Zirpt 'n Heimchen;
> Guckt 'n wenich vor,
> Aber janz unbedeutend.

Vielleicht ist diese Anekdote nur Scherz; aber sie gibt die sprachliche Spannung zwischen Süd und Nord wieder. Sie erzählt von zwei deutschen Sprachen, die einander übersetzen müssen, um einander dann — mißzuverstehen.

Auch der selige Herr von Nigerl gehört hierher, die Wiener Pracht- und Charakter-Figur der achtziger Jahre, die Eduard Pötzl erfand. Schon im Namen — Nigerl — hat sich Nörgel- und Verneinungssucht neben Stadtärger und Raunzlust angesammelt; aber wienerisch abgemildert: man hat mit keinem Bosnickel, nur mit einem Nigerl zu tun, einem Herrn mit Kaiser-Backenbart, Meerschaumspitz im Mund, Stammtisch-Bauch, „Stößer" auf dem Kopf, und hört mit Behagen die bunten Abenteuer, die er, ein Don Quixote vom Grund, im Verein mit seinen Spezi (Freunden), dem Scheibenpflug-Pepi (sprich: Peppi mit kurzem e) und dem Kratinger-Ferdl (sprich: Ferttl) besteht. Seine Bemühungen galten auch dem, man darf sagen: seit Jahrtausenden gehobenen, und nie in die Höhe gebrachten Wiener Fremdenverkehr, scheiterten aber an seiner originalen Ausdrucksweise, die die zu bekehrenden Fremden als papuanisch oder so empfanden. Als Herr von Nigerl einmal in ein vegetarisches, gänzlich rostbratenloses Gasthaus fällt, erzählt er mit dem untergründigen Schauer des Enttäuschten: von dem „Pletschenfraß", den er dort genossen, und von seinem Magen, der „so umaranđer gurrt, daß mi' förmli' der Schiach angeht!" Pletschenfraß, muß man dazu erläutern, bedeutet das Verzehren von Blättern (wie sie Spinat, wie sie ein redlicher Kohlkopf besitzt), und der „Schiach" den Komplex von seelischen Übelkeiten, die sich nach vollzogenem Gemüsegenuß den körperlichen gesellen.

Diese Probe mag dazu verleiten, das Wienerische für eine unfeine Mundart zu halten. Für eine vergröbernde oder verludernde Abart, eine Gassen- und Winkelsprache, halb ins Gebirglerische, halb ins Rotwelsch spielend, wie es ja von vielen Norddeutschen geschieht, die teils mit Vergnügen am Drolligen, teils mit der Überlegenheit des sprachlich Einwandfreien zuhören. Was Seume vom „Bratwurstdialekt" des Wiener Polizeipräsidenten erzählt, den er — 1802 — um einen Paß nach Italien anging, ist zaunpfählig oder fuchsschwänzisch, nur nicht wienerisch, trotz des eingestreuten „holtr". Sein Ohr war ein schlechtgeschulter Empfänger, wie es die Ohren der zahlreichen nördlichen Romanschriftsteller sind, die ihre Wiener Kapitel mit einem Wienerisch ausstatten, das niemals an der schönen blauen Donau gesprochen wurde. Mit Vergnügen erinnere ich mich aus meiner Jugendzeit einer Possenszene des ortsberühmten Volkssängerpaares Seidl und Wiesberg, worin zwei Wiener einem Berliner Herrn, der um ein Maderl warb, auf sein Verlangen die Reihe der werbenden Ausdrücke beibrachten. Mit Mühe erlernte er: „Sö windverdrahts Gluatheferl, Se kinan mi Buglkraxntragn" — worauf sein Lohn eine weibliche „Watschn" ward, denn diese Ausdrücke waren das Gegenteil einer Liebeswerbung. Ein ebenso mißverstandenes, aus ungarischen und slawischen Lauten zusammengeleimtes „Wienerisch" war das, das ich von deutschen Schauspielern in Schnitzlers „Literatur" am Hoftheater zu Mannheim hörte. Und Julius Bittner, der Komponist des „Musikanten", schwur einmal, er könne sofort jedes Sängers deutsche Heimat nach der Aussprache eines einzigen Wortes erkennen, das im zweiten Akt seiner Oper vorkommt. Dies Wort lautet „Pelzjankerl" und ist für den Nichtwiener so schwierig wie das „Zwirnknöllerl": teils versagt das norddeutsche Ohr, teils die norddeutsche Zunge, die das l und Doppel-l nicht rollen kann.

Die Wiener Sprache ist nun, wie Max Mayr in einem eigenen Buch („Das Wienerische", eine Sammlung seiner Studien) nachweist, ein uralter deutscher Dialekt, weitaus älter, als sie selbst weiß. Ein Dialekt mit fester Gram-

Digitized by Google

matik, genauen Regeln und zahllosen halb oder ganz gebeugten Selbstlauten. Kein Willkür-Dialekt. Man erkennt einen echten Wiener sofort daran, wie er jemanden zu sich ins Zimmer bittet. Er wird dem Besuch zurufen: „Kummen S' eina!" Worauf der Besucher, wenn er Wiener ist, erwidern wird: „Glei geh-r-i eini!" Sagte der Einladende: „Kummen S' eini", und der Aufgeforderte: „Glei geh i eina", so sind es vielleicht Galizianer oder „Zugereiste", keine Wiener. Deutlich scheidet sich „eini" von „eina" ebenso wie „auffi" (Richtung des Gehenden) von „auffa" (Richtung des Erwartenden). Man fährt von Berlin nach Wien „abi", und der Wiener freut sich, daß sein Berliner Bruder endlich einmal zu ihm „aba kummen" ist.

Also eine uralte Mundart. Wie es der ehrwürdigen Stadt entspricht, die die älteste deutsche Großstadt ist und ihren Grundton treu bewahrte, sei sie auch ein Mischkrug aller österreichischen und einiger Nachbarsprachen gewesen. Die österreichischen Kaiser haben diesen Wiener Dialekt gesprochen, mochten sie Spanier oder Italiener sein. Und mochten sie im Briefstil, bei zeremoniellen Hofanlässen, französeln — unter sich, mit ihren Dienern, im täglichen Verkehr, bei allen privaten und allen Gelegenheiten der Entspannung sprachen sie unverfälscht das geliebte Wienerisch.

Bekannt ist der Satz, den Maria Theresia in den Zuschauerraum des Burgtheaters rief, als ihrem Sohne Leopold ein Stammhalter geboren wurde: „Leutln, gfreuts enk, der Poldl hat an Buam!" So die Kaiserin zu ihrem Volk, nicht anders als die Hökerin gerufen hätte. Ebenso bekannt ist der berühmte Satz, den der Kaiser Franz nach der Dreikaiser-Schlacht zum Fürsten Liechtenstein sprach, als er von seiner ersten Begegnung mit Napoleon, der sein Schwiegersohn werden sollte, zurückkehrte: „Jaz. weil i'n g'seg'n hab, kann i'n scho' gar nimmer leid'n!" Einmal sagte derselbe Kaiser Franz zu einer Bittstellerin, die um Gehaltsaufbesserung bat: „Se schau'n eh ganz mudelsauber und potlett aus, Se wer'n net hungern?!", worauf die Frau erwiderte: „Jo schaun S', Majestätt, Se essen so viel feine Sache z'samm und schaun ganz zaunkrachendürr aus." Und als der abgedankte Kaiser Ferdinand in Prag von der verlornen Schlacht bei Königgrätz hörte, rief er aus: „Na, zwegn was hab i nacha g e h n müassn? So guat wia d e e hätt i's a a z'sammbracht!"

In dieser Mundart der Kaiser und des Volks ist ältestes germanisches Sprachgut aufbewahrt. In Italien überfließt uns philologischer Ehrfurchts-Schauer, wenn die friaulische Bäuerin ihre stolze Tochter „superba" und ihren Gemüsegarten „orto" nennt, also Bezeichnungen gebraucht, die ihre Vorfahren vor 2000 Jahren gebrauchten: superbus, hortus. Leider bleibt der gleiche Schauer aus, hören wir aus Wiener Mund die uraltcn Worte, die namentlich die deutsche Handwerker-Sprache treu bewahrte. Wenn Walther von der Vogelweide behauptet, daß „ze Wiene der chrapfen in der Pfanne schriee", so gebraucht er das althochdeutsche „crapho", und um die Faschingszeit gebrauchen es die Wiener Hausfrauen noch heute, wenn sie Krapfen „aus'n Schmalz aussabach'n". Überhaupt — und es ist kennzeichnend — sind fast alle Ausdrücke der Bäcker, alle Titel ihrer knusperigen, „reschen" oder „marben" Erzeugnisse mittelhochdeutscher Abstammung: die Semmel, der Wecken, der Strizel, das Kipfel, und der sogenannte „Gschradi-Wecken", ein vierfach geteilter Wecken, kommt von schräden, das teilen bedeutet.

Wahrscheinlich ist auch die Fleischersprache mit ihren lieblichen „Hieferschwanzeln", „Rührdeckeln" und der „Beiried" nicht viel jünger. In meiner Knabenzeit las ich noch auf den kleinen Handwagen, deren man sich in der kaiserlichen Hofburg bediente, den Namen „Hof-Gaden", vielleicht weil sie Dienst für die kaiserlichen Gemächer machten; der Hoffleischhauer hieß „Hof-Zuschrot", was von schroten (teilen) kommt, und bis zum Umsturz etwa konnte man auf den Schildern kleiner Wäschegeschäfte „Pfaidler" lesen, was mit der „pfaid", dem Hemd, zusammenhangt. Und wenn mein Verleger mein neues Buch einmahnt, für das er schon Vorschüsse gab, so bedient er sich zu meinem Schrecken eines uralten Wortes: er b e n z t mich! Wenn er dann schwört, daß er zugrund geht, habe er bis zum Herbst nicht das Manuskript, so wehre ich mit einem Ausdruck ab, der geradezu ein deutscher Sprachgreis ist: „Ah. tuan S' Ihna nix an!", denn in ältester Zeit sagte man schon: „Daz täte mir ande", um ein Bedauern auszudrücken, das an der Oberfläche bleibt und nicht das Herz abfrißt.

Die oben erwähnte Ansprache Maria Theresias, die sich, wie man daraus sieht, mit dem großen Fritz leider nur schwer verständigen konnte, gebraucht einen Dual („Leutln, gefreuts enk!"), wie er schon im Gotischen vorkommt („inkwis"), und im Bayrischen unterscheidet man ebenso „ees" für ihr zwei, wie „eng" für euch zwei. Woraus zu ersehen ist, wie dicht die Wiener Sprache mit der deutschen Sprach-Urmutter zusammenhangt. Der Wiener behält am



Digitized by Google

Ende vieler Worte das alte „ch“ bei („Schuach“, „Viech“), behält das alte u statt des o bei („die Sunn“, „er is' frumm“) und wenn der Norddeutsche über die Wiener Kellner-Höflichkeit lächelt, die da fragt: „Schaff'n Eu' Gnadn?“, so gebraucht der Kellner das Wort schaffen im Sinn von anordnen und befehlen wie sein mittelhochdeutscher Vorfahr. Ja, der übereifrige Gebrauch von eingeschobenem „tun“ — „tua net wana“, „tua kan Lärm mach'n“ — geht geradezu auf das Nibelungendeutsch zurück, ein ehrwürdiger, leider nicht genügend geehrter Gebrauch. Nur der selige Nestroy ehrte ihn und schuf damit einen seiner unsterblichen philosophischen Sager: „'s Fatalste bei die früheren Verhältnisse is', daß sie oft später aufkommen tun . . .“

Die Fülle dessen, was Max Mayr darüber mitteilt, macht selbst den Wiener ganz „dasich“ oder mindestens „damisch“. Mayr ist kein sprachlicher Methodiker, aber ein Wisser und Wühler, er führt uns alle Straßen und Wege noch einmal, die die alte Sprache ging, zeigt Wortleichen, die wieder auflebten, Wortmumien, die erhalten blieben, er zeigt die Kraftveränderungen der Worte, die Farbenspiele der Vokale und spaziert mit uns vom Friedhof auf das lustig blühende Feld der Gegenwartsgrammatik. Er lehrt die Verkürzungssucht der Wiener Sprache, die vier Silben sieben vorzieht, die statt „ich weiß es ohnehin“ zu sagen pflegt: „I waß's eh!“ Er lehrt die Verbreiterungssucht der Sprache, die Verneinungen wiederholt („Das hat kan Halt net!“), und führt zuletzt in ihre Malerwerkstätte, zu den bunten, klangnachahmenden Anschaulichkeiten. Eines der Eingangsworte unserer Studie — „gigazt“ — gehört in die gleiche Galerie von Zeitworten wie kagazn, bumpern (einen dumpfen Klang), bempern (einen hellen Klang erzeugen), prack'n (mit der flachen Hand hauen, oder den Teppich mit dem „Pracker“ klopfen), klesch'n (von dem Schall der Peitsche oder Ohrfeige zu gebrauchen), hatsch'n (von einem Hinkenden zu sagen). Er führt auch in das Lachkabinett der Wiener Sprache, aus dem der „Pletschenfraß“ stammt, und erläutert den „Hemdhusaren“, der einen Floh, den „Bauplatz“, der eine Glatze, die „Dreegschleudern“, die einen schimpfenden Mund bezeichnet, und die „wurlate Wassersucht“, womit schönfärberisch die unerwünschte Mutterschaft, die einem Mädchen droht, bezeichnet wird.

Hierher gehört noch die endlose Reihe von Gleichbedeutungen, die die Sprachphantasie für lustbetonte und unlustbetonte Affekte geschaffen hat: grauhaarige Worte, von denen es allein sechs für das Weinen gibt. So zwar, daß man scherzweise abwandeln könnte: „I blaz, du rerst, er heent, mir zanen, ees flents, sie pler'n!“

Einen Fund des monumentalen Mayrschen Buchs bilden drei Zeilen, die zugleich den Kürzetriumph des Wienerischen darstellen:

AIG
IGA
GIA

Hier sind die Entschlüsse dreier Personen enthalten, die vom Wirtshaus aufbrechen. Der Erste: „A, i geh!“ Der Zweite: „I geh aa!“ (auch). Der Dritte: „Geh i aa!“

*

Eine besondere, ja eine Hauptrolle in der altehrwürdigen Wiener Sprache spielen die Verkleinerungen. Sie sind entsprungen dem künstlerischen Drang nach der Arabeske und dem musikalischen Ohr des Wieners. Er sagt nicht: „Eine sehr schöne Frau“ — hier beleidigen sein Gehör die aufeinanderstoßenden Hebungen „sehr“ und „schön“; er muß etwas einschieben, und sein rhythmisches Gefühl diktiert ihm: „A sehr a schöne Frau.“ Auch sagt er nicht gern: „Geben S' mir eine Semmel . . .“ Dieses „el“ fällt ganz tonlos ab, es muß ein Schluß-Schnörkelchen bekommen, wieder aufgedreht und zum „Semmerl“ werden.

Und dieses rhythmische Bedürfnis beherrscht die Wiener Sprache, ja erzeugt ebenso komische wie groteske Formen. Betritt man den Hutmarkt in Florenz, so nähert sich uns die Verkäuferin und fragt: „Un capello?“ Worauf man aus dem bunten Stapel einen capello wählt und seines Weges geht. Betritt man in Wien als Begleiter einer Dame einen Hutsalon, so erlebt man, daß nicht das Kaufen, sondern das Wählen des Hutes die Hauptsache ist, daß gar kein Hut existiert. Die Verkäuferin besitzt im ganzen Laden, in allen Borden und Schachteln keinen einzigen Hut; sie hat nur schicke, fesche, aparte, billige, halbgeschenkte, aufsehenerregende, wie niemand zu Gesicht stehende Huterln. Vielleicht hängt es mit der Enge des Verschlags zusammen, worin sie erzeugt werden; vielleicht mit dem Kosebedürfnis der Verkäuferin; jedenfalls duckt sich der Hut zum Huterl, sowie die Wiener Dame niemals einen Hund, stets ein Hunterl, nie eine Hand, stets ein Hanterl, ein mollertes, packschierliches Hanterl besitzt.

Kavalierhaftes Entgegenkommen, geschult an alter höfischer Sitte, findet an einer Wiener Dame alles klein, behauptet von ihr, daß sie ein herziges „G'sichterl“, und

gehört sie vorstädtischen Kreisen an, ein ebensolches „G'friserl" habe, daß sie entzückende Schucherln, ein süßes Goscherl besitze, daß sie überhaupt „a fesche Gredl" sei. Nur, wenn sie sich als Niveausinkerin und allzu starke Männerwechslerin erweist, einen Schmetterlingscharakter entfaltet, wird sie tadelnd ein „Flugerl" genannt, das in extremen Fällen sogar bis zum „Flitscherl" absinken kann. Aber keinem, der in der Wiener ars amandi gelten will, fällt es bei, von Gfries und Goschen bei einer wirklichen Dame zu reden, da sie schon durch den Gebrauch dieser nicht verkleinernden Ausdrücke in sittlicher Hinsicht verkleinert und ins Untermoralische verworfen würde. Die Verkleinerung ist notwendig, soll das Original in seiner sittlichen Pracht und Größe erscheinen. Ein „Flitscherl" kann noch immer Karrière machen, hat noch immer Aussicht, daß ein Reiner unbeirrten Sinnes naht und die Vielgeprüfte, nur vorübergehend Wandelbare, heimführt: über die Wendeltreppe verschiedener Schicksale in den ersten Stock wohlangesehener Bürgerlichkeit. Alles möglich. Flitscherl ist nicht absprechend, eher noch mit einem leisen Zuschuß von Anerkennung versehen. Bei einer „Flitsch'n" dagegen ist jede Karrière ausgeschlossen. Eine Flitsch'n kompromittiert. Sie duldet wohl commercium, nicht connubium.

Man kann die Welt der amourösen Verkleinerungen um dieser Endeffekte willen verstehen, kann parallele Versuche mit dem Wort Mensch — in der Bedeutung etwa von homo sum — anstellen; was jedoch die Verkleinerungen in anderen Bezirken des Wiener Lebens erreichen will, versagt sich Forscheraugen fürs erste, und man steht vor einer Wortspiellust, vor einer Wortverschnörkel- und -verkringelungswut, die verkringelt und verschnörkelt, um zu schnörkeln und kringeln.

Verlange ich in meinem Gasthaus einen Wecken, so bringt der Piccolo niemals einen Wecken, sondern ein Weckerl auf dem Teller; und da ich eine Salzstange haben will, ertappe ich mich dabei, daß ich „Salzstangerl" rief. Wie anders? Nur im Italienischen gibt es eine Wiener Salzstange. Nur in einer venezianischen Bäckerei erblickte ich ein verkrümmtes Gebäck: „Salzstanghel alla viennese." Bei uns? Ohne „erl" nicht denkbar. Es wäre eine Beleidigung des Gebäcks wie des Gasts. Auch eine Zündholzschachtel, die ich kaufen will, duldet von der Tabaktrafikantin keine Entwürdigung durch Bezeichnungen, die hart-geschäftlich, ja so preußisch-trocken und humorlos klängen. Es muß heißen: „A Zindhölzelschachterl winscht da Herr? Marandjosef, i hab ka anzigs Schachterl mehr, wie wird si' da Herr jetzt sei' Zigaretterl anzinden?"

Ein Viertel Wein, das jemand trinken will, wird zum Vierterl, was es appetitlicher macht, wie der Krug Bier längst zum Krügel ward, ein Kosewort, das das Stammwort überhaupt verdrängte und im Volksmund noch weiter geherzt und zum „Krügerl" hinabgekost wird. Das Kosen des schon kosenden Worts liegt dem Wiener im Mund: es geht gar nicht anders über die Zähne; er ist ein Kosekünstler, ein Kosemeier, der geborene Verkleinerich.

Das Mundstück eines Blasinstruments (französisch: embouchure) wird — nicht zur Ambaschur, vielmehr zum Ambaschurl, wie die Barbara zur Wetti und die Wetti zum Wawetterl. Zwar kommen in Wiens „enteren Gründen" auch Wawetterln vor, die es an robusten Formen mit den berühmten schwersten Männern Wiens aufnehmen; aber eben das Herzigsein und Lustgeklinge im Namen gibt Reize, und wie es keinen Schlauch, nur ein Schlaucherl (Schlaumeier) gibt, so kann es eigentlich kein Rad, keine Wade, kein Mädel, nur ein Radl, ein Waderl, ein Mäderl geben. Und läßt sich die Sprache zum Kind herab, so windet sie einen Kranz von Verzierlichungen ums Kindeshaupt, und es entstehen Sätze, wie sie nur in Wien möglich sind. Dem kleinen Erich, dem befohlen wird, das Ticken der Uhr zu beobachten, wird von der Erzieherin zugerufen: „Eri, gibs Uri zum Ori!" Und vom kleinen Joseph, der manierlich auf dem Töpfchen sitzend futtert, heißt es: „Der Peperl sitzt wiar a Pupperl auf sein Popperl und kriagt sei Papperl ...!"

Die norddeutsche Verkleinerungssilbe „chen" hat das Ohr des Wieners niemals überzeugen können. Töchterchen, Trichterchen, Fächerchen, es klingt ihm humorlos und gespreizt. Ja es „kegelt" sozusagen die Zunge aus; Muttchen, Mariechen, Nichtchen sind in Wien unmöglich. Die frohe Flügellippe des Wieners sträubt sich vor dem „chen", das auch das Mittelhochdeutsche nicht kannte. War dort die kosende Silbe „lîn" (tüechlîn, mezzerlîn, menschelîn) so übernimmt er sie, und wie sein Ahne von händel, mändel, kindel sprach, so spricht er von Radl, Dachl, Madl. Aber er steigt noch eine zweite Stufe der Verkleinerung hinab, und zwar über die Nachsilbe „erl" (gesprochen „a'l") und erreicht damit verkleinernde Verkleinerungen wie Raderl, Dacherl, Maderl, wozu das Hochdeutsche die Hilfe eines eignen Eigenschaftswortes braucht: ein ganz kleines Rädchen, ein winziges Häuschen, ein herziges Mädchen. Er ist der Lakoniker der Verkleinerung.

Manchmal zeigt sich die Verkleinerung an das Stammwort „festgefroren“ (Mayr) und läßt sich gar nicht loseisen. Ein Dachshund ist immer ein Dackl, wenn er winzig ist, ein Dackerl, ein Zeisig ein Zeiserl, ein Haarlöckchen ein Wuckerl und eine minderwertige Bühne (die in Wien natürlich nicht vorkommt...) ein Schnaggerltheater.

Pulswärmer heißen Stizerln, ein Loch im Strumpf ein Lickerl (von Lucke), ein „Locherl“ dagegen ist ein Mensch, der jedem „hineinschliefen“ möchte, ein untertäniges, ins Byzantinische gebeugtes Subjekt; während sein Gegenbild: der aufrechte, kraftvoll ausschreitende, heroisch um sich blickende Goliath durch eine andre herzige Verkleinerung bezeichnet wird: er ist ein Lackl!

Man verkleinert auch, wenn man anerkennen will: Das is' a Weinderl! Man verkleinert, wenn man lobsingen will: Das is' heut a Tagerl! Kurz, man verkleinert, wo man vergrößern, erheben, erhöhen will. Und der Grund? Das seelische Erdreich, dem diese abschleifende, rundende, rollende Philologie entwächst?

Der Wiener ist ein Idylliker. Ein Idylliker mit Autobussen, Telephons und Radio. Er kuschelt sich gern zusammen. Die Kugelform ist die, die am wenigsten Wärme verliert. Er will die Dinge nicht tragisch, will sie heiter, will die Wucht des Lebens, der Steuern Lasten, die Energie des Schicksals, das Drohen der Behörden nicht wuchtig, lästig, energisch, drohend sehen. Er will den Berg seiner Mühsal um einen Meter abschleifen, den Wölfen seiner Bedrängnis ihre Gläubigerwut abkaufen: ein Anakreontiker, der die Ecken und Kanten der Welt mit Rosen bekränzt.

Und wollen die Dinge nicht gehorchen, so dichtet er sie um, zwingt sie als Künstler zu einem heiteren Gesicht, wie der Photograph die Kunden. Es widerfährt ihm nichts, es ist ihm nur „a Laus übers Leberl gelaufen“. Nichts bezeichnet den Unterschied der Weltbilder während des Kriegs so deutlich wie die bekannte Anekdote: In Berlin war man 1914 bis 1918 ernst aber hoffnungsvoll; in Wien verzweifelt, aber lustig.

Idyllengeist herrschte in der kleinen, einst basteiten, zierlichen Kaiserstadt, die mächtig genug war, die Welt zu beherrschen, die sie an sich zog. Und herrscht noch immer, trotz Autobus und Telephon und Radio. Man braucht bloß die Leute an Tagen großer politischer Entscheidungen zu hören und ihre Stammtischreden zu belauschen: die Hauptrolle spielt der Sonntagsausflug zur Breiten Föhre oder zur Güldenen Waldschnepfe, der Wald, das gute Wirtshaus — alles, was vor dem Leben schützt: der Gefühls-Komplex wirklicher und energischer Lebenskünstler. In der Zeit der wildesten Sprachenkämpfe des alten Österreichs lebte ein Wortspielhans und Wortklangkünstler wie der Direktor des Konservatoriums Josef Hellmesberger, der berühmte Geiger, dessen Witze man in einem eignen Buch gesammelt hat! Als er einmal hörte, der Hofkapellmeister Aßmayer sei nach Gießhübel aufs Land gezogen, schreibt er ihm, dem enharmonischen Gehör der Post vertrauend, flugs eine Karte: „Herrn Hofkapellmeister Gißmayr in Aßhübel...!“

Beethoven wollte dem Schicksal in den Rachen greifen; der Wiener streichelt dem Schicksal das Löwengoscherl: „Tuan S' Jhna nix an!“ Die Freude an der gedrehten Barocksäule teilt sich den Worten mit, der Ziergeist des Wiener Rokokos vertrillert die Silben. „Ja, wer kommerlt denn da?“ pflegt man ein Kind zu begrüßen. Selbst die Zeitworte (kommerln statt kommen) werden gehätschelt, man will anschaulich machen, wie ein Kind, das ein herzig's Pauzerl ist, einhertrippelt, und es im Wort schon lieben. So hat man denn auch in Wien selten Freunde — wogegen man etwas hat, was keine andre Stadt der Seele in diesem Ausmaß bieten kann: Freunderln.

Die Freunderln sind etwa, was die Afficionados des spanischen Torero sind: Im-Dunstkreis-Weiler, Umschwärmer, Daseier, Kaffeehausbrüder, homines pertinentes, Dazugehörer, wie das römische Recht res pertinentes, unselbständige, zu andern gehörige Sachen kennt, der Riegel an der Tür, der Steckkontakt.

Freunderln sind Leute, die uns täglich einmal telephonisch anrufen, um uns angerufen zu haben. Leute, die sich für uns zerreißen, wenn's nicht notwendig ist, sich an unser Bett setzen, wenn wir gesund sind, und die wie die Körndeln vom Mohnstrizerl fallen, wenn man nach ihnen greifen will. Eine Minderungssphäre umgibt das Wort, eine Aura gemäßigter Vertrauenswürdigkeit, und verrät damit das starke seelische Feingefühl der leichten Wiener Zunge. Sie weiß, warum sie scheidet: Freund und Freunderl. Wer nur Freunderln hat, ist allein.

Und hört man so die Wiener Leute reden, dann sagt man selbst von dieser Stadt: 's ist doch a feines Stadterl...!

# Neues vom Büchertisch

## Schuldlüge und Wahrheit. Von Oberst Edwin Emerson, Neuyork

Wie Antworten auf des Kronprinzen Buch „Ich suche die Wahrheit“ erscheinen die zwei gleichzeitig geschriebenen Bände von Ewarts „The Roots and Causes of the Wars (1914—1918)“ und Lazares einbändiges Werk „A l'Origine du Mensonge“. Das umfangreiche englische Werk (es zählt 1204 kleingedruckte Seiten) stammt von dem kanadischen Rechtsgelehrten und Historiker John S. Ewart, K.C. & LL.D., verlegt von George H. Doran in Neuyork. Der Verfasser des französischen Buches gegen die Schuldlüge, der sich unter dem Namen „Lazare“ verbirgt, ist der bekannte Marseiller Schriftsteller M. P. Aubert, dessen tapfere öffentliche Kundgebungen in Marseille gegen Clemenceaus und Poincarés Lügenpolitik während des Waffenstillstandes mit Gewalt zersprengt wurden und ihren Urheber zeitweilig hinter Gefängnismauern brachten. Sein Verleger ist André Delpeuch in Paris. Auf dem Titelblatt steht als Motto der Ausspruch Poincarés vor der französischen Kammer am 20. Januar 1922: „Dire que l'Allemagne a voulu la guerre est un mensonge. Ce mensonge, nous en prenons la responsabilité.“ Anknüpfend an diesen Trutzspruch Poincarés zerreißt der französische Wahrheitskämpfer eingehend das Lügengewebe, das Poincaré seinerzeit so emsig gesponnen und im berüchtigten Artikel 231 des Versailler Friedensvertrages sowie in seinem 1921 erschienenen Werke „Les Origines de la Guerre“ festgelegt hat. Um die mannigfaltigen Behauptungen Poincarés zu widerlegen, muß „Lazare“ begreiflicherweise fast ebenso weit ausholen wie sein Gegner. Also geht dies französische Buch, ähnlich wie das Poincarés und das des Kronprinzen, zurück auf die diplomatische Geschichte der letzten 55 Jahre seit Ausbruch des 70er Krieges. Wie im Kronprinzenbuch behandeln besondere Kapitel Deutschlands Friedenspolitik unter der Leitung Bismarcks, die Emser Depesche, die Bündnisse nach dem Frankfurter Frieden, Balkanwirren, Deutschlands Einkreisung, Wettrüsten, Marokkokrisis, Panslawismus, Serajewo und das österreichische Ultimatum bis zum letzten verzweifelten Depeschenwechsel der Monarchen während der Mobilisation Rußlands. Im Laufe dieser Einzeluntersuchungen überführt der französische Autor wiederholt seinen Landsmann Poincaré gröblicher Unwahrheiten und Fälschungen. Nebenbei nimmt er auch Bezug auf die berüchtigte Belgrader Dokumentenfälschung des Wladimir Wasetels, wodurch der verstorbene Historiker Friedjung vorübergehend getäuscht wurde, und auf die nicht minder berüchtigte Fälschung eines Generalstabsberichtes Ludendorffs aus dem Jahre 1912 im französischen Gelbbuche vom November 1914. „Lazare“ hebt dabei hervor, daß Poincaré jenes bewußt irreführende Zitat, nachdem es von Ludendorff als Fälschung gebrandmarkt, wieder in seinem späteren Buche über die Kriegsursachen als angebliche Wahrheit vorgebracht hat. So kommt „Lazare“ zu dem Schlusse, daß das deutsche Volk — er nennt es „un grand peuple outragé“ — nicht nur in seiner angeblichen Alleinschuld am Kriege aufs gemeinste verleumdet worden ist, sondern daß, durch die Machenschaften Poincarés, Iswolskis und Delcassés, die Hauptschuld an der Entfachung des Weltkrieges seinem eigenen Vaterlande zufällt, — „unserem nationalistischen, imperialistischen, chauvinistischen Frankreich, das seit seinem Bündnis mit Rußland und seit der Entente Cordiale an nichts anderes dachte, als Deutschland mit Krieg zu überziehen und die Scharte von Sedan auszuwetzen“.

Der kanadische Historiker dagegen betrachtet den Weltkrieg in seinem Werke über die Kriegsursachen nicht als einen Gesamtkrieg, sondern als ein Knäuel verschiedener Kriege, die aus verschiedenen Wurzeln entstanden. Dabei unterscheidet er zwischen Ursachen, Wurzeln und Anlässen. So z. B. beschreibt Ewart das Rachegelüste Frankreichs für den Verlust Elsaß-Lothringens als die Hauptursache des Krieges im Westen; das Bündnis Frankreichs mit Rußland ist Kriegswurzel an Deutschlands Ost- und Westfront; der Thronfolgermord in Serajewo, das österreichische Ultimatum und die allgemeine Mobilisation Rußlands sind gemeinsamer Anlaß. Was Frankreich betrifft, so kommt Ewart nach eingehendem Studium französischer Äußerungen zu dieser Schlußfolgerung: „Frankreich trat in den Krieg wegen seiner sogenannten Wunde (Sedan und Elsaß-Lothringen); weil die Stunde der Revanche geschlagen hatte; weil es auf seine militärische Kraft vertraute; und weil es aus einer vernichtenden Niederlage Deutschlands Sicherheit gegen zukünftige Bedrohung erhoffte.“ In diesem Zusammenhang zitiert Ewart einen Brief des russischen Botschafters Benekendorf in London ein Jahr vor dem Kriege, worin Poincaré und Frankreich als „am kriegsbereitesten“ bezeichnet werden. Ewart zitiert auch Poincarés Geständnis in dessen „Les Origines de la Guerre“, daß Frankreich volle drei Tage vor seinen öffentlichen Erklärungen vom 4. August 1914 mobilisierte und daß Frankreich nur deshalb nicht Deutschland zuerst den Krieg erklärte, damit das französische Volk sich als über-

Digitized by Google

fallen betrachte und um so besser für Heimat und Herd kämpfe.

Obgleich Ewart auf die besonderen Beweggründe aller der kriegführenden Mächte des längeren eingeht, würdigt er in seiner Eigenschaft als Historiker und Rechtsgelehrter die Anschuldigungen, die im berüchtigten Artikel 231 des Versailler Gewaltfriedens gegen Deutschland erhoben wurden, nicht der geringsten Beachtung. Sein ganzes Werk beweist ja, daß von einer Alleinschuld Deutschlands am Kriege in einer so ernsten historischen Untersuchung keine Rede sein kann. Die Frage, ob Deutschland den Krieg gewollt, beantwortet Ewart folgendermaßen: „Vom Beginn der diplomatischen Verhandlungen vor Ausbruch des Krieges war Deutschland vor allem darauf bedacht, den Krieg zu lokalisieren, d. h. auf Österreich-Ungarn und Serbien zu beschränken. Deutschland wollte keinen erweiterten, keinen europäischen Krieg. Als Serbien auf Österreichs Ultimatum versöhnlich antwortete, erklärte der deutsche Kaiser, es sei kein Grund mehr zum Kriege. Hierauf, bis zur Mobilisation Rußlands, tat der deutsche Reichskanzler sein möglichstes, jedem Krieg auszuweichen. Deutschland hatte durch Krieg nichts zu gewinnen. Im Gegensatz zu den anderen Mächten des Festlandes suchte Deutschland keine Gebietserweiterung. Abgesehen von der Aufrechterhaltung Österreich-Ungarns in dessen Wirksamkeit als Bundesgenosse, und abgesehen von seiner Wehr gegen Rußlands Angriff, hatte der Eintritt in den Krieg für Deutschland keinen Zweck."

Schroffer urteilt Ewart über Rußland und Österreich, die er als die eigentlichen Urheber der Kriegskatastrophe bezeichnet. Wenn er auch zugesteht, daß Österreich nach dem Verbrechen von Serajewo allen Grund hatte, gegen Serbien vorzugehen, findet er, es hätte die serbische Antwort auf sein Ultimatum als Grundlage weiterer Verhandlungen annehmen und sich in dieser Sache den gutgemeinten Ratschlägen seines deutschen Bundesgenossen fügen sollen. Betreffs Rußland kommt der kanadische Historiker zu dem Schlusse, daß es zwecks Erlangung Konstantinopels, d. h. der dortigen Meerengen, und zwecks Wiederherstellung seines verlorenen militärischen Prestiges im Zusammenhang mit seiner panslawischen Politik auf der Balkanhalbinsel entweder den Krieg oder eine ausschaltende Demütigung Österreichs und Deutschlands wollte und mit allen Mitteln darauf hinarbeitete. Wohlbemerkt, nicht das russische Volk, sondern seine Machthaber.

Wie von einem britischen Autor zu erwarten war, befaßt sich Ewart am eingehendsten mit den englischen Beweggründen zum Kriege. Als bewußt irreleitend verwirft er alle die Vorwände, die von den damaligen englischen Staatslenkern, Asquith, Grey, Lloyd George und Bonar Law, vorgeschützt wurden. England bekriegte Deutschland nicht wegen Serbien, nicht wegen Belgien, nicht wegen der kleinen Völker, nicht wegen seines verbürgten Ehrenwortes an Frankreich, nicht wegen des preußischen Militarismus, sondern wegen der stetig wachsenden Konkurrenz Deutschlands in Kriegs- und Handelsflotte, sowie im Welthandel, wegen Deutschlands nautischer Bedrohung der Nord- und Ostsee im Falle eines deutschen Sieges über Frankreich und Rußland, wegen der Ausdehnung deutschen Einflusses im Osten über den Landweg nach Indien, und wegen des Ausbaus deutscher Siedlungen und Interessen in Afrika, Asien und in der Südsee. Kurz und bündig: England bekriegte Deutschland zur Förderung seiner nationalen Interessen, — eine englische Wendung des italienischen Spruches vom sacro egoismo.

Das vielumstrittene Eingreifen der Vereinigten Staaten in den europäischen Krieg erklärt der kanadische Rechtsgelehrte lediglich aus dem Versenken amerikanischer Schiffe und der Beschränkung amerikanischen Überseehandels durch die deutschen Tauchboote. Dabei verwirft er die hochtönenden Berufungen Wilsons auf Freiheit, Demokratie und Menschheit als verstiegene Phrasen. Nach Ewarts überaus gründlicher Untersuchung aller europäischen Beweggründe zum Kriege wäre eigentlich zu erwarten, daß er auch auf Onkel Sams finanzielle Kriegsrücksichten einginge, aber darüber bewahrt der Kanadier ein auffallendes Schweigen. Die meisten seiner amerikanischen Leser würden es wohl als schnöden Undank von einem Briten empfinden, wenn er Amerikas Rettung seines schwersten Schuldners (England) auf Eigennutz zurückgeführt hätte.

Trotz aller Gründlichkeit geht der kanadische Historiker in seiner eingehenden Erörterung der brennenden Rachegelüste Frankreichs wegen Abtrennung Elsaß-Lothringens nicht genügend auf den Grund. Er tadelt Bismarcks Zurückerlangung der Reichslande als eine rein militärische Maßnahme und unheilvolle Schädigung Frankreichs, ohne gerechte Erwägung des jahrtausendlangen deutschen Charakters dieser alemannischen Lande, die auch während der zwei Jahrhunderte ihrer erzwungenen Franzosenzeit an ihrer deutschen Sprache und Eigenart festhielten.

Angesichts solcher mangelnden historischen Einsicht im Auslande muß es dem Kronprinzen als ein besonderes Verdienst um sein deutsches Vaterland anerkannt werden, daß er in seinem Suchen nach Wahrheit das vorwiegende alte Deutschtum der alemannischen Lothringer und Elsässer klar hervorhebt. Seinem eigenen Hause hat er durch das im Ausland bisher unbekannte Zitat aus dem Tagebuch seines ritterlichen Großvaters über den Emser Vorgang einen nicht unwesentlichen Dienst geleistet. Dieses Zitat ergänzt in schlagender Weise die überzeugenden Ausführungen über die Emser Depesche in den besprochenen französischen und englischen Aufklärungsarbeiten.

Digitized by Google

# Romane und Novellen. Von Karl Strecker

**Paul Gurk: Meister Eckehart (Trier 1925) — Lulu von Strauß und Torney: Luzifer (Jena 1925) — Helene Böhlau: Die leichtsinnige Eheliebste. Ein Liebeswirrwarr (Stuttgart 1925) — Friedrich von Gagern: Der Marterpfahl (Leipzig 1925) — Heinrich Zerkaulen: Rund um die Frau (Hildesheim 1925) — Stefan Zweig: Angst (Leipzig 1925) — Der neue Meyer (Leipzig 1925)**

Bei einem Preisausschreiben der Kölnischen Zeitung für den besten deutschen Roman hat Paul Gurk mit seinem Meister Eckehart den Vogel abgeschossen. Liest man den Roman in der Buchausgabe, so wundert man sich über die Preisrichter. Aber es ist eine Verwunderung, die mit Hochachtung nahe verwandt und beinahe eins ist. Denn offenbar handelte es sich bei Aussetzung dieses Preises doch um einen brauchbaren Zeitungsroman. Das ist nun aber Meister Eckehart nach meinem Dafürhalten durchaus nicht. Er gehört den Wenigen, nicht den Vielen. Er dient ganz und gar nicht der Unterhaltung, ganz und gar dient er dem Gedanken, der Ethik, der Religion des Geistigen, der Weltweisheit. Und daß sie nicht dem leichteren Zweck, sondern dem tieferen Wert die Ehre gaben, das ehrt die Preisrichter selber — unter denen sich übrigens ein Thomas Mann befand — und es wäre ein Ziel aufs innigste zu wünschen, daß bei allem, was im neuen Deutschland gewertet und gewürdigt wird, nicht nur an der literarischen Wage, ein solches Maß und Gewicht eingeführt würde . . .

Gurks Meister Eckehart verleugnet eher dreimal seinen Herrn, als daß er sein Vorbild, nämlich Nietzsches Zarathustra, verleugnete. Gründlich aber verleugnet er „den Herrn" des Neuen Testaments, er befehdet ihn auf Schritt und Tritt, ja es scheint schließlich wenn nicht der, so doch ein Zweck des Romans (der keiner ist): der Lehre Christi eine andere, des Verfassers Überzeugung nach, bessere entgegenzusetzen. Solchem Beginnen muß man zum mindesten aufmerksam folgen, wenn es auch ebenso wahrscheinlich ist, daß in diesem Wettstreit Gurk eine gleiche Anzahl Gläubiger erwerben wird, wie daß Jesus mit seiner Lehre das Preisausschreiben der Kölnischen Zeitung hätte gewinnen können.

Ein heiteres Wort ist nicht der schlechteste Anfang einer ernsten Betrachtung. Immer ernster, immer betrachtender wird der Blick des Lesers, wenn er Meister Eckehart, dem berühmten Mönch und Prediger, der im Grunde ein Abtrünniger ist, nun zu allen Rastpunkten seiner lehrsamen Wanderung folgt. Zu Anfang steht er im Garten und sieht einem Strauch wilder Rosen zu, wie er blüht. Lächelnd folgt sein Blick dem Schmetterling und der Biene, die ihm wie Maria und Martha vorkommen, um dann auf der Bachstelze zu verweilen, die sich auf seine aufgeschlagene Vulgata gesetzt hat und dort ihre Federn plustert. Meister Eckehart liebt es, die Richtung seiner Betrachtungen durch den Zufall bestimmen zu lassen. So gibt er einem grünen Zweiglein die Bestimmung über seinen Text und findet Matthäi 4, die Versuchung Christi. Er meint, Versuchungen suche man nicht auf und er, Eckehart, wolle auch den Satan zu seinem Weggenossen haben.

Im folgenden Kapitel sitzt Meister Eckehart am Sterbebett eines reichen Kaufmanns. Aber weit entfernt, daß der Sterbende seine Sünden bereue, sucht er Vergebung für nicht begangene Sünden, die nicht getanen Taten verfolgen ihn. (Ein etwas billiger Gegensatz) . . . Auf der Kanzel steht Meister Eckehart. Und er spricht zu den vielen Frauen, die ihm lauschen, über Martha und Maria. Warum sollte Martha wie Maria sein? Steht nicht in jeder Wurzel das Geheimnis eines anderen Lebens? Wer kann fordern, daß jedes Menschen Wesen die gleiche Farbe habe? (Aber so war es ja gar nicht gemeint, Meister Eckehart!) Wie Christus zu den Zöllnern und Sündern geht, so sucht Meister Eckehart das Gesindel der Straße auf, setzt sich mit Trunkenbolden und Dirnen an einen Tisch. Tiefe, feine Worte spricht er hier zu Magdalena, der Gefallenen.

Kein Wunder, daß dieser Prediger, dessen Mund immer das Lächeln des Abtrünnigen umspielt, der so ganz unmönchische und unkirchliche Gedanken hat, bald ein Stein des Anstoßes bei den Strenggläubigen seiner Kirche wird, besonders bei seinem Neider und Gegner, dem Prediger Guardian, dem hier die Rolle des Judas zugewiesen wird. Ein sehr schönes Gespräch mit zwei Versuchern, die bei Eckehart einen Grund zur Anklage finden möchten, führt hinüber zu seiner Verfolgung, deren letztem Ziel, dem Scheiterhaufen, der kluge Meister Eckehart — er weiß zu allem die rechte Zeit — aber dadurch entgeht, daß er vorher eines sanften Todes stirbt.

Das Buch hat eine achtbare Höhe über dem Meeresspiegel. Ein wenig Pose, ein wenig selbstgefällige Wort- und Gedankenspielerei werden in Schatten gestellt von dem Geist und von der Form, die das Ganze adeln. Eine neue Religion wird es so wenig schaffen wie ein Maulwurf einen Eisenbahntunnel, aber als geistiges Dokument unserer Zeit, das einer egozentrischen, praktisch-

Digitized by Google

vorteilhaften Weltanschauung gediegensten Ausdruck verleiht, wird es seinen Wert behalten. Die vielen Gedanken des Meisters Eckehart sind selten neu, aber nie gemein und immer fein geschliffen. Eine gepflegte Aristokratie des Geistes verleugnet sich in keiner Zeile. Und je länger wir uns mit ihm beschäftigen, diesem kühlen Meister Eckehart, um so lieber weilen wir bei ihm, wir finden da, daß auch ein Erz sehr schön tönen und eine Schelle lieblich klingen kann. Die letzte Wendung schenke ich Meister Eckehart als Argument nach seinem Verfahren. Er kann damit beweisen, daß es Schwindel mit dem „und hätte der Liebe nicht" ist...

An Klosterluft, wenn auch von frischen Winden gereinigte, durch Meister Eckehart gewöhnt, treten wir sogleich mit Lulu von Strauß und Tornay in ein anderes, bedeutend nördlicher gelegenes Kloster, um ihres jungen Helden Burkard Lebensschicksale zu verfolgen, die sie in dem Roman Luzifer mit gewohnter Sicherheit zu kleinen Balladen ballt. Er ist keineswegs aus freien Stücken ins Kloster gegangen, der junge Herr Burkhard vom Haus auf dem Reepener Hof. Weil sein Vater infolge eines Grenzstreits trotz gelobter Urfehde die Söhne seines Schwagers erschlagen hat und dafür von diesem getötet wurde, muß sein Sohn Burkhard, Buko genannt, im Kloster sühnen und der schöne Hof, nur eine halbe Wegstunde vom Kloster entfernt, liegt schon als fetter Happen vor dem aufgesperrten Rachen der Kirche, die ja bekanntlich einen guten Magen hat.

Wie ein gefangener Vogel im engen Bauer sitzt Buko in der Klosterschule und grübelt über sein Schicksal. Sein Vater ist erschlagen worden, dafür muß er mit seinem jungen Leben büßen? Wie ist die Sünde in die Welt gekommen? fragt er sich. Die Lehre der Kirche will ihm nicht eingehen. Und die Rechtmäßigkeit des Handels mit seinem Erbe und Lebensglück erst recht nicht. Aber er soll noch schlimmere Erfahrungen mit der Kirche und mit seiner steinharten Mutter machen. Seine junge Liebe wird ihm hinterrücks vergiftet, die schöne Pächterstochter, der seine erste Leidenschaft gilt, in aller Stille gut verheiratet. Und als er nun in seinem Schmerz wirklich im Kloster Zuflucht sucht, da muß er — obwohl er sich musterhaft führt — doch bald erkennen, daß für eine gerade, ehrliche Natur, die selbständiges Denken und ein warmes Herz sich gewahrt hat, dort auf Schritt und Tritt Schlingen und Fallen lauern. Zwar wird er von seinem Gönner, dem Domherrn von Magdeburg, späteren Fürstbischof von Olmütz, auserwählt, das große Kruzifix im „Kreuzzug" gegen die Stedinger Ketzer voranzutragen, aber als er mit ansehen muß, wie von diesem hochmütigen Herrn die wehrlosen Weiber und Kinder der Feinde in eine Falle gelockt und unter Wortbruch niedergemetzelt werden, da wirft er ihm den Heiland vor die Füße und flieht zu den Ketzern, Luzifer, der Gefallene, wird sein Gott und diese seine Lehre verkündet er in Böhmen, bis die Kirche seiner endlich habhaft wird und ihn als Ketzer verbrennt.

Das Schicksal dieses Mannes ist mit epischem Blick erfaßt und in großer Linienführung gestaltet; in der Darstellung, die eine knappe und doch bildhafte Sprache auszeichnet, wird das Wesentliche klar herausgemeißelt. So ist es der Verfasserin — höchst unzeitgemäß — gelungen, einen wirklich guten geschichtlichen Roman zu schreiben. Was Lessing vom Drama sagt, gilt auch für die Erzählung: historische Stoffe sind da und nur da angebracht, wo die dargestellten Menschen in ihrem Fühlen und Handeln durch andere Zeiten und andere Zustände bedingt werden, wo die Voraussetzungen ihres Schicksals an eine bestimmte Vorzeit gebunden sind. Das ist hier durchaus der Fall. Dabei kann das Fühlen dieser Menschen doch für alle Zeiten verständlich und gültig sein, vielmehr wird dadurch erst die höhere dichterische Aufgabe erfüllt.

Auch Helene Böhlau betritt mit ihrem neuen Roman Die leichtsinnige Eheliebste historischen Boden. Sie tut es in leichtem Tanzschritt, in übermütiger Laune, mit spielerischer Anmut und graziöser Heiterkeit, dabei fehlt es ihr nicht an — doch das Weitere bedarf einer besonderen Begründung, die sich nur durch Betrachtung des Romans geben läßt. Glücklicherweise entgehen wir diesmal dem Kloster und lassen uns um so lieber in die lichtheitere Welt des junggoetheschen Weimar führen. Dort begibt sich eine höchst sonderbare Geschichte. Die leichtsinnige Eheliebste des schweigsamen Stallmeisters von Werthern läßt sich tot erklären und scheinbar begraben, um aus der langweiligen Ehe in eine fröhlichere Verbindung mit dem jungen August von Einsiedel überzugehen.

Das ist der ganze Inhalt des Romans? Mit Verlaub: es ist der Verlauf der „Handlung". Der Inhalt des Romans ist sehr viel mehr: eine ganze Seele nämlich. Die der Dichterin. Nicht das künstlerische Auge, nicht die scharfe Charakteristik, noch sonstige Vorzüge einer Erzählung geben diesem Roman seinen Wert, sondern die Seele eines vollsinnigen Menschen, die bald in tollem Übermut sich lachend austobt, gleichsam mit klingelnder Narrenkappe, die Pritsche lustig wie eine Gitarre umgehängt, hurtig einen Parkbaum hinaufklettert und die bunte Welt von oben sieht — oft aber still wie ein andächtiger Falter über einer Rose schwebt und schließlich auch, ein Mensch, ein ganzer Mensch, im stillen Kämmerlein das Ohr an eine liebe Menschenbrust legt und das Herz klopfen hört mit all seinen Sehnsüchten, seinen Nöten und seiner heimlichen Blutwärme.

Das ist es: der Mensch Helene Böhlau offenbart sich in diesem kapriziösen „Liebes-

Digitized by Google

Am Sonnentempel der Bayreuther Eremitage. Gemälde von Prof. Peter Emil Recher

Digitized by Google

Digitized by Google

wirrwarr", wie der Untertitel des Buches lautet, vielseitiger und unbekümmerter als je, er ist so in lebendigster Berührung des Alltäglichen, so mit Freude an seinen Gestalten und mit Liebe zu ihnen erfüllt, daß man schon nach wenigen Seiten kein „Leser" mehr ist, sondern ein fröhlicher Kamerad, der mitgeht, und müßte es sein „zum Pferdestehlen". Da ist gleich im ersten Kapitel das väterliche Schloß des jungen Freiherrn von Einsiedel: Lumpzig bei Leipzig mit kostbarer Laune geschildert. Mitten im Schlachtfest ist's, im „Schweinedrama" und das „Souper" besteht aus „Wurschtsuppe" mit Brot darin, Kopffleisch, Wellfleisch und frischen „Blut- und Leberwürschten", wozu ein kräftig eingebrautes Bier getrunken wird. Die vor Gesundheit schnaufenden Eltern des jungen Einsiedel — nicht zu vergessen die beiden Freifräulein, „rosa Elefanten" vom Vater genannt — sind mit ebenso keckem Humor und scharfer Beobachtung gezeichnet, wie später der silbenkarge Herr Stallmeister, oder die beiden „alten Geschütze, die das Feuer wieder aufnehmen" in Thüringen, oder die lebenskluge Wirtin in Meran.

Aber schon im ersten Kapitel fühlen wir auch unter Lächeln den heimlichen Ernst der Dichterin. Das Verhältnis des jungen Einsiedel zu seinem eckigen Schreiber ist mit der Innigkeit und dem Zauberauge eines Jean Paul gesehen, nicht minder die junge Tante Amarelle. Nun gar der Hof in Weimar! Hier erhebt sich mit den Gestalten und der Umwelt auch die Erzählerin zu achtbarer Höhe. Das wirbelige Leben am damaligen Weimarer Hof mit seinem Komödienspiel, Tanz, mit Landpartien, Geselligkeiten allerart, Musik und Dichtung ist zum Greifen wirklich, der junge Herzog und vor allem — das Schwierigste —: der Wertherdichter treffend charakterisiert. Eine tragische Episode, die Feuersbrunst und die Errettung des Alten durch Goethe und Einsiedel, seine Weissagung und sein Tod gehören zum Schönsten des Romans. Das Heikele aber: aus einem Stoff von so grotesker Abenteuerlichkeit, wie dieser Scheintod, etwas ganz Menschliches, Innerliches zu machen, voll erhabenen Humors — die Erscheinung der „Toten", ihr Anrufen und ihr Schnupfen, die Seelenschicksale des jungen Einsiedel dabei — ist der Dichterin am besten gelungen und das weist ihre Kunst denn doch einer ungewöhnlich hohen Rangstufe zu.

**Friedrich von Gagern** gehört zu den Erzählern, die immer überraschen, weil sie sich entweder von einer ganz neuen Seite zeigen, wie in seinem „Wundmalen", oder doch in eine neue Umwelt führen, die dann mit einer so bis ins Einzelste gehenden Genauigkeit, Kenntnis und Gewissenhaftigkeit geschildert wird, daß man seine eigene Erfahrung erweitert zu haben meint, durch diese Eindrücke aus fremden Zonen oder Zeiten. Das Erfreuliche dabei ist, daß Gagern immer noch an sich selber arbeitet und mit jedem neuen Werk seine Kunst steigert. Auf seinen Zweibänder, den wir hier zuletzt betrachteten, folgt diesmal nur ein schmales Büchlein von 76 Seiten **Der Marterpfahl**, in dem er das Leben auf den einsamen Farmen des westlichen Virginien schildert.

Wind wühlt in den Wäldern, Teekessel summt, man sitzt geborgen vor knatterndem Sprühfeuer am breiten Abendkamin und erzählt die unsterblichen Geschichten von Abenteuern, Greuel- und Heldentaten der Wildnis. Aus zuckenden Lichtwürfen der Flammen wachsen riesig die tragisch-finsteren Schatten großer Häuptlinge herauf — da schauert es kalt von der Tür her, sträubt den fletschenden Hunden den Kamm, erfüllt den Raum mit unheimlicher Gegenwart: und da steht es fremd im geisternden Flackerschein, glimmende Augen, ein Menschtier in Fell und Vlies, Tomahawk im Gürtel, schwere Flintbüchse in der Faust, an der Hüfte ein Bündel frischer Skalpe, deren Schopfpinsel noch triefend von Blut: es ist das Gespenst des Helden dieser Erzählung, der vor hundertundvierzig Jahren hier gelebt hat.

Dieser düstere Sonderling, der immer einsam als Jäger lebte, Gastlichkeit so wenig begehrte als bot, Weiber, Whisky und Worte verachtete und sein Treiben wie seine Gedanken gegen alle menschliche Gemeinschaft mit finsterem Nachdruck abschloß, war Johann Ludwig Wetzel, weitum in den Niederlassungen bis hinauf an den Susquehannah unter allen Jägern und Helden bekannt wie kein zweiter, verrufen, gemieden und gefürchtet als „der wilde Deutsche". Mit seinen Eltern wanderte er als kleiner Knabe aus dem Hessischen ein, sein Vater fällt den Indianern in die Hände und endet vermutlich am Marterpfahl. Ihm selber blüht, nach vielen Kämpfen, neuer Ansiedlung, Jahren der Ehe und des Glücks, Stunden höchster Gefahr und kühnster Selbstrettung, das gleiche Los, er lernt sie gründlich kennen, die tagelange Todesangst am Pfahl teuflischer Pein, aber durch eine übermenschliche Kraft und Schlauheit gelingt es ihm, zu entkommen, und nun wird er mit seiner nie fehlenden Büchse, seinem scharfen Tomahawk der Schrecken aller Rothäute. Man weiß nie, wo er sich befindet, bald taucht er hier auf, bald dort; in Menschenbehausungen kehrt er kaum anders ein, als um das Pelzwerk, das er erbeutet, gegen Munition und anderen Bedarf einzutauschen. Oft hat man ihn totgesagt, aber immer ist er wieder da, der unheimliche Gesell, und so wird er schließlich zum Mythos, man weiß nicht: ist er gestorben, oder lebt er noch, ist er es selber oder ist es sein Geist, der als Gespenst in Froststurmnächten an die Blockhütte klopft.

Die kleine Erzählung liest sich wie ein Lederstrumpfroman höheren Grades, wie eine Robinsonade, und die unheimliche Gestalt des Helden selber erinnert in ihrem

Fanatismus und ihrer mystischen Einkleidung hie und da an den Michael Kohlhaas.

Es hängt für den Geschmack, den man an einer Sache findet, viel vom Vorgericht ab, bei geistiger wie leiblicher Kost. Vielleicht würden mir die Geschichten, die Heinrich Zerkaulen unter der Aufschrift Rund um die Frauen herausgibt, besser gemundet haben, wenn ich nicht vorher den „Marterpfahl" gelesen hätte, dessen kräftige Kost an Schwarzbrot mit rohem Schinken erinnert, wogegen Zerkaulens Geschichten mehr an Himbeerlimonade und Zuckerplätzchen fatal gemahnen. Es tut weh, einem liebenswürdigen Poeten das sagen zu müssen, aber, Verehrtester, ist es denn unbedingt notwendig, daß alles, was man geschrieben hat, zwischen Buchdeckeln herumgereicht wird? Wir haben alle hin und wieder mal gesündigt und kleinere Belanglosigkeiten geschrieben, sei es zu einem nebensächlichen Zweck, oder weil einem gerade nichts Besseres einfiel, von jedem Hobeltisch fallen Späne, aber sie fallen glücklicherweise meist unter den Tisch, man soll nicht viel — Aufhebens davon machen. Diese acht Geschichten tragen die bezeichnenden Überschriften: Grüne Träume, Rheinfahrt, Rose, Der zerrissene Mond. Schummerstunde, Der Heimweg, Aus der Jugendzeit, Spielsachen. Davon sind die ersten fünf, sowie die vorletzte, einfach ungenießbar (es sei denn mit einem kräftigen Kirschwasser), noch süßlicher als Max Jungnickel und völlig nichtssagend. Allein in Heimweg erkennen wir den Dichter Zerkaulen, einer Episode aus dem Leben einer jungen Schauspielerin, und in Spielsachen wird wenigstens der Versuch gemacht, eine weiche Mitleidstimmung in legendenhafte Gestalten umzusetzen, ein Versuch, den man gelungen nennen könnte, wenn er nicht in allzu ausgeleierte Geleise geriete. Der Anfang der ersten Geschichte lautet: „Morgensonne streichelte die Berge. Alle Bäume stellten sich auf die Fußspitzen und hielten grüne Wipfel in den Himmel." Und das Ende der letzten Geschichte so: „Und ihr Gesicht war wieder schön und rein, wie ein jungfräulicher Frühlingsmorgen." Was zwischen diesem Anfang und Ende des Buchs liegt, ist — so ähnlich. In wohltuendem Gegensatz hierzu steht die Erzählung Angst des Wieners Stefan Zweig. Hier gehen wir nicht „rund um die Frau", hier betrachten wir durch das Mikroskop eine einzige kleine Frauenseele und nichts weiter. Wirklich entdeckt Zweig da wundersam feine Züge. Frau Irene lebt mit ihrem Gatten, einem beschäftigten Rechtsanwalt, in glücklicher wenn auch ein wenig nüchterner Ehe, hat zwei gesunde Kind und keine Sorgen. Da kommt sie, sie weiß selbst kaum wie, zu einem Geliebten, einem jungen Künstler, an dem sie zuerst ein leiser Schatten von Trauer reizt, womit ihr eine Ahnung von jener höheren Welt kommt, von der sie oft geträumt hat. Unter dem Vorwand, ihr allein sein neuestes Werk vorzuspielen, lockt er sie zu sich, und bald wird ein Verhältnis daraus, von dem Irene zuerst ein wenig bestürzt ist, das sie dann aber mit fraulichem Ordnungssinn in ihr Leben einpaßt, ohne etwas von ihren alten Gewohnheiten aufzugeben: wie ihre Schwiegereltern, einmal in der Woche besucht sie ihren Geliebten, wenn auch niemals ohne geheimes Bangen. Da begegnet ihr einmal, als sie wieder von ihrem Stelldichein kommt und die Treppe hinunterhastet, in der Haustür ein robustes Frauenzimmer, das sich als Geliebte des Künstlers ausgibt, und Irene laut mit gemeinen Redensarten überhäuft. In ihrer Angst gibt Irene der Keifenden alles Geld, das sie bei sich hat. Von nun an ist sie in den Händen der Erpresserin, die ihr, wenn sie mit ihrem Mann und den Kindern bei Tisch sitzt, einen Zettel mit einer Geldforderung hereinschickt und diese Forderung von Tag zu Tag so steigert, daß Irene endlich am Ende ihrer Mittel ist und nur noch den Ausweg des Freitodes sieht. Sie geht zur Apotheke, Gift zu kaufen, dort holt sie ihr Mann ein. Er hat längst etwas gemerkt. Um sie zu ihrer Pflicht zurückzurufen, hat er die Erpresserin, eine arme entlassene Schauspielerin, auf Irene losgelassen. Es war eine böse Verirrung. Aber jetzt wird alles wieder gut. Die Überschrift „Angst" ist sehr treffend, denn tatsächlich ist die Angst der eigentliche „Held" (so paradox es klingt) der Erzählung, die vielen Stufen der Furcht, der Bedrängnis, der Verwirrung und schließlich der Verzweiflung werden bei der armen Irene mit außerordentlicher Feinheit geschildert, es ist ein Abschnitt fesselnder Psychologie in Novellenform; mit äußerster Sparsamkeit wird von der Umwelt, Zuständlichem nur gerade so viel gegeben, als zum Verständnis der Seelenvorgänge bei Irene unbedingt notwendig ist. —

„Ihr Name ist Meyer?"

„Zu dienen. Ich bin etwas dünner geworden."

„Ja, ja, die schlechten Zeiten, Herr Meyer."

„Aber darum nicht schwächer. Ich denke vielmehr auch darin als Vorbild für die Zeit des deutschen Wiederaufstiegs zu bestehen, daß ich in sparsamerer Zusammenfassung das gleiche an Inhalt biete, in gesammelter Kraft als Kulturfaktor ersten Ranges wirke."

Ich besah ihn mir jetzt etwas näher, den neuen Meyer, der auch in seinem Titel knapper geworden ist: statt „Meyers Großes Konversationslexikon" heißt er jetzt einfach Meyers Lexikon und statt in zwanzig erscheint er nur in zwölf Bänden. Aber wenn man den ersten Band, 52 Bogen in Folio, durchblättert und einzelne Abschnitte mit früheren vergleicht, so findet man wirklich, daß auf knapperem Raum der gleiche Wertgehalt geboten wird, nur mit dem großen Unterschied, daß alles, was wir in den letzten 20 Jahren erlebt haben — eheu! eheu! — hier mit jener peinlichen Sorgfalt und Gediegenheit mit hineingearbeitet wurde, die das frühere Meyersche Konversationslexikon auszeichnete.

# Illustrierte Rundschau

**Ludwig Hohlwein: Rennen — Abstrakte Kunst von Willy Baumeister — Keramiken von Berthold Körting — Zu unsern Bildern**

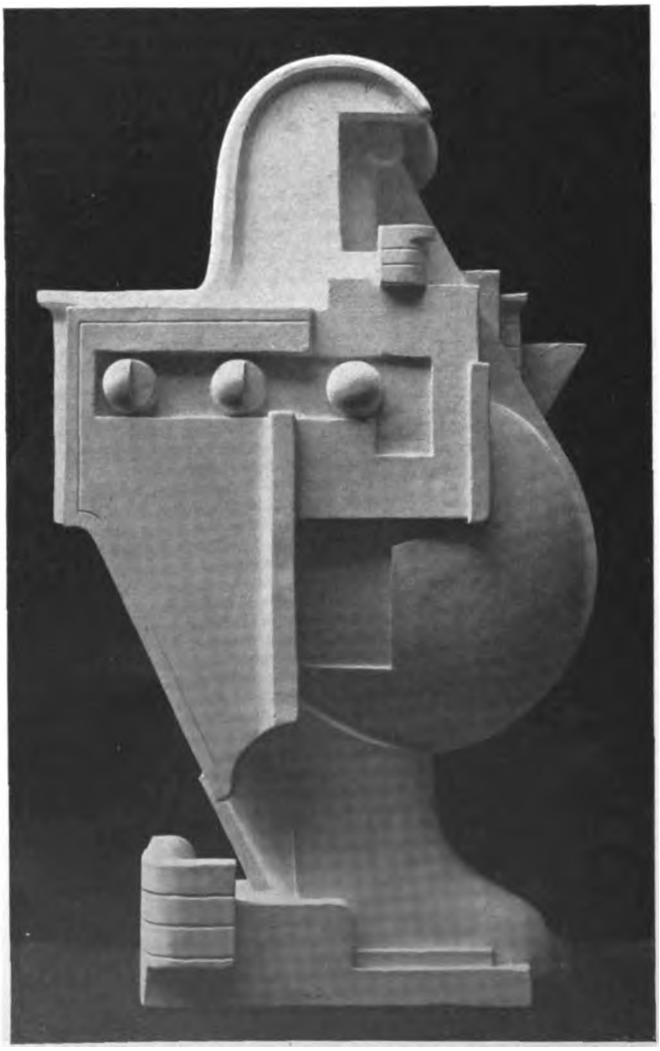
Wenn wir seit etwa einem Menschenalter auch in Deutschland eine Reklamekunst haben, die sich sehen lassen kann, so ist das nicht zuletzt ein Verdienst von Ludwig Hohlwein. Er hat eine Fülle meisterhafter Plakate geschaffen, die seinen Namen schnell volkstümlich gemacht haben. Seine Anregungen sind für ein ganzes Geschlecht von Reklamekünstlern wichtig und fruchtbar gewesen, und fast mit Schadenfreude stellt man fest, daß es auch hier wieder einmal der Nichtfachmann war, der schnell begriff, was die Zeit brauchte, und in ihrem Dienst zu einem ihrer Führer ward. Hohlwein war nämlich anfangs Architekt. Er hat in München unter Thiersch studiert und in Dresden in Marllots Atelier gearbeitet. Er war auch mit dem Herzen bei seiner Kunst und hat Tüchtiges geleistet. Aber früh bereits beschäftigte ihn die Frage, was mit der Wandfläche künstlerisch anzufangen sei, und von da war es nur ein Schritt zur Kunst des Plakats. Hohlwein war als Maler Dilettant. Doch mit Geschick und Glück erwarb er sich auf eigenen Wegen die technischen Grundlagen der Malerei. Reiche Phantasie, schlagkräftiger Witz und ein ausgesprochener Sinn für den knappsten Ausdruck des Wesentlichen befähigten ihn, laut zu wirken und dennoch in den Grenzen guten Geschmackes zu bleiben. Wir zeigen hier eine der neuesten Arbeiten Hohlweins: „Rennen." Von der Bewegung der Pferde sehen wir so gut wie nichts, und dennoch ist die jagende Hetze, die mächtige Spannung, die für diesen Sport bezeichnend sind, mitreißend ausgedrückt. Auch in den Farben ist das Blatt ausgezeichnet geraten. Es kam Hohlwein darauf an, sparsam zu wirken; er begnügt sich, dem Schwarz und Weiß ein Rot hinzuzufügen, und schon entsteht eine reiche und fröhliche, vor allem augenfällige Buntheit. —

Rennen. Plakat von Ludwig Hohlwein



Digitized by Google

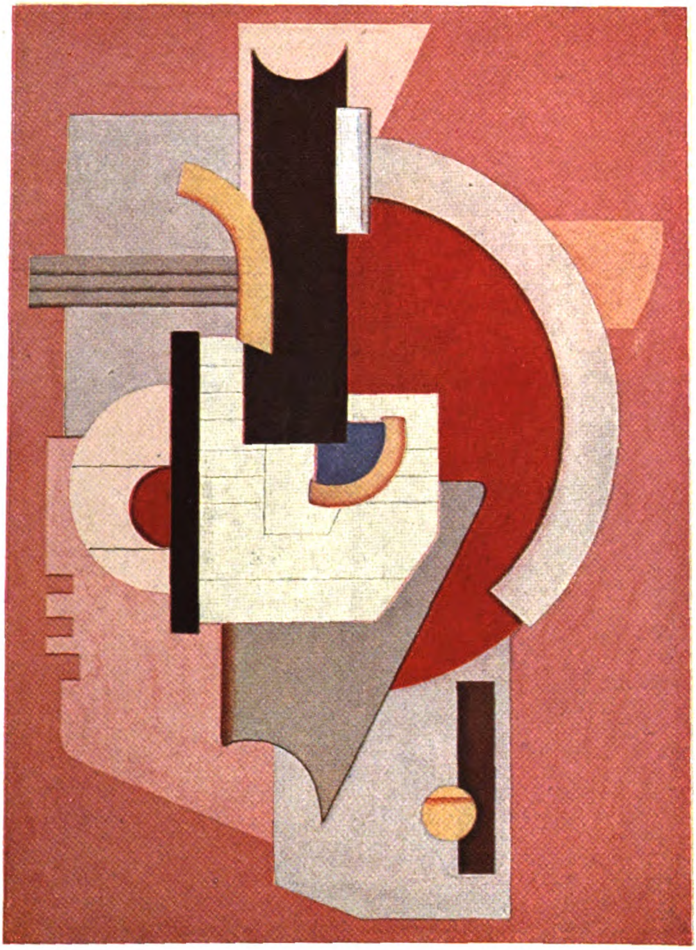
Die Plastik und das Gemälde von Willy Baumeister zeigen wir unsern Lesern als Beispiele „abstrakter Kunst“. Baumeister ist einer der entschiedensten Vorkämpfer dieser Richtung, die sich von der Ausdruckskunst ebenso wie von der Eindruckskunst abgewandt hat und nach einer Art mathematischer Gesetzmäßigkeit sucht, die nicht erst von außen an das Werk herangetragen wird, sondern in ihm lebt und sein Daseinsrecht findet. Wir haben uns an den Künstler mit der Bitte gewandt, unsern Lesern die Grundlagen seiner abstrakten Kunst auseinanderzusetzen. Er geht davon aus, daß Nachahmung und Vortäuschung von Naturausschnitten mit Kunst nichts zu tun hat und von den Modernen unangenehm empfunden wird. Er hat recht — je richtiger Wachsköpfe sind, um so starrer wirken sie, um so weniger lebendig. Ein Gemälde von Giotto oder ein ägyptisches Relief hat mit Naturähnlichkeit nichts zu tun, und dennoch steckt eine tiefe künstlerische Wahrheit darin. Baumeister folgert dann weiter, vor der Renaissance und nach dem Impressionismus, d. h. in den Zeiten, wo man nicht auf die Natur als Lehrmeisterin eingeschworen gewesen sei, habe gerade die Künstlichkeit einer Darstellung den besonderen Beifall des Betrachters gefunden. Auch das wird stimmen: man sah nicht naturalistisch wie die meisten von uns, sondern war stilempfindlich und stilempfänglich. Man band sich an eine bestimmte Lebensauffassung und Weltanschauung, die aus religiösen und gesellschaftlichen Bedingungen entstanden war, und erst als man den Wert der eigenen Persönlichkeit erkannte, sich als freien Bürger dieser Welt wieder geboren sah, begann jene Schätzung der Natur, in der die Anhänger der modernen Kunst eine Überschätzung erblicken.



Skulptur. Von Willy Baumeister, Stuttgart

Die Meinungen wechseln ständig, und es kann sehr gesund sein, wenn man einmal, wie Baumeister es tut, den Satz verficht, daß als künstlerisch bearbeitete Fläche betrachtet eine ägyptische Wandmalerei „wahrer“ sei als eine Landschaft von Hobbema. Aber wie finden wir von dieser theoretischen Feststellung den Weg zu den hier abgebildeten Werken? Rufen wir ihren Schöpfer zu Hilfe! „Beim Betrachten von abstrakter Malerei oder von Werken ungegenständlicher Plastik darf man, um zu einem positiven Resultat zu kommen, nie Vergleiche mit der Natur anstellen. Die bemalte Fläche, bzw. die Formen der Plastik sollen durch sich selbst ihre Wirkung tun. Anschauung ist das einzige Mittel, tief in die Absichten der Kunst einzudringen.“ Was die Skulptur angeht, gibt Baumeister noch einen Fingerzeig. Er nennt sie eine Formendichtung über das Thema Maschine, und wir bemerken in der Tat hier (wie freilich auch auf dem Gemälde) eine Sympathie für exakte Kurven, Klarheit und Sauberkeit. Ob diese Erklärungen viel fruchten, erscheint allerdings auch Baumeister zweifelhaft. Er sagt sehr richtig, daß

es ein Verstehen oder Nichtverstehen von Kunst nicht gebe, sondern nur Ablehnung oder Einfühlung. Wir sind gewiß, daß viele unserer Freunde diese Art Kunst ablehnen werden. Trotzdem haben wir sie zu ernstlicher Betrachtung eingeladen. Denn selbst wem die Einfühlung unmöglich ist, muß sich klarmachen: einem großen Teil unserer Jugend sagen diese Dinge etwas. Sie spüren in solchen Werken den Geist der Technik künstlerisch abgespiegelt, und wenn man bedenkt, wie diese Technik uns beherrscht, viel gewaltiger als die meisten ahnen, so wird man in der Möglichkeit einer solchen Kunst und in dem Beifall, den sie findet, mehr sehen als eine augenblickliche Mode oder Narrheit. Unsere späten Enkel werden, gänzlich naturentfremdet, nur noch Augen für solche mathematischen Künste haben, und dann ist hoffentlich ein neuer Rousseau da, der die zivilisierte Menschheit zur Natur zurückruft, auf daß eine neue Kultur entstehen kann.



**Gemälde. Von Willy Baumeister, Stuttgart**

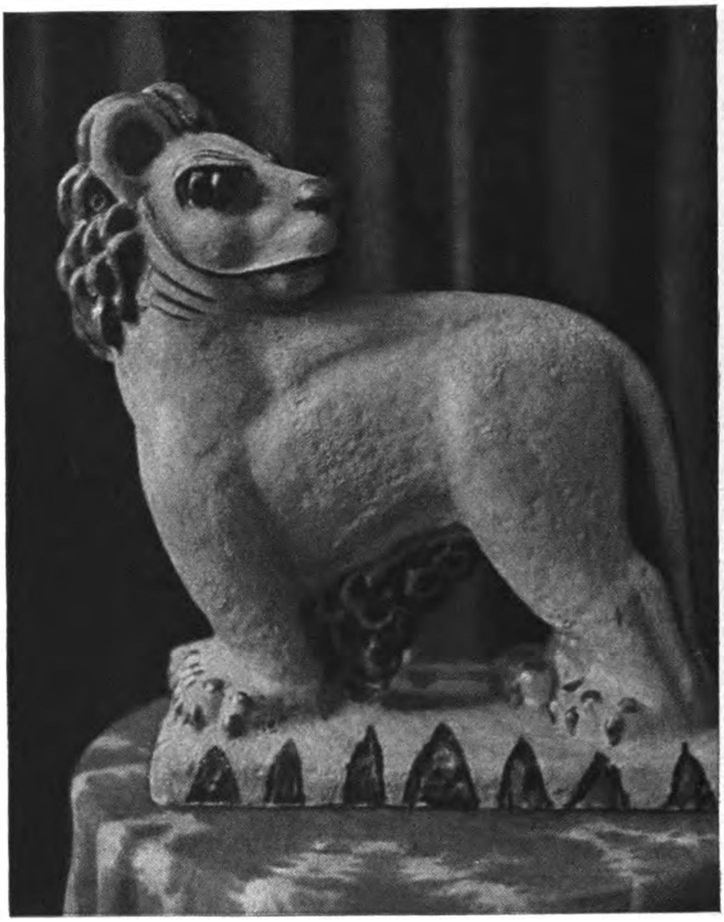
★

Außergewöhnlich reizvolle Keramiken läßt Berthold Körting bei Douglas Hill in Oranienburg herstellen. Er selbst ist Architekt, auch Gartenkünstler und hat sich in Neubabelsberg mit bescheidenen Mitteln und überraschender Erfindungskraft ein bezauberndes Haus mit einem Wundergarten geschaffen. Die hier abgebildeten Keramiken sind in der Form von der Bauernkunst, aber auch vom Orient beeinflußt. Ihr unterscheidendes Merkmal ist jedoch die prächtige Farbe. Dieses Grün und dieses Blau wirkt so geheimnisvoll, als stamme es aus den Schatzkammern von Märchenkönigen oder verzauberten Drachen.

★

Zu unsern Bildern! Das Stilleben mit Malven, das unser Heft eröffnet, hat Arthur Kampf gemalt, überraschend auch für den, der das Schaffen dieses Künstlers genau zu kennen glaubt. Denn so vielseitig es ist: gerade Blumenstilleben sucht man bei ihm nicht. Und trotzdem ist es bezeichnend für Kampf. Er schenkt seine künstlerische Liebe nicht nur den großen Gegenständen. Diese Blumen sind ebenso liebevoll gemalt, wie irgendeins seiner Geschichtsbilder. Ja, der Duft und die Leuchtkraft dieser Farben könnten den eines Besseren belehren, der in Arthur Kampf noch immer einen „Akademiker" sieht. Hier erkennt man recht deutlich, wie eng und töricht diese Bezeichnung ist, denn diese Blumen stellen ein ausgezeichnetes Stück Malerei dar, wie sie zu allen Zeiten hochgeachtet wird und sicherlich alle die überdauert, die ohne handwerkliche Tüchtigkeit den flüchtigen und lärmenden Erfolgen des Tages nachjagen. — Zwischen Seite 128 und 129 haben die Leser die Freude, ein neuentdecktes Gemälde von Albrecht Dürer in farbiger Wiedergabe zu finden, Dr. Gustav Glück, der Direktor der Gemäldegalerie des Kunsthistorischen Museums zu Wien, schreibt uns dazu: „Innerhalb der Grenzen der herben und tiefen Kunst Albrecht Dürers begegnen wir selten der Neigung, weibliche Schönheit darzustellen.

Digitized by Google



**Keramiken aus der Werkstatt Douglas Hill in Berlin-Oranienburg von Berthold Körting, Neubabelsberg**

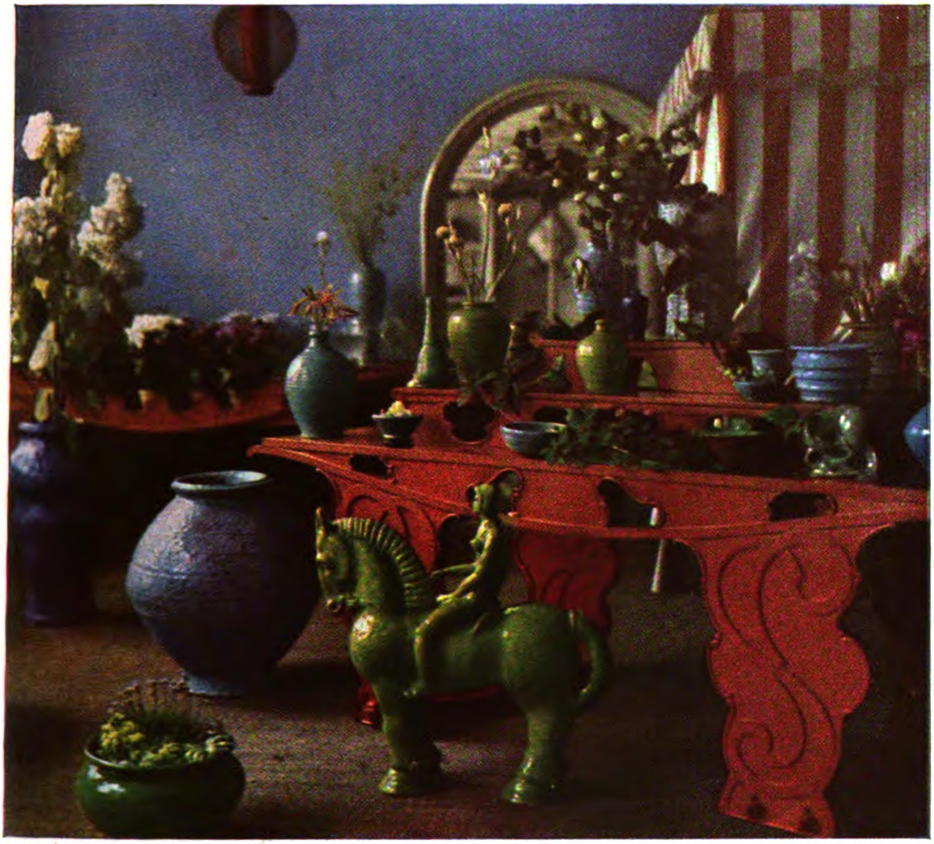
vollendet farbig wiedergegeben hat, hat einen Verwandten in dem Bildnis einer jungen Frau, einem der schönsten und doch am wenigsten bekannten Gemälde des Berliner Museums. Es ist ähnlich aufgefaßt, bis auf die leicht vorgebeugte Haltung des Kopfes, den Halsausschnitt, den Halsschmuck, die Haartracht. Es stammt aus derselben Zeit (1506) und ist von den Eindrücken der italienischen Reise abhängig. Nur steht hier der Kopf gegen einen hellen Hintergrund von Himmel und Meer.

Wie man Treue der Naturbeobachtung mit dem Trieb zum Stilisieren vereinigen kann, zeigt das Bronzebildwerk von Prof. Carl Ebbinghaus: „Der Hahn". Auch erkennt man sogar in der Wiedergabe sehr gut, mit welcher Liebe das edle Material verwandt worden ist. Das schöne Tier wird in

Wenige Frauenbildnisse von seiner Hand sind überhaupt bekannt, und unter ihnen scheint ohne Zweifel dem Porträt einer jungen Venezianerin, das vor einiger Zeit im Kunsthandel auftauchte, durch einen glücklichen Zufall von mir für das Kunsthistorische Museum in Wien erworben und damit auf deutschem Boden festgehalten werden konnte, weitaus der Vorrang zu gebühren. Das köstliche kleine Werk hat der Meister kurz nach seiner Ankunft in Venedig im Jahre 1505 geschaffen. Es ist nicht ganz fertig geworden, gehört aber dennoch zu seinen malerisch vollendetsten Schöpfungen. Unvergleichlich sind die mehr reizenden als schönen Züge des jungen Frauenzimmers, die goldblonden Locken, das karminrote Gewand wiedergegeben. Man glaubt zu spüren, daß den Künstler besondere Beziehungen mit der liebenswürdigen Persönlichkeit der Dargestellten verbunden haben mögen." Das Wiener Bild, das auch der Verlag von Piper in München unter seinen sog. Piper-Drucken

einer augenblicklichen Bewegung erhascht, aber diese Bewegung ist nicht, wie so oft, erstarrt, gefroren, sondern hält in ihrer Leben schaffenden Wirkung auch dauernder Betrachtung stand (zw. S. 136 u. 137). Ebbinghaus (geb. 1872 in Hamburg) ist in seiner Kunst von der strengen Richtung Adolf Hildebrands beeinflußt worden. Er hat die schönsten Erfolge mit dekorativen Arbeiten geerntet, zu denen auch dieser „Hahn" gehört. Sein Vorzüge sind die feinen Umrisse und die klare Behandlung der Flächen und des Aufbaus. — Die zweite Plastik unter den Kunstbeilagen dieses Heftes stammt von Prof. Konstantin Starck, einem geborenen Rigaer, der in Berlin seine Heimat gefunden hat (geb. 1866). Seine „Anadyomene" ist sehr bezeichnend für seine Kunst, die, Reinhold Begas vielfach verpflichtet, sich in den Gebieten idealer Schönheit am wohlsten fühlt. Starck versteht den Marmor mit verführerischer Zartheit zu behandeln, und wie er die Göttin der Schönheit in dem vollendeten Ebenmaß ihrer Er-

Digitized by Google



Keramiken aus der Werkstatt Douglas Hill in Berlin-Oranienburg von Berthold Körting, Neubabelsberg

scheinung hinstellt, ist mit dem feinsten Gefühl für Wirkung berechnet. Starck liebt nicht das Laute, das Gewaltsame; er ist eine mehr lyrisch gerichtete Natur, über deren Schöpfungen gern eine traumhafte Stimmung webt (zw. S. 224 u. 225). — Zu den zwei Plastiken gesellen sich zwei Bildnisse. Auf der großen Berliner Kunstausstellung des verflossenen Sommers fand das ausdrucksvolle Porträt Beifall, das Prof. Fritz Rhein von dem Reichsbankpräsidenten Schacht geschaffen hat (zw. S. 200 u. 201). Es ist ernst und sachlich gemalt, ohne den Willen, Aufsehen zu erregen oder besonders geistreich zu erscheinen, und gerade in dieser Schlichtheit wirkt es stark. — Voll liebenswürdiger Reize steckt die „Spanische Dame" von Zyprian Boulet. Das ist immer wieder sehr nett, wenn uns der Maler auch das Spiegelbild einer jungen Schönheit gönnt. Sie rüstet sich hier zu einer Maskerade und ahnt schon den Eroberungszug, den sie antreten wird. Man sieht: es gibt immer noch junge Künstler, die in der alten Weise der Schönheit zu huldigen verstehen. — Alsdann zwei Landschaften: die eine, der Hafen bei Neuß, von Franz Pauly-Hagen (zw. S. 208 u. 209), ein Bild ernster Arbeit auf dem Hintergrund tüchtigen Bürgertums, die andere aus der Bayreuther Eremitage von Prof. Peter Emil Recher, ein Abglanz vergangener höfischer Herrlichkeit. Beide Gemälde sprechen zu unsern Herzen. Wir wissen, daß Mühe und Plage unser Los, aber auch unsere Hoffnung sind, und wir freuen uns, daß aus dem alten fröhlichen Deutschland genug geblieben ist, um einen Sonntag zu erheitern. Wer in diesem Sommer die Rheinlande besucht hat, der weiß, was Deutschland duldet und leistet, und wer in Bayreuth war, ist sicher einmal in die Eremitage gewandert, wo sich das Frauenschicksal von Friedrichs des Großen Schwester erfüllt hat. — Eine „Historie" im alten Sinn, aber modern gemalt, mitleidlos deutlich und ohne den Trieb zu heroischer oder lyrischer Verschönerung ist der kraftvolle „Tod der Kleopatra" von Fritz Skell (zw. S. 144 u. 145). Der gewaltige braune Leib liegt entseelt da. Trotz seiner Dunkelheit leuchtet er im Gegensatz zu der schwarzen Sklavin und der dunkeln Buntheit des Zeltgemachs. Das Gemälde auf der letzten Seite des Heftes stammt von Dr. Hans Killian, einem humorvollen Berliner Künstler. Wie

Digitized by Google

Das Parlament. Gemälde von Dr. Hans Killian. (Akademie-Ausstellung, Berlin 1924)

schön wäre es, wenn der Reichstag dies Bild zu heiterer Mahnung für alle seine Mitglieder ankaufte und jedem sichtbar aufhängte. Endlich seien auch an dieser Stelle die Leser auf die Bilder aufmerksam gemacht, die den Aufsatz über die luganesische Landschaft begleiten. Hermann Hesse, der Dichter, hat sie gemalt. Man weiß seit längerer Zeit, daß er gleich Keller und Stifter nicht nur ein Künstler des Wortes, sondern auch ein begabter Landschaftsmaler ist, und uns will scheinen, als leuchte aus diesen ungebrochenen Farben die Kraft der Schilderung, die wir in seinen Dichtungen verehren und lieben. P. W.

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

40. Jahrg. / November 1925 / 3. Heft

# Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

# Mädler Koffer

**Moritz Mädler** Leipzig Berlin Hamburg Frankfurt a. M. Köln a. Rh.

*Preisliste über Reiseartikel u. feine Lederwaren von Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau*

Digitized by Google

# Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

## Inhalt des Novemberheftes:

Seite

Frau Sixta. Roman von Ernst Zahn (Schluß) . . . . . . . 241
Der Laird von Forthgail. Ballade von Frida Schanz . 264
Das Weltmeer und sein Maler. Ein Wort zum siebzigsten Geburtstag des Prof. Hugo Schnars-Alquist. Von Univ.-Prof. Gerhard Schott. Mit 19 Wiedergaben von Gemälden des Künstlers 265
Der Kampf des alten und neuen Lebens im heutigen Ostasien. Eigene Beobachtungen von Dr. J. Witte . . . . . . . . . . 281
Zwei Schwestern. Novelle von Raoul Auernheimer . . . 286
Im lichterfüllten Saale. Gedicht von Leo Sternberg. . . . 292
George Bryan Brummell. Von Dr. Otto Mann. Mit einer Abbildung . . . . . . . . . . 293
August der Starke, Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich von Preußen. Von Univ.-Prof. Dr. Paul Haake. Mit 22 Abbildungen . . . . . 297
Das Haus zum Lanzknecht. Novelle von Karl Friedrich Baberadt. . . . . . . . 313
Heimat. Gedicht von Will Scheller 325
La Malinconia. Eine herbstliche Elegie von Karla Höcker Mit Umrahmungen von Herbert Arnold . . . . . . . . . . 326
Iffezheim. Von Käthe Olshausen-Schönberger. Mit 9 farbigen Wiedergaben von Zeichnungen der Künstlerin . . . . 329
Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Meine Puppen. Von Käthe Kruse. Mit 8 Abbildungen . . . . . . . .

Digitized by Google

Seite

Filmmusik. Von Fritz Daussig 342
Herbst. Gedicht von Fritz Hasselwander . . . . . . . . 345
Der Olivenschwanz. Ein Reisegeschenk von Wilhelm Schussen 346
Herbstblätter. Gedicht von Wilhelm Schussen . . . . . . 347
Neues vom Büchertisch: Romane und Novellen. Von Karl Strecker. — Das Trauerspiel von Mexiko. Von Dr. Georg Gieseke. . . 348
Illustrierte Rundschau: Beyrers Kriegerdenkmal. — Modebilder. — Hoetgers Café Worpswede. — Töpferei Grootenburg. — Zu unsern Bildern. — Ein neuentdecktes Selbstbildnis Raffaels . . . . 354
Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) . . . . . . . 9—12

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Bildnis der Tänzerin Lena Riefenstahl. Gemälde von Eugen Spiro . . . . Titelbild
Kinderbildnis. Gemälde von Robert F. K. Scholtz . . 248—249
Stilleben mit Früchten. Gemälde von Wilhelm Schreyer. . . . . . 288—289
Modisches Gestade. Gemälde von Willy Schmidt-Heubach . . . . . . . 312—31
Kind und Puppe. Gemälde von Prof. Richard Müller 352—35

Kunstbeilagen in Tondruck:

Austreibung. Gemälde von Paul Thalheimer . . 256—25
Bildnis. Gemälde von Gabriel Moiseler . . . . 280—281
Mittagsmahl. Gemälde von Prof. Albin Egger-Lienz 320—32
Schreitende. Studie zu einer Plastik von Prof. Hugo Lederer . . . . . . . 336—33

Selbständige Textbilder:

Der Jäger. Federzeichnung von Herbert Lehmann 317

Geschäftliche Anzeigen:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—
Hinterer Anzeigenteil . . . 1—
Umschlag . . . . . . . . 2—
Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen.
Töchterpensionate . . . 1
Unterrichtsanstalten . . 1
Hotels und Pensionen . . 16—1
Heilanstalten. . . . . 17—1
Wintersport und Winterkur 19—2
Deutsche Bücher . . . . 22—


Digitized by Google

Bildnis der Tänzerin Lena Riefenstahl. Gemälde von Eugen Spiro

Digitized by Google

elhagen & Klasings
Monatshefte

40. Jahrg. / November 1925 / 3. Heft

# Sixta, Roman von Ernst Zahn

Schluß

ie zweite Heimkehr, bei der n derer vom Brückegut unter lagen. Der mutige Markus o wenig wie die zagere Otti. r den Augen der Kellnerin irtsstube mit Frau Sixta zu- e Gäste saßen noch da. Von hatten die beiden sich mit fast n und ohne noch miteinander hin begeben. Markus wußte, a sich um diese Zeit dort be- i wäre lieber vorüber und Stube gegangen, allein sie ht und fand keine Ausrede, t mit Markus gehen wollte. saß an einem Tisch mit Julian lammann, der wieder einmal opf hereingesteckt. Sie wußte, aufgeputzte Freundlichkeit un- er sie packte den Stier bei den atte ihm soeben ehrlich gesagt: eine Zeitlang eine böse Miene mann. Ich weiß nicht, ob Ihr mal wieder so gut meint, wie

wie es mir zumute ist," gab umpem Stolz zurück. Bei sich , daß sie prachtvoll sei.

m Augenblick Markus und die Otti ... ir traten, fuhr ihm der Kopf mit einem Ruck herum und seine Augen ver- schlangen die Ankömmlinge. Die Kellnerin Anna hatte Andeutungen gemacht, daß die Rotmundin mit ihrem jungen Mann noch ihr Kreuz bekommen könnte. Nun war Furrer neugierig, ob man davon etwas merken könne.

Die Eintretenden boten einen guten Abend, Markus laut, die Otti so leise, daß auch weniger gespitzte Ohren als die der Anna und des Ammanns die Befangenheit herausgehört haben würden. Des Markus Blick traf Frau Sixta. Ehe nur ein Wort gewechselt war, wußte er, daß sie alles durchschaute. Sein Trotz hielt stand. Es war ihm, als sollte er sie beim Arm nehmen und sagen: Ist das so verwunderlich, daß kam, was gekommen ist? Hast du es dir nicht auch vorausgesagt? Nun füge dich eben. Dir hat ja Kummer nichts an, du Starke, du!

Frau Sixtas Herz war ein Stein, war es den ganzen Abend gewesen. Kehrten die zwei, die draußen waren, denn niemals heim? Jetzt sah sie des Markus Gesicht von einem Schein überflogen, als habe er sich in raschem Gang erhitzt. ‚Es ist geschehen,' dachte sie. Aber sie blieb ruhig. Kein Zucken ihrer Miene verriet, wie sie sich Gewalt antat. „War's schön auf dem See?" fragte sie die Ankommenden mit beherrschter Stimme.

„Prachtvoll," antwortete Markus. Sein Mund verzog sich. Er sah, wie die Anna und der Ammann gafften. Dann setzte er sich hart an den Tisch. „Bring' mir ein Glas," gebot er laut der Kellnerin. Er hatte noch nie so den Herrn herausgekehrt.

Die Anna warf einen Blick auf Frau Sixta, als wollte sie fragen, ob sie zustimme, aber dann ging sie eilig das Verlangte zu holen.

Die Otti kam heran und gab Frau Sixta die Hand. Sie war sehr blaß.

„Willst du dich nicht setzen?" fragte die Mutter. Es war ihr, als müßte sie die Hand, die sich ihr bot, von sich schleudern. Und doch faßte sie etwas wie Mitleid. ‚Armes Ding,' dachte sie, ‚packt dich das Leben auch?'

„Ich bin müde," sagte die Otti, „ich will hinaufgehen." Sie bog sich zu Frau Sixta



Digitized by Google

nieder und küßte sie auf die Stirn. Beinahe hätte sie aufgeschluchzt. Aber sie nahm sich zusammen und mit einem verwirrten „Gute Nacht“ verließ sie das Zimmer. Ihr schwindelte. Sie wußte nicht, wie sie auf die Treppe gelangte. Dann fiel ihr ein, daß sie Markus nicht die Hand gegeben. Das quälte sie. Und sie empfand eine dunkle Sehnsucht. Und einmal war ihr, als müßte sie jauchzen. Gleich darauf aber preßte ihr die Angst wieder die Brust zusammen.

Fast bewußtlos vor Verwirrung erreichte sie ihre Stube, kleidete sich aus und legte sich zu Bett.

Die andern saßen beisammen. Der Ammann hatte das Gespräch auf die Säumertransporte gebracht. Er und Markus pflogen Rede und Gegenrede.

Frau Sixta hörte nur wie von fern, was sie sprachen. Sie lauschte der Otti nach, und dann wieder war es, als ob sie ein Ohr auf des Markus Herzen habe und seinen Schlag behorche. ‚Schicke das Kind fort! Warum hast du es nicht längst getan?‘ dachte sie in einem Augenblick und im andern: ‚Woher nimmst du das Recht, sie aus der Heimat zu stoßen?‘ — ‚Sie soll dir dein Glück nicht stören,‘ zürnte sie jetzt. Und gleich darauf: ‚Willst du ihr verdenken, daß ihr geschah, was dir selber?‘ Sie hätte die Otti jetzt in die Arme nehmen und mit ihr weinen können. Aber Markus war ihr seltsam fern und fremd. Sie klammerte sich schon nicht mehr an die Möglichkeit, ihn wiederzugewinnen. Sie zog sich schon in sich selbst zurück. Es brauchte ihr niemand Nachricht zu bringen oder Geständnisse zu machen. Sie sah schon ganz klar. Sie wußte schon besser, wie es um die beiden, Markus und Otti, stand, als diese selbst. Aus Erkenntnissen, die ihr langsam aufgedämmert waren, aus Ahnungen, die ihr während des Wartens aufgegangen, des Wartens auf ein Kommendes. In ihrem Kopfe hämmerte es, und eines machte sie rastlos: Sie wußte noch nicht, was sie tun würde.

Markus forschte manchmal in ihren Zügen. Er wußte, daß eine Auseinandersetzung kommen mußte. Es gab vor Frau Sixta nichts heimlich zu halten! Aber er wollte auch nichts verbergen. Er brannte darauf, zu sprechen. Noch trug er die tiefe Hochachtung für die Frau da vor ihm in sich. Noch empfand er, aus körperlichen Rechten, die ihm die Ehe gebracht, heraus, eine Art Kameradschaftlichkeit. Aber gleichzeitig stand ein Zorn in ihm: Warum hatte sie ihn in ihre Gewalt genommen? Ich will sein, was ich will, nicht, was man aus mir macht, trotzte er. Und mit plötzlichem Entschluß brach er die Unterhaltung mit dem Ammann ab und stand auf.

„Ich hätte noch Geschäftliches mit dir zu besprechen, Frau,“ sagte er mit einer selbstherrlichen Sicherheit, die er sonst nicht besessen.

Frau Sixta fuhr leise zusammen, aber sie erhob sich gelassen. „Du hast recht,“ sagte sie ruhig. „Es wird spät.“

Sie verabschiedeten sich von Furrer, kühl, wie es geschieht, wenn man einem erkannten Gegner nur widerstrebend Freundlichkeit zeigt. Markus ließ Frau Sixta den Vortritt.

Hinter der Tür sah sie ihn an, mit den Augen fragend, wohin er sie führe. Er lenkte der Treppe zu. Schweigend stiegen sie in ihre Schlafstube hinauf.

Der rote Talammann hatte ihnen nachgesehen, bis sich die Tür hinter ihnen geschlossen. Drüben saßen noch vier Männer beim Kartenspiel. So war die Stube noch nicht rein. Aber Furrer drückte bedeutungsvoll ein Auge zu. Die Anna verzog den Mund. Eines fragte heimlich das andere: Was sagst du? Es war zu deutlich, daß in der Ehe der Frau Sixta etwas nicht stimmte. Der Ammann dachte, vielleicht werde doch sein Weizen noch blühen. Als die Kellnerin ihm sein Glas neu füllte, nahm er sie vertraulich beim Arm. „Es scheint, wie du sagst,“ flüsterte er ihr zu, „dem Graf wäre die Tochter lieber als die Mutter.“

„Das sieht ein Kind,“ gab die Anna keifend zurück. Sie hatte viel Enttäuschung in sich hineingefressen, und die war ein guter Gedeihgrund für die Schadenfreude, die jetzt aus ihrem blonden Gesicht leuchtete.

Markus und Frau Sixta traten in ihre stille Stube. Die Rotmundin ging auf ihre Kommode zu und öffnete eine Schublade. Sie wollte nicht diejenige sein, die zuerst sprach. Markus ging bis zum Fenster vor, stellte sich hin und trommelte an die Scheibe. Jetzt, da er reden sollte, war ihm doch die Kehle eng. Aber plötzlich nahm er einen Anlauf. „Ich habe auf dem See die Otti geküßt,“ sagte er.

Frau Sixta stand an die Kommode gelehnt und die Hände nach rückwärts aufgestemmt. Es war ihr, als gieße ihr jemand Eiswasser in den Nacken. Aber sie sagte: „Dabei ist doch nichts.“

„Es *sollte* nichts sein,“ erwiderte Markus.

„Wie sonderbar du bist!“

Nun war er auf einmal entwaffnet. Wußte sie denn nicht, worum es sich handelte? Er sah sie an, als müßte sie ihm erklären, was sie meinte.

Sie fühlte, daß sie wieder das Heft in die Hand nehmen mußte. Sie schaute ihm voll ins Gesicht. „Du sollst die Otti küssen, wann — es euch beiden angemessen scheint,“ sagte sie.

Digitized by Google

„Es ist dein gutes Recht. Ich nehme an, daß ihr dazu nicht die Nacht braucht. Das darf jedermann sehen."

Er wollte ihr entgegenhalten, daß alles viel anders liege als sie meine; er wollte ihr hundert Dinge sagen, aber er fand die Worte nicht. Es war, als legte sie ihm Ketten um, gegen die er sich nicht wehren konnte. Sein Trotz verflog nicht; aber er sank ihm unter einem Gefühl der Ohnmacht ins Innere zurück. Fast hilflos wandte er sich zum Fenster zurück. Und während er noch überlegte, was er weiter sagen sollte, verließ Frau Sixta die Stube noch einmal, er wußte nicht auf wie lange.

Die Stille, die zurückblieb, fiel auf ihn. Dann erinnerte er sich, daß die Otti nebenan war. Da erwachte wieder sein Blut. Und sein Leichtsinn half ihm, daß er gleichsam das nächste der Hindernisse übersprang. Er zuckte mit der Schulter. Alles mochte gehen, wie es wollte.

Dann begann er sich auszukleiden. Frau Sixta kam nicht zurück. Neue Bedenken tauchten auf. Er legte sich zu Bett. Hart stritt er mit sich selbst. Lag er für die Zeit seines Lebens an Ketten? fragte er sich und bäumte sich innerlich unter dem Joch seiner Ehe. Und inmitten dieses drückenden Empfindens, daß er nicht mehr frei war, züngelte Neugier auf: Gehörte die Otti ihm? Oder täuschte er sich? War alles das nur in seiner Einbildung, in seiner verdorbenen Phantasie? Tat er Frau Sixta Schande und Sünde und Undankbarkeit an? Hundert Dinge zermarterten ihm Gehirn und Herz.

Auf einmal sprang ihn eine Angst an. Warum kam Frau Sixta nicht? Und er spürte die Last dessen, was er ihr antat, schwerer denn je.

Da gerade hörte er sie sich nähern. Sie trat ein, redete ihn nicht an, schien zu denken, er schliefe. Er schwieg wiederum, weil er nicht wußte, was er sagen sollte.

Sie legte sich neben ihn. Er rührte sich nicht.

Sie brachten die Nacht ohne viel Schlaf zu, Markus wartend, was weiter sich ereignen werde, Frau Sixta in ihren Entschlüssen noch nicht klar, aber im Innern wie durchfroren. Etwas war tot in ihr. Einmal, als sie den Rotmund genommen, ein zweites Mal, als sie ihn toll betrunken zu Bett gebracht, war ihr ähnlich zumut gewesen. Aber sie war aufrecht geblieben; denn eine mußte fest stehen im Hause. Eine mußte das auch jetzt, dessen war sie sich bewußt. Und ebenso fest stand ihr, daß in und außer dem Hause niemand Anlaß zum Gespött bekommen dürfe.

Drüben lag auch die Otti lange wach. Die aber war von weicherem Stoff. Bald weinte sie, bald fürchtete sie sich, bald durchschauerten sie seltsame Erinnerungen: Markus hatte sie geküßt. Und sie wollte, er wäre bei ihr. Unter dem Weinen befiel sie der Schlaf.

Der Morgen kam.

Die drei wünschten einander guten Tag. Sie fühlten alle, daß vieles Unausgesprochene gesagt, erklärt und geschlichtet sein sollte. Aber sie zögerten noch und ließen Arbeit und Alltag über sich kommen.

Die Otti m u ß fort, dachte Frau Sixta. Sie sah, wie dieser die Lippen zitterten und wie ihre Augen die ihren suchten, halb fragend, halb Abbitte leistend. Was sollten die Dienstleute denken, wenn sie die verhehlten Tränen in ihren Augen sahen? Sie hieß die Tochter mit ihr nach ihrem Zimmer kommen.

Die Türe schloß sich. Sie standen einander gegenüber. Die Otti brach sogleich in Tränen aus. Die Mutter spürte, wie verloren sie war. Armes, junges Ding! Sie war lange Zeit ihr einziges Licht gewesen. Sie liebte sie auch jetzt, liebte sie mit einer Macht, die fast Wucht war. Dann kroch die Angst heißer in ihr auf. Wußte sie a l l e s, was zwischen der Otti und Markus geschehen war?

„Erzähle mir, was dir ist," sprach sie ihr gütig zu; aber die Güte war erzwungen; Neid und Groll zehrten an ihr.

„Wirst du mich fortschicken?" fragte die Otti mit angstgroßen Augen.

Frau Sixta strich ihr übers Haar. „Es wird wohl das Beste sein, wenn du ins Kloster zurückgehst," antwortete sie.

Die andere schluchzte auf.

„Du warst glücklich dort, früher."

Die Otti schüttelte den Kopf. „Niemals wie hier," sagte sie.

Plötzlich richtete sie sich auf. Sie schien zu wachsen, so klein und zierlich sie war. Und sie zitterte von verhaltener Leidenschaft.

„Ich frage auch nach keinen anderen Menschen," stieß sie heraus. Ihre Arme hoben sich, als wolle sie ihren Worten Nachdruck geben oder sich irgendwo Halt suchen.

Frau Sixta aber stand vor einem Abgrund. Wenn sie vorher noch gedacht hatte, daß es Zeit sei, die Tochter von Markus zu trennen, so stieß der Ausbruch der Otti das um. Sie fühlte, daß der eine Mensch, nach dem jene fragte, Markus war. Die Augen gingen ihr weit auf. Nicht Markus allein war es, dem das Herz durchgegangen war. Auch das Mädchen da hatte ein Wirbelwind gepackt. Das Geschick war weiter geschritten. Und sie, Frau Sixta verlor beide. Nun hieß es, sie entweder mit Gewalt auseinander reißen, oder — oder?

Es war ihr, als schmetterten Keulen auf sie nieder. Wo war ein Ausweg? Was half

zur Vernunft? Sie stand da wie eine Blinde, die die Wange spürend dem Wind hinhält, um zu wissen, in welcher Richtung sie gehen soll.

Dann rang sie sich auf. Eine Erkenntnis faßte sie an: Sie mußte allein sein. Sie mußte die Möglichkeit haben, diesen Dunst, diese Wirrnis ungestört, sich selbst überlassen, mit klaren Gedanken zu durchstoßen. Sie ließ die Otti stehen. Sie hörte nicht, daß sie leise stammelte: „Wohin gehst du?“ und bemerkte nicht mehr, daß sie in völliger Hilflosigkeit zurückblieb. Gleich einer Nachtwandlerin verließ sie die Stube und stieg die Treppe hinab.

Im Hausflur sprach eine Magd sie an. Sie hörte ihr Anliegen, aber sie verstand nicht, was sie wollte. Sie machte eine abwehrende Handbewegung. „Später!“

Die andere dachte, daß die Meisterin sehr beschäftigt sei. Verwundert sah sie ihr nach.

Frau Sixta verließ das Haus.

Auch draußen standen Leute. Gäste und Knechte. Sie würde sonst nicht ohne ein Wort an ihnen vorbeigegangen sein. Jetzt aber schritt sie stumm vorüber.

Auch diese Menschen verfolgten sie mit verwunderten Blicken.

Frau Sixta bog am See in die Matten ab.

‚Sie geht nach den Alpenhütten,‘ dachten die ihr Nachblickenden.

Sie aber schritt fürbaß und achtete kaum des Weges. Zuweilen stieß ihr Fuß an einen Stein oder strauchelte im Grase. Noch immer hämmerte es in ihrem Kopf. War die Welt ein Tollhaus geworden? Markus und die Otti? Die beiden, Mann — und — Da gab es doch nichts, als einen Schnitt scharf durch das Band, das sie umschlingen wollte!

Aber — wenn sie einander begegnet wären, ehe sie, Frau Sixta, zwischen ihnen stand, wer hätte es ihnen verdacht, daß sie zueinander gestrebt? — Und sie, die Rotmundin, hatte den Mann auf seinem Wege aufgehalten. Er wäre wohl weitergezogen damals, war wohl überhaupt nur ungern geblieben zuerst. War sie nicht schuldig? Und hatte sie ein Recht, das zu lösen, was Zufall oder Schicksal geknüpft?

Sie klomm und klomm am Hange dahin. Unablässig arbeiteten ihre Gedanken.

Wohin wollte sie eigentlich? fragte sie sich nach einer Weile. Der Lärm des Hauses war weit zurückgeblieben. Hier waren keine Menschen mehr. Nur in der Höhe über ihr zog die Herde des alten Pankraz und sie glaubte auch diesen selbst irgendwo erblickt zu haben. Der aber störte sie nicht.

Allmählich wurde sie ruhiger in der gewaltigen Ruhe, die sie umgab.

Über die Berge wirbelten Wolken. Wenn man ihnen nachsah, schwindelte einem, so groß war ihre Eile.

Frau Sixta stieg jetzt auf einem kaum fußbreiten Ziegenpfad bergan. Er führte dem Balmott an die Brust, dort wo sie weitgewölbt sich ins Nichts hinaus bog. Tief unten verschwand irgendwo die Poststraße in den Felsen. Hier aber war Absturz, der ins Bodenlose ging.

Ein Felsblock wurzelte an einer windumsausten Ecke. Der Wind packte die Röcke der Rotmundin und riß an ihrem festgesteckten Haar, ohne es zausen zu können.

Wo war der Ausweg, grübelte die einsame Frau noch immer und sah, daß sie nicht ewig so weiter steigen konnte. Sie stemmte einen Fuß auf den Felsen. Hier hatte der Wind das freieste Spiel. Es war, als kläre die harsche Bergluft die Gedanken.

Die Ehre des Hauses durfte nicht leiden, dachte Frau Sixta. Sie mußte mit Markus und Ottilie reden, mußte sie warnen, ihnen sagen, daß keines mit dem Kopf durch die Wand konnte! Daß Ehre mehr sei als erfüllte Wünsche. Sie begehrte nichts für sich selbst. Mochten die beiden auch ihr Teil auf sich nehmen! Mochten sie nebeneinander hin leben, einander fühlen lassen, voneinander wissen, daß sie innerlich zusammengehörten, aber mochten sie auch klar sein darüber, daß sie nicht zusammenkommen konnten. So mußte es gehen. Wunden verharschten. Vielleicht lernten sie alle drei noch leidlich alt werden miteinander, alt und — kühl. Die Otti war ja noch fast ein Kind, vielleicht wendete ihr Herz sich noch. Und Markus, der Mann? Sollte ihm nicht auch ihr Name und der des Hauses gelten? So — so mußte es gehen! Die Bergmattener sollten kein Schauspiel haben. Nach außen mußte der Schein gewahrt bleiben. Noch heute wollte sie den beiden das alles sagen.

Frau Sixta verschlang die Hände und stützte sie auf das aufgestemmte Knie. Bisher hatte sie ihr eigenes Herz wie in einer Zange gehalten. Jetzt packte sie das Elend. Sie blickte in die schwindelnde Tiefe. Es war ihr, als sei da hinab ihr ganzer Lebensbesitz gefahren und liege zerschellt irgendwo in einer Kluft. Hart rang sie die Finger ineinander. Die Liebe zu Markus erwachte aufs neue und schrie nach ihrem Recht. Aber sie bändigte sie. Die Hände ballten sich zu Fäusten. Sie biß die Zähne zusammen. Sie wollte nicht weich werden.

Drüben in einer grünen Mulde tauchte Pankraz Danjoth auf. Die Glocken seiner

Digitized by Google

Herde wanderten über und unter ihm, leise, als ob sie in der Nähe der Frau Sixta zaghaft würden. Der alte Hirt hörte die Glocken nicht. Er hatte die Meisterin lange beobachtet und wußte, daß ihr Weg kein bestimmtes Ziel hatte. Zorn ergriff ihn. Was hatte die dort dem Schicksal getan, daß es ihr nichts Gutes gönnte von Kindheit auf!

Wenn er vor Frau Sixta nicht so etwas wie Ehrfurcht gehabt hätte, so wäre er hinüber gegangen und hätte gesagt: Du, ich bin alt. Ich gebe nicht viel auf das, was war und was kommt. Aber — wenn du etwa eine Hand brauchst —. Manchmal ist es ein Trost, wenn man einen hat, irgendeinen, und wenn es nur ein Hund wäre, der einem die Hand leckt zum Zeichen, daß er noch da ist. Die Weisheit des Verstehens war über dem Hirten.

★

Nur Frau Sixta stand fest. Die beiden andern ließen sich treiben. Sie hielten sich voneinander fern aus einer Art Scheu. Es war ja auch kein Wort zwischen ihnen gefallen, und sie konnten unter den Augen der übrigen in gewohnter Ungezwungenheit miteinander verkehren. Aber wenn sie strebten harmlos zu sein, so war das äußerlich. Im Innern hatten sie ein gemeinsames Geheimnis, und des einen Blick fragte unbewußt den des andern: Weißt du noch? Und beide standen in Feuer.

Markus war der Ungebärdigere. Nach anfänglicher innerer Unsicherheit begann er sich in eine Art von Beleidigtsein hinein zu reden. Warum hatte Frau Sixta ihn einst nicht seines Weges ziehen lassen? Die Zeit der eigenen Wünsche mußte einmal kommen. Und nun sie da war, sollte er nicht mehr das Recht seiner Jugend haben? So suchte er sein Gewissen zu beschwichtigen, das ihn mit heißen Zangen zwickte, ihm täglich alle Vorzüge der Frau Sixta zeigte und ihn selbst davor klein werden ließ.

Die Otti kam nicht zu klaren Gedanken. Ihr Herz zitterte nach wie vor. Sie schwankte zwischen der Liebe zur Mutter, der grausamen Angst, daß sie ihr unrecht tat, einem seltsamen Drang, der sie zu Markus trieb, und dem Glück, daß man sie noch immer im Hause duldete, hin und her.

Im Grunde lebten beide, Markus wie Ottilie, ihre Tage, ohne zu fragen, was morgen sein werde, ungewiß, ob ihr Beisammensein nur noch befristet sei, und verbargen ihre innere Zerfallenheit und die Befangenheit, die sie in Frau Sixtas Gegenwart befiel, mühsam hinter arglosen Mienen.

Frau Sixta aber zwang die Gegenwart und drückte ihr ihren Stempel auf. Es war, als habe sie von jenem Gang in die Seemattfelsen eine unerhörte Kraft zurückgetragen. Sie sprach nicht mit Markus und der Otti, wie sie sich anfänglich vorgenommen. Aber sie lenkte das Leben in genau dieselben Bahnen zurück, in denen es sich vorher bewegt hatte. Jedes hatte seine Arbeit. Abends saß man beisammen, Markus las, die Frauen arbeiteten. Man unterhielt sich. Frau Sixta hielt das Gespräch wach, wenn die andern einsilbig werden wollten. Sie forderte sogar Markus auf, die Laute zu nehmen und zu singen. Und sie sandte laut, vor den Ohren der Leute, die Otti mit ihm auf den See. Es sollte jedermann wissen, daß die beiden mit i h r e m, Frau Sixtas Willen und Einverständnis beisammen waren. Sie hielt ihr eigenes Herz wie in Klammern. Vielleicht schwebte ihr unbewußt ein auf gegenseitiges Nachgeben gerichtetes Leben vor. Was sie selber litt, brauchte niemand zu sehen. Es sah es auch niemand in den Nächten, in denen sie keinen Schlaf fand. Sie suchte gerecht zu sein und die beiden andern zu verstehen. Sie wollte ihnen auch gönnen, daß sie einander liebten, anders liebten als ihrer verwandtschaftlichen Stellung angemessen war, so lange sie ihr Rücksicht trugen und wie sie selbst den Schein nach außen wahrten. Ein Gefühl des Mitleids mit der Otti, der aus ihrer Kindlichkeit erwachten, ließ sie dieser gegenüber einen Ton mütterlicher Güte finden und allmählich gewann sie auch Markus gegenüber eine gewisse Herzlichkeit zurück. Nur, wenn sie allein waren, stand es wie eine Wand zwischen ihnen und weder Hand noch Mund berührten sich.

Markus und die Otti glitten immer mehr in diese ihnen zurechtgemachte Lebensweise hinein. Und beide begegneten Frau Sixta mit einer scheuen Achtung, zuweilen demütig empfindend, was sie ihr schuldig geworden waren. Aber allmählich, als auch die neue, gegenseitige Einstellung Alltag und Gewohnheit wurde, blühten ihnen unter der Gemächlichkeit des Heute, wie die Blumen aus den winterbefreiten Lehnen, kleine Wünsche und Freuden neu hervor. Frau Sixta geriet ein wenig in Vergessenheit. Sie suchten und fanden Gelegenheit, beisammen zu sein und waren glücklich, wenn sie es sein konnten. Befangenheit verlor sich. Hand suchte Hand. Und morgen war ein Händedruck bedeutsamer, als er heute gewesen. Und übermorgen redeten die Blicke. Dann küßten sie sich wieder. Die Otti zitterte. Aber sie hatte nicht die Kraft zu widerstehen.

Eines Nachts fragte Markus stürmisch: „Liebst du mich, Otti?“

Digitized by Google

Sie nickte und klammerte sich an ihn. Etwas Übermächtiges riß sie fort.

Von da an war die Liebe der beiden heimlicher, aber heißer.

Frau Sixta wußte alles, spürte und ahnte und erriet aus Nichtigkeiten, was geschah. Sie sah ihre Erwartungen auf einen äußerlichen Frieden zusammenbrechen. Eine neue Kampfzeit begann. Wo war das Ende? dachte sie. Aber sie sprach nicht zu Markus: Reiße dich auf, Mann! Tu, was du mir schuldest! Und sie stieß die Otti nicht hinaus. Sie begann tiefer zu graben nach Anfängen und Ursachen. War es nicht Walten und Zwang der Natur, was sich vollzog? Waren die zwei, die da zueinander strebten, nicht Spielbälle des Schicksals? Dann fing ihre heimliche Armut an ihr leid zu tun. Sie hatten keinen Weg! Gesetz und Welturteil waren gegen sie! Sie müssen verwinden, wie du selbst es verwunden hast, redete sie sich zu. Aber dann dachte sie daran, wie jung jene waren und was es sie selbst gekostet, zu verzichten. Und aus ihrer eigenen Hoffnungslosigkeit sprang plötzlich ein Trieb heraus, den andern ähnliche Qual zu ersparen. In ihrer eigenen Verzweiflung begann der Gedanke, daß es vielleicht in ihrer Hand liege, die andern zu beglücken, ihr eine Art Befriedigung zu bereiten.

Oft noch des Nachts, wenn sie neben sich den Atem des Markus vernahm, stand freilich ihre eigene Liebe auf und schrie nach Sättigung und Recht. Aber allmählich gewann eine menschenkundige und unendlich gütige Barmherzigkeit Gewalt über jene.

Da wurde ihre Stimme dunkler und weicher.

Da war es, daß sie endlich sich wieder einmal unter vier Augen an Markus wandte und sagte: „Halte dich mehr zurück, daß von dir keiner schlecht denken und reden kann. Nicht um meinetwillen, nur Ottis und deinetwegen."

Er wollte aufbrausen, aber ihre schmerzlich bewegte und doch von keinem Groll entstellte Miene beschwichtigte ihn. Er drehte sich ab, gequält und beschämt und entfernte sich stumm.

Das Schlechtdenken und Schlechtreden hatte indessen schon begonnen. Die Eifersucht und der Neid der Anna hatten scharfe Augen. Sie hatten längst erspürt, was heimlich zwischen Markus und der Haustochter war. Sie zischelte und schürte im Hause herum und machte zwanzig andere sehend. Und der Wind, der im Brückehaus säuselte, lief nach Bergmatten hinunter. In den Wirtsstuben und auf den Ofenbänken der Bauern tuschelte man: Ein öffentliches Ärgernis, diese Ehe der Brückewirtin! Eine Ehe zu dreien! Daß die Rotmundin nicht so viel Zorn in sich hatte, ein Ende zu machen. Julian Furrer, der Talammann, fuhr auf wie gestochen. Vielleicht erwachten schon wieder eigene Hoffnungen in ihm, vielleicht erneuerte sich seine Enttäuschung und schwelgte in Vergeltung. Er half nicht nur wacker mit, die öffentliche Meinung gegen die auf dem Brückegut aufzubringen, sondern er sprach mit dem Brustton tiefer Entrüstung im Rate davon, wenn die Rotmundin nicht imstande sei, in ihrem Hause und Ehestand zum Rechten zu sehen, so könnte es Pflicht der Behörde, insbesondere des Waisenrates werden, sich einzumischen und Ordnung zu schaffen. Er war ein angesehener Magistrat und hatte Verdienste um das Gemeinwesen. Vielleicht glaubte er an die eigene Selbstlosigkeit.

Seine Ratskollegen zögerten noch. Es sei ein eigen Ding, sich in dergleichen Angelegenheiten einzumischen, sagten sie.

Aber die Volksentrüstung schlug hohe Wellen.

In diesen Tagen hatte Frau Sixta einen Anstand mit einem widerspenstigen Knecht. Sie entließ ihn aus dem Dienst. Da packte den Mann die Wut und er schleuderte ihr die Worte ins Gesicht: „Um die Ehre, länger in Eurem Hause zu sein, reiße ich mich nicht. Je eher ein sauberer Mann hier fortkommt, desto besser."

Er hatte sich aber getäuscht, wenn er geglaubt hatte, Frau Sixta klein werden zu sehen. Sie hatte ihre eigenen Schmerzen auszufechten. Aber sie gab niemand das Recht, ihr Haus und die Ihrigen zu schmähen. Sie, die am meisten Ursache hatte, denen zu zürnen, die man verlästerte, sah jetzt in ihnen nur noch die vom Leben Gezausten und war bereit, ihr Menschentum zu verteidigen. Sie ging zur Tür der Schreibstube, in der die Unterredung stattfand, und schloß sie ab. Zurückkehrend, setzte sie sich auf den Stuhl vor dem Pult. „Jetzt will ich die Wahrheit wissen, Sepp," sagte sie mit kurzer, knapper Stimme zu dem Knechte, der im Grunde ein gutmütiger, nicht überkluger Mensch war.

Er verlor seine Fassung und schlang verlegen die Hände ineinander. Sein junges, bartloses Gesicht war von Blut überschlagen und der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Die Achtung vor Frau Sixta saß ihm mächtig in den Gliedern.

Diese fuhr fort: „Man redet und raunt in und außer dem Hause. Man schaut scheel und entrüstet sich. Jetzt will ich wissen, was euch allen nicht recht ist."

Digitized by Google

Der Sepp suchte Ausflüchte. „Im Grunde geht es ja niemand etwas an," meinte er.

„Was?" forschte Frau Sixta. „Wenn du es mir hier nicht sagst, so wirst es vor Gericht tun müssen."

Das Wort vom Gericht machte den andern erst recht kleinlaut. „Euer Mann — und die Otti —" gestand er.

„Beweise!" stieß Frau Sixta knapp heraus.

Der Sepp meinte, es sei wohl die Anna, die Kellnerin, die — — wisse — — —.

Frau Sixta stand auf. Sie war jetzt ganz ruhig und fast milde. „Das genügt," sagte sie. „Von jedem Feuer muß man den Herd kennen." Sie öffnete die Tür wieder. „Jetzt geh nur," fuhr sie fort. „Und wenn dich einer fragt, so sage ihm, daß ich keine Hilfe brauche und im Hause noch immer Ordnung gehalten habe."

Sie stand so aufrecht da, daß sie den Sepp um Hauptes länge überragte.

Er wagte kein Gegenwort. Sein anfängliches Großsprechen verwandelte sich ins Gegenteil. Sie war doch noch die alte, die Meisterin! Beinahe kam ihm die Bitte auf die Zunge: Schickt mich lieber nicht fort.

Als er später in Bergmatten bei einem Bauern einstand, war er einer der wenigen dort, die die Partei der Frau Sixta nahmen.

Diese aber zögerte nicht. Sie ging hinter dem Knechte her und in die Gaststube hinüber, wo der Anna ihr Reich war, und fand diese hinter dem Schanktisch. Gäste saßen drüben.

„Deine Zeit hier ist um, Anna Renner," sagte sie gelassen.

Eine Flamme schlug der Blonden über das hübsche Gesicht. Sie sah die Meisterin mit großen Augen an. Aber sie wußte, warum sie gehen mußte.

„Je eher du gehst, desto besser," fuhr Frau Sixta weiter. Die Qual, die sie litt, war fast verschüttet unter dem Willen, der Welt kein Schauspiel zu geben.

Die Anna biß sich auf die Lippen. Ein böses Zornfeuer loderte in ihr auf. Aber nur das Blut im Gesicht verriet es. Und bei sich dachte sie, daß sie es der Rotmundin heimzahlen werde. Sie tat eine Weile ihre Arbeit weiter; aber im Laufe des Tages wurde ihr der Boden unter den Füßen heiß. Sie erfuhr, daß Sepp, der Knecht, sich bei seinem Weggang geäußert habe, er müsse zwar fort, aber wenn Frau Sixta ihn rufen wollte, würde er jeden Tag zurückkommen. Ebenso schien ihr aus dem Wesen und den Worten ihrer Mitangestellten, als schlage deren Stimmung zugunsten der Frau Sixta um. Sie hatte auch nicht das beste Gewissen und vielleicht saß ihre Neigung zu Markus tiefer als ihre früheren, so daß ihm fortwährend zu begegnen, ihr schon längst unleidlich gewesen war. Auf jeden Fall packte sie in einer Arbeitspause ihren Koffer und sagte am Abend zu Frau Sixta: „Wenn es Euch recht ist, trete ich morgen früh schon aus."

„Wie du willst," antwortete diese und gab ihr auch noch am selben Abend ihren Lohn.

An diesem Abend aber saß die Rotmundin mit Markus und Ottilie wie immer in der oberen Wohnstube. Draußen lag eine schwüle, schwarzwolkige Nacht. Nur selten stand ein Stern über den Fenstern, ein hilfloses Licht, dessen Verlorenheit die Finsternis noch zu steigern schien. Sonst pflegten die drei die Beklemmung, die sie bei jedem Beisammensein faßte, mit alltäglichen Gesprächen zu überwinden. Heute lag es schwerer noch als sonst auf ihnen. Der Streit der Wirtin mit dem Knecht war auch der Otti und Markus bekannt geworden, auch die Tatsache ihnen nicht entgangen, daß der Anna der Dienst aufgesagt worden war. Die Otti hatte, wie jetzt oft, verweinte Augen. Sie blickte zuweilen von der Seite scheu nach der still die Nadel führenden Mutter. Markus las die Zeitung; aber er erfaßte den Sinn dessen, was er las, nicht. In ihm mottete ein heimlicher Grimm. Das Leben konnte so nicht weiter gehen, dachte er.

Plötzlich nahm Frau Sixta leise und ruhig das Wort: „Ihr werdet wissen, daß auch die Anna fortgeht?"

„Ich habe es gehört," antwortete Markus in dumpfem Ton.

„Ich habe sie als Kind ins Haus genommen; es ist über zehn Jahre her."

Keines der beiden andern sprach. Aber auch das ganze Haus lag still. Sie fühlten alle dieses Schweigen. Es war ihnen, als sei niemand als sie drei übriggeblieben, als wären alle, die zu ihnen gehörten, von ihnen abgefallen. Die Otti beugte den Kopf tiefer über ihre Stickerei. Die Tränen rannen ihr nun über die Wangen. Wo sollte das alles enden? Sie war mürbe. Sie hätte die beiden andern bitten mögen: Sagt mir, was ich tun soll! Schickt mich fort, wenn ich euch Unglück gebracht habe.

Da begann Frau Sixta, den Arm weit in den Tisch hineingelegt, weiter zu sprechen. Der Schein der Lampe fiel auf ihr blasses Gesicht und das schwarze, glatte Haar. „Es hilft nichts, daß wir uns voreinander verstecken."

Markus warf den Kopf zurück. Je weniger er sich rechtfertigen konnte, um so mehr wappnete er sich mit Zorn.

Digitized by Google

„Die Leute reden,“ fuhr Frau Sixta fort. „Es liegt an euch, ihnen die Mäuler zu stopfen.“

„Das ist leichter gesagt als getan,“ murrte Markus.

„Sagt mir alles,“ sprach Frau Sixta weiter. „Ich — ich — will versuchen, euch zu verstehen.“

Markus horchte auf. Er hatte auf Widerstand gerechnet. Sein Zorn verflog wieder. Er fühlte sich entwaffnet, beschämt. Frau Sixta hatte den Willen, fast Unentwirrbares zu entwirren! Unwillkürlich drängten sich ihm Worte auf die Lippen und hatte er den Drang, dieser Frau alles zu beichten.

„Sie haben mir immer gesagt, ich stehe nur halb auf der Erde,“ begann er. „Ich habe dich genommen, aber vielleicht habe ich mich — mehr von dir nehmen lassen.“

Frau Sixta ging ein Stich ins Herz. Das war es, dachte sie.

Markus fuhr langsam und nachdenklich weiter: „Wir sind jung, die Otti und ich. Es ist so gekommen. Man weiß nicht, wie. Und wie wir da sind, wir drei, irgendwie werden wir nun alle unglücklich sein, trotzdem — eines dem andern alles Gute gönnen möchte.“

„Das Gesetz steht euch entgegen,“ sagte Frau Sixta. Ihre Gedanken gingen in die Zukunft. „Selbst wenn ich dich freigebe, Markus, ist dir der Weg versperrt.“

„Meinst du, ich weiß das nicht?“ fragte er. „Ich habe auch nachgedacht.“

Eine Stille fiel ein. Sie schauten vor sich nieder. Um den Mund der Otti zuckte immer noch das Weinen.

Dann begann Markus wieder: „Vielleicht wird das Beste sein, daß ich weitergehe. Ihr bleibt beisammen, ihr zwei. Und nach einer Zeit wird es sein, als sei ich damals wirklich vorübergegangen, wie ich gesollt hätte.“

Die Otti preßte die Lippen zusammen. Sie dachte, daß sie ihm nachlaufen werde. Sie konnte hier nicht sitzen und wissen, daß er nicht mehr zurückkam.

Frau Sixta legte die Hand an die Stirne. Sie hatte die Tochter vor Augen, zart und fein und jung. Sie wußte, daß sie an dem zerbrach, was über sie gekommen war. Und sie begriff auch den seltsamen Menschen, den Markus, der nicht in den Alltag paßte. Der verschaute sich in ein Mädchen, wie in einen Stern und lief ihm nach! Und wenn er weiterzog, aufs Geratewohl, wer weiß, wo er sich hinverirrte. Das Mitleid mit den beiden brannte sie heißer. Und sie sargte ihren eigenen Gram tiefer ein. Aber der seltsame, qualgenährte Drang, den beiden zu helfen, verstärkte sich.

„Laßt mir Zeit,“ sprach sie mit stockender Stimme. „Vielleicht finde ich einen Weg. Nehmt euch zusammen, daß ihr kein Ärgernis gebt. Die Leute sollen sehen, daß wir — — nicht in Unfrieden leben. Vielleicht —“

Sie hielt inne. Sie hatte wenig Hoffnung. Aber als sie jetzt aufstand, streckte sie Markus zum erstenmal wieder die Hand hin. Dann bot sie der Otti die andere, und als Otti sich ihr an die Brust warf, stand sie einen Augenblick zwischen beiden wie ein Baum, an dem sie Halt hatten. Dann verließ sie die Stube.

Die zwei andern waren allein.

„Mein Gott,“ sagte die Otti mit zitternden Lippen.

Markus schwieg. Er hatte keine Freude an sich selbst. Sein letzter Trotz schmolz hinweg. Endlich sagte er von der Hinausgegangenen: „Sie ist aus einem andern Stoff gemacht als wir Alltagsleute.“

Dann aber gewahrte er, wie hilflos die Otti weinte. „Still,“ tröstete er und zog sie an sich. Und während er sie hielt, vergaß er sich wieder. Der leichte Sinn gewann die Oberhand. Warum nicht lieber ein Alltagsmann sein, dachte er. Und er liebte die Otti und das Leben. Und alles andere machte ihm nicht zu viel Beschwer.

Die Otti überließ sich ihm. Ihre Tränen versiegten. Auch sie ließ sich weitertreiben, wie bisher.

Als Frau Sixta zurückkam, fand sie sie Hand in Hand sitzen.

„Es ist Zeit, schlafen zu gehen,“ mahnte sie. — — —

Sie mahnte sie auch weiter mit Blicken und Worten, daß sie Maß hielten. Sie überwand sich selbst. Ruhig, als ob nicht in ihrer Seele ein Wurm nagte, sprach sie mit Markus von Geschäften wie von ihren persönlichen Angelegenheiten, und ihre Art zu der Otti war liebevoller denn je. Sie wußte, daß sie litt wie sie selbst. Und sie redete sich zu, daß ihre Jugend mehr Anspruch auf Glück habe, als sie, die gelernt hatte, es zu entbehren. Eine würdevolle Ruhe kam in ihr Benehmen.

Die Leute stutzten. War doch kein Riß in der Ehe der Rotmundin?

Darüber verging das Frühjahr, und der Sommer kam.

Markus, der Träumer, kam zu keinem Entschluß, nahm nach wie vor den Tag wie er kam. Unter dem Zwang, den er sich auferlegen mußte, unter der Heimlichkeit, wuchs die Kraft seiner Liebe. Manchmal bändigte er schwer das Blut, das ihn quälte.

Auch die Otti lebte dahin, schwankend zwischen der scham- und scheuerfüllten Liebe

Digitized by Google

Kinderbildnis. Gemälde von Robert F. K. Scholtz

Digitized by Google

Digitized by Google

zur Mutter und der heißeren zu Markus. Und weil niemand sie fortschickte, blieb sie, wo sie war und wußte nicht, wohin sie hätte gehen sollen.

★

Und doch verdarben es die zwei jungen Toren. Sie waren nicht immer auf ihrer Hut. Sie trafen sich da und dort und ließen ihrer Leidenschaft freien Lauf. Und sie wurden ertappt, belauscht. Die Splitterrichter, Neidhämmel und Geiferlinge bekamen nun wieder Arbeit.

Eines Morgens saß auf dem Dach des Wirtshauses die ausgestopfte Puppe, der Manoggel, den die Nachtbuben als Schandmal denen heimlich auf den First stecken, unter deren Dach anstößige Dinge geschehen.

Markus wartete mit geladenem Gewehr auf eine Wiederholung des Streiches, doch zeigte sich niemand mehr.

Dafür aber gärte es heftiger im Dorfe unten, wo der Talammann und die Anna, die verjagte Kellnerin, schürten. Der Talammann setzte es durch, daß die Dorfbehörde der Frau Sixta Graf nahelegte, sie möchte die Tochter an einem geeigneteren Orte unterbringen.

Frau Sixta reichte den Brief schweigend Markus.

Dem schlug das Blut unter das lange, schwarze Haar.

„Sie lügen," brauste er auf. „Es geschieht nichts, was dir oder uns zur Schande ist." Er meinte, sich wahrlich genug beherrscht und genug gelitten zu haben.

„Sie glauben es nicht," gab Frau Sixta zurück. „Sorgt, daß sie glauben können."

Dann zerriß sie den Brief in Stücke. Eine Antwort gab sie nicht. Ihr Berghaus war ihr eine sichere Burg. Und sie trug den Stolz ihrer eigenen Qual in sich und trotzte, daß niemand ein Recht habe, sich in ihr Unglück zu mischen.

Die Tatsache, daß sie die Mahnung der Behörde mißachtete, trieb jedoch die Entrüstung der Bergmattener auf die Spitze. In einer warmen Julinacht zog ein johlender Haufe, Männer und Weiber, zumeist junges, nichtsnutziges Volk, nach dem Paß hinauf. Sie hatten vorher weidlich ins Glas geguckt und sich Lust und Mut getrunken.

Die Anna Renner, die Kellnerin, diente jetzt in einer großen Wirtschaft. Ihr Geschwätz hatte den Zorn der Bauern genährt. Ihr Wein feuerte jetzt ihren Mut an. Sie selber zog mit ihnen, aus Freude am Lärm, eine schmerzliche Neugier im Herzen, was alles sich ereignen werde. Der Haufe trug allerlei Lärmzeug, Pfeifen, Pfannendeckel, Kuhschellen und dergleichen bei sich.

Vor dem Wirtshaus zur Brücke angekommen, begannen sie einen greulichen, ohrenbetäubenden Radau zu machen.

Die Nacht war hell von Sternen.

Im Wirtshaus wurden die Läden geschlossen. Frau Sixta zog Wände zwischen sich und das wilde Volk.

Ein Bursche wollte von der Anna Renner wissen, wo die Wohnräume der Rotmundin seien. Sie gab ihm mit nicht ganz freiem Herzen Auskunft.

„Sie sollen herauskommen. Sie sollen hören, was man von ihnen hält," schrie der Sittenrichterhaufe.

Dann flog ein Stein in die Schlafstube der Frau Sixta. Er blieb nicht der einzige. Die Menschen waren wie toll von Rausch und aufgepeitschter Entrüstung. Ein Schwall von Schimpfworten brandete an den Wirtshausmauern empor.

Markus Graf nahm zum zweitenmal sein Gewehr. Allein Frau Sixta entwand es ihm. „Sieh nach der Otti," befahl sie. Sie wußte, daß das junge Ding in wilder Angst sich unters Dach geflüchtet hatte.

Sie selbst ging hinunter und öffnete die Haustür. Der Mond war eben über die Berge gestiegen, und sein Schein fiel auf die Schwelle, auf die sie trat. Sie suchte unter den Lärmmachern nach einem, mit dem es sich vernünftig reden ließe. Und sie erkannte die Anna, obgleich diese sich hinter den andern zu verbergen suchte. Ihre Lippe kräuselte sich.

Aber der Lärm verstummte unwillkürlich. Die Frau hatte zu lange großes Ansehen genossen. Einige kamen zur Besinnung. Was wollten sie eigentlich? Was konnten sie ihr persönlich vorhalten? An ihr war kein Makel! Stattlich stand sie da, dunkel und aufrecht. Der weiße Lichtschein ließ ihr Haar noch schwärzer und ihre Haut bleich wie Mehl erscheinen. Der Spott wagte sich nicht recht an sie.

Jetzt begann sie mit einer leicht heiseren Stimme zu sprechen: „Was wollt ihr von mir? Was würdet ihr sagen, wenn man euch in euer Haus einbräche und in euer Leben hineinregierte!"

Einer, der betrunken war, schrie aus den hinteren Reihen: „Wo hast deinen Mann? Der wagt sich nicht ans Licht! Der weiß wohl warum!"

Sie richtete den Blick hart nach dem Schreier und antwortete: „Ich habe eben einem ein Gewehr aus der Hand genommen. Vielleicht hätte ich es ihm lassen sollen. Sein Hausrecht soll jeder wahren dürfen."

Ihre Ruhe machte doch Eindruck. Der Haufe zögerte. Nun waren schon mehr dar-

Digitized by Google

unter, die wünschten, daheim geblieben zu sein.

Frau Sixta fuhr fort: „Man wird alles vors Gericht bringen. Es wird sich zeigen müssen, wer recht hat, ihr oder wir. Das ist doch wohl der Weg. Du dort, Indergand — Toni, du, Anna Renner, und Ihr, Ratsherr Bennet! Wir können miteinander am richtigen Orte reden und zur richtigen Zeit." Sie sprach das aus raschem, plötzlichem Entschluß. Im Grunde ihres Herzens war sie nicht so sicher.

Bei dem Worte Gericht wurden die Vernünftigeren unter dem Haufen noch kleiner. Ein Schwanken und eine Lust zum Umkehren griff Platz. Dennoch würden vielleicht die Rädelsführer und Hauptkrakehler recht behalten haben. Neue Rufe schollen aus der Menge. „Gericht! Ja wohl! Bis die Advokaten Ordnung machen, können wir lange warten! Holt den Graf heraus, den fremden Hudel! Jagt ihn zum Teufel, den Brückewirt!"

Da vernahm man Pferdegetrappel und vom Paßeingang her kam ein Einspänner gerollt. Das Fuhrwerk erregte Aufsehen. Das Pferd stob heran, als brenne es durch.

Frau Sixta stand noch immer mit verschränkten Armen unter der Haustür. Sie war jetzt bereit, die Flinte selbst zu nehmen, die sie Markus entwunden hatte. Empörung machte ihr die Stirn heiß. Wen ging es an, wenn sie einen Riß im Hause hatte? Flüchtig fuhr es ihr durch den Sinn: Wenn jetzt Markus sich zeigt, geschieht ein Unglück, und einen Augenblick lang stockte ihr der Atem. Aber der Zorn war stärker als die Furcht. Schon wollte sie sich nach der im Hausflur zurückgelassenen Waffe umsehen. Da erkannte sie die Insassen des heranrollenden Fuhrwerks, den Talammann Furrer und zwei Landjäger. Sie hob trotzig den Kopf. Was hatte dieses Neue zu bedeuten?

Aber schon erhob sich Furrer im Wagen. Er war zur Zeit, da die Bergmattener losgezogen, in einem seiner entfernten Ställe gewesen. Als er beim Nachhausekommen von dem Vorhaben der Menge hörte, schlug ihm das Gewissen. Er kannte das Volk. Wenn sie getrunken hatten, waren sie wie die Tiere. Und er fühlte, daß er an ihrem Grimm nicht unschuldig war, noch stärker aber, daß er sich vom eigenen Unmut hatte fortreißen und gegen die Rotmundin mehr geschürt hatte, als er verantworten konnte. Was wußte er eigentlich Genaues? Und von wem hatte er seine Wissenschaft? Die Anna Renner schien ihm im Augenblick eine üble Gewährsperson. Plötzlich überkam ihn etwas wie Schrecken und Reue. In aller Eile rief er die zwei Sicherheitswächter zusammen, dann spannte er selbst sein Pferd ein und fuhr mit ihnen dem Hochalppaß zu. Er war im Grunde kein ungerader Mann. Er hatte sein Herz vielleicht mehr an die Rotmundin gehängt, als er selber wußte, und aus Enttäuschung die Richtung verloren. Im Augenblick, da es Frau Sixta ernstlich, zwar nicht an den Leib, aber an die Ehre ging, tat sie ihm leid.

Er hatte eine böse Bergfahrt. Die zwei Landjäger sprachen unterwegs von den Ereignissen und glaubten ihm zulieb zu reden, wenn sie an denen vom Brückegut kein gutes Haar ließen, auch dem Strafzug der Dörfler alles Recht beimaßen und dartaten, daß sie mit allem Vorbedacht den Zug nicht gehindert hätten. Sie machten lange Gesichter, als sie seine Stirn vor Verdruß sich röten sahen.

„Narrheiten," murrte er. „So bricht man den Leuten nicht in die Häuser ein."

Nun saßen sie auf einmal stumm und dumm auf ihrem Polster.

Er aber geriet in heftigere Erregung und gesteigerte Angst. Er trieb sein Pferd so rasch bergan, daß es dampfte. Auch der Amtseifer, mit dem er sich gegen Frau Sixta gewandt, bekam plötzlich ein anderes Gesicht. Er war stolz auf sein Magistratentum. Wer wußte, ob ihn diese üble Sache nicht seine Würde kostete!

In wildem Lauf fuhr er am Brückegut unter die Menge. „Was geht hier vor?" fragte er im Augenblick, da er sein Pferd anhielt.

Niemand antwortete. Man kannte in ihm den Widersacher der Rotmundin und erwartete von ihm nun eigentlich den Hauptschlag gegen sie.

Er gab die Zügel einem der Landjäger und stieg aus. Er sah Frau Sixta auf der Schwelle stehen. Er schämte sich vor ihr; aber das Gefühl, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren, gab ihm sein Selbstbewußtsein zurück. Er trat neben die Rotmundin. Groß, plump, schwer, ein Baum von einem Mann, paßte er wohl zu der Wirtin vom Brückegut.

„Ihr hättet die Mahnung des Talrates nicht in den Wind schlagen sollen," sprach er sie an. „Wenn schon das ganze Volk sich entrüstet — —"

Frau Sixta sah ihn groß an. „Was wisset ihr, ihr alle?" fragte sie. „Wollt ihr Gedanken strafen? Könnt ihr in Köpfe und Herzen sehen? Es gib hier nichts aufzuräumen, Talammann. Ich habe noch immer selber Ordnung gehalten."

Ihre Ruhe vermehrte in ihm das Empfinden, daß er und alle über das Ziel hinaus-

Digitized by Google

geschossen. „Wir könnten wohl drinnen ein Wort zusammen reden," suchte er einzulenken.

Frau Sixta wich nicht von der Tür. „Heute nicht mehr, Talammann," sagte sie mit herbem Spott. „Dazu müßt Ihr schon am Tag kommen." Als in diesem Augenblick die Tür sich öffnen und Markus heraustreten wollte, wies sie ihn mit einer heftigen Handbewegung zurück. Er gehorchte. Er fühlte sich mehr als je in ihrer Führung.

Der Talammann hatte sich an die Menge gewandt. Er holte sich Auskunft. Er redete zu. Das sei keine Art, mitten in der Nacht einzubrechen. Er hieß sie abziehen. Es sei, wie die Rotmundin gesagt: vor Gericht könne man den Handel austragen. Die zwei Landjäger postierte er an der Tür. Er sprach gut und volkstümlich. Er machte ein paar Witze. „Es ist Zeit ins Bett, Leute, sonst verschlaft ihr morgen das Melken."

Das gefiel den Bauern. Einige Abgekühlte waren schon hinweggebröckelt. Nun trollte sich langsam auch der Gewalthaufe. Die Wut verging ihnen. Nur, daß sie abziehen sollten, ohne etwas für den Durst bekommen zu haben, mißfiel den meisten.

„Zahl' einen Schoppen, Furrer," grölte einer dem Talammann zu. „Dann sind wir schneller wieder unten."

„Abgemacht!" stimmte der Ammann rasch entschlossen zu. „Unten im ‚Löwen' sollt ihr ihn haben." Die Tatsache, daß er Einfluß auf die Menge hatte, stimmte ihn vergnügt.

Und schon schob sich das Volk wieder die Paßstraße entlang.

„Es lebe der Talammann!" schrie einer.

„Hoch die Gräfin," höhnte ein Hauptschreier zum Hause zurück.

Die Anna Renner lief durch die Matten mit. Sie hätte sich gern in die Büsche geschlagen, wenn welche da gewesen wären. Sie fühlte die Kläglichkeit, mit der das ganze Unternehmen und ihre eigene Wirksamkeit zusammenbrachen. Und sie sah Frau Sixta noch an der Tür stehen. Sie dachte daran, wie sie einst Mutterstelle an ihr vertreten. Ein großer Katzenjammer packte sie.

Frau Sixta lehnte noch immer mit dem Rücken am Türpfosten.

„Ich lasse Euch die Polizisten da," bot Furrer ihr an.

„Wozu?" fragte sie.

Er zuckte mit der Schulter.

„Ich brauche keine Wächter," erklärte sie. Sie gab die Türe frei. Sie trat auf die Straße hinaus. Nun die Spannung von ihr wich, löste sich in ihrem Kopfe etwas, als verliere sie das Vorgefallene aus dem Gedächtnis. Und Dinge stiegen jetzt in ihr auf, die nur durch die Ereignisse zurückgedämmt gewesen: Sorgen! Ungeklärte Gedanken! Es flog ihr noch so durch den Sinn, ob der Ammann nun ins Haus gehen oder seinen Wagen wiederbesteigen und den andern nachfahren werde. Aber beides war ihr gleichgültig. Anderes, Tieferes packte sie wieder. Sie entlief gleichsam demjenigen Teil ihres Unglücks, der in die Öffentlichkeit gezerrt worden war. Das, was an diesen Dingen Volksmeinung, sogar vielleicht Gerichtsfutter, Geschrei und äußerer Unfug war, erschien ihr bedeutungslos, verglichen mit dem, was sie mit sich selbst abzumachen hatte. Die von Bergmatten und der Talammann hatten eine Entscheidung erzwingen wollen. Sie erkannte ihnen dieses Recht nicht zu. Aber eine Entscheidung m u ß t e fallen! Diese Erkenntnis, lang in ihr vorbereitet, stürzte jetzt mit solcher Wucht auf sie ein, daß sie instinktiv Ort und Stunde suchte, um in sich selbst endlich zur Klarheit zu kommen. So lief sie denn wie schon einmal die Straße entlang, lief von Haus und Menschen fort in die Nacht hinaus. Langsam ging sie zuerst, fast taumelnd und ohne Ziel; dann bog sie, vom Mondlicht gewiesen, in die Seematten hinüber. Sie hörte den Wagen des Ammanns davonrollen; aber sie dachte nicht mehr an diesen. — Klarheit, Entscheidung, rief es in ihr.

Inzwischen hatte Furrer seinen Wagen wieder bestiegen. Er wunderte sich nicht, daß die Wirtin sich nicht weiter um ihn kümmerte. Er hatte einen Augenblick gezögert, ob er so rasch wieder gehen oder bleiben sollte. Aber Frau Sixta tauchte drüben ins Dunkel der Nacht. Die war nicht von weichem Stoff, dachte er und fühlte sich noch immer aus dem Sattel geworfen. ‚Da müßt Ihr schon bei Tage kommen,' hatte sie gesagt. Wohl denn, mochte sie ihren Willen haben! „Kommt," rief er seinen zwei Beamten zu. Die Landjäger stiegen wieder ein und gleich darauf fuhr Furrer mit ihnen ab.

Im Talwärtsfahren, als ihm nötig schien, daß er seinen Begleitern zeigte, er habe nicht etwa eine Niederlage erlitten, gab ihm der Widerstreit von Verdruß und neu erwachter Bewunderung die Worte ein: „Eine stramme Frau ist sie doch, die Rotmundin. Und nicht schuld, wenn es in der Ehe nicht stimmt."

Die Landjäger spitzten die Ohren. Sie hätten gern noch mehr gehört.

Allein der Ammann fuhr von da an schweigend weiter. Der Teufel, daß er die Frau nicht bekommen konnte! begehrte es in ihm auf. —

Frau Sixta saß auf einem Stein in der Seematte. Vieh weidete an den Lehnen. Leise Glocken klangen durch die Nacht. Da und dort

Digitized by Google

lagen merkwürdige Schatten. Vielleicht waren es Felsblöcke, vielleicht ruhende Tiere.

Klarheit, dachte Frau Sixta. Entscheidung! Es ging nicht so weiter mit Warten und Kleinbeigeben, mit Geduld und lahmer Hoffnung, daß die Zeit gerade machen würde, was krumm war. H a t t e sie aber überhaupt noch gehofft? fragte sie sich. Ihr Herz blutete. Keinem hatte sie sich je aufgetan, keinem als Markus. Aber das war vorbei! Gehofft hatte sie nicht mehr! Markus hatte gewählt. Die Natur in ihm hatte entschieden. Jugend trieb es zu Jugend. Aber dann hatte sie vielleicht unwillkürlich und in einem letzten Haschen nach Rettung gemeint, es könne so etwas wie freundliches Leben und Lebenlassen zwischen ihnen geben, hatte erwartet, daß Markus bei seiner Pflicht bleiben und das überwinden werde, was an seiner Liebe zu Otti nicht sein durfte. Als ob Leidenschaft so leicht zu Entsagung schmölze! Sie hatte gefühlt, daß die andern zwei litten, wie sie selbst, und hatte gleichsam schwesterliche Arme nach ihnen ausgestreckt: Bescheidet euch, wie ich selbst mich bescheide. Ich will euch noch mehr lieben als vorher. Laßt uns ehrlich suchen, zu Frieden zu kommen. Das alles ging jetzt nicht mehr. Die Schwätzer und Nörgler ließen es nicht zu. Aber auch die zwei, Markus und die Otti, verdarben das Spiel. Jugend zähmte sich nicht. So mußte denn — langsam rang Frau Sixta sich zu dieser Einsicht durch — eines weichen, eines von ihnen dreien.

Aber wer? Die Otti? Sie? Die Jüngste, der das Leben noch nichts geboten? Die nicht in die Klosterzelle wollte? Deren ganzes Wesen nach Blühen drängte! Frau Sixtas Mut versagte. — Oder Markus? grübelte sie weiter. Wenn er ging, würden die Otti und sie, Frau Sixta, zurückbleiben. Einander das Leben erträglich und Erlittenes vergessen zu machen suchen. Er aber, der Luftgucker, der Ziellose, wer wußte, wo das Leben ihn hintrug? Und wer wußte, ob er gutwillig die — die Otti verließ? — So blieb vielleicht nur sie, Frau Sixta, selbst! Aber was nützte es den beiden andern, wenn sie ging? Das Gesetz richtete Mauern zwischen ihnen auf! Das Gesetz! Das von Menschen geschriebene, in Paragraphen gekleidete Gesetz! Ehrsame Bürger, Leute des geruhigen Lebens, kluge Leute, wohlmeinende Leute hatten dieses Gesetz aufgestellt! Aber keine, die das Schicksal geschüttelt, keine, die wußten, wie das Ungewöhnliche oft jäh die Reihe des Alltäglichen unterbrach! Zu Sündern stempelte dieses Gesetz Markus und Ottilie. Wären sie aber einander begegnet, ehe sie, Frau Sixta, zwischen ihnen stand, hätte niemand ihnen das Zusammenwollen verdacht, noch das Zusammenkommen verwehrt. War also nicht Vernunft Unsinn? War nicht in gewissem Sinne, sie, Sixta, die Schuldige, die unbewußt schuldig gewordene?

Die Rotmundin hob den Kopf. Der kühle, starke Nachtwind machte ihr die Stirn klar. Und plötzlich gewahrte sie eine Lösung. Brauchte man sich ewig in den Rahmen des Althergebrachten zu fügen? Gab es nicht eine Befreiung? Eine Möglichkeit, Trümmer zu bergen, wenn das Schiff nicht heil in den Hafen laufen konnte? Und nun erwachte wieder und stärker als je zuvor der seltsame, leidentsprossene Trieb in ihr, den zwei Menschen zu helfen. Wege dazu hatte sie lange gesucht. Und einen dieser Wege wählte sie jetzt.

Ihre Sinne waren aufs äußerste gespannt. Im Ringen mit sich selbst erhob sie sich von ihrem Sitz.

Da scholl Markus' Stimme durch die Nacht, der nach ihr rief. Sein Ton war angstvoll. Sie spürte aus diesem Ruf mit schmerzlicher Genugtuung, daß er sie nicht haßte, daß er vielleicht mit einem Teil seiner Seele doch ihr gehörte. Sie konnte nicht anders, sie ging dem Ruf entgegen.

Markus befand sich in der Tat in einer tiefen Erregung. Widerwillig nur war er während des Auflaufs der Aufforderung seiner Frau gefolgt und hatte, statt dem Haufen der Lärmenden entgegenzutreten, die Otti gesucht. Er hatte sie in einer Estrichkammer gefunden, benommen vom Schrecken, haltlos und bleich. Sie hatte etwas von einem Kinde gehabt, das sich vor Gespenstern fürchtet.

„Mein Gott," hatte sie zitternd gefragt: „Was wollen sie mit uns?"

Sie hatte in sich selbst die Sünderin gesehen. In schlaflosen Nächten und angstvollen Tagen hatte sie sich einzureden begonnen, daß alles Unglück nur von ihren Händen gekommen, daß, wenn sie im Kloster geblieben wäre, nichts den Frieden des Hauses gestört hätte.

„Narrheit," hatte Markus, aufgebracht über das Scherbengericht der Bergmattener, ihr erwidert. „Wer sollte uns anrühren!" Dann hatte er sie in seine Arme genommen.

Er war ihr wie ein Held erschienen. Sie hatte sich willenlos in ihn hineingeschmiegt. Und gemeinsam hatten sie den Ereignissen vor dem Hause gelauscht.

Allmählich war es stiller geworden, das Rollen eines Wagens wurde laut. Im Hause flüsterte das Gesinde. Und man hörte, wie sie sich an den Fenstern zusammendrängten.

Digitized by Google

Markus spürte, wie das Herz der Otti gegen das seine schlug. Er fühlte, wie sie sich bei ihm geborgen fühlte. Eine Weile vergaß er alles andere über dem Glück, sie zu halten. Dann aber drängte es ihn, zu wissen, was da unten geschah. „Ich muß hinunter," flüsterte er.

Sie wollte ihn nicht lassen. „Laß mich nicht allein," bat sie.

Er beschwichtigte sie. „Komm in dein Zimmer," redete er ihr zu. „Ich bleibe nicht lange. Sobald ich weiß, daß die Mutter sicher ist, komme ich zurück."

Er hatte sie geküßt und sie nach ihrem Zimmer geführt. Sie hatte sich scheinbar beruhigt. Als er sie verließ, hatte er gefühlt, daß sie ihm alle Kraft der Liebe gab, die in ihr war.

Mit raschen Schritten war er dann zur Haustür geeilt. Frau Sixta hatte ihn zurückgewiesen. Hinter der Tür hatte er gewartet, erst nach dem Entrollen des Wagens neu die Tür geöffnet. Einige Knechte hatten noch vor dem Hause gestanden. Sie schauten ihn mit neugierweiten Augen an. Er wollte sie nach Frau Sixta fragen, allein es war ihm, als könnte einer ihm hohnvoll antworten: Was kümmert das dich noch! Aber er sah, daß die Bergmattener alle abgezogen waren. Das ist ihr Werk, dachte er von Frau Sixta. Und die alte Bewunderung schwoll in seinem Herzen. Dann erfaßte ihn Unruhe. Wo war Frau Sixta? Da rief er ihren Namen in die Nacht.

Einer der Knechte sagte, er habe sie nach dem See gehen sehen.

Nach dem See? Ein Schrecken fuhr in ihn hinein. Er rief dringender.

Keine Antwort kam. Markus trat in den Hausflur zurück. Er war unsicher, wohin er sich wenden sollte.

Da beugte sich oben über der Treppe die Otti über das Geländer nieder. „Warum ist es so still?" fragte sie zitternd.

Er gab Bescheid. „Sie sind abgezogen. Ich suche die Mutter."

Sie kam herab zu ihm. Gemeinsam begaben sie sich auf die Suche, draußen auf dem Hofe, bei den Ställen, auf der Straße. Immer wieder rief Markus Frau Sixtas Namen.

*

Frau Sixta trat aus dem Dunkel der Seematte ins Licht des Weges, der nach dem Wirtshaus führte. Sie hatte den Kampf mit sich selbst zu Ende geführt. Sie trug einen Entschluß in sich. Sie winkte mit der Hand. Markus und die Otti standen drüben. Frau Sixtas Gebärde entbehrte jeder Erregung. Es schien, als hätten für sie die ganzen lärmvollen Vorgänge der Nacht nicht bestanden. Die paar Dutzend Augen der Dienstboten und Gäste, die jetzt von allen Seiten nach ihr schauten, wurden groß. Die Rotmundin winkte Mann und Tochter so gelassen freundlich zu, als sei nichts Ungewöhnliches geschehen! Bald darauf konnten auch die Ohren der Leute Verwunderliches auffangen.

„Seid ihr noch nicht schlafen gegangen?" fragte Frau Sixta im Herankommen, als sei ihr nur das späte Aufsein der beiden erstaunlich. Und ohne der Bergmattener und ihres Überfalls Erwähnung zu tun, fügte sie hinzu: „Die Nacht ist schön. Ich war noch beinahe bis zum See gegangen."

Sie trat dann ins Haus, es denen überlassend, ihr zu folgen, die wollten.

„Brennt nicht mehr Licht, als nötig ist," sprach sie im Vorbeigehen die Köchin an, die unter die Küchentür gelaufen kam.

Und ebenso im Vorbeigehen schaute sie in die Wirtsstube. Kartenspieler saßen da, geladen mit Verlangen, mit der Wirtin von den Vorfällen des Abends zu reden. Aber sie gab ihnen nicht Zeit dazu. „Macht Feierabend, ihr Herren," bot sie ihnen hinein und zog sich sogleich zurück.

Dann stieg sie die Treppe hinauf.

Markus und Ottilie folgten ihr. Immer wieder war sie die Führerin, dachte Markus. Beiden war der Atem eng. Was würde nun kommen?

Aber Frau Sixta trat in die stille Wohnstube. Sie ließ die Tür offen; die andern sollten wissen, daß sie sie erwartete.

Wie zwei Schüler, die Strafe erwarten, kamen die beiden ihr nach. Markus ermannte sich aber sogleich. Er hatte ein starkes Freiheitsgefühl, und sein Trotz stand ihm leicht zu Gebote.

Frau Sixta wartete, bis die beiden sich nach Stühlen umsahen. Dann schloß sie von innen die Tür und drehte eine zweite Lichtflamme auf. An den großen, kalten, grünen Kachelofen sich stellend, kam sie auf das Ereignis des Abends zu sprechen: „Nun wissen wir, wie es im Krieg ist."

Die Otti hatte sich an den langen Tisch gesetzt. Markus blieb aufrecht und legte seine Hände um die Lehne eines Stuhls. Er mußte daran denken, daß Frau Sixta allein den Sturm ausgehalten und daß ihr Leben durch ihn friedlos war. Es schnürte ihm die Kehle zusammen. Wenn er aber die Otti ansah, empörte sich etwas in ihm. Worte drängten sich ihm auf die Zunge: Ich habe das alles nicht gewollt. Ich wäre jetzt vielleicht noch immer auf der Streife irgendwohin, hätte mich nicht ein Wind hier herein getrieben.

Digitized by Google

Frau Sixta ahnte, was in ihm vorging. Sie sah klarer, als je zuvor. Sie fühlte auch, wie die Otti wieder vor Entscheidungen zitterte, und sie fuhr fort, aus Erkenntnissen und Entschlüssen heraus zu sprechen. Sie brauchte nichts mehr zu überlegen. Als sie die Seematten verlassen, hatte sie mit sich selbst abgeschlossen gehabt. Im Vordergrund ihres Empfindens stand der Wunsch und der Entschluß, aus dem gemeinsamen Schiffbruch die zwei dort an irgendein Ufer zu retten. Sie wußte, daß es kein Paradies war, wo sie an Land gehen konnten. Sie war nicht gewiß, ob sie beide für ein dauerndes Glück gemacht waren. Aber sie gedachte, die Hand über ihnen zu halten. „Dieser Abend hat uns gelehrt," begann sie, „daß, wenn wir auch wüßten, wie wir miteinander und dem, was in uns ist, fertig würden, man uns nicht in Ruhe ließe. Verdacht würde uns quälen, auch wenn zu Verdacht nicht Anlaß wäre. Und daß nicht Anlaß kommen würde, könnte keines von uns voraussagen."

Noch immer schwiegen die beiden andern. Was sollten sie antworten? Sie waren nicht gewöhnt, selbst nach Auswegen zu suchen.

„Setzt euch zu mir," sagte Frau Sixta und ging zum Tisch hinüber.

Unwillkürlich rückten Markus und die Otti heran.

„Was Gesetz ist," fuhr Frau Sixta fort, „können wir nicht halten. Ein besonderes Gesetz aber wird für uns nicht gemacht. So kann uns kein Richter helfen und sagen, wie wir es halten sollen. Es bleibt eine Hoffnung: Vielleicht würde der Herrgott uns nicht unter demselben Zwang halten wie die Menschen."

Markus trommelte mit leisen Fingern auf den Tisch. Er war ungeduldig. Wo zielte das alles hin?

Die Otti bog sich über den Tisch. Sie war wie ein Lamm, das Schutz sucht. Und sie wußte nicht, ob sie ihn bei der Mutter oder bei Markus besser finde.

Da hob Frau Sixta aufs neue an und sprach das aus, was sie im Drang zu helfen, allmählich als Ausweg gesucht und gefunden hatte: „Die Welt ist weit. Es gibt Länder, wo euch niemand kennt, niemand fragt, woher ihr kommt und wer ihr seid. Geld tut viele Türen auf. Ich will es euch geben. Geht denn ganz still und ohne Aufhebens. Und macht einander glücklich."

Ihre Stimme klang stiller und nicht mehr ganz frei. Eigene Hoffnungen waren noch nicht ganz tot. Es schlugen noch einzelne Flammen aus der Brandstätte ihres Innern.

Die Otti jedoch fuhr auf. „Dann wärest du ganz allein. Und —"

Sie stockte; sie wußte nicht, was sie alles sagen wollte. Sie faßte den ganzen Plan noch nicht. Und Bedenken stürzten auf sie ein. Fort! Aus den Bergen fort, in denen sie erst wieder recht Wurzel gefaßt! Von der Mutter fort, an der sie hing! Und mit — Markus!

Zum erstenmal spürte sie eine leise Hemmung. Sie wußte noch so wenig von ihm! Noch war ihr Vertrauen nicht so groß wie der Drang, ihn nicht zu verlieren.

Auch Markus stutzte. War es möglich, daß ihm Frau Sixta den Weg frei gab? Er fühlte sich immer mehr gedemütigt. Dann schreckte auch er leise vor dem Unbekannten zurück. Er vermochte nicht so rasch ein ihm gestelltes Ziel zum seinigen zu machen. Auf einmal war ihm, als stehe ein Licht im Dunkel. Die Otti! Das zierliche, anschmiegsame, hilflose, kleine Ding! Es hatte keine Brücke zu ihr gegeben. Und nun brauchte er nur die Arme nach ihr auszustrecken!

Frau Sixta sprach weiter: „Wir können es nicht übereilen. Aber wir dürfen es auch nicht aufschieben. Ich will für euch tun, was ich kann. Vielleicht geht euer Weg sehr weit. Einmal, vor vielen Jahren, wanderte ein Verwandter nach Australien aus. Es sei ein freies Land. Ich will mich erkundigen."

Die Otti hatte mit beiden Händen ihren Arm ergriffen. Sie wiederholte die Worte nicht, daß die Mutter allein sein werde, aber die Wiederholung lag in ihrer Gebärde.

Frau Sixta zog sie an sich und beugte sich über sie. „Viel Arbeit macht viel vergessen," tröstete sie. „Und dann — laßt mich Gutes von euch hören; das wird sein, als ob ihr mich besuchen kämet."

Die Otti schluchzte. Sie war haltlos. Und doch war irgendwo eine ferne, leise Freude. Markus würde bei ihr sein!

„Ihr werdet ein Haus haben," sagte Frau Sixta. „Irgendwo allein, wo nicht viel Menschen sind. Garten und Feld und Tiere! Ihr werdet in Frieden leben. Das tägliche Brot wird euch nicht Sorge machen. Markus wird spielen und singen."

Die ruhige Rede, die die Zukunft sicher vor sie hinbaute, machte die Otti immer stiller. So m u ß t e es wohl kommen, dachte sie. Es war, als zwänge ihr jemand seinen Willen auf. Es machte sie fast froh, zu müssen, wie der andere Wille wollte. Sie blieb noch immer der Mutter angeschmiegt, aber ihre Linke schob sich über den Tisch und suchte die Hand des Markus, als müsse sie fühlen, daß er mit ihr zusammen höre, was die Mutter noch weiter sagen werde.

Markus ergriff ihre Hand. Auch er hielt ganz still. Auch er stand unter jenem andern

Digitized by Google

Willen. Und während er Ottiliens Finger preßte, wurde ihm das Herz weit. Es war doch anders, als da er um Frau Sixta geworben. Heiß quoll die Freude in ihm auf. Die Otti! Bei Gott, was in seinen Kräften lag, wollte er freilich tun, damit sie es gut habe!

„Du mußt jetzt hinaufgehen," sagte Frau Sixta zu Ottilie. „Ich habe mit Markus allein zu reden. Du kannst es dir wohl denken."

Die Otti stand sogleich auf. Aber als sie vor der Mutter stand, fragte sie mit zuckendem Mund: „Hassest du mich?"

Frau Sixta lächelte wehmütig. „Dann würde ich den Ausweg nicht gefunden haben," antwortete sie. Sie führte Ottilie zur Tür und schob sie sanft hinaus.

Und schon stand sie, das Gesicht wieder Markus zugewendet. Die letzte Farbe wich aus ihren Wangen. Ihre Kraft schien zu versagen. Vielleicht war jetzt der Augenblick, da sie in ihrer Seele, die mit tausend Fasern an Markus Graf gehangen, die letzten Fäden zerriß. Mit schwerer Stimme begann sie: „Das konnte ich der Otti nicht sagen, daß ich nicht weiß, ob du der Mann bist, der sie glücklich machen wird."

Markus hatte sich ebenso von seinem Sitz erhoben. Er stand aufrecht, schlank, aber der Kopf hing ihm auf die Brust. Wenn ihn der strenge Vater früher gescholten oder die liebevolle Mutter ihm ob seiner Zerfahrenheit Vorstellungen gemacht, hatte ihm jeweilen sein Leichtsinn bald über das augenblickliche Unbehagen hinweggeholfen. Jetzt schlug ihn das Mißtrauen hart, das er gegen sich selbst empfand. Er hatte Hunger nach Taten; ein heftiger Drang, die Frau da vor ihm nicht zu enttäuschen, war in ihm; aber er scheute sich Worte zu machen, die keine Beweise waren.

Frau Sixta fror leise. Die ganze Ungewöhnlichkeit dessen, was sie zu schaffen und wofür sie die Verantwortung zu übernehmen im Begriff stand, erhob sich wider sie. „Ich habe dir meinen Leib gegeben, Markus Graf," fuhr sie in sprödem, mühsamem Ton weiter, „und ich soll dir nun auch den meines Kindes geben. Vielleicht meine ich etwas besser zu wissen als die Welt. Und mache es schlecht. Vielleicht hat niemand das Recht, sich außerhalb des Allgemeingültigen zu stellen. Es liegt bei dir, ob alles noch gut werden kann. Nimm es auf dich. Nimm es mit Ernst auf dich."

Markus hob das Gesicht. Wieder und wieder übermannte ihn die Erkenntnis, daß die Frau da vor ihm nicht von Alltagsmaß war. Er tat einen Schritt auf sie zu.

Aber sie wich an die Tür zurück. „Nicht mehr," wehrte sie ab, die Augen halb geschlossen. „Wir wollen uns noch die Hand geben, aber — nicht mehr."

Da reichten sie einander die Hände.

Dann fand Markus Worte: „Versprechen hilft nicht. Du mußt es erleben."

In diesem Augenblick war Wille und Festigkeit in ihm. Und die Freude von vorhin, die Freude an Ottilie steigerte sich.

Frau Sixta atmete erleichtert auf. Etwas in seinem Wesen schien ihr wie eine Gewähr für die Zukunft. Ruhig begann sie nun mancherlei auseinanderzusetzen: „Ich werde für euch sorgen. Xaver Rotmund war ein vermöglicher Mann, aber ich habe seither das Zehnfache aus diesem Gewerbe herausgewirtschaftet. Menschen also brauchen wir nicht. Du hast dich immer anspruchslos gezeigt. So wirst du leben, wie es recht ist. Im übrigen muß alles beim Herrgott liegen."

Darauf öffnete sie die Tür zum zweitenmal und ging Markus voran nach der Schlafkammer.

Unten an der Treppe und von der Küche her lauschte Dienstvolk. Aus der Wirtsstube horchten Gäste, unter ihnen Moses Sauerheim, der Weinreisende, nach den Tritten auf der Treppe. Sie waren zum Teil vor Neugier nicht zu Bett gegangen, weil sie die Wirtsleute oben noch beisammen wußten. Alle warteten auf Entscheidungen. Das stille Haus war geladen mit Spannung. Der großen Aufruhrszene vom Abend fehlte noch immer der Höhepunkt.

Sie hatten die Otti ins obere Stockwerk gehen gehört, und sie gafften nun hinter Markus und seiner Frau her. Aber sie fanden in ihrer Haltung die Feindseligkeit und Erregung nicht, die sie erwartet hatten.

Der Weinreisende orakelte flüsternd: „Die würden heute wohl auch lieber das eine oben, das andere unten im Hause wohnen."

Aber er fand bei den andern kein rechtes Echo. Frau Sixtas Art hatte sie stutzig gemacht. Vielleicht lag doch manches anders als die öffentliche Meinung es bisher gesehen. Unbefriedigt und unsicher verlief sich die Gesellschaft bald in ihre Kammern.

Der Eindruck, man habe in der Beurteilung mancher Dinge daneben geschossen, gewann an den nun folgenden Tagen bei den Leuten auf dem Brückegut, sowohl wie in Bergmatten an Stärke. Die Bergmattener waren nach dem Entrüstungszug, den sie nach der Heimkehr vom Wirtshaus noch tüchtig begossen hatten, am folgenden Morgen samt und sonders ernüchtert aufgewacht. Die Anna Renner war nach dem gestrigen Mißerfolg kleinlaut geworden

Digitized by Google

und stellte, von Gewissensbissen geplagt, das Reden ein. Auch der Talammann nahm auf einmal einen abwartenden Standpunkt ein. So blies der Wind der Verleumdung nicht mehr in die Segel der Dörfler. Man erzählte sich dann und wann etwas, so, die Rotmundin habe ihren Mann mächtig in die Schuhe gestellt und ihm gesagt, was Trumpf sei. Er gehe ganz verdonnert herum und getraue sich schon gar nicht mehr, die Otti auch nur anzusehen. Oder: Es sei vielleicht an der ganzen Sache mehr Stroh als Wolle gewesen. Frau Sixta und Markus schienen ein Herz und eine Seele. Und wenn sie überhaupt so schwer uneinig gewesen, so hätten sie jetzt jedenfalls sich wieder versöhnt.

Äußerlich war wohl alles so, wie man vermutete. Frau Sixta, Markus und die Otti lebten friedlich nebeneinander hin. Was zu sagen gewesen, war gesagt. Die Dinge, die kommen sollten, wollten mehr bedacht als besprochen sein. Markus und die Otti warteten auf Wendungen. Sie wußten Frau Sixta am Werke. Und Frau Sixta tat, was zu tun war. Nach außen schien es, als gehe das Leben der drei in den natürlichsten Bahnen. Markus und die Otti vermieden es, miteinander allein zu sein. Ohne Verabredung. Aus dem Gefühl heraus, es Frau Sixta zu schulden. Zuweilen fragte eines das andere mit den Augen: Was meinst du, daß geschehen wird? Und eines erkannte am andern, daß es Hoffnung, Verwirrung und die Qual von Selbstvorwürfen in sich trug. Alles aber war viel zu tief in ihnen, als daß sie zueinander hätten sprechen können. In ihrem Innern waren Wunden, an denen mit Worten zu rühren sie nicht den Mut hatten. Markus sowohl als die Otti aber taten Frau Sixta zulieb, was sie ihr an den Augen absehen konnten.

„Sie wollen wieder einrenken, was ausgehängt ist," raunte es im Hause.

Markus rettete sich in die Arbeit. Besonders gern ging er mit auf die Säumerzüge oder ins Holz, auf Wege, die ihn aus dem Hause führten. Und wo immer er war, lauschte sein inneres Ohr: Wie wird sich alles lösen? Die Lösung aber erwartete er von Frau Sixta allein.

Auch die Otti griff bei der Arbeit an. Aber sie trippelte oft hinter der Mutter her, immer auf ihre Aufträge und Weisungen wartend und immer durch den Magnet der Liebe in ihre Nähe gezogen. In ihren Blicken lag die ständige Bitte: Zürne mir nicht.

Nach einigen Wochen begann Frau Sixta, wenn sie abends in der Wohnstube sich zusammenfanden, kleine Auskünfte zu geben: „Ich höre von Städten im fernen Ausland, wo niemand um Herkunft und Absicht gefragt wird, sofern er zu leben hat. — Ich habe mich nach den Aussichten der Einwanderung erkundigt. Argentinien ist das kommende Land. Auch in Australien liegen Möglichkeiten. — Es wird eine weite Reise werden. Ich kenne jetzt Schiffswege nach drei Weltteilen."

Einmal reichte sie Markus ein Paket und sagte: „Gehe alles ruhig durch und sage mir, was dir gefallen könnte." Es waren Angebote von Landgütern, Farmen, Gewerben. Alle Auskünfte waren beigelegt.

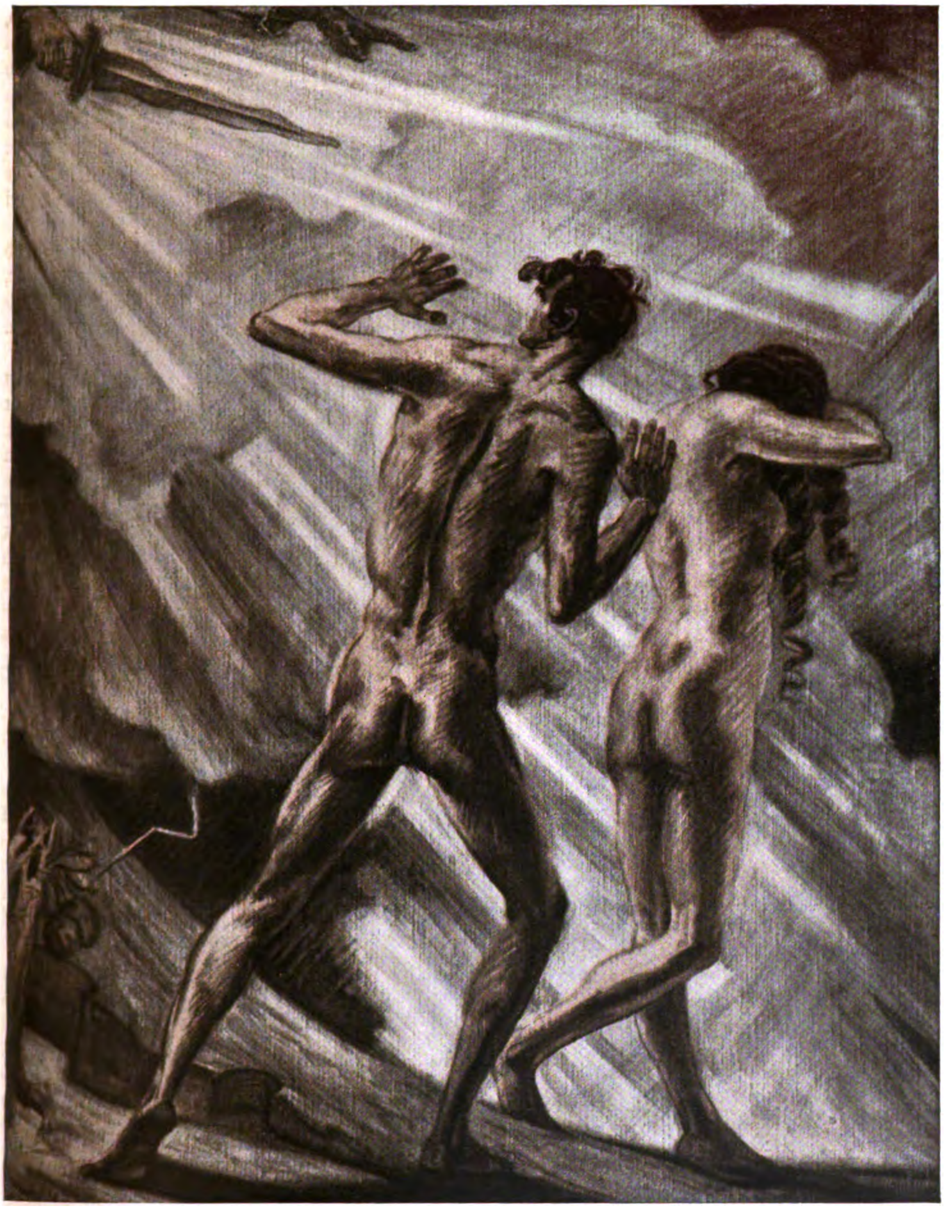
Nun wußte er, was Frau Sixta in den langen Nachtstunden tat, da sie ihn in der Schlafstube auf ihr Kommen warten ließ.

Dann kam die Zeit der Beratungen. Frau Sixta saß in der Wohnstube zu Häupten des Tisches, neben ihr Markus und die Otti, auf jeder Seite eines. Auf dem Tisch lagen Bilder, Pläne, Landkarten, Reisebücher und anderes mehr. Und Frau Sixta erklärte alles. Das Angebot eines kleinen Landgutes im Innern Kaliforniens, ein freundliches Wohnhaus, Gärten und Felder darum, legte sie gesondert. „Es ist das Land des Segens," meinte sie. „Es liegt nicht aus der Welt. Wir können voneinander hören. Wenn ich raten soll, greift ihr zu."

Die beiden andern hatten betrachtet, zugehört, einmal Lust empfunden, einmal Qual gespürt und immer noch nicht an Verwirklichung gedacht. Nun begannen vor Ottis Augen Bilder zu erstehen, wie eine Fata Morgana, Wiese und Wald, Gärten voll Früchte, Blumen und seltene Falter. An einem Teich saß sie, wie sie hier am dunkeln See gesessen. Und Markus ritt auf einem edlen Pferde. Tiere kamen, weiße Schafe und starke Rinder und tranken am Teiche, wie sie hier am See zur Tränke gingen. Vielleicht waren Berge da, auf denen eines frühen Morgens der erste Schnee lag und andere, deren Gipfel nie grün wurden. Markus aber ritt auf das Haus zu. Sie brauchte sich nicht zu fürchten und nicht zu schämen, wenn sie ihm die Arme entgegenbreitete.

Auch Markus sah Gesichte. Es war nicht das erstemal, daß ihn ein Drang nach Ferne befiel. Und dieser kehrte heftiger zurück, nun man ihm von Möglichkeiten sprach, die wie Türme einer Märchenstadt hinter Schleiern und Nebeln ragten. Seine Wege waren frei dort, frei auch zu Otti, der kleinen, anmutigen. Frau Sixta aber trat in den Schatten zurück, sie, von der es wie Bann auf einen fiel. Er fühlte, daß er freier atmen würde. Auf Meilen im Umkreis, sagte Frau Sixta, waren keine anderen Farmen. Das

Digitized by Google



**Austreibung. Gemälde von Paul Thalheimer**
**(Kunstausstellung im Glaspalast zu München 1925)**

Digitized by Google

Digitized by Google

war vielleicht, was er brauchte, ein Land ohne Gaffer und Neider, ein Land voller Schönheit und — und junger Liebe. So ging auch Markus ein Tor in die Zukunft auf.

Frau Sixta erzählte und schilderte noch. Aber die beiden andern hörten sie nur halb. Sie lauschten und schauten in sich selbst hinab, wo ihnen Hoffnung und Wünsche Schlösser bauten. Sie waren wie Kinder, deren Phantasie mit gefährlicher Lust die Bilder aufnimmt, von denen sie lesen oder hören.

„Was meint ihr?" fragte jetzt Frau Sixta. Sie richtete den Blick voll und fragend auf die beiden.

Sie schauten einander scheu an.

„Es wäre schön," sagte Markus. Die Erkenntnis aller Selbstsucht, die an ihm und Ottilie war, war auf ihm. Er wagte nicht, mehr zu sagen.

Da befiel Frau Sixta in all ihrer Bedrängnis eine leise Fröhlichkeit, und sie mußte beinahe lächeln über die beiden hilflosen, kindischen Menschen, die sich schieben ließen und alle Wohltat ebenso selbstverständlich hinnahmen, wie sie vielleicht widerstandslos ins Elend getaumelt wären. Und zum erstenmal entsprang ihr etwas wie Genugtuung aus dem Bewußtsein ihrer eigenen Kraft, daraus, daß sie allen Eigennutz von sich abgetan, und daraus, daß sie die Mittel besaß, den beiden ihr Leben zu zimmern.

„Es wäre nicht nur," sagte sie, „es w i r d sein."

Und wieder begegneten sich Markus und die Otti mit den Blicken. Diesmal antwortete die Otti leise und schüchtern: „Ich ginge gern dahin."

Da nickte Frau Sixta. Sie ließ die Bitterkeit nicht aufkommen, die sich in ihr wieder regen wollte. Entschlossen verfolgte sie den Weg weiter, den sie nun einmal eingeschlagen. Sie hatte alles vorberechnet, für alles gesorgt. Und so belehrte sie nun die beiden über ihren Reiseweg, Zeit und Ort ihrer Ankunft und vieles mehr. Erst, als alles bestimmte und greifbare Gestalt angenommen, Glied an Glied sich gefügt und beinahe schon der Tag der Ausreise bestimmt war, hielt sie inne, und der Gedanke an sie selbst gewann einen Augenblick in ihrer Seele Raum. Öde stand vor ihr, grauer, trostloser Nebel. Ein Seufzer wollte aus ihrem Herzen brechen. Aber sie stand rasch auf, als ob sie die Last, die sich auf sie legte, abschütteln wollte.

„Ich gehe, noch an den Agenten zu schreiben," sagte sie. Damit verließ sie die Stube. Die beiden andern blieben zurück. Sie wagten nicht gleich, die gesenkten Köpfe zu erheben. Das Geschenk ihrer Zukunft war nicht so verdient, daß ihre Freude sich laut hervorgewagt hätte. Aber Markus streckte die Hand nach der Otti aus, und sie kam zu ihm.

Dann fiel es zum erstenmal wie Ketten von ihnen, und sie gaben dem, was sie zueinander trieb, Raum in sich.

„Wird sie nicht zu einsam sein?" fragte die Otti leise.

„Nicht mehr als jetzt," antwortete ihr Markus.

Dann umklammerten sie einander. Es geschah wie aus dem Empfinden heraus, daß sie die Schuld, die sie an Frau Sixta hatten, miteinander tragen müßten.

★

Beinahe schien es, als habe die Lästersucht sich erschöpft. In Bergmatten ging die Meinung um, man habe denen im Brückegut doch unrecht getan oder zum mindesten die Entschlossenheit und Klugheit der Frau Sixta unterschätzt. Es sei natürlich gewesen, daß Markus und das junge Ding, die Otti, sich erst ineinander und ihr verwandtschaftliches Verhältnis hätten finden müssen. Aber die Rotmundin habe sie offenbar so geleitet, wie sie sie habe haben wollen. Und man wunderte sich höchstens, daß Frau Sixta die Sache mit dem nächtlichen Einbruch der Dörfler in ihr Haus noch nicht, wie sie gedroht, bei den Gerichten anhängig gemacht.

Vielleicht kam auch ein Augenblick, in welchem Frau Sixta, vom ungestörten Frieden der Tage verführt, selbst noch einmal sich mit stockendem Herzschlag fragte, ob sie nicht doch hätten zusammenbleiben können. Aber das ging vorbei. Sie brauchte sich nur zu erinnern, wie fern Markus und sie sich innerlich waren und wie kühl sie nebeneinander hinlebten, um zu wissen, daß er im Grunde schon weitergewandert war und, was noch folgen sollte, nur noch die körperliche Vollziehung eines großen Abschieds sein konnte.

Aber auch dieser Abschied kam.

Keine Koffer standen bereit. Niemand wußte von einer Reise. Vor Tagen hatte Markus Graf einige Kisten fortgeführt, zusammen mit anderer Ware, die von der nächsten Taleisenbahnstation abgeschickt werden mußte. Es war niemand aufgefallen, daß er sie selbst auf den Wagen getragen, auch nicht, daß Frau Sixta und die Otti sie oben in den Schlafkammern gemeinsam gepackt hatten. Man war im Hause des Spürens und Schnüffelns ein wenig müde. Auch begegneten Frau Sixta und die Ihren einander jetzt mit doppelt schonungsvoller

Liebe. Die nahe Trennung machte sie weich. So schöpfte niemand Verdacht. — Jene Kisten aber bargen köstliche Dinge. Nicht davon wäre ein Aufhebens zu machen, daß eine ganze Ausstattung für Markus und die Otti sich darinnen befand. Aber Frau Sixta trug den Ring des Markus nicht mehr am Finger. Er lag mit einer dünnen, goldenen Halskette und einem silbernen Rosenkranz in einer der Kisten. Und Kette und Rosenkranz hatten der Mutter der Rotmundin gehört. Sie waren das einzige, das sie von ihr besaß, mit der sie das Beste, was sie im Leben gehabt, früh verloren hatte. Die Otti wußte um diesen Ring und sie vergaß den Augenblick nie, als die Mutter ihn von ihrem Finger gestreift.

„Ich lege den Ring hier hinein," hatte Frau Sixta gesagt. „Es wird dich niemand trauen, Kind. Es wird nirgends stehen, daß du des Markus Frau bist, wenn dich auch die Leute dort drüben dafür ansehen werden. Aber wenn du den Ring herausnimmst und an den Finger steckst, dann magst du denken, daß ich dich mit ihm zusammengegeben habe. Aus freien Stücken! Ich nehme es auf mich, daß euer Bund nicht nach der Meinung der Menschen ist. Du sollst dich nicht quälen, hörst du, Otti! Ich bin die Mutter. Ich will es vor dem Herrgott verantworten, wenn ich es auch vor niemand sonst kann."

Sie sprach nicht in salbungsvollem oder wehleidigem oder besonders eindringlichem Ton. Sie sagte es fast mit dem knappen, klaren Ausdruck, mit welchem sie im Alltag irgendeinen Auftrag gab oder ein Geschäft erledigte.

Die Otti aber wurde von einem Sturm von Liebe und Dankbarkeit hochgerissen. Sie weinte und lachte in einem. Sie fühlte die Schutzhaftigkeit, die sie mit der Mutter zurückließ. Und doch waren Erwartung und Neugier auf das Künftige und die daraus entspringende Unruhe schon so groß, daß sie nicht mehr eigentlich traurig war.

In den Kisten lagen auch Bilder vom Hochalppaß, von Bergen und See, von Haus und Menschen. Die hatte Frau Sixta hineingelegt, ohne der Otti davon zu sagen. Sie wußte, daß die, die sich aus dem Kloster in die Bergheimat gesehnt, nicht ohne Heimweh sich in das neue Land finden werde. So gab sie ihr ein Stück Heimat mit.

So tat die Rotmundin der Tochter vielerlei zulieb. Schmerzen des nahen Abschieds von ihr stachen sie schon heimlich. Sie sorgte, daß sie viel in ihrer Nähe blieb, und manchmal legte sie gedankenverloren einen Arm um sie oder eine Hand auf die ihre, küßte sie auch mit stummer Heftigkeit zur Nacht, wenn sie sich trennten. Anders mit Markus. Ihm wich sie aus, vermied, mit ihm allein zu sein. Sein Anblick weckte in ihr Empfindungen, die nicht sterben konnten. Sie wußte, daß sie ihn verloren, hatte erkannt, daß seine Liebe zu ihr etwas ihm abgezwungenes und nicht Liebe, sondern eine Art Sohnesehrfurcht, Dankbarkeit, manchmal vielleicht auch eine unerklärliche Mannslaune gewesen. Und doch war noch der Rest einer törichten Hoffnung in ihr, es möchte in ihm irgendwo eine Reue schlummern, und sie lauschte zuweilen auf ein leises Echo jener Leidenschaft, die in den ersten Tagen ihrer Ehe ihr manchmal entgegengeschlagen. Eine hilflose Sehnsucht streckte noch immer Arme nach ihm aus; aber sie war ängstlich darauf bedacht, ihn nichts von dieser Schwäche ahnen zu lassen. Sie blieb daher der gemeinsamen Schlafkammer abends unter immer neuen Vorwänden fern, bis sie ihn, vom Tage ermüdet, eingeschlafen wußte, und verließ ihn und die Stube morgens, ehe er aufwachte. Wenn sie aber doch mit ihm ins Gespräch kommen mußte, ließ sie ihn nicht zu Worte kommen, sondern gab der Unterredung irgendeine von ihr gewünschte Wendung. Die Zukunft, der er und die Otti entgegengingen, gab ihr dabei Stoff genug. Sie hatte Rat für ihn. Sie wußte Neues von Land und Leuten, von der Reise und dergleichen mehr, und sie sprach zu ihm, als wäre sie immer wie jetzt seine künftige Mutter, nie aber seine Frau gewesen.

Er nahm das alles, wie es kam, insgeheim vielleicht froh, daß sie Dinge unbesprochen ließ, die zwischen ihnen noch unerklärt waren.

Frau Sixta schlief wenig in diesen letzten Tagen. Wenn die beiden neben ihr, Markus an ihrer Seite und Otti drüben hinter der Wand des Nebengemachs geahnt hätten, wie sie im Herzen der wachenden Frau lebten, so würden sie vielleicht von Qualen der Liebe und Reue zu ihr gepeitscht worden sein. Eine Schwächere wäre vielleicht an den Kämpfen dieser Nächte zerbrochen. Der Vorwurf erhob sich dräuend in ihr, daß sie das Ungewöhnliche, vielleicht das Ungeheuerliche tat, indem sie dem untreuen Manne wider menschliches Gesetz die eigene Tochter gab. Aber sie erkannte immer mehr, daß es der einzige Ausweg gewesen, wenn nicht das Glück der zwei andern wie ihr eigenes in Scherben liegen sollte. Und sie hatte immer mehr die Kraft und den Willen, sich selbst allein als zuständig anzuerkennen, riß sie doch sich gleichsam ihr eigenes Herz aus der Brust, um es zwischen den beiden, die sonst nicht zum Glück kommen konnten, zu teilen.

Digitized by Google

Aus ihrer Opferwilligkeit aber wuchs drangvoller, mächtiger das Bedürfnis, den andern wohlzutun. Jede dieser Nächte gebar neue Pläne.

Sie saß nicht umsonst stundenlang über Reisebüchern, über Schilderungen der Gegenden, in denen Markus und Ottilie künftig hausen sollten, über Plänen ihres Gutes und Berichten über die dortigen Ertragsaussichten. Sie verschaffte sich eine genaue Kenntnis der ganzen Verhältnisse, die kaum eingehender hätte sein können, wenn sie selbst alles von Angesicht gesehen hätte. Was sie in der Nacht erdachte, das setzte sie andern Morgens in Tat um. Sie berief Markus und setzte ihm ihre Pläne auseinander. Dann machten sie gemeinsam für die zwei Auswanderer Quartier in der Seestadt, wo sie sich einzuschiffen hatten. Sie belegten die Schiffsplätze. Sie ordneten Umbauten im Wohnhause an, das ihrer wartete, und setzten sich mit einem großen Bankhause in Verbindung, das in Zukunft Markus Graf, dem Farmer, regelmäßige Geldzuschüsse bewilligen und ihn instand setzen sollte, sich in die neue Tätigkeit einzuleben und unabhängig von Geldsorgen mit seinem jungen Weibe zu hausen. Und des Markus Herz schwoll vom Dank und von etwas wie Ehrfurcht, während er mit Frau Sixta gemeinsam an seiner Zukunft zimmerte.

So wurden die Wege des Markus und der Otti geebnet. Und der Tag der Abreise rückte näher.

Noch immer ahnte niemand in Haus und Tal die Wendungen, die sich vorbereiteten. Vielleicht war einzig Pankraz, der Hirt, wachsam, vielleicht sein Auge heller, das in den langen Jahren des Hütens seiner Herde und der Anhänglichkeit an Frau Sixta scharf geworden war. Er las aus ihrem Gesicht, daß sie litt; denn er hatte den Ausdruck mühsam verwundener Leiden früher zu oft und zu lange darin gesehen. Und er las aus ihrer Miene auch die seltsame Spannung, die Erwartung irgendeines Ereignisses. Er harrte darum auf ein Kommendes, und sein Blick folgte Frau Sixta, wie er dem Schafe folgte, das sich nah an den Abgrund wagte.

Eines Sommerabends schritten Frau Sixta, die Otti und Markus den Matten am See zu.

„Es ist noch so schön; wir könnten wohl noch einen Gang machen," hatte die Rotmundin bei Tische vorgeschlagen.

Knechte und Mägde hatten aufgehorcht. Einige ließen das Wort ohne Nachdenken verklingen, andere überlegten sich, es müsse doch in Frau Sixtas Ehe eine merkwürdige Harmonie gekommen sein.

Markus und die Otti erzitterten in ihrem Innern. Sie hatten mühsam die Bissen der Mahlzeit hinuntergewürgt; denn sie wußten, daß es ihre letzte im Hause war, und ihre Beklemmung war größer als die freudvolle Unruhe der Erwartung, die sie jetzt manchmal beim Gedanken an alles Bevorstehende ergriff. Sie sahen dem Abend und der Nacht mit Bangen entgegen. Was würde Frau Sixta noch sprechen? Wie würden die letzten Stunden vergehen? Und wie würde der Abschied sein? Sie sahen ihre bisherige Umgebung mit schärferen Augen als sonst. Was schön war und vertraut, gewann an Wert.

Die Otti betrachtete nach der Mahlzeit einmal über das andere Mal die Wände ihrer Stube. Bilder hingen dort, Photographien ihrer Schulkameradinnen, ihrer Lehrerinnen, eine Ansicht des Klosters, ein Bild des langverstorbenen Vaters. „Ich werde dir nach und nach alles schicken. Jetzt noch muß jedes Ding an seinem Platze bleiben, damit niemand Verdacht schöpft," hatte Frau Sixta gesagt. Aber der Otti war, als müßte sie von allem für immer Abschied nehmen. Sie wagte auch nicht durchs Fenster nach dem Alpstein, dem Balmott, nach Bergen und See hinüberzusehen; denn sie wußte nicht, wie den Abschied tragen.

Ähnliches empfand Markus, obschon in ihm schon ein neubeschwingter Wandersinn neuen Zielen entgegenflog. Besonders oft gingen seine Gedanken nach den Ställen, wo die Pferde standen, die er liebte und die ihm gedient hatten, und wo der „Sperber", der Schimmel, unruhig den Boden stampfte, weil er in den letzten Tagen wenig ins Freie gekommen war.

In beider Gedanken aber stand auch immer wieder Frau Sixta, jetzt als ein Halt und Hort, aus dem man sich nur mit Zagen hinauswagt, jetzt als dunkler Schatten des Vorwurfs und der Qual. Sie folgten aber ihrem Vorschlag, noch ins Freie zu gehen, willig. Sie wollten lieber draußen, allen Lauschern fern, noch die letzten Gespräche führen. Auch war eine schmerzliche Lust in ihnen, noch einmal die Schönheit des Bergabends zu genießen.

Die Sterne standen über ihnen, als sie aus dem Hause traten. Obgleich kein Mond schien, erfüllte doch eine geheimnisvolle, von innen quellende Helligkeit den Himmel dort, wo er die Berge säumte. Ein leiser Wind bewegte das Gras der baumlosen Hochebene und zuweilen lief es wie ein Schauder über den wie schwarzes Glas glänzenden See. So lange sie im Bereich des Hauses waren, sprach keines der drei. Markus schritt neben der Otti und plötzlich einte sie die Beklem-

mung ihres Innern und glitt des Mädchens Hand in dunklem Zwang in die seine.

Frau Sixta sah es. Ein Stich fuhr ihr ins Innere. Aber sie hatte sich sogleich wieder in der Gewalt. War es nicht gut so? dachte sie. Und sie setzte still den Weg in die Matten weiter fort.

Nach einer Weile sah sie sich nach dem Hause um. Es lag weit zurück. Niemand hörte und störte sie mehr. Da begann sie zu sprechen: „Damit wir uns recht verstehn: Morgen um vier Uhr! Es tagt jetzt früh. Der Wagen steht bereit. Du wirst selbst den Sperber einspannen, Markus. Ich gehe mit euch bis zum Kreuz am Talende. Soll ich dich wecken, Otti?"

Sie standen still.

Die Otti schüttelte den Kopf. Sie wußte, daß sie in der Nacht nicht mehr schlafen werde.

Frau Sixta fuhr fort: „Schreibt nicht die nächsten Monate, wenn nicht drängende Not dazu ist. Laßt die Spur verwischt sein. Es mag auch besser sein für uns alle."

Markus nickte stumm. Der Otti bebten die Lippen.

„Tut einander zulieb, was ihr könnt. Ihr habt einander gewählt. Nun müßt ihr zueinander halten. Ihr habt mehr als alle die Pflicht; denn ihr seid beisammen, trotzdem Mauern zwischen euch waren."

Es war vielleicht, als ob der Pfarrer, der ihre Hände zusammenlegen sollte, sie noch ermahnte. Sie standen und nahmen die Worte schweigend hin. Was sie antworten sollten, wußten sie nicht.

Dann setzte Frau Sixta langsam den Weg fort. „Laßt uns noch beisammen bleiben," sagte sie, „es wird uns im Gedächtnis sein, wie wir noch gegangen und beieinander gewesen sind."

Markus legte seinen Arm in den der Otti und preßte ihn. Die Brust wogte ihm von großen Gefühlen und guten Vorsätzen. Er liebte die Otti in ihrer Zartheit und Anmut und Jugend. Er fühlte das Geschenk, das Frau Sixta ihm gab. Je mehr er es bedachte, um so größer erschien es ihm. Und wenn er an die Frau dachte, die neben ihnen schritt, kam etwas Feierliches über ihn und weckte in ihm immer mehr den Trieb, ihr Ehre zu machen. Vielleicht war diese Empfindung einer Andacht und einer Verpflichtung so stark, daß sie sich später aus der Erinnerung an diese letzte Stunde fortgesetzt ergänzen mußte. Zum erstenmal verließ ihn auch auf Augenblicke das Empfinden der Scham und Schuld. Aus dem Willen heraus, dessen, was ihm zufiel, sich wert zu zeigen, vermochte er freier zu sprechen. „Wird es dir nicht zu viel werden hier allein?" fragte er die Rotmundin.

Sie erwiderte mit schmerzlichem Lächeln: „Ich bin noch nicht alt."

„Vielleicht wird man es dich entgelten lassen, was du für uns getan hast."

„Ich fürchte mich nicht."

Zwischen ihre einzelnen Sätze fielen lange Pausen, in denen ihre Herzen klopften und ihre zwiespältigen Gefühle sie zwischen Liebe und Kummer hin- und herzerrten.

Als sie mit Frau Sixtas schweigender Führung sich zum Rückweg wandten, legte diese den Arm um Ottis Hüfte. Jetzt, da es dem Ende zuging, wallte in ihr das Leid auf. „Laß mich dich noch halten," sagte sie. „Du bist doch am Ende alles, was ich auf der Welt gehabt habe."

Und schon nahe am Wirtshause erfaßte Frau Sixta auch des Markus Hand. Sie hielt sie fest mit stetig sich verstärkendem Druck. Aber keines von allen sprach mehr. Was sie jetzt noch zu sagen gehabt hätten, das hatte in Worten nicht mehr Raum, das war verhaltenes Schluchzen und Abbitte wie Glückwunsch, Liebe wie Trauer.

Dienstvolk und Gäste sahen mit demselben Erstaunen die einige Heimkehr, mit welchem sie aus der Ferne dem friedlichen Wandeln der drei beigewohnt hatten. Sie hörten Frau Sixta sagen: „Der Gang hat mich müde gemacht. Es wird auch euch so gehen. So wollen wir uns beizeiten zu Bette legen." Und sahen bald nachher alle drei nach den Schlafstuben hinaufsteigen.

Keines der drei schlief in dieser letzten Nacht.

Die Otti lag zwischen Weinen und Jauchzen. Das Bibelwort, daß man Vater und Mutter lasse um des Mannes willen, erfüllte sich an ihr. Und seit nun die Mutter sie gleichsam in des Markus Obhut gegeben und unter ihren Augen sein Arm sich frei und fest um sie gelegt hatte, strebte ihr Sinn nach der Zukunft und wurde ihre Liebe frei in ihr. Langsam löste sich in dieser Nacht ihr Herz von der Mutter los und gab sich Markus völliger zu eigen.

Frau Sixta und Markus sprachen nicht mehr miteinander. Wenn jene am See sich aufgetan und aus dem Gatten den Sohn hatte werden lassen, so barg die Schlafkammer zu viel Erinnerungen, als daß hier nicht ihr Leid sich wieder gegen sie erhoben und sie stumm gemacht hätte. Auch Markus schrak, von ihrem Schweigen angesteckt, in sich selbst zurück. Während sie, angekleidet wie sie waren, auf ihren Betten lagen, lauschten sie dem Schlag der Stunden, grübelten über Gewesenem und Künftigem

Digitized by Google

und hielten jedes den Atem an, wenn das andere sich regte, in unwillkürlicher Angst, sein Wachsein dem andern zu verraten.

Die Stunden schlugen.

Als der erste graubleiche Schein des Morgens durchs Fenster fiel, erhob sich Markus.

★

Es war noch nicht hell, als Markus Graf den in den Einspänner geschirrten Sperber verabredetermaßen alpauswärts führte. Der Wagen rollte hörbar auf der harten Straße. Markus trug einen weichen Filz auf dem Kopf und den schwarzen Radmantel, den er schon bei seinem Einzug auf der Hochalp besessen. Der Morgenwind fuhr hinein und machte den Kragen wie Flügel schlagen. Im Wagen lag die Laute. Als er sie an sich genommen, hatte er daran gedacht, daß sie etwas von dem wenigen Gute war, das er einst ins Brückehaus getragen, und es fiel ihm aufs Herz, daß er viel statt dieses Wenigen hinaustrug. Er schritt aber breit und doch vorsichtig aus. Vorsichtig hatte er auch Frau Sixtas Schlafkammer verlassen und vermieden, sich zu überzeugen, ob sie schlief.

Sie aber hatte ihn wohl gehört, doch gleich ihm nicht Lust gehabt, noch zu sprechen.

Ob ihm jemand nachschaute? dachte Markus. Wagenrollen und Hufschlag konnten zu Verrätern werden. Und je mehr er sich dem Ausgange der Hochebene näherte, um so schärfer horchte er nach Frau Sixta aus, die mit der Otti zu Fuß nachkommen wollte. Sich umzublicken aber wagte er nicht.

Erst wo das Kreuz mit dem holzgeschnitzten Christus auf dem Fels neben der Straße stand, hielt er das Pferd an und schaute sich um. Noch war die Straße leer. Wenn sie nicht kämen! dachte Markus und fühlte, wie losgelöst er schon war und daß ihm eine Umkehr nicht möglich wäre. Aber Zwiespalt und wilde Unrast waren noch immer in ihm.

Langsam kam der Tag. Noch standen ein paar Sterne in dem blaßgrauen Himmel, sterbende, kraftlose Lichter. Im Osten spann eine weißdurchglänzte Dämmerung. Zuweilen schien an einer Halde etwas zu leben, vielleicht schlüpfte ein Murmeltier aus seinem Bau, vielleicht war es nur ein Vogel, der Tau von einer Pflanze trank. Kleine, geheimnisvolle Stimmen erwachten, ein Pfiff, ein noch traumgedämpftes Zwitschern.

Allmählich begann an den Bergen ein seltsames Wesen. Die weißen Schneegipfel und die Felszacken, die scharfkantig in den Himmel ragten, überlief eine merkwürdige Bewegung. Man wußte nicht, war es Wind oder Licht, was über Stein und Firn hinstrich.

Da sah Markus die zwei Frauen aus dem Hause treten. Auch ihre Tücher faßte die Morgenluft und ließ sie flattern. Sie näherten sich, groß und dunkel und mit schwerem Schritt die eine, die andere auf leichten Füßen zierlich schwebend. Das Herz des Markus schlug. Nun kam der große letzte Augenblick!

Die Berggipfel färbten sich. Wundersam! Erst glühte es nur wie ein Funke an der höchsten Spitze des Balmott. Dann brannte schon das Schneefeld seines Gletschers. Rot umlief den Alpstein. Nun lohten schon zehn Berge in der Runde. Wo war das Feuer? Die Morgenluft war kalt, aber Markus war es, als schlage aus der Lohe da oben ein warmer Hauch zu ihm nieder.

Die Frauen näherten sich. Der Widerschein des Bergglühens lag auf ihren Gesichtern, die von den dunkeln Tüchern umrahmt waren.

Das Rot der Berge rann aus den Felsen und Firnen nieder in die grünen Alpwiesen.

„Sind wir spät?" fragte Frau Sixta im Herankommen.

Markus verneinte. Er sah, daß sie sehr bleich war. Aber von ihr glitt sein Blick zu Otti hinüber. Sie hatte geweint und kämpfte noch immer mühsam mit den Tränen. Aber sie erschien ihm anmutiger als je vorher. Und erst jetzt überkam ihn das Bewußtsein ganz, daß sie ihm geschenkt sei, und die Ungeduld, sie mit sich zu nehmen, steigerte sich. Auch ergriff ihn eine plötzliche Angst, irgend etwas möchte ihre Flucht noch vereiteln. Vom Hause drüben stieg Rauch auf. Es waren also schon Leute auf. „Wir müssen uns wohl doch beeilen," sagte er.

Auch Frau Sixta sah die Rauchsäule, die aus dem großen Hauskamin senkrecht gen Himmel stieg. Sie machte schmale Lippen. Wie rasch das nun alles ging, dachte sie. Dann umarmte sie die Otti noch einmal und schob sie selbst auf den Wagen zu.

Ottis Augen trafen die flammenden Berge, als sie einstieg. Mein Gott, wie schön das war! Und dann stand drüben die Mutter, schon halb von ihr geschieden! Ihr Inneres war zerrissen.

Aber schon setzte sich Markus, das Leitseil fest in der Hand, neben sie. Sie wußte, daß sie nun sogleich mit ihm allein sein, nur noch ihn haben werde. Da gab sie sich gleichsam wieder in seinen Schutz und überließ sich mit geschlossenen Lidern halb verwirrt und benommen dem, was kommen wollte.

Digitized by Google

„Mit Glück," sagte Frau Sixta zu ihr. Ihre Stimme klang ganz beherrscht.

„Mit Glück, Markus," wiederholte sie, ihm die Hand reichend.

Es packte ihn jäh, als müßte er noch einmal aus dem Wagen springen und sich vor ihr bücken, als habe er ihr noch nicht genug Ehre angetan. Aber der Sperber zog schon an. Ein Winken noch hin und zurück. Dann riß das unruhige Pferd sie auseinander und rollte der Wagen davon.

Markus fühlte, wie die Otti halb ohnmächtig ihm an die Seite glitt. Er legte den freien Arm um sie. Wortlos, von hundert zwiespältigen Empfindungen bestürmt, fuhren sie talab.

Frau Sixta stand allein. Sie stöhnte leise. Aber sie wünschte nicht, daß irgend etwas anders wäre. Sie erinnerte sich jetzt, daß oben, zwei Haushöhen über dem Heilandskreuz, vorn an der Bergkante, man die Straße tief unten im Tal noch einmal sah. Langsam begann sie hinaufzusteigen.

Als sie nahe der Stelle war, wo sie Ausblick haben mußte, tauchte über ihr die Gestalt des Pankraz Danjoth auf. Er hatte alle die Tage gewußt, jeden Morgen erwartet, was jetzt geschah. Er war täglich auf Wacht gewesen, nicht um im Wege, nur um in der Nähe zu sein, falls Frau Sixta ihn brauchen sollte. Sobald er sie erblickte, wandte er sich. Aber sie rief ihn an: „Bleib! Wir werden sie noch sehen. In einer Viertelstunde vielleicht."

Sie war nicht erstaunt, daß er da war. Schon oft in ihrem Leben hatte er wie ein Schatten hinter ihr gestanden.

Nun standen sie beisammen und schwiegen. Tief unten, neben der schimmernden Linie des schäumenden Flusses, erblickten sie die letzte Windung der weißen Straße. Pankraz nahm den Hut vom Kopf. Irgendwie war ihm, er könnte nicht bedeckt bleiben.

Morgenglut war Licht geworden, Gold, Wärme, Sonne. Schon stand der Tag auf den Bergen. Der Himmel war jetzt blau, wolkenlos. Nur ganz im Westen flog es wie ein weißes Segel und verschwand hinter fernem Gebirg.

„Sie kommen nicht wieder," sagte der Hirt.

„Nein," antwortete Frau Sixta.

Da schaute er sie an. Sie stand über ihm, und er ragte ohnehin nicht zu ihrer Größe auf. Wortlos drehte er den Hut in seinen Händen. Er wollte sie fragen, wie sie es ertragen werde. Aber er war nur der alte Knecht, und er wußte nicht, was man zu dieser Frau sprechen sollte. So bog er den Rücken ein wenig mehr.

Sie trat gegen die Bergecke, um besser in die Tiefe sehen zu können. Ihr Gesicht war immer noch bleich, aber unbewegt. Er stellte sich neben sie. Sie warteten lange. Die Straße blieb leer.

„Wir sind zu spät," sagte Frau Sixta. „Der Sperber läuft gut." Sie fühlte die Sonne auf ihrem Rücken. Sie belebte sie. Sie löste in ihr etwas. Es rieselte Kraft durch ihren Körper. Dann wandte sie sich, in der Höhe des Berges bleibend, zum Gehen. Pankraz blieb neben ihr.

„Du redest nichts," sagte sie. Und dann: „Sie müssen weit fort, daß sie leben können. So ist es in der Welt."

Wieder wollte er fragen: „Und Ihr?" Aber wieder fehlten ihm die Worte, und er nickte nur.

Erst als sie schon in der Höhe über dem See angekommen waren, strich er sich mit der Hand langsam durch den langen, weißen Bart. „Es muß in Euch selber sein," sagte er.

„Was?" fragte sie mit leisem Erstaunen.

„Daß Ihr uns andere nicht braucht," gab er mit einer ruhevollen Weisheit zurück.

Sie bot ihm die Hand. „Vielleicht doch, wenn sie wieder anfangen werden zu lästern," sagte sie.

Dann verließ sie ihn.

Sie begegnete neugierigen und fragenden Blicken, als sie das Haus wieder betrat. Man ahnte, was geschehen war.

Sie machte sich an ihr Tagwerk. Zuweilen kehrten ihre Gedanken zu der Bergecke zurück, von wo sie den Wagen noch einmal zu erspähen geglaubt. Es war gut, dachte sie, gut, daß auf einmal alles vorüber gewesen! Und zuweilen ging ein Gedanke zu den zwei Kammern hinauf, die jetzt oben leerstanden. Heute noch mußte sie sie wieder betreten. Der Weg dahin war dornig, ihr Weg überhaupt und — kalt vor Einsamkeit. Zuweilen horchte sie noch ins Leere hinaus, als könne sie das Geräusch eines entrollenden Wagens vernehmen. Aber wiederum zuweilen hob sich ihre Brust in einem weiten Atemzug. Der Knoten war durchhauen, der unlösbar geschienen hatte!

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Leben nahm seinen Gang. Tagsüber mied Frau Sixta die Stube, wo das zweite Bett leer neben dem ihren stand und man unwillkürlich nach der Nebentür lauschte, hinter der die Otti gehaust hatte. Es wehte sie da oben wie Grabesluft an. Aber nachts lag sie in ihren Kissen und sandte die Gedanken denen nach, die fortgezogen waren. Ihre Hände klammerten sich ans Holz der Bettstatt. Es wollte sie etwas wieder vom Lager peitschen, daß sie den Entflohenen

nacheilte: Ich bin auch da! Was laßt ihr mich so allein? Aber wenn der erste jähe Sturm des Einsamkeitsgefühls sich legte, strich sie sich über die müde, weiße Stirn. Sie werden ein zufriedenes Leben haben, redete sie sich zu, die Ehe führen und lieben und die Welt fortpflanzen. Und dann erinnerte sie sich, daß ihr Werk noch nicht ganz getan war.

Es waren schon viele Nasen witternd erhoben.

Bald lief der neue Sturm durch Bergmatten, das Dorf im allgemeinen und das Wirtshaus auf der Paßhöhe im besondern. Markus Graf war mit der Ottilie Rotmund auf und davon! War das mit oder ohne Wissen der Frau Sixta geschehen? Jemand, der es herausbekommen, bestätigte, daß Frau Sixta den Flüchtigen bei Tagesanbruch sogar das Geleit gegeben. Wohin hatte sich das Paar gewendet? Eine Statt gab man denen doch hoffentlich nicht! Die Polizei war denen doch hoffentlich auf der Ferse! Man wartete. Man wartete lange umsonst. Inzwischen fragte man, wie die Rotmundin das alles nehme, spürte ihr nach und schüttelte die Köpfe. Sonderbares Weib! Der Teufel mochte klug werden aus ihr! Aber der Lärm war nicht so laut wie das erstemal. Es fehlten diesmal die rechten Anstifter. Die Kellnerin Anna verhielt sich ruhig. Sie hatte Glück in einer neuen Liebschaft. Und dann dachte sie mit einem Gemisch unbestimmten Mitleids und heimlicher Scham an Frau Sixta. Auch Julian Furrer, der Talammann, muckste nicht groß. Wenn man ihn fragte, zuckte er die Schultern: „Die sollen es miteinander allein ausmachen," sagte er. Hie und da fuhr er nach dem Brückegut hinauf. Dann suchten seine Blicke in Frau Sixtas Zügen. Er wurde je länger, desto weniger klug aus ihr. Aber er schmähte sie nicht mehr. Hm, sie — ihr war nichts vorzuwerfen!

Frau Sixta fühlte wie die Welle der Erregung, die sie erwartet hatte, aufschlug und verebbte. Sie hatte sie wilder erwartet. Sie führte Haus und Geschäft. Pflichterfüllung gab manchmal Ruhe. Kleine Befriedigungen über das und jenes Alltagsgelingen halfen dann und wann Schmerzen einzuschläfern. Die Zeit glättete, linderte und heilte.

Von irgendeinem Ort im Tal war der Einspänner mit dem Sperber in der Deichsel zurückgebracht worden. Frau Sixta faßte eine Liebe zu dem Pferde. Sie fuhr mit ihm in die Berge und sie suchte es auf der Weide auf. Auf den Weiden traf sie Pankraz, den Hirten. Er zeigte ihr ihre Herden. Sie lernte von ihm, wie man Tiere züchtet und sie hegt, daß sie eine seltsame, fast menschliche Liebe zu ihren Pflegern fassen. Lücken in ihrem Leben füllten sich nicht aus, aber die leeren Stellen schmerzten zuweilen nicht.

Lange Zeit hörte Frau Sixta, wie es ausgemacht war, nichts von Markus und Ottilie. Ihren Gedanken konnte sie nicht verbieten, den Weg zu gehen, den Briefe nicht fanden. Und konnte den Schmerzen nicht wehren, zu kommen, die sich in ihre Nächte stahlen.

Später, viel später kamen Nachrichten: Das niedere Landhaus stand vor fruchtbaren Gärten und Feldern. Die darin wohnten, lebten schlecht und recht. Der Mann war nicht müßig, aber er sammelte keine Schätze. Sein Sinn war zu fahrig. Er sah einer ziehenden Wolke länger nach, als dem Feld gut war, das er gerade pflügte. Er sah auch gern in die Augen seiner zarten Frau, die ihm ein Kind gebar. Selten nur quälten ihn Zweifel, Selbstvorwürfe und eine schmerzliche Neugier, wie Frau Sixta wohl lebe. Die Frau blieb lange ein halbes Kind, sorglos, so sorglos, daß sie die hohen, harten Berge der Heimat fast aus dem Sinn verlor und über dem Glück, das Markus ihr gab, Markus der Lautenspieler, Markus und sein Kind, sich dem anfänglichen heftigen Heimweh nach der Mutter entwöhnte.

Frau Sixta ließ die nicht darben, die vielleicht aus eigenen Kräften sich nicht durchgebracht haben würden. Sie sorgte, daß das bestand, was ihr Werk war. Und Gott zerschlug nicht, was sie wider Menschengesetz gebaut.

Sommer gingen über die Berge. Winter warfen ihr Weiß. Allmählich blieb davon ein Schimmer auf Frau Sixtas Haupt. Aber ihre Kraft bricht nicht.

Pankraz, der Hirt, ist tot. Der Sperber geht nicht mehr auf die Weide.

Frau Sixta ist einsam. Doch sie liebt Tiere. Auch Menschen, die arm oder krank sind. Aber ihre Liebe ist spröde und lebt mehr in ihren Taten als in ihrem Antlitz. Manchmal, wenn sie wieder hört, daß die zwei, denen sie das Haus gebaut, Frieden haben, geht ihr der Atem ruhevoll. Auch in ihr ist es still geworden; denn das Alter weiß, daß sein Leben Bescheidung heißt.

Der Talammann Julian Furrer, der Rotbart, als er aus seinem Amte schied, dem er fast ein Menschenalter vorgestanden, ließ seinem Rate den Antrag, es sei Frau Sixta Graf, verwitweten Rotmund, der weitbekannten Wirtin im Urbarium von Bergmatten, als einer wohltätigen und merkwürdigen Frau, ehrende Erwähnung zu tun, den Nachkommen zum Gedächtnis.

Digitized by Google

# Der Laird von Forthgail

## Ballade von Frida Schanz

Im weißen Lichtspalt stand die Fee.
Der Laird von Forthgail ritt zur Jagd.
Hoch stand der Wald, klar lag der See,
Grün wie ein magischer Smaragd.

Im Waldspalt stand sie sonnenklar.
Sein Herz zerriß ein jähes Licht.
Weiß war ihr Leib und rot ihr Haar
Und zaubrischschimmernd ihr Gesicht.

Er rief, er jauchzte: „Komm, sei mein!"
Ihr Lachen scholl, schon auf der Flucht.
Sie flog, als flög' ein weißer Schein
Weit vor ihm her durch Tann und Schlucht.

Er folgte glühend, Stund auf Stund,
Starr blieb sein falbes Roß dann stehn.
Auf leuchtendgrünem Talesgrund
Schwebten im Tanz wohl hundert Feen.

Sie unter ihnen, lockend nah,
Nein fern – nein dort – – In banger Qual
Verwirrt sah er sich um – und sah:
Es war dieselbe, hundertmal!

Ein Lachen scholl: „Find' mich heraus,
Mich – mich – für die dein Herz entbrannt!"
Er tanzte fast sein Leben aus
Nahm die, nahm jene bei der Hand.

Die schien die rechte – die – nein d i e –
Doch wieviel Reiz sich ihm enthüllt,
Stets war's wohl eine – doch nicht s i e.
Das Höchste schien noch nicht erfüllt.

Und fort und fort, von Glanz zu Glanz,
Trieb ihn ein Sehnen ohne Rast.
Bis er, halbtot vom wilden Tanz
Noch eine ritterlich umfaßt.

Da – da – ein Jubel, himmelgroß,
Kein Suchen mehr, nein holde Ruh,
Im Tanz ein Ausruhn grenzenlos –:
Du bist's! Du bist's! Nur du! Nur du!

Und eine süße Stimme lacht:
„Nun bin ich dein! Nun nimm mich hin!
Nur durch der größten Liebe Macht
Hast du gefunden, daß ich's bin!

Willst du, so nimm mich auf dein Schloß,
Denn ich bin dein mit Seel' und Leib!"
Er hob sie auf sein graues Roß,
Sein menschenschönes Märchenweib.

Der Zelter, der sie beide trug,
Flog stäubend hin im Mondenschein.
Sie aber sprach im seligen Flug:
„Auf sieben Jahre bin ich dein!

Sind jene sieben Jahre um
Und liebst du mich noch herzblutwarm,
Muß deine Sehnsucht wiederum
Mich suchen aus der Schwestern Schwarm.

Ganz ihnen gleich, wie's eben war,
Tauch' ich in ihre Schar hinein.
So alle sieben, sieben Jahr – –
Herztiefste Liebe müßt' es sein!"

So schied sie aus dem Reich der Feen
Und wurde Weib im Menschenland.
Die Sage weiß, daß es geschehn,
Daß er sie immer wiederfand.

Und immer mehr in Glück und Qual
Erfuhr der Laird des Zaubers Macht.
Zum zweiten-, dritten- – – siebtenmal
Hat er sie jauchzend heimgebracht – –

Da ging das treue Roß gar leis – –
Jungschön schien sie im Schwesternschwarm,
Doch zitterndzart und menschengreis
Hing sie beim Heimritt ihm im Arm.

In ihrem Auge war ein Strahl
Von tiefster Dankesseligkeit –
„Zum siebtenmal, zum siebtenmal!
Nun bin ich ewiglich befreit!"

Die zarte Stimme sprach's und sang's:
„In Ewigkeit bin ich nun dein!
Der tiefsten Liebe nur gelang's!
Und sieben Male mußt' es sein!"

Digitized by Google

# Das Weltmeer und sein Maler

## Ein Wort zum 70. Geburtstag des Prof. Hugo Schnars-Alquist

### Von Univ.-Prof. Dr. Gerhard Schott

**Mit 19 Wiedergaben von Gemälden des Künstlers**

Seiner Umwelt tritt der fortgeschrittene Mensch mit den Kräften des Verstandes und Geistes gegenüber; zugleich überläßt er sich bewußt oder unbewußt ihrer Einwirkung auf seine Seele und sein Gemüt. Eine harmonisch gebildete Persönlichkeit vermag beide Betrachtungsweisen bis zu weitgehendem Grade in sich zu vereinigen. Das Hochgebirge der Alpen war den Römern des Altertums lediglich eine Gegend der Schrecken und Gefahren; von einer wissenschaftlichen Betrachtung dieser Gebiete war keine Rede. Heute wird die gesamte Kulturwelt nicht müde, in Wort und Bild auf alle erdenkliche Weise die Schönheiten der großen Berge und Gebirgswelten allüberall auf der Erde zu schildern, zu erschließen; zugleich geht die Erforschung machtvoll nebenher, indem alle Einzelheiten analysiert werden und diese Bausteine dann wieder zu einem umfassenden Lehrgebäude über das Entstehen der Alpenwelt zusammengefügt werden.

Wir erkunden heute mit allen verstandesmäßigen Mitteln im Interesse der Luftschiffahrt die Eigenschaften und Bewegungserscheinungen des Luftmeeres hinauf bis in früher ungeahnte Höhen der Atmosphäre, und überlassen uns zugleich mit Begeisterung den kaum zu überbietenden reizvollen Eindrücken und Genüssen einer Luftreise.

Ähnliches gilt von dem Weltmeer. Das Meer ist uns keine eintönige, verkehrsfeindliche Salzwasserflut. Auf primitiver Stufe sieht der Mensch im Meer allerdings nur ein unfruchtbares Element, das man zaghaft in Sicht der Küsten befährt; in der Neuzeit jedoch hat sich im Laufe weniger Jahrhunderte das Verhältnis aller Völker der Erde zum Weltmeere von Grund auf geändert.

Jede Nation sucht den ihr von Natur zugewiesenen Anteil am Ozean unter allen Umständen festzuhalten und zu erweitern. Wie sagte doch 1842 der süddeutsche, seinerzeit vielfach gar nicht verstandene Nationalökonom Friedrich List? „Die See ist die Hoch-

Morgenstimmung im Atlantik. Studie

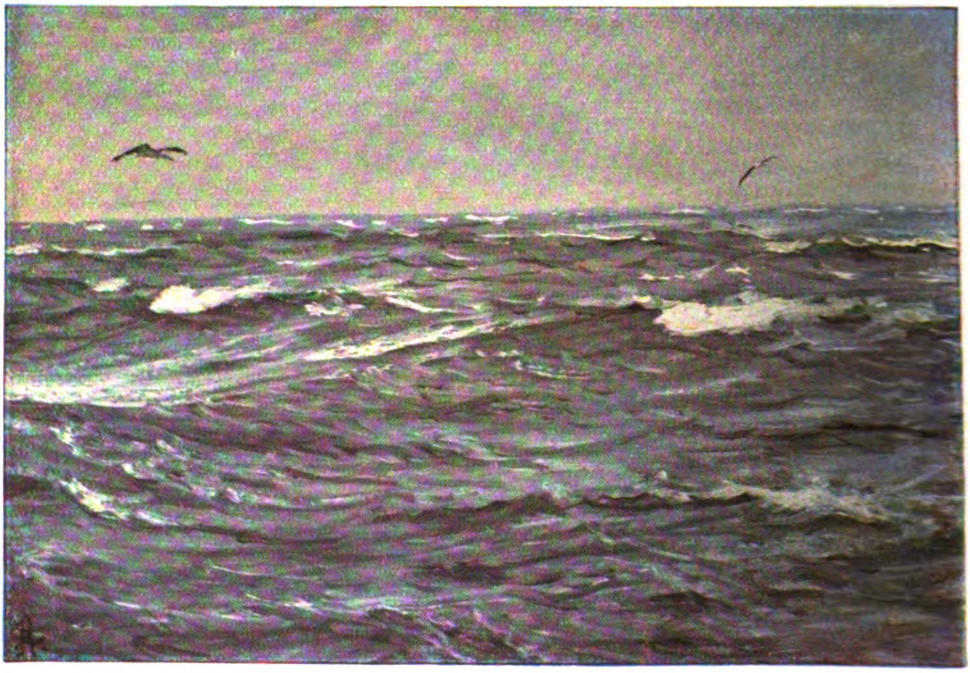


Digitized by Google

Aufziehende Bö im Indischen Ozean. Studie

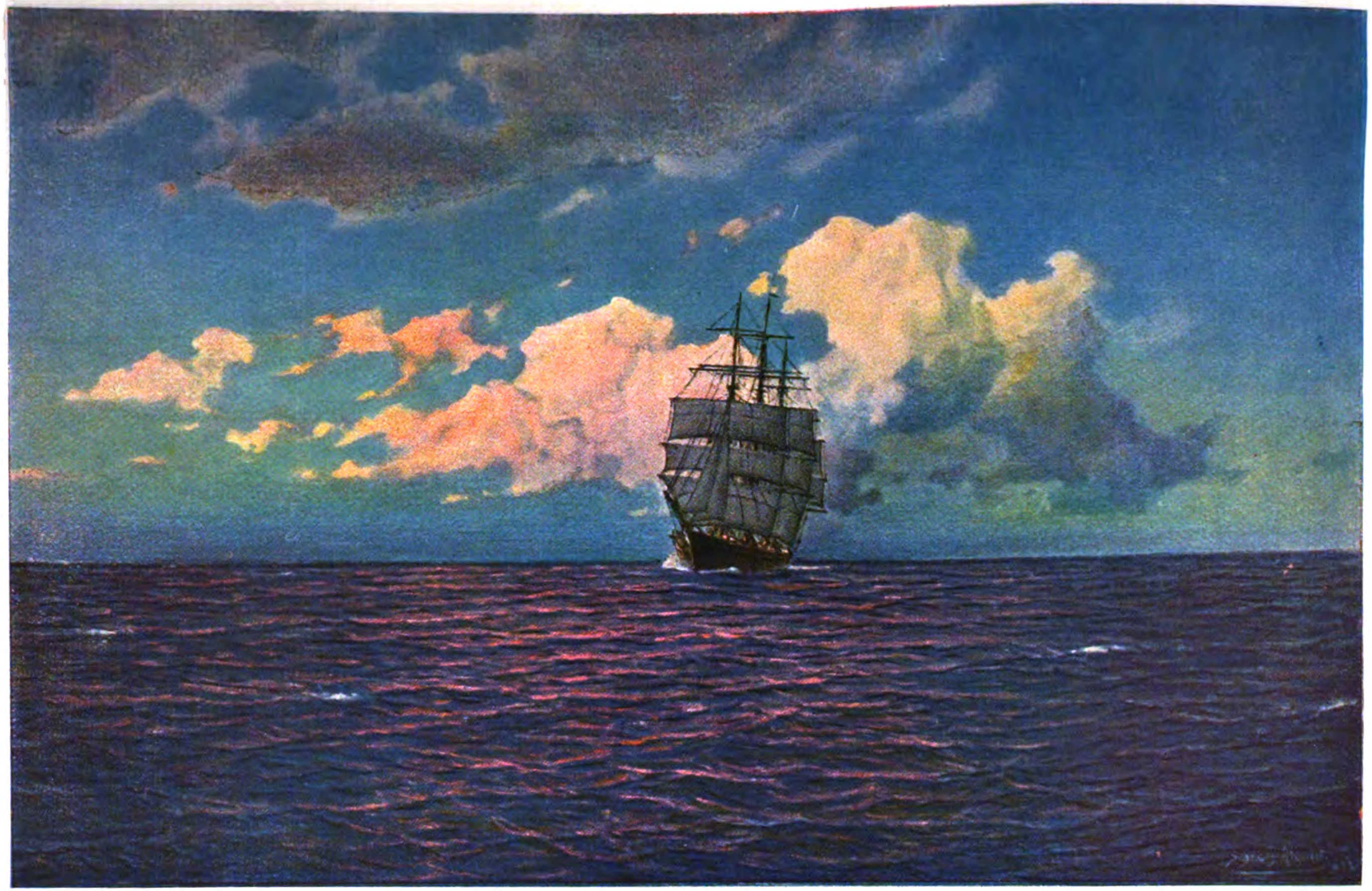
straße des Erdballs. Die See ist der Paradeplatz der Nation. Die See ist der Tummelplatz der Kraft und des Unternehmungsgeistes für alle Völker der Erde, und die Wiege ihrer Freiheit. Wer an der See keinen Anteil hat, der ist ausgeschlossen von den guten Dingen und Ehren der Welt — der ist unseres lieben Herrgotts Stiefkind." So ist es in der Tat wortwörtlich, und es gilt für uns Deutsche seit 1919 vorzugsweise; direkt und indirekt, bewußt und unbewußt sind wir alle in die wirtschaftlichen und politischen Kämpfe um das Weltmeer und auf dem Weltmeere verflochten.

Wollen wir unseren Anteil am Ozean uns sichern und tunlichst erweitern, so müssen wir ihn kennen, studieren mit den Waffen des Geistes und Verstandes. Die Naturschätze des Meeres, insonderheit die Fischreichtümer unserer heimischen Gewässer in der Nord- und Ostsee, müssen wir, soviel an uns ist, pfleglich behandeln. Eine sichere und schnelle, wirt-



Albatros. Studie

Digitized by Google



Abendwolken. (Mit Erlaubnis des Verlages Ludwig Möller, Lübeck)

Digitized by Google

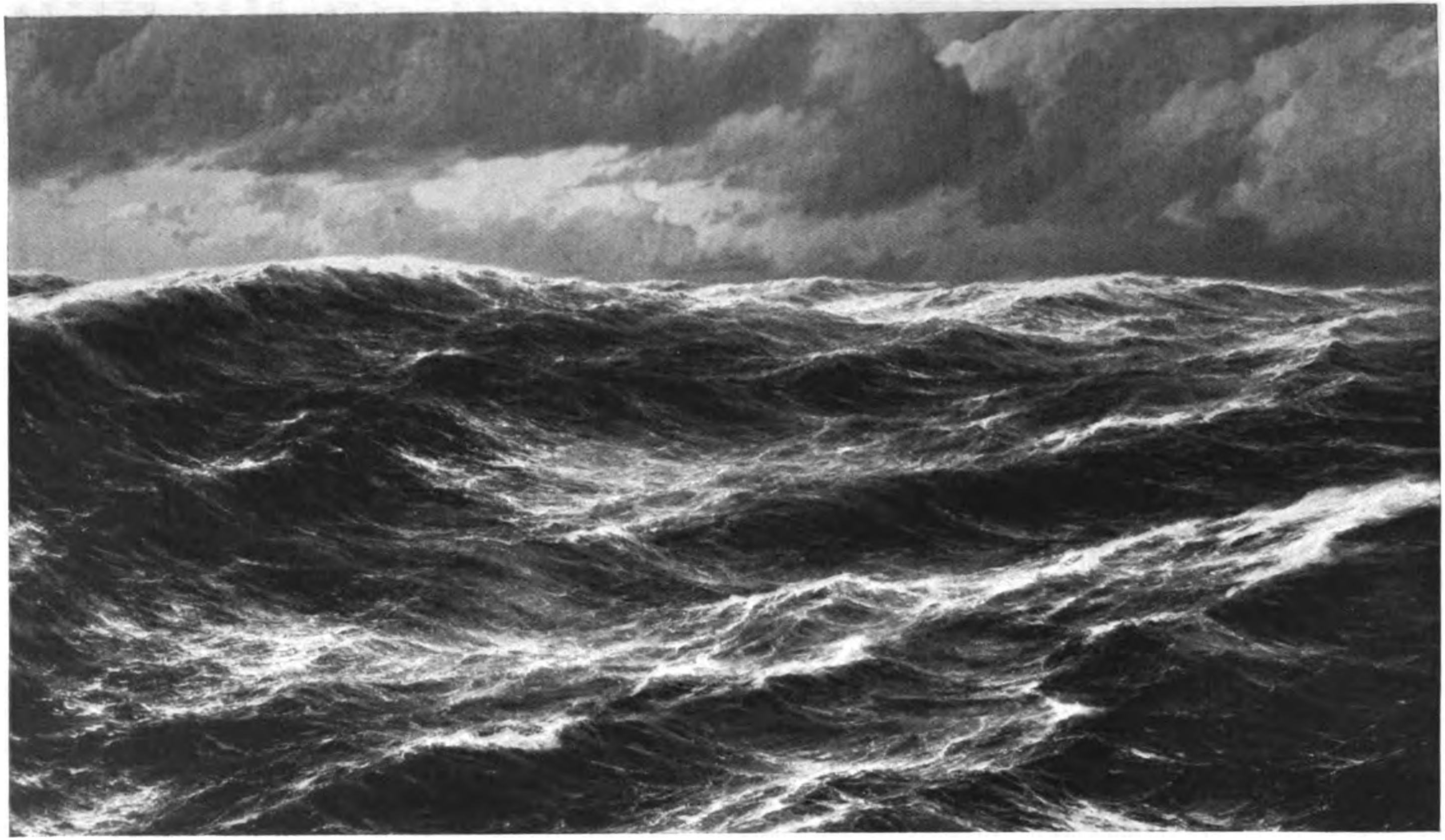
Hotelterrasse in Colombo. Studie

schaftlich zweckmäßige Ozeanschiffahrt setzt die Kenntnis der Luft- und Meeresströmungen, der Tiefen, der Nebel-, Sturm- und Eisverhältnisse in den verschiedenen Gegenden voraus. Die „Seegeltung" eines Volkes erschöpft sich nicht in der Herstellung von Panzerschiffen; die genaue Erkundung der Meere bedeutet auch Gewinn, Gewinn an moralischer und wirtschaftlicher Macht.

Das Weltmeer darf nun einem hochstehenden Volke wie es das deutsche trotz allem bitteren Erleben seit 1918 unbestritten ist, kein Fremdkörper sein; wir müssen es auch mit ganzer Seele lieben und erfassen, müssen seine ewig wechselnden Erscheinungsformen bildlich in uns aufnehmen und bewahren. Dann erst sind wir ein wirklich seefahrendes Volk von Gottes Gnaden. Ich glaube, ja ich weiß, wir haben das Zeug dazu in uns. Das Meer befahren, macht frei das Herz, den Willen groß!

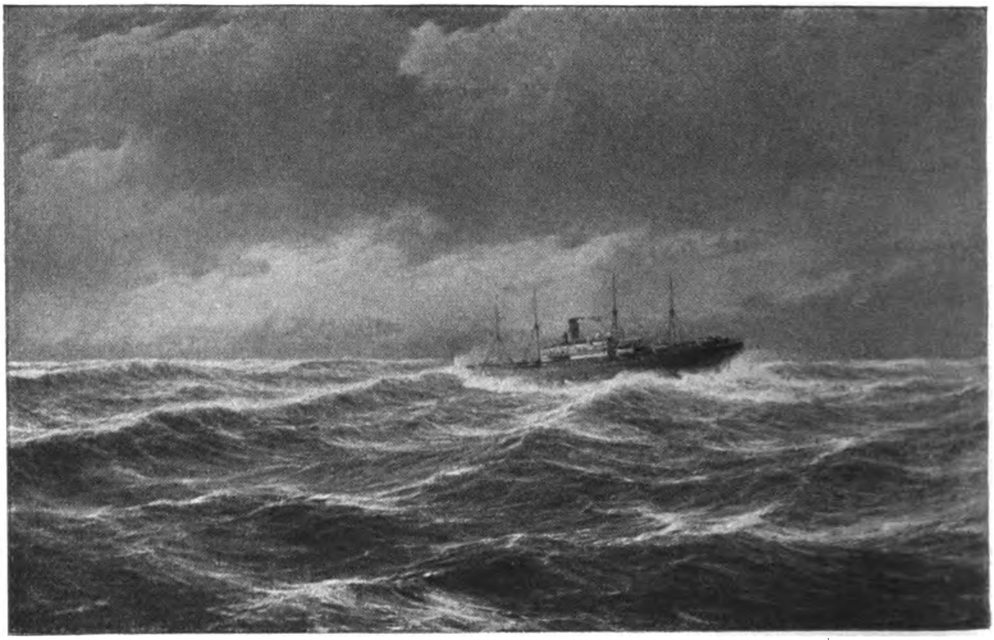
Und hier, für dies hochgesteckte Ziel, hat neben der wissenschaftlichen Behandlung der Probleme der Ozeane die künstlerische Erfassung der Weltmeere als notwendige, unentbehrliche Betätigung einzusetzen. In diesem weltweiten Zusammenhang sehe ich das Lebenswerk von Schnars-Alquist als des ersten und bisher auch unübertroffenen Malers des Ozeans als solchen, des Weltmeeres, das zwei Drittel der Erdoberfläche bedeckt. „Seestücke" im landläufigen Sinne gibt es von jeher genug, und werden von vielen, die das Meer überhaupt nicht befuhren, bestenfalls von der Küste aus studierten, gemalt. Das Wasser ist dabei mehr oder weniger Staffage und Hintergrund für irgendwelche Schiffsbegebenheit oder den Strand. Auch Marinebilder im engeren Sinne kommen für Schnars-Alquist und bei Schnars-Alquist nicht in Frage; bei diesen Werken, wie sie z. B. Saltzmann und andere ausgeführt haben, beherrscht vorzugsweise das darzustellende Kriegsschiff die Leinwand. Ähnliches gilt auch von dem Engländer Turner, dem Franzosen Courbet und dem Dänen Anton Melbye, der, ein ausgezeichneter Marinemaler, in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch in Hamburg malte: aber seine See- und Wellenbilder wirken hart und glasig und sagen dem Meereskundigen in den Wellenformen nicht zu.

Wenn der Verfasser dieses Aufsatzes sich berechtigt fühlt, dem verehrten Meister Alquist, dessen unermüdlichem Schaffen er nun seit 20 Jahren aus nächster Nähe im persönlichen Verkehr folgen darf, einige Zeilen zu seinem bevorstehenden 70. Geburtstag zu widmen, so geschieht es, weil der Künstler dem Meeresforscher alle die nach Zeit und Ort so verschiedenen Erscheinungsformen des Ozeans, die ständig und doch nach bestimmten Gesetzen wechselnden Züge im Antlitz des Weltmeeres, durch seine Gemälde und Studien so lebenswahr und naturgetreu seinerseits abbildet und damit wieder in das Gedächtnis bringt, wie niemals vorher und nirgendwo irgendein anderer. Ob die Künstlerschaft als solche, sozusagen als Gilde etwas



Windstärke 10/11. Nach der Photographie des Original-Gemäldes
(Mit Erlaubnis des Verlags der Commeterschen Kunsthandlung, Hamburg)

Digitized by Google



Nordwest. (Postdampfer Phoenicia im Atlantic in schwerer See.) Hamburg, Kunsthalle

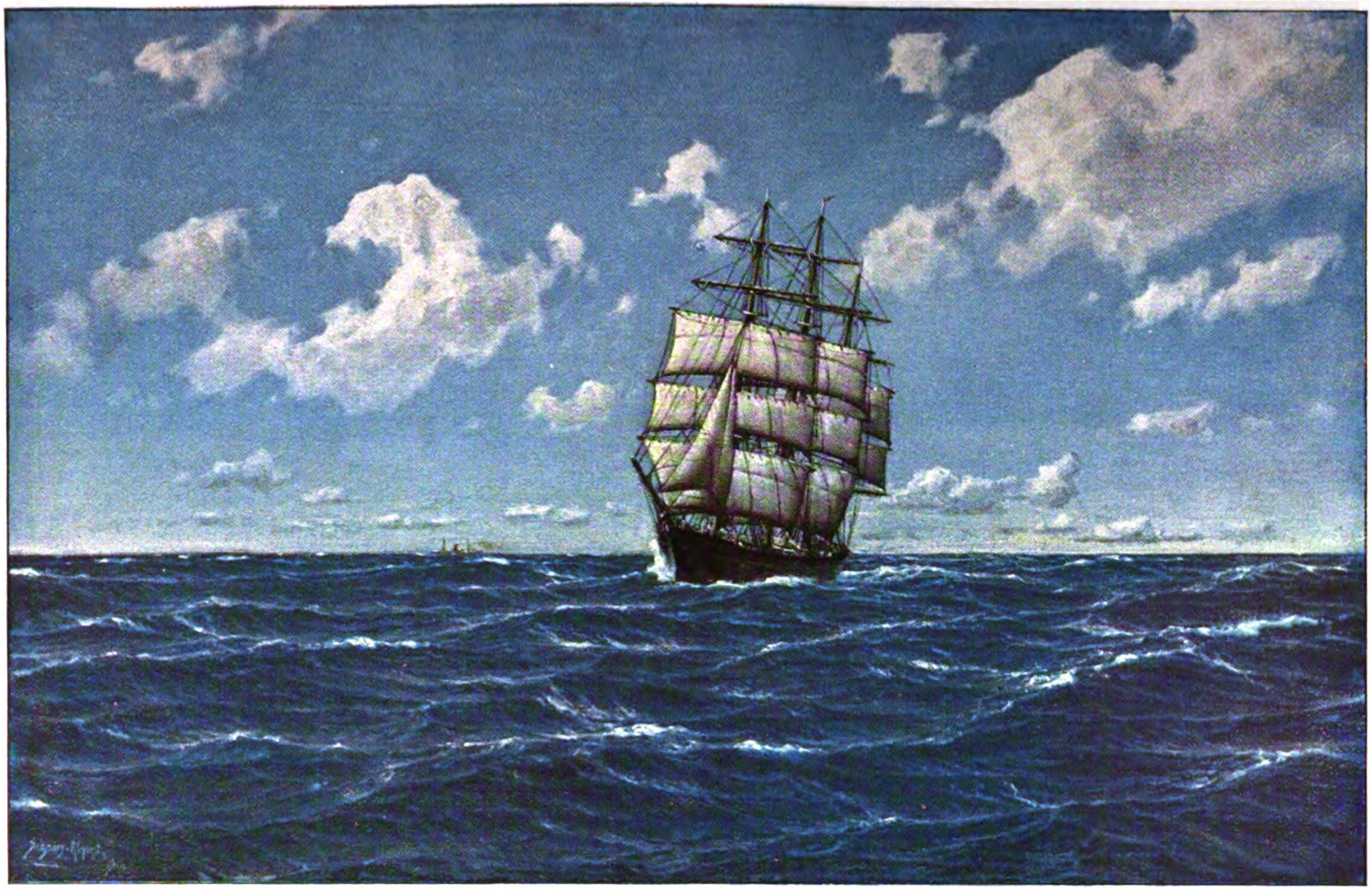
an den Werken unseres Alquist zu bemängeln hat, weiß ich nicht und darf mich als Gelehrten nicht kümmern. Überraschend ist die Tatsache, daß verhältnismäßig wenige Galerien Werke von Alquist erworben haben; auch das mit allerlei Kunstwerken geschmückte neue Rathaus der großen Seestadt Hamburg, der Geburtsstadt von Schnars-Alquist, ist eines solchen Bildes bar: sollte selbst da seinerzeit an der entscheidenden Stelle das Verständnis für das Weltmeer als der Unterlage von Hamburgs Größe im Hintergrund geblieben sein? Läßt sich das nicht noch nachholen?

Es wird wohl hauptsächlich so sein, daß die Originalgemälde unserem Jubilar von jeher alle von der Staffelei weggekauft wurden oder bestellt waren; auf Kunstausstellungen und in Kunsthandlungen ist kaum jemals eins zu sehen, da die wahren Kenner der unterschiedlichen Schönheiten des Meeres im In- und Auslande zahlreich genug sind, um sich die Erwerbung solcher Kunstwerke nicht entgehen zu lassen.

Schnars-Alquist ist unter allen Malern wahrscheinlich derjenige Künstler, der die meisten und ausgedehntesten Reisen gemacht hat. Auf Seglern, Dampfern und Jachten befuhr er die Meere der Erde; allein in Nordamerika war er elfmal, dreimal passierte er die ihm besonders liebe, mit grandiosen Schönheiten ausgestattete Magellan-Straße, in chilenischen Städten haben wohl rund 30 seiner Gemälde ihr Heim gefunden. Nach Brasilien, nach Guatemala, nach Mexiko, nach Ceylon, Australien und Neuseeland ist Schnars-Alquist gefahren, unablässig auf See arbeitend. Tausende von Studien hat er heimgebracht, die in seinem Hause die Schränke füllen. Auf ihnen und auf seiner in jahrelanger Übung erworbenen Erfahrung und auf einem jugendfrischen, bildenden Gedächtnis beruht die immer neu gestaltende Schaffenskraft von Alquist.

Er hat — was wir nun verstehen —, mit und auf dieser Grundlage arbeitend, den Mut gehabt, die Ozeane unter den verschiedenen geographischen Breiten und Längen und unter den verschiedenen Witterungslagen uns so zu schildern, wie sie wirklich aussehen, ohne in pedantischen Verismus zu verfallen. Blitzartig erfaßt er die wechselnden Farben und Stimmungen des Weltmeeres. Drei Beispiele mögen das erläutern. Ein großes Gemälde, das Alquist seinem eigenen Heim vorbehalten hat, zeigt eine spiegelglatte See von hellblauer, fast milchig-weißer Farbe, im Kontrast zu einer am Horizont aufsteigenden nachtschwarzen Regen- und Gewitterböe. Dies mächtige Bild hatte den Verfasser schon öfters gefesselt, da es ihn an Meereserscheinungen erinnerte, die er gegen Ende der Regenzeit an der Südseite Haitis beobachtet hatte. Es stellte sich zur gegenseitigen Überraschung heraus, daß des Künstlers Bild tatsächlich in Westindien, in Puerto Plata, seinen Ursprung hatte. — Hildebrandt hat

Digitized by Google



Nordost=Passat. Gemälde. (Mit Erlaubnis von Ludwig Möller, Lübeck)

Digitized by Google

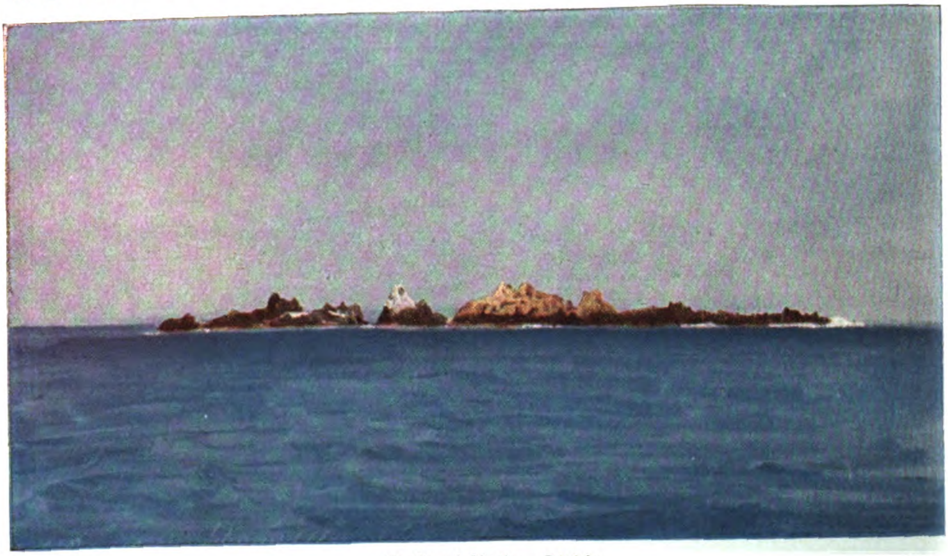
im vorigen Jahrhundert zuerst blaue Seestücke, von leuchtendem Kobaltblau, gemalt; man lachte und spottete über sein „Blaues Wunder". Heute wissen wir durch wissenschaftliche Beobachtungen, daß das Meerwasser in gewissen Gegenden, z. B. im Herzen der Passatzonen, eine unübertrefflich rein blaue Farbe zeigt, und daß dies zusammenhängt mit der großen Armut an schwebenden organischen und anorganischen Beimengungen in denselben Gewässern. Blau ist die Wüstenfarbe des Meeres. Blau ist im Oberflächenwasser viel häufiger und weiter verbreitet als die grünen Töne. Schnars-Alquist war es vorbehalten, dieser für das Wasser des freien Ozeans, der wirklichen Hochsee geradezu charakteristischen Farbe zum Siege auf der Leinwand der Künstler zu verhelfen. Ein Kaufmann aus Bombay, dem die Lebenswahrheit einer solchen blauen Skizze geläufig war, ruhte nicht eher, bis er gegen eine beträchtliche Summe die sonst nicht verkäufliche Originalstudie dem Künstler entführen konnte; und der Verfasser dieser Zeilen freut sich täglich an einem die Erinnerung an indische Tropen heraufführenden Gemälde, das ein ganz leicht bewegtes, indigoblaues Meer darstellt im Licht des beginnenden Sonnenaufganges: in den hellgelben und grünen Tinten da, wo gleich das Tagesgestirn erscheinen wird, heben sich die Umrisse eines Vollschiffes scharf heraus, und über dem Ganzen schwebt das den Meteorologen geläufige kreisrunde Purpurlicht der Morgendämmerung. Ein Berichterstatter über die 1915 anläßlich des 60. Geburtstages von Alquist bei Bock in Hamburg veranstaltete Ausstellung von Gemälden aus Hamburger Privatbesitz schrieb damals hierzu: „Das Bild, ein Ausschnitt aus dem Indischen Ozean, zeigt eine Leiden-

Kanaldampfer. Gemälde. 1870

Digitized by Google

Der Holländer. Gemälde
(Mit Erlaubnis des Verlages von Grauert & Zink, Berlin-Charl. Copyright 1925)

Digitized by Google



St. Paul Rocks. Studie

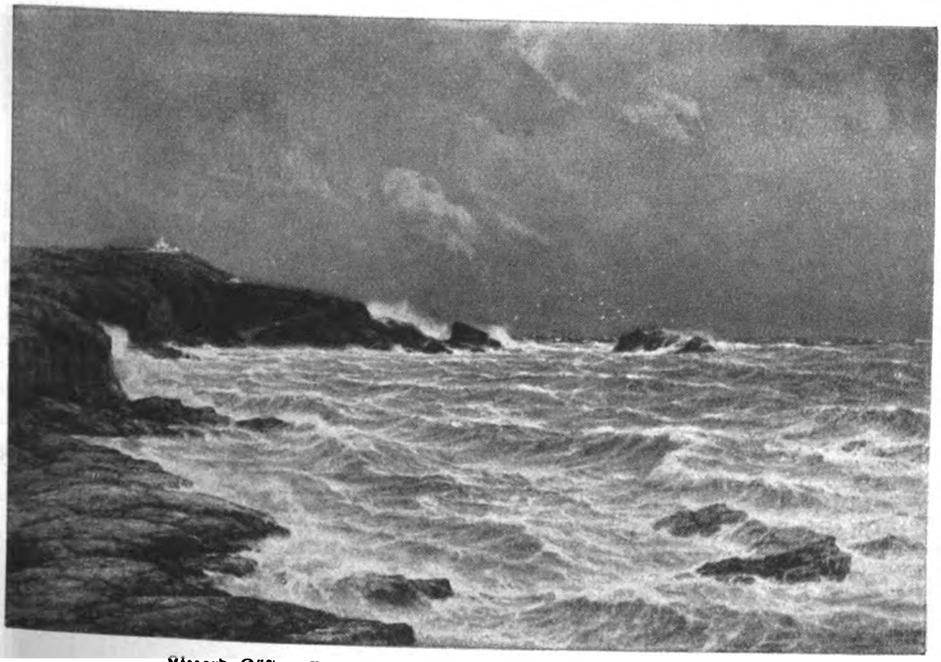
schaft in der Farbe, daneben eine Schönheit und Ruhe, die geradezu Sehnsucht anregen nach dem Orte auf der Erde, wo sie zu finden sind . . ."

Als drittes Beispiel sei ein Bild des Meeres in seiner höchsten Erregung gewählt, die berühmte „Windstärke 10/11". Wir sehen hier die von einem orkanartigen Sturm zu langen Wellenzügen aufgewühlte See; in hohen, graublauen Wasserbergen rollt sich ein Schauspiel von gewaltiger Erhabenheit auch für den auf, dem ein solches Erleben auf See persönlich nicht vergönnt ist. In Tausenden von künstlerisch vollendeten Reproduktionen hat dies Bild seinen Siegeszug rund um die Welt vollendet und richtig gesehenen ozeanischen Seegang sozusagen wissenschaftlich genau und der seemännischen Erfahrung entsprechend kennen gelehrt. Schon dies Bild allein hat eine Mission erfüllt. Wie naturgetreu Schnars-Alquist hier und auf zahlreichen neueren Gemälden die Sturmsee darstellt, wurde mir noch vor wenigen Wochen bei einer Winterreise im Februar dieses Jahres über den Nordatlantischen Ozean wieder so recht klar, als ein sehr schwerer, nahezu fünf Tage anhal-

Nach Sonnenuntergang bei Regen. Studie

Digitized by Google

tender WNW-Sturm, der für viele Stunden Orkanstärke erreichte, unserem maschinenkräftigen großen Dampfer eine dreitägige Verspätung auf der Reise nach Neuyork einbrachte: die dabei von der Allgewalt des Meeres gewonnenen Eindrücke waren ein wundervolles Erlebnis, das nicht so bald verblassen wird. Noch beweiskräftiger dürfte der Hinweis auf die objektiven, von der photographischen Kamera des Grafen Larisch während zahlreicher Reisen heimgebrachten und in einer soeben ausgegebenen, einzigartigen Sammlung (Sturmsee und Brandung. Aus der Sammlung „Monographien zur Erdkunde“, Nr. 33. Bielefeld und Leipzig,



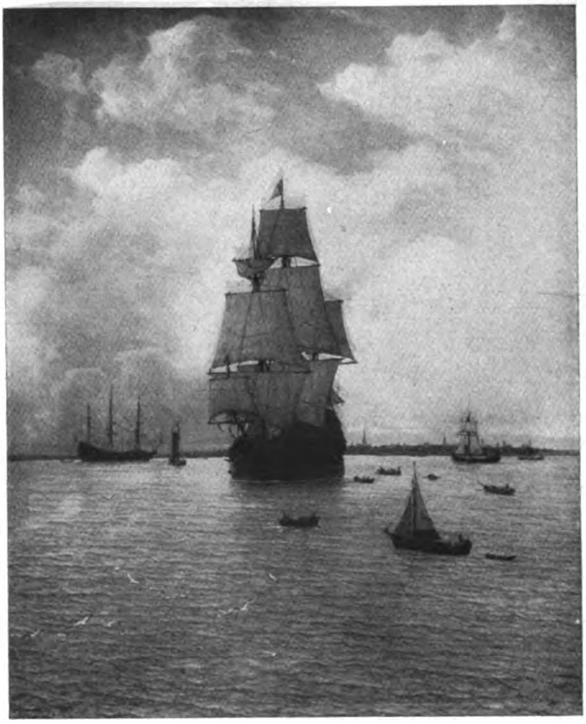
Lizzard-Küste. Gemälde. (Sammlung Fritz Binder, Hamburg)

Verlag von Velhagen & Klasing. 1925) veröffentlichten Wellenbilder sein. In allen wesentlichen Großformen und Kleinformen der Sturmsee stimmen die vom Auge des Malers erfaßten und die von dem photographischen Objekte wiedergegebenen Bilder überein. Wir dürfen stolz sein, daß es zwei Deutsche sind, ein Künstler und ein Forscher, die diese Dokumente aus den verschiedensten Teilen des ewig bewegten Weltmeeres der Allgemeinheit vermitteln, Dokumente von der zauberischen Schönheit, aber auch von der urgewaltigen Kraft des Ozeans.

Schnars-Alquist hat verhältnismäßig wenige Gemälde geschaffen, auf denen der Strand, die Küste, das Land, einen wesentlichen Teil des Bildes ausmacht; hierher gehören besonders die prächtigen Szenerien aus der Magellan-Straße und deren weiterer Umgebung. Eine hierzu gegensätzliche Gruppe von Kunstwerken bringt nur das Meer als solches, ohne jegliches Beiwerk: hierhin ist die soeben besprochene „Windstärke 10/11“ als eins der hervorragendsten Beispiele zu rechnen. Eine mittlere Stellung zwischen den beiden Typen nehmen diejenigen Gemälde unseres Künstlers ein, die einem Motiv aus dem landfernen Ozean gelten, aber zugleich durch ein auf der See sichtbares Schiff die jeweils vorhandene Ausbildung von Wind und Wetter und Seegang in energischer Charakterisierung betonen. Dabei kommt die reiche, auf den zahlreichen Seereisen gewonnene praktische Erfahrung des Künstlers zur Geltung. Einerlei ob er den Riesendampfer „Imperator“ oder ein großes vor dem Winde segelndes Viermastschiff oder eine kleine Jacht auf der Leinwand mit erscheinen läßt, einerlei, ob das Fahrzeug im Vordergrund in beherrschender Größe oder nur angedeutet am fernen Horizont steht: immer ist die Silhouette des Schiffes von seemännisch vollkommener Exaktheit, immer befindet sich das Meer, die Atmosphäre darüber und das Schiff in harmonischem Gleichklang. Das hat niemand vor Alquist so vermocht, und hierin liegt die Tatsache begründet, daß gerade an der Wasserkante seine Bilder so begehrt sind.

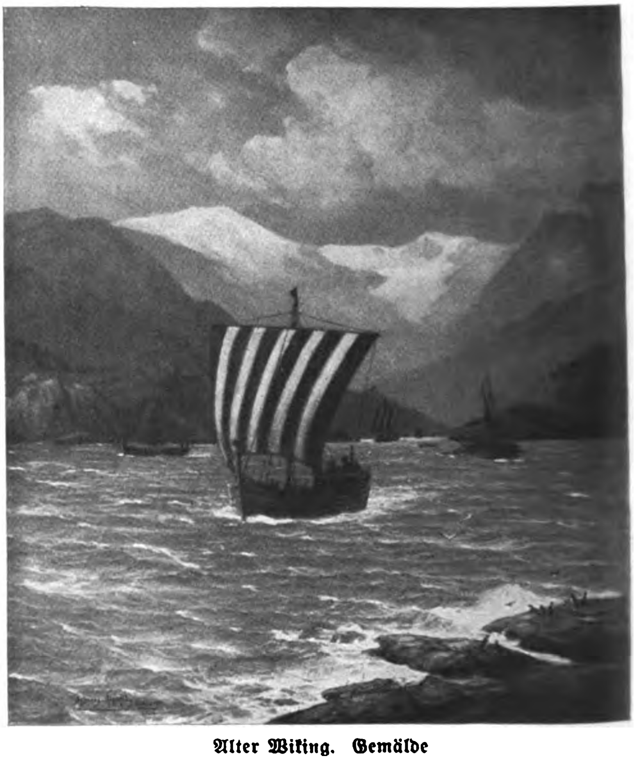
Im Jahre 1915 wurde ein großes Gemälde,

Digitized by Google



Konvoischiffe. Gemälde

und Beschaffenheit sich wie die Finger der zwei Hände ineinander schiebt und dadurch auch in der Atmosphäre höchst eigenartige Wolken- und Nebelbildungen veranlaßt werden, die ihrerseits die Unterlage für die Sagen der Seeleute geliefert haben. Noch wie heute sind dem Verfasser die Abendstunden erinnerlich, da er an Bord des seinerzeit größten Segelschiffes „Peter Rickmers“ aus Bremen 1892 auf der Rückreise von Saigon im Gespräch mit einem alten holländischen Matrosen, dem „Lampenpiet“, auf der Großluke saß, und ihm, dem Ungläubigen, die verschiedenen Erzählungen über den Fliegenden Holländer aus tiefüberzeugter Seemannsbrust zu Gehör gebracht wurden. Wir waren vor der Agulhas-Bank und führten alle Segel; wenige Stunden später, noch vor Mitternacht, trieb bei plötzlich hereingebrochenem Sturm das Schiff nahezu vor kahlen Masten. Schnars-Alquist hat diese der „Fliegende Holländer“, vollendet, jetzt im Privatbesitz in Hannover. Wenn man das Bild sieht, so weiß man nicht gleich, was den größten Eindruck macht, die grau von Nebel und Dunst verhängte Luft oder die schwach wühlende See, die wie gebändigt vor einem kommenden Sturm sich duckt oder das machtvoll aus dem Hintergrunde hervorkommende hochragende Geisterschiff mit seinen ungefügen Masten und Segeln. Bekanntlich wird die Schiffersage vom Klabautermann und Fliegenden Holländer in die Gewässer südlich vom Kap der guten Hoffnung verlegt, dorthin, wo südlich von Südafrika in früheren Jahrzehnten die von Indien heimkehrenden tiefbeladenen Segelschiffe oft viele Not hatten, die stürmische Agulhas-Bank hinter sich zu bringen, wo Wasser ganz verschiedener Herkunft



Alter Wiking. Gemälde

Digitized by Google

Sommerabend auf der Elbe. Studie

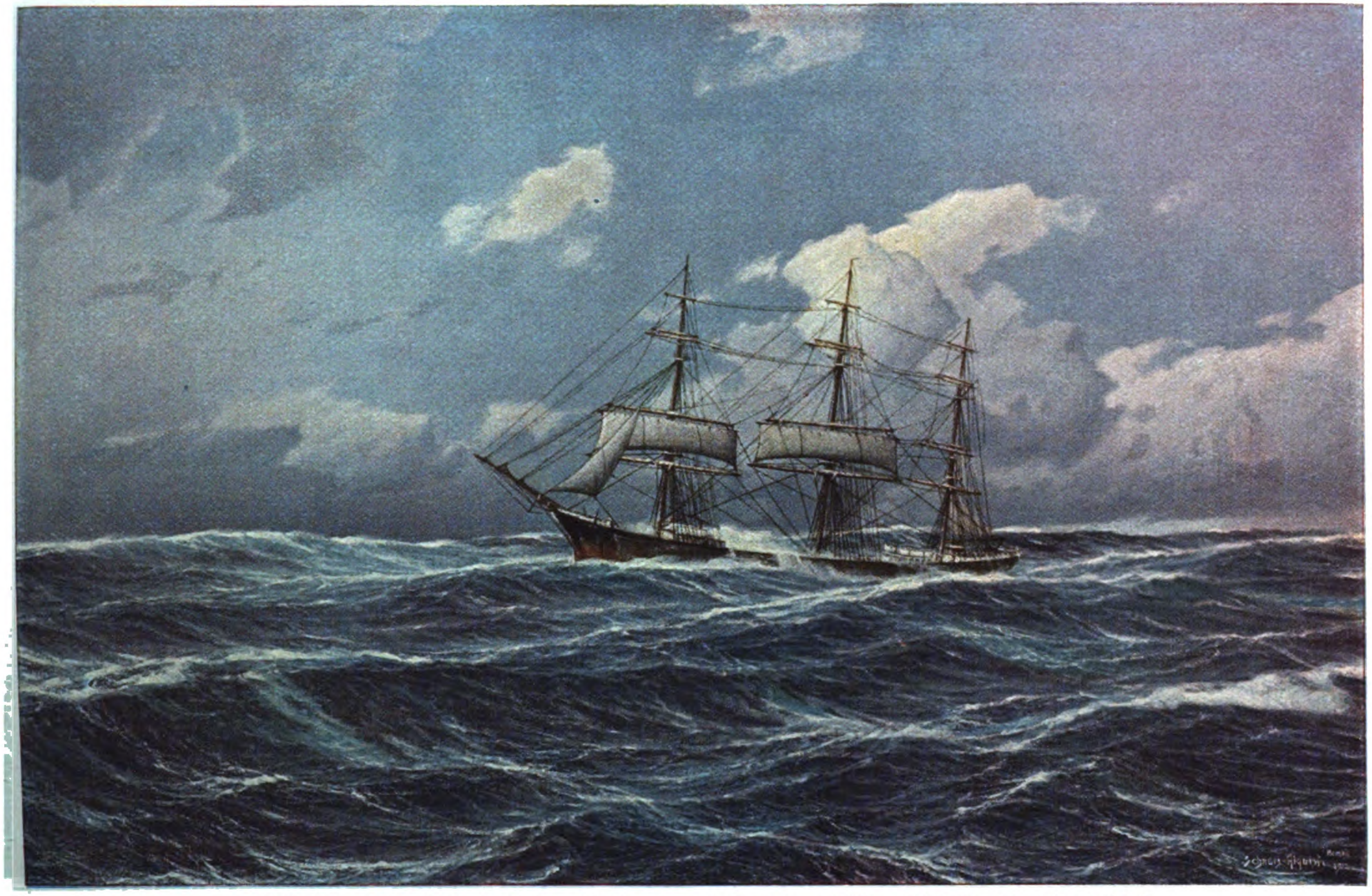
Meeresgegend in ihrer Wesensart und mit den dort möglichen Licht- und Lufterscheinungen unvergleichlich gut in seinem „Fliegenden Holländer“ wiedergegeben: er ist eben der Maler des Weltmeeres. Ein anderer Künstler, in München, hat auch einen Fliegenden Holländer gemalt; da sieht man an einem Felsenstrand im Vordergrund zwei große menschliche Gestalten, eine wilde, phantastische schwarze Figur und einen Seemann, im Hintergrund den unteren Teil der vorderen Hälfte eines Segelschiffes, vom Meere so gut wie nichts. Ich glaube nicht, daß irgendein Seebefahrener in diesem Bilde das Motiv, dem es gewidmet ist, erkennt. Der Unterschied in der Behandlung eines und desselben Themas bei den zwei Künstlern ist grundlegend und charakteristisch.

So ließe sich wohl von fast allen Gemälden des Prof. Schnars-Alquist etwas Besonderes, Individuelles sagen. Die diesem Aufsatze beigegebenen Abbildungen werden besser als Worte die erstaunliche Vielseitigkeit des Künstlers — und die Verschiedenartigkeit des Ozeans, der meist als eintönig geltenden Salzwasserflut, erkennen lassen.

Hiermit hat Schnars-Alquist im Laufe der Jahre, vielleicht zunächst ungewollt, eine nationale Aufgabe erfüllt, nämlich die, dem deutschen Volke das Weltmeer so zu zeigen, wie es wirklich ist. Ganz wesentlich wirkte dafür die in den letzten Jahrzehnten zu erstaunlicher Höhe gebrachte Reproduktionstechnik, die es gestattet, zu verhältnismäßig billigem Preise gute Abbildungen der Originalgemälde weiten Kreisen anzubieten. Die einem wissenschaftlichen Schatze gleichzuachtenden Ölfarbstudien, die Schnars-Alquist unmittelbar auf See zu Hunderten angefertigt hat, werden einmal auf den Vorschlag des Verfassers dem Institut für Meereskunde an der Universität Berlin zufallen, zum Zeichen, daß sie auch dem Meeresforscher als Studienobjekte dienen können und sollen. —

Das Leben von Prof. Schnars-Alquist ist in seinem Verlauf das typische des erst um seinen Beruf kämpfenden, dann um seine Anerkennung ringenden Künstlers; aber er darf nun an seinem 70. Geburtstag sagen: „Wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“

In Hamburg am 29. Oktober 1855 als Sohn eines Großkaufmanns geboren, wurde Schnars-Alquist nach dem frühen Tode seines Vaters (1862) von den Verwandten veranlaßt, gegen seine Neigung zunächst Kauf-



Vollschiff. (Mit Erlaubnis des Verlages von Ludwig Möller, Lübeck. Copyright 1924)

Digitized by Google

Verkehr vor der Elbe. Gemälde. Frankfurt a. M., Sammlung Beer Sontheimer

Digitized by Google

mann zu werden. Es folgten da nach trauriger Jugend sehr schwere Jahre für ihn. Endlich gelang es ihm, sich ganz der Kunst zu widmen, und er bevorzugte von Anfang an, Studienreisen zur See machend, das Weltmeer als Objekt seiner Malerei. 1886—1888 war er Meisterschüler bei Prof. Hans Gude in Berlin.

Die Jahre 1888—1889 sehen ihn als Delegierten der Allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft und Mitglied der deutschen Kommission auf der Weltausstellung in Melbourne, wo er in der internationalen Kunstjury mitwirkte. Hiernach hatte Alquist für mehrere Jahre in Berlin ein eigenes Atelier; doch wurde diese Zeit in den Jahren 1892—1893 durch langen Aufenthalt in Chicago unterbrochen, wo er wiederum bei der internationalen Ausstellung im Dienste des Deutschen Reiches tätig war und mannigfache Anerkennung erntete. Auch die deutsche Heimat ehrte ihn, indem ihm u. a. 1897 der Titel eines Kgl. preußischen Professors verliehen wurde.

Seiner Vaterstadt kam er erst 1898 wieder näher, als er nach Hamburg übersiedelte, um hier zu bleiben, soweit nicht zahlreiche, ausgedehnte Studienreisen über das große Wasser ihn auch dann noch fernhielten. Die meisten seiner berühmten Gemälde sind in Hamburg entstanden; stand ihm doch nun eine schier unerschöpfliche Fülle von eigenen Studien, Anschauungen und Erlebnissen auf See zur Verfügung.

Die mit der Schiffahrt und dem Meer überhaupt irgendwie zusammenhängenden Kreise und Persönlichkeiten, Kaiser Wilhelm II. eingeschlossen, waren darauf bedacht, ein Original aus der Hand dieses Seemalers zu erwerben. Zahlreich sind seine Gemälde in Hamburger Privatbesitz vertreten, aber auch sonst in Deutschland: so ist das bekannteste, die „Windstärke 10/11", für Dr. Bantlin in München 1906 gemalt, merkwürdigerweise aber der Verbleib dieses Bildes heute nicht mehr festzustellen.

Darüber hinaus finden wir Schnars-Alquistsche Werke in so ziemlich allen Erdteilen und Ländern, in Australien, in Südamerika, Zentral- und Nordamerika, in Indien und europäischen Landen. Nicht wenige herrliche Bilder schwimmen dauernd auf dem Ozean, im Treppenhause oder in den Gesellschaftsräumen von neu entstandenen Dampfern deutscher Reedereien. Und wem es vergönnt ist, gelegentlich in der stillen Villenstraße den jugendfrischen Künstler in seinem Atelier aufzusuchen, der weiß, daß dort etwas Neues auf der Staffelei zu sehen ist, etwas Neues vom Weltmeer.

Abend. Studie

Bildnis. Gemälde von Gabriel Moiseler

Digitized by Google

Digitized by Google

# Der Kampf des alten und neuen Lebens im heutigen Ostasien

## Eigene Beobachtungen von Dr. J. Witte

Die beiden großen Länder Ostasiens China und Japan mit ihren fast 500 Millionen Menschen stehen seit rund sechzig Jahren unter dem Zeichen der Umwandlung ihres gesamten Lebens nach dem Muster unseres westlichen Wesens. In Europa macht man sich kaum eine Vorstellung davon, was das für diese Völker bedeutet, wie ihr äußeres und inneres Sein dabei bis in die Tiefe aufgewühlt wird, wie alte Sitten fallen, ganze Wirtschaftszweige plötzlich brotlos werden, die alten Ordnungen des Staats zusammenbrechen, ja selbst die Religionen erschüttert werden.

Was sich dort im fernen Osten abspielt, ist ein Vorgang von erschütternder Tragik: der Untergang einer Kultur, die in einer Entwicklung von 3000 Jahren das Leben des dritten Teils der Menschheit bestimmt und zu beträchtlicher Höhe geistiger Bildung emporgehoben hat. Die alte ostasiatische Kultur ist in China geschaffen worden, die Japaner haben sie geschickt übernommen. Wenn wir noch heute der griechisch-römischen Kultur so hohe Bedeutung beimessen, daß wir nach ihr unsere gesamte Universitätsbildung einrichten, daß fast unsere ganze gebildete Jugend aus ihr ihre geistige Schulung empfängt, so hat die alte chinesische Bildung ein Anrecht auf die gleich hohe Einschätzung, denn sie steht der antik-europäischen keineswegs nach. Sie hat den Völkern Ostasiens die Kraft gegeben, sich 3000 Jahre lang in der Geschichte der Menschheit zu behaupten in ungebrochener Jugendkraft!

Diese ostasiatische Kultur ist ganz anders in ihrem Wesen und ihren Grundlagen als unsere heutige westliche Kultur; sie erinnert in manchem an die europäische Antike, hat aber ihren eigenen, anderen Geist. Ehe Rom gebaut war und vor Griechenlands Blüte war die chinesische Kultur schon fertig in allen wesentlichen Grundlagen. Noch heute bewundern wir die Kunst des fernen Ostens. Sie hat das ganze Leben Chinas und Japans in einem Maße ästhetisch durchgeistigt, wie das keiner anderen Kultur gelungen ist. Ihre Philosophie hat schon vor 2000 Jahren Probleme erörtert, die bei uns erst in der neueren Philosophie auftauchen. Auch technische Erfindungen haben sie besessen in alter Zeit, die wir erst in der Neuzeit gefunden haben: das Schießpulver, die Buchdruckerkunst, die Porzellan-Manufaktur, den Kompaß, die Seiden-Industrie, ein Gleitflugzeug, ein Tauchboot, das alles besaßen sie schon vor 2000 Jahren.

Um so merkwürdiger ist, daß beide Länder dann, nach Erreichung einer gewissen Höhe, einem Zustand der Erstarrung verfielen, der nicht die Folge ihres Abgeschlossenseins von der übrigen Welt ist, denn faktisch stand China seit dem 13., Japan seit dem 16. Jahrhundert in Fühlung mit dem Westen, sondern eine Folge des entscheidenden Grundcharakters ihrer alten Kultur. Es ist eine Kultur, in welcher der einzelne Mensch grundsätzlich und auch in Wirklichkeit keinerlei persönliche Freiheit und kein Eigensein hat, eine Kultur der brutalen Herrschaft der Organisationen von Staat und Familie über den einzelnen Menschen. In Japan gehört das Leben jedes Menschen dem noch heute göttlich verehrten Kaiser. Noch heute wählt der erwachsene Mann nicht selbst die Braut, sondern sie wird ihm von dem Familienrat bestimmt. Wiederum ist die Frau völlige Sklavin des Mannes. Der Mann redet die Frau mit Du an, die Frau den Mann mit Sie. Dies System hatte bis in die Neuzeit volle Macht, weil es getragen wird von den uralten Religionen. Über der Familie wachen die als göttlich gedachten Toten, die Ahnen. Der Staat hat seine Autorität durch das Dogma von der Göttlichkeit des Kaisers. Es ist kein Zufall, daß auf diesem Boden der Unpersönlichkeitskultur der Buddhismus, die Religion der Verneinung der Persönlichkeit, Wurzel schlug und sich besser entwickelte als in seiner eigentlichen Heimat.

In dieser Welt der Allmacht der Organisationen war naturgemäß kein Neues möglich, das irgendwie mit dem Alten in Widerspruch geriet. Wie schwer hat selbst bei uns bis in die neue Zeit das Neue ringen müssen gegen das Alte! Dort aber war die Orientierung nur nach rückwärts gerichtet. Alles sollte wieder so werden, wie es zur Zeit der alten Herrscher der Urzeit war, damals war die goldene Zeit.

So kam es, daß die ostasiatische Welt, die im Mittelalter fraglos dem Westen weit voraus war, mehr und mehr erstarrte in der Zeit, in welcher der Westen ungeheure Fortschritte machte, nachdem sein Leben sich endlich losgerungen hatte von der Bevormundung durch die Autoritäten der Vergangenheit.

In dem Drang, für seine Wirtschaft die Welt als Absatz zu gewinnen, kam dieser neue, durch Wissenschaft und Technik erstarkte und fortgeschrittene Westen an die Tore Chinas und Japans und forderte Einlaß und ungehinderten Verkehr. Nun strömte das neue Leben des Westens in die beiden Länder ein, und zwei einander wesentlich fremde Welten ringen miteinander.



Digitized by Google

# Der Kampf des alten und neuen Lebens im heutigen Ostasien

## Eigene Beobachtungen von Dr. J. Witte

Die beiden großen Länder Ostasiens China und Japan mit ihren fast 500 Millionen Menschen stehen seit rund sechzig Jahren unter dem Zeichen der Umwandlung ihres gesamten Lebens nach dem Muster unseres westlichen Wesens. In Europa macht man sich kaum eine Vorstellung davon, was das für diese Völker bedeutet, wie ihr äußeres und inneres Sein dabei bis in die Tiefe aufgewühlt wird, wie alte Sitten fallen, ganze Wirtschaftszweige plötzlich brotlos werden, die alten Ordnungen des Staats zusammenbrechen, ja selbst die Religionen erschüttert werden.

Was sich dort im fernen Osten abspielt, ist ein Vorgang von erschütternder Tragik: der Untergang einer Kultur, die in einer Entwicklung von 3000 Jahren das Leben des dritten Teils der Menschheit bestimmt und zu beträchtlicher Höhe geistiger Bildung emporgehoben hat. Die alte ostasiatische Kultur ist in China geschaffen worden, die Japaner haben sie geschickt übernommen. Wenn wir noch heute der griechisch-römischen Kultur so hohe Bedeutung beimessen, daß wir nach ihr unsere gesamte Universitätsbildung einrichten, daß fast unsere ganze gebildete Jugend aus ihr ihre geistige Schulung empfängt, so hat die alte chinesische Bildung ein Anrecht auf die gleich hohe Einschätzung, denn sie steht der antik-europäischen keineswegs nach. Sie hat den Völkern Ostasiens die Kraft gegeben, sich 3000 Jahre lang in der Geschichte der Menschheit zu behaupten in ungebrochener Jugendkraft!

Diese ostasiatische Kultur ist ganz anders in ihrem Wesen und ihren Grundlagen als unsere heutige westliche Kultur; sie erinnert in manchem an die europäische Antike, hat aber ihren eigenen, anderen Geist. Ehe Rom gebaut war und vor Griechenlands Blüte war die chinesische Kultur schon fertig in allen wesentlichen Grundlagen. Noch heute bewundern wir die Kunst des fernen Ostens. Sie hat das ganze Leben Chinas und Japans in einem Maße ästhetisch durchgeistigt, wie das keiner anderen Kultur gelungen ist. Ihre Philosophie hat schon vor 2000 Jahren Probleme erörtert, die bei uns erst in der neueren Philosophie auftauchen. Auch technische Erfindungen haben sie besessen in alter Zeit, die wir erst in der Neuzeit gefunden haben: das Schießpulver, die Buchdruckerkunst, die Porzellan-Manufaktur, den Kompaß, die Seiden-Industrie, ein Gleitflugzeug, ein Tauchboot, das alles besaßen sie schon vor 2000 Jahren.

Um so merkwürdiger ist, daß beide Länder dann, nach Erreichung einer gewissen Höhe, einem Züstand der Erstarrung verfielen, der nicht die Folge ihres Abgeschlossenseins von der übrigen Welt ist, denn faktisch stand China seit dem 13., Japan seit dem 16. Jahrhundert in Fühlung mit dem Westen, sondern eine Folge des entscheidenden Grundcharakters ihrer alten Kultur. Es ist eine Kultur, in welcher der einzelne Mensch grundsätzlich und auch in Wirklichkeit keinerlei persönliche Freiheit und kein Eigensein hat, eine Kultur der brutalen Herrschaft der Organisationen von Staat und Familie über den einzelnen Menschen. In Japan gehört das Leben jedes Menschen dem noch heute göttlich verehrten Kaiser. Noch heute wählt der erwachsene Mann nicht selbst die Braut, sondern sie wird ihm von dem Familienrat bestimmt. Wiederum ist die Frau völlige Sklavin des Mannes. Der Mann redet die Frau mit Du an, die Frau den Mann mit Sie. Dies System hatte bis in die Neuzeit volle Macht, weil es getragen wird von den uralten Religionen. Über der Familie wachen die als göttlich gedachten Toten, die Ahnen. Der Staat hat seine Autorität durch das Dogma von der Göttlichkeit des Kaisers. Es ist kein Zufall, daß auf diesem Boden der Unpersönlichkeitskultur der Buddhismus, die Religion der Verneinung der Persönlichkeit, Wurzel schlug und sich besser entwickelte als in seiner eigentlichen Heimat.

In dieser Welt der Allmacht der Organisationen war naturgemäß kein Neues möglich, das irgendwie mit dem Alten in Widerspruch geriet. Wie schwer hat selbst bei uns bis in die neue Zeit das Neue ringen müssen gegen das Alte! Dort aber war die Orientierung nur nach rückwärts gerichtet. Alles sollte wieder so werden, wie es zur Zeit der alten Herrscher der Urzeit war, damals war die goldene Zeit.

So kam es, daß die ostasiatische Welt, die im Mittelalter fraglos dem Westen weit voraus war, mehr und mehr erstarrte in der Zeit, in welcher der Westen ungeheure Fortschritte machte, nachdem sein Leben sich endlich losgerungen hatte von der Bevormundung durch die Autoritäten der Vergangenheit.

In dem Drang, für seine Wirtschaft die Welt als Absatz zu gewinnen, kam dieser neue, durch Wissenschaft und Technik erstarkte und fortgeschrittene Westen an die Tore Chinas und Japans und forderte Einlaß und ungehinderten Verkehr. Nun strömte das neue Leben des Westens in die beiden Länder ein, und zwei einander wesentlich fremde Welten ringen miteinander.



Digitized by Google

Schintoismus eine sehr tief stehende Naturreligion, die für Japans Zukunft kaum noch große Bedeutung haben kann.

Die Regierung sucht aber auch die beiden andern im Lande vertretenen Religionen, den Buddhismus und das Christentum heranzuziehen zu der Arbeit der Festigung der Volkssittlichkeit. Die Erkenntnis wird von allen amtlichen Stellen und auch von Politikern offen und stark unterstrichen, daß ohne die Hilfe der Religionen eine Pflege der Sittlichkeit im Volksleben unmöglich ist. Und die andere Erkenntnis ist gleich lebendig, daß darum die Frage der Religion die wichtigste für das heutige Japan ist. Denn in dem alles, aber auch alles umwälzenden Umgestaltungsprozeß, der das Volk bis in die tiefste Tiefe aufwühlt, kann das Volk nur dann einen guten, gesunden Weg finden, wenn es starke sittliche Kräfte sein eigen nennt, die ihm die Kraft geben, diese schwere Krisis zu überwinden. Solche Gedanken sind mir noch im letzten Jahre 1924 in vielen Städten Japans von vielen führenden Japanern geäußert worden. Ob es dem Christentum gelingen wird, dem Lande diese Kraft zu geben und so die herrschende Religion Japans zu werden, die Frage kann nicht mit einem einfachen Ja oder Nein beantwortet werden. Die Regierung hat alle diese Dinge sorgsam im Auge. Sie hält jedes Jahr eine Konferenz mit den Vertretern der drei Religionen ab, in der die Fragen der Förderung der Volkssittlichkeit und ähnliche Dinge beraten werden. So darf man hoffen, daß trotz alles Schweren, das die Kulturumwälzung und die besondere heutige Zeitlage über Japan an Aufgaben, Sorgen und Nöten bringt, die Zukunft des Landes der aufgehenden Sonne doch eine gedeihliche sein wird.

In China hat sich der Vorgang der Hineinbeziehung des Landes in den Verkehr mit den westlichen Völkern leider nicht so friedlich und relativ gesund vollzogen. Dies riesige Land mit seiner Bewohnerschaft von nahezu 400 Millionen war von einem souveränen Stolz erfüllt, der sich über „die Barbaren an des Reiches Grenzen" unendlich erhaben dünkte und es bis in unser Jahrhundert hinein ablehnte, von den Fremden zu lernen. Es kam zu vielen Kriegen, deren Ende stets Chinas Niederlage war. So dauerte es nicht lange, da saßen die Fremden an Chinas Küste in vielen Häfen fest, nahmen sich nach Belieben Land und zwangen China, ihnen fremde, ihre eigene Konsulargerichtsbarkeit, zu gewähren. Chinas letzter Versuch, im Boxeraufstand 1900 die Fremden zu verjagen, mußte scheitern, da China eben keine moderne Rüstung hatte. Nun lag der Fremden Druck erst recht hart auf dem Land. Als China endlich dann seit 1904 an gründliche Reformen dachte, sahen die Fremden die in einem erstarkenden China für ihre Interessen liegende große Gefahr. So zettelten sie die Chinesen zur Revolution an, indem sie dem jungen Geschlecht durch ihre für die Demokratie begeisterten Missionare, die sonst ganz gewiß an China viel selbstlos Gutes tun, die Meinung imputierten, China müsse eine Republik werden nach Amerikas Vorbild, dann werde alles besser. Nun ward mit fremdem Gelde das Kaisertum gestürzt, China wurde eine Republik, ein Land, in dem noch nicht 6 v. H. der Männer lesen und schreiben kann! Von den Frauen ganz zu schweigen. Das war im Jahre 1912. Mit Stolz nannten amerikanische Missionsblätter damals den Umsturz in China „eine christliche Revolution".

Seitdem steht China in ununterbrochenem Bürgerkrieg. Viele Generäle, unter sich wieder uneins, beherrschen einzelne Teile des Landes. Eine einheitliche Zentralregierung besteht nur noch auf dem Papier. Dazu plagen dauernd Hungersnöte das Volk. Einmal war es eine schreckliche Überschwemmung der niemals ausgebaggerten Flüsse, die vor zwei Jahren drei Millionen Menschen das Leben kostete. Dann kam im Jahre 1924 eine tödliche Dürre mit nachfolgender neuer Überschwemmung, die wieder Millionen in namenloses Elend brachte. Die von den Generälen entlassenen Soldaten und die hungernden Landleute der Notstandsgebiete bilden dann die dritte große Not, die Plage der Räuber, vor denen man heute nirgends in China sicher ist. Verzweiflung ist es, was dieses geduldige, fleißige, mit unendlich wenig zufriedene Volk zu solchen Exzessen treibt.

So ist also in China der alte Staat dem Eindringen des westlichen Lebens zum Opfer gefallen, ein Staat, der auch wie der japanische auf uralten heiligen, religiösen Grundlagen aufgebaut war. Der Kaiser galt den Chinesen als Herr und Hoherpriester nicht nur Chinas, sondern der ganzen Welt. Er war der Himmelssohn, von dem Himmelsgott mit der Verwaltung der ganzen Erde betraut. Das alles ist nun dahin. Die wunderfeinen Staatsaltäre bei Peking liegen verödet. Die religiösen Funktionen der Beamten haben im ganzen Lande aufgehört. So ist also mit dem Staat zugleich die Staatsreligion vernichtet. Daß nicht noch viel größere Unordnung im Lande herrscht, das dankt China dem Umstande, daß es ein Agrarstaat ist, dessen weite, weite Ebenen von friedlichsten Bauern bewohnt werden, die an den alten Sitten und Religionsgebräuchen festhalten, als regierte heute noch wie seit Jahrtausenden der Himmelssohn die Welt. Für diese 300 Millionen ist die neue Zeit erst ein Gerücht noch keine Tatsache.

Das neue China, das sind heute die großen Städte, zumal die Hafenstädte, Hongkong, Schanghai, Tientsin, Hankau, Peking usw. Da lebt ein junges Geschlecht, das, allem Neuen erschlossen, das Alte oft viel zu leicht fortwirft. Nun wiederholen sich hier alle Vorgänge, die wir bei Japan gesehen haben, nur ohne Ordnung, zügellos,

leidenschaftlich überstürzt. Es gibt unter diesen jungen Chinesen viele tüchtige Leute, aber auch sehr viele Oberflächliche, bloße Nachahmer, deren Leistungen in keinem Verhältnis stehen zu ihren Ansprüchen. Ein starkes Nationalgefühl läßt diese Jungen die Schwäche Chinas als ungeheure Schmach empfinden. Die Stimmung gegen alle Fremden wird unfreundlicher mit jedem Jahr. Sie sind die Herren in China. Ihr Kapital schöpft des Landes reiche Bodenschätze aus. Sie hetzen die Parteien gegeneinander auf, um besser China weiter zu drücken. So empfinden sie das Dortsein der Europäer und Amerikaner. Das kann man ja gut begreifen. Im Kriege hat man ihnen nun viel versprochen: Selbstbestimmungsrecht und Gleichheit der Völker hat man zugesagt, Schutz den unterdrückten Nationen. Jetzt fordert China die Tat. Der Anlaß der jetzigen Unruhen war ein Streik in den Baumwollspinnereien in Tsingtau und Schanghai. Der tiefere Grund ist Chinas Forderung, daß alle Vorrechte der Fremden fallen sollen, die eigenen Siedlungen, die eigene Gerichtsbarkeit, die ungünstigen Zölle unter fremder Verwaltung und vor allem Englands Machtstellung in Hongkong. Den Deutschen hat der Versailler Vertrag ihre Vorrechte in China genommen. Jetzt sagen die Chinesen, die Deutschen beweisen es ja, daß man in unserm Lande sehr gut auch ohne diese Sonderstellung leben und gute Geschäfte treiben kann. Die Engländer haben es schon lange bereut, daß sie die Deutschen in China entrechtet haben. Nun werden sie mit ihrer eigenen Waffe geschlagen.

Was die Chinesen in diesem jetzigen Kampf erreichen werden, ist schwer zu sagen. Das hängt von vielen Faktoren ab, vor allem von der Haltung Amerikas und davon, ob es Japan gelingen wird, wonach es offensichtlich strebt, die Chinesen für eine gemeinsame Front der Asiaten gegen die Fremden aus Europa und Amerika zu gewinnen.

Ich fürchte, die jungen Chinesen stellen sich die Befreiung ihres Vaterlandes zu leicht vor. Die Jungen, die Studenten, sind es, die die Seele der Bewegung bilden. Diese Jugend Chinas aber ist noch viel zuchtloser und radikaler und unverständiger als die Jugend Japans. Dies Urteil trifft natürlich nicht die fleißigen und stillen jungen Studenten, die bei uns hier studieren, obwohl auch unter ihnen unruhige und radikale Elemente nicht fehlen. Aber es kann kein Land gedeihen, in dem die Studenten, wenn der Unterrichtsminister ihnen nicht zu Willen ist, hingehen und einfach seine Villa demolieren. Noch mehr als in Japan sind Schülerstreiks in China an der Tagesordnung. In alle politischen Angelegenheiten greifen sie ein. Man hat den Eindruck, als hätten die Behörden Chinas vor ihren Studenten mehr Angst als vor den Großmächten.

Und diese jungen Leute meinen, England und die andern Fremden zwingen zu können durch Boykott und Streik. Mögen die Fremden dadurch auch Schaden haben, den größten Schaden wird doch China zu kosten haben. Denn die Verwirrung aller Dinge wird nur immer größer.

So zwingt man eine Macht wie England nicht. Freilich, die Fremden werden einsehen müssen, daß China nicht Afrika und das müde Indien ist! Die Frage der Vorrechte der Fremden wird nicht mehr zur Ruhe kommen. Mag Chinas jetziger Versuch des Widerstandes zusammenbrechen, sie werden nicht ruhen, bis ihr Land frei sein wird. Und sind die Fremden jetzt gar zu schroff, dann werden die Bolschewisten leichtes Spiel haben, zumal sie mit China ja verbündet sind, das Land weiter aufzuwühlen gegen alle sogenannten kapitalistischen Staaten.

Es leiden unter den heutigen traurigen Zuständen in China alle Fremden, auch die Deutschen. Darum haben wir ein dringendes Interesse daran, daß bald wieder Ruhe im Lande herrsche und daß die heute bestimmenden Großmächte China gegenüber wirklich eine Politik verfolgen, die dem Lande freie Bahn läßt zur inneren Gesundung und zum Aufbau eines neuen Lebens auf der Grundlage der westlichen Kultur. Es ist freilich nach dem, was wir selbst mit den gleichen Völkern, die China bedrücken, erleben, nur geringe Hoffnung, daß diese heutigen Siegerstaaten Mäßigung beweisen und den Weg zur Freiheit und Kraft China einräumen werden. Und Machtmittel, um sich sein Recht im eigenen Lande zu verschaffen, hat China so wenig wie wir.

Wir möchten wohl wünschen, daß ein neuer Weltgeist die Völker der Erde endlich willig machte zu verständigem Zusammenwirken statt zu weiterer gegenseitiger Zerfleischung. Das Problem China ist für die Zukunft ein Faktor, der viel Aufsehn machen wird, und der für uns von großer Wichtigkeit werden kann.

Trotz aller dieser Wirren und fast unmöglichen Zustände geht die Umbildung Chinas in beschränktem Maße voran. Von den 86 Millionen chinesischer Kinder in schulpflichtigem Alter können freilich erst sechs Millionen eine Schule besuchen, aber das Schulwesen einzelner Gebiete zeigt deutlich gute Fortschritte. Der Handel findet größere Entfaltung. Eine moderne Industrie dringt bis ins Innere vor. Aber ehe nicht volle Ruhe herrscht, ist an eine wirkliche Durchbildung Chinas nicht zu denken. Darum ist die Frage der Befriedung des Landes die Voraussetzung alles weiteren Fortschritts.

Digitized by Google

# Zwei Schwestern

## Novelle von Raoul Auernheimer

Es geschah am Tage vor der feierlichen Eröffnung seiner großen Porträtausstellung, daß mich der berühmte Damenmaler Vitus Lackner persönlich in dem für den Besuch des Publikums bereits hergerichteten Atelier von Bild zu Bild führte. Nicht ein einziges Männerbildnis war darunter, was für Lackners Art vorweg bezeichnend war. In seiner Jugend hatte er noch hin und wieder einen hübschen Grafen, einen General in Uniform, einen Minister in Gala gemalt, dann aber mit den Jahren sich immer entschlossener zum Frauenmaler spezialisiert. Sein Geschmack, seine Beherrschung eleganter Lebensformen, seine stadtbekannte Vorliebe für das schöne Geschlecht und damit zusammenhängend — die Liebe war gegenseitig — eine betont männliche, ja, fast brutal männliche Erscheinung, die die Damenwelt anzog, prädestinierten ihn für diesen Beruf. Ein weitausgreifender Erfolg kam ihm überdem zustatten, und so konnte er sich's wohl erlauben, sich am Vorabend seines sechzigsten Geburtstages — aus diesem Anlaß fand die Ausstellung statt — mit einer Art Trotz zu der ihm von der Kritik mehr oder minder ernsthaft vorgeworfenen „Männerfeindschaft" zu bekennen und, als eine Art Pascha der Malerei, die Öffentlichkeit zum Besuch seines Bilderharems einzuladen. Etwa hundert weibliche Bildnisse hingen, fast alle lebensgroß, an den drei Innenwänden des hallenartigen Ateliers, das durch die verglaste vierte Wand das breit einströmende Licht eines klaren Oktobertages empfing. Eine äußerst gemischte Frauengesellschaft fand sich da zusammen, die von der Erzherzogin bis zum Wäschermädel reichte und neben den Koryphäen der Wiener Salons der letzten dreißig Jahre auch eine stattliche Anzahl bekannter Bühnenkünstlerinnen, Lebedamen und unbekannter Schönheiten — im Katalog nur mit den Initialen ihres Namens angeführt — enthielt. Sie alle waren im Kostüm ihrer Zeit gemalt, das heißt, in Gesellschaftstoilette, die mit der Zeit Kostüm geworden war. Ein geübtes Schneiderauge hätte allein aus dem Schnitt der Kleider, die die gemalten Damen am Leibe, und der Hüte, die sie auf dem Kopfe trugen, das Datum des Entstehens jedes einzelnen Konterfeis ablesen können.

Unter diesen Umständen fiel mir ein der Eingangswand gegenüber hängendes Doppelbildnis zweier junger Mädchen schon durch eine gewisse Zeitlosigkeit auf. Zwar war diese, wie sich bei näherer Besichtigung herausstellte, zunächst in einem rein äußerlichen Umstand begründet, daß nämlich das Bild nicht zu Ende gemalt war, das heißt, die Kleider unausgeführt geblieben waren, doch hatte das Porträt auch darüber hinaus einen ganz eigentümlichen malerischen und künstlerischen Liebreiz, der es zu einem zeitlosen Kunstwerk stempelte. Die beiden Köpfe waren so herzhaft, so frisch und farbenlebendig gegen einen goldbraunen Hintergrund gesetzt, sie waren bei aller Lieblichkeit so ausdrucksvoll, bei allem Ausdruck so geheimnisvoll, daß man sich aufs reizendste von ihnen gefesselt fühlte. Auch ich hatte mich, ohne es zu merken, längere Zeit vor dem anmutigen Bild verweilt, und als wir weiterschritten, machte ich dem mir befreundeten Maler gegenüber kein Hehl daraus, daß ich es zu seinen allergelungensten Meisterwerken rechnete. Lackners nervöses Künstlergesicht mit dem sich verfärbenden Schwerenöterschnurrbart drückte lebhafte Befriedigung aus.

„Ja, nicht wahr, die beiden Mäderln sind mir gelungen!" rief er, und indem er sich zurückwandte und, den Arm vorstreckend, die Luft zu Häupten der beiden Schönen mit einer zärtlichen Gebärde liebkoste — man hätte an einen verliebten Vater denken können — setzte er hinzu: „Es ist mehr als dreißig Jahre her, und ich kann mich nicht erinnern, daß ich seither jemals wieder ein Bild mit so viel Liebe gemalt hätte!"

„Aber warum haben Sie es dann nicht zu Ende gemalt?" verwunderte ich mich: „Das ist doch sonst gar nicht Ihre Art. Und wenn Sie selbst sagen, daß Sie es mit Liebe —"

„Vielleicht eben darum!" erwiderte er kurz abbrechend und beschleunigte, mich am Arme fassend, unseren Rundgang.

*

Etwas später saßen wir, bei einer Zigarette, auf einem seitlich angebrachten balkonartigen Vorsprung, der die Eingangstüre überdachte und zu dem man über ein paar Treppenstufen emporgelangte. Hier, in geschützter Stellung, pflegte der Meister seit einem Vierteljahrhundert seine Schönheitsgalerie malend zu vervollständigen . . .

„Haben Sie die beiden hübschen Schwestern auch hier gemalt?" fragte ich, auf das uns jetzt gerade gegenüberhängende und neuerlich zur Betrachtung reizende Bild deutend. „Nicht wahr, es sind doch Schwestern?"

Digitized by Google

„Freilich," sagte Lackner. „Aber gemalt hab' ich sie nicht hier, sondern auf dem Schloß des Barons Volpini. Ich hatte damals das Atelier noch gar nicht ..."

„Volpini ... Volpini ... Warten Sie nur ..."

„Sie denken wahrscheinlich an den alten Volpini, den Statthalter. Das war ein Onkel der beiden jungen Damen, der Bruder ihrer Mutter, die einen bürgerlichen Rittmeister geheiratet hatte und mit ihm und ihren zwei Töchtern Hedda und Nedda auf dem Schlosse des Bruders lebte."

„Hedda und Nedda — das reimt sich!"

„Ja — und auch die beiden Gesichter der beiden, Augen, Nase, Mund, Haarfarbe — alles reimt sich!"

„Ja," sagte ich, „es ist eigentlich dasselbe Gesicht. Und doch —"

„Grundverschieden! Aber von innen heraus, aus dem Charakter. Und deshalb hat es mich gereizt, die beiden Köpfe nebeneinander zu malen. Sie begreifen ... Es war eigentlich mehr eine psychologische Studie ... Übrigens war es von Haus aus gar nicht meine Absicht, die jungen Damen zu malen. Ich sollte ein Bildnis ihrer Mutter machen, der ich wiederholt in der Gesellschaft begegnet war, und zu diesem Zweck hatte ich mich damals im Frühsommer auf dem Schlosse eingefunden. Aber kaum waren meine Malsachen ausgepackt und das Turmzimmer zum Atelier gemacht, als eine nahe Verwandte des Hauses plötzlich starb und die Baronin mit ihrem Mann zum Leichenbegängnis nach Prag reisen mußte. Anfänglich hieß es zwar, daß sie in drei Tagen wieder zurück sein würden, aber im Augenblick der beabsichtigten Rückreise glitt der Rittmeister auf der Hoteltreppe so unglücklich aus, daß aus den drei Tagen schließlich drei Wochen wurden. Trotzdem blieb ich auf dem Schlosse. Die Baronin wußte, daß ich ihretwegen zwei Aufträge aufgegeben hatte, und bat mich brieflich, ihre endliche Rückkunft abzuwarten. Übrigens kostete es mich kein besonderes Opfer zu bleiben."

Ich tauschte einen lächelnden Blick mit den beiden schönen Schwestern und schaute den vor mir sitzenden Maler an, der, auch seinerseits lächelnd, heiter zu berichten begann: „Wir lebten, die Dienerschaft abgerechnet, zu viert auf dem ganz einsam gelegenen Schlosse: die Schwestern, meine Wenigkeit und eine alte französische Gesellschaftsdame, die schon die Baronin Mutter erzogen hatte und nun ihr Erziehungswerk bei den Töchtern erneuerte. Sie war sehr fromm und hatte einen kakaduartig gesträubten, weißen Haarschopf, der, immer tadellos frisiert, ihren Sinn für Korrektheit und Förmlichkeit schon äußerlich andeutete. Von Gästen kam nur regelmäßig ein junger Baron aus der Nachbarschaft herübergeritten, der mit Vornamen Ferdinand hieß und Baron Nippi gerufen wurde. Ein entfernter Vetter der Baronessen, und, wie ich erst nachher erfuhr, von ihren Eltern nicht allzugern gesehen, erschien er in deren Abwesenheit unter dem heuchlerischen Vorgeben, daß er sich erkundigen wolle, ob sie schon zurück wären, worauf er dann regelmäßig bis übers Nachtmahl auf dem Schlosse blieb. Die beiden Mädchen nannten ihn untereinander immer nur den Filou und als solchen erwies er sich auch mir gleich am zweiten Tag unseres Alleinseins, als er, vom Pferde steigend, zwei Bücher aus der Satteltasche zog. Das eine war eine sehr schön gedruckte und gebundene ‚Histoire des Saints' aus der Bibliothek seiner Mutter, die er, um sie zu beschäftigen, mit einem scheinheiligen Bückling der gottesfürchtigen Französin übergab, das andere ein Bändchen Novellen von Prévost, das er gleichzeitig seiner hübschen Cousine heimlich zusteckte."

„Der mit dem Spitzbubengesicht und den eingetieften Mundwinkeln, die so fein wie Eidechsenschwänzchen auslaufen ..." mutmaßte ich, nach dem Bild hinüberdeutend.

„Ja — der Nedda!" nickte der Maler. „Bei ihrer Schwester Hedda hätte er damit kein Glück gehabt. Die war viel ernster veranlagt, was man ihr auch gleich vom Gesichte ablas, nach dem wir Maler nun einmal die Menschen beurteilen. Es geschah am zweiten oder dritten Abend, daß ich im Musikzimmer Gelegenheit fand, mir in dieser Richtung allerhand Gedanken zu machen. Die beiden Schwestern saßen nebeneinander auf dem schmalen Bänkchen am Klavier — so ungefähr wie auf dem Bilde — und wandten mir ihre vom Kerzenschein lieblich angeglühten Gesichter zu. Der Baron, der eine hübsche Baritonstimme besaß und mit Nedda zusammen zweistimmig französische Lieder sang, verschwamm, hinter den Damen stehend, im Halbdunkel, die Französin, die mit langen Nadeln an einem weißwollenen Spenzer strickte, und ich bildeten das Publikum. Nedda sang mit ihrem koketten Stimmchen, vom Baron begleitet:

Et si je vous aime  
D'une folle ardeur,  
D'un bonheur suprême  
Remplissez mon cœur ...

Die Französin neben mir klapperte, im Takt der Gavotte, zärtlich und galant mit ihren Elfenbeinnadeln, und Hedda, die im Sitzen

die jüngere Schwester bedeutend überragte, wandte die Notenblätter um. Im übrigen blickte sie an diesen vorbei geradeaus vor sich hin mit einem Gesicht, als träumte sie, während das französische Bänkel gesungen wurde, von einem gemütstiefen Schubertlied. Damals ging mir zum erstenmal der Kontrast zwischen den beiden so ähnlichen Schwestergesichtern und damit die Idee meines Bildes auf. Die Französin gab ihre Einwilligung, und so fingen wir gleich am nächsten Morgen mit dem Malen an."

„In Ihrem Turmzimmer?"

„Im Turmzimmer — jawohl. Die Staffelei stand am offenen Fenster, durch das die ferne Kette blauer Berge über ein paar hohe Baumwipfel hereingrüßte, der Sommerwind wehte um den Turm, es roch nach Heu und Rosen, ein Hahn krähte tief unten, ein Hund schlug an, der blitzschnelle Flug einer Schwalbe zog einen schwarzen Zickzackstreifen durch den unwahrscheinlich blauen Himmel . . . Und vor mir, im schönsten Morgenlicht, saßen die beiden Mädchen mit ihren Rosenknospengesichtern und langstengeligen Hälsen und schauten mich an — das heißt, Hedda schaute mich an; Nedda schaute weg—"

„Und die Gouvernante?"

„Schaute auch weg! Anfangs nahm sie an den Sitzungen im Turmzimmer teil, aber später ersparte sie sich die vier Treppen, die zu steigen der alten Dame bei ihrer asthmatischen Veranlagung nicht ganz leicht fiel, und ließ ihre beiden Schützlinge mit Rücksicht darauf, daß sie zu zweit waren und gegenseitig aufeinander aufpassen konnten, mit mir allein. Allerdings erwies sich diese Annahme, wie derartige Annahmen gewöhnlich, insofern als nicht ganz zutreffend, als ich naturgemäß, nachdem die Stellungen festgelegt waren, immer nur an einem der beiden Gesichter malte, und da ich mit Hedda anfing, Nedda während der ersten Sitzungen nahezu überflüssig war. Diesen Umstand benützte der kleine Racker, um, als sie unten ihren Vetter zu Pferd antraben hörte, sich einen Urlaub von mir zu erbitten, den sie dann im Park mit dem jungen Baron nutzbringend anlegte, während die nichtsahnende Französin, die beiden jungen Damen in sicherer Hut wähnend, ihre Geschichte der Heiligen las, und ich oben im Turmzimmer mit der schönen Hedda stundenlang allein blieb . . ."

„Aha!"

„Nicht aha! Eben nicht! Hedda war ja ganz anders, und ich wußte das. Nichts von Koketterie war zwischen uns, nicht die Spur, aber gerade das wurde mir gefährlich. Es war so etwas Liebes, Vertrauenerweckendes in ihrem Wesen, und um sie herum so eine reine Luft, daß man sich gleich wunderbar wohlfühlte in ihrer Nähe, und das ist es ja wohl, worauf es ankommt. Bei Goethe heißt es einmal irgendwo von einem jungen Mädchen, ich glaube von der Mignon in bezug auf Wilhelm Meister: Sie verstand, ihn aufzuwickeln — an diesen wunderbaren Ausdruck denk' ich oft, wenn ich mich an jene Sitzungen zurückerinnere; denn das war es, darin lag der letzte Grund des Zaubers, den Hedda auf mich ausübte, daß sie mich so freundlich und liebevoll im Gespräch aufzuwickeln verstand. Ich erzählte ihr, was sonst gar nicht meine Art war, von meinem Leben, meinem Aufstieg, meinen Sorgen und Plänen für die Zukunft; und ich hatte das Gefühl, mit einer Schwester zu reden, aber mit einer Schwester, die das Leben von einem noch gar nicht kennt, was das Verhältnis zu ihr eigentümlich reizvoll und geheimnisvoll macht. Auch erwiderte sie mit gleicher Herzlichkeit mein Vertrauen, sie ließ mich tief in ihre Jugend, in ihre Kinderjahre blicken, das Verhältnis zu ihrer Schwester, deren Leichtsinn ihr große Sorgen machte, entschleierte sich mir, auch das zu ihrem Vater, das ein sehr zartes war, und mit dem sie im Charakter viel Ähnlichkeit hatte. Er hatte sich einmal bei einem Manöver durch eine unangebrachte Aufrichtigkeit die Gunst eines sehr hohen Herrn verscherzt und mußte im weiteren Verlauf dieser Angelegenheit quittieren, was für ihn verhängnisvoll wurde, da er mit Leib und Seele Soldat war und seinen Beruf über alles liebte. Ich erwähne das, weil es auf die Geschichte mit Hedda bezug hat, wenn auch nur mittelbar. Um Ihnen aber den richtigen Begriff zu geben von der von Haus aus ganz kameradschaftlichen Beziehung, die zwischen uns bestand, muß ich eins noch erwähnen: Hedda malte auch selbst ein bißchen, und zwar gar nicht so übel, sie hatte entschieden Talent, wenn auch eines, das noch der Ausbildung bedurfte. Indem ich sie nun in vielstündigem Beisammensein abkonterfeite, hatte ich zugleich Gelegenheit, ihr ein wenig Unterricht zu geben, den oder jenen malerischen Handgriff zu zeigen, und diese Anleitung nahm sie mit der größten Dankbarkeit und einem so schönen Ernst entgegen, daß sie mich völlig entwaffnete. Es ist etwas Eigenes, ein reizendes Mädchen so zu sich aufblicken zu sehen, es kann einem schon den Kopf verdrehen, besonders, wenn, wie in diesem Fall, auch sonst noch allerhand dazu kommt. Am dritten oder vierten Vormittag, den wir allein miteinander verbracht hatten, war ich denn auch soweit und machte im Vertrauen

Digitized by Google

Stilleben mit Früchten. Gemälde von Wilhelm Schreyer

Digitized by Google

auf meinen jungen Ruhm und die Vorurteilslosigkeit der Eltern, die ich als liberale Leute kannte, der schönen Hedda kurzentschlossen einen Heiratsantrag. Und da geschah etwas Merkwürdiges."

„Sie erinnerte sich, daß ihre Mutter eine Baronin war!"

„Keine Spur! Etwas ganz anderes." Ladner zündete eine andere Zigarette an, blickte, in Rauchwolken eingehüllt, vor sich hin und sagte dann plötzlich mit einer Entschiedenheit, in der sich ein mühsam unterdrücktes Gefühl verriet: „Es war einer der ganz wenigen Heiratsanträge meines Lebens, wahrscheinlich erinnere ich mich darum noch so genau an alles. Als ich ausgeredet hatte, läutete man im Dorf drunten eben zu Mittag: Zwölf langsam aufeinanderfolgende Glockenschläge, und nachdem der letzte verhallt war, trat eine längere Pause ein. Ich sah Hedda erwartungsvoll an, die noch immer in der vorgeschriebenen Haltung auf dem Bänkchen saß, und bemerkte, daß sich zwei Tränentropfen auf ihren langen Wimpern gebildet hatten. Dann, über die Tränen hinweg, begegnete ihr gerader Blick dem meinen — ich habe mich bemüht, die Wahrhaftigkeit, die aus ihm sprach, auf der Leinwand festzuhalten — und mit einer wunderbaren Geradheit mir die Hand entgegenstreckend, sagte sie, daß ich ihr lieb geworden wäre und unter allen Umständen ihr Freund bleiben müsse, daß sie aber meine Frau nicht werden könne, und zwar aus einem sie furchtbar beschämenden Grund, weil sie nämlich in einen andern verliebt wäre. Verliebt, jawohl, und raten Sie, in wen! In den Baron Nippi."

„Den Filou!"

„Jawohl! Und sie sagte mir auch, daß sie sich keinerlei Illusionen hingebe in bezug auf seinen Charakter, auch recht wohl wüßte, daß er sich nichts aus ihr mache, und, soweit ein Mensch wie er überhaupt lieben könne, weit eher in ihre Schwester Nedda verliebt sei, aber es wäre nun einmal nicht anders, sie sei seit Monaten in ihn verliebt und hielte es für unanständig, mir diese Tatsache zu verheimlichen."

„Für unanständig?"

„Für um so unanständiger, sagte sie, da sie mir von Herzen gut wäre und mich unbedingt achten müßte. Aber eben darum dürfte keine Lüge oder überhaupt irgend etwas Unausgesprochenes zwischen uns sein —"

„Etwas Unausgesprochenes ist doch darum noch keine Lüge!"

„Eben!" rief Lackner in seiner temperamentvollen Art, und sein ausgestreckter Zeigefinger fuhr wie ein Stoßvogel durch die Rauchwolken auf mich los. „Das ist der Punkt, um den sich alles dreht. Nach ihrer Meinung war es eben ein und dasselbe. Die überspannte Wahrheitsliebe ihres Vaters, Sie verstehen!"

„Ach so! Und da mußte sie also auch — quittieren?"

Er überhörte die vorlaute Frage und fragte seinerseits: „Hat Ihnen schon jemals eine Frau, in die Sie verliebt waren, gestanden, daß sie in einen anderen verliebt sei? Sie, lieber Freund — das ist eine merkwürdige Sache. Also im Anfang — im Anfang macht's gar nichts. Nichts ändert sich in ihrer Beziehung zueinander, scheinbar wenigstens. Warum auch sollte sich etwas ändern? Sie sind ja Freunde, und das Prinzip der Freundschaft ist Aufrichtigkeit, unbedingte Aufrichtigkeit, Sie müssen Ihre Freundin darum nur um so höher achten. Aber plötzlich, nach ein paar Stunden, spüren Sie, daß es aus ist, aus mit der Freundschaft. Ihre Freundin ist genau so lieb und herzig wie immer, sie lacht, sie plaudert, sie erzählt, sie wickelt Sie auf, aber mit einemmal interessiert Sie all das nicht mehr, ihre Kindheitserinnerungen langweilen Sie, ihre teilnahmsvollen Fragen irritieren Sie, ihr Sie berauschendes Gespräch schmeckt auf einmal fad, wie ausgerauchter Champagner ohne Kohlensäure. Mit einem Wort, sie ist für Sie nur noch eine Frau wie eine andere, wie hundert andere. Und warum? Weil sie in einen anderen verliebt ist! So ist's, so muß es sein! . . ."

„Also, ob es unter allen Umständen so sein muß," meinte ich einschränkend, „das weiß ich nicht. Aber bei einem Mann wie Sie muß es wohl so sein."

„Auch bei den anderen! Glauben Sie mir! Darüber kommt kein Mann hinweg . . . Wir Männer sind nämlich gar nicht so verschieden. Und die Frauen auch nicht, wie der Fortgang meiner Liebesgeschichte beweist."

„Ah, sie ist noch nicht zu Ende?"

„Keine Spur! Vergessen Sie nicht, daß ich ja noch den zweiten Kopf zu malen hatte!"

„Richtig, den der Sängerin nach der Malerin!"

„Ganz richtig, der Sängerin!"

„Ich erwarte, daß sie Ihnen während der Sitzungen das Coupletsingen beigebracht hat, wie Sie ihrer Schwester das Malen!"

„Nun, wenn auch gerade das nicht! Wir unterhielten uns aber jedenfalls ganz gut unter vier Augen . . . Hedda war jetzt überflüssig, und ich selbst gab ihr, vielleicht

Digitized by Google

mit einem Rest von Bitterkeit und Vergeltungsbedürfnis, den Rat, sich dem Baron Nippi zu widmen und uns allein zu lassen. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie ihn errötend aufnahm und, ohne ein Wort zu erwidern, in stolzer Haltung die gewundene Turmtreppe hinabzusteigen begann, über die ihr Unband von einer Schwester Tag für Tag wie ein lustiger Kreisel hinuntergefegt war. Indessen blieb ich mit der reizenden Nedda allein, stundenlang wie mit ihrer Schwester . . ."

„Ich sage zum zweitenmal aha!" sagte ich. „Und diesmal hoffentlich mit mehr Berechtigung!"

„Ja und nein!" schmunzelte der Erzähler. „Es kommt darauf an, was Sie darunter verstehen. Vergessen Sie nicht, daß Nedda ein junges Mädchen und daß ich Gast im Hause war ... Aber davon abgesehen mögen Sie schon recht haben mit Ihrer Vermutung. Nedda war ganz anders als ihre Schwester, ein verschlagener koketter Fratz, und sie ging vom ersten Augenblick unseres Alleinseins sichtlich darauf aus, mich in sie verliebt zu machen. So etwas von Beinchenübereinanderschlagen, von Tiefatemschöpfen — Sie sehen es sogar auf dem Bilde! — von Sichherrichten, Augenbrauenverlängern, Mündchenlackieren, Wimpernfärben, Pudereinstauben hab' ich kaum jemals erlebt. Jeden Tag kam sie mit einem anderen Gesicht zur Sitzung, und jedesmal mußte ich mir sie erst zurechtfrisieren. Wenn ich mich dabei des ehrlichen Gesichts ihrer Schwester Hedda erinnerte, das immer dasselbe war und blieb, so wurde mir angst und bange. Aber trotzdem unterhielt mich die Geschicklichkeit, die die Kleine anwandte, um mich der Schwester wegzukapern. Dazu war vor allem vonnöten, mein schon vorhandenes Mißtrauen zu bekämpfen und das tat der Nichtsnutz in der Art, daß sie mich gleich in der ersten Viertelstunde unseres Zusammenseins mit der unschuldigsten Miene von der Welt fragte, wie ich denn eigentlich den Baron Nippi fände. ‚Und Sie?' fragte ich ebenso unschuldig zurück und malte, während ihr Blick lügenhaft dem meinen auswich, den Ausdruck in das Bild hinein, den Sie darin verewigt finden, denn natürlich wußte ich genau, wie sie miteinander standen und daß sie sich heimlich küßten, wo immer Gelegenheit dazu war. Übrigens machte es mir Spaß zu beobachten, daß sie ihn mir zuliebe ohne weiteres fallen ließ. Was zunächst sein Äußeres beträfe, sagte sie, einen Schnabel ziehend, so fände sie, daß er einen birnenförmigen Schädel habe und einen Mund wie ein italienischer Giftmischer. Sie nannte ihn lustig den ‚Renaissanceverbrecher', und ich fand diese Bezeichnung sehr glücklich. ‚Und sein Charakter?' fragte ich, weiter malend. Nun, auch was den Charakter des Barons betraf, so gab sich Nedda keinerlei Täuschungen hin. ‚Er ist ein lustiger Gesellschafter,' meinte sie, ‚aber doch eigentlich ein ganz unbedeutsamer Mensch, ein Nichtstuer, ein Filou.' Ich hatte dieser Charakteristik nichts hinzuzufügen und pinselte an ihren glänzend abgewandten Augen. Aber nach einer Weile wandte sie mir sie zu und sagte mit einem seelenvollen Aufschlag der gefärbten Wimpern, sie begreife gar nicht, wie die Hedda in ihn verliebt sein könne, es gäbe doch um so viel wertvollere Männer . . . Mit solchen Praktiken wollte sie mir gefallen und gefiel mir auch. Und natürlich waren das nur einige ihrer Praktiken, sie wußte und erfand täglich neue."

Lackner schloß die Augen, machte eine lässig-wegwerfende Handbewegung, so ungefähr, als würfe er Blumen zum Fenster hinaus, und fuhr nach einer kurzen Unterbrechung, den Faden seiner Erzählung wieder aufnehmend, lebhaft fort: „Ich will die Geschichte nach Möglichkeit abkürzen, Sie können sich ja auch die weitere Entwicklung ungefähr vorstellen. Wenn ein bildschönes junges Mädchen und ein junger Mann stundenlang miteinander allein sind und sie's darauf anlegt . . . Zudem hatte ich eben erst eine Enttäuschung erfahren, die mir näher ging als ich zugeben wollte. Mein Stolz und, was bei Männern noch mehr ins Gewicht fällt, meine Eitelkeit waren durch das unzeitgemäße Geständnis Heddas aufs tiefste verletzt. Da tanzte mir dieser hübsche Teufelsbraten von einem Frauenzimmer lockend und duftend vor der Nase herum, ich brauchte nur zuzugreifen, und da, in dieser Stimmung . . ."

„Griffen Sie eben zu!"

„Es ist schon so lange her, mehr als dreißig Jahre, man kann darüber reden . . . Was mir den Rest gab, war eine Mondnacht, die Johannisnacht, die in die dritte Woche meines Aufenthaltes fiel; im Mondschein reifen bekanntlich die Saaten der Liebe... Wir hatten den Tag wie die vorangegangenen zusammen verbracht und am Abend zu fünft mit der Französin auf der Terrasse gespeist. Um zehn Uhr trennten wir uns in aller Form. Der junge Baron ritt nach Hause, die alte Dame legte sich schlafen, und auch wir gingen zu Bett, scheinbar wenigstens, denn in Wahrheit trafen wir uns eine Stunde später in einem kleinen Gartensalon des Schloßparks, ohne die Französin diesmal, und tranken noch eine Erdbeerbowle,

Digitized by Google

die der ‚Renaissanceverbrecher' in einem Suppentopf aus dem nächsten Dorf hoch zu Roß herüberbrachte. Als wir sie ausgelöffelt hatten, schwärmten wir noch eine Zeitlang im Park umher, in den das Mondlicht magisch helle Lichtungen und die hohen, alten Bäume schwarze Schatteninseln zauberten. Bei dieser Nachtschwärmerei wollte ich mich zunächst zu Hedda gesellen, teils aus Gewohnheit, teils auch um Neddas Glück, an dem ich zweifelte, nicht im Wege stehen. Aber Nedda selbst nahm mich beim Arm und raunte mir, sich dicht an mich schmiegend, leise und verführerisch ins Ohr: ‚Lassen wir doch die Liebenden allein!', wobei sie mich ihrerseits in der Richtung zum Schloßteich zog, wo die Bäume am höchsten und der Park am duftigsten und dunkelsten war. Eine Viertelstunde später küßten wir uns natürlich, während die Dorfglocke eben Mitternacht schlug. Zwölf Schläge, zwölf Küsse, und als sie mir den letzten mit brennenden Lippen auf den Mund geheftet hatte, warf sie mir die Arme wie eine Schlinge um den Kopf und sagte mir ins Ohr: ‚Ich bin in dich verliebt!' so süß, wie mir eine Woche vorher Hedda bitter gesagt hatte, daß sie in einen andern verliebt sei . . ."

„Und beide logen sie?" mutmaßte ich.

„Beide! Sie haben's erraten!" Er nickte stark. „Die eine, indem sie die Wahrheit übertrieb, die andere, indem sie sie unterschlug ... Und darum, sehen Sie, wurde das Bild nicht fertig."

„Aber die beiden Köpfe waren es doch bereits?"

„Es war noch allerhand daran zu bessern, und außerdem fehlten auch noch die Kleider. Dazu war nun wieder die gleichzeitige Anwesenheit der Schwestern erforderlich, weil die Farben aufeinander abgestimmt sein mußten. Aber am Morgen nach der Johannisnacht kam Hedda allein und entschuldigte die kleine Nedda, die nicht ganz wohl wäre. Dabei sah sie mich mit ihrem wunderbar geraden Blick lieb und vorwurfsvoll an und sagte leise mit ihrer dunkeln Stimme, die etwas Umflortes hatte wie ihre Augen: ‚Ich weiß alles!' Ich tat natürlich äußerst überrascht, aber sie lächelte nur und beruhigte mich mit den Worten: ‚Nedda selbst hat es mir anvertraut. Sie ist vor dem Schlafengehen zu mir gekommen, um mir beglückt ins Ohr zu raunen: Etwas Wunderbares ist geschehen! . . .' ‚Nun, und Sie?' fragte ich, ihrem Blick begegnend. Sie schüttelte traurig den Kopf. ‚Er lügt!' sagte sie, ‚Er lügt Liebe!' Und indem sie mir die Hand hinstreckte, schien sie mir Abbitte leisten zu wollen für die Küsse, die auch sie in dieser Nacht gegeben und empfangen haben mochte. Ich nahm ihre Hand, ich drückte sie, aber ich küßte sie nicht und übersah auch bei unseren noch folgenden Begegnungen die demütige Werbung, die in ihrem Benehmen mir gegenüber jetzt zum Ausdruck kam. Ich glaube, es hätte damals nur von mir abgehangen, und Hedda wäre heute meine Frau. Aber jetzt wollte ich plötzlich meinerseits nicht mehr, justament nicht, wie das schon so geht in derlei Fällen, und außerdem hatte ich Nedda im Kopf, deren gefährlicher Liebreiz mir ins Blut gegangen war, seitdem sie mich geküßt und mir gesagt hatte, daß sie in mich verliebt wäre. Zwar hätte es mich mißtrauisch machen müssen, daß sie nicht mehr zur Sitzung kam, aber dann klang mir wieder, alle meine Zweifel auslöschend, das Wort im Ohr, von dem mir Hedda berichtet hatte: ‚Etwas Wunderbares ist heute geschehen!' Im allgemeinen von ihrer Verlogenheit durchdrungen, zweifelte ich doch nicht, daß sie in diesem Augenblick vollkommen wahr gewesen wäre und, folglich, daß sie mich liebe. Auch verstand sie es, mich in dieser Meinung zu bestärken, durch Händedrücken, Äugeln und andere kleine Zärtlichkeiten, die ihr geläufig waren. Besonders abends, wenn der Baron Nippi abgeritten war, war sie sehr lieb, während sie mich am Vormittag regelmäßig mit ihrer Schwester allein ließ. So gelang es ihr, mich noch eine Zeitlang zu foppen, und ich fiel förmlich aus den Wolken, als eines Tages mein Tete-a-Tete mit Hedda in heftiger und unschöner Weise unterbrochen wurde. Die Tür des Turmzimmers sprang auf, und herein trat Nedda, von der weißhaarigen Französin, deren Kakadu sich vor sittlicher Entrüstung noch höher zu sträuben schien, mehr geführt als begleitet. Nedda hatte einen verstrubelten Kopf, ein ungleich gerötetes Gesicht und an ihren Haaren und Kleidern hingen ein paar Flocken Heu. Sie setzte sich mit dem Rücken gegen mich in den Erker, die Französin mit einem strengen Blick, eine Häkelarbeit hervorziehend, neben die Türe, und unten sah ich durch das offenstehende Fenster den Baron Nippi über die frisch gemähten Wiesen in größter Eile heimwärts galoppieren . . .

„Es gibt Situationen, die jede Erklärung überflüssig machen, und in einer solchen befand ich mich damals an jenem letzten Vormittag im Turmzimmer. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß Nedda mit mir gespielt und mich schändlich betrogen hatte, und es war klar, daß mich Hedda liebte. Als der Baron im Galopp davonsprengte, sah sie nicht ihm nach, sondern mich an, unendlich

Digitized by Google

gut und schwesterlich bekümmert, so daß mir in all meinem Elend ganz warm ums Herz wurde. Trotzdem reiste ich am nächsten Tag nach Wien zurück, das unvollendete Schwesternbild mit mir nehmend. Ich wollte es zu gelegener Zeit in meinem städtischen Atelier zu Ende malen, es blieb aber bei der Absicht. Von Nedda hörte und sah ich gar nichts mehr, mit Hedda blieb ich noch eine Weile in brieflicher Verbindung. Als ich heiratete, geriet auch diese ins Stocken, und einige Zeit nachher erfuhr ich, daß Fräulein Hedda, allen schmeichelhaften Bewerbungen zum Trotz, an denen es dem schönen Mädchen nicht fehlte, den Schleier zu nehmen im Begriffe stünde. Man mutmaßte allerhand, auch, wie in solchen Fällen üblich, eine unglückliche Liebe; doch hat sie selbst darüber sich weder zu mir, noch, so viel ich weiß, zu jemand anderem jemals ausgesprochen . . . Ihren Vorsatz führte sie aus; sie widmete sich der Krankenpflege und ist heute Oberschwester in einem Herz-Jesu-Spital."

„Und Nedda?" fragte ich. „Was ist aus ihr geworden?"

„Das Gegenteil einer Krankenpflegerin!" sagte Lackner trocken.

„Das wäre also eine Pflegerin für Gesunde!"

„So ungefähr!"

Er war lachend aufgestanden und ging, die ausgerauchte Zigarette wegwerfend, neben mir die Treppe von seinem Malbalkon wieder herunter. Dabei ließ er, ohne seine sittliche Entrüstung allzusehr zu betonen, in bezug auf Nedda noch ein paar Bemerkungen fallen. „Ich traf sie," sagte er, „kurz vor Kriegsausbruch in Monte Carlo wieder. Sie saß am Trente-et-quarante-Tisch, zwischen einem viel zu alten russischen Fürsten und einem viel zu jungen argentinischen Rasta, die sich darin überboten, abwechselnd für sie die höchsten Einsätze zu leisten, während sie ihrerseits mit einem italienischen Conte über den Tisch hinweg ziemlich unverschämt äugelte. Ich setzte mich neben den Conte und sah mir sie an. Sie hatte noch denselben blonden Wuschelkopf wie vor zwanzig Jahren, nur daß die Farben, die damals natürlich gewesen waren, jetzt künstlich waren. Trotzdem glaubte ich zu bemerken, daß sie unter der Schminke blaß wurde, als sie mich erkannte. Übrigens tat sie nichts dergleichen und blickte, einen Haufen Louisdors einstreichend, scheinbar ohne mich zu erkennen, gleich wieder lügenhaft-verschmitzt zur Seite, genau wie auf dem Bilde. Mir war, als hätte ich ihr Schicksal schon zwanzig Jahre früher gemalt!"

„Auch das der tugendhaften Schwester, dünkt mir!" sagte ich, auf dem Rückweg durch das Atelier vor dem schönen Bilde angelangt und mich noch einmal in seinen Anblick versenkend.

„Und das meinige!" meinte Lackner, die mit Frauenbildern behängten Bilder entlangdeutend. „Denn eigentlich sind es ja doch lauter Variationen desselben Themas, was ich seither gemalt habe."

„Das Thema?"

„Die Frau, die wahr ist, und die Frau, die lügt!" sagte er, unverhältnismäßig ernst, ja beinahe feierlich.

„Und welche von beiden macht uns glücklicher?" fragte ich, in seine weitoffenen Augen schauend.

Seine Miene verfinsterte sich. „Sie meinen wohl: welche von beiden uns unglücklicher macht?" sagte der verwöhnte Mann stirnrunzelnd, mit einer Schärfe, die nach unheilbarer Verletztheit klang.

„Wenn Sie wollen, auch so!" meinte ich. „Es ist ja im Grunde ein und dasselbe."

Nach einer Weile sagte er, den Blick am Boden, vorgebeugt, ein alter Mann: „Die wahr ist, macht uns unglücklicher!"

Dann hob er den Kopf, blickte im Kreise umher, begegnete dem Blick aus hundert Frauenaugen, zuletzt Heddas sanftem Schwesternblick, der gradaus, ohne Vorwurf, ohne Rückhalt, groß und ernst auf uns gerichtet blieb. Und er setzte, sich aufrichtend, entschlossen hinzu: „Aber sie macht uns besser!"

## Im lichterfüllten Saale. Von Leo Sternberg

Im lichterfüllten Saale sangen sie
Von Liebe grell in tausend Angesichter.
Doch ich bedeckte mir die Augen
Und dachte dein.

Sie glaubten, daß ich weine und bedauerten
Den Einsamen, der mit geschlossenen Augen saß.
Ich aber schuf mir Nacht inmitten
Unheiligen Schwarms und dachte meiner Liebe.

Digitized by Google

# George Bryan Brummell

## Das Leben eines unromantischen Romantikers

### Von Dr. Otto Mann

Es war am 7. Juni des Jahres 1778, als der kleine George Brummell mit seinem ersten Schrei die süße Stille des ländlichen Sheriffshauses zu Berkshire zerriß. Kein glückhaftes Erbe trug ihn. Sein Großvater war ein ehrlicher, beschränkter Zuckerbäcker gewesen, und erst in dessen Sohne William erhob sich die Sonne der Familie so weit, daß sie über die Niederungen des kleinen Volkes hinweg die Hügel des behäbigen Bürgertums anzustrahlen begann. William begann als Clerk, und vielleicht, daß die drohende Erstickung durch ein kümmerliches Bürokratendasein seine Kräfte zur Entfaltung antrieb: wir sehen ihn in den feierlichen Büros englischer Ministerien, endlich als Privatsekretär des ruhmlosen Premiers Lord North. Diese Stellung bedeutete viel Ehre und dem Einflußreichen noch mehr geldlichen Gewinn. Nachdem er so zwölf Jahre lang geschickter als sein Herr seine Hand in mannigfachen Geschäften gehabt, trat er mit diesem vom Amte zurück, ein wohlhabender, geachteter Mann und in ehrenvoller Abfindung mit der Würde eines Sheriffs von Berkshire belehnt.

Brummell mochte finden, daß gerade die Stille seiner Geburt, der dünne Klang des ererbten Namens ihn des eigentümlichsten Vorteils versichere, durch den Glanz jungen Ruhms die Ahnen zu adeln, anstatt von ihnen Adel zu empfangen. Hierzu fand er sich vielleicht früh genug bewegt durch den lebhaften Umgang, den der Sheriff von Berkshire mit den politischen Größen seiner Zeit pflog, unter ihnen den höchsten Vertretern oratorischer Kunst, Fox und Sheridan.

Weckten diese Männer in dem Knaben die ersten Begehrungen des Ruhms? Brummells frühe Vollendung läßt darauf schließen. Sehr möglich aber, daß des Knaben überzartes Auge sich damals schon an dem groben Format dieser genialen Köpfe stieß und in ihm eine Ahnung seiner Lebensaufgabe aufkeimte: Reformator der englischen Gesellschaft zu werden.

Als Brummell zwölf Jahre zählte, schickt ihn sein Vater nach Eton. Der gut erzogene, aufgeweckte Knabe erweckte schnell Aufsehen. Er wurde ein Gentleman, und mehr als dies, ein Gentleman, der seine Aufgabe ernst nahm und mit überlegenem Talent löste. Ohne faßbaren Aufwand verstand er seinem Benehmen, seinem Anzug eine Feinheit zu geben, die ihn wie ein Wesen höherer Geburt zwischen irdischen Menschen erscheinen ließ. Er war wie ein Zauberer, der Wasser in Wein verwandeln und nicht berühren konnte, ohne es geheimnisvoll zu adeln.

Diese Macht hat Brummells ganzes Leben geleitet. Er war nichts mehr, nichts weniger als die menschgewordene Vornehmheit selbst. Von ihr umstrahlt, riß er in Eton die Führung seiner Altersgenossen an sich, und mit dem Erfolge wuchsen auch die Schwingen seines Geistes. Auch in ihm bewies er würdige Gemessenheit, anmutige Leichtigkeit des Witzes und freie Natur. Er hielt sich hier klug auf der Grenze einer Haltung, die Liebe und Furcht gleicherweise zu wecken weiß. Seine Klugheit gab er vornehm nachlässig, sein Witz sprühte Überlegenheit, sein Freimut blieb reserviert. Kein Herz blieb ihm gegenüber unbewegt, keines drang an das seine heran. In seiner rätselhaften Überlegenheit verehrt und gefürchtet zu werden war die tiefwühlende Erfahrung, die Brummell in Eton machte, der ersten Sprosse auf der Leiter seines Ruhms.

Anfang 1794 siedelte er nach dem ehrwürdigen Oxford über, um dort auf dem Oriel College die Bildung des wohlhabenden Engländers zu erwerben. Auch hier blieb er seinen Grundsätzen treu. Er bewies große Strenge in der Auswahl seiner Bekannten, reinigte sich unbarmherzig von den Schlacken einer kindlicheren und unkritischeren Vergangenheit und schärfte seinen Geist an Spottgedichten, einer gefürchteten wie belustigenden Zuchtrute des College.

Wir sind überrascht, Ende dieses Jahres Brummell als Fähnrich bei den 10. Husaren wiederzufinden. Nun waren die 10. Husaren damals das vornehmste Regiment Englands, in dessen Offizierkorps die höchste englische Aristokratie diente und dessen Chef niemand anders war als der Prinz von Wales. Brummell mußte die militärische Maskerade, die ihn plötzlich mitten in die Aristokratie führte, ewig als den großen glückbringenden Sprung seines Lebens preisen.

Es scheint, daß ein Zufall ihm diese neue Aussicht eröffnete. Eben von Eton verabschiedet, weilte er als Gast bei zwei Tanten, die einen Posten als Türhüterinnen des Greenpark verwalteten. In diesem Park traf Brummell mit dem Prinzen von Wales zusammen, gewann sofort dessen Interesse und das kostbare Versprechen eines Patents für die 10. Husaren. Dieser große Augenblick überwältigte den jungen Mann, er brach in Tränen aus, sank vor der königlichen Hoheit in die Knie und küßte die gnädige Hand.

Des Prinzen Gunst für Brummell wuchs rasch. Wirklich verband diese an Alter sehr getrennten Männer — Brummell zählte sechzehn Jahre, der Prinz zweiunddreißig — eine verwandte Tendenz zur Eleganz ihrer Erscheinung, die dem Prinzen den Ruf des ersten Gentleman von Europa eingetragen

Digitized by Google

hatte, doch sehr zu Unrecht. Der junge Mann knüpfte an den überladenen Trieb eitler Käuze an, an denen kein Land reicher ist als England, und suchte ihre Modetorheiten unsinnig zu überbieten. In ihnen vergeudete er sich, scheinbar auf dem Gebiete des Geschmackes führend, in Wahrheit aber immer in ihm schwankend und geführt. Zuerst machte sich Fox zu seinem bewunderten Lehrmeister; nun sollte er Schüler seines jungen, ihm unendlich überlegenen Schützlings werden. Schon das Äußere beider Männer offenbarte den entscheidenden Gegensatz inneren Rangs: des Prinzen schwere, lässige Gestalt, langsam verfettend und mit tausend Eitelkeiten behangen, sein haltloser Kopf, dessen Aufschwemmung durch keinen festen Zug des Antlitzes gehemmt wurde; dagegen nun Brummells göttliche Jugend, sein hoher gewinnender Wuchs, geadelt durch den erlesenen Geschmack seiner Kleidung, sein klassischer, geistiger Kopf, nur wenig geschädigt durch den Bruch der Nase, deren Ebenmaß er durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde dem Militär hatte opfern müssen, die Anmut seines Geistes, das Sprühen seines Witzes.

Noch sechzehn Jahre alt, doch schon zum Leutnant erhoben, sah dieser junge Mann sich eines Morgens auf der Windsorstraße inmitten der vornehmsten Gesellschaft Englands und ihr als Freund des Prinzen von Wales vorgestellt. Mit achtzehn Jahren war er der Herrscher und durch des Prinzen Gunst der jüngste Hauptmann der Armee.

Da traf ihn die Nachricht, daß die 10. Husaren im Begriff seien, nach Manchester verlegt zu werden. Brummell stand in Gefahr, statt im Schoße der englischen Aristokratie im Sumpfe einer mittleren englischen Industriestadt zu landen; so suchte und fand er bei seinem königlichen Gönner seinen Abschied, indem er vorgab, sich von seinem erlauchten Freunde nicht trennen zu können. Eben dieses Jahr setzte ihn in Besitz des Erbes, das ihm sein inzwischen verstorbener Vater hinterlassen.

Brummells erste Bemühung war es, das Gesetz des Geschmacks der brutalen Verschwendung überzuordnen. Nach diesem Prinzip richtete er sich in der Chesterfieldstraße ein erlesenes Heim ein, nach diesem Prinzip lebte er in ihm. Weder groß noch reich empfing es den Besucher mit unnachahmlicher Vornehmheit; es bot Gemächer, deren zurückhaltende Farbensymphonien dem Auge zart schmeichelten, in denen jedes Möbel den Willen und die Kunst seines Besitzers ausdrückte und deren Köstlichkeit sich durch kleine Kunstsammlungen noch hob. Hier fand man eine reiche Bibliothek der vorzüglichsten Werke, kostbar in Druck und Bindung, eigens für ihren Besitzer gefertigt, schöne Bronzen, das feinste Sevresporzellan, das zu sammeln Brummell Kosten und Mühe nie scheute, bis herab zu den modischen Dingen wie Schnupftabaksdosen und Stöcken. In diesen Räumen war der Orgienlärm englischer Gastmähler verpönt, und nur einer durfte sich anmaßen, den gemessenen Ton des Hauses zu durchbrechen, der Prinz von Wales, der es nicht liebte, nüchtern von Gesellschaften zu scheiden. Brummells Symposien wurden in kleinem Kreise gefeiert und boten ihren Teilnehmern in diesem köstlichen Rahmen die Künste eines französisch geschulten Kochs, wohlabgestimmte Weine und den Genuß eines witzigen Feuers, wie es das Behagen von Leib und Seele aufglühen ließ.

Dieses neue Gesetz durchwirkte auch Brummells äußere Erscheinung. Er warf seine leichte Erfindung auf die Kleidung und machte sie zu einer raffinierten Kunst. Zuerst überraschte er die Londoner Gesellschaft mit einem Frack, der ungläubige Bewunderung erregte. Im Anblicke dieses Frackes konnte niemand länger bezweifeln, daß Brummell das Genie der Gesellschaft war. Dieser Frack war zurückhaltend in der Farbe, bescheiden im Schnitte. Aber gerade hierdurch hob er die Anmut seines Trägers. Brummell fuhr in diesen fruchtbaren Erfindungen fort; bald trug er eine Krawatte, deren Ruhm den seines Fracks hoch übertraf, er reformierte das Reitkostüm, er griff über die Kleidung hinaus und führte London einen neuen zierlichen Wagen vor, der leichte Anmut mit vornehmer Linie verband.

Es ist heute kaum zweifelhaft, daß Brummells Wirkung in einer einzigartigen Fähigkeit ruhte, den überlegensten Geschmack an seiner eignen Person zum Ausdruck zu bringen. Er hatte sich die besten Schneider Londons zum geschickten Werkzeug geschult; er beschäftigte nicht weniger als drei Handschuhmacher, von denen jeder ein Meister war, der eine im Anfertigen des Handrückens, der zweite des Daumens, der dritte der übrigen Finger; er besaß einen Friseur für den Vorderkopf, den Hinterkopf und die Schläfen. So mit unendlicher Kunst geschmückt denke man sich Brummell, und man versteht, warum er London hinriß. Keiner mehr als er hatte jedem zu geben: dem Geistvollen geistvolle Unterhaltung, dem Verehrer des Geschmackes den künstlerischsten Menschen, dem Liebhaber modischer Sensation Mittel äußerer Nachahmung.

So wird Brummell der Diktator der Gesellschaft, indem er das Gesetz der Mode, des Schicklichen wird. Der White-Klub wird zu seinem Hauptquartier. Hier ist das berühmte Eckfenster zu sehen, an dem Brummell oft stand, von wenigen Vertrauten umgeben und die Gesetze der Mode bestimmend. Er ist der Herrscher des guten Tones; ein Fest in London, das Anspruch auf Rang macht, kann ihn nicht entbehren. Sein Erscheinen bedeutet Glück, und aller Blicke fliegen ihm zu, ihn zu bewundern, von ihm, dem Unnachahmlichen, das Nachahmbare zu lernen, die Gedanken zu lesen, die sein kühles Antlitz verschweigt, und sein Urteil zu dem ihren zu machen.

So sind wir bis zu dem Jahre 1810 vor-

Digitized by Google

gerückt und auf den Höhepunkt des größten Erfolgs, den je ein romantischer, unwirklicher Vorsatz hat erringen können. Doch hatte Brummell wirklich gesiegt? Wer konnte sagen, ob nicht seine Wirkung auf einem ungeheuren Mißverständnis ruhte und in sich zusammenstürzen müsse, sobald dieses Mißverständnis gelöst würde? Wie platt, wie äußerlich war die Nachahmung, die von ihm aus ganz London durchdrang, wie geistlos die Bewunderung, die man ihm zollte! Es war ein armseliger Anblick, eitle Tröpfe an der Hülle des Meisters herumklauben, sie Kammerdienergeheimnissen nachjagen zu sehen, um das gefährliche Rätsel zu lösen. Niemand wußte, daß dieses Geheimnis Brummell selbst war und es nur eine wahre Nachfolge gebe, sich selbst von innen her zu künstlerischer Kultur heranzubilden.

Von diesem Erfolge der Äußerlichkeit mußte Brummell sich abtrennen. Er hörte auf, in der Mode erfindend zu sein, er begann, im Besuche der Gesellschaften seine Zurückhaltung zu steigern. Sein Wesen verlor an Verbindlichkeit und verstärkte sich in der Strenge. Er zeigte selbst Spuren eines gehässigen Überdrusses und verriet hiermit das geheime Unglück seiner überragenden Stellung. Denn es scheint, daß er in demselben Maße, wie er an Macht stieg, an Glauben verlor, nicht zwar an sein Ideal, wohl aber an dessen fruchtbare Wirkung. Er fühlte wachsenden Abscheu vor einer Gesellschaft, die er vielleicht nie geliebt, für die er aber gewiß gehofft hatte; zugleich umdüsterte ihn eine Einsamkeit, die unheimlich zu seiner gesellschaftlichen Stellung kontrastierte. Nun erst erklomm er den wahren Zenit seiner Größe: ein romantischer Plan hatte sich zur Gewalt einer Tragödie entfaltet, der glänzende Sieger des Salons sich in den ernsten Heros verwandelt, der gebietend, einsam, verachtend in der englischen Gesellschaft emporragte zu einer Zeit, als Fox im Grabe faulte und Sheridans Ruhm erloschen war.

Wir stehen an einem neuen Wendepunkte der brummellschen Existenz, notwendig wie die Wandlungen zuvor, doch sie an Verhängnis übertreffend. Wo lag Brummells Herrschbereich? Er sah die Gesellschaft unter seinen Füßen und ihm Weihrauch streuen, doch kein lebendiger Strom verband ihn und sein Reich, nicht er herrschte, sondern ein niederer Götze, das Mißverständnis, machte sich zum Mittler zwischen ihm und seinen Untertanen. Wohin er sah, sah er sich verplattet, karikiert; aus dem Boden, den er mit seinem Herzblut getränkt, keimten nur dürre Nesseln. Er hatte viele eitler, kaum einen vornehmer gemacht, keinen glücklicher, reicher. Seinen Händen fehlte die segnende Kraft des Propheten; für sich selbst groß, blieb er als verschlossenes Bild stehen, das Anbetung erzwang, ohne Güte zu schenken. Er war nichts als er selbst, er besaß nichts als sich.

Brummells Verhängnis wurde, daß seine Aufgabe, was die Gesellschaft angeht, unerfüllbar blieb und ihn einem zynischen Haß auslieferte; hinsichtlich seiner selbst aber war er seit langem vollendet und dem Überdruß anheimgegeben. Möglich, daß solche Qualen ihn geheim zerfraßen und dem Sturze entgegenzogen. Denn mit dem Rückzug Brummells aus der Gesellschaft paart sich eine sichtliche Vergröberung seiner Lebensweise, eine Sucht nach Betäubung, die befremdet und erschreckt. Er hatte sich in früheren Jahren vorwiegend den feinsten Genüssen hingegeben, die die englische Gesellschaft ihm darbot: der Feudalität englischen Landlebens, dem zwanglosen Austausch auserlesener Gäste, dem Verkehr mit den großen Köpfen seiner Zeit und den Schöngeistern, die sich um die Herzoginnen von Devonshire und Rutland zu versammeln pflegten.

Beau Brummell

Nun beginnt er das Leben in den Klubs zu bevorzugen, in denen noch ungehemmt die Roheit des Trunkes und Spiels waltete. Wir können nicht verschweigen, daß Brummell, der zuvor Mäßige, stärker zu trinken begann, daß er, einst Feind des Spiels, dieser Verlockung allmählich leidenschaftlich unterlag, er roher im Witze wurde, nachdem er in ihm der feinste gewesen.

Das Spiel bedrohte sein Vermögen mit Zerrüttung; um die gleiche Zeit, im Jahre 1811, traf ihn ein gesellschaftlicher Schlag: ein stets unversöhnter Streit mit dem Prin-

Digitized by Google

zen von Wales. Wir entsinnen uns, daß beide Männer mit dem gleichen Anspruch auftraten; und der Friede, den der Prinz mit Brummell hielt, war nicht ohne listige Verschlagenheit; denn er bediente sich Brummells Geschmack umfassend und erkannte dafür den Beau lässig als den einzigen Mann in der Welt an, der in der Mode sich mit ihm messen könne. Doch konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß er langsam in den Schatten seines großen Schülers gedrängt wurde. Brummell aber gefiel sich bei Erstarken seiner zynischen Verachtung auch dem Prinzen gegenüber in beißenden, verletzenden Urteilen, die dessen Eitelkeit erzürnen mußten. Als nun Brummells Spottsucht auch des Prinzen heimliche Gemahlin Mrs. Fitzherbert empfindlich getroffen, gab der Langverdrossene der weiblichen Rachsucht gerne nach und sagte Brummell die Fehde an.

Brummell, neubelebt durch die Aussicht eines gefährlichen Spiels, beschloß den Prinzen zu schlagen. Hierzu stand ihm eine angeborene und durch jahrelange tiefe Beobachtung entfaltete Kenntnis der menschlichen Seele zu Gebote, die ihn zu einem furchtbaren, weil überlegen wissenden Gegner machte. Denn die Liebenswürdigkeit, mit der er im Gespräch stets das Wort fand, das seinem Partner schmeichelte, zeigte nur die Tiefe seines durchschauenden Blicks, und er konnte die Anziehung jederzeit in Furcht verwandeln, indem er gleichsam die Vorzeichen seines Verhaltens umkehrte und seine Kenntnis benutzte, seinen Gegner aufs zierlichste zu durchstechen.

Diese Überlegenheit setzte Brummell in den Kampf mit dem Prinzen. Er wußte, daß er angreifen müsse, ehe die englische Gesellschaft ihren Blick auf die wahren Machtverhältnisse lenkte, die auf der einen Seite Englands künftigen König zeigte, auf der anderen einen finanziell halb ruinierten Mann, den nichts trug als das Rätsel seiner Person. Strenger als je nahm er die Miene des gesellschaftlichen Gesetzgebers an, schreckte nicht davor zurück, den Prinzen in die Acht zu erklären, und gab vor, ihn in die Barbarei zurückstoßen zu wollen, aus der er ihn erhoben habe. Er setzte den Prinzen in die größte Gefahr, indem er sich mit überlegener Verachtung weigerte, dessen Gegnerschaft ernst zu nehmen. Der unverhohlene Groll des Prinzen, verglichen mit der leichten Impertinenz Brummells, wurde unfehlbar lächerlich. So hatte Brummell bald die Lacher Londons, damit den Sieg auf seiner Seite.

Dennoch war der Sturz des mächtigen Diktators nicht aufzuhalten. Eben in diesen letzten Jahren seines Sieges, zwischen 1811 und 1816, vollendete sich sein finanzieller Ruin. Der völlige Verlust seines Vermögens fällt in die Jahre 1813/14, der Zeit eines wahrhaft kosmopolitischen Treibens, bis zur Ausschweifung angestachelt durch die glücklichen Siege über Napoleon. Die üppig hochgehende Woge des Londoner Lebens riß den schon schwankenden Brummell mit sich; und wie sie verebbt, konnte er die Tage zählen, die ihn von der Aufdeckung seines geheimen Ruins noch trennten.

Dieser Zeitpunkt nahte sich ihm an dem denkwürdigen 16. Mai 1816. Am Mittag dieses Tages gab er sich noch einmal dem Genusse hin — im eignen Heim einen Kapaunen zu speisen, besuchte darauf abends die Oper und glänzte dort hinreißender denn je, dann, ohne nach Hause zurückzukehren, bestieg er einen Wagen, worin er das Teuerste seiner Habe gerettet, fuhr nach Dover und landete am Tage darauf in Calais, dem Paradiese englischer Bankerotteure.

Der Tag nach Brummells Rückzug sah London in tödlicher Erregung. Groß und unverstanden hatte dieser Mann mehr als zwanzig Jahre lang so überragend die Mitte der Gesellschaft gebildet, daß er unverletzlich schien. Die Schwierigkeiten, mit denen er in den letzten Jahren gerungen, waren keineswegs unbekannt; aber da niemand die Stärke und Hilfsmittel des geheimnisvollen Mannes ausmessen konnte, war jeder geneigt, sie allen Lagen gewachsen zu glauben. Nun war über diesen Helden das irdische Geschick hereingebrochen, die Gläubiger meldeten sich, und Brummells Besitz wurde zur Versteigerung gebracht. Die Londoner Gesellschaft trat dieser Situation würdig gegenüber; sie wallfahrtete zur Auktion und erwarb die Reliquien einer glanzvollen Vergangenheit, von der sie wohl ahnen mochte, daß sie unwiederbringlich verrauscht sei. —

Hiermit ist Brummells Laufbahn beendet; und wir folgen nur dem Bedürfnis nach einer äußeren Abrundung, wenn wir kurz das wachsende Unglück andeuten, unter dessen Zeichen die langen Jahre bis zu Brummells Tod stehen sollten. In Calais, das Brummell sich zum dauernden Aufenthalt wählt, zuerst noch durch gerettete Habseligkeiten und Unterstützung vieler Freunde wohlhabend, versinkt er allmählich in gefährliche Verschuldung. Um ihn aus seinen geldlichen Nöten zu befreien, bietet man ihm einen Konsulsposten in Caen an, den er jedoch bald durch eigene Unklugheit wieder verliert. Er gerät in bitteres Elend und lernt selbst auf Monate das Schuldgefängnis kennen; dazu zerrütten ihn Alter und unheimliche paralytische Anfälle. In ihnen zerbricht endlich sein Geist; 1838 findet der gänzlich Umnachtete Aufnahme in der Irrenanstalt von Saint-Saveur, nahe bei Caen. Hier stirbt er 1840, die Gebete nachlallend, die eine fromme Schwester ihm vorspricht.

# August der Starke, Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich von Preußen

## Von Univ.-Prof. Dr. Paul Haake

Wohl jedem Besucher des Potsdamer Stadtschlosses und der Dresdner Gemäldegalerie fällt ein Meisterwerk des in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Elbflorenz wirkenden sächsischen Hofmalers Louis de Silvestre in die Augen: August der Starke und der preußische Soldatenkönig in Lebensgröße, einander die Rechte reichend, der Wettiner mit seiner hohen weißgepuderten Allongeperücke den Hohenzoller weit überragend, beide nach vorn blickend, offenbar eines Sinnes, der Sachsenkurfürst und Polenkönig ganz Würde, Majestät, Repräsentation, Friedrich Wilhelm schlichter in Kleidung und Haltung, simpler auch im Ausdruck des ziemlich unbedeutenden Gesichts, gut charakterisiert durch die sich auf den Degen stützende Linke, die breite, um die Hüfte geschlungene Schärpe, den mächtigen leuchtenden Küraß; niemand, der sie so sieht, wird an der geistigen Überlegenheit des Älteren zweifeln. Es ist ein Verbrüderungsbild nach Art dreier früherer, von denen sich das älteste auch in der Dresdner Gemäldegalerie, die beiden andern im dortigen Schlosse befinden: „Vater August“, der Bruder und Nachfolger des 1553 bei Sievershausen tödlich verwundeten Kurfürsten Moritz, und der 1598 gestorbene Brandenburger Johann Georg, von dem jüngeren Lukas Cranach um 1582 gemalt; Johann Georg II., der Wettiner, und Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, das Werk eines unbekannten deutschen Meisters um 1665; Johann Georg IV., der Bruder und Vorgänger Augusts des Starken, und Fried-

August der Starke und König Friedrich Wilhelm I. von Preußen
Gemälde von Louis de Silvestre. Dresden, Gemäldegalerie



Digitized by Google

rich III., der Sohn des Großen Kurfürsten, der erste preußische König. Letzterer wohnte 1692 der Hochzeit des Dresdener Kollegen mit der sechs Jahre älteren Witwe eines Ansbacher Markgrafen bei; dies mag einem sächsischen Künstler (Fehling?) den Auftrag zu jenem Doppelporträt verschafft haben. Mit dem Nebeneinander Augusts des Starken und Friedrich Wilhelms I. ist die Reihe der Verbrüderungsbilder zu Ende. Friedrich der Große, der 1752 seinem Nachfolger den Rat gab, Sachsen zu vernichten, und es aus dem Siebenjährigen Kriege gern als Beute heimgebracht hätte, konnte sich nicht gut wie seine Vorfahren Seite an Seite mit dem Wettiner verewigen lassen. Die Freundschaft der beiden Herrscherländer war der Rivalität ihrer Staaten gewichen.

Louis de Silvestre hat sein Werk vollendet. 1728 war während des Karnevals der preußische König Gast des polnischen in Dresden und einige

General Friedrich Wilhelm von Grumbkow
Zeitgenössischer Stich

Leopold von Dessau. Gemälde von A. Pesne
(Aufnahme von Bruckmann)

Zeit darauf August der Friedrich Wilhelms I. in Berlin gewesen: hüben und drüben schien man sich dem Glück holder Eintracht völlig hinzugeben. Am 10. Januar 1728 war es dem sächsischen Generalfeldmarschall und Premierminister Jakob Heinrich Grafen von Flemming gelungen, nachdem bereits einige Wochen vorher der sächsisch-preußische Zollkrieg sein Ende gefunden hatte, einen Freundschaftstraktat der beiden Monarchen zustandezubringen. Friedrich Wilhelm schrieb am selben Tage, an dem er ihn unterzeichnete, an Leopold von Anhalt-Dessau sichtlich beglückt: am 13. gehe es nach Dresden; er freute sich, in eine andere Welt zu kommen, weil er kurieux sei und gern nach seinem Penchant die ganze Welt durchreisete. Am Tage nach der Rückkehr, am 13. Februar, berichtete er dem Freunde hochbefriedigt, August der Starke habe, obwohl körperlich leidend, alles Erdenkliche getan, um ihm seine Affektion zu erweisen: „es ist

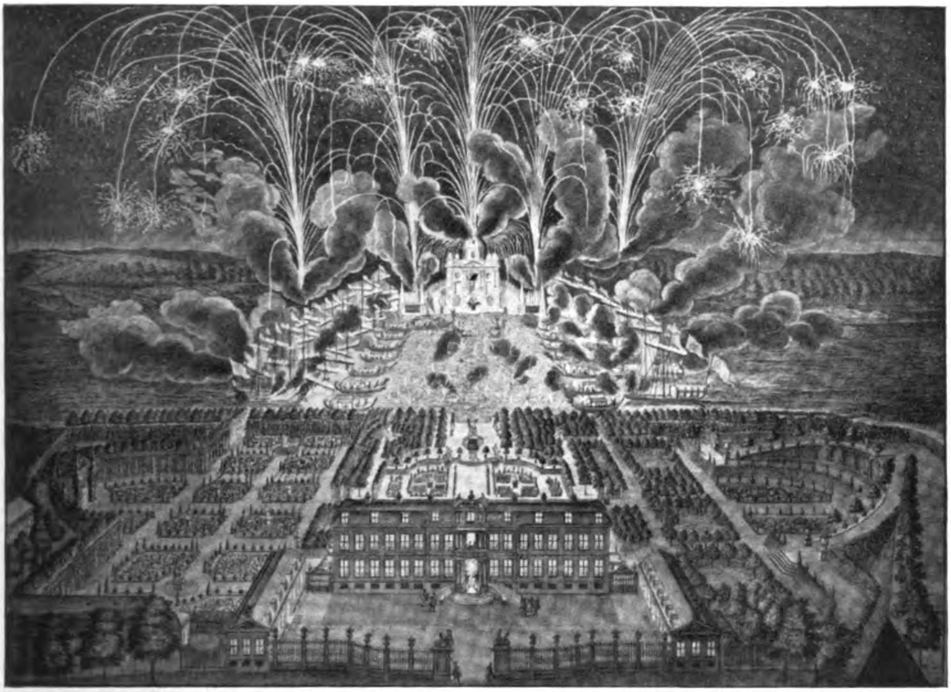
Ansicht des Neumarktes zu Dresden zur Zeit Augusts des Starken
Ausschnitt aus einem Gemälde von Bernardo Belotto gen. Canaletto

Digitized by Google

par Dieu ein guter braver Herr; ich versichere Sie, daß er an allem Schlimmen mit mir keine Schuld hat; die Apostels, die tun alles." Gegen die Pracht, die in Dresden herrsche, sei die am Hofe seines Vaters, Friedrichs III., Lappalie gewesen, — Friedrich Wilhelm hatte, als er die Prunkgemächer des kurfürstlichen Schlosses durchschritt, zu Flemming gesagt, er habe, beim Grafen Wackerbarth einquartiert, geglaubt, im Schlosse zu sein, und bei Flemming im Himmel; was er nun sehe, übertreffe alle seine Vorstellungen. „Ich glaube kein Goldmacherei, aber wo möglich ist Gold zu machen, so macht's der König." Extramagnifique seien die Möbel. Der Silberschatz der Hohenzollern möge den der Wettiner übertreffen; beschwören könne er es aber nicht. Im Grünen Gewölbe werde man geblendet: „meinen Vater seine Juwelen ist nichts dagegen". 400 Bäume der Orangerie erreichten die Größe der Linden in Schwedt; etliche zwanzig seien noch stärker und höher; dazu kämen noch 900 Stück schöne große und kleine, die meisten mit Früchten. Zu Moritzburg staunte er über die seltenen gewaltigen Geweihe; im Saugarten fiel ihm etwas auf, was ihn zur Nachahmung reizte; Fasanen glaubte er in drei Stunden mehr als 900 gesehen zu haben, war aber überzeugt, daß ihrer sehr viel mehr daseien. Auch das Zeughaus machte ihm einen guten Eindruck, doch schien ihm das Berliner tausendmal besser fournieret. Von den Fortifikationen imponierte ihm besonders der Königstein: er verdiene es, daß man hundert Meilen weit reise, um ihn in Augenschein zu nehmen. Von den drei Infanterieregimentern, die er besichtigte, erhielten zwei sein uneingeschränktes Lob, — das des Generalmajors v. Pflugk sei schlecht, „sehr miserabel" —, „von Kavallerie habe Kommandos gesehen, die finde (ich) sehr propre in Montur und Reiten gut und ist gut." 60 000 Mann könne ein Kurfürst von Sachsen wohl auf den Beinen haben; viele ordentliche Offiziere stünden in seinen Diensten; sie würden aber sehr bas gehalten und nicht genügend ästimieret; er, Friedrich Wilhelm, habe die Fähnrichs, wo er nur gekonnt, ausgezeichnet. Im ganzen war er äußerst zufrieden, das alles gesehen und eine Idee von Land und Leuten bekommen zu haben; er verlasse — bekannte er dem Dessauer — sich lieber auf seine eigenen Augen als auf das, was er von andern höre. Vertrauensvoll schied man voneinander. August der Starke bat den Hohenzoller, den Grafen Rutowski, einen seiner unehelichen Söhne, für einige Zeit zu übernehmen und an die Spitze eines Regiments zu stellen. Friedrich Wilhelm willfahrte dem Wunsche und gab ihm das Regiment v. Thiele. Rutowski — schrieb er an Leopold — sei ein ordentlicher Kerl, er habe Verstand und große Inclination zum Kriegsmetier. Er hat die preußische Uniform ungefähr ein Jahr lang getragen. Ende März 1729 erbat und erhielt er den Abschied. Er verließ Berlin im besten Einvernehmen

Treppe im Palasthof Augusts des Starken zu Warschau
Gemälde von Bernardo Belotto gen. Canaletto

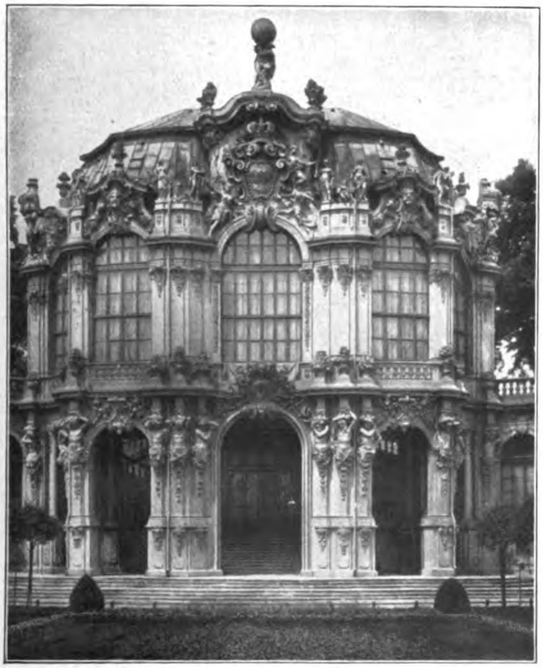
Digitized by Google



Feuerwerk an der Elbe zur Zeit Augusts des Starken. Im Vordergrunde das Holländische, später Japanische Palais. Aus „Sponsel, Der Zwinger", Verlag von Stengel & Co., Dresden

mit dem Soldatenkönig.

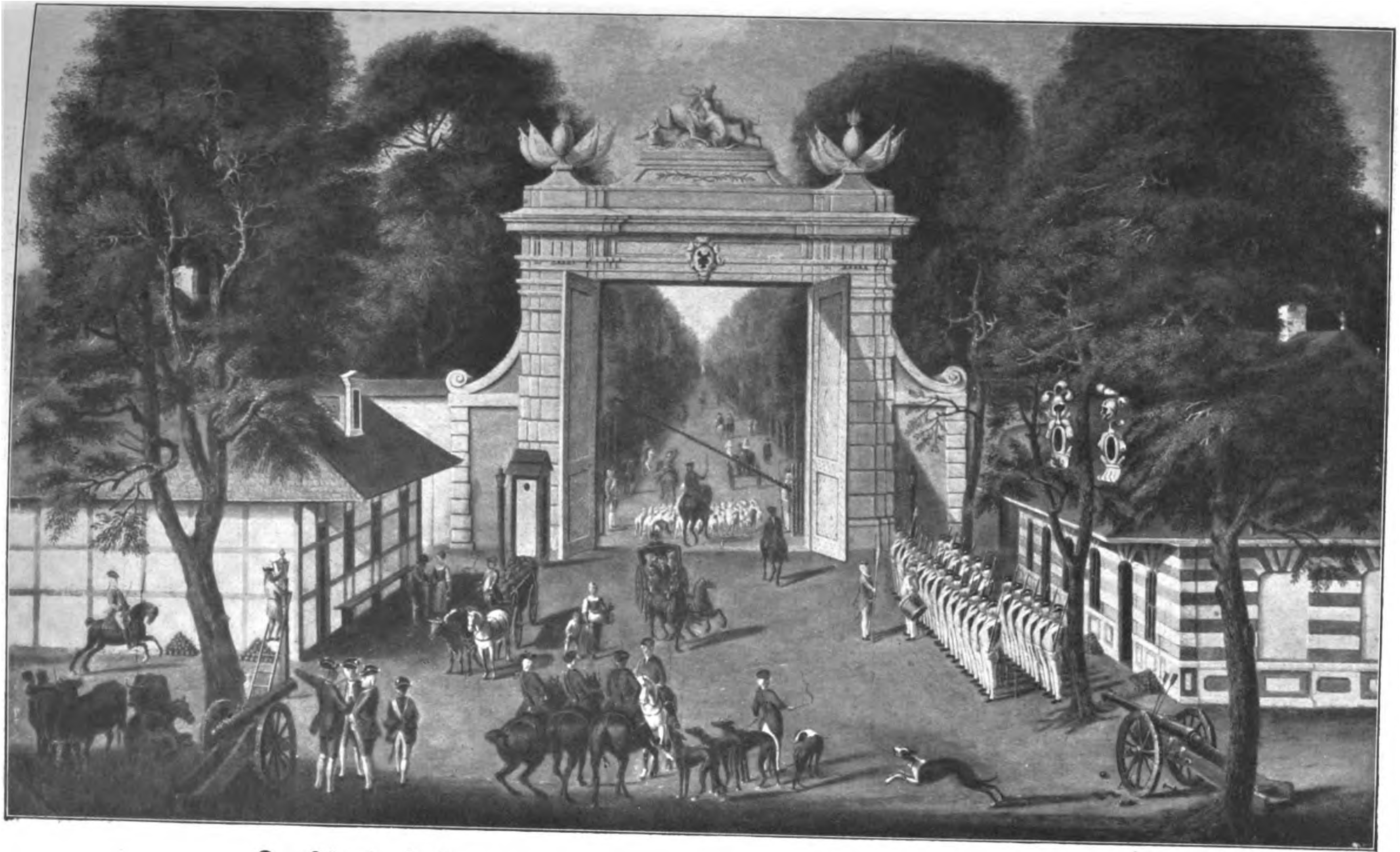
Ende Mai des Jahres 1728 machte August der Starke dem Hohenzollern seinen Gegenbesuch; der „Königliche Prinz" und die Gräfinnen Bielinska und Orczelska, zwei uneheliche Töchter des gekrönten Don Juans, begleiteten den Vater. Von Westen, von Wittenberg her kommend machten die Herrschaften zunächst in Potsdam Station und besichtigten Stadt und Garnison, das Leibregiment der langen Kerls. August, mittelgroß, trat an den Flügelmann heran und versuchte seine Hand auf den Kopf des Riesen zu legen; es gelang ihm nicht ganz; dabei war dieser Grenadier nicht einmal der größte, sondern wurde von einem zur Zeit erkrankten Kameraden noch um eine halbe Handlänge übertroffen. Über Spandau ging es dann nach Berlin. In der Jungfernheide tranken die hohen Gäste bei einer erneuten Begrüßung durch Friedrich Wilhelm auf das Wohl ihres Wirtes; eine von diesem gestiftete Gedächtnistafel feierte das erschütternde Ereignis in den etwas holprigen Versen:



Pavillon des Zwingers zu Dresden

Märkische Landschaft mit Schäferszene. Gemälde von K. S. Dubois
(Aufnahme des Verlags der Weißen Bücher, München, für „Biermann, Deutsches Barock und Rokoko“)

Digitized by Google



Das Jägertor in Potsdam zur Zeit Friedrich Wilhelms I. Gemälde von J. C. Mock

Digitized by Google

Vor dem Stadtschlosse zu Potsdam. Kolorierter Stich von J. G. K. Liebezeit nach J. F. Nagel

Der König Friederich August hielt mit dem Sohne,
Dem Folger seines Reichs, der weißen Adler-Crone,
An diesem Orte still, sprach: wie er gnädig wollte,
Daß er mit Preußen stets in Freundschaft leben sollte.
Das hat er zugesagt. Hierunter kannst du sehn,
Mein Leser, welchen Tag und Jahr es ist geschehn.
Gott gebe beider Volk auch solchen Sinn und Geist,
Weil er uns allesamt zur Bruderliebe weist!

Wilhelmine, Prinzessin von Preußen, Schwester Friedrichs des Großen
Stich von P. Habelmann nach dem Gemälde von A. Pesne

Dem Allerhöchsten ist diese fromme Bitte wohl nicht zu Ohren gekommen. Schon 1745 schossen bei Hohenfriedberg und bei Kesselsdorf Sachsen und Preußen aufeinander, und zwei Jahrhunderte sind fast schon verstrichen, ohne daß das Zeitalter des ewigen Friedens angebrochen wäre. Der Militarismus war und blieb obenauf. Auch am grünen Strand der Spree glaubte Friedrich Wilhelm seinen Gästen nichts Besseres als seine blauen Kinder vorführen zu können. Ein Parademarsch, ein Exerzieren folgte dem andern. Den Höhepunkt bildete eine Generalrevue von 16 000 Mann auf dem Tempelhofer Felde; das waren Truppen,

Digitized by Google

„wie sie in der Welt nicht schöner zu sehen". Dazwischen Besichtigungen des Zeughauses und anderer Gebäude, Jagden, Wettschießen, Feuerwerke, Fischerstechen und Belustigungen, — nicht gerade viel und eigenartige —, Friedrich Wilhelm hatte ja dem Wettiner und seinem Sohne schon vorher durch den kaiserlichen Gesandten sagen lassen: so gut wie er es habe, werde es gegeben, aber daß es so gut sei wie zu Dresden, das wäre seine — des Hohenzollern — Sache nicht beschaffen. Die Abende verschönten einige Bälle und Feste; lieber noch blieben die Allerhöchsten Herrschaften im kleinen Kreise für sich, am liebsten die Männer ungestört von Frauen an runden Tafeln, sogenannten Konfidenztischen, wie sie sich Friedrich Wilhelm nach Dresdner Muster hatte machen lassen; hier konnte bei Tabaksqualm dem Bacchus am reichlichsten geopfert werden. Pokuliert wurde nach Kräften und wohl auch über die Kraft manches wackren Zechers. Man hatte schon in Dresden eine Gesellschaft de la table ronde gegründet, eine société des antisobres, wie man sie auch nannte, eine Tafelrunde zur Bekämpfung der Nüchternheit; jeden, der zu ihr gehörte, verpflichteten die Statuten, beim Diner und beim Souper mindestens eine Flasche Wein zu leeren. Ihr Präsident wurde der besonders trinkfeste preußische General v. Grumbkow, August der Starke und Friedrich Wilhelm I. als Patron und Compatron in sie aufgenommen; die andern Mitglieder erhielten boshaftere Spitznamen: Grumbkow Biberius Cassubiensis, Ernst Christoph von Manteuffel le Diable et l'aumônier, A. G. v. Dönhof Starosta Schmoutzky, Ch. v. Linger Hänsgen in der Granate, Bod. v. Marwitz le Parfum usw. August der Starke war zuckerkrank und litt sehr an den Füßen; als im Herbst 1728 eine Besserung eintreten zu wollen schien, herrschte in Berlin große Freude; die antisobersche Gesellschaft sandte

Friedrich August Ferdinand August Wilhelm Heinrich
Kronprinz Friedrich und seine Brüder. Gemälde im Hohenzollern-Museum

Vom Dianafest auf der Altendresdener Elbwiese bei der Vermählung des Kronprinzen am 18. Sept. 1719
(Ausschnitt aus einer Zeichnung im Kupferstichkabinett zu Dresden)

ihm am 26. November aus Grumbkows Hause ein übermütiges, vom König mitunterzeichnetes Glückwunschschreiben zu und brachte ein Hoch aus à la constante union et amitié entre le Patron et le Compatron. „Nieder mit denen, die sie nicht lieben!"

Der schon dem Tode geweihte, sich den Sechzigern nähernde Diabetiker ging noch auf Freiersfüßen. Nachdem seine Gemahlin Christiane Eberhardine am 5. September 1727 vereinsamt in Pretzsch gestorben war, warf er seine Augen auf die 1709 geborene älteste Tochter Friedrich Wilhelms I., die spätere Markgräfin von Bayreuth; wie sie in ihren Memoiren behauptet, hätte sie der Compatron dem Patron ohne Bedenken gegeben; es wurde aber nichts daraus, weil der Thronfolger in Warschau und Dresden die Unterzeichnung der Ehepakten verweigerte, durch die die Lausitz für zwei Jahrzehnte in preußischen Besitz gelangt wäre. Der Intimität der beiden Monarchen tat das Scheitern der Verhandlungen keinen Abbruch. Man wurde trotzdem ein Herz und eine Seele, überschüttete sich mit Aufmerksamkeiten und Geschenken, tauschte große und kleine Geheimnisse aus, feierte ein Wiedersehn nach dem andern, das berühmteste im Juni 1730 im Zeithainer Lager bei Mühlberg an der Elbe. Es freute ihn absonderlich — schrieb Friedrich Wilhelm am 10. September 1728 dem von einem Besuche Dresdens heimgekehrten Dessauer —, daß August der Starke nun sehe, was für falsche Vorstellungen ihm der am 30. April gestorbene Flemming von den Preußen beizubringen versucht habe: „Der König ist ein rechtschaffener Herr,

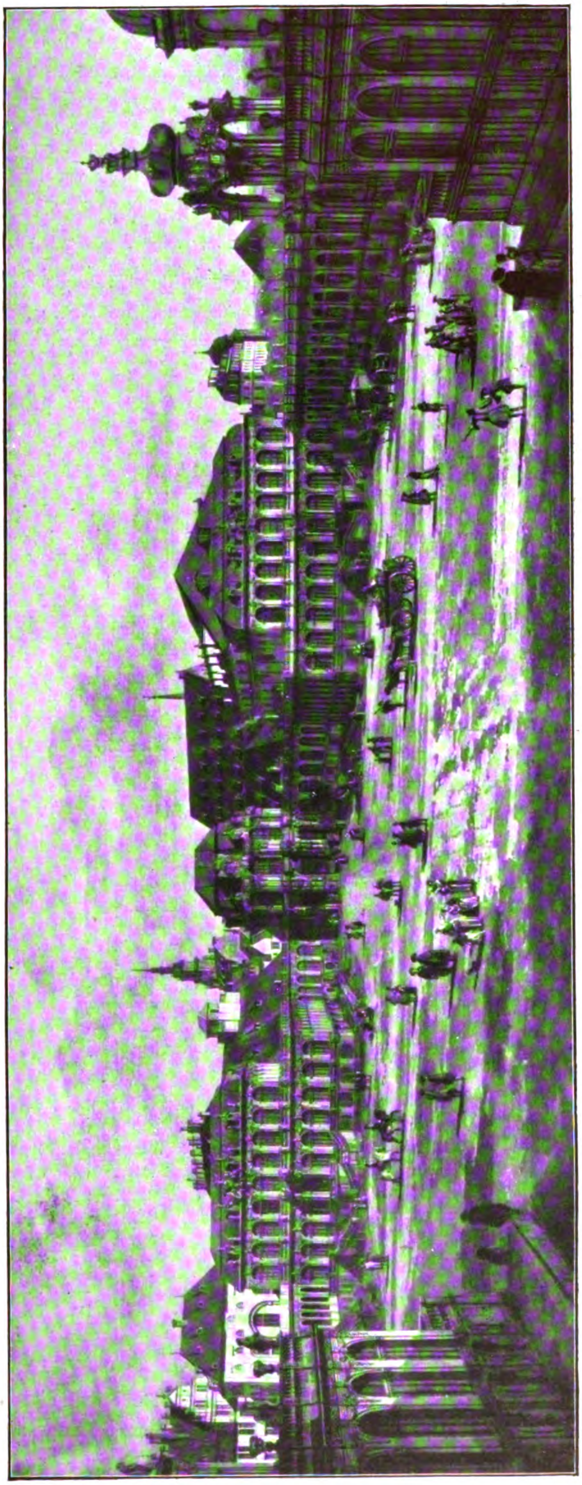
Ein Entwurf zu den Trachten einer Dresdener Reiterquadrille
von Alessandro Mauro

Digitized by Google

und alle Mishelligkeiten, die unter uns gewessen sein, das bin ich itzo so vollkommen persuadiert, das er keine schuldt hat und Flemming der urheber gewessen ist. Gott gehbe nur, daß Ihm die Kur wohl anschlage und (Er) sich menagiere!“

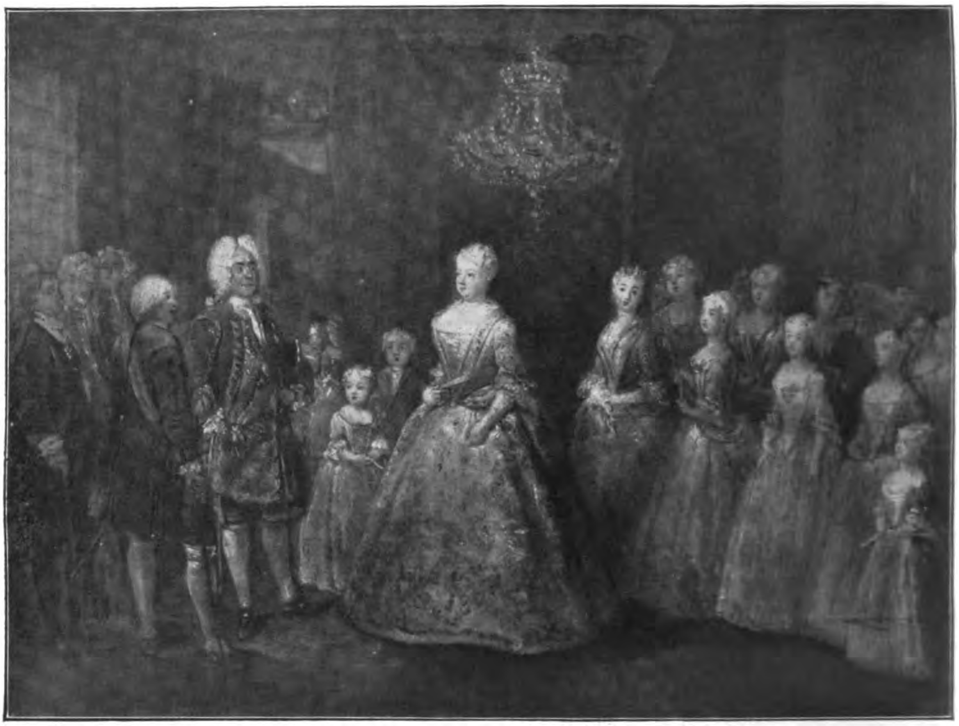
Bald nach des Kronprinzen mißlungenem Fluchtversuch fiel ein Rauhreif auf die zarten Blüten dieser anscheinend so innigen Freundschaft. „Unserm guten Patron traue nit viel,“ bekannte Friedrich Wilhelm dem Dessauer am 16. November 1730; der Wiener Hof sei daran schuld; er tue zu wenig für den Wettiner, habe kein Geld für ihn übrig. Es zogen damals dunkle Wolken am politischen Himmel herauf: England, Holland, Frankreich rüsteten zum Kriege gegen den Kaiser. August der Starke hatte schon im Juni in Lichtenberg zu dem Hohenzollern gesagt, der Wiener Hof denke nur daran, die deutschen Fürsten wie Schachfiguren hierhin und dorthin zu schieben und zu schwächen; er übertrug an Manteuffels Stelle dem habsburgfeindlichen Grafen v. Hoym die Leitung der Geschäfte; er ließ in Moskau um die Hand der Zarin Anna werben und — so ging wenigstens das Gerücht — konzentrierte aufs neue Truppen bei Mühlberg, — sollten diese nicht die Preußen in Schach halten, konnte das Gespenst einer russisch-polnisch-sächsischen Personalunion in Berlin nicht beunruhigen? Befremden mußte den König auch die Mitteilung des kaiserlichen Gesandten, des Grafen v. Seckendorff, daß der Wettiner den Prozeß wegen der sächsischen Ansprüche auf Jülich und Berg beim Reichshofrat in Wien wieder anhängig gemacht habe. Brechen wollte er mit Dresden deshalb nicht, aber er befahl seinen Ministern, den Sachsen mit gleicher Münze zu zahlen und sie zu täuschen. Die Flitterwochen waren vorüber.

Gegen Ende des Jahres traf ein merkwürdiger Vorschlag Augusts und seiner Minister in Berlin ein, das Projekt einer Generalassoziation der deutschen Reichsstände, die 100 000 Mann aufbringen sollten zum Schutze des Oberhauptes und ihrer Freiheiten, denn der Kaiser, der die Fürsten immer wieder zu spalten suche, kümmere sich nicht um



Ansicht des Zwingerhofes zu Dresden. Ausschnitt aus einem Gemälde von Bernardo Belotto gen. Canaletto

Digitized by Google



Königin Sophie-Dorothea mit Kindern und Hofstaat empfängt August den Starken im Lustschloß Monbijou
Ölgemälde von A. Pesne

Deutschland. Friedrich Wilhelm stutzte: „Wollen wir den Kaiser beiseite setzen? gut. Wer soll aber das Haupt sein? Wollen sie mir zu machen? gut. Aber das wird Sachsen, Hannover, Bayern nicht dulden. Ergo wer soll das Haupt sein? Sachsen? Da aber lasse mir lieber mein Land brennen. Soll's Hannover sein? Da aber lasse mir lieber Glied vor Glied abhauen als einen englischen Chef zu haben. Also ist das lauter englischer Schab-Hoymscher Wind und pauvreté." Die Antwort, die er am 6. Januar 1731 nach Dresden schickte, war in der Form verbindlich, in der Sache entschieden ablehnend. Er hatte das Vertrauen zu dem Wettiner verloren. Persönlich — erklärte er — könne er wohl Augusts Freund sein und bleiben; auch wenn er andere Wege gehe, werde er ihn von Herzen lieb haben, aber auf seine Armee und sein Land wacker losschlagen. Preußen gegen Sachsen!

Am Ende des folgenden Jahres ging ihre Freundschaft vollends in die Brüche. Der Wettiner hatte im Verein mit dem Wittelsbacher unverkennbar zu Frankreich gehalten. Er spekulierte beim Tode Karls VI. nach wie vor auf Böhmen, Schlesien und Mähren. Ferner arbeitete er auf den Umsturz der polnischen Verfassung hin. Für den Januar 1733 schrieb er einen Reichstag nach Warschau aus und zog Truppen zusammen, um, wie man in Berlin meinte, die Rechte der Krone nötigenfalls mit Gewalt zu erweitern. Er glaubte — schrieb Friedrich Wilhelm am 11. Dezember 1732 an den Dessauer —, daß der König die Armee nach Polen führen wolle, um sich dort zum Meister zu machen; das könne Preußen, Rußland und Österreich nicht dulden; die preußischen Regimenter stünden bereit und könnten in zehn Tagen marschieren. „Der Patron stellet sich an, als wenn er es mit mir ehrlich meinet. Einmal hat er mir düpiert, zum andern Mal bekommet er mir wieder nit. Ich bin die Düppe von seiner Freundschaft gewesen. Ich habe mir eingebildet, daß er so redlich wäre als ich. Enfin es ist geschehen. Wollte Gott Flemming wäre noch Herr, so wäre dieses alles nit geschehen." Vier Jahre früher hatte er über diesen Minister und August gerade entgegengesetzt geurteilt!

Der Rattenfänger im Dresdener Schlosse glaubte schließlich, den Hohenzoller, den Kaiser und die Zarin durch Angebot polnischen Landes ködern und auf seine Seite ziehen zu können. „Chimärische und impracticable Projekte": bemerkte Friedrich Wilhelm ablehnend dazu am 19. Januar 1733. Zwei Wochen später — am 1. Februar — ist August der Starke in Warschau, nachdem er auf der Reise dorthin mit dem Präsidenten der Feinde der Nüchternheit, mit Grumbkow, in Krossen noch ein scharfes Zechduell aus-

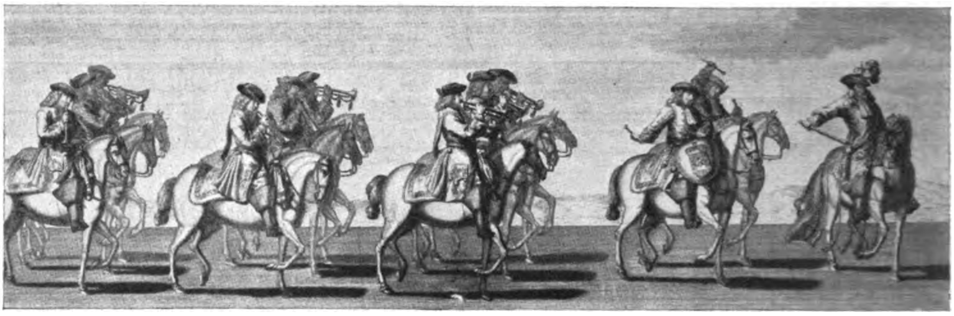
Digitized by Google

gefochten hatte, nicht ganz 63 Jahre alt gestorben.

Auch der Wettiner ist zuletzt an dem Hohenzollern irre geworden. „Da seht Ihr's nun" — sagte er zum Grafen Brühl, als seine Bemühungen, mit Friedrich Wilhelm noch einmal zusammenzutreffen, vergeblich blieben —, „der König evitieret mich und will nicht kommen; ich habe es Euch allezeit gesagt." Waren es nur Mißhelligkeiten der Außenpolitik, die sie auseinandertrieben? Waren es nicht auch innere Gegensätze?

Gewiß stimmte ihr Triebleben in zwei Punkten überein: in der Freude an einem kräftigen Männertrunk und in der Lust am Weidwerk; als leidenschaftliche Jäger und als Diener des Bacchus beim qualmenden Tabak waren sie beide echte Deutsche. Friedrich Wilhelm I. hat sogar, als er den Wettiner zum erstenmal in seiner Hauptstadt besuchte, an Seckendorff recht übermütig geschrieben: „ich bin in Dressen und springe und tantze; ich bin mehr fatigieret, als wenn ich alle Tage zwei Hirsche tothetze; der König thuet uns so viel Höflichkeit, daß es nit zu sagen ist," — aber schon einige Tage später setzte er doch einen Dämpfer darauf, er kehre recht ermüdet von dem Wohlleben nach Hause zurück: „ist gewiß nit kristlich Leben hier, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich kein Plaisir daran gefunden und noch so rein bin, als ich von Hause her gekommen und mit Gottes Hülfe beharren werde bis an mein Ende." Ähnlich berichtete er dem Freunde in Dessau über den Karneval und das „Weltgetümmel" in Elbflorenz, er habe alles gesehen, aber kein Gusto daran gehabt. Die Weiber seien wie in Paris und Berlin alle Huren; sie brauchten gar kein Hehl daraus zu machen; mit den vornehmsten Damen könne man dort laut vom Futzen reden wie in Berlin vom Exerzieren. Ein Jahr lang werde er Leopold, wenn er ihn wiedersehe, zu erzählen haben, Skandalgeschichten und eigene Abenteuer; die Verführung fehlte nicht; Gott aber habe ihn bewahrt. Man fühlt es deutlich heraus: eine Welt trennte diesen sittlich untadligen Menschen von dem galanten Wüstling, und kann damit nur nicht recht vereinbaren, daß Friedrich Wilhelm kein Bedenken getragen haben soll, dem im Dienste der freien Liebe ergrauten Veteranen die soeben erblühte eigene Tochter zur Gemahlin zu geben, — freilich war ja „das Zeitalter des Kindes" noch in weiter Ferne, das Ansehen der väterlichen Gewalt 1728 noch unerschüttert und die Politik von stärkerem Gewicht als alles andere! Und wie nicht nur in ihrer verschiedenen Einstellung zum Sinnengenuß ein unüberbrückbarer Abgrund zwischen Friedrich Wilhelm I. und August dem Starken klaffte, so auch in der Bereitschaft zu inneren Bindungen überhaupt, im Moralischen, im Religiösen, in der Auffassung vom Fürstenberuf. „Ein Regente, der mit Honneur in die weldt Regieren will, mus seine affehren alles selber tuhn, also sein die Regenten zur arbeit erkohren und nicht zum flasken, faullen weiberlehben.,. Der liebe Gott hat Euch auf den Trohn gesetzt nicht zu faullentzen, sondern zu arbeitten und seine Lender wohll zu Regiren," — lag in dieser Mahnung, die der Hohenzoller 1722 an seinen lieben Successor richtete, nicht eine stille Kritik und Verurteilung des Wettiners? Auch in dem Satze: „wenn ich baue und verbessere das Land und mache keine Christen, so hilft mir alles nichts," klingt etwas wie Ablehnung der Grundsätze Augusts des Starken durch; dessen Hinneigung

Gräfin Orczelska
Pastell von Rosalba Carriera in der Gemäldegalerie zu Dresden



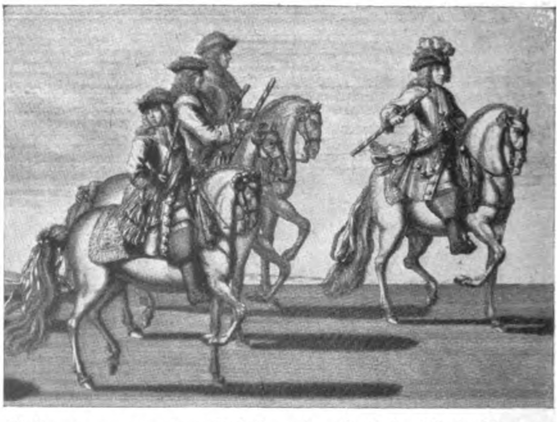
Gruppe aus den Festzügen der Hoffeste König Augusts des Starken

zu Frankreich hat er offen mißbilligt, als er 1731 in Dresden den Toast ausbrachte: „Vivat Germania deutscher Nation, ein Hundsfott, der's nicht von Herzen meint," und als er die Franzosen „Kanaillenpack" nannte, vor dem er ausspucken müsse. Friedrich Wilhelm I. war dem Nachahmer Ludwigs XIV. gegenüber ein ganzer Deutscher mit allen Ecken und Kanten, unliebenswürdigen und unästhetischen Eigenschaften unseres Volkstums; er war auch in seiner opferwilligen Unterwerfung unter den kategorischen Imperativ der Pflicht einer unserer Besten, ein leuchtendes Muster für seine Standesgenossen und seine Untertanen, August der Starke als Volkserzieher und vorbildlicher Arbeiter im Dienste seines Landes trotz der herrlichen Bauten und Sammlungen, die er ihm schenkte, und trotz manches anderen, was er für sein geistiges und materielles Wohl tat, im Vergleich zu jenem doch ein Versager. Beide Monarchen kamen sich Ende der zwanziger Jahre wohl vor allem durch die gemeinsame Liebe für das Militärwesen persönlich näher; der Wettiner erkannte zudem, daß das Werk des Hohenzollern sein eigenes bedrohte, und suchte, ihm nacheifernd, den Vorsprung wieder einzuholen; es war vergebens: vor dreißig Jahren — meinte Seckendorff sehr richtig — wäre die Imitation des Potsdamer Geistes in Dresden gut gewesen. In Sachsen hemmte der Hof, das ungetreue Beamtentum, der in seinen Sonderinteressen verharrende mächtige einheimische Adel die gesunde Fortentwicklung des Staates; in Preußen nahm dieser immer festere Gestalt an, wuchs empor wie ein Felsen von Erz, wurden Offizierkorps und Bürokratie, bedürfnislos, sparsam und pflichttreu wie der absolute Monarch, seine kräftigen Stützen.

War das um 1730 schon unabwendbares Schicksal? Konnte sich, wenn Friedrich Wilhelm I. früh heimging, darin nicht etwas ändern? Wie stand es um den preußischen Thronfolger in den letzten Lebensjahren Augusts des Starken?

Der Leser kennt die furchtbare Seelenpein, die auf dem jungen Friedrich gelastet hat; der Ärmste, vom Vater nicht verstanden, oft mißhandelt, mußte den bitteren Kelch des Leidens bis zur Neige leeren. Das Elternhaus wurde ihm zum Gefängnis, fast zur Hölle. Da durfte er im Januar 1728 dem Vater nach Dresden folgen: August der Starke bat Friedrich Wilhelm darum; er riet ihm auch, den Sechzehnjährigen bald auf Reisen zu schicken.

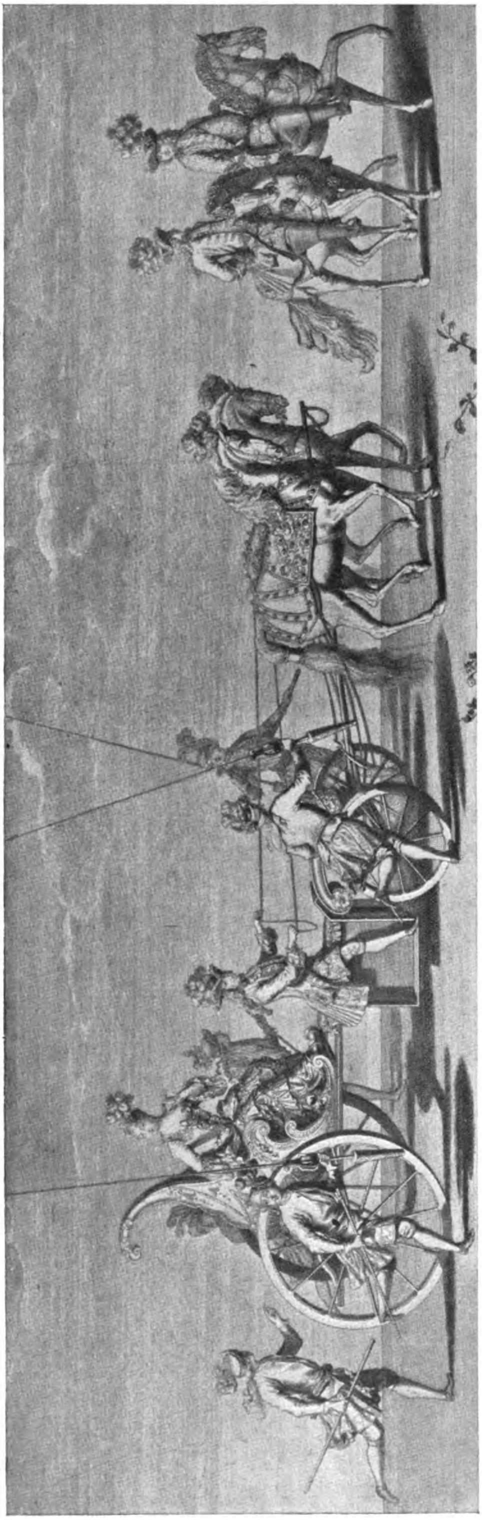
Unzweifelhaft hat es dem mit dürstenden Augen in die Welt schauenden Jüngling an der Elbe besser gefallen als am Strande der Spree; ein uns erhalten gebliebener Brief an die Schwester atmet Glück und Übermut. „Warte einen Augenblick! Laß mich erst husten, ausspucken und schneuzen! Heute wird Tartuffe gespielt; ich gehe sogleich hin. Lebe wohl! Madame Du Mesnil, Monsieur Dupré, Favier, Saint-Denis, Beaufort und die Madmoiselles Clement, Vaurinville, Corette, Romanville und andere Tänzer, Tänzerinnen und Figurantinnen rufen mich." Der Tempel der Schönheit tat sich ihm



Reitergruppe aus den Festzügen der Hoffeste König Augusts des Starken

auf. Lustiges Volk umgab ihn. Es wird nicht schwer gewesen sein, sein Herz zu entflammen, ihn für ein Schäferstündchen zu gewinnen. Leidenschaftlich liebte er ja schon die Musik: er durfte sich, wie er Wilhelmine am 26. Januar berichtet, hören lassen und mit Mitgliedern der berühmten Hofkapelle zusammen spielen; der Flötist Quantz und der Lautenspieler Weiß versprachen ihm, nach Berlin zu kommen, um ihm und seiner Schwester weiteren Unterricht zu erteilen. August der Starke machte auf ihn einen tiefen Eindruck. „Der König von Polen ist mittelgroß. Er hat sehr starke Augenbrauen und eine etwas aufgestülpte Nase. Er geht recht gut trotz seines Beines. Er ist geistvoll, sehr höflich gegen jedermann und hat viel Lebensart. Er schnarrt etwas beim Sprechen und ist nicht leicht zu verstehen, da er viele Zähne verloren hat. Trotzdem sieht er gesund aus und ist körperlich gewandt, d. h. er sticht nach dem Ring, tanzt und thut andere Dinge wie ein junger Mann." Was imponiert der Jugend mehr am Alter, als daß es sich jung erhält? Der feinsinnige Mäcen, der so glänzend zu repräsentieren verstand und nicht wie Friedrich Wilhelm I. über Mars und Diana die Musen und Grazien vergaß, hat dem preußischen Kronprinzen ohne Zweifel bei der ersten Begegnung gefallen, ist vielleicht über zwei Jahre für ihn das Ideal eines Fürsten gewesen, drohte es zum mindesten zu werden. Konnte das dem Vater verborgen bleiben? Mußte es ihn nicht mit schweren Sorgen bedrücken? Er war ein Mann der Einfachheit, Strammheit und Pünktlichkeit, der Pflichterfüllung, ein moderner Spartaner. Nur so konnte er erringen, wonach er strebte: Macht und Ansehen, letzteres lediglich als Folge der ersteren; denn am Schein der Macht lag ihm nichts. Drohte nicht alles umsonst zu sein und die Arbeit seines Lebens vernichtet zu werden, wenn der Thronfolger auf Abwege geriet, ein Genießer und Verschwender wurde, sich weder um die Armee kümmerte noch dem Staatsschatz zuliebe sich Schranken auferlegte? Friedrich Wilhelm hat das ohne Frage gefürchtet. Er wird sich bei der Freude des Sohnes über das Wiedersehen mit August dem Starken und seiner Tochter, der Gräfin Orczelska, schwerlich verhehlt haben, daß es vornehmlich Dresdner Gift war, mit dem Friedrich sich infizierte. Sollte nach der ihm wie eine Desertion erscheinenden Flucht des Kronprinzen ihn das dem Wettiner innerlich nicht gleichfalls entfremdet haben? Dem guten Patron traue er nicht viel, schrieb er, wie schon erwähnt, am 16. November 1730 an Leopold von Dessau!

Friedrich hat sich vielleicht noch im selben, sicher im folgenden Jahre abgewandt von dem Wettiner. Seine Briefe an Grumbkow geben dafür vollgültige



Von den Hoffesten Augusts des Starken: Gräfin Cosel, Lenker der König von Dänemark, zu Pferde König August von Sachsen mit seinem Kammerherrn

Friedrich August II. als Kurprinz von Sachsen. Gemälde im Schloß zu Dresden

Beweise. „Er ist der falsche Fürst in ganz Europa" — schrieb der Kronprinz am 23. Januar 1733 an den aus Krossen nach Berlin zurückgekehrten Biberius Cassubiensis, „ich habe gegen ihn die größte Aversion. Er hat weder Ehre noch Treue und arbeitet nur mit Hinterlist; sein Interesse und die Spaltung der andern liegt ihm am Herzen. Ich habe ihn im Radewitzer (Zeithainer) Lager kennen gelernt; er hat mir Streiche gespielt, die ich in meinem Leben nicht wieder vergessen werde. Einmal bin ich von ihm angeführt worden; ich wäre ein wahrer Gimpel, wenn er mich wieder finge." Gleich scharf sprach er sich vier Tage später und recht unfreundlich auch bereits im November 1732 über August aus; er hat in reiferen Jahren hie und da milder über ihn geurteilt, aber sein Ideal und Vorbild ist er nach 1730 nicht mehr gewesen; die Gefahr, daß in Preußen dem Enkel des Großen Kurfürsten wie diesem ersten Begründer seines Aufstiegs die Regierung eines Hohenzollern folge, die das vom Vorgänger Erreichte durch Leichtsinn und Verschwendung illusorisch mache, war zum Glück beseitigt. Der Tod des Soldatenkönigs am Ende der zwanziger Jahre hätte die ganze Entwicklung auf den Kopf stellen können; 1740 bestieg den Thron ein Gereifter, dessen Regierungsantritt einen neuen Fortschritt bedeutete. Friedrich Wilhelm I. war wie der Patron in Dresden noch ein Vertreter der Anschauung l'Etat c'est moi gewesen — „die Seligkeit ist vor Gott, aber alles andere muß mein sein," — Friedrich der Große hat den Staat als etwas dem Monarchen Übergeordnetes anerkannt, und den Herrscher als seinen ersten Diener bezeichnet. Ehe er sich zu dieser Erkenntnis durchringen konnte, hat er innerlich abrücken müssen von August dem Starken, König von Polen und Kurfürst von Sachsen.

Modisches Gestade. Gemälde von Willy Schmidt-Heubach

Digitized by Google

Digitized by Google

# Das Haus zum Lanzknecht
## Novelle von Karl Friedrich Baberadt

Das Haus zum Lanzknecht ist eines der wenigen Frankfurter Bürgerhäuser, die in dem großen Christenbrand von 1719 verschont geblieben sind. So steht es nun schon mehr als dreihundert Jahre. Ein ummauerter winziger Ausschnitt aus der Unendlichkeit, Wahn einer bleibenden Statt seiner Erbauer, durchtränkt von Menschenschicksalen, Leib, aus dem glückhafte Geburten sich losrangen, Grab, in das müde Generationen hinabfielen, Gefäß unsterblicher Hoffnungen und nie erfüllter Wünsche, Kampfplatz um Höchstes und Niedrigstes, letzte Zuflucht gehetzter Seelen und Überdauerer alles Glückes, allen Schmerzes, aller Zweifel und aller Erkenntnisse.

Von den heute Lebenden kennen vielleicht nur noch die ganz Alten das Haus zum Lanzknecht, denn das gemeißelte Wappenschild über der breiten, trutzigen Türe ist längst verschwunden, der Name des Hauses ist gelöscht, seit der letzte Lanzknecht durch das mächtige weiße dorische Portal draußen weit vor den Toren in die Ewigkeit getragen wurde, und mit einer Nummer versehen ist das Haus jetzt eines in der Reihe der alten behäbigen Bürgerquartiere der einstigen freien Reichsstadt, nichtssagend, grau, und gegenüber den kalten, protzigen Geschäftspalästen in der Nachbarschaft vergrämt und verschüchtert wie einer, der nicht mehr in die Zeit paßt und sich doch noch kräftig genug fühlt, seinen Platz in der Gemeinschaft auszufüllen.

Als im Jahre 1618 die Brüder Adam und Jakob von Lanzknecht in die gebietende Mainstadt kamen, mit Privilegien von Kaiser Matthias, der die braven Lanzknechte, die ihm als Söldner lange treu gedient hatten, mit einem ehrenvollen Adelsbrief entlassen und sie nach Frankfurt, wo er reiche Freunde besaß, empfohlen hatte, da schauten sie sich lange um nach einem Platze, wo sie ihr Haus erbauen könnten. Die Herren in Frankfurt forderten manchen Goldgulden, jedoch die Brüder besaßen nicht genug davon und verzweifelten fast, eigenen Grund und Boden hier erwerben zu können. Zudem war damals die Stimmung in der Stadt den Fremden nicht günstig. Die Brüder, die sahen, daß sie mit ihren kaiserlichen Empfehlungen in dem stolzen Frankfurt nicht viel ausrichten konnten, machten sich schon bereit, nach Nürnberg überzusiedeln, als ihnen ein Arzt, an dem sie empfohlen waren, sein schönes neues Haus in der heutigen Töngesgasse anbot. Sie griffen rasch zu, erwarben das Haus des Arztes, ließen es im Erdgeschoß ein wenig umbauen, um es für den Weinhandel, den sie zu betreiben gedachten, geeignet zu machen, und lebten fortan darin als Bürger der selbstbewußten Reichsstadt. Ihr Geschäft blühte dank ihrer merkantilen Tüchtigkeit rasch auf, und ihr Ansehen wuchs besonders, als sich Jakob eine Ratstochter zur Frau wählte. Als er in hohem Alter starb, hatte sich seine Familie bereits mehrfach verzweigt und mit den bodenständigen Frankfurter Bürgergeschlechtern versippt. Die Wurzeln, die die landfremden Lanzknecht in die fränkische Erde senkten, waren stark und reichten tief und saugten die beste Kraft des Heimatbodens in den Stamm. Stolze und lebendig-tätige Liebe zur Vaterstadt galt dem Geschlecht allzeit als hoher Besitz und war ein Erbteil, das sich durch die Generationen der Familie fortpflanzte und festigte.

Dennoch blieben Zank und Streit auch in dieser Familie nicht aus, und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde erbittert darum gekämpft, welcher Zweig in dem alten Hause in der Töngesgasse die Herrschaft führen sollte. Der Zwist wurde zugunsten des Lutz von Lanzknecht entschieden, der damals der einzige männliche Nachkomme des Namens war, ein zäher, selbstbewußter Mann, der keine Rücksichten kannte.

Aber über das Urteil, das Lutz von Lanzknecht zum Herrn des Stammhauses machte, gerieten nun seine beiden ledigen älteren Schwestern in so ungeheuerliche Wut, daß sie eines schönen Tages den pergamentnen Adelsbrief des Kaisers Matthias in tausend Fetzen zerrissen und sie vor den Augen des Bruders ins Feuer warfen. Als dieses Sakrileg ruchbar wurde, mengten sich andre Leute in den Familienzwist, und die Folge war, daß auf Grund einer Entscheidung der hochweisen Herren in Wien die Kinder des Lutz das Adelsprädikat nicht mehr führen durften. Eine Erneuerung des Diploms wußten die Neider und Feinde des „Bürgerschöffen" boshaft zu hintertreiben. Fast hundert Jahre lang ging darum ein grimmiger Prozeß, der viel Geld verschlang und den die Familie am Ende doch verlor.

Der spätgeborene Sohn des Schöffen Lutz lebte bereits in einer anderen Zeit. Sein größter Stolz war, Bürger zu sein ohne das adelige „von" vor seinem Namen, Bürger der freien Reichsstadt Frankfurt am Main.



Digitized by Google

Er war ein Mann mit gesundem, unverfälschtem Empfinden, dem der eitle Standesfirlefanz nichts galt. Er betrieb das vom Vater überkommene Geschäft als tüchtiger Kaufmann weiter, aber er vernachlässigte darüber seine geistigen Interessen nicht. Durch seine Frau, die schöne Dorothea Marianne Claudius, stand er dem feinsinnigen, hochkultivierten Kreise der Willemer und Brentano verwandtschaftlich nahe, und aus diesem vornehmen, gediegenen kleinen Zirkel floß in das Haus zum Lanzknecht ein warmer Strom geistiger Anregung und seelischer Vertiefung des täglichen Lebens. Bis in ihr hohes Alter hielt Dorothea Lanzknecht diese Tradition aufrecht, und sie genoß bei ihren Enkeln eine fast priesterliche Verehrung. Sie war eine Frau, die tief in Menschliches geschaut hatte, die Leid und Freud selber in reichem Maße erfahren und die von der Höhe eines gesegneten Lebens mit einer Klarheit auf Menschen und Dinge sah, die nicht nur ihr eigenes Innere erleuchtete, sondern auch weise und wärmend auf alle ausstrahlte, die mit ihr in Berührung kamen. Seit sie verwitwet war, bewohnte sie den zweiten Stock des Hauses zum Lanzknecht und führte dort ein behagliches, beschauliches Dasein.

Der letzte Wille des alten Jakob von Lanzknecht war gewesen — und in einem ausführlichen Testament hatte er es in derben, knorrigen, aber sehr bestimmten, klaren Worten unter Drohungen und selbst Verfluchungen festgelegt — daß das Handelsgeschäft immer vom Vater auf den ältesten Sohn übergehen sollte, und das Schicksal hatte es seltsam gefügt, daß neben mehreren Töchtern, von denen übrigens die meisten unvermählt starben, immer nur e i n Sohn in der Familie war, der sich dem Willen des Ahnherrn auch fügte. Erst Jakob Friedrich Lanzknecht, Dorotheas Sohn, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts Besitzer des Hauses und des Geschäftes war, hatte zwei Söhne, und zum erstenmal, seit das Haus zum Lanzknecht stand, sträubte sich der Älteste, dem Gewerbe des Vaters treu zu bleiben.

Dirk Lanzknecht und sein um ein Jahr jüngerer Bruder Jakob Ludwig hatten von frühen Kindheitstagen an den stolzen Geist des Hauses zum Lanzknecht eingesogen. Sie fühlten sich eins mit den grauen Mauern, mit den altmodischen Stuben, mit dem hohen, steilen Dach, aus dem als besonderes Reich der Jungen die sehr geräumige Giebelstube trotzig-kühn hervorsprang.

Dirk, dessen Schlankheit der Mutter nachartete, war von außerordentlicher geistiger Regsamkeit, aber er war keine Kampfnatur, sein Charakter war, trotz aller Auflehnung, die in ihm schlummerte, auf eine stille, friedsame Entwicklung eingestellt. Schon früh neigte er sich den schönen Künsten zu, Musik und Poesie bedeuteten für ihn Lebenselement, und die Ideale seiner Knaben- und Jünglingszeit schöpften ihre Kraft aus diesem Born. Je tiefer er die Beglückungen der Kunst in seinem Innern verspürte, desto schroffer fühlte er den Gegensatz zu der Welt, in die er vom Schicksal gestellt war. Er wußte, daß er bestimmt war, das väterliche Geschäft fortzuführen, aber er erkannte auch wie einen von fernher dunkel heranbrausenden Katarakt die Unmöglichkeit, in solchem Fahrwasser sein Leben dahintreiben zu lassen, ohne schließlich in einem Abgrund zu zerschellen. Hätte er nicht mit allen Fasern seines Herzens an dem alten Hause, an der alten Stadt gehangen, er wäre längst von dannen geflohen, um irgendwo in der Ferne ein Leben der Weisheit, der Sehnsucht und der Liebe zu leben.

Jakob Ludwig, sein Bruder, war ganz anders geartet. Von kräftiger, gedrungener Statur ähnelte er auch im Wesen ganz dem Vater. Er hatte dessen kluge Augen und die harte, breite Stirn, war im Denken zwar ein wenig schwerfällig, aber in seinen Handlungen und Entschlüssen von strenger Zuverlässigkeit, treu bis zur Aufopferung, unbeugsam und stolz, fest verwurzelt im Boden alltäglicher Wirklichkeit, gesund und nüchtern im Urteil und nicht weniger anhänglich an das Haus, in dem er lebte, als sein Bruder. Für Jakob Ludwig gab es keinen höheren Ehrgeiz, als dem väterlichen Geschäfte vorstehen zu dürfen.

Trotz dieser Gegensätze aber war die brüderliche Verbundenheit der Seelen beider Jünglinge von Kindheit auf eng und fest. Sie hatten keine Geheimnisse voreinander, sie brauchten keine Freunde außer sich selbst, sie wuchsen in ihrer eigenen Welt groß, die sie mit den Bildern ihrer Phantasie bevölkerten und der die Erzählungen der Großmutter einen bunten Inhalt gaben.

Ohne daß sie es beabsichtigte, verstärkte der Einfluß Frau Dorotheas den Widerwillen Dirks gegen den Kaufmannsberuf. So gerecht die alte Frau ihre Liebe unter die Enkel zu verteilen suchte: für den ältesten war doch immer noch ein Überschuß da, und wenn die Bevorzugung nach außen hin nur wenig hervortrat, so war dafür die innere Verwandtschaft der beiden Menschen um so inniger. Dorothea Lanzknecht sah in dem aufgeweckten, schönen Knaben mit dem blonden schmalen Kopfe und dem rassiggeschnittenen, intelligenten Gesicht, das durch gold-

Digitized by Google

braune Augen unter schmalen schwarzen Brauen fremdartig belebt wurde, die Verwirklichung ihrer Sehnsucht nach einem zweiten Sohne, und ihr Herz floß über, um ihn teilnehmen zu lassen an dem goldenen Reichtum ihres Gemüts und seine Seele anzufüllen mit allen Schönheiten und allem Glanz des Lebens. Sie gab ihm gleichsam alle Hoffnungen, Wünsche und Träume zum Erbe, die sie selbst einst dem Leben entgegengebracht und die sich niemals erfüllt hatten.

Frau Dorothea galt im Hause zum Lanzknecht so viel, daß jeder in ihr den guten Geist des Hauses verehrte und sich ihrem begütigenden und versöhnenden Wirken willig beugte. Sie unternahm es, ihren Sohn zu überzeugen, daß das Schicksal der Familie Lanzknecht gewissermaßen selbst sich für Dirk erklärt habe, da es ihm noch einen Bruder, einen ordentlichen, tüchtigen Menschen, zur Seite gegeben habe, so daß das Testament des Ahnen Jakob seine Verwünschungen gar nicht wirksam zu machen brauchte, denn das alte, ehrenwerte Geschäft bliebe ja in der Familie, wie es die Absicht seines Begründers gewesen sei; Jakob Ludwig sei mit Leib und Seele bei dem Handel des Vaters, und es sei gewiß auch schon Vorbestimmung gewesen, daß gerade dieser Knabe in der Taufe die traditionellen Vornamen der Lanzknecht erhalten habe.

Jakob Friedrich bekam diese Gedankengänge, die auch von seiner eigenen immer leidenden Frau unterstützt wurden, bei jeder Gelegenheit zu hören, und es schien eine Zeitlang, als wolle er sich der Meinung der beiden Frauen anschließen. Aber als Jakob Ludwig selber mit dem Wunsche an ihn herantrat, ihn vor dem Abiturium aus der Schule zu nehmen und in das väterliche Geschäft eintreten zu lassen, damit er es im Sinne der Vorfahren weiterführen lerne und Dirk nach seinen Neigungen studieren könne, gab er eine ausweichende Antwort. Es wurmte ihn, daß Dirk noch nie von sich aus über diese wichtige Lebensfrage mit ihm gesprochen hatte, und er schalt ihn feig und minderen Vertrauens. Er befahl ihn zu sich in das dunkle, schlichte Kontor, von dessen Wänden die Porträts aller männlichen Lanzknecht herabschauten und in dessen strenger Stille der Wohlstand der Familie begründet und gepflegt worden war.

Dirk fand den Vater an seinem alten Platz hinter dem hohen Schreibpult, den Kopf in die linke Hand gestützt, die scharfen, hellen Augen aus dem frischen bartlosen Gesicht auf den Sohn gerichtet. Unbeirrt und kühl ruhte sein Blick auf dem jungen Menschen, und als Dirk sich neben den Schreibtisch des Vaters setzen wollte, gab ihm eine gebieterische Geste zu verstehen, damit zu warten.

Ohne auf das Erstaunen des Sohnes zu achten, begann der Vater: „Es ziemt dir, das, was ich dir zu sagen habe, stehend anzuhören, lieber Dirk, denn ich spreche nicht bloß als Vater zu dir, sondern ich vertrete in diesem Augenblick das ganze Geschlecht der Lanzknecht, ich spreche zu dir im Namen aller deiner Vorfahren. Es tut mir leid, daß ich dich erst habe rufen lassen müssen, um über deine Zukunft mit dir zu sprechen — lieber wäre mir gewesen, du hättest Vertrauen zu mir gehabt und hättest deine Wünsche mir gegenüber selber vertreten."

„Vater," unterbrach Dirk ihn, fast erdrückt von der ungewohnten Feierlichkeit, „es war kein Mangel an Vertrauen . . ."

„Ich habe dir noch nicht erlaubt zu reden," schnitt Jakob Friedrich ihm das Wort ab.

Dirk ließ die Arme am Körper herabsinken und neigte das Haupt. Jeder Blutstropfen war aus seinem Antlitz gewichen.

„Verzeih, Vater, ich höre," sagte er heiser.

„Du bist jetzt neunzehn Jahre, Dirk, und reif, dich fürs Leben zu entscheiden. Ich freue mich, daß dein Weg bisher gerade und rein war und daß du die Pflichten, die dir die Schule aufgab, brav erfüllt hast. Ich erwarte nichts anderes von meinen Söhnen. Nachdem du jetzt das Abiturientenexamen gut bestanden hast, will ich ein übriges tun und dich auf Reisen schicken."

Dirk machte einen raschen Schritt auf den Vater zu und streckte ihm die Hände entgegen, ein freudiges Aufleuchten ging über seine Züge. Aber der gestrenge Herr schien es nicht zu bemerken. Ohne eine Pause zu machen, fuhr er fort: „Ich weiß, du willst studieren, aber das geht nun einmal nicht, du mußt dich damit abfinden. Du wirst einmal der Chef dieses Hauses sein. Doch ich halte es für nötig, daß ein Mann in dieser Stellung die Welt kennt. Du wirst nach Frankreich und nach Italien gehen und wirst dann unsre Niederlassung in Smyrna besuchen. Du magst so lange im Auslande bleiben, wie du willst — drei, fünf, sechs Jahre . . . Ich fühle mich mit meinen sechzig so frisch und gesund, daß ich hoffe, der Himmel schenkt mir noch viele Jahre."

Jakob Friedrich hatte sich vor den Sohn hingestellt, der ihn fast um Haupteslänge überragte. Ein wärmerer Schein kam jetzt in seinen Blick, als er die Hand auf des jungen Mannes Schulter legte und weitersprach: „Ich hoffe, Dirk, daß dir mein Plan Freude macht und dir einigen Ersatz für das entgangene Studium gewährt. Es ist nun an dir, alles zu einem guten Ende zu führen."



Digitized by Google

Dirks erste Empfindung war eine tiefe Enttäuschung, aber dann brannte eine mächtige Hoffnung in ihm auf. Wünsche, die er sich selber kaum einzugestehen gewagt hatte, gewannen plötzlich Leben und Farbe. Mit einer hastigen Bewegung ergriff er die Vaterhand und drückte sie, wie er es als Kind gewohnt gewesen war, an die Lippen. In diesem Augenblick war er angefüllt von Dank für den Vater und von Gelöbnissen und Zuversicht.

Aber nur eine kleine Sekunde war so etwas wie Ergriffenheit zwischen den beiden Männern, deren jeder in sich den Stolz eines alten tüchtigen Geschlechtes trug, dann wandte sich der ältere wieder seinem Arbeitstische zu.

„Zunächst wirst du nach Bordeaux gehen. Bei Ribauc fils habe ich bereits eine Lehrstelle für dich ausgemacht. Armand Ribauc ist ein Jugendfreund von mir, er wird dich mit offenen Armen aufnehmen und dir eine gediegene Ausbildung geben, auf die du dann in Italien und in Smyrna selber weiter aufbauen kannst. Ich denke, zwei Jahre werden bei Ribauc genügen. Also, lieber Junge, triff deine Vorbereitungen. Die Mutter ist schon verständigt und, so Gott will, kannst du heute in acht Tagen auf die Reise gehen."

Jakob Friedrich Lanzknecht nahm seine Geschäftsbücher vor, und Dirk fühlte, daß er entlassen sei. Er taumelte mehr, als er ging, aus dem Kontor. Es war ihm, als sei er aus einem Lichtmeer jählings in schreckenvolle Finsternis geraten. Erloschen die Hoffnungen, verdorrt die Wünsche. Befreiung von unerträglichem Joch hatte er zu sehen vermeint, und an eine Kette war er gelegt worden, die noch viel schwerer drückte.

Mutlos und verzagt suchte er die Großmutter auf. Als er neben ihrem Lehnstuhl auf dem niedrigen Schemel saß, brach alle Bitterkeit und alles Mitleid mit sich selbst in leidenschaftlichen Worten hervor.

„Mein Bub, mein Dirk," tröstete ihn Frau Dorothea, „nicht weinen! So groß die Enttäuschung auch für dich sein mag, so ist es doch keine grenzenlose Öde, die vor dir liegt. Dein Vater zeigt dir einen Weg, und er meint es gut. Frei sein heißt unsre Grenzen erkennen. Was sich dein Vater als Selbstzweck denkt, sei dir Mittel zum Zweck. Es gibt nichts im Leben, was nicht die Möglichkeit in sich trägt, uns innerlich zu bereichern, es kommt nur darauf an, es sich richtig aufzuschließen und hinter die Dinge zu sehen. Wenn du dir das zu eigen machst, was dein Vater dir vorschreibt, wirst du geistig nicht ärmer werden, so spröde dir auch der Lernstoff erscheinen mag. Mach' dir alles Schöne zu eigen, was dir am Wege begegnet, kämpfe für alles Wahre, das du erkannt hast, tu alles Gute, das du zu tun vermagst. Das ist der Segen, den dir eine alte Frau mitgeben kann, mein geliebter Bub. Komm wieder, als ganzer, reifer Mann. Ich will den lieben Gott bitten, daß er mir erlaubt, dich wiederzusehen."

Eine Woche später war Dirk Lanzknecht reisefertig. Der Vater hatte sich entschlossen, ihn selbst nach Bordeaux zu bringen. Dafür war der Sohn von Herzen dankbar. Der Abschied von der Familie war innig und bewegt. Als der junge Mensch an der Seite des Vaters in dem Wagen saß, der sie zum Bahnhof bringen sollte, warf er einen langen Blick zurück auf das Haus zum Lanzknecht, und es war ihm, als ginge von dem altersgrauen Stein eine magische Kraft aus, die in ihn hinüberflösse und ihn mit unsichtbaren, starken Fesseln an die Heimat kettete. Er wußte auf einmal, daß dieses Haus Schicksal war und daß sich in diesem Augenblick der erste Kreis seines Lebens schlösse. Aber schon bog sich die Linie des neuen Kreises weit aus und wie eine dunkle Macht trieb ihn das Leben vorwärts, neuen Erkenntnissen entgegen, neuer Gnade und neuen Enttäuschungen.

*

Zwei Jahre blieb Dirk Lanzknecht, wie es Wunsch und Wille des Vaters war, in Bordeaux. In der Familie Ribauc fand er einen Hort feinster Bildung und fühlte sich bald wohl in diesem Kreise. Anfangs freilich verzweifelte er schier an der Ungerechtigkeit seines Schicksals, jedoch ganz allmählich, unter dem Einfluß der neuen Umwelt, fing er an, neues Lebensgut heraufzuholen, und gewann schließlich die Kraft zu einem freudigen, bejahenden „Dennoch!" Er spürte in sich die in Generationen denkende Verantwortlichkeit und grollte nicht mehr den Unzulänglichkeiten seines Lebenslaufes. Als er, mit Einwilligung des Vaters, nach beendeter Lehrzeit, in der ihm nichts geschenkt worden war, was zur Ausbildung im väterlichen Gewerbe notwendig erschien, statt zuerst nach Italien gleich nach Smyrna fuhr, war er schon weit vorgedrungen im zweiten Lebenskreise und im tiefsten Brunnengrund seines Herzens fühlte er sich reif und stark.

Die Sehnsucht nach der Heimat trieb ihn nach Jahr und Tag nach Hause, jedoch nur kurz war sein Aufenthalt im Hause zum Lanzknecht. Noch einmal schickte der Vater ihn weg, und diesmal war es ein freudiger Abschied. Nur Frau Dorothea las im Herzen des Enkels und sah den Abgrund, den seine Jugend noch mit Bergen von Blumen auszufüllen und zuzudecken vermochte.

Digitized by Google

Der Jäger

Federzeichnung von Herbert Lehmann

Digitized by Google

Während der beiden Jahre, die Dirk Lanzknecht in Italien zubrachte, lernte auch sein Bruder ein Stück Welt kennen. Jakob Friedrich schickte den jüngeren Sohn zunächst zu einer weltberühmten Winzerfirma am Rhein in die Lehre, dann kam er in einen großen Kellereibetrieb nach Reims und endlich arbeitete er noch ein gutes halbes Jahr auf einem ungarischen Weingut. Jakob Ludwig Lanzknecht war kein Sucher des Künftigen, ihm blieben die weihevollen Geheimnisse der Kunst verschlossen, er besaß nicht die heitere Augenfreudigkeit, die in der Welt das Schöne findet — ihm galten nur die sinnlichen Wirklichkeiten des Lebens etwas, nur in dem praktischen Dienst an seinem Beruf sah er Sinn und Zweck. Seine Natur war robust und kannte keine nervösen Erschütterungen. Er war schon als Zwanzigjähriger in sich gefestigt, ohne Furcht vor dem Leben, tatkräftig und willensstark, der geborene Kaufmann, dessen Lebensperspektive von Anbeginn an materieller Gewinn, blühender Erwerb, Macht durch Geld ist. So bejahte Jakob Ludwig die Tradition des Hauses zum Lanzknecht. Er war hart in seinen Gewohnheiten und streng in seinen Pflichten und hatte kein anderes Ziel, als seine ganze Kraft dem Gewerbe der Väter zu widmen, um es mit eifrigem Wirken zu neuen Erfolgen zu führen. Jakob Friedrich hatte Freude an diesem Sohn, und es gab Augenblicke, wo er bedauerte, daß dieser nicht der Erstgeborene war.

Die tiefe Sehnsucht nach dem zeitüberdauernden Wahrzeichen des Hauses zum Lanzknecht trieb Dirk Lanzknecht aus Italien nach Hause. Jedoch in die Sehnsucht mischte sich eine leise Furcht, denn das steinerne Mal konnte auch unerbittlich grausam sein. Die Generationen, die hier gelebt hatten, waren stets stark im Wollen gewesen, und ihre Gedanken, ihre Irrtümer, ihre Stärke und ihre Liebe hatten Spuren hinterlassen, die wesenlos und doch gegenwärtig die Lebenden umgaben und sie wie ein Zwang umschlossen. Wer dauernd in diesem Hause leben wollte, mußte etwas von sich tun, ein Opfer bringen, eine lautlose Einsamkeit auf sich nehmen. Und er tauschte dafür ein die Zuversicht eines vorherbestimmten Schicksals, Entrücktheit von allen Lockungen, Sicherheit des Weges und des Zieles.

Niemand im Hause zum Lanzknecht freute sich der Rückkehr Dirks mehr als Frau Dorothea. Die letzten Jahre waren an ihr nicht spurlos vorübergegangen: ein Schlaganfall hatte sie halb gelähmt, und sie verbrachte ihre Tage nun im bequemen Rollstuhl, die fleißigen Hände immer mit einer feinen Nadelarbeit beschäftigt, ihr Geist aber war klar und regsam geblieben, und die Fühlsamkeit ihres gütigen Herzens reichte tief in die Seelen der Menschen, die um sie waren. Dirk goß alle sehnsüchtige Liebe und alle zweifelvolle Angst seines Herzens in die Begrüßung mit der alten Frau. Und sie spürte sein leidenschaftliches Offensein für das Reinste und Böseste, sie wußte wie eine Seherin um die Erschütterungen, die dem Herzen des Enkels bevorstanden, und um das schmerzvolle Stummwerden, das am Ende aller Leiden und Kämpfe steht.

Dirk Lanzknecht hatte sich mit kluger Überlegung einen festen Lebensplan gemacht, nur übersah er, daß er besser wußte, was er *nicht* wollte, als *was* er wollte. Das Streben, sich frei zu machen von dem aufgezwungenen Beruf nahm zunächst noch mehr von seiner Energie in Anspruch als das Suchen nach dem neuen Weg, den einzuschlagen er willens war. Trotzdem sah Dirk diese neue Bahn einigermaßen deutlich vor sich: er wollte sich eine Stellung als Schriftsteller und als Gelehrter schaffen. Er begann zu studieren und zu schreiben und wünschte ungeduldig die Zeit herbei, wo es ihm möglich sein würde, auch größere Pläne auszuführen.

Der gleichmäßig-eherne, jahrhundertgebundene Rhythmus des Hauses zum Lanzknecht war so empfindlich, daß es allmählich spürbar wurde, daß seit der Rückkehr des ältesten Sohnes darin eine Störung eingetreten war. Es gab keinen Streit, kaum einmal laute Meinungsverschiedenheiten, und doch war jeder davon berührt, daß sich im Hause zum Lanzknecht eine Kluft aufgetan hatte, an deren Rändern Menschen standen, die über den Abgrund nicht zusammenkommen konnten. Am ersten trat der Widerspruch zwischen den Brüdern zutage, als auch Jakob Ludwig, bald nach Dirks Heimkehr, in das Vaterhaus zurückkam. Zwei Welten standen sich auf einmal gegenüber: die Welt des Rausches und der Phantasie und die der harten Nüchternheit, der berechnenden Geschäftigkeit. Starke Lebensbejahung in beiden, aber die eine betrachtete die andere wie ein widerwilliges Spiel und wollte die Wahrheit nicht sehen, die hinter dem Lebenstrieb steckte. Jakob Ludwig verstand nicht, wie der Bruder angesichts der Fachkenntnisse, die er sich für das väterliche Geschäft angeeignet hatte, blendenden Illusionen und nichtigen Spielereien nachhing. Und Dirk wiederum sah in der praktischen Weltanschauung des jüngeren eine verzerrte Spießbürgerlichkeit, eine pathetische Tyrannis, die alles beherrschen wollte, was ihr in den Weg kam. Seit

Digitized by Google

Dirk wieder daheim war, hatte er sich, einem bestimmt geäußerten Wunsche des Vaters und dem liebevollen Zureden der Großmutter nachgebend, der überseeischen Korrespondenz des Hauses angenommen und arbeitete jeden Vormittag ein paar Stunden im Privatkontor, ohne irgendwelche innere Anteilnahme freilich, aber doch mit dem Verantwortlichkeitsgefühl, das jedem im Hause zum Lanzknecht angeboren und vererbt wurde. Die Versuche des Bruders, ihn mehr und persönlich für die Geschäfte des Hauses zu interessieren, wies er zurück, ohne seine Abscheu vor diesen Dingen verbergen zu können. Gekränkt sagte daher eines Tages Jakob Ludwig zu ihm: „Du willst nichts von unserem Geschäft wissen, Dirk, du tust sogar manchmal, als ob der Weinhandel eine Schande sei, aber die Früchte dieses Gewerbes pflückst du gern. Du glaubst, mit dem bißchen, was du, ungern genug, täglich da unten im Kontor tust, dir ein Recht zu sichern, daß das Haus dir ein behagliches Leben gewährt. Bei uns jedoch, das weißt du ganz genau, ist es Tradition, daß jeder seine Pflicht bis zum äußersten tut. Achtung kann ich nur vor Menschen haben, die mit ganzer Kraft arbeiten, für Tagedieberei habe ich nichts übrig, und ich, ich würde lieber hungern, als von Geld leben, das ich mir nicht selber ehrlich verdient habe."

Diese Vorwürfe trafen Dirk entsetzlich und tief. Er war unfähig vor Erregung, ein Wort darauf zu erwidern. Totenblaß stand er droben in der alten Giebelstube, die sein Reich geblieben war, während Lutz auf einem Flur mit den Eltern wohnte, vor dem jüngeren Bruder. Einen Augenblick lang schien es, als wolle er ihm einen Schlag versetzen, aber dann besann er sich, die Arme fielen ihm am Körper herab, und schweigend verließ er das Zimmer. Wie eine ganz neue Erleuchtung kam mit einemmal die Erkenntnis über ihn, daß in diesem Hause nichts für den Augenblick geschaffen war, alles schien für die Ewigkeit dazusein. Alles in diesem Hause atmete Ruhe, Beharrung, das ganze Lebensprinzip war auf sorgfältiges Ebenmaß abgestimmt. Wer diese Gleichmäßigkeit störte, griff in ein Gefüge ein, das stärker war als er und das mit ehernem Schwung über ihn hinwegrollen mußte. Man wurde in diesem Hause geboren, man lebte hier und starb hier, und wenn man nicht wollte, wie das Geschlecht es bestimmte, dann blieb man Gefangener des Hauses, mochte man sein, wo man wollte — ein Entrinnen gab es nicht.

In Jakob Ludwig war der Ärger rasch verraucht. Er ging alsbald dem Bruder nach und fand ihn in Gedanken versunken auf dem Treppenabsatz an das Geländer gelehnt. Als Dirk die Hand des Bruders auf den Schultern spürte, war es ihm, als zersprängen seine Visionen mit einem lauten Knall. Erschrocken sah er auf, und als seine Augen denen des Bruders begegneten, die rein und klar waren, wie einst die des knabenhaften Gespielen, da huschte ein verstehendes Lächeln um seine Lippen, und er schlug in die dargebotene Hand ein. Entzweiung war Schicksal und Versöhnung war Schicksal — sie waren nur tragische Komödianten in diesem Hause; sie hatten ein Gefolge von Geistern hinter sich, das sie antrieb und vorwärtspeitschte, bis der Tod sein Siegel auf Leidenschaften und Irrtümer drückte.

Es verursachte Dirk ein wohliges Gefühl der Geborgenheit, daß der häßliche Streit mit dem Bruder so rasch und so zart beigelegt worden war. Er preßte Jakob Ludwig an sich und sagte: „Wir wollen uns nie wieder so bittere Dinge sagen, Lutz. Du tust mir unrecht, wenn du mein Streben nicht ernst nimmst. Ich fühle eine Welt in mir, und ich will sie gestalten, aber dazu brauche ich Zeit und — euer Vertrauen. Lutz, du bist jung wie ich, du hast die Welt gesehen, du weißt, wie unendlich mannigfaltig und reich das Leben ist — du m u ß t mich verstehen!

„Du bist ein Schwärmer, Dirk," erwiderte Lutz kopfschüttelnd, „ich verstehe nicht alles, was du sagst. Aber das spüre ich doch, daß in dir ein starkes Wollen ist, etwas zu vollbringen, das dir und unsrem Hause Ehre macht. Ich glaube ja nicht, daß ich dir dabei werde helfen können, aber wenn du mich einmal brauchst, dann will ich für dich dasein."

★

Seit diesem Tag war das Verhältnis zwischen den Brüdern wieder ungetrübt, wenigstens nach außen, der innere Gegensatz jedoch war zu groß geworden, als daß er sich leicht hätte ausgleichen lassen. Jakob Ludwig versuchte indes nicht mehr, den Bruder in das Alltagsgetriebe des Geschäfts hineinzudrängen, sondern nahm ihm vielmehr noch manche Arbeit ab, die der Vater ihm aufgetragen hatte, damit Dirk für seine wissenschaftliche Tätigkeit Zeit und Muße gewänne. Denn nun war es auch Jakob Ludwigs Ehrgeiz, den Bruder dahin zu bringen, ein Werk zu schaffen, mit dem er die Berechtigung seines eigenwilligen Lebens gewissermaßen vor dem ganzen Hause rechtfertigen konnte.

Dirk empfand die feinfühlige Freundschaft des Bruders wohltuend, aber er wußte ihm dennoch keinen Dank dafür, denn er fürchtete, dadurch so tief verpflichtet zu werden, daß er seine persönliche Freiheit schließ-

Digitized by Google

lich zum Opfer bringen müßte. Er besaß den „Hochmut des Leidenden“, der ihn von seiner Umgebung trennte und ihn zwang, sich zu verstellen, um jene zu täuschen. Er glaubte, wie er dem Bruder gesagt hatte, die Elemente zum Bau einer Welt in sich zu haben, und suchte mit brennenden Sinnen das Schöpferwort, das aus dem Chaos einen Kosmos machen sollte, aber weil die Vorstellung seines Ideals in seinen innersten Gedanken, ihm selber unbewußt, noch nicht geklärt war, erwartete er den Lichtbringer von außen her und griff begierig alles auf, wovon er hoffte, daß ihm durch dessen Hilfe die Erkenntnis zum Erlebnis werden könnte.

In dieser Stimmung des Suchenden lernte er die anmutige, vornehme Marianne van Hees kennen. Gesehen hatte er sie freilich schon häufig, denn sie pflegte früher Frau Dorothea, ihre Tante God', regelmäßig zu besuchen, aber seit sie sich mit dem niederländischen Konsul Hendrik van Hees verheiratet hatte und nach den Kolonien übergesiedelt war, hatte er sie aus den Augen verloren. Nun aber begegnete er ihr bei der Großmutter wieder.

Dirk hatte eine Novelle, die Geschichte einer sehnsuchtsvollen Künstlerliebe, vollendet und war an einem stillen Nachmittag bei Frau Dorothea eingetreten, um sie ihr vorzulesen. Er legte großen Wert auf das Urteil der alten Dame und hatte aus ihren feinsinnigen Ratschlägen schon manchen Nutzen gezogen. Als er nun beim Lesen an die Stelle gekommen war, wo sich die Entwicklung der Katastrophe zuzuneigen beginnt, wurde Besuch gemeldet, und Marianne van Hees folgte der alten Babette auf dem Fuße. Das Wiedersehen nach langen Jahren der Trennung war zwischen beiden Frauen besonders herzlich und warm, und schon wollte Dirk, ein wenig ärgerlich über die Störung, sich zurückziehen, als die junge Frau ihn anredete und mit einem gewinnenden Lächeln zur Begrüßung seinen Handschlag forderte. Dirk war sofort mit aller ihm eigenen Ritterlichkeit auf dem Plan, und als Frau Dorothea nun nach Art alter Leute die Arbeit des Enkels rühmte und es beklagte, sie nur zur Hälfte gehört zu haben, wäre er gleich bereit gewesen, weiterzulesen, auch wenn ihn Marianne nicht dazu aufgefordert hätte. Sie aber meinte: „Ei, Tantchen, wenn Herr Dirk keine Angst vor dem großen Publikum hat, dann möchte ich sehr schön bitten, wenigstens das Ende der Geschichte hören zu dürfen.“

Mit ein paar Strichen zeichnete Dirk den bisherigen Gang der Handlung und fuhr dann da fort, wo er zuvor stehengeblieben war. Er saß zwischen den beiden Frauen, das Manuskript auf den Knien, und hatte sich bald ganz in seine Schöpfung versenkt. Kein Laut unterbrach ihn. Frau Dorothea freute sich seines guten Vortrags und seiner hohen Gedanken. In Marianne van Hees aber brach in dieser Stunde ein ungekannter Born auf. Sie war nur zwei, drei Jahre jünger als Dirk, aber das Leben hatte sie verschlossen und kühl gemacht, so daß sie viel älter wirkte, als sie war. Ihre Ehe mit dem bedeutend älteren, sehr zurückhaltenden und ganz leidenschaftslosen Hendrik van Hees hatte ihr nur ruhige Sicherheit, freundliches Gleichmaß und gediegene Wohlhabenheit beschert. Jetzt, angesichts des Dichters und im Genuß seines Werkes überkam sie blitzartig das Bewußtsein, daß ihr seitheriges Leben eine einzige Enttäuschung war, und daß es ein anderes Leben gäbe, voll von Blicken und Zärtlichkeiten und kleinen Kostbarkeiten, voll von Seligkeiten und Geheimnissen, und diese Empfindung überwältigte sie so, daß sie, als Dirk zu Ende gelesen hatte, die Hände vor das tränenüberströmte Gesicht schlug und den Kopf an der Schulter der von diesem Ausbruch überraschten Matrone barg.

Dirk war aufgesprungen, die Blätter des Manuskripts flatterten verstreut zur Erde. Er hielt beide Arme vorgestreckt, und sein männlich-schönes Antlitz war wie verklärt. Frau Dorothea erkannte fast augenblicks den mystischen Blitz, der diese beiden Herzen getroffen und entzündet hatte, und war berührt von dem Hauche eines geheimen und verhängnisvollen Schicksals. Sie gab dem Enkel einen leisen Wink, sich für jetzt zu entfernen, und zog dann die von Schmerz und Glück durchzitterte Seele des jungen Weibes an sich, gütig und verstehend, allbereit zu helfen und zu trösten.

Als am Abend Dirk nochmals bei der Großmutter vorsprach, um ihr nach lieber Gewohnheit ‚Gute Nacht‘ zu wünschen, fand er sie seltsam verändert. Sie sah ihm mit einer unendlichen Zärtlichkeit in die Augen. Dirk hatte das unbestimmte Gefühl eines Abschieds. Ihre Lippen bewegten sich, als sprächen sie ein Gebet und einen Segen. Dann hauchte sie einen Kuß auf die Stirn des Enkels und begann mit ihm zu sprechen: „Mein Bub, es ist eine heiße Glut in deinen Worten, die die Herzen verbrennt. Du hast es eben erst erlebt. Es wird dich vielleicht beglücken, jedoch es darf dich nicht stolz machen. Du hast eine Seele aus dem Dunklen ins Helle gerissen, du hast einem Menschenherzen tiefe Not bereitet. In euren Herzen werden Wünsche auftauchen und

Digitized by Google

Mittagsmahl. Gemälde von Prof. Albin Egger-Lienz

Digitized by Google

Digitized by Google

werden enttäuscht werden, und Wunsch wird sich auf Wunsch, Begierde auf Begierde, Erfüllung auf Erfüllung und wieder Wunsch auf Wunsch häufen, ein ganzes Leben lang. Gib der Begierde nicht nach, Kind. Denke daran, daß dieses Haus dich zu höchster Ehrlichkeit und letzter Selbstzucht verpflichtet. Die höchste Möglichkeit des Menschlichen ist die Entsagung."

„Laß mich den Kampf mit diesem unbekannten Schicksal aufnehmen, Großmutter, ich fühle mich stark genug dazu. Dieses Leben ist ein Anfang — meine innerste Leidenschaft weist mir den Weg zur Freiheit."

„Nein, Dirk, du irrst. Dein Leben ist kein Anfang, sondern ist Fortsetzung. Du kannst deine Vorfahren und kannst den Geist dieses Hauses aus deiner Seele nicht wegwischen . . ."

„O, dieses unselige Haus," unterbrach der junge Mensch sie fast außer sich, „wie kannst du, du, Großmutter, dich zum Fürsprech dieses Hauses machen, das ein Gefängnis ist!"

„Lästre nicht, Dirk," mahnte die alte Frau ernst, und ihre Stimme bebte, „du bist, was du bist, nur durch Gott und dieses Haus!" Und milder fuhr sie fort: „Du weißt, daß ich keine Anbeterin des goldnen Kalbes bin und mich mein ganzes Leben lang freizuhalten wußte von der Sklaverei unsres Hauses — es gibt hier eine Sklaverei! — aber gerade darum verkannte ich nie seinen guten Geist. Der Geist des Hauses zum Lanzknecht vermag dir Gleichgewicht zu geben, verleugne ihn nicht. Ich sehe, daß du einen schlimmen Weg gehen willst — vielleicht ist es dein Schicksal, daß du ihn gehen mußt. Aber wenn du am Ende dieses Weges stehen wirst, wenn dein Wunsch zu einem Wahn geworden sein wird, dann überwinde die Gefahr des Absturzes durch den guten Geist deines Vaterhauses. Es ist das letzte, was ich dir zu sagen vermag."

Dirk hatte die letzten dunklen Worte der Greisin nicht verstanden. Wohl war sein Wollen auch diesmal ehrlich und aufrichtig, jedoch der triebhafte Strom in seinem Herzen brauste schicksalhaft darüber hinweg und riß ihn in seinen Strudel.

Frau Dorothea war durch die Erlebnisse dieses Tages so erschöpft, daß sie mit einer Ohnmacht zu kämpfen hatte, als sie sich mit Hilfe der alten Babette auskleidete. Als sie dann im Bett lag, spürte sie kaum mehr den Schlag ihres Pulses. Ängstlich verfolgte die treue Dienerin die Ermattung und das Erbleichen der Herrin, doch als diese ihr lächelnd ein paar beschwichtigende Worte sagte und ihr auftrug, den Herrn des Hauses zu ihr zu bitten, beruhigte sie sich wieder und sah in der plötzlichen Schwäche ihrer Frau nichts anderes als ein vorübergehendes Angegriffensein, wie es Leute in solch hohem Alter gelegentlich befällt.

Aber Frau Dorothea wußte besser, wie es um sie stand, und als der Sohn an ihrem Bett saß, begann sie ohne Umschweife: „Du bist mir immer ein braver, treuer Sohn gewesen, Fritz, ich bin stolz auf dich und ich danke dir für alle Liebe, die du mir erzeigt hast. Du hast mich zu einer glücklichen Mutter gemacht. Du gehst deinen geraden, unbeirrbaren Weg des Rechtes. Aber, mein Bub, vergiß darüber die Liebe nicht! Nein," wehrte sie ab, als er sprechen wollte, „ich weiß, was du sagen willst. Wie für mich, so bist du auch voller Liebe für deine Familie und für dieses Haus. Du würdest alles hingeben, nur um sie glücklich und in Ehren zu sehen — aber es gibt noch eine andere Liebe: die Liebe des Verzichtes. Und diese Liebe, meine ich, sollst du nicht verkennen. Du hast zwei Söhne, die beide versprechen, wertvolle Menschen zu werden, um die dich heute schon manch einer beneiden darf. Laß es dir genug sein, daß einer von ihnen in deine Fußstapfen als Kaufmann tritt und laß den anderen dem Berufe folgen, den er in sich fühlt. Fritz, es ist die Pflicht deiner Vaterliebe, daß du auf deinen Lieblingsgedanken verzichtest. Wir Menschen sind doch nur Werkzeuge und ein höherer Wille bestimmt unser Schicksal."

Längst nicht mehr saß Jakob Friedrich neben dem Bett der Mutter. Erregt ging er in der Stube auf und ab und merkte so nicht, wie die alte Frau vollkommen erschöpft in die Kissen zurücksank. Alles was er gegen die Mutter vorzubringen hatte, redete er sich stürmisch vom Herzen, und als er endlich mit einem heftigen, energischen „Nein!" schloß, glaubte er, als Sieger die Tradition des Hauses zum Lanzknecht gerettet zu haben.

Aber die alte Frau hatte seine Verteidigungsrede gar nicht mehr vernommen. Ihre Sinne waren halbbetäubt, aber ihre Gedanken suchten und suchten einen Halt, irrten durch unendliche Dunkelheiten, flohen durch endlose Lebensräume und fanden sich endlich an ihrem letzten Ausgang in ehrfürchtiger Anbetung. Und plötzlich löste sich alles Heimweh in Licht auf, der edle Bogen dieses reinen Lebens neigte sich tief zur Muttererde, ein heiliger Segen entströmte dem brechenden Herzen, und auf geweihten Fittichen glitt eine beglückte Menschenseele in die Ewigkeit.

Dirk war der erste, der, vom Vater gerufen, an dem Totenbett der geliebten Großmutter stand. Aber das war gar nicht die

Digitized by Google

alte achtzigjährige Dorothea Lanzknecht — das war ja die junge, schöne Dorothea Clausius, die so viel Sonnenschein in dieses ernste Haus gebracht hatte.

Im Hause zum Lanzknecht rief der plötzliche Tod der verehrten Greisin äußerlich keine großen Veränderungen hervor. Es fand sich, daß Frau Dorothea in einem Testament den Wunsch ausgesprochen hatte, Dirk möchte ihre Zimmer, so wie sie wären, mit allen Möbeln und allen Kunstgegenständen übernehmen und sie sich zur Wohnung wählen, solange es ihm gefiele, und Jakob Friedrich, der seit dem Tode der Mutter noch ernster geworden zu sein schien, empfahl dem Sohne, diese Erbschaft anzunehmen. Es bedurfte sehr wohl des Zuredens, denn Dirk, so tief ihn das reiche Geschenk der Großmutter rührte, zögerte doch, es anzunehmen, denn es war ihm, als werde ihm ein Netz übergeworfen, aus dem er sich nie mehr freimachen konnte. Er sah, wie das alte Haus die Arme nach ihm ausstreckte, um ihn endgültig an sich zu ziehen, — fügte sich schließlich doch der lockenden Behaglichkeit und dem Bewußtsein, immer von dem schützenden Geist der gütevollen Frau umschwebt zu sein.

Jakob Friedrich war durch den Ausgang, den sein letztes Gespräch mit der Mutter gehabt hatte, noch immer tiefer erschüttert, als er sich anmerken ließ. Zum erstenmal in seinem Leben hatte er Mühe, sich im Gleichgewicht zu halten, aber schließlich war es gerade das Haus zum Lanzknecht, das ihm die innere Festigkeit wiedergab. Seine Gefühle Dirk gegenüber waren geteilt in schmerzliche Resignation und zornmütige Ablehnung, indessen vermied er es, ihnen Ausdruck zu geben und überließ den Sohn weiter sich selbst, um in dem glättenden Fluß der Zeit zu einem ruhigen, festen Entschluß gelangen zu können.

Aber die Unruhe des Frühlings war in der Luft, und die Stadt war voll vom Duft der steigenden Säfte, der schwellenden Knospen und der zum Gebären bereiten Erde. Dirk spürte das Gären und Werden in sich, das mit Gewalt nach einem Ausbruch drängte, und er empfand die Einsamkeit seines vom Hause zum Lanzknecht bedingten Menschentums wie einen Schmerz. Der Gedanke an Flucht rauschte jählings in ihm auf und betäubte ihn wie eine Verführung.

Der Haß gegen das Haus zum Lanzknecht ätzte seine Seele tief und tiefer. Es war aber ein mutloser, vergeblicher Haß, der in einer wehen, eigensinnigen Liebe verkrampft war, ein schmerzhafter, lebenfürchtender Haß, der weiß, daß irgendein Tod auf ihn steht. Mit seinem Haß übertäubte Dirk, ohne sich dessen bewußt zu sein, seine Liebe zu dem Hause. Er wähnte, es bedürfe nur eines Gefühls, um sich losreißen zu können, und glaubte sich schon frei, weil er zu hassen vermeinte, jedoch sein Haß war nichts anderes als eine ohnmächtige Liebe, und je zorniger er an seinen Fesseln zerrte, desto empfindlicher schnitten sie ihm ins Fleisch. Das Haus zum Lanzknecht wollte Sieger bleiben über Liebe und Haß.

Der brennende Schrei nach dem Sinn des Lebens trieb Dirk immer wieder in die Einsamkeit. Zweifel und Gewissenskämpfe über die Möglichkeit einer Flucht dorrten sein Herz aus. Da fiel ihm mitten in der tiefsten Niedergedrücktheit die schöne Marianne van Hees ein, und eine unbändige Lust, mit dieser Frau das Schicksal zu versuchen, ließ seinen Lebenswillen wieder mit aller Kraft in die Höhe schnellen.

Seit dem Tode Frau Dorotheas hatte er sie nicht wiedergesehen. In jenen trauervollen Tagen war sie zwar auch im Hause zum Lanzknecht gewesen, aber Dirk war in keine Verbindung mit ihr gekommen. Jetzt war sein Entschluß, sie zu besuchen, kaum gefaßt, als er ihn auch schon ausführte.

Er fand sie in ihrem Heim im Westen der Stadt, dessen Prunk seltsam abstach gegen die gediegene Solidität des Hauses zum Lanzknecht, und wurde mit offenkundigem Entzücken begrüßt. Er war wie in einem Taumel, denn Marianne erschien ihm begehrenswerter als je, seine Liebe zu ihr durchdrang ihn in allen Fibern.

Als sie ihm zur Begrüßung die Hand reichte, führte er sie höflich an die Lippen, viel lieber hätte er die Frau an sich gerissen und sie mit heißen Küssen trunken gemacht. So sehr er sich beherrschte, vermochte er nicht, zu verhindern, daß sein fiebriges vollkommenes Außersichsein die empfindsamen Nerven des Weibes berührte und sie im höchsten Grade erschütterte. Ihre erste Gefühlsregung war, sich ihm zu entziehen, ihn fortzuschicken und ihm zu verbieten, sich ihr je wieder zu nähern, aber sie wurde überströmt von einem unbeschreiblichen Lichtüberfluß, sie wuchs hoch und hoffnungsvoll und war, eingedenk ihrer ersten leidenschaftlichen Begegnung, bereit, die Weihe zu empfangen, die ihr die Liebe dieses Mannes mit dämonischer Macht gewähren zu wollen schien.

Dirk erfuhr bald, wie es um Marianne stand. Ihre Ehe war ein ungestörtes, kühles Nebeneinanderleben, der Konsul war die Rücksicht selbst und erfüllte seiner Frau jeden Wunsch, soweit es ihm sein großes Vermögen nur immer erlaubte. Er war viel auf Reisen und Marianne kannte den Schauder und die

Digitized by Google

Angst einsamer Stunden. Es gab Augenblicke, wo sie den ganzen Reichtum, der sie umgab, geopfert hätte für das Zusammensein mit einem Menschen, der nur um ihretwillen da wäre.

Dirk fühlte sich von einer rauschenden Welle fortgerissen. Er fiel vor der Frau nieder und preßte ihre Hände an seine Schläfen.

„Marianne, ich liebe dich, ich liebe dich! Ich will nur für dich dasein, nur für dich leben. Ich wußte es ja nicht, wie ich mich nach dir gesehnt habe . . . du . . . du . . ."

Er bedeckte ihre Hände mit Küssen und sie wehrte dem Ansturm nicht. Die glückseligste Stunde hatte sie wie eine unerwartete Lawine jäh überfallen. Ihr Herz war so glücksüchtig, daß alle Befangenheiten und alle Bedenken in einem Meer der süßesten Empfindungen untergingen.

„Und ich, ich habe auf dich gewartet, Dirk, bei Tag und bei Nacht. Ich habe dich an meinem Hause vorübergehen sehen, und mein Herz hat nach dir geschrien . . . Du hast es nicht gehört . . ."

„Dein Ruf war wohl um mich, Geliebte, ich habe ihn nur nicht vernommen, weil ich in einem Gefängnis war und meine Einsamkeit mich betäubte."

„Jetzt aber bist du frei — und glücklich?"

„Frei! frei, durch meine Liebe zu dir. Glücklich, weil du mich liebst!"

Er sprang auf und riß sie mit empor und hielt sie fest in seinen Armen. Sie trieben auf hohem Meer in göttlichem Alleinsein, ihre Seelen erzitterten in überglücklichem Gleichklang und erschauerten ahnungsvoll vor zauberhaften Geheimnissen.

Immer aufs neue sagten sie sich ihre Liebe, und wie ein reiner, blauer Südlandstag umströmte sie das verklärende Licht ihres Glückes.

Es verging kein Tag, an dem sie sich nicht sahen. Da Herr van Hees sich auf einer dienstlichen Reise befand, ergab es sich von selbst, daß Dirk täglich zu Marianne kam. Sie erlebten ein völlig neues Dasein und genossen ihre Liebe wie eine tiefe träumerische Wiedergeburt.

Je mehr sich in ihnen Gegenwärtiges und Künftiges vermischte, desto beengender empfanden sie die Feindseligkeit der Umwelt. Drohend stand das Haus zum Lanzknecht in den Gedanken Dirks, und Marianne fühlte sich bedrückt durch ihre Ehe. So drängten ihnen die Mächte der Selbsterhaltung gewaltsam den Gedanken an Flucht auf. Es war ein schmerzliches unbewußtes Mißtrauen gegen sich selbst, das sie aus dem Paradies reiner Kinderglückseligkeit hinaustrieb auf den tobenden Ozean der Leidenschaften. Sie litten am Schicksal ihrer Liebe wie an einer schmerzhaften Wunde, ohne die Ursache ihres Leidens zu kennen.

Dirk, der ja auch schon vorher an Flucht gedacht hatte, war es, der zuerst das Wort Italien aussprach. Marianne nahm es wie ein Stichwort auf, und es dauerte nicht lange, da häuften sie alle Wünsche ihrer Sehnsucht auf Florenz. Dennoch wären sie wohl zu keinem raschen Entschluß gekommen, wenn nicht Dirks Vater nach langem Bedenken und Erwägen endlich dem Sohne seinen Willen kundgegeben hätte, ihn nunmehr als volle Arbeitskraft im Kontor des Hauses zum Lanzknecht zu sehen. Er habe ihm, erklärte er, seit seiner Rückkehr aus dem Ausland genügend lange Zeit gelassen, sich in die heimischen Verhältnisse hineinzufinden, und erwarte nun, daß er seine ihm von den Vorfahren überkommene Pflicht im Geschäft tue. Wohl wisse er, daß Dirk andre Pläne hege, und er habe auch mit Bedauern gesehen, daß er sich nicht gescheut habe, den guten alten Namen der Lanzknecht in die Zeitungen zu bringen, aber das seien phantastische Träumereien. Wenn er seinen Posten im Geschäft ordentlich ausfülle, und es bliebe ihm dann noch Zeit, ein Steckenpferd zu reiten, so habe das Haus zum Lanzknecht schließlich auch noch Raum dafür. Mit dieser Konzession wollte Jakob Friedrich die Manen Frau Dorotheas beruhigen.

Dirk hörte aus den Worten des Vaters nur Unterdrückung und wehrte sich mit leidenschaftlicher Beredsamkeit dagegen. Aber der Wille des Hauses zum Lanzknecht war Unterwerfung ohne Bedingung. So verstand Jakob Friedrich die Notwendigkeit, die Mission des Hauses zum Lanzknecht sicherzustellen bis in ferne Zeiten.

Nach der verhängnisvollen Auseinandersetzung mit dem Vater eilte Dirk sofort zu Marianne. Sie nahm seinen Bericht fast mit Frohlocken auf, denn nun glaubte sie endlich den Weg in die Freiheit zu sehen. Sie wußte Dirk zu überzeugen, daß ihm jetzt in der Tat nichts anderes übrig bliebe, als wegzugehen, und so setzte er denn die Abreise für den anderen Morgen fest. Das Ziel sollte Florenz sein, wo er für seine Arbeit die nötige Sammlung zu finden hoffte.

Die wenigen Reisevorbereitungen, die Dirk notwendig dünkten, waren bald getroffen, ohne daß es von jemand im Hause gemerkt worden wäre. Aber als dann die Stunde des Abschieds da war, waren seine Glieder seltsam schwer. Er wollte keiner sentimentalen Regung nachgeben, und dennoch, als er die Haustüre hinter sich zuzog,

Digitized by Google

fühlte er Herzklopfen bis in die Kehle hinauf. Das Haus zum Lanzknecht stand in der Abenddämmerung still und traulich, nichts Feindseliges war an ihm. Es war Dirk, als sähe er es wieder mit den Augen des Knaben: stolz, eigensinnig, aber behaglich, hafensicher, unergründlich in der dunklen Verbundenheit der Generationen. Er wußte in diesem Augenblick nicht mehr, ob er das alte Haus liebe oder hasse, das aber fühlte er durch alle Vereinsamung hindurch, daß Anfang und Ende seines Schicksals in diesen Mauern lagen. Seine Jugend schritt über die blutsverwandte Schwelle, die Kette lockerte sich, aber sie zerbrach nicht, konnte niemals zerbrechen. Und so vollendete sich der dritte Kreis seines Lebens im Symbol eines Letzten, eines Zu-Ende-seins.

★

In der Arnostadt fand Dirk in der Casa Aldiani in der Via de' Serragli ein freundliches Nest, zwei Zimmer, sehr einfach ausgestattet, aber mit einer herrlichen Aussicht. Das größere machte er zu seinem Arbeitszimmer und schon am ersten Abend begann er mit der Ausarbeitung des Dramenentwurfs, der schon einige Zeit seine Phantasie beschäftigte. Indes schon am anderen Tag wartete seiner eine unverhoffte Überraschung: Frau Marianne war ihm nachgereist und in einem einfachen, kleinen Gasthof in der Innenstadt abgestiegen. Das Wiedersehen war bei Dirk nicht ganz frei von Sorgen, aber dennoch verströmten die nächsten Tage den Liebenden in Märchenschönheit und in der Leidenschaft des Künstlerlebens.

So groß indes ihr Durst nach neuen Erlebnissen war, so fühlten sie doch schließlich ein Müdewerden, eine Übersättigung, und es gab Stunden, wo sie einander nichts mehr zu sagen hatten. Dirk hatte das Bedürfnis, allein zu sein und zu arbeiten. Marianne wollte davon nicht viel wissen, sie beklagte sich über Vernachlässigung und fing an, sich zu langweilen. Die Primitivität ihrer Häuslichkeit bereitete ihr Unbehagen, sie entbehrte die Bequemlichkeiten, die ihr daheim Selbstverständlichkeit waren. Dirk fand sie, als er einmal nach einer Stunde begnadeten Schaffens zu ihr kam, unwirsch und eigensinnig wie ein verwöhntes Kind und war enttäuscht, als sie es ablehnte, sich das entstehende Werk vorlesen zu lassen. Es kam, obwohl Dirk jede Gereiztheit unterdrückte, zu einer Auseinandersetzung, in deren Verlauf Marianne ihre überstürzte Reise, die sie so vielen Unannehmlichkeiten aussetzte, heftig beklagte. Vergebens versuchte Dirk, sie am Sprechen zu verhindern, um sie beide nicht noch mehr zu entwürdigen, denn er fühlte sich wie beraubt und zerschlagen von der Selbstsucht der Frau, die er mehr als irgendeine andere zur Mitwisserin seiner Seele gemacht hatte. Er schämte sich für sie und wollte der letzten bitteren Wendung um jeden Preis ausweichen. Deshalb verließ er sie, verzweifelt über ihre Tränen und Vorwürfe, ohne sich zu rechtfertigen oder zu verteidigen. Es war für ihn ein furchtbarer Schlag, daß ihre Liebe schon zerbrochen sein sollte, ehe sie noch richtig erstarkt war. Verzagt und ohne Hoffnung irrte er durch die Straßen, bis ihn ein beharrlicher Regen in die Casa Aldiani trieb. Hier traf er auf seinem Zimmer Marianne. Sie fiel ihm um den Hals, als er eintrat, und bat ihn unter den zärtlichsten Liebkosungen ihr häßliches Benehmen ab. Eine heiße Welle der Freude spülte allen Unmut und Gram aus Dirks Herzen und mit jungenhaftem Übermut gab er sich der leidenschaftlichen Versöhnung hin.

Als er am anderen Mittag Marianne zum gemeinsamen Mahl abholen wollte, war sie nicht zu Hause. Er wollte auf sie warten, aber der geschwätzige Wirt berichtete ihm, daß der Gemahl der Dame dagewesen sei, der eine lange, ganz ruhige Aussprache mit der jungen Frau gehabt habe und dann mit ihr zum Bahnhof gegangen sei, um mit dem Mittagszuge abzureisen. Ob denn kein Briefchen für ihn da sei, keine Bestellung? Nein, nichts! Die junge Frau habe sehr verweinte Augen gehabt, wäre aber anscheinend mit den Vorschlägen ihres Mannes einverstanden gewesen, denn sie habe sich beim Fortgehen zutraulich in seinen Arm geschmiegt.

Kein Gruß, keine Nachricht tagelang! Dirk schickte einen langen Brief an Mariannens Frankfurter Adresse — er kam nach wenigen Tagen mit dem Vermerk „Annahme verweigert" zurück. War das die Frau, die lieber mit ihm ans Ende der Welt gehen wollte, als im Luxus leben? Er wartete in fieberischer Ungeduld auf ein Zeichen Mariannens, das den Zusammenhang der letzten Vorgänge erklären sollte — nichts erhellte die böse Ungewißheit, nichts hemmte die rastlose Flut seiner marternden Gedanken. Marianne und ihre Welt waren versunken für ihn auf ewig.

Es waren Tage der Demütigung und des Verzagens, bis sich Dirk zu der bitteren Einsicht durchgerungen hatte, daß alles so sein mußte, wie es war. Dann aber erwachten Trotz und Zorn in ihm, alle Träume fielen von ihm ab, und wirklich und sinnennah erhob sich vor seinem inneren Blick das Kunstwerk, zu dessen Vollbringung er jetzt reif geworden war. In dem festlichen Schaffen befreite er

sich von aller Lästerung und aller Raserei. Die Unrast zügelloser Vorstellungen vermochte er zu bändigen, die Leidenschaft aufgeregter Gesichte zu dämmen — und so entstand in wenig Tagen das Drama seines Ichs, eigener Bekenntnisse voll, aber doch hineingehoben in das Schicksal der Allgemeinheit, eine flammende Notwendigkeit aus Wahrheit und Irrtum und zuletzt ein Zeugnis aus der Welt der Rätsel und Geheimnisse.

Er schwankte, nachdem er das Werk vollendet hatte, ob er es an ein Theater senden oder einem Vertrieb übergeben sollte, schloß es dann aber ein und gab sich der lächelnden Gelassenheit hin, die eine Frucht seiner harmonischen, inneren Befriedigung war, und die ihm half, seine Neigung zu Marianne van Hees, wenn auch mit Wunden und Schmerzen, zu überwinden.

Da kam Lutz. Er brachte eine Botschaft des Vaters, daß Dirk nach Hause kommen könne, wann er wolle, sein Platz im Hause zum Lanzknecht sei offen und für ihn da, es sollte ihm alles verziehen sein, wenn er sich dem Willen des Vaters fügte. Lutz war gütig und freundlich gegen den älteren Bruder, wie man es gegen Kranke ist, kein Wort des Tadels oder der Mißbilligung kam über seine Lippen, durch eine herzliche Selbstverständlichkeit erleichterte er es Dirk, sich mit ihm auszusprechen. Und als Dirk dem Bruder alles gesagt hatte, was ihn seit der Flucht aus dem Hause zum Lanzknecht bewegt und gequält hatte, als er ihn einen Blick tun ließ in sein Werk, da war es für Jakob Ludwig wie eine feierliche Bekehrung, als er sagte: „Ich bin hergekommen mit Zweifeln und Mißtrauen, ich werde heimreisen mit neuem Glauben an dich, mein Dirk. Zwar, du weißt: meine Welt ist eine andere als deine, aber ich sehe nun doch, daß in dir nicht bloß der Wille zur Kunst ist, sondern auch die Kraft zum Vollbringen. Mir scheint, das widerspricht nicht dem Geist unsres Hauses. Vielleicht gelingt es mir, auch den Vater davon zu überzeugen, der, das glaube mir, schwer an euren Meinungsverschiedenheiten trägt. Ich würde mich freuen, wenn du mit mir heimkämest und wieder in unsre Gemeinschaft trätest . . ."

Dirk unterbrach den Bruder: „Ich kann nicht, Lutz! Ich danke dir für deine Liebe. Aber es sind doch mehr als bloße Meinungsverschiedenheiten zwischen Vater und mir — es sind zwei Welten, die einander gegenüberstehen . . . zwei Zeiten . . . Ich kann nicht eher nach Hause kommen, als bis eine Brücke über beide geschlagen ist . . . und ob das überhaupt möglich sein wird? Nun aber, die mannhafte Fröhlichkeit, die du mitgebracht hast, macht mich glücklich und reich. Ich möchte hier bleiben, wo ich mich frei fühle von den Fesseln der Tradition und unbeengt von jenem strengen Druck unsres alten, finstren Hauses. Dem Willen des Vaters mich unterwerfen, das kann ich nicht. Ich bin des Glaubens, daß mich das Schicksal nicht ohne Absicht in die Welt hinausgesandt hat und ich bin willens, meinen vorgezeichneten Weg zu gehen . . ."

„Deinen vorgezeichneten Weg?" sagte Lutz beim Abschied. „Ich weiß, daß es Lanzknecht gab, die auch fortstrebten von dem Hause, das du geflohen hast, aber jeder ist noch dahin zurückgekehrt . . . vor hundert Jahren . . . es wird wohl auch heute noch so sein . . . Darum, Dirk: auf Wiedersehen im Hause zum Lanzknecht."

Diese Worte des jüngeren Bruders, die sich in dessen Mund so seltsam ausnahmen und fast wie eine Weissagung klangen, ließen eine kummervolle Sehnsucht in Dirk zurück. So schön es hier war, so prangend die Üppigkeit des Landes ihn lockte — die Sehnsucht nach der Heimat sog doch alles andre in sich auf. Er nahm das erneute Erlebnis des Südens dankbar als eine grandiose Bereicherung seiner Seele hin, jedoch fruchtbar werden, das erkannte er nun in Stunden verschmachtender Einsamkeit, konnte er nur auf dem Boden der Heimat. Mochten Bitternisse sein Herz zerpflügen, mochten Enttäuschungen ihn zerspalten, Verständnislosigkeit ihn zermürben — aus dem Heimatboden würde er doch immer wieder Kraft und Blutfrische in sich ziehen, um sein Ziel zu erreichen. Sein Ziel? Was war denn noch sein Ziel? Mit Entsetzen sah er plötzlich diese Frage in seinen Weg geschleudert. Er rang mit ihr und rief alles zu Hilfe, was seinen Glauben, seine Zuversicht, sein Selbstbewußtsein und seinen Stolz ausmachte, aber er hatte keinen Gewinn davon. Wohl klangen die gläubigen Worte des Bruders noch lange wohltuend in ihm nach, jedoch nach und nach begann mit ihnen eine Dissonanz zu schwingen, erst leise und zitternd, dann vernehmlicher und stärker, bis sie zuletzt den harmonischen Akkord ganz übertönte. Es flog ihm wie eine Ahnung durchs Gehirn, als ob er sich nicht selbst betrüge, als ob der Geist des Hauses zum Lanzknecht nicht doch das beste Erbteil seines Seins wäre. Schreckenvoll riß er das Manuskript seines Dramas aus der Schublade und versenkte sich mit fieberheißem Kopfe in jeden Satz, in jeden Gedanken. Und die Worte und Gestalten kamen ihm plötzlich schwächlich und blaß vor, er fand keinen rechten Zusammenhang mehr zwischen

der Sprache und den Dingen und warf zuletzt die Blätter mit einem Ekel in das Behältnis zurück. War er wahnsinnig? War denn das Leben nichts weiter als Selbsttäuschung, Hohn und Maskenspiel? Wie ein Mal eherner Ruhe und friedsamer Geborgenheit tauchte das Bild des Hauses zum Lanzknecht in den verzweiflungsvollen Gewissenskämpfen vor ihm auf und fachte seine Sehnsucht zu einem lodernden Scheiterhaufen an, auf dem er alles verbrannte, was er angebetet hatte . . .

Als das Telegramm der biederen Vermieterin der Casa Aldiani im Hause zum Lanzknecht eintraf mit der Nachricht, daß „Signor Dirco" an einem schweren Nervenfieber erkrankt sei, erbot sich sogleich Lutz, nach Florenz zu eilen und den Bruder zu betreuen, jedoch Jakob Friedrich erklärte, daß er selber fahren wolle. Er reiste noch am selben Tage ab und stand bereits am nächsten Abend am Krankenlager des ältesten Sohnes. Dirk erkannte ihn nicht. In seinen Fieberträumen wirbelten Menschen und Dinge durcheinander, wilde Rufe nach Marianne verknoteten sich mit stammelnden Abbitten an das Haus zum Lanzknecht, kraftvoller Stolz verebbte in wimmernder Verzweiflung. Die Hand des Kranken lag in der des Vaters, ohne es zu wissen. Jakob Friedrichs Antlitz war undurchdringlich und unbewegt. Was in ihm vorging, wußten nur Gott und er selbst, kein Mensch hat es je erfahren.

Als der Sturm des Fiebers nachließ und der Arzt keine Bedenken gegen einen Transport des Kranken in die Heimat hatte, bereitete Jakob Friedrich alles für die Heimfahrt vor. Nach Erledigung von mancherlei Gängen begab er sich in die Casa Aldiani zurück. Dirk war zum erstenmal bei klarem Bewußtsein. Er sah den Vater in sein Zimmer treten und glaubte zuerst an einen bösen Traum; er erschrak, als er seine Stimme vernahm und wähnte, daß nun das Gericht über ihn kommen werde. Die Sanftmut und die Besorgtheit des Vaters erschütterten ihn derart, daß er in Tränen ausbrach. Und in dieser leidenschaftlichen Flut reinigte Dirk Lanzknecht sich von allem Hasse gegen die Gebundenheit seines Schicksals, und wie ein heilender Balsam floß die Erkenntnis in sein Herz, daß da ein Zusammengehörigsein und ein Zusammenhalten wäre, stark wie das Leben selbst, und das wie eine wundertätige Fügung zerbrochene Lebensschiffe sicher in den bergenden Hafen geleite.

Auf der ganzen Reise wurde zwischen Vater und Sohn kein Wort über das Vergangene oder über das Künftige gesprochen. Nur einmal, als der Zug den Main überfuhr und Dirk feuchten Auges die wundersame Silhouette der geliebten Vaterstadt grüßte, sagte Jakob Friedrich: „Du bist nun wieder daheim, Dirk, jetzt werde gesund an Leib und Seele — und dann magst du entscheiden, was werden soll."

Dirk sagte weder ja noch nein, er fühlte sich von dem Geiste jener gütigen alten Frau umschwebt, die ihn noch über das Grab hinaus behütete. Schon keimte in seinem vom Fieber geschwächten Körper neuer Mut, und er spürte neue Aufgaben, die ihm das Leben übertragen werde, um seinen Kräften neue Entfaltung zu gewähren.

Und als er, gestützt von Vater und Bruder, über die Schwelle des Hauses zum Lanzknecht schritt, beugte er sich vor seinem Schicksal, umweht von einer jahrhundertealten, ehrwürdigen und stolzen Vergangenheit, denn nun verstand er das letzte Wort Frau Dorotheas, daß der Geist dieses Hauses Symbol und Mythos zugleich sei, und mit dem wiedergewonnenen Glauben an das Haus zum Lanzknecht, das den Zerstörten nun gütig in seinen Mutterschoß aufnahm, wußte er auch, daß alles, was sich vollzog, mit Notwendigkeit geschah und daß über Irrsal und Verwirrung die ewige Wahrheit steht. Das Haus zum Lanzknecht aber war Sieger geblieben über Liebe und Haß.

## Heimat. Von Will Scheller

Die Sehnsucht nach der Heimat ist
Wie ein Gebet von jungen Müttern,
Wie Kinder, welche Vögel füttern,
Und wie ein Buch, das man vermißt.

Die Sehnsucht nach der Heimat ist
So sehr in allem und im Blut,
Daß jeder Frost und jede Glut
Aus ihr hervorgegangen ist.

Digitized by Google

# La Malinconia

## Eine herbstliche Elegie von Karla Höcker

I.

### Preludio

Durchsichtig sind die Blätter
Und die Wälder, die braun werden und schweigen.
Durchsichtig wie Glas ist mein Herz.
Es zittert im Winde gleich jenen Blättern,
Alt ist es wie die Wälder geworden
Und schweigsam.
Die Blätter welken und fallen ab,
Und werden wiederkommen.
Aber mein Herz, mein Herz ist zerbrochen.

II.

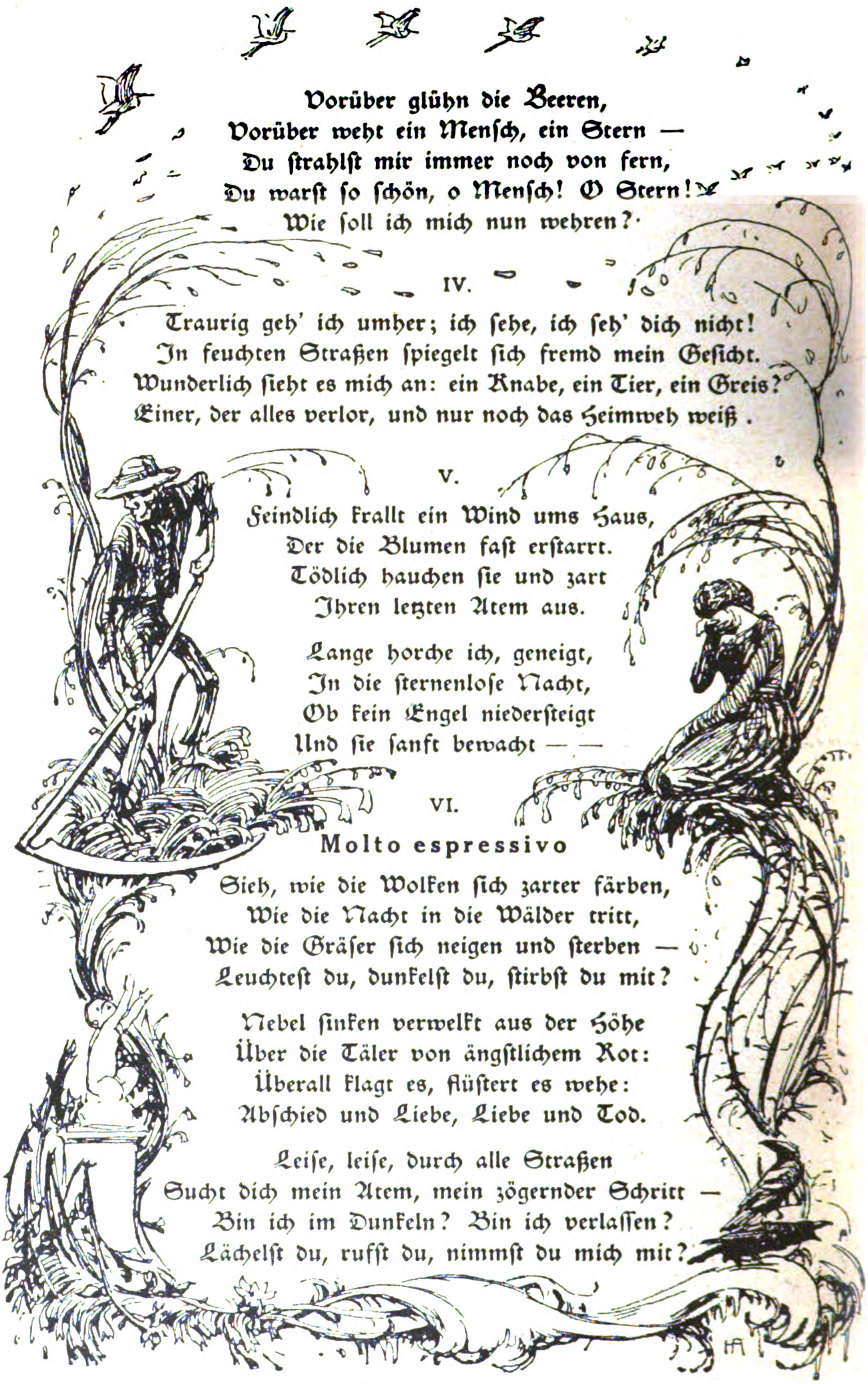
Sehnsüchtiger Knabe, der vor dem Fenster steht —
Jeder Abend schließt dich in mein Gebet.
Lange noch wach' ich, gelehnt an die stumme Wand,
Und fühle dein Atmen, dein Haar, jede Gebärde der Hand —
Sehnsüchtiger Knabe, der Abend für Abend wacht,
Lächle! Ich bin bei dir, ich komme in Bangnis und Nacht.
Leise wie Uhrenschlag kling' ich in deinen Traum,
Dir zu Füßen fall' ich als Blatt vom Baum,
Ferne wandl' ich als Stern — du lächelst und siehst mich nicht —
Und als Regen küsse ich sanft dein heißes Gesicht.

III.

### Rondo

Es weht ein kleines Blatt vom Baum;
Wie lautlos sind die Tage!
Was ich im Herzen trage
Verstummt vor Wort und Klage
Und weint nur manchmal früh im Traum.

Digitized by Google



Vorüber glühn die Beeren,
Vorüber weht ein Mensch, ein Stern —
Du strahlst mir immer noch von fern,
Du warst so schön, o Mensch! O Stern!
Wie soll ich mich nun wehren?

IV.

Traurig geh' ich umher; ich sehe, ich seh' dich nicht!
In feuchten Straßen spiegelt sich fremd mein Gesicht.
Wunderlich sieht es mich an: ein Knabe, ein Tier, ein Greis?
Einer, der alles verlor, und nur noch das Heimweh weiß.

V.

Feindlich krallt ein Wind ums Haus,
Der die Blumen fast erstarrt.
Tödlich hauchen sie und zart
Ihren letzten Atem aus.

Lange horche ich, geneigt,
In die sternenlose Nacht,
Ob kein Engel niedersteigt
Und sie sanft bewacht — —

VI.

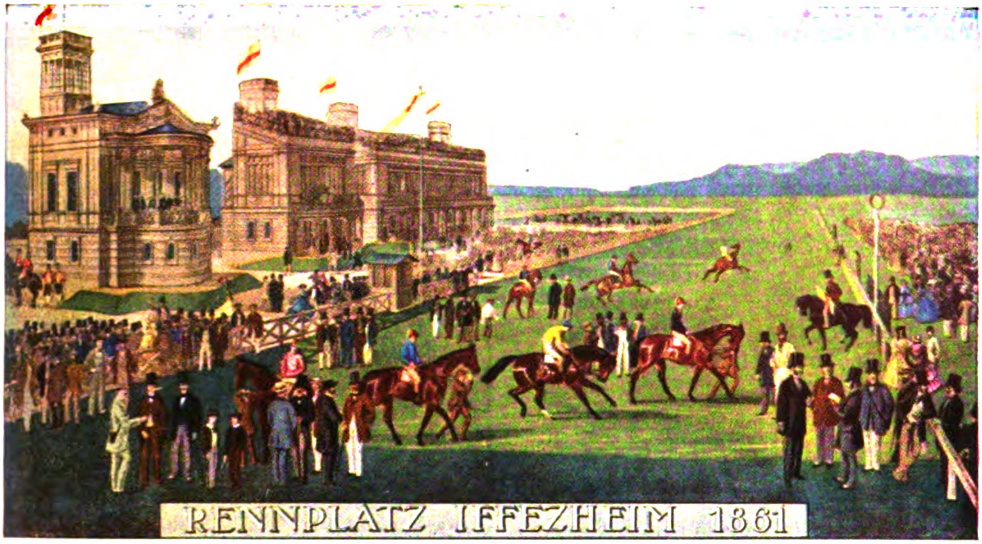
Molto espressivo

Sieh, wie die Wolken sich zarter färben,
Wie die Nacht in die Wälder tritt,
Wie die Gräser sich neigen und sterben —
Leuchtest du, dunkelst du, stirbst du mit?

Nebel sinken verwelkt aus der Höhe
Über die Täler von ängstlichem Rot:
Überall klagt es, flüstert es wehe:
Abschied und Liebe, Liebe und Tod.

Leise, leise, durch alle Straßen
Sucht dich mein Atem, mein zögernder Schritt —
Bin ich im Dunkeln? Bin ich verlassen?
Lächelst du, rufst du, nimmst du mich mit?

Digitized by Google



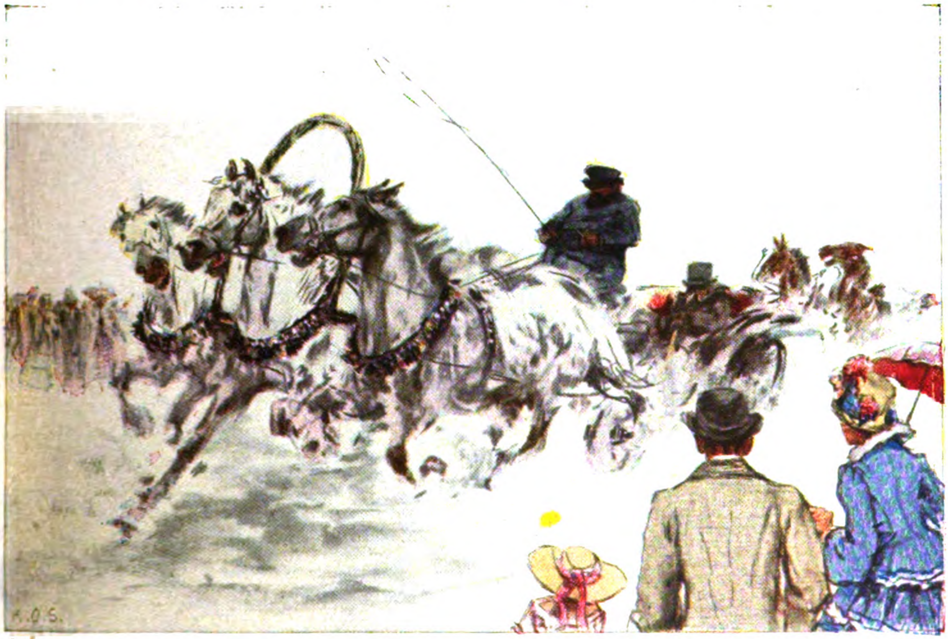

Plakat nach einem in Paris befindlichen Gemälde des Rennplatzes vom Jahre 1861

# Iffezheim

## Von Käthe Olshausen-Schönberger

Mit neun Abbildungen nach Zeichnungen der Verfasserin

Jahr um Jahr erwacht ein idyllisch gelegenes kleines Dörfchen nahe dem weltberühmten Kurort Baden-Baden im Hochsommer zu einer bereits geschichtlich gewordenen Bedeutung im Rennsport. Die Bauernhöfe beherbergen in den eigens zu diesem Zwecke erbauten Boxen Rennpferde aus allen Ländern und im silbrigen Frühlicht zieht allmorgendlich die Schar der Edlen hinaus zur Trainierbahn, um die Morgen-



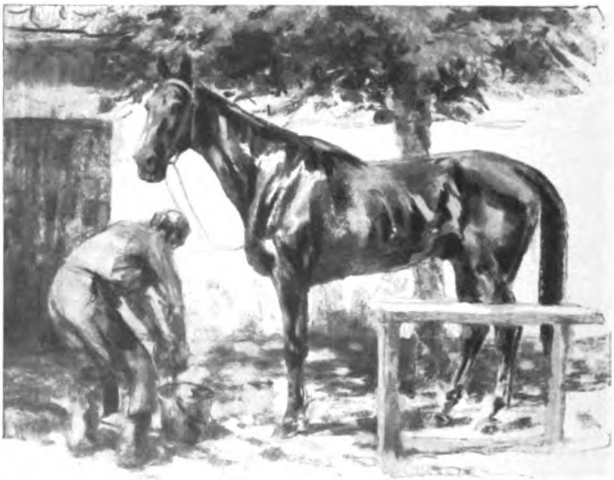
Fürst Menschikoffs Schimmeltroika auf der Rückkehr von Iffezheim 1865—1890



Digitized by Google

arbeit zu verrichten. Stallburschen und Trainer queren die Dorfstraßen, und neben der gemütlichen badischen Mundart hört man Englisch, Französisch und Italienisch.

Im Jahre 1856 beschloß eine Gruppe von vornehmen Sportsleuten die Gründung der Rennbahn in Iffezheim, und 1858 fanden die ersten Rennen dort statt. Damit trat auch Baden-Baden in die Reihe der großen Kurorte internationalen Gepräges. Wie vor dem Kriege 1870/71 alles, was elegant sein wollte und Hochachtung beanspruchte, französisch sein mußte, zeigte sich auch Baden-Baden in vollkommen französischer Aufmachung. Französisch war die offizielle Sprache, das Badeblatt brachte alle Bekanntmachungen und Anzeigen französisch, und die ganze Kurverwaltung lag in Händen eines Pariser Advokaten. Diese „Franzosenzeit" bildete den Anfang der Glanzzeit des Oosstädtchens, welches durch seine unvergleichliche landschaftliche Schönheit, dann aber auch durch die Spielbank und die alljährlich sich steigernde Anziehungskraft der Iffezheimer Rennen Fremde aus allen Weltgegenden anzog. Die Kurliste des Jahres 1858 weist schon Gäste aus Südamerika, Java, Westindien, Persien, Mauritius und sogar St. Helena auf. Der Zeitungsbericht über das erste Rennen am 6. September 1858 erzählt begeistert von dem Ereignis, das die ganze Bevölkerung der Umgegend auf die Beine brachte. Das Dorf Iffezheim empfing, mit Kränzen und Fahnen geschmückt, die von Baden-Baden über Oos in glänzenden Equipagen heranrollenden hohen Gäste. Drei massive Pavillons hatte man erbaut; einen für die fürstlichen Familien, den zweiten für „geeignete Personen" und einen dritten für Zuschauer höherer Stände. Der Starter fungierte zu Pferde, indem er eine gelb-rot-gelbe Fahne schwang. Das erste Pferd, welches an diesem Tage zum erstenmal die Bahn durchlief und siegte, war Frh. v. Gemmingens „Amazone" im Preis der Favorite. Ganz nebensächlich, denn um die wichtigen großen Rennen, wie den Großen Preis von Baden-Baden und den Preis von Frankreich bewarben sich nur französische Pferde, wie man überhaupt glauben konnte, man befinde sich in Longchamps oder Auteuil und nicht auf einem deutschen Rennplatz. Von 1858 bis 1870 herrschen die alten historischen Namen Frankreichs vor; auf den Tribünen wie im Sattel sieht man die Herzöge von Aumale, von Gramont, von Penthièvre, von Chartres und von Beaufort, den Grafen von Paris, die Prinzen Murat und von Joinville, dazu gesellen sich die führenden französischen Rennleute. England war in erster Linie durch den Herzog von Hamilton und Brandon vertreten, der viele Jahrzehnte hindurch häufig auch in Baden-Baden residierte, das die Träger berühmter Namen und Inhaber riesiger Vermögen immer mehr anzog. Trotzdem hielten sich die Preise des Kurortes auf so bescheidener Höhe, daß jedermann sie erschwingen konnte; so liest man z. B., daß ein



Nach der Morgenarbeit

Digitized by Google

Kincsems dritter Sieg im Großen Preis von Baden-Baden 1876

Thermalbad einfacher Art zwölf bis sechzehn Kreuzer kostete, das teuerste kam auf 1 fl. 30 kr. Der Geist der Nepperei, der einem heutzutage fast alles verleidet, war damals noch unbekannt. Zur Rennwoche kamen in der Hauptsache Ausländer, doch wird einmal neben den vielen anderen illustren Kurgästen auch Berthold Auerbach mit Hochachtung genannt.

An den Zwischentagen, wo keine Rennen gelaufen wurden, fand ein glänzender Korso in der berühmten Lichtentaler Allee statt, wobei zwei „Musikchöre" abwechselnd spielten und die oft phantastischen Geschirre der Pferde nicht weniger wie die allerneuesten kostbaren Pariser Toiletten der Damen Aufsehen erregten. Im Theater gastierte die Comédie française und im Konversationshause fanden Konzerte statt, wo Franz Liszt, Joseph Wieniawski, Sophie Menter und Frau Artot de Padilla, begleitet von ihrem Gatten, die erlesensten musikalischen Genüsse boten. Die vierzig Berichterstatter aus aller Welt, die im Jahre 1868 zur Rennwoche erschienen waren, hatten genügend Stoff, um sich die Hände wund zu kritzeln. Opferte man doch auch noch dem Taubenschießsport in Iffezheim wahre Hekatomben, deren Höhepunkt einmal mit zwanzigtausend lebenden Tauben bei zwölf Lieferungen erreicht wurde.

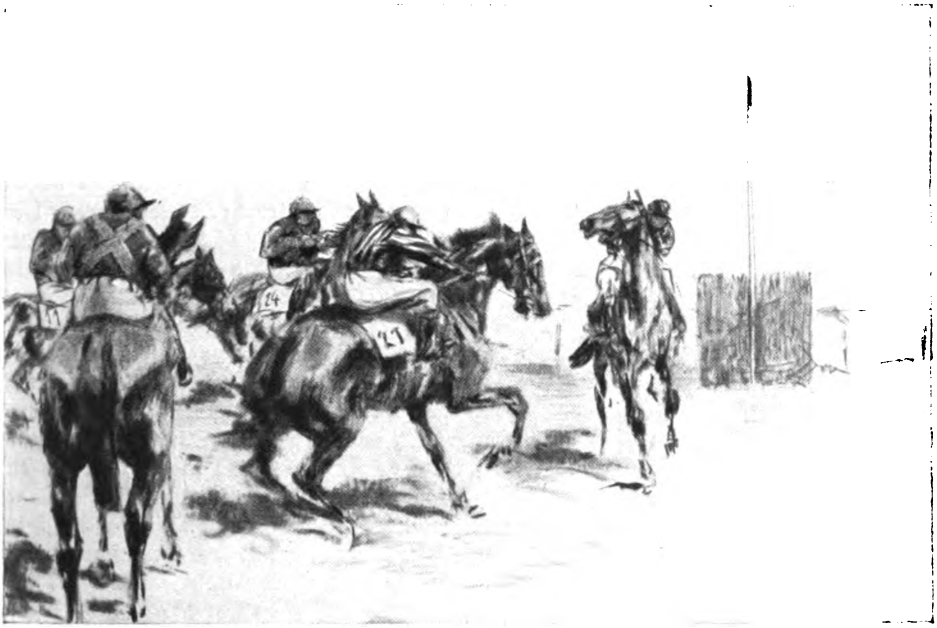
Im Jahre 1867 wurde das große kontinentale St. Leger zu einem internationalen erweitert, wodurch auch englische Pferde Zutritt dazu erhielten. Jetzt traten nach und nach neben den großen französischen Namen auch jene der später zu internationalem Ruf gelangten deutschen, österreichischen und ungarischen Rennstallbesitzer in den Vordergrund. Mit dem deutsch-französischen Krieg zerfiel die ganze Franzosenherrlichkeit, die aus Iffezheim und Baden-Baden fast rein französische Plätze gemacht hatte. Baden-Baden rückt jetzt in das Zeichen der Russen, von welchen manche sich hier ganz niederließen. Wir lesen die Namen Galitzin, Belosselsky, Gagarine, Turgenjew, vor allen andern jedoch von Fürst Menschikoff, dem Oberbefehlshaber im Krimkriege, der sich einen wundervollen Besitz in Baden-Baden kaufte und dem Ort seinen besonderen Stempel aufdrückte. Er starb 1890, aber seine Absonderlichkeiten werden noch heute mit vielen Ausschmückungen erzählt. Aus meiner

Digitized by Google

frühesten Kindheit spiegeln sich hier in sonderbarem Zusammenhang die damaligen Baden-Badener Ereignisse in Erinnerungen aus der Kinderstube wider. Ich spielte niemals mit Puppen, sondern wie ein Bub nur mit Pferden, und man konnte mir keine größere Freude machen, als wenn man ein neues hölzernes Exemplar für meinen Marstall mitbrachte. Irgend jemand hatte mir sechsjähriger wilder Pferdefreundin gesagt, ich triebe es wie Menschikoff, und dieser Name blieb daher voll neidischer Bewunderung für einen Mann, der so viele, viele wirkliche, lebendige Pferde sein eigen nannte, in meinem Gedächtnis haften. Eines meiner neuesten Pferde, ein herrlich nach Lack duftendes Jahrmarksschnitzwerk, hatte noch keinen Namen, und vertrauensvoll wandte ich mich an die Großen, sie sollten mir helfen, etwas recht Wohlklingendes für dieses Prachtpferd zu finden. Und es bekam auch den herrlichsten Namen, denn bei uns Wienern lebte noch nach Jahrzehnten voller Stolz das Andenken an „Kincsem" fort, die Wunderstute, welche, nie geschlagen, von Baden-Baden drei Jahre hintereinander den Großen Preis nach Österreich brachte und nur einmal in England in einem toten Rennen um den halben Sieg gebracht wurde. Als ich jetzt mit dem achtzigjährigen ehemaligen Rennbahnverwalter K. in seinem Obstgärtchen in Iffezheim plauderte und er seine vielen Erinnerungen auskramte, in welchen gerade Fürst Menschikoff und Kincsems dreimaliger Sieg eine Rolle spielten, fiel mir das alles aus der Kindheit wieder ein, und ich mußte unwillkürlich seufzen. Die Gegenwart mit Motor und Kilometerraserei ist eine schlechte Begleiterin des Rennsports, denn nicht die Prüfung auf dem grünen Rasen allein machte den Reiz aus, dazu gehörte vorher und nachher der Wagenkorso mit schönen Pferden und geschickten Fahrern. Wie die Praterfahrt nach der Freudenau hinaus und zurück den Rennen erst einen besonderen Zauber verlieh, dem ganz Wien sich hingab, so gestaltete sich auch die Auffahrt nach Iffezheim und die Heimfahrt nach Baden-Baden zu einem eindrucksvollen Wettbewerb. Fürst Menschikoff pflegte in einer Schimmeltroika zu fahren und besaß ganz prachtvolle Traber; er kam auch im Viererzug, doch den übertraf

Auf dem Sattelplatz

Digitized by Google



Schwieriger Start beim Fürstenberg-Memorial 1925

Graf Tassilo Festetics mit seinem glänzenden Fünferzug ungarischer Pferde, den er selbst mit bekannter Meisterschaft lenkte. Ihm stand der berühmte Sportsmann Graf Zdenko Kinsky nicht nach, und man kann sich denken, daß die Badener Kurgäste da ein ganz erlesenes Schauspiel zu sehen bekamen. Fürst Menschikoff gelang übrigens das, was der Franzose überaus treffend „épater les bourgeois" nennt, in hohem Maße, und es ist kein Wunder, daß man dem alten Sonderling noch besondere Extravaganzen dazu andichtete. So erzählt man heute noch, er habe eine Vorliebe für die so seltenen weißgeborenen Schimmel gehabt und vierzig davon besessen. In Wahrheit hatte er allerdings eine Vorliebe für Schimmel, und als er starb, hinterließ er zweiundvierzig Pferde, Rotschimmel, Apfelschimmel, Eisenschimmel und was es sonst noch an Variationen gab. Von den gleichfalls auf über vierzig gebrachten Doggen der Fama bleiben in Wahrheit nur etwa zehn Hunde übrig, und das herrliche Hundebadezimmer wird kaum mehr als ein schöner Zwinger gewesen sein. Tatsächlich bekamen aber die vielen Pferde und das reichlich vorhandene Personal ihre nötige Bewegung und jede Stunde konnte man ein anderes Gespann bewundern. Da sauste der alte Krimkrieger in seinem russischen Lieblingsgefährt, der Troika, durch die Lichtentaler Allee; da Seine Durchlaucht aber nicht allgegenwärtig sein konnte, fuhren der schmucke Zweispänner und der pompöse Viererzug mit nur einem oder zwei gravitätisch dreinblinzelnden Hunden im Fond des Wagens spazieren. So ging es ziemlich den ganzen Tag, die Schimmel und die dicken russischen Kutscher bekamen ihr nötiges Pensum, nur die Herren Hunde brauchten wenig zu laufen.

Von 1872 an begann für Iffezheim eine neue Ära. Es wurde der Internationale Klub unter dem Präsidium des Fürsten Carl Egon von Fürstenberg gegründet, zu welchem Zweck eine Aktiengesellschaft gebildet wurde. Die Franzosen blieben grollend fern und kamen erst in den 80er Jahren spärlich zurück, trotzdem nahmen die Rennen einen Aufschwung, wenn auch unter anderen Voraussetzungen. Die Hauptbeteiligung fand im Herbst statt, wo die Offiziersrennen unter den Augen des alten Kaisers Wilhelm I. regelmäßig bis zu seinem Tode abgehalten wurden. Vom Jahre 1882 an wurde das Taubenschießen infolge eines Antrags des Tierschutzvereins an den badischen Landtag aufgehoben, was die Stadt Baden und dem Internationalen Klub zu verschiedenen heftigen, doch vergeblichen Protesten veranlaßte. Nach und nach ist ja überall die lebende

Taube durch die Tontaube ersetzt worden. — Das größte sportliche Ereignis spielte sich wohl in den Jahren 1877, 1878 und 1879 ab, wo Herrn v. Blaskovits' berühmte „Kincsem“ drei Jahre hintereinander den Großen Preis von Baden-Baden für Österreich-Ungarn gewann. Das königliche Hauptgestüt Graditz hatte Pech und gewann nur ein einziges Mal mit „Hammurabi“ den Großen Preis. Im übrigen fiel derselbe seit der Gründung bis 1924 neunundzwanzigmal an Frankreich, sechzehnmal an Deutschland, neunmal an Österreich-Ungarn, dreimal an England und zweimal an Rußland. Interessant ist die Kurve, welche der Große Preis im Laufe der Jahre durchmaß. Von 1858—1860 betrug er 14 000 Fr., stieg dann 1865—1872 auf 20 000 Fr. Mit der dann stattfindenden Gründung des Internationalen Klubs kam er auf 12 000 M. und sank 1874 gar auf 6000 M. 1875—1882 hielt er sich auf 10 000 M. und begann dann progressiv zu steigen um 1895 achtzigtausend zu erreichen. Vom Präsidenten Fürst Carl Egon von Fürstenberg auf 100 000 gebracht, sank er aber bald wieder auf 80 000 zurück, ja 50 000, erkletterte schließlich wieder die 80 000 und durfte als Inflationsgipfel ganze dreihundertzwölf Millionen buchen. Gegenwärtig beträgt er 70 000 M.

An Schönheit kann sich mit der Iffezheimer Bahn so leicht keine zweite messen. Allein die Einfahrt zu den Tribünen und der Sattelplatz machen mit ihren im vorbereitenden Gründungsjahr 1856 von Frankreich eingeführten und gepflanzten Reihen von herrlichen kanadischen Pappeln einen wunderbaren Eindruck. Diese Bäume haben sich in dem gesegneten Klima prachtvoll entwickelt und halten den ganzen großen Platz unter breit wogendem Schatten. Die altmodischen Pavillons aus der nicht grade auf dem Gipfel des Geschmackes stehenden Gründungszeit sind

Aditi siegt unter Jockey Janek

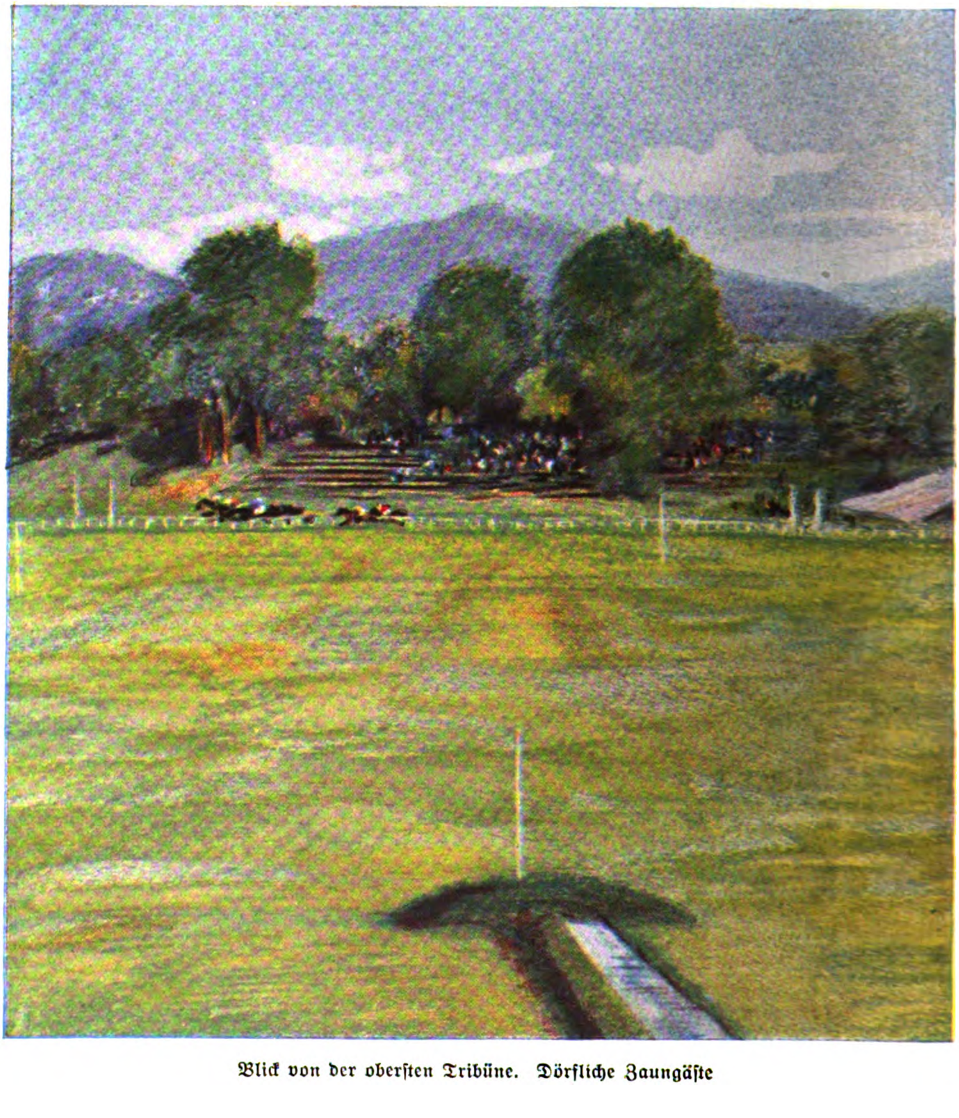
Digitized by Google

Hinter den Tribünen

Digitized by Google

noch vorhanden, verschwinden aber ziemlich neben der großen Tribüne. Wundervoll ist der Blick über die von baumbestandenen welligen Hügeln flankierte Rennbahn auf die Höhen des Schwarzwaldes vom Murgtal bis über Achern hinaus, mit dem Merkur der Ebersteinburg, dem Alten Schloß, der Yburg, Alt- und Neu-Windeck.

Wenn die vornehmen, vierbeinigen Gäste die Iffezheimer Boxen verlassen haben und der internationale Schwarm sich verlaufen hat, kommt der Kehraus. Die Bahn sieht noch einmal buntes Leben, bevor sie zur Ruhe geht und flüchtige Hufe galoppieren unter dem lauten Zuruf ländlicher Zuschauer abermals um Preis und Sieg in die Runde. Ein fröhliches Bauernrennen beschließt die festlichen Tage und dann sinkt Iffezheim wieder zurück in sein beschauliches dörfliches Dasein. Die alten Leute sitzen im Winter beisammen und erzählen sich und den Jungen von den früheren schöneren Zeiten, wo die ungarischen Magnaten mit den Russen um die Wette fuhren und schöne Pariserinnen mit ihren fabelhaften Krinolinen den halben Wagen bedeckten. Wie lange noch, und die letzten Zeugen aus jenen bunten Tagen, wenige Achtzigjährige, welche eine ganz andere „Franzosenzeit“ damals mitmachten, als wir heute, sind gegangen.



Blick von der obersten Tribüne. Dörfliche Zaungäste

Digitized by Google

**Schreitende**

**Studie zu einer Kleinplastik von Prof. Hugo Lederer**

(Akademie-Ausstellung Berlin 1925)

Digitized by Google

Digitized by Google

# Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

## Meine Puppen. Von Käthe Kruse

Käthe Kruse über Puppen? Setzt das nicht eine allzu starke Einseitigkeit voraus? Sie wird natürlich nur ihre eignen schön finden —. Wer so denkt, dem kann ich sagen: ich rede sehr ungern und ich würde am liebsten nur durch Puppen sprechen. Aber da höre ich, wie ein guter Geschäftsfreund sagt: „Das Publikum ist ja so gedankenlos! Es ist doch den Leuten ganz gleich, was sie kaufen. Es soll billig sein und nach möglichst viel aussehen. Und glauben Sie vielleicht, der Kaufmann hat Zeit, sich hinzustellen und das Publikum zu belehren? Dazu sind wir nicht da. Wir wollen verkaufen.“ Und wenn er ein moderner Kaufmann ist, so setzt er hinzu: „und möglichst viel verdienen.“

Da steh' ich traurig im Spielwarenladen. Ich persönlich kann mich nicht beklagen über das Publikum. Aber wohin steuern wir? Durch welchen Wust von Geschmacklosigkeit, Schund und Häßlichkeit muß das Publikum sich hindurchfinden, um zu den wenigen Spielsachen zu kommen, die nicht nur gut erdacht und gemacht sind, sondern dann auch noch das bißchen Liebesflügelstaub tragen, das doch schließlich zum Spielzeug gehört wie Lebensluft. Ich versuche vielleicht noch, dem Kaufmann ein wenig Lust zu machen dazu, diese Dinge aus dem Allgemeinen herauszuheben, aber er zeigt auf die Verkäuferin, die eben eine Laufpuppe vorführt, dies grausige, kleine amerikanische Ungeheuer, das fast so breit ist wie lang und die unförmigen Beine im Parademarsch über den Ladentisch schmeißt. Grausamer kleiner Fetisch, steif, grell, blöd und welterobernd stapftest du mit den verrückt gewordenen Schlenkerbeinen daher, unabwendbar ist dein Sieg, denn du kostest zwischen vier Mark und acht Mark fix und fertig angezogen, und 50 Zentimeter groß! Und wenn du ganz wunderbar bist, dann hast du eine Mamastimme im Leib.

„Sehen Sie,“ sagte der Kaufmann zu mir, „das geht! Warum machen Sie das nicht auch? Sie müssen jetzt Mamastimme machen und —“ Aber hier verstummt er, weil ihn ein Blick traf, der den Abgrund offenbarte.

Allüberall ist es das Publikum, der Moloch, in dessen Namen Grauslichkeiten fabriziert, gedichtet, komponiert, entworfen werden, weil es angeblich verlangt wird. Ist das wirklich und wahrhaftig wahr? Würdest du, liebes Publikum, wenn nun plötzlich einmal nur Gutes auf den Markt käme, nichts mehr kaufen, nichts mehr sehen und hören wollen? Ich sage nein! Ich nehme dich immer in Schutz, ich behaupte, daß du gut bist, willig, dankbar, leicht zu lenken, und daß nur zu oberflächlich produziert wird. Der Produzierende und der Vertreibende sind die Sünder, glaube ich, sie machen sich's leicht, und dann sagen sie: „Das Publikum will das so.“ Aber das ist gar nicht wahr, sage ich, es nähme ebenso gern das Gute! Ich glaube nicht, daß das Publikum (das gedankenlose und deshalb auch unternehmungslustige!) hemmt, sondern der Handel. Der Handel will Geld machen, das geht am besten mit alteingeführten Dingen von mittelmäßigem Geschmack, nicht mit Neuem, wofür man erst Käufer werben und gewinnen muß. Das Publikum aber will nicht denken. Und eine kühle Stimme fügt hinzu: und dabei fühlen sich beide ausgezeichnet!

Aber das mag ich nicht hören, solches Hinnehmen bestehender Zustände ist schrecklich, da gäbe es keine Hoffnung und keinen Fortschritt. Nein, wenn der Handel zu bequem ist, so soll man das Publikum ermuntern. Immer wieder. Denn Es ist die Macht, nicht der Handel! Komm her, Publikum, du sollst nicht gedankenlos sein, wo es sich um Kind und Spielzeug handelt! Sei meinetwegen gleichgültig bei Toiletten- und Parfümfragen, aber nicht beim Schenken fürs Kind. Nein, da nicht!

Es handelt sich zunächst um gar keine Geschmacksfrage. Ich will vor allem sagen, was die Puppe sein muß: die Puppe muß etwas zum Liebhaben sein. Dies ist ihr Sinn und Zweck. Ich kenne keinen andern. Und was hat man lieb? Was ist es, das Liebe erweckt, was ist Liebe? Da sind wir von der Puppe zum allertiefsten Problem gelangt. Und das ist gewiß erstaunlich und wert darüber stille zu stehen. Es gibt eben keine kleinen Dinge im Leben, überall ist's tief. Man muß nur hinsehen wollen. Liebe ist: umarmen wollen. Zärtlich sein dürfen. Streicheln, anschmiegen, sorgen, pflegen dürfen. Alle Liebe beginnt und endet damit. Man liebt nicht etwas, ohne zu wünschen, es umarmen, wenigstens anfühlen zu dürfen.

Hebt sich nicht unsre Hand leicht, beim Anblick eines Kätzchens, streichelt sie nicht fast unwillkürlich über das runde Kinderköpfchen? Anfassen wollen wir, was uns zarte, liebevolle Empfindungen erweckt, und daraus



Digitized by Google

folgt, daß Fühlen und Anfühlen dasselbe sind. Das ist, so einfach es klingen mag, der bloßgelegte, einfache Kern eines vielgestaltigen Rätsels. Im Grunde sind ja alle Dinge einfach, wenn es gelingt, auf den Grund zu kommen! Nicht von mir stammt der Gedanke. Diese Erkenntnis ist der Schluß einer langen Gedankenkette, die mein Mann über die Wirkung der plastischen Form gesponnen hat und die darin gipfelt, daß alle Form sich an die Hand, nicht an das Auge wendet. Das kleine Buch, das jetzt eben erscheint (Max Kruse, Ein Weg zu neuer Form, Georg W. Dietrich Verlag, München), dürfte Aufsehen erregen, denn es ist gar nicht abzusehen, welchen Einfluß seine Erkenntnisse auf die Gestaltung unsres Lebens gewinnen werden. Nicht nur des äußeren Lebens, der Gestaltung unserer Umgebung, sondern vor allem auf die Entwicklung unseres Gefühlslebens.

Ich hörte eine moderne Frau sagen: „Gefühle erwecken? Zärtlichkeit? Um Gottes willen. Es gibt gerade genug Gefühlsduselei in der Welt. Lassen wir die kindlichen Gefühle schlafen, die Mädels von heute brauchen was andres als Gefühle."

Diese moderne Mutter wird vielleicht hingehen und etwas kaufen, was keine Gefühle erwecken soll, irgendeine Groteskpuppe. Eine Karikatur, ein Greuel. Die Industrie ist ja vorwiegend auf Geschmacksverirrungen eingestellt. Aber, verehrte Frau, Sie täuschen sich! Es gibt keine plastische Form (und auch die Puppe, in jeder Art, ist Form), die nicht Gefühle erweckt! Ihr armes kleines Mädel oder Bübchen wird sich fürchten vor der grotesken Puppe, aber es kennt seine Gefühle noch nicht, und er ist gut, der kleine Mensch, und artig und freudewillig: die kleine Hand hebt sich zögernd dem unverständlichen Beelzebub entgegen. Und nun geschieht etwas Merkwürdiges: sofern er weich ist (d. h. stoffig), wird er trotzdem Liebe erwecken! Ist er hart, kalt und steif, so wird er bald verdorben und mißachtet herumfliegen.

Als Beispiel möchte ich eine kleine Negerpuppe anführen, die es in England und Amerika gibt, ähnlich hergestellt wie unsere bekannten Steiff-Filz-Puppen, aber aus pechrabenschwarzem Filz gepreßt, mit schwarzem Katzenfell als Kopfhaar, grellen Glasaugen und knallrot eingesticktem Mund.

Diese entschieden etwas teuflisch, fratzenhaft wirkende Puppe wird massenhaft umgesetzt. Und Fabrikation und Handel schließen daraus, daß das Fratzenhafte eben der Wunsch der Zeit ist. Aber sie irren. Es ist vielmehr so: das Publikum kauft diese Puppe, weil sie billig ist und blufft. Das Kind aber liebt diese Puppe nicht w e i l, sondern schließlich t r o t z d e m! Weil sie gut im Arm zu fühlen ist! Weil sie warm ist und weich (verhältnismäßig)! Weil man unbesorgt damit spielen kann. Ach, das Kind lernt die Schliche der Liebe! Es braucht ja nicht hinzusehen, nur zu fühlen, dann i s t ' s ein Kind. Und am Ende lernt es über das Häßliche hinwegsehen und das Verunstaltete trotzdem lieben. Oder erst recht! Oder es wird eben einfach abgestumpft! Oder es bekommt einen schlechten Geschmack.

Wollte derjenige, der die Puppe schenkte, diese Wirkung ausüben? Denn es gibt nichts ohne Wirkung, ganz besonders Kindern gegenüber. Und Gedankenlosigkeit, das ist Roheit. Der schenkende Erwachsene, der große Beglücker, muß sich fragen, welche Absicht er hat, welche Wirkung er auslösen will oder kann. Er will einfach einem Kinde eine Freude machen? Schön. Aber es darf nicht mehr als 20 Pfennige kosten. Oder zwanzig Mark. Schön. Aber eben nun suche, großer Beglücker, nicht etwas aus was möglichst „viel hermacht", denn dafür hat die erwartungsvolle kleine Seele gottlob noch keinen Maßstab, soll ihn wenigstens noch keinesfalls haben, sondern suche etwas gut Konstruiertes, etwas, womit es wirklich spielen kann, was seine kleine Phantasie laufen läßt. D a s wird es lieben. Darin wird es dich lieben. Die gleich entzweigehende Prunkgabe ist ihm einfach eine Enttäuschung. Und du dazu. Darum merke man: Puppen sind nicht mit den Augen, sondern mit den Händen, dem Gefühl, zu beurteilen. Eine nicht schöne, aber weiche Puppe kann geliebt werden. Eine bildschöne, aber harte und kalte Puppe bleibt tot. Charakteristisch ist ferner, daß nur richtige Formen die entsprechenden Gefühle erwecken, daß also z. B. falsch konstruierte Proportionen oder falsch gebildete Körperteile (wie der durchgenähte Hüftstrich bei den Schlenkerpuppen an Stelle des an dieser Stelle von der Hand erwarteten Rundteilchens) nicht das entsprechende angenehme Gefühl erwecken. Die Hand erschrickt gewissermaßen, sie fühlt einen Stummel. Sie hat aber ganz bestimmte Erinnerungen und gerade deren Formen erwartet sie. Bei einer falschen Form stellt sich das Gefühl, das die richtige Form hervorruft, nicht ein. Man kann das leicht selbst probieren.

Man sage nicht, das seien Spitzfindigkeiten, das Kind hätte genug Phantasie usw. Gewiß hat es die! Aus einem Nichts kann es sich alles zaubern. Das ist recht. Aber wenn man ihm etwas schlecht vormacht, dann schmeißt man seiner Phantasie Knüppel

zwischen die Beine. Entweder nichts oder Gutes.

Dieses „was vormachen" überhaupt! Welche Gedankenarbeit z. B. muß nicht die Konstruktion der Gelenkpuppe verursacht haben. Dies Gebilde, das so aussehen soll, als ob es ein Kind wäre. Das alles mögliche soll tun können an Stellungen. Ach und welcher Erfolg! Wenn man sie mit nüchternen Augen betrachtet: wie überaus abstoßend sind diese zusammengeschraubten Gliedmaßen, dies häßliche Gemisch von realistischen

Mätzchen und tatsächlichem Unvermögen. Das gilt auch von den schauderhaft konstruierten Gelenken der Lederpuppen. Diese abscheulichen Oberschenkelstümpfe, diese Gabelkonstruktion der Hüft- und Kniegelenke. Und diese Porzellan- oder Zelluloid- oder Gummihändchen mit Scharnieren am Lederrumpf befestigt! Wo hat Natur uns das vorgemacht: Zwei verschiedene Stoffe für die Gliedmaßen eines Körpers? Sind wir nicht alle aus einem Stoff und von einer Haut umzogen? Wo quietscht und quarrt die Natur, wenn sie sich bewegt? Und wie sitzt der viel zu lange Porzellanhals im Kugelgelenk! Kann man das lieben? Hat man schon einmal eine Kugelgelenkpuppe, nachdem sie den Laden verlassen hat, in einer nicht irgendwie verrenkten Stellung herumliegen sehen? Die Schlafaugen? Liebe, hast du dir schon einmal diese Konstruktion angesehen im hohlen Puppenkopf, über dessen um dieses Schwindels willen notwendig offenklaffender Schädeldecke die niemals wieder gut aussehende Perücke geleimt ist? Und hast du dir diese handgeknüpfte Perücke einmal angesehen? Heb' einmal die Locken ein wenig! Im Kreise ist die Kordel auf die grobe, graue Steifleinewand genäht, versuche sie zu kämmen, — der Kamm sträubt sich über diesem Untergrund.

„Aber es ist doch für ein Kind! Kinder stellen doch noch nicht solche Ansprüche!" Darauf ist dieselbe Antwort wie vorhin zu geben, und dann noch dies: Empfinden tut das Kind alles! Aber sein Empfinden ist unbewußt und formt sich nicht zu Worten. Es sind auch nicht die unempfindlichsten Kinder, die „nichts mit ihren Puppen anzufangen" wissen!

All das ist fauler Zauber. Sogenannter schöner Schein und Lüge. Sie ist verabscheuungswürdig, die Gelenkpuppe, und wert, daß sie endlich ganz verschwindet. Ihr Anblick, nackt, muß auf das Kind wirken wie der glatter Prothesen auf uns Große.

Und fast noch schlimmer ist die Mamastimme! Im Rücken des Papiermaché-Rumpfes, etwas über der Taille, befindet sich ein viereckiges Loch, von grüner Fliegengaze überdeckt. Da sitzt die quäkende, quietschende Stimme drin. Man kippt die Puppe hintüber (dabei schließt sie die Augen!) oder nach vornüber? Da quäkt sie. Das ist eine der grausamsten Verirrungen, die auszudenken ist! Kann man glauben, daß das Kind dabei Gefühle hat? Pflegst du dein Kind umzukippen? Es wird das Stück Fliegengaze bald durchbohrt haben! Dies heißt, ein ehrfürchtiges Symbol, die Kindpuppe, als eine schlecht konstruierte Sache zu entblößen, sie zur Ware, zum Handelsartikel zu erniedrigen!

Ein falsches Material ist das Zelluloid. Es hält etwas besser als Porzellan (das überhaupt für Puppen verboten sein müßte!), das ist sein Vorzug. Aber es entspricht vermöge seiner Leichtigkeit nicht dem Begriff des Körperlichen. Eine Zelluloidpuppe ist kein Baby, sondern Luft. Daran ändern auch die realistischen Grübchen nichts. Überhaupt hat Realistik gar nichts mit Natürlichkeit zu tun. Realistik im Sinne von Panoptikum hat etwas Abstoßendes, Furchterregendes.

Dann gibt es z. B. jetzt Puppen mit Gummikopf, die haben in sinniger Ausnützung der Möglichkeiten des Materials, die Kopfstimme (ich zitiere den Fachausdruck). Wenn man die Wangen dieser Puppe zusammendrückt quiekst sie Mama. Wenn ich dergleichen sehe, verzweifle ich an der Welt. „Wie können Sie eine solche Geschmacklosigkeit aufnehmen," sage ich zum Händler, „wollen Sie die Kinder dazu erziehen, den Menschen in die Fratze zu fahren, um zu sehen ob auch sie quietschen?" — „Aber ich bitte Sie," sagt der Kaufmann begütigend, „das Publikum will halt was Neues sehen." Ein andrer antwortete mir, als ich mich über die Leidenschaft für das neuentdeckte, doch durchaus fragwürdige Gummimaterial wunderte. „Aber es ist doch so witzig, daß man eine Puppe in die Nase kneipen kann! Das ist mal was Neues!"

Immer was Neues! Darunter verstehen sie eine alte Sache neu aufgeputzt. Das müssen sie sofort alle haben. Aber etwas wirklich Neues braucht Kampf und Mühe und Zeit sich durchzusetzen. Als ich mit

meiner Puppe zum erstenmal an die Öffentlichkeit trat, schrieb die Presse: das ist das Ei des Kolumbus. Aber der Handel sagte: nicht in die Hand. Heute freilich gibt es kaum einen Puppenfabrikanten in Deutschland, der sich nicht bemüht, mich nachzuahmen, und jedes schielende Seifen- und Schokoladenpüppchen wird von der eifrigen Verkäuferin als „Genre Käthe Kruse“ angepriesen.

Das Durchsetzen meiner Arbeit von Anfang an war sehr, sehr mühsam, erforderte viele Geduld, viel Reden und Unterrichten. Der Handel wollte von meiner Puppe zumindest Perücke, Schlafaugen und feststellbare Gelenke, also Altbekanntes. Ich kann sagen, daß die Gewinnung des Kaufmanns, der Kampf gegen feststehende Meinungen, und vor allem die Erziehung der Verkäuferin mir noch immer die härteste Arbeit macht, die Warenhausverkäuferin z. B. hat kaum Interesse an dem, was sie verkauft. Es ist alles Ware, und sie schreibt ihren Kassenzettel. Ich habe auf meinen vielen Reisen selten eine Verkäuferin gefunden, die z. B. meine Puppe, die nichts sein will als das Abbild eines Kindes, so hinstellen kann, daß sie auch wie ein Kind wirkt!

Diese Erfahrung erschüttert mich. Auf welche innere Armut läßt es schließen! Frauen, Kinder, Spielzeug, Puppen, müßte nicht alles von selbst zu leben anfangen in dieser Reihenfolge? Warum ist's tot? — Geistige Trägheit oder gebrochene Lebensfreude als Folge unserer Lebensbedingungen? Ach sie a r b e i t e n alle. Aber mein Mann sagt: „Gesunde Frauenarbeit muß aus ihrem Seelenleben entspringen“, und unsre Seele will spielen, noch beim Arbeiten. Aber wem sage ich das?

Ganz ähnliches, noch stärker, erlebe ich mit meinem Schlenkerchen. Dies ist erst recht etwas Neues noch heute. Es ist die erste schöne, nackte Puppe, und ein neuer Weg zur Herstellung von Puppen überhaupt. Unbewußt erfüllte ich meines Mannes damals noch unausgesprochenen Gedankengang, den des für-das-Gefühl-der-Hand, nicht fürs-Auge-Arbeitens. Dabei gibt es kein Mogeln! Das Auge läßt sich leicht etwas vormachen. „Es sieht ganz so aus wie“ . . . Aber dem Gefühl der tastenden Hand gegenüber muß alles stimmen, Wärme, Glätte und Härte der Oberfläche, Proportion und Form der Glieder, Weichheit der Gelenke. Daß man, wenn man für das Kind denken will, auch seine kleinere Hand berücksichtigen muß, dies nebenbei, große Puppen sind überhaupt eine Verirrung; je größer sie werden, desto mehr werden sie Panoptikum mit dem dazugehörigen Unbehagen.

Aber man denke nur nicht, daß ich so verstandesgemäß gearbeitet habe! Nein, das ist nur nachträgliches Erklären. Gemacht hab' ich's aus Liebe, aus Gefühl und deshalb fürs Gefühl. Oder, wie mein Mann mir an einer andern Stelle einmal sagte: die Hand geht dem Herzen nach, aber das Herz nicht der Hand. Und ich glaube, dies ist das Geheimnis aller Gefühlserweckung.

Aber wie unerkannt ist diese neue Lösung des Puppenproblems überhaupt bis heute noch geblieben! Das wirklich Neue daran, das für die Hand geschaffne, schöne, nackte Körperchen (aus demselben Material wie das Köpfchen), das sich weich schmiegt, sich in jede Stellung bringen und kein Gelenk mehr sehen läßt, das ist überhaupt noch nicht beachtet worden. Es bringt auch eine völlig neue, allerdings nicht ganz leicht nachahmbare Technik: es besteht wie der kleine Menschenkörper aus einer Art Skelettchen, über das die weichen Teile aus Watte und Binden gewickelt werden (Fleisch), und aus einer dehnbaren Haut (Trikot), die das ganze Geschöpf gleichmäßig überzieht. Nicht ausgeklügelt entstand diese neue Technik, sondern nur in getreuer Anlehnung an den Eindruck der Natur, den man nicht einfacher erreichen kann, als sie selbst es vormachte.

Gemacht habe ich es damals eigentlich, das ist vor etwa drei Jahren, in dem Wunsche etwas Billigeres zu machen. Denn die Frage ob das Billige, allgemein Erschwingliche, notwendig schlecht sein müsse, beschäftigt mich sehr. Ich bin der Ansicht nein! Auch Billiges würde gut sein können, wenn es nicht mehr scheinen müßte, als es seinem Preis nach sein kann! Aber ich bin dahintergekommen, daß ich selbst etwas derartiges wohl ausdenken, nicht aber fabrizieren könnte. Weil das Billig und Gut nur erreichbar ist bei einem sehr großen Fabrikations- und Verkaufsapparat, den ich nicht stellen könnte. Es wäre auch eine falsche Aufgabe für mich. Mein Los scheint zu sein, anzuregen und voranzugehen. Nachdem mir das Reichsgericht in einem großen Kunstschutzprozeß gegen die Bing-Aktien-Gesellschaft, die meine erste Puppe nachgemacht hat, jetzt recht gegeben hat, gehe ich mit neuem Mut diesen Weg. Und ich weiß, in zehn bis fünfzehn Jahren wird die ganze Puppenindustrie den im Schlenkerchen angebahnten Weg gehen müssen, was ihre Arbeit veredeln und auf jeden Fall verehrlichen wird. Und gerade nur dadurch können wir uns auf dem Weltmarkt behaupten. Denn merkantil, industriell, kaufmännisch arbeiten, das können sie alle viel besser als wir! In dieser Art sollten wir nicht erst versuchen, Amerika übertrumpfen zu wollen! Aber die aus dem Gefühl entsprun-

gene Arbeit, die ist eben Eigentum eines Volkes, und man braucht sie schon wieder: unbesorgt! Sie bleibt ewig „etwas Neues!“

Aber heute beziehen wir alles aus Amerika! Die Mode, die Musik, die Gesellschaftsformen, die Tänze, die Geschäftsmethoden, alles. Auch die Spielzeugideen. Die Laufpuppe, von der ich vorhin sprach, ist ja auch von Amerika importiert und dann voriges Jahr von der Sonneberginduſtrie zu Dumpingpreisen hergestellt und mit Verlusten abgesetzt worden, nur um der amerikanischen Puppenindustrie den Rang abzulaufen! Was hat das alles, ach, mit Kind und Puppe zu tun? — Aber was kommt nun? Gebt acht: die Laufpuppe ist überlebt, sie zieht nicht mehr, Dinge, die so massenhaft auftreten, sieht man sich leicht über. Aber nun haben die deutschen Puppenfabrikanten Angst bekommen, daß Amerika wieder einen Clou auf den Markt wirft, und in Amerika ist heuer Clou ein realistisches, neugeboren wirkendes kleines Ungeheuer. Breiter, plumper, billiger Stoffkörper, mit den üblichen zierlichen Porzellanhändchen und einem Porzellankopf! Meist ein übertrieben realistischer Kopf, mit kleinen Schweinsäugelchen und Säcken und Wülsten darunter, just ein häßliches Kind, wie ein altes Männchen. Meine Babys wenigstens sahen ganz anders aus. —

Aber schon hat sich die deutsche Industrie der „Neuheit“ bemächtigt. „Gebt acht, es wird die Sensation des diesjährigen Weihnachtsgeschäftes,“ sagen die Fabrikanten, obgleich die Händler noch zögern. Aber schon sitzt es vitrinenvoll in den Warenhäusern. Es ist die schlechtere Wiedergeburt des Charakterbabys, gegen das ich vor vierzehn Jahren aufstand. Sie waren damals wenigstens aus einheitlichem, wenn auch unzweckmäßigem Material, d. h. ganz aus Papiermaché oder Porzellan, oder Zelluloid, häßlich zwar, aber doch mit einem noch unverhüllten Streben zur Niedlichkeit im Körper. Heute aber: ein ungeschlachter Stoffsack als Körper, bammelnde, formlose Beine, und dazu der alte Porzellankopf, dessen Unsinnigkeit für den Zweck der Puppe ich glaubte erwiesen zu haben, nachdem unleugbar die ganze Bewegung heut ausgesprochen nach der unzerbrechlichen Puppe geht. Und nun dieser Rückfall! Als Neuheit! Gleich in vielen Variationen, denn es arbeiten daran ja bereits viele deutsche Puppenfabrikanten. Mit Kopf aus Zelluloid, aus Papiermaché, aus ff. Biskuit-Porzellan (wobei der ehemalige Charakterkopf wieder verwendet wird), mit Stimme im Rücken, oder mit Druckstimme im Bauch, — es sind die Schmerzlichkeiten nicht abzusehen. Ich bin erschüttert. Denn ich habe solch einen Umfall, solchen Irrweg und solche zwecklose Häßlichkeit lediglich aus Angst vor der amerikanischen Konkurrenz mangels eigener Ideen nicht für möglich gehalten.

Aber was das Publikum sagen wird, ob es wirklich auf diesen unschönen amerikanischen Modeleim kriechen wird, ob dieses „Real-Baby“ (man denke, daß es in Amerika sogar K. K.-Baby heißt, ob etwa in Anregung nach meinem Träumerchen?) wirklich auch hier ein Erfolg werden wird, darauf bin ich unsagbar begierig. Ich muß auch sagen, daß das amerikanische Original besser ist als die deutschen Nachahmungen.

Ich habe nicht alles sagen können, was der Gegenstand Puppe verlangen würde, der Platz würde nicht ausreichen. Hoffentlich sprach ich nicht zuviel von meinen eignen Arbeiten, als Beispiele mußte ich sie wohl behandeln. Ich spreche nicht als Fabrikant, weiß Gott nicht, sondern nur als Künstler vielleicht, und besonders — als Mutter.

Digitized by Google

# Filmmusik / Von Fritz Daussig

Es wird nicht viel Menschen mit feineren Nerven geben, die es über sich brächten, freiwillig dasselbe Filmstück mehrmals zu besuchen. Prozesse können Richter und Sachverständige zuweilen in solche Zwangslage versetzen. Sie werden die erste Wiederholung nur unter leichtem Schauder über sich ergehen lassen. Sollte durch eine Vertagung aber eine zweite Wiederholung notwendig werden, dann empfinden sie den Vorführungsraum wie eine Gefängniszelle mit dem ohnmächtigen Groll über die Unmöglichkeit einer Flucht. Lähmend wirkt bei solchen sachlich-nüchternen Vorführungen besonders der Umstand, daß bei ihnen die Musik fehlt. Selbst mittelmäßige Musik irgendwelcher Art würde von diesen Muß-Besuchern noch als Stütze, als Hilfe empfunden werden. Ein Film ohne Musik wirkt trostlos langweilig.

Das ist die Erklärung dafür, daß das Publikum sich in den „kleinen Kintöppen" der Vorstädte und der abgelegenen Dörfer oft eine geradezu schauderhafte Stümperei auf Geige und Klavier gefallen läßt, ohne auf vorzeitigen Abbruch zu dringen.

In „Wildwest" soll der Anschlag am Orchesterverschlag der Filmbühnen früher eine liebe Gewohnheit gewesen sein: „Man bittet, nicht auf die Musikkapelle zu schießen, sie tut ihr Bestes!"

In dem musikalisch sonst so kultivierten Zürich, in dessen Tonhalle die ersten Meister der musikalischen Welt konzertieren, erlebte ich in einem kleinen Lichtspieltheater, zwanzig Schritt von der großstädtischen Bahnhofstraße, eine Katzenmusik als Begleitung zu einem ausländischen Monumentalfilm, die mich lange vor dem Schluß in die Flucht jagte. Es war Nachmittag, es regnete, die Wartezeit bis zum Zugabgang sollte totgeschlagen werden; ich war eingetreten, mehr um das Publikum dieses Lokals und dieser Stunde kennen zu lernen: Schulkinder, Arbeitslose, in der Hauptsache aber waren es doch Bürgersleute, behäbige Ehepaare, die sich den frühen Feierabend leisten konnten. Vorn in der Ecke ein Pianino mit halb abgeblendetem Licht. Eine magere, blasse Frau von etwa vierzig Jahren spielt das Menuett aus Mozarts Es-Dur-Sinfonie. Dem Sinne nach paßt es nicht so recht zu der Szene, in die ich hineinplatze: ein junger Farmer ist von Strolchen mit Lassos eingefangen und an einen Baumstamm gefesselt worden. Übrigens verändert Mozarts Menuett im Vortrag dieser unglücklichen Spielerin alle vier Takte, sein Gesicht, wechselt öfters auch seinen Rhythmus. Sie greift so oft daneben, daß mir der Angstschweiß auf die Stirne tritt.

Ich entsinne mich eines weit zurückliegenden Erlebnisses. Sommer war's, in einem vierstöckigen Berliner Mietshaus. Man saß bei offenen Fenstern am Schreibtisch und arbeitete. Und tagtäglich, von drei bis vier Uhr, quälte ein Schulmädel im zweiten Stockwerk, natürlich gleichfalls bei offenem Fenster, seine Klavierstunde herunter und paukte dabei dieselbe Bearbeitung des Mozartschen Menuetts. Die drei Baßoktaven zu Anfang machten ihr viel Freude, auch der Gang in As ging noch, aber bei dem Quintsextakkord setzte regelmäßig eine ernstere Störung ein. Also wieder Rückkehr zu den Grundbässen mit Pedal. Der Hörer bekommt Tobsuchtsanfälle, schließt das Fenster, die entsetzlichen Klänge verfolgen ihn trotzdem... Mark Twain erzählt, wie er sich in ähnlicher Verzweiflung geholfen habe: „Ich habe das Mädchen getötet und ließ es auf meine Kosten begraben." Aber dann begegnet man eines Tages diesem reizenden blauäugigen Backfischchen mit der Musikmappe im Arm und bringt den Akt der Selbsthilfe ja doch nicht übers Herz... Und von jenem störungsreichen Sommer zu dem Regennachmittag in Zürich schwingt sich eine Brücke. Unter dem Gestolper durch das Trio in B-Dur, das die blasse Kino-Musikerin vollführt, begleitet mich das romanhafte Unterbewußtsein: diese Verbrecherin an Mozarts Geist ist identisch mit dem Backfisch, den ich damals aus schlechtangebrachtem Mitleid... Sie spielt tatsächlich genau dieselben Fehler wie damals! Und, nachdem Mozart erledigt ist, spielt sie zu meiner Überraschung noch eine Reihe neuer, mir bis dahin unbekannter Fehler: in Schumanns Kinderszenen (die mit der wüsten Boxerei der Wildwest-Strolche auf der Leinwand, mit der staubaufwirbelnden Reiterflucht über die Prärie auch nicht eben in tieferem Zusammenhang stehen), in einigen Liedern ohne Worte von Mendelssohn, in der Elegie von Ernst...

Das Publikum saß und aß, starrte auf die Leinwand, lutschte Bonbons und Schokolade, ein Arbeiter vor mir, der wohl schon „drüben" gewesen war, kaute Gummi. Niemand schien durch das miserable Spiel gestört, niemand lehnte sich gegen diese Vergewaltigung der Gehörnerven auf, niemand schoß. Als ich zum Bahnhof durch den Regen schlich, fragte ich mich: ob die Zürcher Kleinbürgerwelt sich etwa auf einem ihrer schönen Konzertplätze je eine solche Jammermusik gefallen lassen würde? Ausgeschlossen. Sie erträgt eben still und klaglos diese Kinobegleitung, weil das Filmstück sonst einfach unerträglich wäre.

In andern kleinen Lichtspieltheatern Europas verzichtet man auf lebende Musikanten und dreht Grammophonplatten ab. Für dieses Geschäft wird in Deutschland natürlich auch kein Unterbeamter des Reichskunstwarts bemüht. Fritze oder Lottchen, mit dem Vorführer, der Billettverkäuferin oder dem Inhaber der „Erfrischungshalle" leise verwandt

Digitized by Google

oder befreundet, hat das Ehrenamt übernommen, für das begleitende Geräusch zu sorgen. Der Fundus dieser Konservenmusikkapelle beträgt ein paar Dutzend Platten verschiedenen Genres. Er ist nicht immer eigens für diesen Zweck ausgewählt und angeschafft, sondern manchmal mitsamt der Ausschank-Einrichtung und der Plüsch-Garnitur vom Besitzer einer Stehbierhalle übernommen. Lokale Einflüsse haben da s. Zt. mitbestimmend auf den Ankauf des Plattenmaterials eingewirkt. Den Hauptteil des Fundus bestreiten die Tanzplatten. Es ist mehr ein günstiger Zufall als eine kunstästhetische Absicht, wenn die wohlbekannten Komiker-Couplets darin fehlen: wo fette Stimmen in atemloser Hast allerlei Zweideutigkeiten zum besten geben. Aber in irgendwelchem tieferen Zusammenhang mit dem abzukurbelnden Film können die von Fritze oder Lottchen aufgezogenen Grammophonplatten natürlich niemals stehen. Sie bilden ja den eisernen Bestand durch mehrere Monate, während das Programm der Lichtspielbühne, wie Säulenanschlag und Lokalblättchen stolz verkünden, halbwöchentlich oder mindestens wöchentlich wechselt. Dieselben Foxtrotts und sentimentalen Walzer, das Lied von der Weser und vom Abendstern, Puccini und Gilbert, genannt Winterstein, dieselben Opernpotpourris und dieselben Onesteps begleiten also getreulich das bunte Schicksal eines liebebedürftigen und treulos verlassenen Warenhausfräuleins wie das der klassischen Messalina, das des Ritters Blaubart und seiner Opfer, wie das des Tramps der Steppe, des Pariser Wüstlings, des Neuyorker Milliardärs, des Waisenknaben Oliver Twist.

Seltsam. Jede Filmbesucherin würde es als ungeheuerlich empfinden, wenn man etwa ihre eigenen Erlebnisse, ernster wie heiterer Art, musikalisch so lieblos begleiten wollte, wie sie's ihren Helden und Heldinnen ohne Widerspruch geschehen läßt. Es wirkt besonders grotesk, wenn man dabei an die Texte denkt, die vielen „Schlagern" untergelegt sind. Manche Situationen im Film werden durch die Begleitmusik oft geradezu persifliert — wenigstens für jeden musikalischen oder mit der Musikliteratur einigermaßen vertrauten Menschen. Wirkungen von ironischer Bedeutung ergeben sich da manchmal, für die jeder Komödienschreiber auf den Knien dankbar sein müßte. Aber das Gros merkt es nicht. Es läßt sich von der Kinomusik nur leicht die Sinne massieren. Das Kinopublikum denkt und fühlt nicht mit ihr — es ißt und verdaut.

Wer ist denn nun das Kino-Stamm-Publikum? Du bist es nicht, denn sonst würdest du nicht diese Zeitschrift halten, würdest dich nicht mit klassischer und zeitgenössischer Kunst abgeben, würdest nicht die Werke von ernst ringenden Dichtern und Erzählern lesen, sondern dich mit den Hochstaplerromanen und den Kokain-Novellen der Zehngroschenhefte begnügen. Das Kino-Publikum, das den Filmkonzernen die zum Bestand erforderlichen Geldmillionen einbringt, das ist in erster Reihe dein Dienstmädchen, dein Laufbursche, das ist deine Gemüsehändlerin, die Fabrikarbeiterin, die Stellenvermittlerin, der Rollkutscher. Du selbst gehst nur ab und zu einmal ins Lichtspielhaus, an dir verdient die Branche viel zu wenig, als daß sie sich nach deinem gehobeneren Geschmack richten dürfte. In Berlin gibt es einige hundert Filmbühnen. Eine ganze Anzahl davon im alten und neuen Westen wendet sich allerdings hauptsächlich an die elegantere Großstadtbevölkerung. Sie sind kostspielig ausgestattet und sind recht teuer. Aber der Erfolg, den ein neuer Lichtbildstreifen an diesen Stätten findet, ist für das eigentliche Geschäft ganz nebensächlich. Das Schicksal eines Films bestimmt vielmehr die Aufnahme im Norden oder Osten von Berlin. Was am Weinbergsweg volle Häuser erzielt, das wird das große Geschäft von Mannheim und Graudenz, von Stettin und Augsburg, vielleicht auch von Chicago.

Dieses Millionen-Publikum ist musikalisch nicht erzogen, musikalisch kaum feinfühlig. Es wird sich die Zürcher Tante am Klavier mit Mozarts falsch verzapftem Menuett zwar nicht überall mehr gefallen lassen. Aber seine Ansprüche sind zunächst mehr kaufmännischer Art: es verlangt einen gewissen finanziellen Aufwand, auch für die Musikbegleitung. Die Reklamenotizen, die die Film-Industrie früher in die Tageszeitungen zu bringen wußte, die von dem ungeheuren Kapitalsaufgebot für diesen und jenen neuen Film schwatzten, haben den Filmbesucher darüber belehrt: nur das ist gut, was recht viel Geld gekostet hat. Und so muß denn nun der erste Platz mit rotem Plüsch ausgeschlagen sein, und die Begleitmusik muß von einer Salon-Kapelle „in Pariser Besetzung" ausgeführt werden.

In den Großstädten bedeutet diese Forderung die wirtschaftliche Rettung für Hunderte von begabten, ernsten, fleißigen Musikern und Musikstudierenden. Die Konzerthäuser sind leer geworden. In Mittelstädten haben im letzten Winter ja selbst die berühmtesten Kammermusikvereinigungen noch in letzter Stunde ihre Konzerte absagen müssen, weil die Vorausbestellungen noch lange nicht die Saalmiete deckten. Die früher so musikfreudigen deutschen Geistesarbeiter fühlen den Würgegriff des Feindbundes nun auch schon durch das Dawes-Abkommen an der Gurgel und können sich den Luxus des Konzertbesuchs kaum mehr leisten. Das billigere Radio muß ihnen Ersatz geben. Auf hundert Vortragende, die früher aus ihren Abendeinnahmen ihren Lebensunterhalt bestreiten konnten, kommt heute nur noch einer. Da ist es fast ein Kampf ums Dasein unter den übrigen Neunundneunzig geworden, sich einen Pultplatz in einem leidlich zahlenden Kino zu sichern. Verzicht auf hochfliegende Künstlerpläne — aber bürgerliches Brot, das vor der Not und dem Untergang schützt.

Digitized by Google

Einzelne Orchester — nicht nur in den deutschen Großstädten — haben Ansätze gewagt, die Filmmusik künstlerisch zu heben. Immer hing es vom Kapellmeister ab, ob die Häufung der besetzten Pulte einen künstlerischen Gewinn bedeutete. Die von den Filmherstellern gewünschte, von Fachleuten zusammengestellte — in Sonderfällen von eigens beauftragten Komponisten gelieferte — Begleitmusik gelangt ja nur zu einem geringen Prozentsatz des Verleihgeschäfts zur Ausführung. Das Notenmaterial ist teuer, die Laufzeit eines Films ist verhältnismäßig kurz, in jeder Kapelle ist die Besetzung, über die der Kapellmeister verfügen kann, eine andere, als die Originalinstrumentation sie vorsieht. Es kommt hinzu, daß die Ablaufzeiten der einzelnen Akte oder Szenen da und dort verschieden sind, weil lokale Bedenken Ausschnitte aus den Lichtbildstreifen veranlassen. Soll die Musik den Inhalt des Filmstücks wirklich begleiten, so ist dies nur durch geschickte Improvisation möglich, die natürlich eine ganze Anzahl von Proben voraussetzt. Man frage aber einmal bei den Filmmusikern an, ob sie zu mehr als kurzen Informationen zusammenzurufen sind. Eine ernsthafte Probe erfordert Zeit, und Zeit ist Geld, und Geld ist vom Pächter des Lichtspielhauses für künstlerische Arbeit kaum herauszuschlagen.

Der lokal angefertigte Klavierauszug eines Filmstückes wird in den meisten Fällen eine Art Potpourri sein. Der Kapellmeister schneidet aus dem vorhandenen Notenmaterial die seiner Ansicht nach passenden Stücke und Stückchen heraus, sie werden zusammengeklebt durch Fermaten, Tremolos, Klavierpassagen, durch Modulationen zur neuen Tonart. Es ist eine Art Gnade des Himmels, wenn der Tod der schönen Heldin auf der Leinwand zufällig mit den Schlußakkorden von Puccinis „Butterfly" oder „Bohême" zusammentrifft. Ein gewandter Filmkapellmeister, der seine Leutchen einigermaßen im Zug hat, weiß durch Dehnung der letzten Fermaten, durch ein erlöschendes Harpaggio das Finale bis zur Großaufnahme, die dem Schlußzeichen vorangeht, hinzuhalten. Oder er macht es so wie die bequemen Hoftheaterkapellmeister einer verklungenen Zeit, die im Augenblick, da die Theaterbesucher die Futterale ihrer Operngläser zuklappten und sich scharrend von ihren Plätzen erhoben, auf das Nachspiel verzichteten und gedämpft ins Orchester hineinriefen: „Dreiklang!" Der Durchschnittshörer vermißt nichts — und der Anschluß ist erreicht.

Die drolligsten Überraschungen erlebt man, wenn man der Musik an sich in der Filmvorstellung auch eines „besseren" kleinen Theaters folgt, ohne die Bildstreifen zu beachten. Meistens erhält man lediglich Aufschluß über das zufällig vorhandene Notenmaterial. Der Zusammenbruch eines Musikalienverlags mit dem ihm folgenden billigen Ausverkauf bringt da mitunter ganz unbekannte Kompositionen des vorletzten Menschenalters zu unverdienten Ehren. Und es liegt dann nicht Unfähigkeit des Kapellmeisters vor, sondern lediglich Sparsamkeit des Theaterpächters.

Einmal hörte ich in einem Märchenfilm fast den ganzen ersten Band der Lieder von Johannes Brahms. Ein Streichquintett spielte, übrigens gar nicht schlecht, die Singstimme war abwechselnd der Geige, der Bratsche oder dem Cello zugeteilt. Mit ganz erträglichen Übergängen modulierte nach dem Schlußtakt eines der Instrumente zur Tonart des nächsten Liedes herüber. Die schönen Lieder hatten mit dem Märchenfilm nicht das allergeringste zu tun. Der Primgeiger, der die Sache leitete, war auch geschmackvoll genug, die in sich fest geschlossene Liedform nicht sogleich zu unterbrechen, wenn der Vorhang fiel; er brachte die betreffende Strophe ruhig zu Ende. Die Musiker hatten während der anderthalbstündigen Vorführung daher nur wenig Pause. Es war ein fast ununterbrochener Fluß schöner Melodien. Aber der Brahmskenner mußte natürlich unausgesetzt an Text und Komposition denken; ihm war der Film schließlich nur eine unangenehme Störung. Ein bißchen monoton wirkten vielleicht die ewigen Terzen- und Sexten-Umrahmungen, so auf die Dauer. Das Publikum merkte wohl kaum, daß es Brahms war, denn „Guten Abend, gute Nacht" ließ die Kapelle aus. Ich erfuhr hernach, daß der Bratscher des Quintetts, ein junger Konservatorist, die Bearbeitung der Brahmslieder für Streichinstrumente zu seiner privaten Übung vorgenommen hatte.

Die ganz großen Filmkonzerne lassen sich neuerdings die Begleitmusik viel Geld kosten. Für die „Premièren" in Berlin und für die Vorführung an den bedeutenderen Lichtspieltheatern wird eine eigene Komposition in Auftrag gegeben. So war's beim „Fridericus", beim Nibelungen-Film und bei andern Unternehmungen, bei denen man keine Kosten scheute. Natürlich wird die Partitur, die von Gottfried Hupperts für die Nibelungen ausgearbeitet war, bei der Vorführung an kleineren Plätzen nur noch eine hilflose Karikatur des Originals darstellen, weil die dortige Besetzung die gedachten Wirkungen einfach nicht zuläßt. Aber der Weg, der hier beschritten war, scheint doch zu einer Besserung zu führen. Die Musik war auch hier nur gewissermaßen als Urschleim gedacht. Es war eine Grundstimmung da, ein bißchen Rheingold vielleicht. Die einzelnen Szenen wurden nicht melodramatisch begleitet. Gelegentlich tauchte bei diesem und jenem Auftritt eine Art Leitmotiv auf. Auf das Zusammentreffen bestimmter Akzente im Vorgang und im Orchester war verzichtet. War die Handlung stiller, so blieb es eben auch in der Musik ruhig, wurde sie bewegter, so rührte sich's auch im Orchester. Widersprüche traten niemals zutage. Prägnante Themen, die den Gedankengang des Hörers beeinflußt hätten,

Digitized by Google

wagten sich auch nicht hervor. Unbedingt ist hier ein großer Fortschritt zu verzeichnen: Der musikalische Mensch wird nicht mehr durch rohe Potpourri-Übergänge, durch Sinnwidrigkeiten der Reminiszenzen beleidigt. Zeitdauer, Tempo, Aufmerksamkeit des Kapellmeisters wirkten zusammen, um die Zusammenhänge zu wahren, und Akt und Musik schlossen immer gleichzeitig ab.

Die Schweden, die mit ihrer feinen Lichtspielkunst große Triumphe in Deutschland feierten, brachten — zumal in ihren Lustspielen, es sei da hauptsächlich an das reizende „Erotikon" erinnert — eine ganz andere Technik der musikalischen Begleitung auf. Bei ihnen war die Handlung „durchkomponiert". Selbstverständlich, daß im Orchester, auf die Taste genau, das Lied gespielt wird, das die Darstellerin im Lichtbild am Klavier vorträgt. Und wenn im Schreck jemand über die Taste fährt oder sich auf die Klaviatur setzt, so gibt es a tempo im Orchester den jähen Akkord. Diese Wirkungen sind echt lustspielartig, lassen den Zuschauer aufhorchen, fesseln ihn auch an die kleinsten Wendungen der Handlung. Aber Voraussetzung dafür ist ein intelligenter Dirigent, dem ein guteingespieltes Kammerorchester willig und schmiegsam folgt, so daß der Hörer fast an eine musikalische Improvisation glauben muß.

Die verschiedensten technischen Versuche sind angestellt worden, um die Übereinstimmung zwischen Filmhandlung und Musikbegleitung zu erreichen, auch wenn im Orchester kein „innerlich mitschwingender Künstler", sondern nur ein schlecht und recht Takt schlagender Zunftmeister sitzt. Man kopierte in den unteren Rand des Lichtbildstreifens das Bild des dirigierenden Kapellmeisters. Ein auf den Bruchteil der Sekunde klappendes Zusammenspiel ist dadurch aber auch nicht erreicht worden. Übrigens sei hierbei auch auf die Bestrebungen hingewiesen, den „tönenden" Film zu schaffen. Drei deutsche Ingenieure sind es, Voigt, Dr. Engl und Mosolle, die in ihrem Trinogon die gleichzeitige Aufnahme vom Klang- und Lichtbild, zunächst allerdings nur bei Versuchen im engeren Rahmen, durchgeführt haben. Welche Auswirkungen hiervon für die Filmmusik im allgemeinen zu erwarten sind, läßt sich heute noch nicht absehen.

Die neuen großen Filmbühnen (die Bauwut und Unternehmungslust auf diesem Gebiet ist geradezu beängstigend gestiegen und läßt für die geistige Vertiefung der großstädtischen Bevölkerung nicht allzuviel erhoffen) richten nach amerikanischem Vorbild Riesenorgeln ein, an denen ein Orgelvirtuose die Handlung auf Grund gewisser Regiepläne improvisatorisch begleiten soll. Im größten Neuyorker Lichtspieltheater, dem Capitol, arbeitet man schon seit Jahr und Tag mit einer solchen Begleitmusik, während in den Zwischenpausen ein — übrigens ganz vortreffliches — Sinfonieorchester konzertiert. Diese Filmorgeln besitzen außer allen neuzeitlichen Registern auch noch besondere Züge für die in Filmstücken nur irgendwie wünschenswerten Trommelfellprüfungen, so z. B. Hupen, Eisenbahngeräusch, Tierstimmen, Donner, Platzregen, Sturmheulen, Sirenen, Tellergeklapper, Theatergeschrei, Fensterklirren, Schlittengeklingel...

Die Orgelvirtuosen sehen da nun eine neue Laufbahn vor sich. Die kunstheiligen Stunden mit Bach und Reger sind freilich für sie vorbei. Der ernste, feierliche Klang der eigentlichen Orgelmusik wird vom Publikum nicht gewünscht, er erinnert es zu sehr an Kirche und Begräbnis, an Weihezeiten, denen es im Kino möglichst weit entrückt sein will. Und die Gewalt der brausenden Orgel ist auch für die Mehrzahl der Filmszenen viel zu schade. Wenn so eine amerikanische Boxerei in einem Riesencreszendo, in chromatischer Steigerung, in der erschütternden Orgelsprache begleitet wird, dann schämt sich der Musikliebhaber fast vor dieser Königin aller Instrumente. Und mischt sich erst das Miauen, Tuten und Brüllen des Werkeltaglärms in die Klänge, die uns bisher Sonntagsfeierlichkeit ins Herz legten, dann wird uns der Virtuos, der sein Filmmusikhandwerk am besten versteht, doch wohl als der schlechteste Künstler erscheinen, — weil er Großes entweiht.

## Herbst. Von Fritz Hasselwander

Schon krümmt das falbe Laub die kranke Bräune
Des Herbstes wie verbranntes Pergamen,
Und um den Scharlachrost der Gartenzäune
Seufzt schwer und weh der Zugwind der Alleen.

Gespenstert schon an nassen Wiesenwegen
Ein phosphorischer Schein in Baum und Strauch?
Es kräuseln über Garten und Gehege
Die feuchten Dünste sich wie weißer Rauch.

Die Sonne glost wie eine Riesenblume
Gelb durch das Aschengrau der Wolkenwand —
Der letzte Psalter klingt im Heiligtume —
Ein sprüher Regen rieselt über Land.

Digitized by Google

# Der Olivenschwanz

## Ein Reisegeschenk von Wilhelm Schussen

Meine erste Olive habe ich vor Jahren in Italien gegessen, das heißt, ich habe dort einem herumziehenden Olivenhändler eine Handvoll dieser kleinen, länglichrunden, grünen Früchte abgekauft und auch eine davon verkostet, aber dabei sofort den Mund und das ganze Gesicht verzogen und den Bissen verächtlich wieder ausgespuckt. Ich habe damals auch geschworen, all mein Lebtag nie wieder eine solche abscheuliche Olive auch nur an die Zunge zu bringen.

Die Frucht ähnelt bekanntlich in Form und Größe der Frucht unseres Eichbaums, nur steckt sie nicht wie diese in einem Becher. Auch ist ihr Grün dunkler, das heißt, sie ist eben schlechthin olivengrün. Der Olivenbaum aber bedeutet in der Landschaft der Mittelmeerländer etwa das, was bei uns die Obstbäume, und große Flächen, weite Ebenen und viele Berghänge sind dort fast ausschließlich mit dem genügsamen silbergraugrün belaubten Ölbaum bewachsen, der in diesen trockenen, heißen Gegenden oft förmliche Wälder bildet. Er hat ungefähr das Aussehen eines mittleren hübschen Weidenbaumes, wirkt aber schon wieder dunkler als etwa die freundlich belaubten Mandelbäume, dagegen heller als der mit ihm bisweilen die Landschaft beherrschende größere, vollkronige Johannisbrotbaum.

Während meiner jüngsten spanischen Reise sind mir in den Kaffeehäusern und Gasthöfen und Bodegas und Stehschenken immer wieder grüne Oliven in einem kleinen Tellerchen aufgetragen worden. Zum Wermut gehörten sie fast regelmäßig, manchmal aber auch zu einem Glas Landwein. In den Gasthöfen bildeten sie einen Teil der Vor- und Nebenspeisen, die gleich zu Beginn des Mahles auf den Tisch kamen. Manchmal waren die aufgetragenen Oliven bereits entkernt, kunstvoll ausgehöhlt und anzuschauen wie kleine Fäßlein ohne Böden. Immer aber stak schon eine von ihnen an einem Zahnstocher, mit dessen Hilfe sie zum Munde geführt werden. Und nun kommen wir ganz von selber auf ein anderes Kapitel, nämlich auf die wirklich außergewöhnliche Bedeutung des Zahnstochers in diesem Lande.

Es hat sehr lange gedauert, bis ich meinen Schwur, der natürlich ja auch gar kein eigentlicher gewesen ist, gebrochen habe.

Einmal, es war in einem kastilischen Bergdorf, sah ich, wie ein dreijähriges Kind die Mutter unter Tränen und mit aufgehobenen Händen um ein paar grüne Oliven anflehte und sie dann genau mit derselben Lust verzehrte wie unsere Kinder daheim etwa eine Handvoll Pflaumen oder Heubirnen. Ein paar Tage später aber saß ich in einer kleinstädtischen Schenke, in deren Anrichteraum eine stattliche Wirtin stand. Dieser Ort besaß offenbar eine Garnison. Denn immer wieder kamen Soldaten, tranken ihr Gläschen Tintenwein um etwa sechs oder sieben Goldpfennige, spießten ihre beigegebenen und im Weinpreis inbegriffenen grünen Oliven auf den Zahnstocher, führten sie zum Munde, bliesen die Kerne stilgerecht in die offene Handkehle zwischen Daumen und Zeigefinger und warfen sie alsdann in einem unnachahmlich lässigen, wundervollen Bogen durch die immer offene Tür in die pralle Sonne hinaus. Ein Offizier trat ein, ein Geistlicher trat ein und machte alles ebenso, nur daß sie die Kerne nicht durch die Tür warfen, sondern auf dem Tellerchen zurückließen. Biederleute kamen, neue Soldaten kamen, und die Olivenkerne flogen nur so in die Sonne. Irgendein Garstiger spuckte seine Steine wohl auch auf den Boden.

Ich bestellte ein zweites Glas Wein, denn ich hatte ordentlich Durst. Und wieder erhielt ich mein Tellerchen mit grünen Oliven.

Da ergriff ich denn schließlich überwältigt ebenfalls den bereits fertiggemachten Zahnstocher und führte mit großer Tapferkeit eine dieser allbeliebten, hochangesehenen, länglichrunden Steinfrüchte zum Mund, in der grimmigen Absicht, sie diesmal auch zu zerbeißen und zu kauen und, koste es was es wolle, endlich hinunterzuschlucken.

Die Frucht schmeckte genau wie damals in Italien, das heißt, eben furchtbar bitter, unsäglich herb, abscheulich und rein unmöglich für meinen Gaumen. Doch ich biß trotz allem mit Todesverachtung drauflos und blies denn auch zu guter Letzt tatsächlich einen nackten Kern in die Handkehle, den ich dann in den Teller rollen ließ. Und unterdessen schluckte ich sogar den Bissen hinab. Merkwürdig, so ganz allmählich verging jetzt die Bitternis in meinem Gaumen. Die Sache war überdies wirklich außerordentlich durststillend. Zwar blieb der Nachgeschmack, den die schwäbischen Weinzähne „Schwanz“ nennen, immer noch ein wenig herb, doch er war bereits deutlich von einem gewissen Lustgefühl aufs angenehmste unterwühlt. Der Olivenschwanz erinnerte etwa an den der Brunnenkresse, nur war er unendlich viel würziger, tiefer, mannigfaltiger, grenzen-

Digitized by Google

loser, ja in gewisser Hinsicht geradezu wonnig.

Unwillkürlich setzte ich meinen Zahnstocher wieder in Bewegung, spießte eine zweite Olive auf, biß tapfer zu, blies den Kern in die Handkehle, schluckte den gekauten Bissen und verlor mich an den Schwanz. Dann trank ich einen Schluck Wein, der nun plötzlich viel milder schmeckte, fast wie der daheim am Rhein oder am Neckar in den allerbesten Lagen. So aß ich denn mit Hilfe meines Zahnstochers ein Stück nach dem andern.

Von diesem Tage ab habe ich allmählich durchs ganze Land hindurch die aufgetischten grünen Oliven regelmäßig verzehrt, anfangs noch zögernd, jüngerhaft wichtig und umständlich, aber schließlich mit wirklichem Genuß, bei durstiger Verfassung mit wahrer Gier und Wonne.

Die Oliven, zu denen in manchen Gegenden sogar noch ein Stückchen eines gesäuerten Fisches gehörte, waren nicht immer gleichwertig. Manchmal gab es große, manchmal kleinere, manchmal weniger wohlschmeckende, sehr oft aber wundervolle. Zum Wermut wurden sie mir geradezu unentbehrlich.

Als ich dann glücklich wieder nach Hause kam, habe ich mir gleich in einem Feinkostladen ein Glas voll grüner Oliven erstanden und beim ersten Mittagsmahl im Daheim frohlockend auf den Tisch gepflanzt.

Dann fingen wir nach folgender Methode zu speisen an: Zuerst entnahm ich dem Glas meinen eigenen Anteil, legte ihn auf einen kleinen Teller, zückte meinen Zahnstocher und begann so recht mit Behagen zu schmausen. Die Kinder gerieten schon ins Streiten. Da sagte ich: „Das ist euer Reisegeschenk. Jedes bekommt sieben Oliven, und die Kleine erhält sechs.“ Die Kleine weinte, genau wie die dreijährige im kastilischen Bergnest. „Nun, so esse ich selber eben schließlich eine weniger, damit die Kleine auch ihre sieben hat. Aber zuerst esse ich meinen Teil auf, verstanden? Und ihr andern schaut mir schön zu, wie man's macht und wie es schmeckt, und sobald ich dann fertig bin, dürft ihr losbeißen.“

Meine Zuschauer zitterten vor Begierde und drängten mich mit den Augen, doch endlich rascher zu kauen und zu schlucken und die Kerne nicht so zeitraubend stilvoll auf den Teller zu legen. Sie beneideten mich alle im geheimen regelrecht um meinen Vorsprung.

Endlich, endlich war ich fertig. Und endlich ging es ans Verteilen.

Die Kleine beißt sofort wild darauf los. Ich nicke ihr lobend zu. Doch schon fängt sie an zu grinsen, zu schreien, zu spucken. „Pfui Teufel!“ ruft sie empört, „pfui Teufel!“

„Du hast wohl eine schlechte erwischt,“ sage ich belehrend.

Unser Mädchen, das am Tisch ißt, wie es sich in einer wirklich sozialen Familie gehört, grinst ebenfalls. „Immer nur weiter gekaut, bis der Schwanz kommt,“ mahne ich.

Mein Junge hat bereits tapfer seine erste und letzte Olive hinuntergewürgt. Meine Frau aber fängt gleich gar nicht an. Die Kleine ergreift eine zweite. Aber schon grinst und schreit sie auch wieder. „Pfui Teufel, pfui Teufel!“ Da senke ich also meinen erprobten Zahnstocher in den verschmähten Überfluß der andern und esse noch ein paar dieser hübschen, wunderlich geschwänzten, herbwonnigen, südlichen Früchte.

Ich bin jetzt ein förmlicher Held, so etwas wie ein ewig unbegriffener Ausländer im eigenen Heim, ein Mensch mit ganz unglaublichen, unerhörten, fabelhaften Fähigkeiten. Daß ich fünfzehn berühmte Romane geschrieben habe, bedeutet in diesen denkwürdigen Minuten gar nichts, auch rein gar nichts gegen das, was ich jetzt mit Hilfe eines bloßen Zahnstochers zu leisten imstande bin.

„Ich möchte niemals nach Spanien reisen,“ sagt die Kleine.

„Ich schon wieder, ich schon wieder. Siehst du, auch unser Salat, den wir nachher essen, ist mit Olivenöl angemacht. Es gibt nichts Feineres.“

„Das Öl schon . . . Aber die Olive! Pfui Teufel, pfui Teufel!“ versetzt die Kleine noch einmal.

„De gustibus non est disputandum,“ sage ich, obwohl ich ja eigentlich nicht einmal richtig lateinisch kann, nur weil ich weiß, daß die Kleine diesen Satz nicht versteht und ihn also auch nicht zu widerlegen vermag.

## Herbstblätter. Von Wilhelm Schussen

Auf dem Wege liegen braune
Blätter, rote, sonnenklare,
Sturmgesät in bunter Laune,
Liegen alle meine Jahre.
Alles Leben, süß erworben,
Ist zu Gott nun heimgestorben.

Digitized by Google

# Neues vom Büchertisch

## Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Albrecht Schaeffer: Das Prisma (München 1925) — Heinrich Mann: Der Kopf (Berlin 1925) — Wilhelm Schäfer: Die Badener Kur (Stuttgart 1925) — Eduard Reinacher: Flock (Ebd. 1925) — Alfons Paquet: Lusikas Stimme (Ebd. 1925) — Robert Hohlbaum: Der Frühlingswalzer (Reichenberg 1925) —

Das junge Dichtergeschlecht, soweit es sich mit der Novelle beschäftigt, lehnt mit Recht die Erzählungen eines Paul Heyse als veraltet ab — sie sind schließlich nur ein Pfropfreis der altitalienischen Novelle, ihr Kennzeichen ist schöne Form und Blutleere. Auch von Heyses „Falken“ wollen die Neueren nichts mehr wissen, der Forderung „einer sich ereigneten, unerhörten Begebenheit“ zur Kennzeichnung der Novelle. Sie verlangen, und einige ihrer besten Erzähler liefern Beispiele dafür, in erster Linie, daß im Dichter sich der Mensch offenbare und die Novelle unmittelbar aus dem neuen Fühlen und Erleben des Dichters sich herausschäle; die Innerlichkeit allein bestimme den Wert der neuen Novelle.

Das ist eine verständige und vertiefende Forderung. Nur durch eine solche läßt sich ein Acker, der abgetragen hat, neu bestellen und mit frischer Saat verjüngen. Erfreulich ist es auch, daß diese Forderung nicht ein enges Programm vorschreibt, sondern dem Erzähler weitesten Spielraum freigibt, den Geist an Stelle des Paragraphen walten läßt.

Nur wenn es auf die Erfüllung dieser großen Forderung ankommt, erkennt man, daß auch hier die Theorie der Hauptsache nach im leeren Raum tastet, statt saugkräftige Wurzeln ins Erdreich zu schlagen. Diese Frage nebenläufig am Beispiel zu erörtern, gibt uns ein hervorragendes Novellenbuch willkommenen Anlaß, dessen Verfasser von den Neukönnern ausdrücklich als einer der Ihrigen betrachtet wird.

Albrecht Schaeffer, der Feinsinnigsten einer, die in deutscher Sprache schreiben, hat dreizehn kleine Erzählungen in einem Band (von 516 Seiten) vereinigt und gibt ihm die Aufschrift Prisma. Damit will er — ein paar Schlußverse erklären es — andeuten, daß der Dichter den weißen Lichtstrahl des Seins durch seine Schöpfungen in Farben zerlegt. Sehr schön, nur daß gerade Schaeffers Kennzeichen nicht jene Vielseitigkeit ist, die das ganze Spektrum abwandelt und so dem Prisma als Sinnbild Berechtigung gibt; die Grenzpfähle seines dichterischen Bezirkes sind abmeßbar und gerade in einer Sammlung kleiner Geschichten, die zeitlich und örtlich weit voneinander getrennt liegen, erkennt man diese Grenzen leichter an der Wiederkehr ähnlicher Motive, ähnlicher Liebhabereien, anverwandter Art zu schauen und zu gestalten, als bei einem seiner größeren Werke, etwa Gudula, oder Elli, wo man Stoff und Darstellung im ganzen als gegenseitig bedingt hinnimmt.

Aber mag das Reich dieses Dichters auch nicht so groß sein wie das eines Gottfried Keller oder auch nur eines Theodor Storm, wir erleben in diesem Reich manche festliche Stunde, beglückt von der erträumten Tiefe und poetischen Anmut dieses Seelengläubigen.

Zwei der Erzählungen, vorher in Einzelbändchen erschienen, habe ich schon früher hier besprochen, „Fidelio“ und „Die Rosse des Hadschra“, die Legende von der Flucht Mohammeds nach Medina. Etwas Legendenhaftes eignet vielen dieser Erzählungen, so auch der größten, die über das übliche Längenmaß einer Novelle hinausgeht: „Die Treibjagd“. Sie behandelt die Umkehr und Lebensänderung des jagdlustigen Herzogs Waldemar, der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts im Lande Tressenburg regierte. Seine Leidenschaft für das edle, hier schon nicht mehr edle Weidwerk ist so unbändig, daß in wenigen Jahren alle seine Forsten leer gejagt sind. In seiner „Not“ verfällt er darauf, die große der Abtei Lokkum gehörige Forst, auf die sich urkundlich mit einer kleinen Rechtsbeugung gewisse Anrechte geltend machen lassen, und die von Wild wimmelt, als Jagdrevier an sich zu reißen. Sehr hübsch und mit einer wohlschmeckenden Reife wird nun erzählt, wie Herzog Waldemar, der mit ungeheurem Troß und Gefolge auszieht, die Lokkumer Forste durch große Treibjagden von Wild zu säubern, nur durch ein einfaches Mädchen, die Tochter des Abtes (ihm geboren, als er noch nicht das geistliche Gewand trug) an der Ausübung seiner wilden Leidenschaft gehindert und obendrein zur Umkehr in seinem Lebenswandel veranlaßt wird, infolgedessen er schließlich die holde Tierschützerin heiratet. Ein Lieblingsstoff der alten Sage — es sei nur an die Hubertuslegende, an Genoveva, an Bürgers Wilden Jäger erinnert — ist hier mit artiger Kunst novellistisch erfaßt.

Schaeffer hat seinen reifen Stil und seine meisterliche Kunst der Schilderung an erkennbaren Vorbildern geschult, Kleist, Keller, auch Jean Paul meint man mitunter zu hören, wennschon Kleists knappe Sachlich-

Digitized by Google

keit ihm im Grunde wesensfremd ist. Doch schließlich ist die Fähigkeit zu schauen und das Wesentliche klar herauszuheben, des Dichters eigene Gabe. Man höre nur, wie er „das Ungeheuer eines Stiers" beschreibt: „Vor der breiten, gesenkten Stirn mit kurzem Gehörn ein Brett; einen Ausdruck geduldigen Grimms in den rollenden Augen und um das geraffte kleine Maul, unter dem die mächtigen Hautfalten der Wampen im Bogen bis zu den Knien herabhingen, setzte er, langsam bergunter schreitend, eines der kurzen Beine vor das andere." Etwas von der Schwerfälligkeit dieses Stiers hat freilich auch dieser Satzbau, aber wer jenen „Ausdruck geduldigen Grimms in den rollenden Augen" findet, der ist halt schon ein Erzähler. — Aber höher als die formale Kunst Schaeffers und seine dichterische Anschaulichkeit steht der große Zug einer seelischen Romantik, steht der unverlierbare Glaube an die Güte im Menschendasein und an die Siegesmacht der Liebe. Und besser wohl deutet man das Sinnbild seines Prismas, wenn man in ihm das reine Licht der Liebe erkennt, das immer bleibt, mögen auch die Ereignisse des Lebens es in Farben brechen. Das gibt sich besonders schön in der entscheidenden Wendung jener „Treibjagd" zu erkennen, aber auch in dem „Gitter", in „Lena Stelling" und „Der Reiter mit dem Mandelbaum" lebt und wirkt bestimmend diese ewige Macht des Guten und der Liebe. Ja sie bleibt, wenn auch verschleiert, noch in der wüsten Geschichte aus dem Dreißigjährigen Kriege die Grundmelodie, wo ein abgebrühter, gefühlloser Landsknecht beim Anblick eines in Flammen sterbenden Hundes durch dessen Todesangst in seinem Gewissen gepackt wird, so daß er diesen Anblick nie vergißt und später, in einem langen Friedensleben noch, infolge von Schlaflosigkeit Säufer geworden, halbirr ein elendes Dasein führt. Um nun auf die einigermaßen wichtige Frage nach der Beschaffenheit der neuen Novelle (deren Gesicht vor etwa drei Lustren zuerst auftauchte) zurückzukommen: so finden wir bei Schaeffer in der Tat eine starke Verinnerlichung, wir fühlen durch alle Geschehnisse und noch so seltsamen Ereignisse hindurch den Menschen in seiner Seelenbindung, seiner Sehnsucht nach Liebe, seine Erlösung durch sie.

Aber für wen ist das etwas Neues? Jene Programmacher nennen neu, was *ihnen* neu ist, weil sie sich noch nicht genügend umgetan haben in Leben und Dichtung. Und da eine Doktrin aufgestellt werden muß, fordern sie von der Novelle, was ebensogut, nein, mit besserem Fug für die Lyrik als Wesensbedingung gilt. Gänzliches Mißverstehen der Artunterschiede in der Dichtkunst aber würde es bedeuten, wollte man nun wirklich, nur um es anders zu machen, die „unerhörte Begebenheit" für die Novelle ausschalten, dem Falken den Hals umdrehen. Gewiß: sie ist nicht notwendig, ein wirklicher Dichter kommt auch mitunter ohne sie aus, aber gerade der wirkliche Dichter wird sie in der Novelle lieber verwenden als meiden. Unser Beispiel zeigt es: Schaeffer sucht in fast allen seinen Erzählungen nach seltsamen Begebenheiten. Aber die Art, in der er sie erzählt, entfernt ihn von jenen Wortführern, er kennt die Kunst eines guten Satzgefüges und hütet sich, im Telegrammstil, mit abgerissenen Worten, mit sprunghaft auftauchenden Szenen zu arbeiten. Er weiß, daß man mit den Steinwürfen einer Schleuder kein Haus bauen kann.

Meidet der vierzigjährige Albrecht Schaeffer sorgsam diesen Stil einer „jungen Kunst", so zeigt sich der bald sechsundfünfzigjährige *Heinrich Mann* in seinem letzten Werk, dem großen Roman *Der Kopf* ganz auf ihn eingeschworen, so daß man ein wenig in Verlegenheit gerät, was man nun eigentlich alt, was jung nennen soll.

Der 637 Seiten starke Band bildet den dritten, vermutlich letzten sozial-politischen Roman in Heinrich Manns Schaffen. Nach dem „Untertan", der das Bürgertum, nach den „Armen", die das Proletariat schildern sollten, unternimmt der fleißige Schriftsteller es mit diesem Roman, „die Führer" im Zeitalter Wilhelms II. zu zeichnen. Er strebt also offenbar nach jener Epik mit langem Atem, in der ein Balzac und Zola immergrünen Lorbeer ernteten. Aber man braucht nur eine Viertelstunde in Balzacs Scènes de la vie politique zu lesen (etwa in der reizenden und handlichen deutschen Ausgabe von Ernst Rowohlt), um den klaftertiefen Abstand zu erkennen. Während Balzac alles aus genauester persönlicher Kenntnis der Politiker, der Finanzleute, der Lebewelt, der Frauen und ihrer Salons schildert, während ein Zola das zweite Kaiserreich in allen Lebenskreisen und Gesellschaftsschichten studiert hat, müht sich dieser gänzlich unpolitische Schriftsteller in der Münchner Leopoldstraße, aus Anekdoten, Kaffeehausgeschichten und Leitartikeln ein Zeitbild von der Regierung Wilhelms II. zusammenzuklauben. Nur ein Beispiel. Er führt den Kaiser persönlich bei einer Gräfin ein, die gerade ein Lied gesungen hat. Wilhelm II. kommt herein, stürmt an der Hausfrau vorbei, durch alle Zimmer, „man sah ihn die Lippen kauen, der Schnurrbart, die Spitzen in die Höh, schaukelte bedrohlich. Mit Falten um die Augen stürzt er durch die zusammenbrechenden Reihen, nicht anders, als sei im letzten Zimmer der Feind auszuheben." Schließlich spricht er doch die Hausfrau an: „Habe Sie sehr gut noch heulen gehört. Sie heulen. Schlechte Schule..." „Die Musik muß andere Wege gehen, nicht so lyrisch, mehr patriotisch... Auch die Literatur! Sie tut nichts weiter als das Elend noch scheußlicher hinstellen, wie es schon ist. Versündigt sich am deutschen Volk. Rinnstein. Front machen. Folgen solcher schlappen Gesinnung? Freispruch für Streikende."

Digitized by Google

Wenn Karlchen Mießnick die Aufgabe bekäme, in zehn Zeilen eine Karikatur des letzten Kaisers zu schreiben, er würde ohne Frage mit ähnlichem Aufwand an Geist und Sachlichkeit seine Aufgabe lösen. Nichts ist gegenwärtig billiger, als in dieser Art zu schreiben. Aber gerade wer (wie ich) die Wege und Worte dieses Monarchen schon von der Entlassung Bismarcks und ihren Begleitumständen an mit steigender Sorge, steigendem Verdruß verfolgt hat, wird sich heute scheuen, des gefallenen Monarchen in ähnlicher Weise zu spotten und jeder künstlerisch empfindende Schriftsteller, ob links, ob rechts, wird seine Feder vor solchen billigen Trümpfen hüten.

Mir scheint übrigens, die Anlage des Romans hatte ursprünglich anderen Verlauf vorgesehen. Die beiden Hauptgestalten, zwei Jugendgenossen und anfangs Freunde hätten sich jedenfalls zu einer besseren Geschichte verwenden lassen, denn das Thema eines Freundeshasses, der beide immer wieder anzieht, immer wieder abstößt, bis sie endlich gemeinsam über Kreuz sterben — wie man Brüderschaft trinkt — wäre dankbar genug. So aber wird alles verflacht, wir gewinnen weder an Terra, dem idealen Revolutionär, der seine Weltanschauung preisgibt, seinen Glauben verrät, noch an Mangolf, dem unentwegten Streber, der es sogar zum Reichskanzler bringt, auch nur in einem Augenblick inneren Anteil. Ein Mensch ist in dem ganzen Buchdickwanst nicht zu finden, es sind durchweg Drahtpuppen, zu bestimmtem Zweck aufgezogen und zu Auswüchsen verzerrt, die in grotesken Sprüngen jede Lebensmöglichkeit abstreifen.

Wenn man schließlich wenigstens das Gefühl hätte, daß Heinrich Mann mit den Herzen bei seiner Sache wäre. Aber eiskalt sucht er verblüffende Wirkungen wie ein Taschenspieler. Vom deutschen Volk sagt er einmal: „Noch hundert Jahre werden sie jedem glauben, der ihnen von ihrer Pflicht und Größe spricht und nur ihr Geld will.“ Armer Heinrich!

Zur Erholung nicht nur, auch um nach diesem Kelch und Ungemach einmal wieder greifbar zu fühlen, was wirklich gute Erzählungskunst ist, nehme ich einen ihrer reifsten und sichersten Meister zur Hand, wenn er auch diesmal nur ein verhältnismäßig schmales Bändchen bietet. Wilhelm Schäfer erzählt in den dreizehn Kapiteln seiner Novelle Die Badener Kur, wie der Junker von Borken aus Lehmkaten bei Jülich mit seinem Diener Josef nach Baden-Baden zur Kur einreitet. Beide in fast bäurischer Tracht, in lehmfarbenen Wämsen, mit großen Pistolen bewaffnet, bald bespöttelt von der feinen Badegesellschaft und, was schlimmer ist, von den Wirten der großen Gasthäuser als unliebsame Gäste abgeschoben.

Herr und Diener — sie sind aneinander gewöhnt wie alte Freunde — sehen ein, daß es so nicht weiter geht und namentlich Josef besteht darauf, daß alsbald sein Herr nach der Mode mit einer blaugoldenen Weste spazieren geht und er selber in seiner Livree mit silbernen Knöpfen bei den Kutschern sitzt. Kleider machen nicht nur Leute, sie bestimmen auch ihre Schicksale, bald ist der Junker einer der flottesten Lebemänner des großen Bades, er hat die allerschönsten und allergefährlichsten Liebeshändel, er trinkt, er spielt, macht Schulden, kurz er ist bald ein vollkommener Kavalier. So viel Milch können aber die lehmfarbenen Kühe von Lehmkaten nicht hergeben, um die Kosten dieses Verschwenderlebens aufzubringen und als Josef der Diener schließlich mit dem glücklichen Spielgewinn von 2000 Gulden, mit dem sein Herr sich aus allen Verlegenheiten zu helfen hofft, verschwindet, muß der arme Junker in den Schuldturm. Wie er da mit Lebensgefahr ausbricht, bei nächtlichem Besuch seiner Angebeteten von einer Riesendogge beinahe zerfleischt, später als Raubmörder des Junkers von Borken verhaftet, schon auf dem Karren zum Galgen fährt — bis sich herausstellt, daß sein treuer Diener die 2000 Gulden hat in Lehmkaten sichern wollen, auf der Flucht dorthin aber nächtlich beraubt und schwer verwundet, für seinen Herrn gehalten wurde —, diesen vertrackten Wirbel sinnvoller Abenteuer muß man bei Schäfer nachlesen, ich verspreche einen Genuß! Welche Schalkhaftigkeit in der Zeichnung dieser beiden urwüchsigen Gestalten vom Niederrhein, welche Verkürzung und Beherrschung der Form bei aller Bildhaftigkeit!

Neben den siebenundfünfzigjährigen Meister sei sogleich ein Jünger von dreiunddreißig Lenzen gestellt, der aber in seinen Dramen, Balladen und dichterischen Erzählungen schon nachgewiesen hat, daß er zu den Besten der heutigen Jugend, die den breiten Gipfel des Parnaß erklimmt, zu zählen ist: der Elsässer Eduard Reinacher. Er gehört nicht zu den Schreihälsen des Tages, er ist eine stille, sehr ernste Natur, die mit großen sinnenden Augen ins Leben schaut und in der Einsamkeit eine tiefe Stimme erhebt. Um so erfreulicher, daß er in der Erzählung Flock eine beinahe verschämte Herzensfröhlichkeit, einen allerliebsten Humor bekundet. Es ist eine Hundegeschichte, also keine Seltenheit im deutschen Schrifttum (wir haben hier noch vor gar nicht so langer Zeit eine narratio canina von Schmidtbonn, eine von Thomas Mann betrachtet), aber so hübsch im besten Sinne des Worts, so anspruchslos herzlich, heiter und poetisch wie diese gibt es nur sehr wenige. Dabei fehlt es ihr nicht an tieferer Bedeutung. Zunächst hat der Kriegszustand Flocks, eines Terriers, mit den langgeschwänzten Miauschreiern im Hause und in der Nachbarschaft etwas durchaus Menschliches in seinen verschiedenen Phasen, in Waffenstillständen, Geheimbünden, kurzen Freundlichkeiten und Grausamkeiten, dann aber ist der Charakter des Helden Flock ein

Digitized by Google

beschämendes Sinnbild für Menschenkinder, die durch Verwöhnung und Wohlleben aus beklagenswerten Hascherln zu faulen, verlogenen, unnützen Kreaturen werden. Mit innigstem Behagen liest man das Buch. Allerliebst, wie hier die vormittäglichen Geschäftsgänge Flocks in der Nachbarschaft beschrieben werden, oder die Balgerei von Hunden, oder der Lohn, den das arme Flöckchen bekommt, als er eines Tages auf ein Haar im Wirbel des Rheinstroms ertrunken wäre: „An diesem Abend wurde ihm ein Würstchen gebraten, alle besprachen seinen Mut und die Gefahr, in der er geschwebt hatte; und er lag als ein Biedermann in seinem Korbe, und so oft das Wort Flock fiel, sah ich seine Ohren sich leise bewegen. Er wußte, daß heute er derjenige war, von welchem man redete." Ist das nicht mit feinsten Humor dem Leben abgelauscht? Wir hoffen, bald einmal Gelegenheit zu haben, uns in längerem Atem mit diesem jungen Straßburger beschäftigen zu können.

Das gleiche gilt von **Alfons Paquet**. Auf ihn setzte mein Vorgänger Karl Busse vor zwölf Jahren (am Schluß seiner „Geschichte der Weltliteratur") die größte und beinahe einzige Hoffnung. Wenn der jetzt vierundvierzigjährige Paquet diese Hoffnung nicht erfüllt hat, nicht so wie es Busse offenbar meinte, so liegt das zum Teil wohl daran, daß gerade als Paquet die Schwingen weitete in seiner Sehnsucht nach einem Weltglück, die Kugeln des Weltkrieges durch die Lüfte pfiffen. Aber nur entfaltete Schwingen vermögen zu tragen. Das Schaffen Paquets hat sich inzwischen zu ungunsten seiner Entwicklung ziemlich zersplittert. Hoffentlich kommt seine Zeit noch. Wir benutzen die Gelegenheit seiner soeben erschienenen kleinen Erzählung **Lusikas Stimme**, auf den sittlichen Ernst und die geistige Strenge dieses Weltfahrers hinzuweisen. „Lusikas Stimme" ist im Grunde keine Novelle, wie das Titelblatt angibt, sondern eine Reihe von tagebuchartigen Aufzeichnungen, die zunächst von einer Sommerfrische erzählen, in welcher der Verfasser, an seinem Arbeitstisch, durch das Fernglas eine Sängerin auf ihrem Balkon beobachtet. Er trifft sie nach längerer Zeit unter seltsamen Umständen, gelegentlich einer Versammlung zeitgemäßer Sucher nach einer neuen Religion, und erinnert sich jetzt, sie vor Jahren einmal als junges Mädchen in Sibirien gesehen zu haben. In einer stürmischen Liebesnacht gesteht sie ihm jetzt, daß sie lediglich das Verlangen gehabt habe, einen dieser Sektierer „zu ergreifen, ihn auf die Probe zu stellen und zum Opfer ihres überlegenen spielenden Sirenenbunds zu machen". Es war also nur eine Episode in seinem Leben, zumal sich Lusika später vor den Augen ihres Gatten aus dem Fenster stürzt.

Bemerkenswert ist der feierliche Ernst und das Gewicht, mit dem der Verfasser sich selber über das Erlebnis Rechenschaft ablegt. Er stellt Betrachtungen an wie diese: „Es ist schwer, zwischen Geist und Sinnlichkeit zu wählen". Er selber habe dann beschlossen, sein Leben der Äußerlichkeiten, der schweigenden Konvention, einer im Grunde verstockten, auf die Befriedigung des Ehrgeizes und auf die Vermehrung des aufzählenden Wissens gerichteten Arbeit fortzusetzen." Ob eine Vermehrung gerade des „aufzählenden" Wissens unserer Zeit besonders nottut, wollen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls erklärt dies Bekenntnis die anfechtbare Form der „Novelle", die trotz mancher feinen Einzelheit, trotz manchem klugen Gedanken die epische Linie und Architektur vermissen läßt. Paquet ist offenbar zurzeit als Erzähler „nicht in Form", eine hier sehr wohl anwendbare Bezeichnung der Sportsprache. Jedenfalls scheint es bemerkenswert, was Paquet in dieser Erzählung über sich selber berichtet: „Ich bin von dem schlimmen Geist des Krieges verschont geblieben, von einer leichten Verwundung habe ich mich erholt; wenn andere von ihren Enttäuschungen sprachen, erschien auf meinem Gesicht ein Lächeln. Ich bin gut genährt, ein fleißiger, fleischiger Mann, meine Triebe sind ruhig, ihre Erfahrungen sind mir kostbar. Noch habe ich auf keine Möglichkeit verzichtet, sie zu vervollkommnen." Na, also!

★

Wen es gelüstet, sich für ein paar Stunden in heiterste Laune zu versetzen — und wen gelüstete es nicht? — der nehme **Robert Hohlbaums** Erzählung **Der Frühlingswalzer** zur Hand. Eine Wiener Geschichte aus dem Jahre 1848. Gegensatz zwischen den beiden Tanzkomponisten Johann Strauß, Vater und Sohn. Der k. k. Hofballmusikdirektor ist natürlich konservativ, Hofpartei, der junge, der „Schani" ebenso natürlich liberal. Freilich hat er seine Feuerprobe schlecht bestanden, der Schani: er ist vom Posten ausgerissen und hat das Gewehr weggeschmissen. „Erschossen gehört er," ruft ein Heißsporn. „Na, na, na," knurrt ein alter Wiener, „warum gebt ihr ihm auch einen Schießprügel in die Hand, mit dem er nichts anfangen kann? Mit dem Fiedelbogen in der Hand ist ihm alles einerlei. Seine Kapellen dirigiert er euch im Kugelregen." Das ist dann auch schließlich der Kern der ungemein lustigen Geschichte. Die Musik eint die beiden nach mancherlei Kämpfen und Wirrungen — die in einem prachtvollen Zusammenstoß der erhitzten Parteien in der Gasse, da die Sträuße wohnen, gipfeln — im Ton der Geigen finden sie ihr Gemeinsames wieder und fühlen, daß sie zueinander gehören. So launig die Erzählung in der Hauptsache ist, so schön klingt sie aus, als der Violinbogen des jungen Strauß — er hat mit tiefer Ergriffenheit durch die Nacht vom Hause seines Vaters her dessen ihm so wohl vertrauten Geigenstrich vernommen — den Frühlingswalzer zu den Sternen emporjubelt.

Digitized by Google

# Das Trauerspiel von Mexiko. Von Dr. G. Giesecke

Was geht es uns heute an? Seit dem hellen Junimorgen des Jahres 1867, an dem Kaiser Maximilian von Mexiko mit zwei Getreuen, den Generalen Miramon und Mejia, vor Querétaro erschossen wurde, haben wir die schwersten weltgeschichtlichen Erschütterungen durchlebt und erlitten. Er war der Bruder des Kaisers Franz Joseph, und sein unseliges Ende war nur das erste Glied in einer langen Kette habsburgischer Schicksalsschläge. Seine Gattin, die Kaiserin Charlotte, die Tochter Leopolds, des ersten Belgierkönigs, hat noch bis vor kurzem im Wahnsinn gelebt, und ab und zu las man von ihr in den Zeitungen wie von einem Gespenst. Aber war das mexikanische Kaisertum des jungen Erzherzogs nicht bloß ein Abenteuer, eine Sensation, und lohnt es sich, dieser Sensation von vorgestern noch einmal nachzugehen? Wir wissen doch eigentlich alles, zum mindesten das Entscheidende: Napoleon will in Mexiko Ordnung schaffen, um den französischen Kapitalisten ihre Zinsen und sich neuen Ruhm zu sichern; ein ehrgeiziger, junger Fürst gibt sich für das bedenkliche Unternehmen her und muß, von seinem Gönner im Stich gelassen, seine Torheit mit dem Tode büßen. Er war uns immer sympathisch, aber nüchtern, wie wir sind, sagten wir uns: er hatte in Mexiko nichts verloren, und die Mexikaner, die den Fremden erschossen, hatten wahrscheinlich recht.

Das traurige Ende Maximilians hat zu seiner Zeit selbstverständlich gewaltiges Aufsehen gemacht. Selbst Manet konnte sich der Romantik des Vorwurfs nicht entziehen, wenn er auch die Hinrichtung mit der betonten Nüchternheit des Naturalismus und ohne eine einzige heroische Gebärde gemalt hat. Eine Unmenge von Büchern ist noch in den sechziger Jahren erschienen, darunter viele Erinnerungen von Augenzeugen, wie des wackeren Arztes Dr. Samuel Basch oder des abenteuerlichen Prinzen Felix von Salm und seiner Gattin, die eine Kunstreiterin war und eine vollendete Durchlaucht wurde. Aber so gut wir durch ältere Veröffentlichungen über das Ende Maximilians unterrichtet waren, so wenig wußten wir über die Gründe und die Verhandlungen, die zur Annahme der Krone durch ihn geführt haben. Nun hat sich in Wien ein bisher unveröffentlichtes Geheimarchiv Maximilians erhalten, das er selbst noch in einer Zeit verzweifelter Mutlosigkeit, als er mit dem Gedanken der Abdankung spielte, auf einem österreichischen Kriegsschiff in die Heimat gesandt hatte. In diesem Archiv finden sich die Briefe Napoleons, König Leopolds, Kaiser Franz Josephs an Maximilian und alle Antworten in Abschrift, ferner die Briefwechsel der Kaiserinnen Eugenie und Charlotte und Tausende von andern wichtigen Dokumenten. Auf dieser Grundlage, die bisher noch von niemand erforscht worden war, hat Egon Cäsar Conte Corti sein zweibändiges Werk „Maximilian und Charlotte von Mexiko" geschaffen (Amalthea-Verlag, Zürich), und der Reichtum des hier benutzten Geheimarchivs im Bunde mit einer vorsichtig abwägenden Darstellung hat dem Verfasser ermöglicht, die abschließende Schilderung des Abenteuers zu liefern.

Aber wenn das Buch weiter kein Verdienst hätte, brauchte man es an dieser Stelle nicht anzuzeigen. Das Entscheidende ist, daß es uns das Schicksal seiner beiden Helden menschlich naherückt. Corti ist kein dichterisch gestimmter Historiker, und es gibt viele geschicktere Schriftsteller als ihn. Er hat, von der Fülle neuen Stoffes bedrängt, nicht immer den Mut des Zurückweisens. Er stellt unsre Geduld oft auf die Probe, wenn er uns die Irrwege unfruchtbar bleibender diplomatischer Erwägungen führt. Und trotzdem: die beiden Bände lassen uns nicht los. Je tiefer sich Maximilian in Schuld und Schicksal verstrickt, mit desto größerer Spannung lesen wir, und von der endlichen Katastrophe geht die Erschütterung einer echten Tragödie aus.

Corti liebt seinen Helden, und das ist ein schöner Zug, denn nichts ist unfruchtbarer als die Kälte, die sich einbildet objektiv zu sein. Er betont, daß Maximilian nicht allein von Ehrgeiz und Eitelkeit besessen gewesen sei, sondern auch von dem edlen Drang, Gutes zu wirken. Er schildert den zarten und phantastischen jungen Menschen, der weich und gütig war und der seine Kraft so verhängnisvoll überschätzte und mit fast beschränktem Eigensinn das Unmögliche, selbst das als unmöglich Erkannte zwingen wollte. Als jüngerer Bruder des Kaisers fand er kein genügendes Feld für seinen Tätigkeitsdrang. Er wurde der Gründer der österreichisch-ungarischen Flotte und durfte sich den Seesieg von Lissa zuguteschreiben. Aber als dieser Sieg errungen wurde, stand er im fernen Mexiko im Verzweiflungskampf um seine Krone. Er hielt als Vizekönig in Mailand Hof, doch er spürte deutlich: Österreichs Zeit in Italien war vorbei, und seine Bemühungen, dem Kaiserstaat die Lombardei und Venetien zu erhalten, stießen nicht bloß im Lande, sondern auch in Wien auf Mißverständnis. Franz Joseph war kein bequemer Bruder. Wenn sich auch urkundlich belegen läßt, daß er Maximilian höchst ungern nach Mexiko gehen ließ und daß er ihn nicht etwa mit Freuden abschob: er war doch von seiner Würde ungemein durchdrungen und blickte nicht ohne Eifersucht auf den Erzherzog, der es in seiner verantwortungslosen Stellung so leicht hatte, volkstümlich und liberal zu sein. Maximilian jedoch sehnte sich nach Wirkung.

Digitized by Google

Kind und Puppe. Gemälde von Prof. Richard Müller
(Kunstausstellung Dresden 1925)

Digitized by Google

Digitized by Google

„Schritt ist Tod, Trab ist Leben, gestreckter Galopp ist Seligkeit,“ so schrieb er einmal, und gern träumte er den damals noch faustischen Traum des Fliegens.

Wenn man die Cortische Darstellung liest, wird die bei uns allen erschütterte Achtung vor der Kunst der Diplomatie nicht gestärkt. Vielleicht war es weise, die Regierungsarchive geheimzuhalten, denn immer wieder stoßen wir darauf, daß die Tragödien der Weltgeschichte, der Völker wie ihrer Helden, von den lächerlichsten Zufällen abhängig sind. Ein diplomatischer Vertreter der konservativen Partei in Mexiko, Don José Hidalgo, kannte die Kaiserin Eugenie von ihren Mädchenjahren her. Er traf sie in Bayonne. Sie erinnerte sich ihrer alten Bekanntschaft und lud ihn zu einem in größerer Gesellschaft geplanten Ausflug aufs Meer ein. Auf diesem Ausflug schwärmte er davon, wie erhaben es wäre, in seinem liberal verseuchten Vaterlande eine Monarchie zu errichten und so die lateinische Rasse und den Katholizismus in der Neuen Welt zu retten. Erster Zufall.

Napoleon begann damals seiner Gattin untreu zu werden. Eugenie ertrug diese Kränkung mit unwilliger Scham. Da sie als Frau nicht mächtig genug war, wollte sie es als Kaiserin sein. Sie begann zu politisieren, und der Kaiser, der ihr gegenüber gewöhnlich ein schlechtes Gewissen hatte, ließ ihr den Willen. Durch Vermittlung der Kaiserin kam Hidalgo dazu, dem Kaiser seinen Plan auseinander zu setzen. Man denkt an einen spanischen oder französischen Prinzen. Napoleon behandelt die Angelegenheit zunächst lässig. Der Sezessionskrieg, der die Vereinigten Staaten beschäftigt, scheint ein Eingreifen in die verworrenen Verhältnisse Mexikos zu erleichtern. Man sucht nach einem Kandidaten für den zu errichtenden Thron, und — wieder ein Zufall — eine Ahnung sagt Eugenie, daß Maximilian annehmen würde.

Mit erschütternder Klarheit sehen wir nun im Verfolg der Cortischen Darstellung, wie sich die Versuchung Maximilians bemächtigt. Es hat an Warnern nicht gefehlt, und namentlich die brüderliche Rechtschaffenheit Franz Josephs tritt klar ans Licht. Auch die Stimme des eigenen Herzens hat zu Maximilian gesprochen. Er sah, daß die aus ihrer Heimat verbannten Mexikaner wohl ihn wählen und nach Mexiko schicken wollten, aber gar nicht daran dachten, sich selber für ihn einzusetzen. Er machte sich in sehr verständiger Weise klar, daß Napoleon allein eine ungenügende Bürgschaft biete, daß ihm auch die andern Mächte, England und Spanien voraus, seinen Thron verbürgen müßten, aber als dann die Krone mit ihrem trügerischen Glanz ihn lockte, sah er über diese Bedingung hinweg. Er läßt sich vom Papst segnen, statt die Grundlinien der mexikanischen Kirchenpolitik im voraus festzulegen. Er vertraut auf Napoleons Freundschaft und ein Plebiszit und beschäftigt sich damit, einen Orden zu gründen und ein Hofzeremoniell auszuarbeiten, statt sich wie ein nüchterner und witziger Engländer klarzumachen, daß die Stimmen für eine Monarchie in Mexiko zum großen Teil aus Orten stammten, die von zwei Indianern und einem Affen bewohnt waren.

Wir haben uns daran gewöhnt, Napoleon als den Schuldigen des Trauerspiels in Mexiko anzusehen, und die Cortische Darstellung läßt ihn gewiß nicht schuldlos erscheinen. Aber sie ergibt doch, daß er sich nicht kalten Herzens von Maximilian abgewandt hat, sondern unter dem harten Zwang der Ereignisse. Wider Erwarten hatten die Vereinigten Staaten den aufständischen Süden niedergeworfen. Königgrätz hatte die deutsche und die italienische Frage entscheidungsreif gemacht. Napoleon konnte sich die Expedition in Mexiko nicht länger leisten und mußte die Schande auf sich nehmen, sein Wort zu brechen.

Maximilian ist — das ergibt Cortis Buch — der Typus des liberalen Fürsten des 19. Jahrhunderts. Das heißt: sein Verstand ist klar genug, die neuen Forderungen der Zeit zu verstehen. Aber derselbe Mann, dessen bürgerliches Auftreten viele Leute in Mexiko enttäuschte, weil sie gern einen goldgestickten Kragen und einen Federhut sahen, war im letzten der Sklave geschichtlicher Überlieferung. Er fühlte sich als den Erben Karls V. und glaubte, es sei seine Sendung, dessen Reich im fernen Westen wieder aufzurichten. Er war gleichzeitig der Erbe Montezumas und wähnte, als er seine Verlassenheit zu erkennen begann, sich auf die Indianer stützen zu können, die machtlosesten seiner Untertanen. Er schrieb in die Heimat spöttische Briefe: wie eng es da sei und wie die Menschen voll Vorurteilen steckten und glaubte, in Brasilien ein zweites habsburgisches Kaiserreich aufrichten und ganz Mittel- und Südamerika unter die Herrschaft österreichischer Kaiser bringen zu können.

Wenn man das liest, sagt man: ein Narr. Und dann kommt man an die Schilderung der Katastrophe, die durch einen von Maximilian noch am Vorabend des Verrats ausgezeichneten Judas beschleunigt wird. Wir lesen, wie die Hilfe flehende Charlotte im Verfolgungswahn die Audienz des heiligen Vaters verläßt. Wir lesen, wie Maximilian mit dem die Welt anklagenden Seufzer. „Mensch . . .“ getroffen zusammenbricht, und wir haben nicht mehr an dem Schicksal eines politischen Abenteurers, eines Phantasten und Dilettanten teilgenommen, sondern das Ende hat den Mann und den Helden geschaffen. Freilich auch hier wieder spricht der Zufall mit. Vielleicht wäre Maximilian geflohen, und die Geschichte hätte einen Märtyrer weniger. Aber er war zu stolz, sich seinen blonden Bart abnehmen zu lassen, und den kannte jeder im Land.



Digitized by Google

# Illustrierte Rundschau

Eduard Beyrers Kriegerdenkmal — Modebilder — Hoetgers „Café Worpswede" — Töpferei Grootenburg — Zu unsern Bildern — Ein neuentdecktes Selbstbildnis Raphaels

Zu den wirkungsvollsten Bildwerken in der Münchner Glaspalast-Ausstellung des verflossenen Sommers zählte der Entwurf zu einem Kriegerdenkmal von Professor Eduard Beyrer. Dies ist ein Werk, dem man die Ausführung in Stein und die Ausstellung an einem würdigen Ort von Herzen wünschen muß. Denn es ist von einem starken und reinen Gefühl durchlebt, und sein sittlicher Ernst spricht mit der starken Leidenschaft des begeisterten Vaterlandsfreundes insonderheit zur heranwachsen-

Entwurf zu einem Kriegerdenkmal. Von Prof. Eduard Beyrer-München
(Münchner Kunstausstellung im Glaspalast 1925)

Digitized by Google

den Jugend. Dieser trotzige Held mit dem Stahlhelm auf dem Haupt und dem Schwert in der Rechten ist gefesselt, aber wir ahnen, daß es seinen gewaltigen Muskeln gelingen wird, eines Tages die Kette zu zerreißen. Um diesen Mann, in dem sich unser Volk verkörpert, raunt der Gesang der Kleistischen Barden: „Wir übten nach der Götter Lehre uns viele Jahre im Verzeihn. Doch einmal drückt des Joches Schwere, und abgeschüttelt will es sein.“

Beyrer (geboren 1866) stammt aus München. Er hat Bildnisbüsten von sprechender Ähnlichkeit geschaffen. Er hat der nackten Schönheit des weiblichen Körpers in Gestalten von wunderbarem Ebenmaß und adeliger Keuschheit gehuldigt. Aber einen ganz besonders breiten Raum in seinem Schaffen nehmen Grabdenkmäler ein, die die Schwermut des Scheidens, doch auch die Seligkeit der Erlösung atmen.

Im Ballkleid. Gemälde von H. Cosson

★

Das Cossonsche Gemälde „Im Ballkleid“ ist das elegant gemalte Bildnis einer eleganten Frau. Gewiß eine glatte Schönheit, die uns am liebsten überreden möchte: es gibt keine Trauer und kein Elend auf der Welt, und so trübselig der November ist, wenn wir Allerseelen oder Totensonntag begehen: wir zünden des Abends die Lichter an, und nicht nur in den Häusern der Reichen werden Feste gefeiert. Man soll kein Cato sein, auch in der Kunst nicht. Schöpfungen wie dieses Bildnis, das sich unproblematisch der heiteren Seite unsers gewiß oft recht fragwürdigen Daseins zuwendet, haben ihre Berechtigung, und wer sich an ihnen freut, braucht kein Seichtling oder Schlimmeres zu sein.

Von diesem Bilde ist der Weg nicht weit zur Photographie und zur Mode. Die „Monatshefte“ haben auch dieses Gebiet menschlichen Geistes und Ungeistes nie außer acht gelassen und sich immer bemüht, den Leserinnen und Lesern bezeichnende Neuigkeiten im Bilde vorzuführen. Die Auswahl ist nicht leicht. Die Zeichnung streift, wenn sie genau und unterrichtend sein will, oft das Schnittmusterhafte; bei der Photographie hapert es gewöhnlich an den Trägerinnen der schönen neuen Kleider. Die berufsmäßige Geistlosigkeit des Mannequins wirkt im Lichtbild unerträglich. Man wird es hiernach vielleicht begreifen, daß für unsre strengen Ansprüche die Photographie der Dame im modernen Regenmantel eine Seltenheit darstellt. Dieser Mantel, der noch immer den tiefsitzenden, aber breiten Gürtel zeigt, ist von erfreulicher Sachlichkeit und dabei einem Schmiß, der die liebenswürdige Trägerin im schauderhaftesten Novemberregen zu einer erquickenden Erscheinung machen wird.

★

In der altberühmten Malerkolonie Worpswede bei Bremen hat Professor Bernhard Hoetger ein bemerkens-

Neuer Regenmantel

wertes Kaffeehaus erbaut. Hoetger ist einer der Führer der modernen Plastik und Architektur. Er hat vor dem Kriege der Mathildenhöhe in Darmstadt den Stempel seines eigenwilligen und großzügigen Wesens aufgeprägt. Er hat sich jetzt in Worpswede auf einem Gebiet betätigt, das der Plastik immer eng verschwistert war: der Architektur. Trotzdem bleibt zu bewundern, daß ein so selbständigen und großen Gedanken und Gefühlen hingegebener Künstler die eingehende Liebe und die einschmeichelnde Nachempfindung aufgebracht hat, um im Einklang mit niedersächsischen Bauernhäusern ein Café mit einer geräumigen Terrasse und gemütlichen Innenräumen zu schaffen. Doch der niederdeutsche Geist der Landschaft wie der einheimischen Bauweise kam Hoetgers Art, wie wir sie aus seinen Plastiken kennen, gewiß entgegen. Hier wie dort ein tiefes, aber schweigsames Gefühlsleben, das sich nicht auf den lauten Markt begibt, sondern in der Einsamkeit wirkt und nicht den vielen, sondern wenigen seine Schätze zeigt.

★

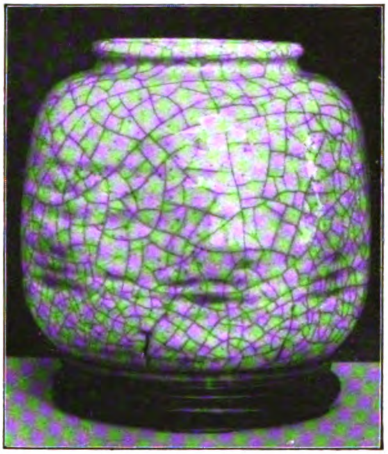
Auch als eifriger Kunstfreund erlebt man immer wieder Überraschungen, die einen beschämen würden, wenn man sich nicht zum Troste sagte: man kann nicht alles sehen und vor allem nicht alles Gute zeigen. Aber sonderbar ist es doch: durch eine Ausstellung in Monza — das ist die Stadt der alten Langobarden, und im Dom ruht ihre berühmte eiserne Krone — sind wir auf die Töpferei Grootenburg in Krefeld aufmerksam gemacht worden. Schade, daß wir nichts Buntes zeigen können, denn die Farben sind an diesen Schüsseln und Töpfen, Vasen und Büchsen beinah das Wichtigste. Aber wir denken: auch schon die Form wird die Leser ermuntern, auf diese Keramiken ein Auge zu heben. Man soll solche Dinge sammeln, solange das Sammeln noch leicht ist!

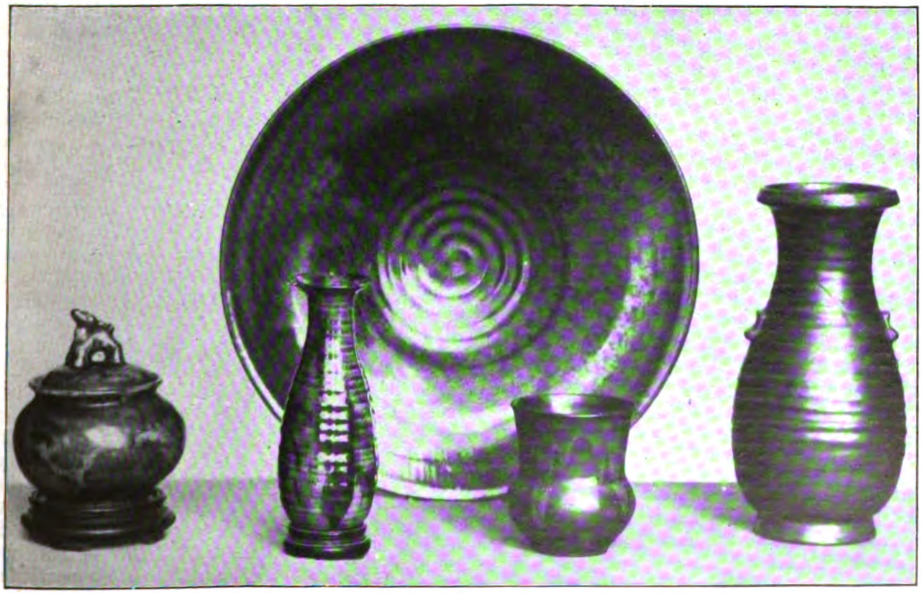
★

Zu dem das Heft eröffnenden Bildnis von Eugen Spiro brauchen wir nicht viel zu sagen. Der Maler ist in unsrer Zeitschrift schon oft vertreten gewesen, und jedesmal haben wir uns an der Frische und an dem Geschmack seiner Darstellungen erfreut. Spiro ist ein geistreicher Maler und deshalb wie berufen, die nervöse Beweglichkeit und Vielinteressiertheit der modernen Frau zu schildern. — Das

Hauptraum aus dem neuen Café Worpswede
Erbauer Prof. Bernhard Hoetger, Worpswede

Kinderbildnis (zw. S. 248 u. 249) zeigt einen Künstler, der sich namentlich als Graphiker bewährt hat, als Maler. Robert F. K. Scholtz (geb. 1877) stammt aus Dresden, wohnt aber seit längerer Zeit in Berlin und ist Mitglied der Berliner Sezession. Er geht auf schimmernde Farbigkeit in unzähligen Lichtbrechungen aus und erzielt damit den Eindruck ungewöhnlich starken Lebens. — Der „Austreibung" von Paul Thalheimer (geb. 1884) sieht man an, daß ihr Maler im Dekorativen und in der Graphik wurzelt. Er versteht, die Figuren meisterlich ausgewogen im Raum zu halten. Und wie er die Konturen behandelt und das Licht spielen läßt, glauben wir dem Radierer auf die Spur zu kommen. Thalheimer, ein Heilbronner, war ein Schüler Ludwig Herterichs; er hat Freskomalereien in Ingolstadt, Eichstätt und andern Orten ge-





Arbeiten der Töpferei Grootenburg, Krefeld a. Rh.

Digitized by Google

Zwei Frauen
Kleinbildwerk von Prof. Hugo Lederer

schaffen, und seine Graphik hat viel Anklang gefunden. Man kann sie im Kupferstichkabinett zu München fast vollständig überblicken. Unser Bild zeigt die Sicherheit seiner Zeichnung und die Größe seiner Auffassung. — Wilhelm Schreyer ist ein jüngerer Münchner Maler, zu dem die Hefte in einer sonderlichen Beziehung stehen. Sind sie mit ihrem reichen Bilderschmuck es doch gewesen, die in seine empfängliche Jugend den ersten Begriff von Kunst trugen und ihm den Wunsch, ebensolche Farbenwunder zaubern zu können, nahelegten. Es ist deshalb unsre Freude nicht geringer als die seine, eines seiner Gemälde in so ausgezeichneter Wiedergabe abzubilden. Sein „Stilleben“ (zw. S. 288 u. 289) ist ein Zeugnis seiner sorgsamen und feinsinnigen Art. Wie zwanglos sind die Schale und der Korb mit ihren Früchten gruppiert und wie klug berechnet sind Farben und Formen zu einheitlicher Gesamtwirkung in eins geschlossen. — Das „Modische Gestade“ von Willy Schmidt-Heubach (zw. S. 312 u. 313) schwingt mit seiner Stimmung anmutig in zwei Welten: in Natur und Kultur, in Ewigkeit und Zeit. Der Maler, 1887 in Würzburg geboren, hat sich in München, aber ohne beträchtliche Schulung gebildet. Er zählt zu den modernen Malern, die in ihren Bildern nicht bloß schildern wollen, sondern denen es darauf ankommt, sozusagen hinter die Natur zu gucken, ihre Seele zu erleben und zu belauschen und dann auch andern zu übermitteln. Das Wichtigste gab ihm seine Heimat mit ihren Schlössern und Gärten mit: den Sinn für ungetrübte Lebensfreude, die er in unsre Zeit und trotzdem zeitlos zu übersetzen wußte. Die Dresdner Malerin Fides Karny, die seine Ziele kennt, teilt uns aus einem Brief des Künstlers folgende bezeichnende Stelle mit: „... habe als Kind oft so gesessen, allein, nach Südwesten gewendet, einen großen Berg, Vorläufer des Odenwaldes, nahe vor Augen, den ich schon so gut kannte und hinter dem ich eine Welt unschuldiger Freuden und Glanzes vermutete. Frohe Menschen in schönen Kleidern beim Spiel. Die Richtung hatte ich wohl getroffen, ohne es zu wissen. Doch da kamen erst die einsamen Täler des Odenwaldes, der Neckar, Heidelberg, der Rhein, die Vogesen, Südfrankreich mit der Riviera. Das war es, was ich eigentlich meinte. Sorglose, festlich frohe, und schöne Menschen, — wie von Watteau inszeniert, nur viel einfacher und unbestimmter, zeitgemäß und dennoch märchenhaft.“ — Kultur und Natur — in ähnlichem Gegensatz stehen die nächsten beiden Bilder: die überfeinerte Dame vor dem mathematischen Teppich von Gabriel Moiseler (zw. S. 280 u. 281) und die urtümlichen Bauern beim Mittagsmahl von Albin Egger-Lienz (zw. S. 320 u. 321), dem unseren Lesern bekannten tirolischen Maler. — Dem Gemälde „Kind und Puppe“ von Prof. Richard Müller (zw. S. 352 u. 353) sieht man es an, daß sein Schöpfer vor allem Graphiker ist. Unsre Leser wissen, daß der Dresdner Künstler, der in Richters Haus zu Loschwitz wohnt, ein Radierer und Zeichner von ungewöhnlicher Phantasie und Sicherheit ist. Auch an seinen Gemälden wie diesem bewundern wir vor allem andern die fabelhafte Leichtigkeit und Zuverlässigkeit der Zeichnung und den schalkhaften Humor, der die possenhafte Lebendigkeit des Püppchens neben das quellfrische Leben des Kindes stellt. — Wir freuen uns, ein paar neue Schöpfungen Hugo Lederers zeigen zu können: Die „Schreitende“ als Kunstbeilage (zw. S. 336 u. 337), eine Studie von traumhafter Schönheit, und auf dieser Seite die Kleinplastik „Zwei Frauen“, ruhige Gestalten, die ihres Lebens halb unbewußt wie unter Schleiern wandeln, langsam dem Erwachen zu.

Digitized by Google

Über das neuentdeckte Raphaelbildnis schreibt uns der beste Kenner seines Schaffens, Oskar Fischel:

Die Kunstgeschichte hat uns noch manche Überraschungen zu bereiten und, wie es scheint, auch selbst zu erwarten. Es klingt fast wie Sensation, was durch die Zeitungen ging, daß es einem italienischen Forscher gelungen ist, ein Selbstbildnis Michelangelos zu entdecken, zufällig an keiner andern Stelle als in der Cappella Sistina und noch dazu im „Jüngsten Gericht“. Und dazu kommt als Gegenstück ein bisher unbekanntes Selbstbildnis Raphaels. — Wo? In den Stanzen des Vatikans, in der vordersten Gruppe eines der Fresken, vor denen täglich Hunderte von Besuchern vorüberdrängen oder vertieft stehn — in einem der berühmtesten Bilder, der „Vertreibung des Heliodor“. Und diese Entdeckung ist keineswegs als Sensation aufgemacht, sondern sie wird von dem auch im Ausland als Oberhaupt der italienischen Kunstforschung anerkannten Corrado Ricci in aller Ruhe und Sachlichkeit vorgeführt, und alle äußeren und inneren Gründe scheinen seine Hypothese unwiderleglich zu machen.

Man kennt die herrliche Gruppe mit dem machtvollen Greis Julius II.: auf der sede gestatoria läßt er sich hereintragen, um dem Wunder beizuwohnen, wie durch die Erscheinung des himmlischen Reiters und der Engel der Tempel von den Heiligtumsschändern gereinigt wird. Den, hoch und erhaben über alle Verwirrung der Menschheit, einziehenden Papst begleiten neben den Trägern wenige Hofleute. Einer vorn schreitet dem Papst im wahrsten Sinne zur Rechten: im roten Unterkleid, mit schwarzer Soutane, in der Rechten das Barett des geistlichen Standes und einen gefalteten Brief. Er zeigt nicht sowohl im Schritt, als in der Haltung jenes Wallen, ein schwanengleiches Vorübergleiten, das hochgestimmten und erdenfernen Geistern eigen zu sein pflegt und das Raphael gern den feinsten seiner Wesen anfühlte, der Donna Velata, der schönen rätselhaften Erscheinung des Czartoryski-Porträts, und manchen der zu höchstem geistigen Genuß fähigen Humanisten des päpstlichen Hofes, deren Bildnisse er malte. — In jenem Begleiter Julius' II., an der Grenze zwischen Jünglings- und Mannesalter begegnet dieser Wesenszug uns wieder, genug, um uns neugierig fragen zu lassen, wer es ist, der mit solcher Melancholie und Sinnenfreude zugleich, mit einem Auge, das erfaßt und schaut, sich der Welt der Erscheinungen zugewandt zeigte.

Ausschnitt aus dem vatikanischen Freskogemälde Raphaels: Heliodor. (Nach früherer Ansicht — s. u. a. „Raphael“, von Knackfuß, S. 81 — ist der im Vordergrund links Schreitende der päpstliche Sekretär Johannes Petrus de Folcariis, in den Trägern des Thronsessels hat man Albrecht Dürer und den Kupferstecher Marcantonio zu erkennen geglaubt)

Es scheint, die Inschrift auf dem Brief müßte uns Auskunft geben! Gian Pietro. Cremonensis. Das ist der Name eines päpstlichen Hofbeamten, der zu Raphaels Zeit im Vatikan gelebt hat. Aber diese Inschrift hielt der genauen Prüfung nicht stand. Corrado Ricci und das scharfe Auge des alten Restaurators von Lionardos Abendmahl, Cavenaghi, haben erkannt, daß sie nicht aus Raphaels Zeit stammt, denn sie ist in Öl auf die Kalkfarbe des Fresko gemalt und nicht in den Charakteren der Epoche. So sind wir des Zwanges enthoben, unter diesen bedeutenden Zügen uns einen nur dem Namen nach bekannten Unbekannten vorstellen zu müssen.

Bei alten Bildern pflegt kein Gegenstand zufällig oder überflüssig zu sein. Wer ein Papier in der Hand trägt, hat ein besonderes Recht, sich damit zu zeigen: er ist von Berufs wegen damit dargestellt. Wer hier dem Papst zur Rechten mit solchem Zeichen schreiten

Digitized by Google

darf, stellt sich uns so kraft seines Amtes vor Augen: ein scrittore de' brevi. Es war eine besonders glückliche Kombination, in der Ricci feststellte: Raphael hatte laut Urkunde eines päpstlichen „motu proprio" dies Amt unter Julius II. inne — eine der geistlich fast unverbindlichen Funktionen, die dem mit solcher Würde beliehenen in der Hofhaltung gewisse geregelte Einkünfte gewährleisteten — und dieser Begleiter des Papstes kommt auf einem schwachen Bild der Raphaelschule vor: es stellt den heiligen Lukas dar, wie er die Madonna malt und hinter dem Patron der Künstler steht diese gleiche Gestalt: eine alte Überlieferung besagt, daß Raphael dies heut in der Accademia di San Luca hängende Bild selbst für den Altar der Lukas-Brüderschaft gestiftet habe.

Ein neuentdecktes Selbstbildnis Raphaels. Ausschnitt aus dem vatikanischen Freskogemälde Raphaels: Heliodor

Wir besitzen zwei sichere Selbstbildnisse Raphaels, das Brustbild in der Malersammlung der Uffizien und den Kopf in der Gruppe am Rande rechts auf der „Schule von Athen". Mit ihnen stimmen diese Züge auf das sprechendste überein; wir hätten also zu dem Bildnis des „engelgleichen" dreiundzwanzigjährigen Jünglings und des Malers der „Schule von Athen" fünf Jahre später hier den Maler nach der alten Inschrift darunter 1514 im vollendeten dreißigsten Jahr.

„Raphael neigt, wie alle Menschen von so hohen Gaben, zur Melancholie", schreibt der ferraresische Geschäftsträger an seinen Herzog. Das will nicht gerade der landläufigen Vorstellung von dem „Heiteren" entsprechen; aber zum Tiefsinn seiner Werke passen diese Züge und zu jener Unergründlichkeit, die er mit dem andern großen „Heiteren", mit Mozart, teilt. Was Ricci hier durch Kombination exakter Forschungen zur Gewißheit erhoben hat, sprach schon Wilhelm Stein in der jüngsten deutschen Raphael-Biographie mit gefühlsmäßiger Sicherheit aus. Nicht immer erstehen die neuen Wahrheiten aus dem „festen", oftmals so schwanken Boden der Forschung. Da scheint es uns ein besonderes Glück, daß dieses neue Bildnis Raphaels gerade die Wesenszüge verkörpert, die der Physiognomiker Lavater prüfend und ahnend in das bedeutungsvolle Wort brachte: „Der umfassende Erblicker."

★

Wir freuen uns, unsern Lesern mitteilen zu können, daß wir im nächsten Heft mit einem neuen großen Werk von Heinrich Federer beginnen werden. Zählt doch dieser Dichter zu den wenigen Auserwählten, die eine bis ins letzte durchgearbeitete künstlerische Darstellung mit einer Herzlichkeit verbinden, die uns um so tiefer erquickt, je seltener sie geworden ist. Das neue Werk heißt „Unter südlichen Sonnen und Menschen".

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

40. Jahrg. / Dezember 1925 / 4. Heft

# Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

Digitized by Google

# elhagen & Klasings Monatshefte

atlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

# nhalt des Dezemberheftes:


Seite

nter südlichen Sonnen und Menschen: Zwei Christbäume in Rom. Novelle von Heinrich Federer . . . . . . . . . 361

okumente zur Geschichte der Naturwissenschaften. Paracelsus von Hohenheim — Ein Brief Kepplers an Wallenstein — Franz Karl Achard — Christian Konrad Sprengel. Von Prof. Dr. Ludwig Darmstaedter. Mit 6 Abbildungen . . . . . . . . . 385

lte Meister aus Berliner Privatbesitz. Zur Ausstellung in der Akademie zu Berlin. Von Geheimrat Wilhelm v. Bode. Mit 12 farbigen Wiedergaben von Gemälden . . . . . . . . . 398

ie Begegnung. Novelle von Manfred Hausmann . . . 409

as Gebet. Ein religions-psychologischer Durchblick. Von Domprediger D. hon. c. O. Hartwig 418

om Schreibtisch und aus der Werkstatt: Mein Ibsen-Theater. Erinnerungen von Carl Heine . . . . . . . 428

ugend. Gedicht von Joseph v. Lauff. . . . . . . . . 428

odernes Spielzeug. Eine Betrachtung von Prof. Gustav E. Pazaurek. Mit 29 ein- und mehrfarbigen Abbildungen. . . 429

uf dem Felde zu Bethlehem. Gedicht von H. Peter . . . . 440

in Geschenk des Lebens. Novelle von Gabriele Reuter 441


Digitized by Google

Paul Oskar Höcker zum 60. Geburtstage. Mit einem Bildnis 445
Schwebende Geometrie. Eislaufstudien von Toni Schönecker. Mit 11 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben nach Zeichnungen des Künstlers . . . . . . . . 449
Die heilige Zeit. Gedichte von Erich Singer: Winter. — Heinrich Frank: Landschaft im Schnee. — Hans Much: Mutter. — Ludwig Bäte: Die Zwölften 457
Mussolini. Von Dr. C. Mühling. Mit zwei Abbildungen von Ugo Mochi . . . . . . . . . . . 458
Der Hexenmeister. Novelle von Auguste Supper . . . . . 463
Heilige Nacht. Gedicht von Max Bittrich . . . . . . . . . . 466
Illustrierte Rundschau: Allerlei Weihnachtliches. — Tierzeichnungen von Erna Pinner. — Miniaturen von Walter Bastanier. — Modeneuheiten. — Zu unsern Bildern . . . . . . . . . . 467
Neues vom Büchertisch: Romane und Novellen. Von Karl Strecker. — Der Weihnachtsbüchertisch von Velhagen & Klasing . . . 475
Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) . . . . . . . 7—12

## Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Die Anbetung der Könige. Gemälde von Jacob Cornelisz . . . . . . . . Titelbild
Die Prinzessin mit dem leuchtenden Herzen. Gemälde von Susanne Renate Granitsch-Wien . 368—369
In der Reitbahn. Gemälde von Prof. Angelo Jank 376—377
Die beiden Gelehrten. Gemälde von Rembrandt . 408—409
Weihnachtsmorgen. Gemälde von Otto Dörr . . 460—461

## Kunstbeilagen in Tondruck:

Siegfried. Bronzebildwerk von Prof. Franz v. Stuck 384—385
Flucht. Gemälde von Erich Fraaß . . . . . . . . 416—417
Bildnis. Gemälde von Paul Bürck . . . . . . . . 424—425

## Geschäftliche Anzeigen:

Weihnachtsbüchertisch . . . 1—30
Vorderer Anzeigenteil . . 1—48
Hinterer Anzeigenteil . . . 1—12
Umschlag . . . . . . . . 2— 4
Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen:
Töchterpensionate . . . 18
Unterrichtsanstalten . . 18—19
Hotels und Pensionen . 19
Heilanstalten . . . . 19—21
Wintersport und Winterkur 21—22

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Anbetung der Könige
Gemälde von Jacob Cornelisz van Amsterdam. 1530
(Berlin, Sammlung A. Sommerguth)
Zum Aufsatz: Wilhelm von Bode, Alte Meister in Berliner Privatbesitz

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
40. Jahrg. / Dezember 1925 / 4. Heft

# Unter südlichen Sonnen und Menschen

## Novellen von Heinrich Federer

# Zwei Christbäume in Rom

An einem späten Nachmittag spazierte ich glückselig durch das alte, geduldige Rom. Denn es war just am Vorabend von Weihnachten und viele Jahre vor dem großen Krieg. Damals lag Rom noch so wundervoll braun mit einem Stich ins Graugrüne da, wie nur die Legende oder ein durch alle Feuer gehärteter und gewitzigter Held braun und erdenfest aussieht. Und Rom atmete noch jene unendliche Gelassenheit, durch die es sich von allen wichtigen Städten der Welt unterschied und die so ergreifend auf diejenigen wirkt, die seine Geschichte kennen.

Gerade war ich vom Aventin gestiegen, von wo aus ich die Urbs am liebsten betrachte. Ach, mit welch großartigem Phlegma lagerte die Stadt an den Schlingen des Tibers und ertrug die Axthiebe von fast drei Jahrtausenden, ohne merklich zu zittern oder ihre Gebärde zu ändern. Wie merkte ich ihr noch die Beharrlichkeit des antiken Senats, das überlegene Zaudern des Fabius und den Stolz des Pompeius an. Noch mehr, ich spürte die Geduld ihrer dreihundert Katakombenjahre, ihr dutzendmaliges Bücken vor einer Tagesgröße und ihr dutzendmaliges Über-die-Leiche-Wegschreiten, das unverwüstliche Wartenkönnen der Päpste, das Umworbensein und Körbeausteilen und das Genughaben an sich und an seiner schönen Langeweile.

Durch dieses alte Rom also spazierte ich in einer milden Nachmittagsluft und in jener weichen Stimmung, die uns Nordländer um die Zeit der Krippe ergreift. Ich sah hinter der Piazza del Popolo ein paar magere Tännchen, bei den Buden der Via Rossa etliche Jesulein aus Wachs im Stroh und in wenigen altbürgerlichen Bäckereien, besonders bei meinem Freund Niccolo Maggiolini, dem ich zur Verlobung seiner Agata oder Lea, ich wußte noch immer nicht, welcher es galt, — ich sah, sage ich, einige Teigwarenkindlein mit rotem Zucker als Heiligenschein und ebensolchen Augen und Lippen aus rotem Zuckergußfaden. Diese Figürchen predigten durch die schwitzenden Fenster, so lebkuchensüß ihre Glieder auch waren, mit einer strengen, herrischen Miene, etwa wie kleine Catone oder Cäsaren, und ich dachte bei mir, es sei doch gut, daß das erstaunliche Kind Mariens nicht auf dem harten Kapitol, sondern im ölbaumumrauschten Bethlehem bei gefühlvollen Hirten zur Welt gekommen sei. In Rom hätte man es in Stein gebettet und versteinern lassen.

Plötzlich hörte ich am Eck der damaligen Via Sangallo in prächtigem Alemannisch, aber mit einer dunkeln Farbe in der Stimme sagen: „Guet also, nach em Zabig zünde-mer a, chum gli“ *)! ... Und eine andere ebenso alemannische Stimme antwortete frauenhaft: „Mer chömid, nur wämmer jetzt no selber es Bäumli kaufe am Ponte“ **).

Wie ein süßer Blitz durchfuhr mich dieses Kauderwelsch. Ich rannte dem Worte nach.

---

*) Gut also, nach dem Vesperbrot zünden wir an, komm bald!

**) Wir kommen, nur wollen wir jetzt noch selbst ein Bäumchen am Ponte kaufen.



Digitized by Google

Mich grüßte die Heimat im Schnee und Christbaumglanz. Doch wie ich nun dem Gruße nachsprang, war er schon im vielem Volk und Geschrei der Straße wie eine Blüte niedergefallen und von hundert Schuhen zerstampft worden.

Aber ich hatte genug gehört.

Ach ja, meine liebe Stadt über den Alpen, der alte Kreuzplatz, Nebel über den kleinen, dörflichen Häusern, eine schmale Wiese, dahinter die Kirche nur noch wie ein felsgrauer Schatten; der schöne, greise Brunnen auf dem Platze, magere Bäume darum, Eiszapfen an den Röhren, Kinder ums Gesimse; der Kastanienbrater steht hinter dem Kessel, es duftet von Marroni; Christbäume werden dort am Hag gekauft; aus den Trams steigen Menschen voll Schachteln und Rauhreif am Pelz; in den alten Häuschen ringsum steckt man schon die Lampen an; alle Zimmer sind voll Geheimnissen . . . ach ja, schön ist der Süden, aber jetzt möchte ich für einige Stunden dort im Nebel weihnachten.

*

Hier in Rom war noch Sonne und blauer, von den abendlichen Meerdünsten ein wenig gedämpfter Himmel. Aber dicker deutscher Nebel wäre jetzt schöner als die lauterste Bläue.

Ich kehrte zur Bäckerei des Maggiolini in der Via Marca zurück. Es wurmte mich, daß ich nicht erraten konnte, wo jene Schwaben oder Schweizer ihr Bäumchen anzünden wollten. Sicher hätte ich dort geklopft und brüderlich gefragt, ob ich mich eine Viertelstunde lang an seinen Kerzen wärmen dürfe.

Auch der Meister Maggiolini hatte mir von einem Christbaum für den Verlobungsabend etwas versprochen. Un vero albero tedesco!*) hatte er geschworen und dazu mit den Armen in der Luft geknetet. Immer knetet er, wenn er redet, sogar beim Beten in San Francesco. Aber sowohl die Verlobung als der Weihnachtsbaum kamen mir verdächtig vor. Frommer germanischer Walddust wird sicher nicht durch seine Stube atmen.

Ich trat in die kleine Zuckerbäckerei. Niccolo, der hastige, denksame Mann, kurz gebaut, breit, kahl, mit einer senkrechten Furche wie ein Beilhieb in der Stirne, hatte alle Hände voll am Kredenztisch zu tun, um das hereinwogende Völklein zu bedienen und ab und zu durch das Schiebfenster einer hintern Türe seinem tüchtigen Unterbäcker Crispino oder dessen Gesellen Befehle zuzurufen.

Alle Leute wollten Muscheltörtchen oder Conchiglien. So taufte Niccolo seine Spezialität, gewundene, schneckige, eigelbe Brötchen mit einer Zitronenfüllung und einem gelben Zuckerstern am Gupf. Doch niemand von den Mägden und Matronen, Bürschchen und Schleckkindern, die da wie Bienen hereinsummten, wollten ein gebackenes Christkind, und man staunte mich von oben bis unten an, als ich eines, und zwar das größte Bambino kaufte. „Es ist mehr zum Anschauen als zum Essen," lachte der Meister in seinem schwersten Baß und ohne Lustigkeit. „Auch in der Kirche, überall!" fügte er dunkel bei und walkte mit den Händen einen unsichtbaren Brotteig her und hin.

Das war wieder einmal so ein Wort, wie Niccolo deren viele buk. Sie entstanden, wenn er sich über den Mehltrog bog und seufzend und keuchend den massigen Teig zur guten Form durchknetete. Der Teig war sein Feind, wie aller tüchtige, ungeklärte Stoff des Künstlers Feind ist. Er muß mit Gewalt und Liebkosung gebändigt werden.

Und in solchem Kampf überlegte dann Niccolo, die Runzel noch tiefer bettend und ganz mit Finsternis füllend, was alles an Not und Gefecht durch sein kleines Leben mit der hübschen, leichtsohligen Frau Amelia und durch das große Leben der Völker mit der ebenso hübschen und leichtsohligen Frau Italia gehe. Und mit der doppelten und anstrengenden Politik, Monarch im Hause und Monarchist im Vaterland zu sein, vermischt er dann alle die andern Mühsale seines Daseins im Geschäft, in der Verwandtschaft, in der Erziehung, den Launen und Bosheiten seiner zwei Töchter.

Ab und zu, wenn ihm genialisch zumute wurde, schnellte er in hübschem Schwung die Hand von sich und flitzte einen Lappen Teig an die Diele. Und genau so schmiß er aus dem Backtrog seines Geistes einen jähen Spritzer heraus, einen Witz, einen Spott oder Vorwurf und lachte dazu, doch ohne die Stirne zu entrunzeln, so daß niemand recht wußte, ob er spaße oder tadle.

Es ist mehr zum Anschauen als zum Essen, das Santissimo Bambino! . . . Das war auch einer dieser bittersüßen Brocken.

Ich hatte monatelang bei Niccolo eine Kammer bewohnt und in seiner Familie Frühstück und Abendbrot genommen. Bald genug wurde ich gewahr, daß der liebe Bäckermeister selbst kein ausgereiftes Brot war. Schwarzseherei und rosiger Leichtsinn lebten da nebeneinander. Er konnte bei der

*) Ein wirklicher deutscher Christbaum.

Digitized by Google

Suppe jammern, daß Italien sich großmannssüchtig überhebe, und beim Fleischgericht schon aufjubeln, weil seine ältere, brillenscharfe, politisierende Tochter Lea aus dem Secolo las, Albanien würde letzlich doch zu Italien geschlagen. In seinen Ansichten glich er ziemlich der Formlosigkeit seines Teiges. Jedem Daumendruck seines Leibblattes gab er nach. Das Heute schlug bei ihm das Gestern und das gestrige Recht tot. Aber das Morgen machte es mit dem Heute ebenso.

Dabei war Maggiolini immerhin ein gescheiter und grüblerischer Kopf und zog aus dem steten Wechsel einige Schlüsse, die für ihn feststanden wie die Quadern des Titusbogens. Ein solcher festgenagelter Schluß war, daß seine Frau zu viel lache, zu leichtblütig werde und ihm einmal unter den Fingern davonschlüpfen könnte, oder daß Lea in die Redaktion eines Modeblattes treten müsse, weil sie so hübsch zeichnen und Hüte garnieren könne, und daß sie durch alle Spalten für eine nationale Tracht zu kämpfen habe, mit einem weiten Rock, stramm geschnürter Brust und kurzem Schulterbewurf. Ferner glaubte er unumstößlich, daß innert zwanzig Jahren ein Savonarola kommen werde. Denn jetzt lebe man für nichts als Krawatten, Zigaretten und freche Gassenjungfern.

„Und für Euere Conchiglien, Meister Niccolo."

„Bah," lehnte er nachlässig ab. „Keine Späße! Brot ist Brot. Aber diese Gifte im Likör, in der Cipria, in den Zähnen . . ."

„Brot?" wandte ich ein. „Ihr füllt doch Euere Muscheltörtchen mit Zitronenschleh. Und . . . ich weiß nicht, aber die roten und gelben Zuckertupfe . . ."

„Natur, Signore, alles Natur. Hingegen diese Haare zurückgekämmt wie ein Hundekopf, diese Salben aus Unschlitt und Üblerem, dieses Essigtrinken, um blaß und schmal zu kokettieren, und gar diese Füße, in Kinderspielschuhe gepreßt, oh . . . Seht, beim Fuß fängt der Mensch an, wie der Baum bei der Wurzel. Darauf kommt alles an, wie viel Boden einer faßt und wie er darauf steht. Ihr wißt, wie ich am Trog die Beine spreize. So schaff' ich der Welt Brot. Breite Sohlen sind gut, wo alles wankt. Mich wird kein Erdbeben vom Teigbrett reißen."

So schwatzte er, Gebäck reichend, Geld wechselnd, Teller scheuernd, und zuletzt lief alles auf den Satz hinaus, daß es bald nur noch Schein gebe, ausgenommen was er backe.

„Ihr habt mich doch gestern verstanden," brummte er mir ins Ohr, indem er das lebkuchene Christkind in ein goldbesterntes Seidenpapier wickelte und seine klobigen Hände dabei so zart verfuhren, als legte Maria selbst die Windeln um ihr heiliges Kind. — „Auch diese Bambini sind aus gutem Mehl und echtem Honig gewirkt und so Mund als Magen durchaus bekömmlich. Ihr versteht mich schon, wenn ich trotzdem wiederhole: 's ist zum Anschauen, nicht zum Essen . . . unser Christus und unsere ganze Art von Religion."

Das sagte er nun wieder laut, daß alle Käufer es hören sollen. Aber jedermann verstand, man solle so ein Gebäck lange aufbehalten und betrachten. Es sei fast schade, das Bambino aufzuessen.

„Also nochmals, Ihr kommt dann zum Punsch," fügte er wie selbstverständlich hinzu und sah mich erquickt an. Das laute Bekenntnis soeben durch die ganze vergnügte Schmausgesellschaft hatte ihm wohlgetan. — „Ich schließe um zehn Uhr!" wiederholte er streng zu den Kunden. „Familienfest! — Dann habt Ihr doch wohl zwei Stunden für uns übrig," wandte er sich zu mir. „Kommet, kommet sicher!" — Und jedesmal bei dieser Einladung zupfte er mir am Knopf des Überziehers.

„Gerne, gerne," sagte ich voll Überzeugung zu, obwohl ich noch vor einer Viertelstunde übellaunig nachstudiert hatte, wie ich mich von dieser Höflichkeitspflicht losschwindeln könne. Jetzt im Licht des breiten, wohlgesinnten Bäckergesichts mit dem schönen, tiefen Baß und Schwatz seines Mundes konnte ich gar nicht anders als fröhlich ja sagen. Ich hätte doch auch die Bude bei ihm, hoch über dem damaligen Quartier Campitelli, gerne genug behalten, wenn mich nicht die Unheizbarkeit des Zimmers in eine wärmere Wohnung getrieben hätte.

„Auch der Redakteur wird kommen, Stefano, ja natürlich," verspottete er sich, „der Sposo gehört doch wohl zur Verlobung. Wie schwatz' ich nur! . . . Aber es ist wichtig," fuhr er unter der Türe fort. „Sie haben doch die Karte bekommen? Agata — Stefano! Sie ist ja eigen, tut närrisch, aber sie wird . . ." Er lächelte, nickte, schaute ins Lokal zurück, furchte plötzlich den Beilhieb gewitterschwarz und verschwand wie ein dicker, geschmeidiger Barsch, unter den vielen Käuferjungens, die wie Goldfische um seine graziöse, kleine, niedlich herumhüpfende Frau schwammen und denen sie mit noch so viel Törtchen einfach nicht genügen konnte.

Ich zog den Kragen übers Kinn und lachte in mich hinein. Wie gut kannte ich das! Eifersüchtig wird er jetzt wieder zusehen müssen, wie seine hurtige Gattin zweimal mehr Gäste spediert als er, der breite



Digitized by Google

Sohlengänger, wie sie geradezu hüpft mit den schmackhaften Tellern, wie man ihr mit Augen und Lippen dankt, die ihn gräßlich ärgern. Er wünscht, sie wäre zehnmal ungeschickter und freut sich doch über das massenhafte Geld, das sie gleichgültig wie ein Schnupftuch in ihre Ledertasche streicht. Er weiß, weniger seine famosen Conchiglien als ihre verschmitzt schönen Augen, die bald silberig, bald schwarzblau aufleuchten und ihr witziges, rosiges Näschen locken die jungen Herren so an. Ja, es gibt Frechdachse, die zu Amelia sagen: „Allerfeinste Signora, bitte, beißen Sie erst das Güpfchen hier weg, den Zuckerstern, mit Ihren herrlichen, kleinen Zähnen. Der gehört Ihnen allein, und mir schmeckt das übrige noch einmal so gut."

Nur einmal tat sie das, in der Unschuld eines Kindes. Aber an jenem Tage rollte es wie ein verhaltenes Gewitter um sie. Als sie dann endlich beim Nachtessen allein oben im Stüblein beisammen saßen, da brach er los wie ein Campagna-Orkan. Nun fürchtete Amelia den Gatten eine Weile. Dann gut und klug, wie sie war, und gut und unklug, wie sie Niccolo schätzte, behandelte sie die Kunden vorsichtiger, ja oft beinahe hart, wenn sie seinen Gedankengraben in der Stirne von Finsternis rauchen sah; aber auch ihn behandelte sie anders, freimütig, lustig, ungezwungen, mit Güte, aber ohne Furcht.

Es half nicht viel. Sie wurde umflattert von eleganten Goldfasanen und er von häßlichen Krähen des Argwohns.

Nur am Backtrog war er glücklich. Dann schlief sie noch wie die schneeweiße Unschuld oder regierte oben in der Wohnung herum, oder stand sogar mit einer kleinen Handarbeit hinter ihm, und die wenigen Morgengäste bediente Agata, eben jene jüngere und viel schönere von den zwei Maggiolinitöchtern, die nach Niccolos Gebot den Stefano heiraten sollte. Dieser Stefano Toboltsch war der Leiter des Crepuscolo, der Dämmerung, eines Käseblattes, das in flauer Neutralität, niemand zu leid, aber allen zu lieb, so recht wie ein Vogel des Zwielichts sich durchschwindelte.

Frau Amelia wehrte sich mit allen hellen Kräften ihres Wesens gegen diesen unklaren Freier, der dazu von den Urgroßeltern her ein Slowak war. Denn sie besaß einen geraden Sinn und liebte einen lustigen Mut. Die jüngere Tochter Agata schlug ihr nach und wollte den Redakteur auf Lea abschütteln, die sich viel mit Büchern und Unterrichtskursen abgab, jedes Vierteljahr ein schärferes Glas auf die Nase setzte und alles mit einer glücklichen Kurzsichtigkeit betrachtete. Sie fand den jungen, spiegelhübschen Zeitungsmann durch ihr dickes Augenglas noch dreimal hübscher, als er war, fand ihn begehrenswerter als das Lehrerinnenpatent, das sie jüngst erworben, Leidenschaft begann in ihrem lauen Blut zu prickeln, und eine sonderbare, aber scheinbar unnütze Verschwörung der drei Römerinnen spann sich im obersten Stock gegen den Slawen und seinen Schirmherrn Niccolo.

Stefano Toboltsch schien freilich nur Agata zu sehen. Das war so natürlich, wie man lieber die rote Backe eines Apfels als seine grüne Gegenseite sieht oder gar hineinbeißt. Doch ward es Amelia schnell klar, daß es den geldlosen Federjüngling zu allererst nach der fetten Mitgift und dann erst nach der Wangenschönheit des frischen Mädchens gelüstete. Stefano hatte den Meister Niccolo durch seine ehrerbietige Höflichkeit und durch das geduldige Zuhören und Zunicken bei dessen großen Salbadereien völlig für sich gewonnen. Der Bäcker setzte auf die Feder dieses jungen Mannes geradezu unheimliche Hoffnungen. Er hatte sich mit Stefanos Vater geduzt, ja, später von ihm als stellenloser Kerl einmal eine große Hilfe erlebt. Sie bildete, man kann sagen, das Fundament zum heutigen reichen Geschäft. Darüber waren Jahrzehnte verflossen, der Schulkamerad war gestorben, Stefano eine arme Waise geworden. Da war es nun der unaustilgbare Gedanke des dankbaren Niccolo, daß die lebhafte Agata sich mit Stefano vermählen und so die einstige Väterfreundschaft zu einer noch innigern Verschwägerung gestalten sollte. Alle Einwände nützten nichts. Lea fiel hier außer Rechnung. Sie mußte Redakteurin der „Neuen alten Mode" werden — so war der Titel vorgesehen — und sollte als solche unbelastet und frei vor dem Publikum erscheinen. Übrigens wollte ja Stefano auch nicht Lea, er wollte Agata.

Jetzt also schien aller Widerstand gebrochen. Waren doch schon die Verlobungsanzeigen gedruckt und mir wenigstens eine durch die Post zugesandt worden. Und dennoch, wie heiter hatte eben noch Agata die Gäste bedient, wahrlich nicht wie ein zur Schlachtbank gezerrtes Opfer. Und wie aufgeräumt hüpfte Mutter Amelia herum!

Dieses unvergleichliche Weibchen stammte aus dem Quartier des Schildkrötenbrunnens, wo die härtesten Römerschädel wachsen. Noch jüngst hatte sie mir vor Agata geschworen, es gebe eine heillose Niederlage Slavoniens auf Weihnachten. Ich würde etwas erleben! Und Agata hatte eine Haarlocke am Ohr um ihren kleinen Finger gedreht und entsetzlich munter gequiekt: „Ja, Freund, eine heillose Niederlage."

Digitized by Google

‚Es ist vielleicht besser, gar nicht hinzugehen,' dachte ich wieder. ‚So oder so, eine rechte Weihnachtsstimmung kann nicht aufkommen. Ein, zwei grollende Köpfe und ein ungeschickter, mißmutiger Christbaum.'

Und in diesem Augenblick hörte ich es wieder so alemannisch traut locken: „Chum gli! nach em Zabig zünde-mer a!" Viel süßer klang mir dieses Chum gli! als das siebenmalige hitzige: „Venga, caro Signore, venga senza fallo!"

*

Am Ponte hol ich jetzt au e Bäumli! So sang es mir noch als letztes im Ohr. Saperlott, da kann ich doch auch hin. Ich sprang in den nächsten Tramwagen. Jene Frau mit der sanften und doch tapfern Stimme geht vielleicht zu Fuß. Ja sicher, mit ruhigen germanischen Schritten holt sie sich das Tännlein.

Ich gelangte an den kleinen Platz beim Tiber, als eben die Laternen erglommen. Fast nur Deutschsprechende handelten an dem Mäuerchen um die kleinen, magern Bäume. Es war ein Versuch, dieses Tännchengeschäft, das bald wieder aufhörte.

Ich suchte und wartete. Eine Frau mit einem etwa siebenjährigen Jungen, der einen Pelzkragen, aber keine Mütze und korngelbes Haar trug, also wohl kein Römerknabe war, schien gleichfalls jemanden zu suchen. Manchmal lispelte sie dem unzufriedenen Kerlchen etwas zu, das nicht italienisch klang und ihn aufheitern sollte. Schließlich verstand ich: „So mach doch nüd e so e Surampfelegesicht!" worauf er sich losriß und trotzig über die Mauer zum gelben Strom hinabspuckte.

Mir schwante, diese Frau sei eine der zwei Personen, die mir vor einer halben Stunde den Sinn so schwer ins Heimweh geschlagen. So laut, daß sie es verstehen mußte, fragte ich darum den Händler, ob nicht ein Tedesco vor einiger Zeit hier einen Albero gekauft habe, e Christbäumli, fügte ich gegen die schwarzgekleidete Dame hinzu und forschte sie, so höflich ich nur konnte, mit meinen Blicken aus.

„Muetter, e Züribieter!" rief der Junge frech und sprang herzu. Wie ein gelber, kleiner Luchs sah er aus mit seinen spitzigen Ohren.

„Willst du wohl!" drohte die Frau und packte ihn fest am Arm. „Sie wollten wohl Herrn Furrer hier treffen?" sagte sie ernst zu mir. — Sieh, sieh, es war wirklich jene zweite, nicht so düstere, stille und doch herzhafte Frauenstimme, die der ersten leidenden des Mannes geantwortet hatte.

„Er wollte doch hier einen Christbaum kaufen," bemerkte ich ausweichend.

„Andere Jahre, ja, haben wir immer um fünf Uhr hier zusammen unsere Bäumchen ausgelesen," sagte sie ruhig. „Er versteht sich darauf. Aber diesmal hat er sich schon am Vormittag ... er wollte den schönsten ... er konnte nicht warten ... das Vreneli, ach ..." Ihre nußbraunen Augen wurden feucht.

Ich unterbrach sie rasch. „O, die Kinder, verehrte Frau, kann man ihnen die Kerzen je zu früh anzünden?"

„Aber Sie wissen ja, das Vreneli, das liebe ... So sei doch still, Luis, du Gispel," warnte sie ruhig den kleinen Laffen, der an ihr zerrte und sonderbar hustete.

„Jawohl, Verehrteste," rief ich und überstrudelte die Worte vor Verlegenheit. „Aber diese Kerzen, die Tannenreiser, der Waldgeruch, die Heimat lacht daraus hervor. Es könnte Nacht sein, so schwarz und trostlos es wollte ... es könnte, ach ..." irrte ich herum ohne Ruder und Steuer, nur beflissen, mir nichts anmerken zu lassen von meiner absoluten Unbekanntheit ... „Ich komme eben aus einer urrömischen Familie. Sie ist zerrissen und zerspalten. Aber ich wette," rief ich unnötig laut und mutig, „wenn man heut abend so ein Tännlein zwischen die uneinigen Leute stellte, das Christkind flöge gleich aus dem Gezweig und machte Frieden. Sie würden ... doch entschuldigen Sie, ich halte Sie auf und bin selbst beeilt. Aber das liebe Zürideutsch, Landsmannschaft!" Ich scherzte das letzte auf den Buben hin ...

„Bitte, bitte," versetzte die Frau. „Wir warten nur auf den Hausknecht für das Bäumchen dort. Wenn Sie Herrn Furrer gleich treffen, wollen Sie ihm sagen, daß wir in einer halben Stunde nachkommen ... wenn er doch das Fest nun einmal so haben will," fügte sie entschuldigend bei. „Doch sehen Sie, da verpassen wir gerade das Tram. Es hält direkt vor dem Hause meines Bruders. Ecke Via Nesi, zwölf!" rief sie mir nach, während ich den Hut lüftete und nach dem elektrischen Wagen stürzte, nur um aus ihren hellen, nußbraunen Augen zu entfliehen, vor deren Ehrlichkeit ich mir anfing mehr als abenteuerlich, fast wie ein Schwindler vorzukommen.

Einfach davonlaufen wäre gewiß das gescheiteste gewesen. Aber ein Gefühl halb aus Ehre, halb aus Neugier gekocht, flüsterte mir ein, hier sei etwas unvorsichtig eingebrockt, was nun ausgegessen werden müsse. Auch reizte es mich, einen Vater kennen zu lernen, der seinem Kind beinahe noch am Tag in die Sonne hinein das Bäumchen anzündet, als wollte er den Himmel überbieten.

Digitized by Google

War es ein Geburtstag? Ein Sohn, der vielleicht aus Argentinien heimk... Doch nein, Vreneli sagte die Frau ja. Also wohl eine Verlobung auch hier. ‚Das könnte mir gerade passen. Verlobung rechts, Verlobung links,' dachte ich frech, ‚ich brauche nur zu wählen, wo ich festiere.' Und doch, keine rechte Fröhlichkeit. Merkwürdige Welt!

Schließlich ist es wohl auch kein so namenloses Wagnis, einen Landsmann in einer welschen Großstadt am Fest der tiefsten Brüderlichkeit aufzusuchen und ihm die Hand in sein noch ganz besonderes Hausfest hineinzuschütteln. „Chum gli!" hatte er so warm und flehend gesagt, als brauchte er gute Gäste. Schwer, fast bedrückt klang seine Stimme. Er muß eben seinen Herzkäfer an ein noch innigeres Wesen verlieren.

Da und dort unterwegs wurden mir Blumen angeboten, ohne daß ich es weiter achtete. Nun aber hielt mir ein keckes, fettes Mädchen höllenrote Nelken unter die Nase. Nelken? Diese Blumen von scharfem Geist und Atem passen gewiß nicht am besten zur milden Weihnachtsfeier. Die schenke man, wenn eine heftige Witwe sich den vierten Gemahl erkürt oder wenn eine fast dreißigjährige, strenge, scharflogische Jungfer summa cum laude doktoriert. Indessen, der Strauß flammte mir mit so hübscher Frechheit ins Auge und reizte auch meine Nerven so merkwürdig zu etwas Waghalsigem, daß ich ihn sofort erstand und binnen kurzem ohne Bedenken an Nummer zwölf der Via Nesi läutete. Auf einem Messingplättchen über dem Drücker war der Name Fritz Furrer-Gianella, Architetta, eingestochen.

Die Hausschelle gab einen scharfen Ton, und wie ich das hörte, faßte mich auf einmal ein wahres Grausen. Wie, um Gottes willen, wie konnte ich mich schicklich oder wenigstens glaubhaft einführen?

Niemand erschien, und sogleich stieg mir der Übermut, vom Nelkenduft gereizt, bis zum Wirbel auf. Die da drinnen festieren so laut, daß sie nicht einmal die Klingel hören. Nur um nicht in solcher Torheit an der Schwelle zu stehen, trat ich in den Hauseingang und stieg die kleine, düstere Treppe zum Obergeschoß empor. Je nach dem, was ich etwa erspähe, wollte ich dann ganz eintreten oder mich endgültig aus dem Staube machen. Aber es blieb sonderbar still, selbst an der Gangtüre. „Die verschließen ihre Freude dicht," murrte ich jetzt schier neidisch. „Gewiß sitzen sie im Saal nach der hintern, ungestörten Hofseite. Vielleicht liegt dort sogar ein Garten mit dünnen Pfirsichbäumen und breit verplustertem Lorbeer. Soll ich Fersengeld geben?"

In diesem Augenblick knarrte unten die Haustüre. Saperment, wenn da schon die Frau Schwester mit dem mürrischen Knaben kommt! Verzweifelt läute ich nochmals und ergreife die Klinke. Die Gangtüre springt auf, und aus einem offenen Zimmer, woher eine Fülle Licht in den Korridor strömt, ruft jene bekannte gedrückte und bittende Stimme wie zu einer Überraschung: „Nur herein! Wir warten schon lange!"

Mir rann der Schweiß aus den Haaren und der Atem stockte... „Verzeihen Sie... ich bin ... ich weiß nicht recht, wie ..." stammelte ich laut, mich zur Stubentüre vorwärtsschlagend, „... Herr Architekt Furrer ... wollen Sie, bitte, einen Landsmann, engern Landsmann, entschuldigen ..." Die Nelken in meiner Hand baumelten schadenfroh aus meiner Hand, während das Bambinopaketchen mir unter dem Arm fast entschlüpfte. ‚Es wird zu Teig,' dachte ich noch blitzschnell.

Jemand trat jetzt schwer und groß an die Türe, daß es plötzlich schattig wurde im Gang, und genau in dieser Sekunde wurde es mir entsetzlich klar, hier lache kein Fest, eher laste eine große Trauer über den Räumen.

Der Herr, der nun in glänzend schwarzem Frack heraustrat, ein Riese, sah mich betroffen an. Sein breites, rotes, bartloses Gesicht war verschwollen und übernächtig, die Augen müde, aber fiebrig glänzend. Er blickte mit einer strengen Traurigkeit auf meinen unanständigen Blumenstrauß hinunter. „Ah," stieß er aus, „das ist wohl fürs Vreneli?" und wollte mir die Blumen, wie ich sie ihm mechanisch entgegenhielt, mechanisch abnehmen. „Gewiß von den Picciardini, dem Felipe," fuhr er in geübtem Italienisch fort. „Die haben immer solche starken Nelken ... Ich danke, ich lasse sehr innig danken ..." Er wollte in die Westentasche nach einer Münze langen, schaute mich näher an und hielt inne. „Sie sind wohl ein Freund der Picciardini?" fragte er nun auf Deutsch mit der steten, mühsamen, melancholischen Stimme. „Kommen Sie denn, bringen Sie es dem Vreneli selbst! Der kleine Felipe hat gar oft meiner Tochter Nelken ins Haar gesteckt . . . ja, geben Sie es ihm selbst!"

In diesem Augenblick wehte ein Totengeruch an mir vorüber, kam, ging, ich weiß selbst nicht wie.

Herr Furrer nahm mich weich am Handgelenk, und ahnungsschwer tat ich mit ihm drei Schritte und hielt — vor einer Kindesleiche! Fast noch rotbackig, mit schwarzen, über das Kissen wie ein Schleier verbreiteten

Digitized by Google

Haaren, gefrorenen blauen Händchen, aber mit einem lächelnden, fast neugierig in die Wange hinauf geschweiften Mund, zwei zuckerige Vorderzähne ein bißchen vorstellend, so lag das siebenjährige Mädchen da, ohne Spur einer Krankheit oder eines Kampfes, etwa so, als wäre plötzlich ein Gletscherhauch über diese Blüte gefahren und hätte ihre Seele im Nu vereist, ohne daß Zeit gewesen wäre, das Äußere zu ändern.

Auf der weißen Decke lag ein gebackenes Christkind von Niccolo Maggiolini, dessen große Augen noch größer schienen neben den geschlossenen Vrenelis. Blumen, alles weiße Rosen, waren über die gehäkelte Decke gestreut, worein nun meine Nelken wie Blutstropfen erschienen. Was jedoch alles überwältigte: zu Häupten brannte mit hundert gelben Flämmchen der Weihnachtsbaum. Es gab keinen dunklen Fleck ringsum, denn auch alle elektrischen Lampen waren angezündet. Eine schonungslose Helligkeit durchwütete diesen Saal wie ein Sonnenbrand die Wüste und schien die Menschensäfte darin aufzuzehren. Denn der riesenhafte Mann setzte sich sogleich auf den Stuhl am Bette, als könnte er unmöglich länger aufrecht bleiben, faltete die Hände auf der Decke, sah unverwandt auf das tote Gesicht und machte nur mit dem Kopfe eine leise Bewegung über die Schultern rückwärts, indem er müde flüsterte: „Meine Frau!"

Nun erst sah ich hinten in einem Glaspavillon des Saales, von wo man wirklich in einen Garten gelangte, eine hagere, wachsweiße Frau in schwarzer Seide. Sie saß an einem Tische und las aus einem großen Buche. Es war wohl die Bibel. Ringsum standen goldgeränderte Tassen, eine Teemaschine, Likörflaschen und zwei silberdrahtene Körbchen mit Gebäck.

Mir selbst überlassen stand ich da und hörte nichts als schweres Atmen, das Knistern im Tannenbaum und einmal das Umblättern der Frau in ihrem Buche. Wachs- und Tannengeruch lag über uns, aber mich dünkte, es sei ein Duft, wie er im heißesten August aus einem sonnengedörrten Walde strömt. Und auch eine solche tödliche Stille herrschte. Ich bin in vielen Totenzimmern gestanden, aber so eine grelle, schattenlose Trostlosigkeit hatte ich noch nie verspürt. Hätte jemand aufgeschrien und das Haar vor Jammer gerauft, es wäre Erlösung gewesen.

Erschüttert stand ich da. Alle Verlegenheit war verflogen. Indem ich mein Bambino aus dem Seidenpapier wickelte und neben das andere legte, sann ich rasch, ob hier denn gar nichts Hilfreiches gesagt und getan werden könne.

Etwas mußte geschehen. Ohne Überlegung griff ich nach den gefalteten Händen des Hausherrn und fühlte mir die Rührung bis zur Kehle steigen, als er sogleich wie über etwas Unmögliches den Kopf schüttelte: „Nicht trösten! Nur nicht trösten!" — Ich aber konnte nicht mehr an mich halten und sprudelte Namen und Stand heraus und berichtete hastig weiter, wieso ich da auf ganz eigene Rechnung hereingebrochen sei. Heimweh, Tannen, Weihnachten, sein aufgefangenes Chömid gli!, mein Laufen hinter diesem süßen Wort, mein Aufpassen und Warten am Verkaufsplatz, meine Hoffnung, hier so mitten in der welschen Stadt eine kleine deutsche Freude zu erbetteln ... „Nun ist es ja so ganz anders ... verzeihen Sie! Aber lassen Sie mich doch an Ihrer Trauer teilnehmen. Ich will Sie ja keine Minute stören, ich gehe sofort. Nur möcht' ich, da ich nun einmal so ungeschickt hineingestürzt bin, mit Anstand weggehen. Und einen besseren Anstand gibt es nicht, als daß ich wie ein Bruder — ach, entschuldigen Sie, ich möchte nicht zudringlich erscheinen! — aber ja doch, wie ein Bruder an Ihrem Leid teilnehme und freilich dann doch auch mit dem Rechte des Bruders sagen muß, daß Sie nicht nun immer das tote, sondern auch das lebende Kind bedenken sollen ..."

„Das lebende?" murmelte er, ohne zu begreifen und wischte sich mit zwei Fingern seltsam ums Ohr.

Indessen hatte mich seine Gattin lange schon bemerkt und war zögernd etwas näher getreten: eine zarte, blasse, unendlich dunkelhaarige Italienerin, aber mit den gleichen so lustig in die Wangen hinaufsichelnden Mundwinkeln wie das Vreneli und ebendenselben zwei kleinen vorstehenden Mittelzähnen, eine frühgealterte Dreißigerin.

Ich verbeugte mich ehrerbietig. „Ja, das lebende," wiederholte ich mutiger. „Denn viel lebt noch da von Ihrem Vreneli. Sie werden es noch plaudern und lachen hören. Oder glauben Sie, daß so ein Kinderlachen stirbt? Und überhaupt, daß irgend was untergehe von dem Frühling, der da gelebt hat? Sie sind Architekt," fuhr ich immer ungestümer fort, „und behaupten, es gehe kein Kräftlein noch Körnlein im Weltall verloren ... oder?"

Er reckte den Arm, wollte widerreden, aber ließ den Kopf wieder sinken.

„Aber wie, da und präzis nur da, beim Tod, soll alles wie im Wind zerstoben sein, für immer? Das ist doch gegen alle Regel und Natur. Was dieses liebe Kind Ihnen galt, gilt es jetzt noch; was es gab, haben Sie noch heute und behalten Sie. Wo Sonne

Digitized by Google

war, bleibt es noch lange warm. Aber wo ein lieber Mensch gelebt, bleibt es immer warm ... so meine ich."

Die Dame war jetzt zu ihrem Mann getreten und legte ihre lange Hand, woran zwei dünne Reife leuchteten, leicht auf seine Achsel. Sie grüßte mich nun erst, aber mit einem stillen, schönen, fast feierlichen Blick. Etwas von der Hoheit des Buches, worin sie gelesen, lag auf ihrer Stirne. Sie schien bei weitem nicht so vom Todesfall geknickt wie ihr Gemahl, horchte auf, was ich noch sage, wollte ihren Mann vor meiner Heftigkeit schützen und wünschte dennoch mit der ganzen abendlichen Pracht ihrer Augen, daß ich weiterfahre.

Nun fühlte ich erst ein Befremden über meine Lage. Aber es gab jetzt nichts mehr zu bedenken. Ich war ja einmal Vikar gewesen. Das Predigen ging mir nach.

„Hätten Sie das Engelchen nie besessen, so wüßten Sie nichts vom heutigen Schmerz," fuhr ich verwirrt fort. „Aber Sie wüßten auch nichts vom Paradies, das Ihnen das Vreneli gebracht hat. Es schenkte Ihnen doch eine neue Jugend. Sie sollten sich sehen können, wie Sie heute wären, wenn Sie das Kind nicht gehabt hätten, alt, müd', verholzt. Es wäre ein bleierner Tag, aber auch gestern, aber auch morgen. Durch dieses Kind werden Sie nun nie gleichgültige Tage haben. Sie können es sich gar nicht ausrechnen, was Sie mit dem Geist dieses Vreneli in die Zukunft tragen, wie alles hier nun für Sie einen Hauch seiner Jugend hat, seines Lachens, seiner Unschuld, wie alles durch es reiner bleibt, als es sonst möglich wäre; wie Sie, ohne genau zu wissen warum, so leben, als müßten Sie immer noch mit der Kleinen rechnen. Da gucken ja noch seine Äuglein aus dem Winkel, hier glänzen seine Fußstapfen, dort streichelt sein Fingerchen, da überall geistert es herum. Ja wahrhaft," fuhr ich durch das dankbar zunickende Auge der jungen Matrone kühner und lauter fort, „wahrhaftig, Sie müssen ernstlich mit ihm rechnen. Hundertmal werden Sie sich fragen: ‚Was sagte Vreneli dazu? Dürfte es das sehen? Hören? Würd' ich vor seinem Blick bestehen?' — O, ihr lieben Landsleute, 's ist ja Weihnacht, das Christkind geht um. Aber auch dieses Christkind da! Hand in Hand, dünkt mich, gehen die beiden, das so göttliche und das so liebe menschliche zusammen durch diese Zimmer, ja, durch euer Leben und unterhalten sich über euch und freuen sich über euch und sind wie alles Gute immer um euch und sterben nicht, weil ja die Liebe das ist, was nicht stirbt, und weil diese zwei nur Liebe sinnen und von Liebe leben ... weil ... ach, ich kann's nicht sagen, mir ist nur, es sei euch heute noch mehr als für mich und andere Menschen Weihnacht, ein Fest der Liebe, des Nicht-verlieren-könnens, des Christkinds, zweier ... Christkindlein ... ach ..."

„Sie meinen es gut," unterbrach mich jetzt der Riese, sich langsam aufrichtend, und drückte mir die Hand, indem er mich zugleich mit einer leisen, ungeheuren Kraft von sich abdrängte. — „Es ist nur nicht so ... so leicht ... schon jetzt ... da, bei der fast noch warmen Leiche ..."

„Vater, lieber Vater," wandte die Gattin mit jenem Namen ein, den er am liebsten hörte, „der gute Herr hier hat doch recht. Du hast jetzt den ganzen Tag ins Schwarze gesonnen. 's ist Zeit, daß wir uns ermannen. Wir verderben so dem Vreneli noch den Himmel ... Komm, lies mit mir aus der Bibel! ... Vielleicht mag der Herr auch ..."

„Aech ... ch ..." widerstrebte der Gemahl und erhob sich wie ein düsterer Berg vor uns. Mir war, ich hätte alles umsonst gesprochen.

In dieser bösen Minute hörten wir rasche, ungleiche Schritte im Gange. Sogleich erschien die verschleierte Frau an der Schwelle, den Knaben mit Gewalt nachziehend. Der dicke Luis sperrte sich zwischen den Pfosten, kniff die Augen zusammen, schrie auf, und eine ungemütliche Szene wollte sich jedenfalls entwickeln.

„Ich will nicht ... ich kann nicht, Mutter ... ich fürcht' mich, oh ... weg ... oh, hinaus ..." kreischte er mit überhoher Stimme ... „Nein, nein, nein, oh ..."

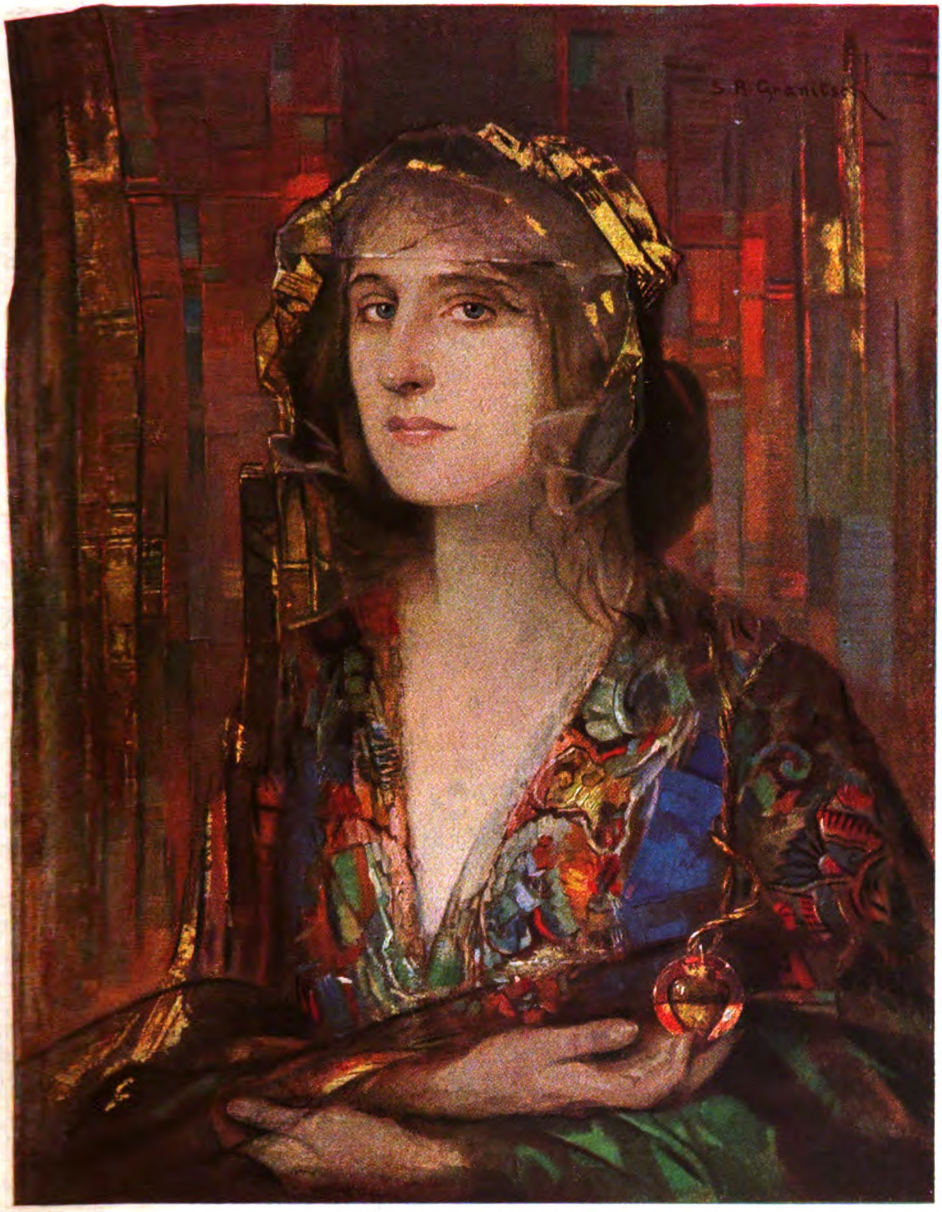
„Aber Luis, jetzt tu mir die Augen auf," schalt die Frau, von Zorn und Scham für ihr Söhnchen ganz gerötet. „Jetzt schau' doch dein Vreneli an ... wie schön es ist! Gib ihm den Kranz!"

„Ist nicht mein, ist nicht mein Vreneli," tobte der Junge.

„Wie still es da schläft! Es tut dir nichts. Eher betet es für dich oder lacht dich wohl gar mit allen Engeln aus, weil du so ein Furchthans bist ... pfui doch!"

Aber das Schreien wurde nur ärger. Kaum hatte Luis einen Blick auf die Spielkameradin geworfen, so sträubte sich ihm das gelbe Haar vor Schauder. Vor vier Tagen hatte sie noch mit ihm gespielt, ihn erhascht, so flink er auch um den Tisch herum sprang. Sie war noch flinker und packte ihn mit allen zehn Fingern. Jetzt lag sie da und stellte sich tot, um ihn, wenn er näher träte, plötzlich wieder so zu packen. Das merkte er leicht an den zwei Zähnen, die Vreneli jetzt wieder wie jedesmal vor einem Streich so tief in

Digitized by Google



**Die Prinzessin mit dem leuchtenden Herzen**
**Gemälde von Susanne Renate Granitsch = Wien**
(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1925)

Digitized by Google

die Unterlippe hackte. Ja, es wird ihn packen, aber als ein anderes Vreneli, ein eisiges, aus fremden Welten, ein unbekanntes, und wird ihn mit ins Unbekannte reißen ...

„O nein, Mutter, Mutter ... ich sterb' ..."

Die Frau des Architekten lächelte verzeihend. Aber ihr Gatte wurde finster und wuchs allmählich wie ein Gewitter in die Höhe. Wie, sein Engelchen fürchten, als wäre es etwas Böses! Da es doch wie die heilige Unschuld daliegt und sich in alles ergibt! Nicht hinzutreten, als wäre es etwas Schmutziges oder Schädliches, da es doch so hilflos und rein ist wie frischgefallener Schnee. Eher wir besudeln es. Uns eher müßte es rufen: Nahet nicht mit eueren Niedrigkeiten! Weg, du garstiger Bub! Viel zu sauber und zu schön bin ich für dich!

Solches dachte der Riese, indem er den Hals krümmte, als würge ihn etwas. Dann packte er den Knaben am Ellbogen und brach los: „Glaubst wohl, dummer Göttibub*), das Vreneli sei noch froh, wenn du's grüßest? Es sei ihm eine Ehre, wenn du ihm ein paar Blumen aufs Bett werfest? Behalt deinen Kram. Es mag gar nichts von so einem." — Furrers weiche Stimme polterte jetzt, seine Augen feuerwerkten geradezu.

Luis wand sich unter dem Griff seines Paten und schielte nochmals scheu und feig zum Bett hinüber. Sogleich wurde sein hübsches Gesicht wie von Ekel und Haß beinahe grau. Er brüllte, klob den Götti in den Arm und plötzlich schüttelte ihn der Gewaltsmensch von sich — Luis hatte in seinen Handballen gebissen.

„Fritz ... Luis!" riefen die Frauen gleichzeitig.

„Er ist ein Kind," entschuldigte ich. „Auch ich fürchtete die Toten ... Alle Kinder ..."

„Nein, lieber Herr, nicht alle Kinder, Vreneli nicht!" warf der zerrüttete Vater hinein und trat, die Hand abwischend, wieder an die Leiche.

Luis blickte angstvoll rechts und links, wohin er sich nur sichern könne. Mit zwei Sprüngen war er bei mir, krampfte sich in meinen Arm und lispelte: „Züribieter ... Sie, Herr ... o helft mir!"

„Vreneli," begann der Architekt nochmals und nickte rechthaberisch zum Bub, „sag' einmal, würdest du mit dem Luis tauschen? Kämst du wohl gerne zurück? Hast du's nicht dutzendmal besser? — Und da kommt dieser Lümmel! Aber er verdiente das Vreneli gar nicht, der Schnuderbub."

Dieses urchige Schimpfwort, das für eine ungeputzte Nase einen so imposanten Ausdruck schafft, wirkte in diesem Augenblick so erfrischend, wie, man verzeihe, ein derber Schneuz bei erstickendem Nasenkatarrh. Alle fühlten das, alle sahen ermuntert aus, der Riese am meisten. — „Wir alle verdienen dich nicht, du kleines, süßes Hexlein," wandte er sich wie erleichtert zu uns, damit wir ein ‚Ja' nickten, „und darum bist du uns weggelaufen." Er lächelte schmerzlich. — „Zu den Cherubini und Serafini," fügte die Gattin tapfer bei und hob den Kopf.

„Du bist uns fortgelaufen," wiederholte Herr Furrer halblaut und mehr zu sich. „'s ist nicht recht, daß wir dir's nicht gönnen, dich wieder einfangen wollen in den alten Käfig ..." Er blickte in die Saalecke, wo wirklich ein verhüllter Käfig hing, und dann durch die Fenster in den Garten hinaus. — „Freilich, ich hatte immer gedacht," wandte er sich dann weichmütig an seine Frau und nahm ihre beiden Hände in seine Pratzen, „ich hab' immer gedacht, dem Vreneli dieses alte Haus umzubauen, wenn das Kind etwa achtzehnjährig wäre. Man kann ein hübsches Nest daraus machen." — Seine Stimme erhellte sich bei der schönen beruflichen Arbeit. — „Da hinten vor allem die Gartenseite, wo uns die Spatzen hereinfliegen, und daneben den Musiksaal. O, wissen Sie, Herr ... Herr ... das Kind besaß ein Ohr, ich sage Ihnen, ein Ohr für Musik! Meine Frau spielt ein bißchen. Dann warf es alle Puppen weg, ließ Schokolade und Kochzeug und kniete, hören Sie, kniete neben meine Frau hin und hörte, wie ich denk', daß ein Engel vor dem Munde Gottes so abkniet und zuhört ..."

Eine Pause entstand. Wir warteten alle, ob er nicht weiterreden wolle. Das war seine Erlösung. Allein mit seiner Frau den ganzen Tag, da hatte er und hatte sie geschwiegen, aus Angst, sich gegenseitig die Lage noch schwerer zu machen. Aber es tat nicht wohl, dieses Hinunterwürgen. Jetzt, unsere Gesellschaft hatte ihm den Stoß gegeben, er hatte sich Luft gemacht. Das tote Kind zu loben, war ihm jetzt besonders süß.

Steif und stumm lag indessen das gepriesene Geschöpflein im Linnen, als wäre nie eine Melodie durch seinen Sinn gegangen. Luis hielt sich fest an mir. Er merkte, daß der Sturm sich verzogen, und blinzelte nun unter meinem Ellbogen hervor gegen sein totes Gespiel, immer noch mit Unwillen, aber auch mit Neugier. Von der Leiche stieg sein Auge zum strahlenden Baum darüber mit all seinem Leckerzeug. Und als Herr Furrer von Schokolade sprach, da küßten seine Blicke schon ganz frech die dunkelbrau-

---

*) Patenkind.

Digitized by Google

nen, schokoladenen Kastanien, die zwischen den Nadeln hingen und von der Hitze so vieler Kerzen fettig schwitzten. Aber er klammerte sich dennoch mit allen Fingern an mich, und ich hörte sein Bubenherz sehr laut klopfen.

„Wir bauen das Haus doch so um, Carolina, ich bleib' dabei," fuhr Herr Furrer entschlossen fort. „Warum sollte ich nicht? Wir haben so doch etwas zu tun. Bekommt Vreneli es anderswo viel schöner," machte er fast wie in bitterem Spaß, „so wollen auch wir es wenigstens so hübsch als möglich haben. Wer weiß," sagte er rätselhaft und heimlich, wie man ein Märchen beginnt, „vielleicht wenn hier alles schmuckfertig ist, bekommt der Engel einmal Lust zurückzukommen wie jener Spatz im Garten, weißt noch, Carolina, der plötzlich wiederkam nach zwei Jahren ..."

„Sogar nach drei," verbesserte die Gattin. Das Ehepaar mußte recht vogelfreundlich sein. In der Ecke hing, wie ich schon sagte, ein sorglich vor dem Licht gedeckter Käfig und vor den Fenstern bemerkte ich etwas wie offene Vogelverschläge mit Nestlein.

„Ich will den Kanarienvogel wecken ... in die Stube hinauslassen ... soll ich?" flüsterte Luis angeregt mir ins Ohr. „Vreneli und ich haben das oft gemacht. Es ist dann weniger langweilig ..."

„Nach zwei oder drei Jahren, einerlei," versetzte Herr Furrer und sah seine Frau mit einer sonderbaren, sehnsüchtigen Wärme an. Seit zwanzig Stunden war dies das erstemal, daß er wieder an die Zukunft dachte. Er nahm Carolina wieder an beiden Händen und sagte: „Wer weiß, vielleicht fliegt es auch wieder herein ... oder doch ... liebe Frau ... bitte, bitte ... sein Schwesterlein!"

Ich kann nicht beschreiben, wie rührend das zu hören war. Noch heute ergreift es mich, wenn ich zurückdenke. Er küßte die Frau dann leicht auf die Stirne und beide waren entzückend rot geworden. Wenn aber der Funke von einem Auge ins andere schon Leben erzeugen könnte, in diesem Augenblick wäre ein Kind geboren worden, mit einem so tapfern, heiligen ‚Ja' fing die verjüngte Frau den Blick des Gatten auf.

Base Maria lächelte ernst, trat hinzu, schüttelte beiden wortlos die Rechte.

Meine Lage war äußerst peinlich. Mir schien, ich sollte je eher je lieber weggehen. Es gab für mich keinen gesellschaftlichen Grund, noch länger zu bleiben. Jede Minute sagte ich mir: ‚Jetzt gehe ich,' und jedesmal wartete ich wieder in der Hoffnung, es entstehe nun doch noch etwa ein Grund, daß ich hier nicht so überflüssig in der leeren Luft stände oder doch mir einen bessern Abgang schaffte. Doch schenkten mir alle gute Augen und Frau Maria besonders, daß ich mich vermaß zu glauben, ich dürfte es doch noch auf ein paar Minuten ankommen lassen.

Der Knabe hatte mich indessen unvermerkt gegen das Kopfende des Bettes zum Christbaum gedrängt. Als ich's gewahr wurde, drängte ich mit, bis wir im verstohlenen Hin und Her den ersten Zweig erreichten. „Gib mir die Zuckernuß dort, die braune!" lispelte der Junge mit der Schmeichelstimme eines ganz leisen Mädchens. „Nimm sie selbst!" erwiderte ich. Er zagte, sah ins Leichengesichtlein, schauderte ein wenig und wollte doch zulangen. Der Tod schien dem jungen Adam schon geringer als die süße Baumfrucht. Plötzlich schoß er erschreckt zurück. Es hatte scharf geläutet. Die Frauen sahen sich besorgt an, als komme etwas Schlimmes. Herr Furrer ging in den Gang hinaus.

Ein Ruck, und die Schleckerei war vom Ast gerissen. Noch einen Blick auf das Wachsbild unter dem Baum, und da sich gar nichts regte, schob der Bub den Leckerbissen in den Mund. O, es war süß wie immer, fast noch süßer. Luis staunte, daß er den Raub so ungeschoren vollziehen konnte. Er langte wieder ins Gezweige und stibitzte und schmatzte. Sein fettes, genußsüchtiges Gesicht bekam einen lustig-listigen Ausdruck. Er erinnerte sich, wie Vreneli mit ihm oft um ein Stück Marzipan gestritten hatte. Jetzt plünderte er den ganzen Baum, und sie wehrte sich nicht. Nein, so eine war nicht mehr zu fürchten. Alle Angst ist weg. Indem er nascht, rekelt er sich wohlig in den Muskeln, biegt sich vor in den Schenkeln und freut sich seiner lebendigen und genießenden Überlegenheit.

Die Frauen hellten sich sichtlich auf, als der Hausherr mit einem Schock Briefe zum Tischchen schritt, rasch, elastisch, den Kopf in die Höhe geworfen, als wäre er ein ganz anderer Mann. Es war also nur die Abendpost gewesen, was da geklingelt hatte. Fritz Furrer setzte sich an den Tisch, warf die Briefe auf die offene Bibel, setzte den Kneifer auf und begann ruhig und geschäftsmäßig einen Umschlag nach dem andern aufzureißen und die Papiere zu lesen. Maria nickte der Schwägerin mit ihrem hellen Zürcherblick zu: „Siehst du, jetzt ist's vorbei!" — Aber Carolina erwiderte mit einem furchtbar schwarzen Römerauge: „Nein, nein, das wird noch lange nicht überwunden. Aber er ist ein Pedant, eine Maschine, wenn es seinen Beruf angeht. Er wird jetzt die Briefe lesen, alles andere vergessen, im

Digitized by Google

Geiste schon mit Zahlen und Zeichnungen antworten. Aber nachher erinnert er sich plötzlich wieder, daß das Vreneli nicht wie gewohnt hinter seinem Stuhl steht und die Hand vorstreckt und die Umschläge mit den bunten Briefmarken bekommt. Und dann fängt es wieder an, ich kenne ihn. Ich leide auch, Maria; aber ich darf es ja nicht einmal zeigen ..."

Die Frauen sahen es offenbar gerne, daß ich den kleinen Bösewicht so tüchtig in Ruhe hielt. Ihre ganze Sorge galt jetzt dem Hausherrn.

„Wo glaubst du, daß deine kleine Freundin jetzt ist?" fragte ich Luis. Aber der hatte den Mund voll Naschzeug und zeigte nur mechanisch mit einem verschmierten Finger gen Himmel.

„Wenn du gewußt hättest, daß das Vreneli in den Himmel spaziert, hättest du ihm nicht einen Auftrag gegeben?"

Die fetten, blauen Knabenaugen sahen mich verständnislos an.

„Du bist doch ein Zürcher. Also gut: wenn Vreneli nach Zürich reist, wirst du ihm doch allerlei bestellen, etwa, es solle die Limmat grüßen, denn sie ist doch siebenmal schöner als dieser schmutzige Tiber. Und es solle deine Vettern dort besuchen und dir von dort ein Brieschen schreiben und vielleicht ein Zürcher Geschenk schicken und dir von den Bergen erzählen, die dort ein so großartiges Kompliment in den See hinuntermachen . . :"

„Ja, ich weiß," ereiferte sich der Junge, „Zürich soll klein sein, aber ganz hübsch. Meine Großmutter wohnt dort am See. Es gibt da Schnee und Schlitten ..."

„Sicher hättest du ihm also etwas auszurichten" wiederholte ich und schwamm schon, ohne es zu merken, ganz unverbesserlich in meinem leidigen Ton der Katechese. — „Nun aber sagst du ja selber, das Vreneli sei in den Himmel geflogen, wo es doch bestimmt noch hübscher und kurzweiliger ist als in Zürich. O, weißt du, in Zürich hört man so viel seufzen wie lachen ..."

Luis bekam etwas Ernstes ins Auge.

„Und wenn nun das Bäschen dir noch hätte Ade sagen können, ade, Luis, ich reise gen Himmel, soll ich dir dort etwas besorgen? — und wenn es schon auf den Zehenspitzen gestanden wäre und die Arme geschwungen und hip hip über den Boden sich gehoben hätte, geschwebt ..."

„Ich hätt' mich festgehakt, jawohl, festgehakt und wäre mit hinaufgeflogen."

„Schau', schau'," lachte ich. „Aber wenn du's nicht mehr erhaschen konntest, dann hättest du gewiß geschrien: ‚Wart' noch, hör', grüß' mir den Liebgott und die Engel und regne mir mal ein paar himmlische Süßigkeiten herunter! Und einen Brief ... kannst alles in einem kleinen Nebel niederfahren lassen ... ja, schreib, was du Schönes dort oben bekommst, du Seliges!' So hättest du gerufen und ihm nachgeschaut, bis der liebe Vogel im Blau verschwunden wäre. Aber jetzt, Luis, jetzt tust du, als ob du mehr als das Vreneli wärest. Es würde dich gehörig auslachen. Das ist doch nicht das Vreneli hier im Bett. Das ist nur noch sein Kleid, das es nicht mehr braucht und hier liegen ließ. Ei, ei, du Held, vor dem Kleid hast du dich gefürchtet vorher, und jetzt vor dem Kleid Vrenelis tust du wieder großhansig."

In der Stirne des dicken Jungen bildeten sich kleine schattige Grübchen des Nachdenkens. Er wollte noch eine Feige herunterholen, aber ließ es dann bleiben. — „Nun ist das Vreneli eben weg," sagte er entschuldigend.

„Weg oder nicht weg, irgendwo muß es doch sein. Wenn wir keine Sonne haben, haben andere Leute Sonne. Aber wir spüren noch lange die Wärme und merken, daß sie wiederkommt. Dieses kleine Sönnchen da lacht jetzt auch anderswo, aber ist doch auch alle Tage wieder da. Nein," rief ich, und rieb mir, unglücklich über den ungeschickten Vergleich, das Haar hinters Ohr, „nein, mehr als die Sonne ... 's ist ja Geist, Seele, das Unsterbliche ..."

Der Bub blickte suchend und ratend auf das tote Kind.

„Weißt du noch das vom Geßler," wagte ich in meiner Verzweiflung den heillosen Sprung, „wie der Strenge seinen Hut auf eine Stange steckte und wollte, daß man tue, als sei der Vogt selbst da, und knicke und sich bücke. So dumm! Das Vreneli will kein solches Theater. Es ist nicht froh, wenn man hier weint oder erschrickt vor seinem Kleid. Wir sollen es nicht hier suchen beim Hut. Wir müssen ihm nachlaufen, wo es wahrhaft ist, sein schönes Seelchen einholen, der Höhe, dem Licht, dem lieben Gott entgegen."

Während dieses Plauderns hatte es wieder geschellt. Herr Furrer, der uns den Rücken kehrte, ließ sich nicht aus seiner Post aufstören. Ängstlich waren dann die zwei Frauen in den Gang geeilt. Man hörte etwas wie eine Kiste herumschieben. Blässer kamen sie zurück. Aber plötzlich lächelten sie und winkten Luis mit dem Finger auf dem Mund: „Leise!" Der Knabe verstand sogleich und huschte hinter den Onkel der eben einen Briefumschlag über die Achsel reichte, so wie er es immer getan hatte, wenn er auf eine seltene Marke traf. Denn er

Digitized by Google

wußte das Vreneli wie ein geduldiges, hungriges Hündchen hinter sich. In den Geschäftsbrief vertieft reichte Furrer auch jetzt gewohnheitsmäßig so einen Umschlag, und Luis nahm ihn, als wäre er das Vreneli.

Es war unendlich rührend, diesem süßen Betrug zuzuschauen. So reichte der Architekt noch einen und einen dritten Umschlag. Aber nun, beim Anblick der dritten Marke aus Abessinien vergaß sich Luis vor Freude und schrie laut auf: „Ei, das ist eine seltene, mit Überdruck!"

Der Architekt fuhr entsetzlich zusammen, kehrte sich blitzschnell um und sah den Knaben beinahe feindlich an. Dieser jedoch betrachtete die Marke unverwandt. „O die kommt von weit her," jubelte er. „Schau' schnell, Onkel, hast du noch mehr solche? Ich ... ich ..." sann er und fabelte er, „ich klebe sie auf den Brief ans Vreneli. Weißt du, Götti, ich schreib' ihm, nicht wahr!" wandte der Knabe sich zu mir. „Es schreibt mir dann auch. Denk mal, Götti, was für eine seltene Marke wird es mir auf den Brief kleben. Vom Himmel! ..." Er sah fragend und hilfesuchend zu mir.

Auf so etwas war der düstere Mann nicht gefaßt. „O ihr Kinder," rief er und warf die Briefe zusammen. „Ihr, ihr ..." er hob den Knaben hoch auf den Arm, küßte ihn auf die dicken Backen und trug ihn ein hübsches Stück den Frauen zu. — „Ganz recht, so schreibet einander oft, und du zeigst mir etwa, was das Vreneli dir berichtet ... ihr Tausendskinder!"

Seine Augen füllten sich mit Tränen, zum erstenmal, und es schien ihm wohlzutun.

★

„Federigo," erkühnte sich jetzt seine Frau, „Ernesto mit dem Sarg ist da und wartet. Schau', was für einen schönen Sarg er gemacht hat!"

Im Nu verdunkelte sich das Gesicht des Architekten wieder. Aber seine Schwester ließ ihm keine Zeit, nahm ihn fest am Arm und sagte: „Ich bleibe und helfe euch ... Das ist eine schöne Sache ... Fritz, du weißt, ich habe zwei Buben eigenhändig eingesargt. Der Knabe hier ist mein dritter. Wir legen dein Vreneli wie das Christkind ins Kripplein. Aber der dumme Bub wird wieder Angst bekommen. Was mach' ich nur?"

„Gar nicht, Mamma," widersprach die Bubenstimme hell. „Ich trag's Vreneli selbst in den Sarg." — Er stand auf der Schwelle. „O kommt, seht, welch ein schöner Sarg!"

Wir traten alle zum Schreinergesellen Ernesto in den Gang hinaus. Ein weißer Sarg aus einem mir unbekannten feingemaserten Holz lag da. Die helle Holzfarbe nahm ihm gleich allen Schrecken. Der Deckel war an die Wand gelehnt und mit den gelbsten Primeln und einem silbernen Kreuz bemalt. Im Sarg lag eine Fülle zart gekräuselter Spänchen, die frisch von der Säge dufteten. Man dachte wirklich eher an eine Weihnachtskrippe, als an ein Leichenhäuschen. Ernesto grübelte mit seinen groben, verbeulten Händen ein Häufchen vergoldeter Schrauben aus dem Kittel.

Jetzt erst sah ich, daß die Korridorwände mit einer Menge von sauberen Kartonbildern geschmückt waren, alles Landhäuser, Villen, Herrschaftssitze, mit Aufriß, Front und Querschnitt. Herr Furrer mußte schon viel gebaut haben und zählte doch kaum fünf-, sechsunddreißig Jahre. Unter den farbigen Ansichten gab es auch Bauten exotischer Länder, Tripolis, Eritrea, Abessinien. Doch all dieser Häuserprunk verlor seine Bedeutung vor dieser letzten, kleinsten, einfachsten Sechsbretterwohnung. Ja, mit ihren Bogen, Hallen, Terrassen und Türmen schienen sie mir viel eher Särge des Lebens zu sein als diese zierlich schmale Kiste mit den gelben Primeln, wie sie fast mit Puppenfröhlichkeit einlud: „Komm nur, leg' dich hin, Kindlein, schlaf süß!"

Alle bekamen wir dieses Gefühl. Eine gewisse feierliche Geschäftigkeit nahm überhand. Luis spannte die Arme an der Sarglänge. So groß rechnete er. „Mamma, miß einmal an mir, würde es reichen?" Das war nun auch dieser tapfern Frau zu viel, sie drohte mit dem Finger: „Jetzt nicht wieder das Gegenteil!" Man lief in die Zimmer, um passende Kissen und eine schöne Unterlage zu finden. Da gelang dem Schlingel unbemerkt sein Vorhaben. Wir kehrten zum Sarg zurück, sieh da, der Junge lag gestreckt darin, mit Kopf und Fußspitzen sich an die Wände sperrend, die Hände über der Brust gekreuzt, die Augen geschlossen, wunderschön lieb und rein und über den naschhaften Lippen jetzt ein viel edleres Lächeln. Er spielte nicht, es war ihm ernst. Er wollte sehen, ob ihn wohl ein weißer Engelsfittich in die Seligkeiten hinaufhole.

Maßlos verblüfft standen wir da. Maria schüttelte eine abergläubische Angst. „Luis, aber Luis!" rief sie beinahe weinend. Da öffnete der Knabe seine blauen zürcherischen Schelmenaugen und sagte nur: „O wie schade!" und streckte die Arme, denn allein konnte er sich nicht mehr heraushelfen. „O wie schade!" Es tönte wunderbar. Mit einem kräftigen Ruck hob Onkel

Digitized by Google

Fritz das Kerlchen aus dem Sarg und fragte zögernd, indem er Luis zärtlich auf den Armen behielt: „Hast du schon das Vreneli im Himmel gesehen? Oder was meintest du? Warum schade?“

„O wie schade, Götti, daß ich nicht eingeschlafen und im Himmel erwacht bin, beim Vreneli!“

Kindermund, Kinderweisheit, Kindergewalt! Von diesem Rufe Luis' an schien eine Art Sonne, stiller, verschleierter Sonne auf der breiten Stirne des Architekten. Er streichelte dem kleinen Kerl das Haar, küßte ihn und sagte: „Alle Tage mußt du zu mir kommen, verstanden? Es gibt noch viele seltene Marken. Maria, sei nicht geizig, bring' ihn oft, er muß mir das Vreneli ein bißchen ersetzen, bis ... bis etwa ein anderes Vreneli kommt.“ — Und wieder tauchten die Augen der Eheleute, die schwarzen Roms und die hellen Zürichs, in einem rührenden Verständnis zusammen.

Indessen zappelte Ernesto Toppi unruhig umher. Er wollte Feierabend machen. Dieser Schabernack ging ihn nichts an. Indem er die Ärmel aufkrempelte, schienen seine Augen zu fordern: Beeilt euch! Wo habt ihr die Leiche? Ich habe noch anderes vor diesen Abend als euere Kleinigkeiten.

Ich glaubte, jetzt am richtigsten zu verschwinden, und griff nach dem Hut. Da nahm mich der erlöste Hauswirt am Arm und sagte: „Nein, jetzt trinken wir zuerst ein Glas Weihnachtspunsch, Ihr auch, Ernesto! Das Vreneli litte es gar nicht anders.“

Und so saßen wir noch ein Weilchen im Glaspavillon und tranken ohne viele Worte den würzigen Weihnachtsbecher. Nur Luis zwirbelte in der Wohnung herum.

Da ließ Frau Maria plötzlich ihr silbernes Löffelchen fallen und starrte zur Ecke Vrenelis, als sähe sie ein Wunder. Sie vermochte nur mit dem Finger zu deuten: „Dort, seht ihr, dort!“

Der Kanarienvogel war zum Bett hinübergeflogen. Von unserem Gläsergeklingel erwacht, hatte er an dem Gitter gekratzt und Luis' Aufmerksamkeit erregt. Der Spitzbub' hatte dann, wie es der Vogel abends oft gewohnt war, das Türchen geöffnet. Jetzt saß der gelbe Sänger auf dem Wipfel des Christbaums und fing einen glänzenden Triller an. Dann senkte er den Schnabel zum Kinde hinunter, das er so gut kannte und zu dem er sich oft aufs Kissen gesetzt hatte. Jetzt zögerte er. Es war doch nicht so wie andere Male. Dann trippelte er doch ein paar Äste tiefer, äugte wieder himmelhoch und ließ ein noch schöneres Trillerilli fahren. Und wieder hüpfte er tiefer und sang nun geradeswegs auf das Gesichtlein hinunter einen dritten Pfeiferjubel.

Atemlos sahen und horchten wir zu. Hatte uns die Luft des Totenzimmers so benommen? Wir konnten nicht anders als das Vreneli selber aus dem Gejauchze des Vogels heraushören. Seine Seele sang uns ihr Ade zu. In diesem hellen, hohen Geschmetter hatte kein grämlicher Ton mehr Platz. Da redete der Himmel.

Als ich mich — es wurde fast nichts mehr gesprochen — von der Familie verabschiedete, brauchte ich meine Entschuldigung nicht mehr zu wiederholen. Wir waren gute Freunde geworden. Am Silvesterabend half ich den Baum abrüsten. Aber da herrschte nicht jene müde Stimmung, mit der man vom abgeschüttelten Obstbaum geht und schon den Winter im Rücken spürt. An die Stelle des dürren Tännleins kam ein immergrüner Lorbeer, der schon an allen Enden lenzlich keimte. Und da waren auch zwei Augenpaare, ein schwarzes und ein blaues, in denen auch schon der Frühling, fast hätt' ich gesagt: ein neues Kindeslächeln keimte. Und der Herbst hat es gereift. Wo ein Leichenbett im Dezember schwieg, lärmte ein Jahr darauf gewaltig eine Kindeswiege.

*

Und als käme ich von einer Wiege, so leicht schritt ich an jenem Abend durch die laternenhelle Straße und ihr gedrängtes Volk. Und nur der Gedanke, daß ich jetzt vom lieben deutschen Tännchen, aus dem ein Paradiesvogel gesungen, nun zu einem italienischen Christbaum gehen sollte, in dem zänkische Elstern keiften, verlangsamte nach und nach meine Schritte.

Die leichtgenähte Figur des jungen Redakteurs schwebte mir besonders lebhaft vor. Er kam, obwohl ursprünglich Slawe, wie Niccolo Maggiolinis Vater aus einem Sabinerstädtchen, wo die Menschen scheinbar so steinig sind und doch jedem Drucke nachgeben. Er war durch und durch ein Krämer, und es fehlte ihm nur das Kapital, um sich rasch in hohe Ziffern hinaufzuschaffen. Da er auch gerne räsonierte wie alle echten Sabiner Mundstücke, so griff er als stellenloser Abiturient des Lyzeums mit beiden Händen zu, als ihm der erkrankte Barnabi gegen eine geringe Abfindung die Redaktion des „Mondguck“ überließ. Maggiolini war mit blauen Geldscheinen beigestanden. Stefano gab dem Blatte sofort einen andern geheimnisvollern Namen, und er hatte die erste Zeit ziemlich Erfolg mit dem Blättchen. Als dann aber der Reiz der Neuheit abgestumpft und immer noch nichts aus dieser

Digitized by Google

„Dämmerung“, weder Tag, noch Nacht sich herausgebildet hatte, nahm seine Schwungkraft ab, und die kleine Zeitung ruderte mit schwachen Federn wie eine kranke Wildente nur noch wenig über dem Boden hin. Sie mußte es wohl bald aufgeben.

Obwohl der künftige Schwiegervater den Redakteur immer wieder aufmunterte und ihm Zuschüsse hinschob, dachte der gewitzigte Stefano an nichts anderes, als gleich nach der Hochzeit die Mitgift der Frau in ein photographisches Atelier zu werfen, wie solche damals in Rom aufblühten und wofür Stefano ein vorzügliches Geschick besaß. Denn er knipste Erde, Mensch und Tier auf eine so verschmitzte Art ab, daß die Bilder zweimal schöner als das Original wurden.

Von diesem Plan durfte er freilich dem Bäckermeister nichts sagen. Niccolos ehrsüchtige Seele hing vor allem an diesem Blättchen, in dem wie in einem offiziellen Leiborgan seine Ansichten und originellen Aussprüche gar oft durch Stefanos Feder in die Öffentlichkeit getragen wurden. Der arme Stefano! Er war froh um jeden noch so barocken Gedanken, den ihm der Bäcker zurechtknetete. Aber ohne das Blatt konnte ihm Stefano trotz der Väterfreundschaft gestohlen werden. Er wollte mehr das Blatt als den Redakteur in seine Familie hineinheiraten lassen.

„Das ist unser zweiter Backofen,“ sagte er oft seinem Schützling. „Da unten liefere ich der Stadt Brot für den Leib, und oben in deinem Büro wollen wir ihr durch deinen Crepuscolo auch etwas für den Geist backen. Nicht vom Brot allein lebt der Mensch . . . du kennst das Wort . . .“

*

Gegen zehn Uhr klomm ich die steilen Treppen des Maggiolinihauses zum obersten Stock fast wie in einem Turm empor. Schon dieses alte, dicke Haus, wovon drei Stockwerke teuer vermietet waren, stellte ein beträchtliches Vermögen dar. Der kleine Saal, Salotto, wie sie ihn nannten, war leer. So schien mir wenigstens. Ich öffnete sogleich das Fenster und sah in das Gewimmel der Straße hinunter. Über die Dächer zog das bekannte, im Winter oft rauhe Seelüftchen vom Meer herauf und ließ die Wäsche auf den Nachbarszinnen gemächlich hin- und herschwanken. Fast alle Fenster gegenüber standen offen. Ich sah in ein buntes Kammerleben. Schräg unter mir hopsten drei, vier Kinder im Hemde über die Stühle. Genau unter diesem Gepolter saß ein glatzköpfiger, junger Mann am Fensterpult, tupfte und tupfte mit einem Stift über Rechnungstabellen hinunter und griff mit der Linken in der Luft herum nach einem dampfenden Glase, das nebenan stand, ohne es zu fassen. Gegenüber kauerten zwei Jungfern ausgangsbereit übers Gesimse und schienen auf ein Signal zu warten. Sie klatschten ununterbrochen mit der lauten, wehrhaften Stimme römischer Lehrerinnen und lasen gleich mir im rauschenden Buch der Straße tief unten.

Es war aber auch unterhaltlich in die enge Gasse zu forschen, durch die sich das schwärmende Volk gegen die nächste Piazza drängte oder von dort hereindrückte. Es klang in mein Ohr wie das Gewässer eines tiefen Bergflusses aus einem Tobel herauf. Hie und da schoß ein helles Si! Si! wie ein silberner Spritzer in die Höhe, oder es rollte ein tiefes Ahaaha wie die breite, schwere Grundwelle durch das Bett dieses Menschenstromes. Körbe, Blumensträuße, weiße Schärpen und Zeitungen schwammen wie von selbst mit. Ein Wagen, und der grelle Pfiff des Kutschers schnitt sich durch. Er hinterließ keine Furche, so rasch flossen die lebendigen Wogen hinter ihm zusammen. Die bekannten Blätter wurden ausgerufen. Wie kleine, weiße Fahnen flatterten diese Secolo und Corriere della Sera empor und versanken wieder. Die Läden zu ebener Erde waren alle noch offen. Besonders die Bäckerei, schwindelnd senkrecht unter mir, die doch um zehn Uhr schließen wollte, erfreute sich noch eines regen Zuspruchs.

Aber trotz des bunten Wirbels da unten schien mir doch, als ob dieser Menschenstrom etwas unendlich Schweres, Träges sei. Er klebte am Boden, er war noch ohne Flügel, ein Wurm. Und gleich fiel mir ein, wie hübsch das wäre, wenn Vrenelis Seele wie ein weißer Riesenschmetterling über dieser dumpfen Masse schwebte und dieses erdversunkene Treiben aufschauen machte.

Jetzt fuhr mir ein Luftzug über den Rücken. Es war jemand in die Stube getreten und redete tüchtig drauf los. Ach, da saß ja Stefano in der Ecke und zog gerade die frische Nummer seines Crepuscolo aus der Mappe. Frau Amelia warf ein prachtvolles, handgewobenes Linnen über den Eßtisch, eiferte dazu im Sabinerdialekt um etwas Dringliches und schoß jetzt graziös, aber heftig wie eine Wespe die Länge des Salotto auf und ab. Ich reichte beiden die Hand und empfing von Stefano das noch feuchte, ganz entsetzlich nach Druckschwärze stinkende Blättchen. Siamo lieti! stand wurstig dick über dem Leitartikel. Lasset uns froh sein! Natürlich, so ein Bräutigam!

Es ist schwer, dieses halb verschluckte, halb

verstümmelte Italienisch der hintern Sabiner zu verstehen. Aber mein hartes Ohr hatte nach und nach doch einige Übung darin gewonnen, und die Neugier schafft neue Talente. Ich setzte mich hinter die Zeitung lesend und lauschend, wie's gerade kam.

... Es ist ein Tag im Jahr, begann der Artikel, wo man alles Unliebe vergessen und seine Herzkammer ganz allein der Sympathie reservieren muß. Man ziehe einen neuen Rock und neue Schuhe an und schlüpfe selber auch als ein neuer Mensch hinein ...

„Das hättest du schon lange merken müssen," sprudelte indessen Amelia heraus. Ah, wie sie hoch den Scheitel hob, während sie unten im Erdgeschoß sich so tief duckte! Hier oben herrschte sie, hier war ihr Reich. Und hier, nicht in der Bäckerei, sollte das Mariage-Spiel ausgetrumpft werden.

„Wo hattest du deine hübschen Augen, süßer Junge?" spottete sie. „Hat Agata eine einzige Zeitung von dir je in die Finger genommen? Sie haßt die Federfuchser. Sie sagt, eine Zeitung sei nicht besser als ein verbrauchtes Fazzoletto."

„Aber sie heiratet mich, nicht die Zeitung!"

„Wenn du ein richtiger Redakteur bist, so wirst du auch eins mit deinem Blatt. Nicht einmal deine Frau dürfte zwischen euch zwei stehen."

„Ho, ho," bat Stefano. „Und Niccolo? Niccolo macht ..."

„Mein Mann macht Brot, aber keine dummen Hochzeiten."

„Ihm scheint sie sehr gescheit. Wartet nur, Tante, bis er herauskommt! Noch gestern ..."

„Paperlapa! Was kann mein Mann dir geben? Worte! Das tut er ja. Und Geld? Das tut er, mein' ich, auch!"

„Tante, bitte ..."

„Aber er kann dir doch nicht das Herz der Agata auftun wie einen Geldbeutel. Er kann ihr doch nicht Liebe einblasen. Stefano, Stefano, muß man dir das noch sagen? Pfui doch, ein Mädchen erbetteln, das dir den Rücken kehrt!"

„Niccolo wird ..."

„Sieh, Bürschchen," drohte die kleine Frau und schlug die weißen Schürzenzipfel zusammen, „wenn Niccolo wüßte, wie es eigentlich mit deiner Redaktion steht! Daß du die Hälfte der Abonnenten verloren hast, daß die meisten Artikel arme Studenten schreiben, daß du am liebsten den Tintenhafen ausgössest, he, wie wäre es? Und wenn er gar wüßte, daß du so unschmackhaft lau bist ..."

„Tante Amelia, um Gottes willen ..."

„Ja, daß du nicht kalt und nicht warm bist, kein Königlicher und kein Republikaner ..."

„Aber er ist ja auch so!"

„Das weiß ich nicht, das geht mich nichts an. Aber er glaubt wenigstens, daß er heiß ist. Und er will einen Heißen um sich, nicht einen, der nur heiß tut. O armes Redakteurlein!" Sie stand vor ihm, sah ihn lachend von oben bis unten an und tänzelte dann fröhlich um den Tisch.

Mir aber tanzten nicht bloß ihre roten Samtpantöffelchen, sondern noch mehr die famosen Worte des Leitartikels vor den Augen. Denn da hieß es: Und als so ein neuer Mensch läßt man den Plunder des alten Jahres hinter sich, bereut alles Halbe und Unfertige, und nimmt sich vor, etwas Ganzes und Entschiedenes zu werden, ein Held, ein Märtyrer, ein Fahnenschwinger der Arbeit und der Barmherzigkeit, kurz, einer, der aus voller Seele ein Ideal liebt ...

„Du weißt," schalt Amelia weiter, „wie Niccolo wütet, wenn das Brot einmal zu wenig gesalzen ist. O, wenn er klar sähe, und das wird er einmal, sonst öffne ich, ich ihm die Augen, — aber wenn er klar sähe, was für ein ungesalzenes Papier deine Zeitung ist, ohne Zick und ohne Zack, daß du überhaupt nicht salzen kannst, weil du selbst kein Salz hast ... hi hi hi ... so ein ungesalzener Schwiegersohn, ich danke!"

So ein Ideal, orgelte es weiter durch die Druckzeile, heischt Mut und Kraft. Aber wozu wäre man ein Mann! Wozu hat man Faust und harte Stirn! und das Salz einer tapfern Überzeugung! als um es in den faulen Teig der Neutralität zu schleudern. Ein Ja wie ein Fels, ein Nein wie ein Fels! Und dazu eine große Liebe! Liebe kann Himmel und Erde erobern ...

„Amelia, ich bitte dich ..." hörte ich Stefano rufen. Es war ihm nicht mehr geheuer. Sein hübsch gelocktes, tiefbraunes Stirnhaar glänzte von Schweiß.

„Und Agata liebt das Brot stark gesalzen. Sie würde schwach und krank bei deiner Kost. Sie liefe dir nach drei Tagen schon fort. Das alles weißt du übrigens. Wir Frauen haben dich deutlich gewarnt. Aber Niccolo schwatzt und schwatzt, und auf das hin willst du uns trotzen."

Sie brach zornig auf ihn los, daß das schlanke Herrlein sich mit den flachen Händen an die Wand preßte und vor Unlust und Furcht die hübschen dunkeln Nasenlöcher blähte. Er war wirklich schön, zierlich wie aus Flaum und Seide; aber diese Schönheit sagte so gar nichts.

Digitized by Google

„He," rief Amelia mit übermütigem Spaß, „sag' einmal ehrlich, kannst du wirklich da ... da lieben?" — Sie klopfte ihm mit dem Zeigefingerknöchel fest aufs Herz. Es tönte wie auf Pappendeckel, denn sie traf gerade auf sein großes Notizbuch ... „Und so lieben," fuhr sie immer lustiger fort, „daß du mein Kind nähmest, wenn es nur zwei Soldi und zwei Fazzoletti brächte? Schau' mich an, Stefano, schau' mir gerade ins Auge! Kannst du ja sagen ...?" Wieder klopfte sie, aber probierte jetzt auf der rechten Brustseite, und wieder scholl es vom Pappendeckel. Denn hier trug Stefano Photographien in einem Kartonumschlag.

„O Madonnina, ich muß lachen, lachen," schrie sie und breitete komisch beide Arme weit in die Luft aus „Da hört man es ja. Papier, Papier, statt Herz. Und das will von Liebe reden ...! Wie er da steht, mein Schwiegersohn. Nun so antworte mir doch etwas, Caro mio, erdenke etwas!"

Sie hüpfte wieder, diese junggebliebene Frau, mit tänzelnden Pantoffeln und die Schürzenzipfel hochhebend, um den Tisch herum. Im Vorbeihuschen stieß sie absichtlich mit dem Ellbogen an meinen Stuhl. Das hieß: Was denkst du jetzt, guter Freund? Hab' ich's Euch nicht so vorausgesagt? Hier oben sind wir Weiber Meister.

Ich wagte nicht vom Blatt aufzublicken, aber bemerkte doch, wie Stefano die neuen, steifen, schwarzen Hosen über dem Knie lüpfte, sich dann vorsichtig bückte und die weiße Rose vom Boden hob, die ihm durch Amelias Ungestüm aus dem Knopfloch gefallen war. Mich ergriffen Schadenfreude und Mitleid nacheinander. Im Artikel predigte es banal weiter:

Das Herz ist alles wert, nichts geht darüber. Zu Weihnachten merkt man das besser als sonst. Alles Rechnen und Wägen hört auf, der Verstand ergibt sich, Herz ist Trumpf. Ihm widersteht nichts, es erobert die Welt ... siamo lieti!

Da stand er an der Wand, ohne ein Wort, ganz zerknittert ... siamo lieti!

Amelia mit dem hübschen rosigen Nasengupf und den hellsten Schelmenaugen verspreizte sich wieder vor Stefano und sprach, die Hände in den Hüften, nun langsam, tropfenweise, Wort für Wort: „Ich hätte dir dieses Gespräch gerne geschenkt. Aber schon vorgestern warnte ich dich, und du ließest es dennoch darauf ankommen. In Gottes Namen, da hast du's!"

„Wie konnte ich denken, daß die Dinge so ... so stehen?" jammerte Stefano endlich. Er brachte kaum die Lippen auseinander.

Die Frau ergriff jetzt seine beiden Hände schier mütterlich mitleidig und entgegnete: „Streiten wir nicht. Es ist einmal so. Du warst eben ganz in dich versessen und blind. Nun siehst du wohl, daß es dein größtes Unglück wäre, mit Agata zu leben. Sie würde dir eine rechte Hölle einheizen. Sie ist eine Wespe. Sie ließe dich keine Minute im Frieden."

„O ... so gar schlimm ..."

„Doch, doch, so schlimm stände es und noch viel schlimmer. Wenn sie dir einen Kuß geben müßte, sie dächte dabei an eine andere Lippe ..."

„Eine ... andere ... Lip ..."

„Ja, blinder Bursche, du siehst eben nur in dich hinein, aber nicht aus dir heraus in die andern. Dein Wohlsein, Prosit! Sonst hättest du gewiß bemerkt, daß Agatas Kopf längst von einem andern Spitzbuben verdreht worden ist."

„Ahi, doch nicht der ... der ... der Pinsler da unten, der Gesell, der Crispino ..." Stefano knickte schmählich in den Hüften zusammen und schnappte nach Luft.

„Gerade der!"

„Aber der ist ja nur ein armer Zuckerbäckergehilfe ..."

„Und du?"

„Lächerlich! Er malt mit Honig, so Fäden ..."

„Und du mit Druckerschwärze, so Phrasen. ho!"

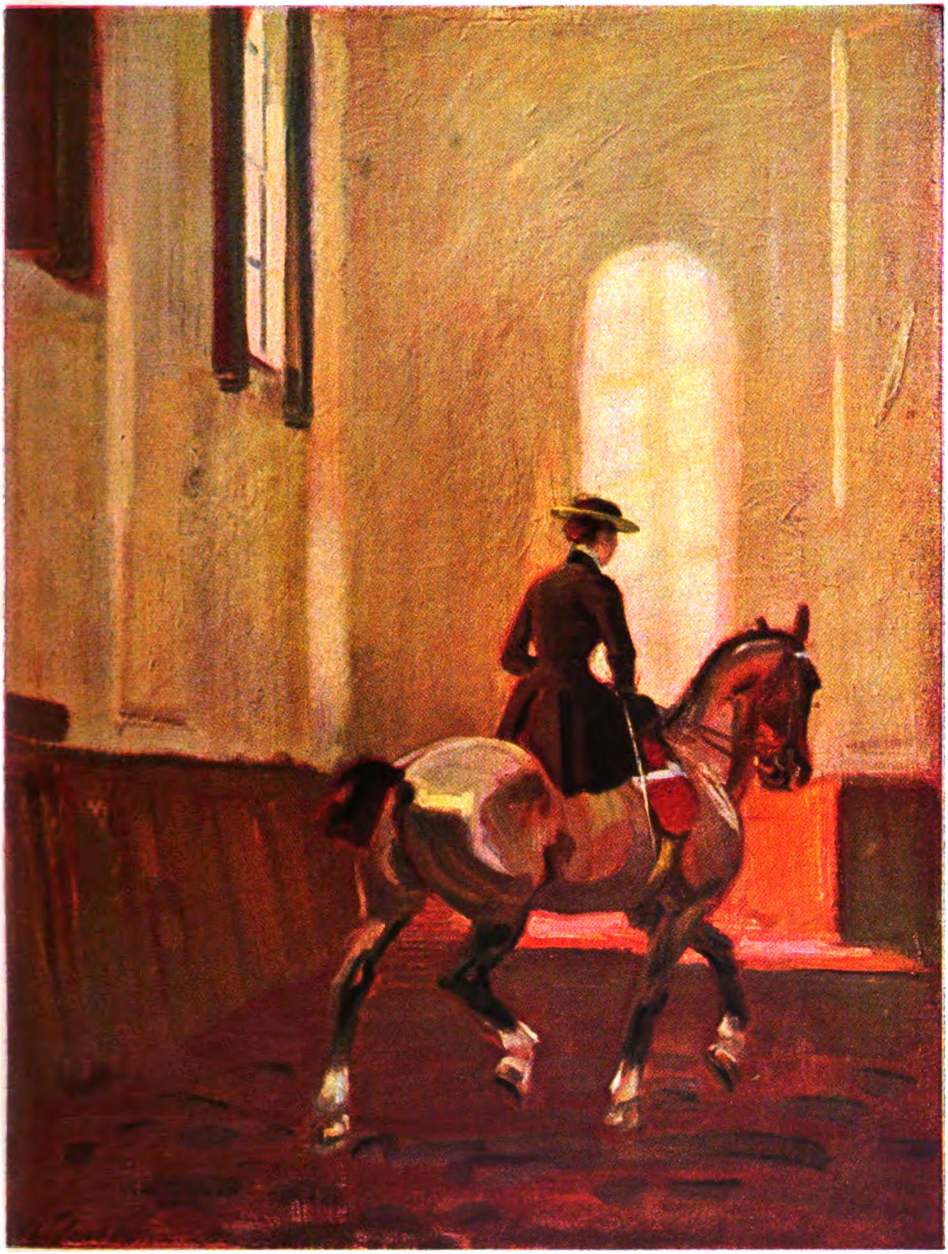
Stefano schwieg aufs innigste gekränkt.

„Ein Geselle, sagst du! Aber in ihm steckt schon der Meister. Niccolo kann sich zu Bette legen, kann morgen ruhig mit mir in die Campagna hinausfahren, Crispino besorgt alles, als wären wir daheim. — Und er ist etwa kein armer Schlucker wie du. Sein Vater hat was in den Schubladen. Er war auch Bäcker, aber in Mais- und Roggenbrot. Dem Sohn ist das zu grob. Er hat für die feinen Sachen Genie. Niccolo überläßt ihm die. Sogar die Santissimi Bambini, für die mein Mann doch berühmt ist, sogar die malt jetzt Crispino. Und wie ...? Sie haben ja eines gekauft," richtete sich die rasche Frau an mich.

„Sie sind meisterlich gemalt, so daß man sie fast nicht zu essen wagt," bekannte ich gerne.

„Hörst du, so steht es, und ich habe nichts dagegen, wenn Agata so einen liebt. Das ist guter Geschmack. Sie ist doch auch die geborene Bäckersfrau, und unser Geschäft bleibt so in unsern Händen. Natürlich, Niccolo merkt nichts. Er ist ja exakt so blind wie du. Wie konnte er sonst euere Verlobungskarten drucken lassen? Ich glaube, er kann bald andere versenden, aber nicht zum Spaß!"

Digitized by Google



In der Reitbahn. Gemälde von Prof. Angelo Jank

(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1925)

Digitized by Google

Digitized by Google

Stefano schluckte und würgte und schwieg. Er hatte jedoch seine elegante Haltung langsam wieder zurückgewonnen. Aber man sah, es schmeckte bitter, was er da einnehmen mußte. Frau Amelia dachte, jetzt sei es genug.

Sie musterte ihn wieder ruhig vom Scheitel bis zum Fuß. Kein Zweifel, sein fast märchenhaft hübsches Gesicht, diese süße Wohlgestalt, dieses Zierliche und Sammethafte tat es auch ihr ein wenig an. Stefano war, solange man seine hohle, nüchterne Selbstsucht nicht kannte, für die Mädchen ein Prinz zum Küssen und Kosen. Er selbst aber hatte bei seiner frostigen Seele, die anderes suchte, nie danach gefahndet. Der künftigen Gattin würde er ein verläßlich treuer Ehemann sein.

„Eigentlich sollte ich jetzt sagen: Geh und sei anderswo glücklicher! Aber du hast heut ins Blatt geschrieben: siamo lieti! Da möcht' ich dich doch auch noch ein bißchen lachen sehen ... Kurz und gut, was sagst du zu Lea?"

Ein rasches, widriges Lüftchen zitterte über das blanke Gesicht des Jünglings. Agata war Sonne, Lea Schatten. Aber schließlich Gold ist Gold, auch wenn es im Schatten liegt. Daß Lea ihm heimlich sehr zugetan war, hatte er sattsam gemerkt. Aber er tat, als sehe er es nicht, da er noch immer wähnte in der Sonne zu sitzen.

„Lea liebt dich," fuhr die famose Bäckersfrau fort. „Sie ist nicht so hübsch wie Agata, aber so gescheit, o so gescheit!" — Sauer verzog hier Stefano seinen Mund. — „Sie hat viel mehr Grütze im Kopf als wir alle zusammen. Und sie ist durchaus brav und rein geblieben. Sie hat nur wenig rechte Wärme, ein kleines Herz."

„O wegen dem ..." stotterte Stefano, „wenn es nur das ..."

„Sie wäre eine tapfere Frau, die richtigste für dich, das heißt, wenn wir sie dir geben wollen. Sie hülfe dir beim Tintenhafen. Aber sie ist auch stark an der Pfanne. Ich lehrte meine Töchter gut kochen. Salat und Sauerkraut und alles Scharfe gerät ihr viel besser als der Agata. Sie würde dich auch ein bißchen salzen, so daß du einen Mann stellst ... denn jetzt stellst du keinen. Sie spart und hat einen Geschäftsgeist wie sieben Levantiner zusammen ..."

So hing Frau Amelia gleichsam die Eigenschaften ihrer ältern Tochter mit Vorder- und Rückseite ans Seil, daß Stefano sie ordentlich betrachten könne. Und er lief im Geiste an dieser Wäsche entlang und besah Stück um Stück und, was andere bedenklich gestimmt hätte, empfahl sich seiner verwandten Art geradezu. Trüge sie nur keinen so herben Nasenkneifer und dafür reicheres und minder rotes Haar!

„Also höre, liebes Bürschchen, wenn du bis Ostern mir und meinem Manne beweisest, daß dein Blatt ein Ja und Nein hat, daß es besser gesalzen und nahrhafter ist — Lea wird dir helfen — dann bekommst du unsere ältere Tochter, die uns gerade so lieb ist wie die jüngere, und ein schweres Stück Geld dazu. Später mögt ihr dann mit der Zeitung machen, was euch beliebt. Aber paß auf! Bis dahin lesen wir jede Nummer und machen Noten, sehr strenge Noten."

Sie klatschte ihm mit beiden molligen Händen liebkosend auf die Wangen, versprach sogleich die Töchter hereinzurufen, damit er sich gleich in der neuen Rolle übe, und hüpfte wie eine junge Spielkatze hinaus. Ich steckte den Kopf noch tiefer ins Käsblättchen.

★

Stefano stand noch eine gute Weile wie festgenagelt an der Wand. Dann ging er behutsam zierlich im Zimmer hin und her und stand etwa hinter meinem Sessel still. Aber er getraute sich nicht, mich anzureden, bis ich schließlich mit Geräusch die Zeitung zusammenfaltete und sagte: „Ah, wir sind allein? Gerade las ich Ihr siamo lieti!" — Sein saures Gesicht reizte wirklich zur Fröhlichkeit.

„Gefällt es Ihnen?"

„Wenn es heißt: laßt uns froh sein! dann bin ich immer dabei. Sie haben recht, heut abend darf man nur Liebe haben."

„Mir," wandte er verdrossen ein, „mir gefällt der Artikel gar nicht mehr. Er ist geschraubt. Man kann ja leicht empfehlen: sei lustig! Aber selbst lustig sein ist ein Zweites."

„Aber lieben kann man doch," neckte ich.

„Lieben," wiederholte Stefano zögernd wie einer, der im Nebel steht und nicht weiß, wo Norden und Süden liegt, besonders nicht, wo der warme Süden liegt. Hatte er etwa Agata wahrhaft geliebt?

„Ja, lieben! Etwas zum Lieben gibt es immer in der Welt. Ich freue mich jetzt zum Beispiel, so kleinlich es Ihnen klingen mag, auf den heißen Punsch und auf die Schneckenbrötchen Niccolos. Ich freue mich auf Frau Amelias Späßchen und auf Fräulein Lea, die gewiß wieder etwas Feines gelesen hat und es uns in ihrer klaren Art noch zweimal hübscher gibt, als sie es empfing; ich freu ..."

„Verzeihung, aber Sie finden auch, daß Lea besser, sozusagen richtiger erzählt als Agata?"

„Nicht zu vergleichen, Herr Redakteur. Agata, ach, ein gutes, drolliges Ding. Aber hier kommt doch ernstlich nur Lea in Betracht. Niemand kann mir die Gedichte von Giuseppe Giusti so gut erklären wie sie. Nichts geht über diese Sorte junger, klarer, sicherer Mädchen. Sie schlenkern nicht rechts und links und verüben keine ärgerlichen Streiche, und wenn sie einmal den Trauring wechseln, so . . ."

„Oh, ho, ah, ha!" klang es zufrieden vom Flur her, und Niccolo selbst schoß mit Wichtigkeit, händereibend und den Atem puffend, durch das Sälchen. „Also doch, brav, brav," rief er mir zu. — „O wie man aufatmet. Seit drei Tagen im Fegefeuer stehen und arme Seelen erlösen, und dann noch diese Schlechtigkeit . . . äh, oh, ha . . ."

Fegfeuer nannte er die Bäckerei und arme Seelen die Teigwaren, bevor sie durch den Ofen gegangen.

Er verschwand im Nebenzimmer und gleich hörte man ein Patschen und Klatschen und Plätschern im Wasser wie von einem Seehund draußen im zoologischen Garten.

„Was hat es denn gegeben?" fragte ich Stefano.

„Er hat den Heizer verjagt."

„Wie, den Rufino, auf den er Leib und Seele verschwor?"

„Er hat ihn jahrelang unbemerkt mit den Kohlen betrogen. Jetzt, wo er die Grippe bekam und im Bett lag, kam es bei der neuen Lieferung aus. Es standen immer zehn Säcke mehr auf dem Konto als auf dem Kohlenwagen. Den Profit strichen Rufino und der Fuhrmann zu ehrlichen Hälften ein. Die zehn Säcke hatten sie unterwegs an Mann gebracht."

„Und?"

„Diesmal zählte nun Niccolo beim Abladen die Säcke. Und da gab es ein Hallo, und als der Heizer wieder antreten wollte, einen Schuh in den Hintern, Verzeihung! — daß der Mann nur so in die Gasse hinausflog."

„Jetzt wird er niemand mehr leicht trauen," sagte ich scheinbar für mich.

„Das war schon vor drei Tagen," beruhigte Stefano. „Lassen wir . . . die Fräulein . . ."

Die Mutter mit den beiden Töchtern trat ein, schwarz gekleidet alle drei, aber was für ein helles, lachendes, seidenes Schwarz!

Sie trugen Tassen und Gläser auf, die Silberkanne für den Punsch, Körbchen mit Näschereien, Weißwein, Marsala und Zitronen. Im Nu war der Tisch glänzend gedeckt. Eine weite, runde Stelle in der Tafelmitte blieb frei. Wozu wohl? Und wo stand denn eigentlich der Weihnachtsbaum, der prahlerisch seit Wochen versprochene?

„Es gibt kein Fleisch, wir halten den Fasttag," neckte Agata zu Stefano hinüber. Vigil vor Weihnachten!

„Aber morgen bekommst du Rehschlegel. Sie auch," lud Amelia mich ein. „Punkt ein Uhr mittags." Alle drei wandten sich freundlich zu mir, aber besonders gütig zu Stefano.

Dieser noch immer halbe Knabe, wenn auch schon verknöchert bis tief ins Herz, schien jetzt doch etwas wie Weichheit zu verspüren. Oder hatte er schon eine kleine Geschäftsüberlegung angestellt? Oder stand Rufinos Geist vor ihm? Jedenfalls grüßte er zuerst höflich Agata, nahm dann Lea am Arm und fragte, wo sie sitze. Er möchte den Abend neben ihr verplaudern. „Du weißt, ich vertrage nicht viel Punsch und vergesse mich doch nur zu leicht und habe hernach den Schaden. Agata würde nur immer zuschütten, sie hat kein Gewissen. Aber du bist gescheit und passest auf und zeichnest mir das Maß. Schau', gerade bis an die Röslein am Becher! . . . bis hierher!"

Sie sah ihn mit ihren kurzsichtigen, aber wahrhaft glanzvollen Augen überaus dankbar an. Aber Agata spöttelte: „Gerade und präzis bis an die roten Rosen, ach, und keine einzige packen!"

„Nein, diese und gewisse andere Rosen nicht," versuchte er arglistig zu werden. „Sie duften zu wenig."

„Oder sie stechen zu scharf und du bist gar zart."

„Ich werde mir meine Rose schon noch holen, und sie soll nur tapfer stechen. Das gehört dazu."

„Kinder," gebot Frau Amelia, „was kratzt ihr euch schon wieder? Friede den Menschen auf Erden!" — Die Schelmin, wie sie dazu lachte!

Lea und Stefano setzten sich bereits unten an den Tisch. Nein, die Jungfer war in der Nähe gar nicht so übel. Die Nase etwas zu klein, der Mund etwas zu groß, wenig Haar und fast kupferrotes; aber eine schöne Stirne, einen flotten Schwung der Brauen, viel Glanz im Auge, und wenn sie redete, klirrte es von großen, blanken, gesunden Zähnen. An den Zwicker kann man sich schließlich gewöhnen. „Also, bestimme, was ich trinken soll," bat er nochmals und hätte am liebsten beigefügt: ‚Und zeig' mir auch, woher und wieviel Salz ich in meinen Crepuscolo nehmen soll . . . Überhaupt, wollen wir uns nicht mit Wein und Salz und Blut und Leben gerade ganz einander in die Hand geben, für immer? . . .'

Vielleicht träumte ich. Aber es war doch

Digitized by Google

auffallend, wie die zwei in ein immer leiseres Zwiegespräch verfielen, Stefano, der weniger sichere, etwas wie Ergebenheit, Lea, die entschiedene, etwas wie Sieg auf der Stirne.

Indessen trat Niccolo in Frack und weißer Weste, mit strahlendschwerer Uhrkette und einem blaßseidenen Nastüchlein in der Hand zu uns heraus und setzte sich in die Mitte der Tafel, zur Rechten seiner Frau. Seine umbuschten Augen schwammen in einer stillen Fröhlichkeit. Für morgen war ja alles gebacken, Brot und Schleckerei. Crispino, der tüchtige Gehilfe im Feingebäck, würde mit den Töchtern servieren. Er aber konnte mit der Frau nach Ara Coeli hinauf die Kinderpredigt anhören und ohne Eifersucht bis abends den Festtag an ihrer fröhlichen Seite verleben. Ach, wie selten und wie köstlich war für ihn so ein Morgen und gar so ein mit niemand geteilter, im Frauenbesitz schwelgender und vor aller Stadt prahlender Nachmittag! Ganz Rom besaß keine zweite Amelia.

Jetzt rutschte er wohl etwas verlegen auf dem Sessel herum wie einer, der den Mund zu voll genommen hat. Denn er konnte es aus allen Augen lesen, daß er sich mit der Verlobung heute abend und dem Druck von dreihundert Verlobungskarten auf Büttenpapier heillos übertan hatte. Die Karten lagen noch aufgebeigt im Nebenzimmer und nur zwei, drei davon waren voreilig in die Öffentlichkeit hinausgeflattert. So viele Karten, so viele Fragezeichen. Er hatte heute verschiedene Male mit Amelia und Agata über Stefano zu reden begonnen. Aber bei ihren empörten Blicken blieb ihm der halbe Satz in der Gurgel stecken. Nein, da war noch nichts reif. — Und nun saß er hier oben, wo seine Frau unwidersprochen die Kelle schwang. Den Stefano wagte er zuerst gar nicht anzublicken. Der war ja gewiß in einem Himmel von seliger Gewißheit, und nun sollte er ihn in die Hölle des Sichgeduldens und Harrens hinunterstoßen!

Aber nun beruhigte ihn doch, daß alle Leutchen so heiter um ihn herum saßen, daß Stefano trotz allem so fröhlich war und gar nichts Besonderes zu erwarten schien, aber sich so zutunlich um Lea, gerade um Lea, zu schaffen machte. Man konnte also wohl das schwierige Ding verschieben.

Verschieben war ja das Talent und der Trost seines Lebens. Mit dieser Politik blieb er stark und scheinbar siegreich, wie alle, die ihre Gedanken eher predigen als praktizieren. Es lag ihm jetzt selbst daran, diesen Abend unbehelligt und sorglos vor der Zukunft zu feiern. So griff er denn energisch zur Punschkanne, schenkte das goldgelbe Naß in die Kelche und sagte mit herzhaftem Tone zu mir: „Nun, Freund, was haben Sie mit dem Bambino gemacht? Doch nicht schon mit Haut und Haar verschlungen?"

„Es liegt," versetzte ich ruhig, „auf einem Totenbett."

Alle hoben die Gesichter verblüfft zu mir auf.

„In diesem Augenblick ist es wohl schon eingesargt mit einem andern Bambino," fügte ich geheimnisvoll hinzu.

„Was Sie nicht sagen!" stieß Niccolo hervor und verklüftete seine Stirnrunzel in die Breite und Tiefe. — „Ich backe doch nicht für die Toten."

Nun erzählte ich so einfach als möglich, was ich diesen Abend in jener Christbaumstube erlebt hatte. Alle hörten innig zu, nur Stefano flüsterte zwei-, dreimal der Lea etwas gewiß ganz Nebensächliches ins Ohr. Der Bäckermeister jedoch wischte sich häufig die Augen. „Das ist eine Weihnacht! Gott, welche Weihnacht!" rief er wiederholt. „Wenn wir, liebes Amelchen, an so einem Abend ein Kind verlören, oh!" Und er griff hilfesuchend nach der Hand seiner Frau.

*

Jetzt kam etwas Überraschendes. Amelia erhob ihr keckes rotes Näschen, reckte sich wie ein Soldat, faßte Niccolo an der Achsel und sagte: „Lieber, jetzt hör' mal! Kinder können uns verloren gehen, ohne daß sie sterben, und das ist fast noch trauriger. Versteh' mich gut, Niccolo, wenn du unsere Agata zur Heirat gezwungen hättest, verkauft hättest . . . das wäre gewesen, wie wenn uns Agata aus dem Hause weggestorben wäre. Agata, sag' du selber . . ."

„Verkaufen . . . wie sagst du?" stammelte der überrumpelte Bäcker und tat wie ein Schwerhöriger, „verkaufen . . . ah . . ."

„Mamma," fiel da munter und wehrhaft das hübsche Jüngferchen ein, „o man stirbt nicht so flink. Und du weißt, ich lasse mich niemals verkaufen. Oder dann soll der Herr Käufer gehörig an mir zu würgen bekommen. Der stürbe daran lange vor mir."

Der Graben in Niccolos Stirne vertiefte sich, seine Arme kneteten in die Luft hinaus. Er schnaufte stoßweise. „Amelia," bat er düster, „ver . . . kau . . . fen? Ich? Denk' doch einmal ehrlich nach, was du da sagst!"

Aber die Frau machte mit berückender Holdseligkeit: „Pst, pst!" und schloß ihm mit ihrer kleinen duftigen Hand den Mund. „Laß Stefano selbst reden!"

Sie umblitzte jetzt förmlich mit ihren Blicken den armen, tief in den Stuhl ver-



Digitized by Google

sinkenden Redakteur. ‚So rede doch, du Hasenherz! Was sagte ich dir noch eben? Paß gut auf, sonst fällst du zwischen Stuhl und Bänke; dann lieg' und schäm' dich!' — So sprachen und reizten ihn ihre Augen, daß Stefano sich einen Ruck gab und schrie: „Onkel, reden wir heute nicht davon! Seien wir heute nichts als gute Freunde! Sprechen wir ein andermal von der Zukunft . . . und dann auch ganz anders!" Er fuhr mit den Blicken über Agata hoch hinaus wie ein Falke über eine Henne, die ihm zu mager ist. — „Lea," setzte er sicherer fort, „versteht mich sehr gut. Also, guter Onkel, verschieben wir!"

„Verschieben wir," wiederholte Niccolo gewichtig und atmete bei so gutem Wort tief auf. „Du hast recht. Du bist ein lieber Bursche. Aber, aber einmal muß denn doch die Sache ernstlich geordnet werden," sagte er streng zur Frau, um sich nichts zu vergeben, „einmal denn doch!"

„Es wird sich alles hübsch lösen, Niccolo, zu aller Freude," begütigte sie und spielte mit seinen Fingern. „Du hast ja gescheite Kinder. Laß sie nur ein wenig selber machen!"

„Aber doch sind es Sabinerinnen," versuchte ich witzig zu sein, „die sich rauben lassen müss . . ."

„O Sie Legendenheiliger," warf sich Meister Niccolo mir stürmisch entgegen. „Dieser Raub ist doch erwiesenermaßen eine Erfindung wie auch das mit dem Scaevola und dem Horatius Cocles und den Gänsen auf dem Kapitol. Alles bis auf Hannibal ist Dichtung. Dann kommt das Faktum." — Großartig hob Niccolo das breite, gelbliche, gedankenvolle Gesicht empor, wie nur er es konnte, knipste mit Daumen und Zeigefinger, daß es leise knallte und deutlich zeigte, daß er durchaus nicht mehr zur alten konservativen Gemeinde gehöre, die noch jedes Märchen der römischen Wiege schluckt.

„Papa," protestierte nun Agata, „ich glaube das alles, alles, alles!" und spaßig streckte sie die drei Schwurfinger statt in die Höhe gen Boden.

„Bist und bleibst eine Schnepfe," brummte Niccolo vergnügt. „Hast nichts als Allotria im Kopf. Schau', Amelchen, was für einen Haarstrubel sie hat, das reinste Vogelnest."

Gut verstand ich das frische Mädchen. O ja, die glaubte an den Raub der Sabinerinnen. Sie hatte ihn ja leibhaft erfahren. Ein echter Römer hatte sie geraubt. Ihr spaßiges Herz gehörte nicht mehr ihr. Ganz recht, daß sie diese Schwurfinger gen Boden hielt. Dort unten, vier Böden tief, schaltete in Pasteten und Sirup ihr geliebter Eroberer. Er malte jetzt wohl noch den letzten Bambini Augen und Mund auf den toten Leib, so daß sie anfingen zu leben und zu lachen wie wirkliche Kinder. O, ihr schwindelte fast beim Gedanken, wie er auch ihr, die so blindlings in den Tag hineinlebte, die Augen für ein wärmeres, tieferes Dasein aufgetan.

Merkwürdig still blickte Agata in ihren Punsch und beguckte sich darin. Jawohl, sie war so eine Puppe ohne Sinn und Zeichnung gewesen, selbst noch mit Stefano. Da kam er, Crispino Bellocchio, vor sechs Wochen, der starke, frische Römer-Eroberer, und hat sie mit seinem Zuckerbäckertalent so gezeichnet, daß jetzt Liebe ist, wo vorher Spaß war, Arbeitsglück, wo nur Zerstreuung, eine klare Straße und eine feste Zukunft, wo vordem kindliche Ziellosigkeit regiert hatte.

Wenn er mit dem Pinseln fertig ist, so sieht er noch nach, ob der Heizer den Ofen auf 30 Grad gestellt hat, zieht den Luftschieber auf drei Viertel, läßt die Kuchenbretter und Backbleche abfegen und frisch einfetten, gibt dem Hüter für die Nacht seinen Proviant, schlüpft aus dem weißen Habit und putzt sich rasch in festliches Schwarz zurecht. Dann kommt er herauf, immer drei Stufen nehmend, um mitzufeiern. Er hat ein Gesicht so rund und gelblich wie der Brotteig, Haare und Augen braun wie Bienenhonig. Aber die Lippen brennen wie das Backofenfeuer, und ein Duft von frischen Semmeln weht aus ihm. O er kann alles backen und gut backen: Brötchen, Torten, Liebschaft, Hochzeit und gewiß einst auch die muntersten Bambini, dieser geschickteste Bäcker der Welt!

Wie gut las man dies alles vom netten, dreisten Gesicht Agatas!

Das Gespräch wurde immer fröhlicher. Der starke Punsch flammte einem bis unters Haar. Amelia bekam heiß. Ich öffnete das Fenster. Eine laue, aus der Straßentiefe glücklich summende Luft umspülte uns und aus einem Fenster gegenüber scherbelte Geschirr und rief man: ‚Salute, Giacomino! Salute, Serafina!' — Mir war, unsere Tafel sei eine kleine, erhöhte, selige Insel, ringsum von Festlichkeit umbraust, aber selber auch ein Fest. Daß ich vor vier Stunden noch in eine tiefe Schwermut mit salzigem Auge geblickt hatte, in Särge und Gesichter voll Not, war vergessen. In unserem Seifenblasenleben, ach, was sind wir doch selbst für Seifenblasen!

Neben jedem Besteck lag der alten Sitte halber ein Lebkuchenbambino. Ich musterte meines. „Crispino!" entschuldigte der Meister lächelnd. „Die meinigen sind alle

Digitized by Google

weg. Das läuft wie Wasser. Dann erst greifen die Leute nach Crispinos Kindern. O er hat geschickte Finger, er wird sich schon noch machen."

Das klang zum Lachen. Denn Crispinos Christkindlein waren viel eleganter geformt, ihre Augen waren oval, nicht rund, und der Mund war bald geschlossen, bald offen. Niccolo deutete die Ohren kaum an — zerquetschte Nullen — und kleckste ein Näschen nur so mit dem Daumen hin. Aber Crispino, den selbst fein geringelte Ohren schmückten, modellierte auch so zierliche, zärtliche Ohren aus dem Teig und ließ sogar die rosigen Nasenlöchlein sehen. Die Brauenbogen so kurz und hoch, die weich gespaltene Unterlippe und der famose Knick im Kinn, das war förmlich Agaten gestohlen. Hundertmal wahrer waren diese frommen Puppen als Niccolos steife Traditionsbambini. Aber das Volk will Tradition, trotz allen Moden, und je gröber, je lieber.

„Er hat den rechten Bildhauerschmiß noch nicht gefunden," betonte Niccolo. „Das braucht Zeit und ist dann plötzlich wie Eingebung da."

Auch Agata besah ihr Kind. Den rechten Schmiß! O, so und nicht anders soll das Bambino sein. Immer zarter wird ihr Gesicht beim Betrachten. Das ist nur Teig und Zuckerschleim. Aber wie erst, wenn ... Sie huscht ganz leise und klein zusammen, ein heiliger Schauer durchrieselt sie. Während Amelia mit dem Gatten über Crispinos sichere Zukunft plaudert und Lea mit Stefano die Neugestaltung des Käsblattes berät und über Druckkosten und Papierpreis nachrechnet, denkt Agata, was auch ich denken muß: welch hübsches Kinderleben aus ihrem geeinten Wesen in die Welt hinaus wachsen und blühen wird ...

‚Salute, Angelina, Salute, Peppo!' sang es drüben aus den lampenhellen Stuben und viele Gläser klirrten.

Ich faßte den Becher, wir stießen an, wir lachten, Gold und Sterne strömten aus unsern Augen. Der Meister hielt seine kleine Frau im Arm und prahlte: „Wir nehmen Pandolfis Vittoria, nicht den Landauer, nein, die Vittoria mit den zwei Rappen. Glänzen soll es morgen!" — Ich nickte: „Tut das, nehmt drei, vier Rosse, nehmt sechs Schimmel, seid lustig, o wie schön ist das Leben!"

War ich nicht zu lustig? Die Leiche, der Sarg ...

‚Evviva, evviva!' scholl es drüben.

Gibt es denn Särge? Ah, bah, Wiegen werden wieder daraus. Und gibt es Kinderleichen? Nein, das ist die abgestreifte Larve, blick' hinauf, siehst du die himmlischen Schmetterlinge! Das Vreneli voraus!

‚Salute Angelina, cara, cara Angelina!'

Nein, du liebes Vreneli, du leuchtendes, hohes, du bist gewiß nicht böse, daß ich hier Punsch trinke und lache und alles prächtig finde. Du lebst ja erst recht. Und du schwebst über uns und lächelst superklug, weil du es noch viel lustiger hast. O du schwebst jetzt über vielen Kinderhoffnungen hier und dort, und es ist zwischen dir und den andern Kindern nur der eine Unterschied, daß sie vom Christkind kommen und viel Staub vor sich haben, du aber allen Staub abgeschüttelt hast und zum Christkind eilst, dem Kind aller Kinder.

‚Salute, Angelina! Evvivano tutte le belle ragazze*)!

‚Einverstanden,' nickte ich hinüber, — ‚aber hört, mit so wenig Staub als möglich!' — Denn in dieser Stunde schien mir eine ungewohnte, duftige Reinheit über uns allen zu liegen. Im Schnee der Unschuld wie daheim im Norden schien mir der heilige Abend auch hier zu thronen, in einer Lauterkeit ohnegleichen.

Von der Straße herauf schollen nun immer deutlicher durch das Menschengebrause die Schalmeien der Pifferari. Sie pfiffen wie unsere Murmeltiere in den Alpen oder flöteten wieder wie Amseln. Dann dudelte dunkel die schwermütige Sackpfeife hinein. Eine pastorale Luft umgab uns. Ich meinte jene alten Hirten zu hören, wie sie daherrannten und riefen: ‚Wo ist er, wo ist er, der neugeborene König der Welten?'

*

Ich weiß nicht, wohinaus ich noch geschwärmt hätte, wenn jetzt nicht Crispino mit seinem soliden Römerschritt heraufgekommen wäre. Alle blickten zur offenen Türe. Eine Lichtflut strömte voraus, als käme die Sonne. Dann würgte sich wahrhaftig ein Christbaum herein, aber was für einer! Und zuletzt trat er selbst über die Schwelle, Crispino. Wie schön und groß war er! Neben ihm, dem Wehrhaften, Geraden, Sichern wie eine Forumsäule, fiel der nette Stefano wie eine seidengestickte, feine Zierlichkeit zusammen.

„Der Ceppo, eja, der Ceppo!" rief Amelia fröhlich.

„Vielmehr der Albero," korrigierte der Bäcker und winkte mir triumphierend zu. „Der Wai ... nacks ... baum! Der de ... utsche Wainacks ... ba ... um! Selber gemackt, fur Sie!"

---

*) Es leben alle schönen Mädchen!

Aber was war denn das? Einen Holzbengel, den sogenannten Ceppo, hielt Crispino in der Faust. Das ist jener olivene oder weidene Holzklotz, den die echten Römer sich für die Mitternacht von Natale zurechtschnitzen, oft vorher segnen lassen und mit Lorbeer umkränzt beim zwölften Stundenschlag im Hof oder am Kamin verbrennen. Niccolo hatte nun nach seiner römischen Einbildung daraus einen kleinen Weihnachtsbaum geschaffen, mit einem Stehbrett unten und mit künstlich nach oben eingesteckten Zweigen von Zypressen, Lorbeer und anderem Immergrün, so daß dieses Festgewächse wie ein kurzer, bunter Busch sich in der Höhe immer weiter verspreizte, das gerade Gegenteil von der zauberhaften Gotik unserer Tanne. Nein, dieses Gestäude konnte ich nicht als Christbaum anerkennen.

Aber Meister Maggiolini hatte es gut gemeint, und je länger ich das Werk betrachtete, um so hübscher dünkte es mich in seiner Art geraten. Es konnte doch als Christbaum gelten, aber im Stil des farbigen, schneelosen Südens. Aus dem Laub, das wie grünes Gras funkelte, lachten Orangen, spanische gelbe Trauben und Feigen. Zahllose grellrote Kerzlein blitzten zwischen den Blättern hervor und leckten mit ihren heißen Zungen am Laub. Drei Engel aus Wachs schwebten in der Krone, und am Stamme lag, in die Rinde geborgen, ein winziges, rosarotes Krippenkind. Als der seltsame Baum endlich zwischen den Kannen und Bechern in der Tischmitte stand, dünkte er alle ein Wunder von weihnachtlicher Schönheit und gleichsam eine fromme Ansprache. Unwillkürlich falteten Vater und Mutter Maggiolini die Hände wie zum Beten. Aber Crispino erhob sich, gab ein Zeichen und begann mit gewaltigem Tenor:

Gli angeli chiamavan: venite santi!
Nato è Gesù Bambino alla capanna...*)

Da standen wir alle auf und sangen recht und schlecht die uralte Strophe fertig, und das hirtenhafte Geschell und Pfeifenspiel von der Straße herauf paßte gut zu unserem:

Venite tutti quanti, voi pastori,
Venite a visitar nostro Signore**)!

Niccolo übertönte mit seinem rollenden Baß alle, selbst den Tenor, und sein breites Gesicht, und selbst die Runzel darin leuchtete von Begeisterung.

Nun setzten wir uns wieder, schenkten ein, stießen an und pflückten die Früchte vom weihevollen Bäumchen; und sprachen von der Jugend und vom dunkeln Söller des Alters und vom zufriedenen Jetzt und wie eben doch gerade nicht die Menschen, so steif sie es glauben, sondern bald etwas Dümmeres und bald etwas Gescheiteres das Kügelchen Erde regiere, aber über allen diesen Flickgesellen der Altmeister Gott walte und das letzte Ja und Nein habe.

Von den Lautesten und Lustigsten war Crispino. Er saß zwischen Niccolo und Agata gerade recht und drehte bald den hohen Satz der Rede ins kleine, warme Privatgeplauder. Er redete von sich, als wäre das selbstverständlich. Vierundzwanzig Jahre zähle er im nächsten Monat und sei stark für drei Jünglinge. Sehnlich warte sein kränkelnder Vater auf ihn. Aber schön sei es eben auch bei Niccolo. Er bleibe gerne solange als möglich, obwohl er nun in der Via Pagani eine selbständige Bäckerei bald eröffnen dürfte. Der Vater dränge eben gar heillos, noch einmal den Duft von gebackenem Brot durchs Haus hinauf zu spüren wie ehedem.

Sofort umschattete sich Niccolos Antlitz.

„Wißt Ihr was, Meister," fuhr Crispino mit köstlicher Draufgängerei fort, „wir sollten uns vereinigen können, Euere und meine Bäckerei."

„Wie das?" brummte der Bäcker mit schwarzer Furche.

„Nichts leichter. Statt uns so nahe Konkurrenz zu machen, bleiben wir beisammen. Drüben in der Via Pagani lassen wir einen soliden Meisterknecht in Mais und Roggen schaffen, und ich sehe ab und zu nach, und mein Vater hat so auch noch seine letzte Freude."

‚Ei,' dachte ich und prüfte Frau Amelias schlaue Äuglein, ‚ei, da ist ja schon alles abgekartet und wird gleich tödlich ausgetrumpft. Niccolo, ergib dich!'

„Wie ... zusammen ..." stotterte der Meister ganz verwirrt von Zweifeln und Hoffnungen, die ihm durch den Kopf schwaderten. — „So einen Burschen darf ich doch nicht ewig als Knecht behalten ..."

„Sicher nicht! Aber ..."

Und blitzschnell schossen Agata und Crispino von den Stühlen, gaben sich mit aller Gewalt die Hand, neigten sich dann lustig, was sag' ich? unwiderstehlich, siegreich zum Vater nieder und riefen in einem einzigen, gar beherzten Ton: „Aber als Schwiegersohn!"

---

*) Die Engel rufen: Kommet ihr Geheiligten! Geboren ist Jesus das Kind in der Hütte ...

**) Kommet doch alle zusammen, ihr Hirten — Kommet und suchet heim unsern Herrn!

Digitized by Google

Das alles war längst aufs Tüpfelchen so einstudiert, und ein bißchen römisches Pathos mochte dabei sein. Dennoch, es kam von Herzen und wirkte überaus natürlich.

Fassungslos starrte Niccolo sie an. Seine Hände begannen zu kneten.

„Erlaube, Vater Niccolo!“ Und Crispino bog sich noch tiefer und küßte den Alten auf beide Wangen, desgleichen die Mutter, die sich lachend hergab. Und dann nochmals: „Erlaube, Vater!“

Und jetzt küßten sich die zwei kecken Verlobten auf Stirne, Backen und Mund. Mir war, es müsse knistern dabei wie von frischem, hellem Feuer.

„Das ist recht, so soll's sein,“ überhüpfte sich in höchster Stimmenfreude Amelia. „Das hat das Christkind gemacht.“ Und mit ihrer ungebändigten, hohen Kinderglockenstimme begann sie nochmals:

„Gli angeli chiamavan: venite santi!“

Wir alle fielen ein. Auch Lea sang kräftig, und sogar Stefano hatte etwas Öl in der Stimme. Nur Niccolo saß noch und starrte und staunte.

Amelia zog ihn leise empor und sang ihm ihren süßen Vers und noch süßern Atem ins Gesicht. Da taute er aus seiner Verblüffung auf.

„Nato è Gesù Bambino alla capanna;“ sang er schon mit. „Venite tutti quanti, voi pastori!“ Da hatte er bereits seinen vollen Kanonenbaß eingesetzt.

Wie konnte er anders? Seine Frau lachte so ungeheuer ansteckend, das Pärchen stand da wie in der Sonne, sein bester Gehilfe, um den er längst gebangt, setzte sich mächtig in den Schoß seiner Familie, keine Konkurrenz von der nahen Via Pagani, vielmehr eine nützliche Filiale in braunem Roggen und gelbem Mais, keine Sorgen, Nachmittagsschläfchen und ... ja, und viel mehr um seine Amelia herum sein, viel, viel mehr auf sie achtgeben, den Überflüssigen die Ellbogen zeigen, ah, wie gut ist das!

Daß er, der für den König und den Papst denkt und vorsorgt, nie an diese ... ach, so selbstverständliche Einfädelung seiner eigenen Angelegenheiten gedacht hat! ‚Ach, das ist es ja, ich denke immer nur an andere, nie an mich!‘

Er wird nun bald vierundfünfzig. Frühherbst! Aber da ersteht nun ein zweiter Frühling, und die Spaziergänge mit der geliebten und immer bewunderten Frau werden noch schöner als einst im April. Dort griff man in zarte Pfirsichblüten und roch zusammen an einem weißen Orangenstern. Jetzt, o jetzt bricht man die schwellende Frucht vom Ast und hält nicht bloß die Nase daran, sondern ißt davon zusammen Schnitz für Schnitz. Und hat auch von der Leibesfrucht die gleiche Frühherbstfreude. Sind es auch nur Mädchenröcke, aber, potztausend, was nur die einzige Agata in einer Viertelstunde zwischen den Teetischen herumrennt und Tassen austeilt! Und was die Lea hinter der Brille alles weiß! Diese salomonische Jungfer! Und die Männer knien vor ihnen, und es gibt Brot und Ruhm ins alte Maggiolinihaus. Brot und Ruhm, das ist die beste römische Geschichte.

Der wohligste Schwindel steigt dem Meister mit dem glühen Punsch und dem Wachsduft in den Kopf.

„Ihr meint wohl, ihr habet mich überrumpelt!“ schreit er in fröhlichem Zorn in die Gesellschaft hinein.

„O nein, ihr nicht,“ prahlt er weiter. „Mich überrumpelt niemand, nicht einmal der Menelik. Das sah ich längst kommen. Es stand zu groß auf euere Gesichter geschrieben. Ich bremste bloß. ‚Man muß sie Geduld lehren, prüfen,‘ sagt' ich zu mir. Ihr hättet noch lange intrigieren können, ihr kleinen Diplomaten, das hätt' euch keinen Pfifferling genützt. Ich war auf alles gerüstet, und ich dachte, dann oder dann sage ich plötzlich: ‚Fertig mit dem Versteckspiel! Nehmt euch! Küßt euch! Heiratet euch!‘ — Gewiß, ich hätte noch über Neujahr gewartet. Aber nun hat mich das Christkind besiegt. Wie soll ich beten und singen und den Ceppo anzünden und allen glückwünschen, wenn ich dabei euere Freude auslösche mit einem Nein! Noch nicht! Wartet! ... Nein und hundertmal nein, was angezündet ist, soll in Gottes Namen brennen. Habet euch, liebet euch! ... Und ihr dort hinten, ihr Übergescheiten, ihr Tintenlecker, macht nur auch vorwärts, 's geht gerade in einem ... Könnten wir nur die Namen verschieben auf den verflixten Verlobungskarten! . . . Na, in Gottes Namen! . . . Aufs Wohl meines Crispino und meiner Agata!“

O, wie gern Niccolo Reden hielt und wie er sich nun tief in den Becher trank und wie in seinen großen dunkeln Augen es von Lichtern und einer begeisterten, tränenseligen Rührung wetterleuchtete! Nie sah ich ihn glücklicher.

Aber der wirkliche Sieger des Abends wartete nur auf diese Pause, um zu Wort zu kommen. Er ließ dem Cicero seinen Glauben. Ihm als echtem Cäsar war es ums Reale zu tun.

„Dann komm' ich morgen abend,“ sagte er gewaltig. „Ich komme und bringe den Vater und gestempeltes Papier mit, und wir

Digitized by Google

setzen den Vertrag auf. Und auch ich komme in der Vittoria mit zwei Rappen."

„Teufelskerl!" antwortete Niccolo. „Aber alles recht, alles recht. Geb' ich den Daumen, so geb' ich auch die Hand. Der Tintenklecker dort soll's notieren. Er schreibt so sauber wie eine Nonne. Na, Stefano, und dann hast du gleich eine Vorlage zu deinem Kontrakt!"

Stefano griff unwillkürlich nach der oberen Westentasche, wo er seine Füllfeder stecken hatte, um rasche Notizen zu machen. Sauersüß sah er drein. Doch nickte er gehorsam und gewann es über sich, seinem unebenbürtigen Rivalen von oben herab mit einer gewissen Gutmütigkeit zuzulächeln. ‚Nimm sie denn in Gottes Namen,' hieß das, ‚ich verzichte. Wir teilen ja doch den Apfel. Du bekommst die rote Backe, ich die grüne. Aber schließlich ist es doch der gleiche Apfel zu gleichen Hälften."

Es ist mir nicht gegeben, mit kalter nordischer Tinte das Stündlein hoch oben im Römerhaus der Via Marca zu zeichnen, dieses gemütliche, von innerer Freude erbrausende und vom Stern Bethlehems gesegnete Stündlein vor Mitternacht. Immer wahrhafter kam mir der eigenartige Christbaum vor. Er schimmerte dunkelgrün wie die orientalische Nacht, und mich dünkte, solche wundervollen Büsche müßten mitsamt den Kerzenflammen um die Hütte Bethlehems gewachsen sein und geflackert haben. Unter solchen Stauden habe Maria das Kind oft in den Schatten gelegt und bei solchen Lorbeersträuchern habe sie auf der Flucht geruht, Wasser geschöpft und in ihrer Kühle den Duft und Glanz, wohl auch die bittersüße Lorbeerzukunft vorgeahnt.

Um Mitternacht, als von den Kirchen das zwölfmalige Stundenschlagen über die vielen Dächer strömte, nahm Niccolo das Bäumchen mit feierlicher Gebärde vom Tische und legte es umgestürzt ins Kamin. Sogleich lohte es hochauf, glühte wie die Liebe Gottes und sank nach und nach in die Asche aller menschlichen Gebrechlichkeit zusammen. Und als alles grau wurde, mußte ich wieder ans Vreneli denken, das der Asche für immer ins Licht entflohen war. Wir andern aber gingen noch durch den Staub, wir waren noch nicht gesichert. Und daher reichten wir uns nach alter Römersitte die Hände und sagten: „Vi auguro un buon ceppo!"

Ich wünsche dir eine gute Weihnacht, ein gutes neues Jahr, ein glückliches Leben und Sterben. — Als ich endlich ging, hielt mich Niccolo unter der Türe erschreckt zurück und schalt: „Sie haben ja noch keine Asche. Sie müssen Asche vom Ceppo mitnehmen. Das hilft vor Blitz und anderem Übel." — Und indem er mir einen Löffel voll in den inneren Verschluß des Geldbeutels schäufelte, bat er geradezu: „Freund, bitte, gut aufbewahren bis zur nächsten Weihnacht. Der Redakteur da ging voriges Jahr weg ohne das. Da seht, es hat geblitzt, es hat ihm die Agata weggeblitzt, von der gedruckten Verlobungsanzeige weggeblitzt. Ha, ha ... Und sie waren doch auf sehr solides Büttenpapier gedruckt. Also, kein Spaß!"

Ich schob den Beutel in die Weste. Ich glaube nicht an Asche, ich glaube ans Feuer. Aber ich behielt sie doch ein volles Jahr in der Tasche. Mir war, es glühe da noch etwas von Rom darin. Öfter wollt' ich sie ausschütten, schon auf dem Heimweg in den Schöllenen und dann in die Limmat. Aber immer hielt mich ein süßer Aberglaube zurück. Jedesmal kam sie mir so geheimnisvoll vor, so warm, so gar nicht wie Asche, so etwas wie fernes, leise über die Schneeberge grüßendes Rom mit zwei köstlich erlebten Christbäumen.

Und wahrhaft, der Blitz verschonte mich. Kleine Blitze, die nicht töten, die nur ein bißchen brennen und schwärzen, gab es wohl genug; aber keinen schweren, türbreiten, zu Boden werfenden und vernichtenden Blitz. Hingegen kam, ehe das Jahr sich völlig gedreht, eine niedliche, duftige Geburtsanzeige aus der Via Nesi und zwei, ich sage und schreibe zwei wohlbedruckte Hochzeitskarten aus der Via Marca. Die eine war streng architektonisch gezeichnet; die anderen zwei wurden von einem Gequirl und Geschnörkel umrahmt, das an die Muscheltörtchen und Bambinikrausen des Meisters Niccolo erinnerte. — — —

O, wie sind die Städte und Länder und Sitten und Sprachen und Feste und Weihnachtsbäume so ungleich! Aber wie sind doch alle Menschen unseres rollenden Planeten in der Lust und Wehmut ihrer Seelen, im Spaßen, Spotten und Verliebtsein, im Auflodern und zu-Asche-zusammenfallen sich so geschwisterlich gleich. Und da tun sie zueinander wie Fremde!

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Siegfried. Bronzebildwerk von Prof. Franz von Stuck

Digitized by Google

Digitized by Google

# Dokumente zur Geschichte der Naturwissenschaften

## Von Prof. Dr. Ludwig Darmstaedter

Fast jeder hat ein Telephon und einen Radioapparat im Hause, und wir alle wissen und sind stolz darauf, daß unser Volk immer wieder und oft in erstaunlicher Fülle führende Männer auf allen Gebieten der Naturerkenntnis hervorgebracht hat. Aber so eifrig wir bei der Hand sind, uns ihre Forschungen und Erfindungen im täglichen Leben zunutze zu machen, so wenig kümmern wir uns um die menschlichen Schicksale dieser großen Geister. Bescheidener als in Philosophie und Kunst, Literatur und Musik tritt hier der Schaffende hinter seinem Werk zurück, und doch ist es Freude und Genuß, auch diesen Männern einmal ins Herz zu sehen und vor allem zu erfahren, wie sie ihr Werk empfunden, durchdacht und durchgesetzt haben. Kein besserer Führer zu diesen Geheimnissen wissenschaftlichen Schaffens als die Darmstaedtersche Sammlung auf der preußischen Staatsbibliothek in Berlin. Prof. Dr. Ludwig Darmstaedter selbst hat für die Hefte die folgenden Selbstzeugnisse ausgewählt und erläutert.

### Philippus Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim, der größte Naturforscher der Renaissancezeit

Der vielseitigste Naturforscher der Renaissancezeit war unstreitig Paracelsus. Geboren 1493 in Einsiedeln in der Schweiz als Sohn eines Arztes wurde er vom Vater früh in die Medizin, Astrologie und Alchimie eingeweiht. In Kenntnissen bald dem Vater überlegen, zog ihn ein unüberwindlicher Drang von Ort zu Ort. Er hat fast ganz Europa und einen Teil von Asien und Afrika durchwandert. Wie er selbst angibt, hat er in Europa Spanien, Portugal, Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien, Italien, Preußen, Litauen, Polen durchzogen. Sein umherschweifendes Leben brachte ihn mit vielen hervorragenden Geistern zusammen, denen er durch seine astronomischen und astrologischen Kenntnisse und seinen Geist gewaltig imponierte. Auf diesen Wanderungen hat er große praktische Erfahrungen gesammelt. „Will einer viel Krankheiten erkennen, so wandere er; wandert er weit, so erfährt er viel und lernt viel kennen. Die Krankheiten wandern hin und her, so weit die Welt ist, und bleiben nicht an einem Ort. Die englischen Humoren sind nicht ungarisch und die neapolitanischen nicht preußisch. Darum mußt du dahin ziehen, da sie sind.“

Paracelsus im Alter von 24 Jahren
Gemälde von Jan van Scorel. 1517. Paris, Louvre

Diese Erfahrungen wußte er als Mann von Geist leicht wiederzugeben. Die Chemie war damals gleich der Medizin auf niedrigem Standpunkt; die Alchimie herrschte; von Wissenschaftlichkeit war nicht die Rede. So wurde es einem Mann wie Paracelsus, der in fremden Ländern viel vom Bergbau gehört hatte, der auf seinen Reisen mit unzähligen Arzneimitteln bekannt geworden war und viel praktische Arzneiwissenschaft in sich aufgenommen hatte, leicht, seine chemischen Kennt-

Digitized by Google

nisse zu vermehren und mit der ihm eigenen Keckheit sie vielfach zu verwenden und mit glänzenden Heilungen aufzuwarten. Eine dieser glänzenden Kuren, die des bekannten Baseler Buchdruckers Frobenius, verschaffte ihm 1526 die Professur der Physik, Medizin und Chirurgie in Basel, die den Unsteten für einige Zeit seßhaft machte.

Die Erfahrung gab Paracelsus ein Übergewicht über seine büchergelehrten Kollegen; im Gegensatz zu diesen legte er hohen Wert auf das Experiment. Er war der erste Arzt, der den Menschen als einen Teil der Natur ansah, der das Leben als einen organisch-chemischen Prozeß auffaßte und der von diesem Standpunkt aus die medizinische Behandlung vornahm. Dies paßte nicht in das Rezept seiner Kollegen, die ihm Scharlatanerie vorwarfen. Wie weit er aber davon entfernt war und wie groß seine Erfolge in Basel waren, geht aus einem zeitgenössischen Urteil hervor: „Die Akademie von Basel besitzt in Paracelsus einen deutsch vortragenden Professor der Medizin, der so tief in das innerste Eingeweide der Natur eingedrungen ist, die Kräfte und Wirksamkeiten der Metalle und Pflanzen mit einer so großen Geistesschärfe erforscht hat, daß es ihm gelungen ist, die nach Überzeugung der Menschen unheilbaren Krankheiten zu heilen, und daß erst mit ihm die Arzneikunst geboren zu sein scheint.“

Er trug seine Wissenschaft mit feurigem Temperament vor und begeisterte seine Zuhörer. „Der von Gott bestimmte Arzt muß alles wagen, er kennt keine unheilbaren Krankheiten, er kennt keinen Tod, dessen er nicht Herr werden könnte, er muß Alchimist, Astronom und besonders Philosoph sein. Der Verstand genügt nicht allein, mit den Geheimnissen der Natur muß er in eins zusammenfließen.“

Mit solchen Gesinnungen und seinem großen Wagemut wurde Paracelsus der Reformator der Wundheilung, bei der er die größte Sorgfalt und die größte Reinlichkeit empfahl; wie in der Wundheilung, wurde er der Reformator in Herstellung von Arzneistoffen, die er auf die einfachste Form zurückführte und unter denen er vor allem Spezifika für die einzelnen Krankheiten zu ermitteln suchte und tatsächlich ermittelte. Wir verdanken ihm die rationelle Anwendung des Quecksilbers, der Bleipräparate, der Antimonpräparate, der Schwefelmilch, des Kupfervitriols, der Eisenpräparate, der Arseniksäure, des Weinsteins und vieler anderer Substanzen. Alle seine Schriften wimmeln von Oberflächlichkeiten und Irrtümern allerart; es befinden sich darin aber viele Ideen, welche später allgemein angenommen wurden und seinem Scharfsinn und seiner Beobachtungsgabe die größte Ehre machen.

Paracelsus war eine Persönlichkeit; er verstand es, für eine einmal als richtig erkannte Idee zu kämpfen, und er war ein Arzt von ganz hervorragender Voraussicht. Er war einer der Ärzte, die, wie er selbst sagt, „weder in Leipzig, noch in Wien, sondern in der Natur geboren werden“. Als solcher Arzt zeigte er sich in der Bekämpfung des großen Krebsschadens des Mittelalters, der Besessenheit und der daran sich anschließenden Epidemie des Tanzens, Springens und Rasens.

Keine Mittel hatten drei Jahrhunderte hindurch gegen die Tanz- und Springwut geholfen; die betroffenen Personen tanzten, von religiösem Wahnsinn erfaßt, bis zur Bewußtlosigkeit und dem durch Erschöpfung bewirkten Zusammenbruch. Der Klerus suchte die, wie er glaubte, vom Teufel Besessenen durch Beschwörungen zu heilen; die Angehörigen schlugen in dieselbe Kerbe, namentlich St. Veit wurde von ihnen gegen die daher als „Veitstanz“ benannte Epidemie angerufen. Der entsetzliche Schlendrian ging weiter, bis man endlich zu Anfang des 16. Jahrhunderts diese Erscheinungen aus der geistlichen Domäne in den ärztlichen Bereich überführte, und der diese Großtat vollbrachte, war Paracelsus. Er wagte zuerst, seinen Zeitgenossen nahe zu bringen, daß diese Leiden weder von Dämonen noch von Heiligen gesandt, sondern Krankheitsformen seien, deren Heilung durch geeignete Arzneien und durch eine geeignete Lebensweise bewirkt werden könne.

Auffallenderweise ließ die Kirche Paracelsus gewähren. Allerdings wurden die von ihm ausgesprochenen Gedanken im verborgenen verbreitet, und erst ein halbes Jahrhundert später konnte Johann Weyer es wagen, öffentlich mit diesen Gedanken aufzutreten, nicht ohne anfangs noch Gefahr zu laufen, durch die Kirche um seine Stellung und seinen Ruf gebracht zu werden.

Und wie richtig diese Gedanken waren und wie sicher Paracelsus geurteilt hatte, wurde dadurch bewiesen, daß im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts diese Volkskrankheiten fast völlig verschwanden.

Doch alle Genialität half dem Paracelsus nichts gegenüber den gelehrten Doktoren, die erbittert waren, daß seine Erfahrung mehr vermocht hatte, als ihre Schulweisheit, und vorbrachten, daß er die Jugend verderbe und den ärztlichen Stand verunglimpfe. Als man daraufhin Paracelsus den Zutritt zu

Digitized by Google

den Universitätssälen verweigerte und seinen Zuhörern das Doktorat vorenthielt, kannte der Zorn des Paracelsus keine Grenzen mehr, und er sprach sich so unhöflich über die Universitätsbehörden und den Magistrat aus, daß ihm Verhaftung drohte.

Er entfloh 1528 nach dem Elsaß und ergab sich von da an dem wüstesten Umherschweifen. Aus Colmar ging er 1531 nach St. Gallen, 1535 nach Pfäfers, 1536 nach Augsburg. In Böhmen, wohin er sich dann wandte, praktizierte er einige Zeit, doch bald machte sich der Wandertrieb wieder geltend; nach kurzem Aufenthalt in Preßburg, wo er sehr gefeiert wurde, ging er weiter durch Ungarn und schließlich nach Salzburg, wo er in ärmlichen Verhältnissen starb.

Der Erzbischof von Salzburg ließ ihm ein Grabmal errichten, dessen Aufschrift seine Arzneikunst und seine Liebe zu den Armen pries.

Und ein ungewöhnlicher Mann ist mit ihm dahingegangen, ein großer Arzt, ein großer Pharmakologe, ein großer Chemiker, der wie keiner früher und wie kaum einer später die Lehre vom menschlichen Leben so tief begriffen hat.

Ich gebe auf Seite 385 ein Bild und Faksimile von Paracelsus wieder.

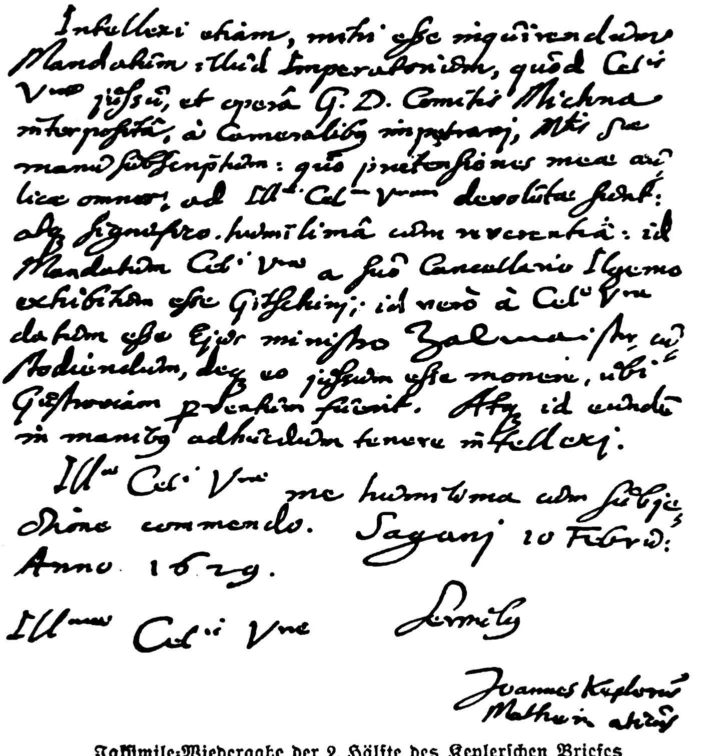
1618 das dritte Gesetz der Planetenbewegung folgen ließ: „Die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten verhalten sich wie die Kuben ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne."

Mit diesen drei Gesetzen war die Kenntnis der Himmelsräume von Kepler so scharfsinnig erweitert worden, daß, wie Alexander von Humboldt sagt, Keplers Name dadurch auf ewig verherrlicht worden ist. Aber nicht allein in diesen Entdeckungen offenbarte sich das weitumfassende Genie Keplers.

Geboren am 27. Dezember 1571 in der Stadt Weil in Württemberg hatte Kepler als Dreiunddreißigjähriger auf theoretischem Wege die astronomische Strahlenbrechung bestimmt und Formeln dafür aufgestellt. Gleichzeitig hatte er den Aufsehen erregenden neuen Stern im Schlangenträger entdeckt, der geraume Zeit selbst Sterne erster Größe überstrahlte, dann aber allmählich abnahm und nach zwei Jahren wieder verschwand. 1611 erfand er das astronomische Fernrohr, das vielfach nach ihm benannt wird, und beschrieb es in seiner Dioptrik, in der zum ersten Male die Begriffe Prisma, Linse und Meniskus aufgestellt wurden. Im Jahre 1627 hat Kepler auf Grund der Beobachtungen Tycho Brahes, die an Genauigkeit alles bis-

## Ein Brief Keplers an Wallenstein über die Rudolphinischen Tafeln

Endlich habe ich es ans Licht gebracht und über all mein Hoffen als wahr befunden, daß die ganze Natur der Harmonie in den himmlischen Bewegungen vorhanden ist, so konnte mit Begeisterung und berechtigtem Stolz Johann Kepler ausrufen, als er den im Jahre 1609 aufgefundenen beiden Gesetzen, wonach die Planeten bei ihren Bewegungen Ellipsen um die Sonne als Brennpunkt beschreiben und wonach die Verbindungslinie zwischen Sonne und Planet in gleicher Zeit gleiche Flächenräume bestreicht, am 15. Mai


Intellexi etiam, mihi esse inquirendum Mandatum illud Imperatorium, quod Cel. V. jussu, et operâ G. D. Comitis Michna interpositâ, à Cameralibus impetravi, [illegible] [illegible]: quo pretensiones meae [illegible] omnes, ad Ill. Cel. V. devolutae sunt: [illegible] humillimâ cum reverentiâ: id Mandatum Cel. V. a suo Cancellario [illegible] exhibitum esse Gitschinij; id vero à Cel. V. datum esse Ejus ministro [illegible] ad [illegible], [illegible] jussum esse [illegible], ubi [illegible] fuerit. Atq id [illegible] in manibus [illegible] tenere intellexi.

Ill. Cel. V. me humillima cum subje. [illegible] commendo. Sagani 10 Febru: Anno 1629.

Ill. Cel. V. [illegible]

Joannes Keplerus Mathematicus

Faksimile-Wiedergabe der 2. Hälfte des Keplerschen Briefes an Wallenstein

her Dagewesene übertrafen, die berühmten astronomischen Tafeln herausgegeben, die unter dem Namen „Tabulae Rudolphinae" in Ulm im Druck erschienen.

Über Keplers Genialität und seine Methode, die Wahrheit zu erforschen, hat sich der berühmte Biograph Newtons, Sir David Brewster in seinen „Martyrs of Science" S. 215 wie folgt ausgesprochen: „Der Einfluß der Phantasie als Untersuchungsinstrument ist von den Gesetzgebern der Philosophie vielfach verkannt worden. Diese Eigenschaft ist bei physikalischen Untersuchungen von höchstem Wert. Wenn wir sie zum Führer nehmen und ihren Angaben vertrauen, wird sie uns täuschen; verwenden wir sie aber, wie Kepler, als Hilfsmittel, so wird sie uns die größte Hilfe leisten."

In dem nachfolgenden Brief an Albrecht von Wallenstein spricht Kepler sich über die Rudolphinischen Tafeln aus, die sowohl in bezug auf die Fixsterne als auch auf die Planeten unbedingt zuverlässig seien und nach denen die Konjunktur der Planeten leicht zu errechnen sei. Der übrige Teil des Briefes bezieht sich auf die kaiserlichen Gehaltsrückstände, wegen deren Regelung sich auf kaiserlichen Befehl Kepler im Jahre 1628 nach Sagan zu Wallenstein begeben hatte. Während des zweijährigen Aufenthalts in Sagan nutzte Wallenstein Kepler zur Lösung der verschiedensten astrologischen Probleme aus, für seine berechtigten Forderungen aber hatte er nur taube Ohren.

So sah sich Kepler 1630 veranlaßt, nach Regensburg zu reisen, um seine Ansprüche beim Reichstag geltend zu machen. Dem war aber seine durch Aufregungen allerart, namentlich durch die seiner alten Mutter aufgezwungenen Hexenprozesse untergrabene Gesundheit nicht gewachsen. Er kam todkrank am 9. November 1630 in Regensburg an und erlag am 15. November 1630 im Alter von nur 59 Jahren seinem Leiden.

Es ist dies ein Schulbeispiel, wie auch die größten Geister der Nation der Mißachtung des Rechts sich damals nicht entziehen konnten und dem kleinlichen Egoismus und der Tyrannei der herrschenden Staatsmänner als Märtyrer zum Opfer fielen.

Wir geben auf Seite 387 ein Faksimile der zweiten Hälfte des lateinischen Briefes mit Unterschrift und fügen hier die Übersetzung des Briefes bei:

Erlauchter hoher Fürst, gnädigster Herr!

Kurz nachdem ich meine untertänige Bittschrift an Eure Hoheit geschickt hatte, ist mir mein Brief von Pieroni zurückgegeben worden mit Eurer Hoheit Auftrag, die Zeit der bevorstehenden großen Konjunktion genau zu bestimmen.

Dies habe ich auf beifolgendem Blatt auf das genaueste auf Grund der Rudolphinischen Tafeln getan.

Auf deren Glaubwürdigkeit bei so kurzen Beobachtungszeiträumen möchte ich nicht unbedingt bestehen, obwohl die Tafeln auf Beobachtungen gegründet sind. Auch wenn vorausgesetzt wird, daß die Konjunktion der Planeten in den späten Nachtstunden völlig sichtbar ist, werden die Augen bei dreitägiger Beobachtung nicht sicher sein, ob die Konjunktion eine vollständige ist, ob sie fertig ist oder ob sie schon vorübergegangen ist. Aber das überlasse ich Eurer Hoheit Erwägung; ich begnüge mich mit der Ausführung des Auftrags.

Ich verstehe auch, daß ich mich über das kaiserliche Edikt äußern soll, das auf Eurer Exzellenz Befehl und unter Mitwirkung des Grafen Michna mir von der Hofkammer zugestellt worden ist, und worin alle meine höfischen Anforderungen entwickelt sind. Ich füge mit ergebenster Reverenz hinzu, daß dieser Auftrag mir von Eurer Exzellenz Kanzler Ilgen von Ilgenau in Gitschin behändigt worden ist. Er ist von Eurer Exzellenz Ihrem Zahlmeister zur Aufbewahrung übergeben und der Befehl gegeben worden, zu zahlen, sobald er nach Güstrow kommt. Und ich glaube, daß er bis jetzt noch in dessen Händen befindlich ist.

Ich empfehle mich Eurer Exzellenz mit ergebenster Unterwürfigkeit

Eurer Exzellenz Diener
Johann Keplerus Mathematikus.

Sagan, 10. Febr. 1629.

## Franz Karl Achard und der Rübenzucker

Für den ganzen Lebenszuschnitt des Menschen spielt der Zucker eine sehr große Rolle, und man könnte fast in Versuchung kommen, wie den Seifenverbrauch so auch den Zuckerverbrauch als Kulturmesser anzuwenden.

Schwer ist es, sich zu vergegenwärtigen, daß noch vor anderthalb Jahrhunderten der Zucker in Europa so kostbar war, daß nur der Wohlhabende sich diesen Genuß gönnen konnte, während der Minderbemittelte sich seine Getränke und Speisen mit Honig oder mit Sirup versüßen mußte. Das hing damit zusammen, daß nur aus Zuckerrohr gewonnener Zucker in den Handel kam und daß auf diesem Zucker hohe Frachten und Abgaben lasteten.

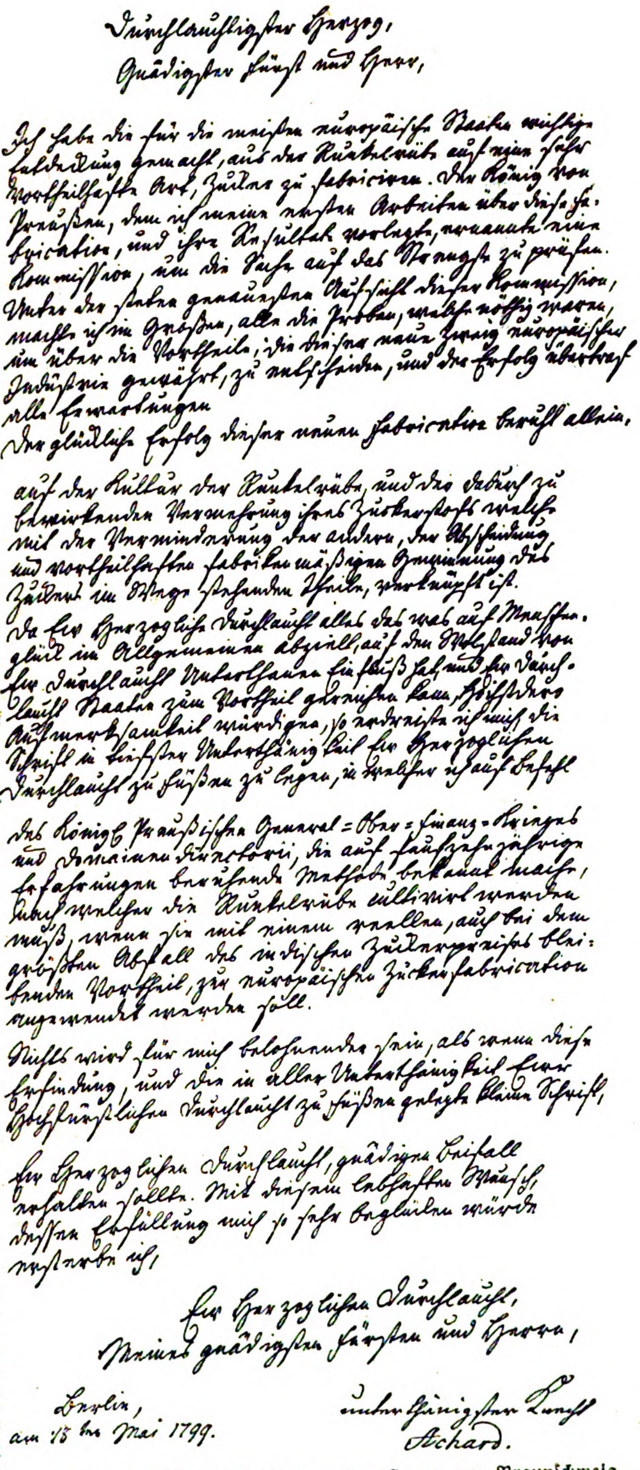
Das Zuckerrohr war schon mehrere Jahr-

Digitized by Google

hunderte vor unserer Zeitrechnung in Ostindien als Kulturpflanze gepflegt und zur Gewinnung des süßen Saftes benutzt worden, aber erst im 6. Jahrhundert nach Christus wurde in Persien und Mesopotamien, wohin das Rohr von Indien gelangt war, der Zucker in festem Zustand hergestellt. Von dort kam mit den Kreuzzügen der Rohrzucker nach Europa, wo im 16. Jahrhundert Zuckerraffinerien entstanden.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts trat ein wesentlicher Umschwung in diesen Verhältnissen ein. Zwar hatte schon 1747 der Berliner Professor Andreas Sigismund Marggraff entdeckt, daß verschiedene Pflanzen, wie der weiße Mangold, die Zuckerwurzel, der Rübenmangold und die Runkelrübe Zucker enthalten und diese Tatsache in einem Schriftchen: „Chemische Versuche, einen wahren Zucker aus verschiedenen Pflanzen, die in unseren Ländern wachsen, zu ziehen“ niedergelegt. Aber praktische Resultate förderte er nicht zutage. Dies war erst seinem Nachfolger Franz Karl Achard zu Berlin beschieden.

Achard machte seit 1786 auf seinem bei Berlin gelegenen Gute Kaulsdorff ausgedehnte Studien über die Kultur einer zuckerreichen Runkelrübe und über die Gewinnung des Zuckers aus dieser Rübe. Die Versuche gelangen über Erwarten, und nun wendete sich Achard am 11. Januar 1799 an den König Friedrich Wilhelm III. mit der Bitte, ihm im nationalen Interesse ein Gut von genügendem Umfang und geeigneter Bodenbeschaffenheit für sein Unternehmen anzuweisen. Der König gewährte ein Darlehen von 50 000 Talern, das Achard zum Erwerb des Gutes


Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Fürst und Herr,

Ich habe die für die meisten europäischen Reiche wichtige Entdeckung gemacht, aus der Runkelrübe auf eine sehr vortheilhafte Art, Zucker zu fabriciren. Der König von Preußen, dem ich meine ersten Arbeiten über diese Fabrication, und ihre Resultate vorlegte, ernannte eine Commission, um die Sache auf das strengste zu prüfen. Unter der selben genauesten Aufsicht dieser Commission, machte ich im Großen, alle die Proben, welche nöthig waren, um über die Vortheile, die dieser neue Zweig europäischer Industrie gewährt, zu entscheiden, und der Erfolg übertraf alle Erwartungen.
Der glückliche Erfolg dieser neuen Fabrication beruht allein auf der Cultur der Runkelrübe, und die dadurch zu bewirkenden Veränderung ihres Zuckerstoffs welche mit der Verminderung der andern, der Abscheidung und vortheilhaften fabrikenmäßigen Gewinnung des Zuckers im Wege stehenden Theile, verknüpft ist.
Da Ew. Herzogliche Durchlaucht alles das was auf Menschenglück im Allgemeinen abzielt, auf den Wohlstand von Ew. Durchlaucht Unterthanen Einfluß hat, und Ew. Durchlaucht Staaten zum Vortheil gereichen kann, Höchstdero Aufmerksamkeit würdigen, so wage ich mich die Schrift in tiefster Unterthänigkeit Ew. Herzoglichen Durchlaucht zu Füßen zu legen, in welcher ich auf Befehl des Königl. Preußischen General-Ober-Finanz-Kriegs und Domainen-Directorii, die auf sechszehnjährigen Erfahrungen beruhende Methode bekannt mache, nach welcher die Runkelrübe cultivirt werden muß, wenn sie mit einem vollen, auch bei dem größten Abfall des indischen Zuckerpreises bleibenden Vortheil, zur europäischen Zuckerfabrication angewandt werden soll.
Nichts wird für mich belohnender sein, als wenn diese Erfindung, und die in aller Unterthänigkeit Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht zu Füßen gelegte kleine Schrift, Ew. Herzoglichen Durchlaucht, gnädigen Beifall erhalten sollte. Mit diesem lebhaften Wunsch, dessen Erfüllung mich so sehr beglücken würde ersterbe ich,

Ew. Herzoglichen Durchlaucht,
Meines gnädigsten Fürsten und Herrn,

Berlin,
am 15ten Mai 1799.

unterthänigster Knecht
Achard.

Faksimile-Wiedergabe eines an den Herzog von Braunschweig gerichteten Briefes Achards

Cunern in Schlesien verwendete, wo mit dem ersten Jahr des neuen Jahrhunderts die erste Runkelrübenzuckerfabrik entstand.

Die neue Industrie hatte mit seltenem Unstern zu kämpfen. Der französische Krieg legte sie brach und zwang ihr große Opfer auf. Da erschien ein Retter in der Not: die von Napoleon 1806 gegen England verhängte Kontinentalsperre, die den Preis des Zuckers in die Höhe trieb und trotz der Gründung zahlreicher französischer Konkurrenzfabriken der Achardschen Fabrik ein wenn auch schweres Dasein ermöglichte. Die schwierigen Verhältnisse zwangen zur Verbesserung der Fabrikation, die es ermöglichte, selbst geringprozentige Rüben zu verarbeiten. Von 1820 ab nahm dann die Rübenzuckerfabrikation einen riesigen Aufschwung und in neuester Zeit hat sie sich zu einem mächtigen Großgewerbe entwickelt, an dem die Landwirtschaft das erheblichste Interesse hat und das den Ruhm ihres Erfinders bis in die fernsten Zeiten verkünden wird.

Wir geben auf Seite 389 ein Faksimile eines an den Herzog von Braunschweig gerichteten Briefes Achards vom 8. Mai 1799 wieder, in dem er über die Erfolge seiner Entdeckung spricht und als sein Hauptziel die Vermehrung des Zuckerstoffes in der Runkelrübe durch deren Kultur sieht.

## Christian Konrad Sprengel, der verkannte Bahnbrecher der Botanik

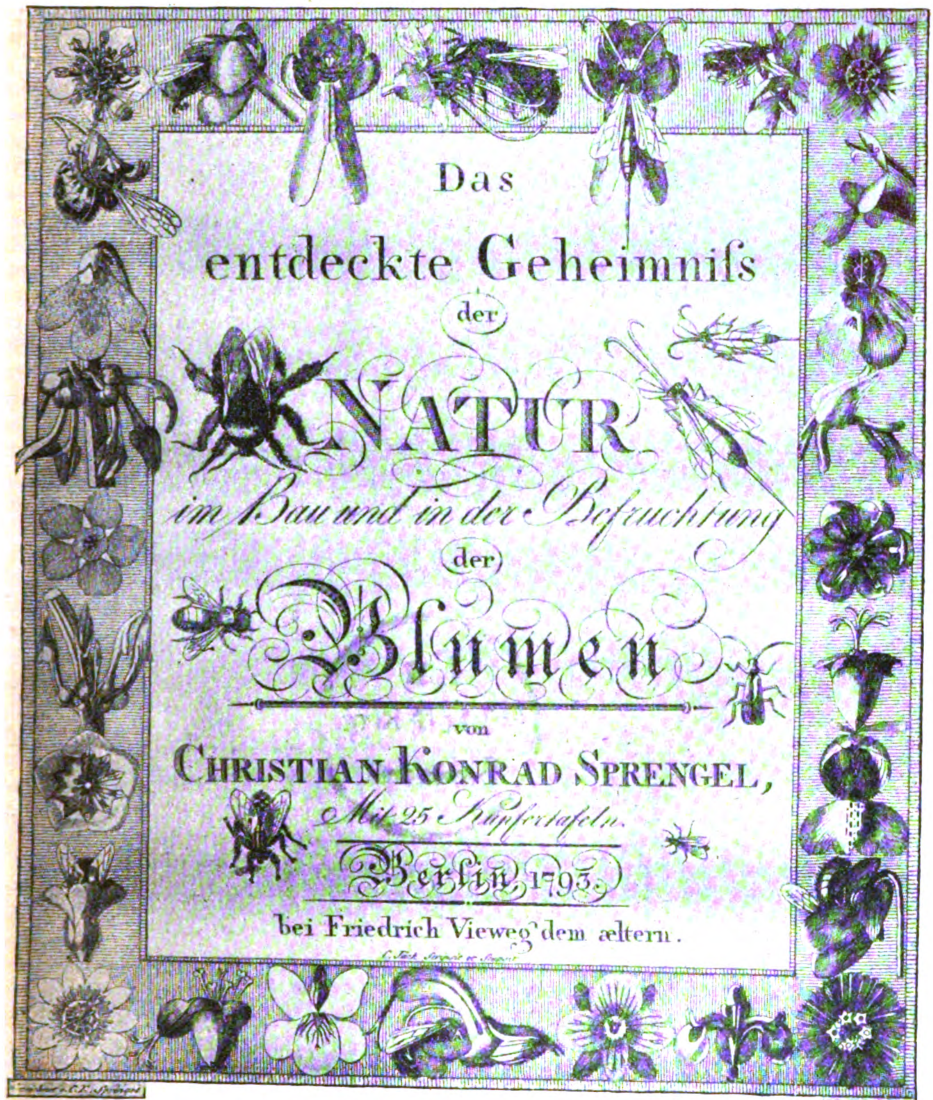
Der erste, der experimentelle Forschungen über die Befruchtung der Blumen durch Insekten angestellt hatte, war Gottlieb Kölreuter. Er hat diese Tatsache 1761 bei der Mistel entdeckt, deren Blumen regelmäßig durch eine kleine Fliege besucht wurden, welche die in den männlichen und weiblichen Blüten vorhandene süße Flüssigkeit, den sogenannten Nektar, aufsucht. Damit war der erste Schritt in ein Gebiet der Biologie getan worden, und es bedurfte nur eines weiteren Anstoßes, um dieses Zusammenwirken zwischen Insekt und Blüte in ungeahnter Weise zu bestätigen. Dieser Anstoß kam von einem Mann, der zu den eigenartigsten Gestalten in der Geschichte der Naturwissenschaften gehört.

Christian Konrad Sprengel wurde im Jahre 1750 in Brandenburg an der Havel als fünfzehntes Kind eines Geistlichen geboren. Seine Ausbildung war nicht auf die Naturwissenschaften gerichtet, sondern sie war eine philologische und theologische. Er wurde am 16. Mai 1770 auf der Universität Halle als Theolog inskribiert, studierte dort jedoch hauptsächlich Philologie. 1774 kam er nach dem Großen Friedrichs-Waisenhaus in Berlin als Lehrer und war daselbst bis 1780 tätig. Dann ging er als Rektor der großen Stadtschule nach Spandau, wo er am 25. April 1780 sein Amt antrat. Durch seine Neigung zur Hypochondrie an Einsamkeit gewöhnt, war er nicht imstande, in Spandau Freunde zu gewinnen. Der einzige, der ihm nähertrat, war der später zu Berühmtheit gelangte alte Heim, der 1783 Kreisphysikus des Westhavellandes wurde und in Spandau seinen Wohnsitz nahm. Ernst Heim war neben seinem Berufe ein begeisterter Pflanzenfreund und Sammler seltener Moose. Er schreibt in dem in der Staatsbibliothek aufbewahrten handschriftlichen Tagebuch unterm 12. Oktober 1794: „Ich habe dem Rektor Sprengel in Spandau, um ihm wegen seiner hypochondrischen Launen die Spaziergänge angenehm zu machen, den ersten Unterricht in der Botanik erteilt, von welcher er gar nichts verstand."

Aber bald übertraf der Schüler den Lehrer. Mit einer über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Energie und mit einem großen Eifer warf sich Sprengel auf die Botanik. Jeden freien Moment benutzte er dazu, botanische Exkursionen zu machen, jeder Sonntag wurde dieser Leidenschaft gewidmet.

Blüte des Wiesensalbei (Salvia pratensis) Oben im natürlichen Zustand, unten von einer Hummel besucht und befruchtet

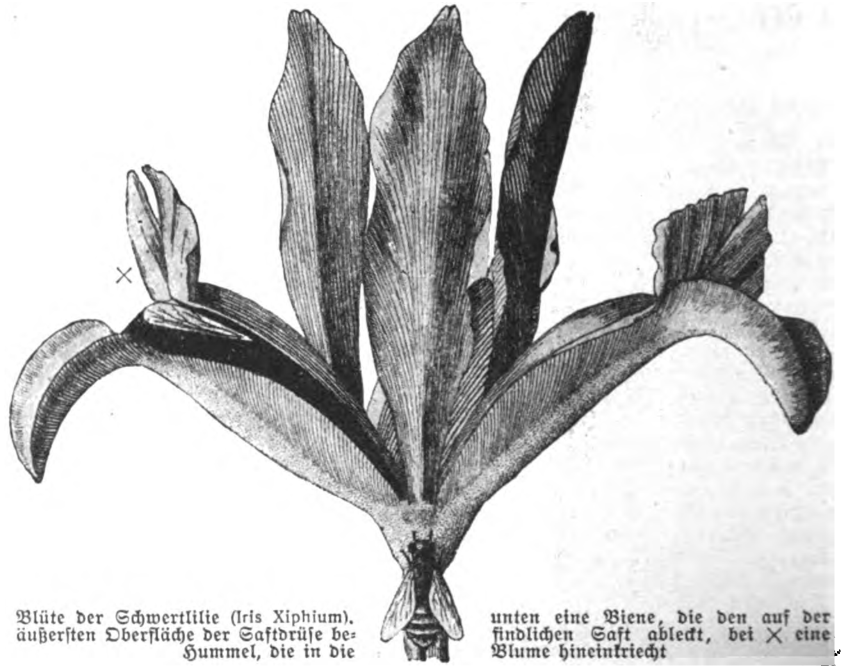
Kein Wunder, daß dies seinen Vorgesetzten und namentlich der geistlichen Behörde nicht paßte. Der Schulinspektor Pfarrer Schulze war Sprengel von Anfang an nicht wohl gesinnt, weil er, wie wir einem von Sprengel in der Dokumentensammlung Darmstaedter befindlichen Schreiben vom 24. Dezember 1781 entnehmen, das damals




übliche Katechismusableiern durch ein kurzes würdiges Gebet ersetzen wollte. Zudem waren schon seit den ersten Jahren über seine Tätigkeit Klagen eingegangen, welche ihn übermäßiger Züchtigung der Kinder beschuldigten und die er nicht in Abrede stellen konnte, sondern nur durch sein Temperament erklärte.

Der Eifer Sprengels für die Botanik trug reiche Früchte. Schon früh entfaltete sich auf den botanischen Exkursionen bei ihm eine besondere Beobachtungsgabe für das Pflanzenleben, wie er es in der freien Natur auf frischer Tat ertappte.

Als er im Somer 1787 die Blüte des Waldstorchschnabels (Geranium silvaticum) aufmerksam betrachtete, fielen ihm die im Innern der Blüte befindlichen weichen Haare auf. Da schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, ob diese Härchen nicht bestimmt wären, den Nektar der Blüte gegen Regen zu schützen und ihn so für die die Blüte besuchenden Insekten intakt zu halten. Diesen erleuchtenden Gedanken überprüfte er zuerst an der ihn viel beschäftigenden Parnassia (Sumpfherzblatt), am Vergißmeinnicht und an einigen Schwertlilienarten. Als sich hier die gleichen Merkmale zeigten, untersuchte er wohl an die 500 Arten auf ihren Bau und war überrascht, überall dem gleichen Zweck dienende Vorrichtungen zu finden. Jetzt erst zog er den Schluß, „daß viele, ja vielleicht



Blüte der Schwertlilie (Iris Xiphium). unten eine Biene, die den auf der äußersten Oberfläche der Saftdrüse befindlichen Saft ableckt, bei × eine Hummel, die in die Blume hineinkriecht

alle Blumen, welche Saft haben, von den Insekten, welche sich von diesem Saft nähren, befruchtet werden". Diese Pflanzen bezeichnete er im Gegensatz zu den Windblütlern, bei denen der Wind den Samen zur Befruchtung überträgt, als Insektenblütler. Seine Ergebnisse legte er 1793 in einem Buch „Das entdeckte Geheimnis der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen" nieder. Daß die Fülle der durch seine erfolgreichen Studien bedingten Gedanken ihn noch mehr als früher von seiner Schultätigkeit abzogen, konnte ihm der Inspektor Schulze nicht verzeihen. Dieses Verbrechen mußte geahndet werden; es kostete Sprengel im Jahre 1794 sein Amt.

Über diese Periode seines Lebens sprach sich Sprengel nicht gerne aus. Nur einmal sagte er einem früheren Schüler bei Besprechungen der Blüteneinrichtung des Geraniums: „Hierbei habe ich einmal eine Predigt versäumt, es hat mich aber nicht gereuet."

Ähnlich wie mit dem der Wissenschaft abholden Schulinspektor ging es Sprengel mit seinen botanischen Kollegen. Auch sie mußten solche überragenden Ideen nicht zu würdigen und schwiegen sie lieber tot. Und leider schwieg auch Sprengel, denn er war des Widerstandes überdrüssig und nicht der Mann sich durchzusetzen. Er warf sich [illegible] auf die alten Sprachen und namentl[illegible] Englisch und ernährte sich durch [illegible] stunden. Daß er, wie in früheren Nach[illegible] über ihn zu lesen war, in Not und [illegible] geriet, ist nicht wahr, denn er verma[illegible] seinem Testament vom 5. Februar 181[illegible] Großen Friedrichs-Waisenhaus in Ber[illegible], [illegible] dem er zuerst gewirkt hatte, 5000 T[illegible]

Nach seinem Tode am 7. April 18[illegible] riet wie seine Schrift selbst sein N[illegible] Vergessenheit. Jedoch nicht für imme[illegible] im Jahre 1841 wurde Sprengels B[illegible] dem sonderbaren Namen durch d[illegible] rühmten Botaniker Robert Bro[illegible] Charles Darwin empfohlen, auf den [illegible] Eindruck „als voll von Wahrheit" [illegible] 1844 verifizierte Darwin Sprenge[illegible] obachtungen. Sein Sohn Francis [illegible] bemerkt hierzu: „Es darf wohl be[illegible] werden, ob Robert Brown jemals [illegible] reichere Früchte tragenden Samen gele[illegible] als damit, daß er ein solches Buch i[illegible] Hände legte."

So erfüllte sich, wenn auch spät, [illegible] Ernst Heim in sein oben erwäh[illegible] Tagebuch am 11. Oktober 1794 einschrie[illegible] „Sprengels Werk ist ein Meisterstück, ein Original, welches ihm Ehre macht und worauf ganz Deutschland stolz sein kann."

Digitized by Google

# Alte Meister aus Berliner Privatbesitz

## Zu der Ausstellung in der Akademie der Künste

### Von Wilhelm von Bode

Der Privatbesitz an Gemälden alter Meister ist in Berlin sehr hin- und hergegangen. Die Anfänge dazu sind erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts nachzuweisen, als der in Venedig reich gewordene Berliner Kaufmann Sigismund Streit seine Gemälde venezianischer Meister dem Gymnasium zum Grauen Kloster vermachte, in dem er seine Bildung erhalten hatte. Das großzügige Sammeln des Großen Friedrich regte auch Beamte und Großkaufleute in seiner Umgebung an. Obgleich die Hauptsammlung Gotzkowski infolge der Nachwirkungen des Siebenjährigen Krieges nach Rußland verkauft werden mußte, ist doch die Zahl der Sammlungen, die in den letzten Jahren Friedrichs II. in dem Werk des gewissenhaften Nicolai aufgezählt werden, schon eine recht beträchtliche. Aber diese verschwinden fast vollständig während der französischen Revolution und der Napoleonischen Zeit. Neue Sammlungen bildeten sich erst wieder ein Menschenalter später, im Wetteifer mit Friedrich Wilhelms Schöpfung der Galerie, namentlich durch die vornehmen preußischen Gesandten im Ausland, die Redern, Raczynski, Pourtalès und Mecklenburg, die meist italienische und spanische Meister bevorzugten, während die bürgerlichen Kreise in Berlin neben den Gemälden damaliger Berliner Künstler (namentlich von Blechen) manche Gemälde der späteren niederländischen Schulen zusammenbrachten; mit Ausnahme der schon 1843 verkauften Sammlung Reimer freilich wenig wirklich Gutes. Während der Kriege der sechziger Jahre und bald nach dem französischen Kriege 1870/71 sind diese Sammlungen allmählich zerstreut worden, so sehr, daß die erste Ausstellung, die in Berlin an Kunstwerken aus Privatbesitz

Heilige Familie. Gemälde von Albrecht Dürer. 1505. Berlin, Sammlung Paul von Schwabach



Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Lucas Cranach d. Ä. Berlin, Galerie van Diemen

überhaupt veranstaltet wurde, die auf Anregung des Prinzen Karl von Preußen und des Kronprinzenpaars im Zeughaus 1872 zusammengebrachte Ausstellung hauptsächlich auf Waffen, Plastik und Kunsthandwerk hatte beschränkt werden müssen.

Erst zehn Jahre später konnten wir, im Anschluß an ein großes Hoffest, in der Alten Akademie eine solche Ausstellung zustande bringen, in der die Gemälde alter Meister sogar den Hauptteil bildeten. Der rasche Aufschwung, den die Sammlungen unserer Museen damals genommen hatten, hatte zum Zusammenschluß der für alte Kunst

Digitized by Google

Markgraf Casimir. (Im Alter von 30 Jahren.) Gemälde von Hans von Kulmbach. 1511
Berlin, Sammlung A. Horstmann

interessierten Kreise Berlins in der „Kunstgeschichtlichen Gesellschaft" und einige Zeit später im „Kaiser Friedrich-Museumsverein" geführt, die das Sammeln in diesen Kreisen rasch förderten und die Ansprüche der Sammler in bezug auf Qualität der Kunstwerke in erfreulichem Maße steigerten. Seit 1883 hat zuerst die „Kunstgeschichtliche Gesellschaft", später der neue Verein etwa alle drei bis vier Jahre solche Ausstellungen aus Privat-



Digitized by Google

besitz veranstaltet, in denen wechselnd verschiedene Zeiten, Schulen und Gattungen der alten Kunst ausgestellt wurden; anfangs unter starker Beteiligung der Krone, später nur aus dem Besitz der Mitglieder unseres Museumsvereins. Für die letzten Ausstellungen hatte die Akademie der Künste uns die Räume in ihrer neuen Residenz am Pariser Platz gastfrei zur Verfügung gestellt.

Der Weltkrieg und der brutale „Friede“ hatten diesen Bestrebungen ein jähes Ende gesetzt. Sie hatten auch unseren Verein und seine Leistungen für die Sammlungen stark beeinträchtigt. Die Mitglieder, die ihm treu blieben, hatten über der Not der Kriegszeit und allen Verlusten jede Freude und vielfach auch die Möglichkeit zum Sammeln verloren; zudem waren zahlreiche Mitglieder in hohem Alter, so daß auf ihre Mitarbeit am Verein und für die Museen meist nicht mehr zu rechnen war. Daß aber neue Sammler alter Kunst in Berlin auch in dieser schweren Zeit erstanden sein mußten, ließ schon das reiche Angebot von Kunstwerken im Handel und das Auftauchen neuer Händler in Berlin erkennen. Wenn diese neuen Sammler sich im Gegensatz zu den alten fast nie direkt an uns wandten, so lag dies weder im Interesse dieser Herren noch in dem unserer Museen. Es ist daher die Aufgabe unseres Museumsvereins, solche Beziehungen wieder zu finden. Aus diesen Erwägungen heraus trat unser Verein im Anfang dieses Sommers mit der Aufforderung zu einer Ausstellung von alten Gemälden an das Berliner Publikum heran. Er beschränkte dabei den Kreis der auszustellenden Bilder auf solche, die bisher auf keiner früheren Ausstellung in Berlin gezeigt worden waren. Dadurch durften wir mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß sich in den Besitzern der meisten dieser Gemälde neue Sammler entpuppen würden. Diese Annahme hat sich in der Tat im vollen Maße bestätigt, da unserer Aufforderung in dankenswertester Weise von den Berliner Sammlern entsprochen wurde. Mehr als hundert Aussteller hatten fast 500 Bilder angemeldet, die nicht einmal alle Platz finden konnten; dabei ist in der Eile der Vorbereitung noch eine Reihe, zum Teil sehr tüchtiger Bilder, vergessen worden.

Die jetzige Ausstellung in der Akademie am Pariser Platz hat gewisse Verwandtschaft mit der ersten Ausstellung, die wir vor einigen vierzig Jahren in der Alten Akademie veranstalteten. Zur Feier der silbernen Hochzeit des damaligen Kronprinzenpaares hatte sich der Hof stark beteiligt. Durch eine Anzahl prächtiger Wandteppiche aus dem Schloß konnten wir den verfallenen Räumen des alten Akademiebaues, der seit ein paar Jahrzehnten dem Bau der großen Staatsbibliothek Platz gemacht hat, einen würdigen Hintergrund zur Aufstellung der Meisterwerke eines Watteau und seiner Nachfolger geben, die gleichfalls fast sämtlich aus königlichem Besitz dargeliehen waren. Daneben waren zwei Kabinette je einem Sammler von Renaissancekunst eingeräumt: der kleinen Sammlung des Grafen William Pourtalès, der zu den Überresten der Sammlung seines Vaters eine Anzahl herrlicher Bronzen während seines Aufenthalts in Venedig in den sechziger und siebziger Jahren hinzuerworben hatte; und der ersten, wirklich in großem Stile aufgebauten neuen Sammlung in Berlin, der Sammlung von Oskar Hainauer. Beide Sammlungen haben leider nicht lange bestanden: die Mehrzahl der Kunstwerke der Pourtalèsschen Sammlung ist bei der Verwüstung und Plünderung der deutschen Botschaft in Petersburg Anfang August 1914 vernichtet oder gestohlen worden; und die Sammlung Hainauer hat sich schon vorher die Firma Duveen nach dem frühen Tode des Besitzers zu sichern gewußt und damit in Neuyork zum Sammeln der großen italienischen Kunst des Quattrocento den Grund gelegt. Der Rest der Ausstellung, etwas mehr als hundert alte Gemälde, war von einer ganzen Reihe Berliner Sammler beigesteuert, die meist erst seit wenigen Jahren angefangen hatten, ihre Wohnungen mit Werken alter Kunst auszustatten. Darin glich die erste Berliner Ausstellung von 1883 der jetzigen Ausstellung; auch diese zeigt zumeist Bilder, die nicht aus eigentlichen Sammlungen stammen, sondern die Anfänge zur Ausstattung unserer heutigen bescheidenen Wohnungen bilden, und die von den ganz großen Meistern nur wenige Stücke aufzuweisen haben. Freilich bot sie fast die vierfache Zahl von den 1883 ausgestellten Bildern, obgleich sie auf Gemälde beschränkt war und früher ausgestellte Bilder möglichst ausgeschlossen sein sollten; dadurch waren aber gerade die hervorragenden Werke erster Meister sehr beschränkt, deren Berlin zurzeit noch eine ganze Anzahl im alten Privatbesitz aufzuweisen hat. Wie in jener ersten Ausstellung, die namentlich durch das Interesse der späteren Kaiserin Friedrich sehr gefördert worden war, sind daher auch jetzt in der Akademie vorwiegend Werke zweiter Meister gezeigt worden, denen aber ein besonderer kunsthistorischer Wert innewohnt und die uns zugleich über die Richtung des heutigen Kunstgeschmacks in Berlin erwünschte Auskunft und gute Winke für die Zukunft des Sammelns alter Kunst und der Ausstellung derselben geben.

Über die Fülle von dem, was die Ausstellung bot, kann ich an dieser Stelle nur eine kurze Übersicht geben. Alle Schulen waren vertreten, freilich in sehr verschiedener Zahl und Qualität. Am spärlichsten die primitiven Italiener; ist doch die Verbindung mit Italien im Kunsthandel noch kaum wieder aufgenommen. Das Hauptwerk, die stattliche Tafel mit der Madonna zwischen den hl. Hieronymus und Johannes dem Täufer, ein Meisterwerk von Cima da

Digitized by Google

Mucius Scaevola. Gemälde von Hans Baldung-Grien. 1531
Berlin, Sammlung von J. M. Hackenbroch

Digitized by Google

Conegliano, kommt aus England und geht auch dahin zurück; es war eine gütige Leihgabe des britischen Botschafters Lord d'Abernon. Zwei treffliche Truhenbilder mit der Sage von Amor und Psyche, köstliche Bilder aus dem Florentiner Familienleben in das reizvolle, phantastische Gewand antiker Mythe gekleidet, Arbeiten des „Meisters der Didosage“ um 1450 für die Hochzeit eines vornehmen Florentiner Ehepaars gemalt, kamen aus unserer Galerie (sie gehörten zur Sammlung Solly, aus der sie durch Friedrich Wilhelm III. einem Stiefbruder geschenkt wurden) und kehren auch dahin zurück; der Eigentümer Geheimrat Eduard Simon hat sie der Galerie geschenkt — und zwar nicht „als Vermächtnis, das sie nicht erreicht“. Daneben sind eine Madonna von Signorelli von tiefem Tone und drei einzelne Heilige von Luigi Vivarini.

Sehr viel reicher sind die primitiven Niederländer und Deutschen vertreten, dank namentlich den langjährigen erfolgreichen Forschungen eines der Unsrigen, Max J. Friedländer. Die große Madonna von Colyn de Coter, die hl. Familie von Joos de Cleef, das stattliche männliche Bildnis von Ambrosius Benson (früher im Kölner Museum!), die beiden Bilder von Jacob Cornelisz (die „Brillenverkäuferin“ auch kulturhistorisch sehr merkwürdig), die Bilder von Orley, Patinir, Scorel (wichtige Jugendwerke), das feine männliche Bildnis von Corneille de Lyon, unter den Anonymen der farbige Hieronymus und vor allem das Porträt einer jungen Dame sind treffliche Arbeiten ihrer Art. Warum soll das letztere eine „fürstliche Dame“ sein? Jedenfalls kommt es von einer solchen, die dem Bilde auch den vollen alten Rahmen gegeben hat, wie sie regelmäßig ihre Kunstwerke durch glückliche Aufmachung voll zur Geltung zu bringen wußte. — Von frühen deutschen Meistern sind nur etwa ein Dutzend ausgestellt. Bei der Seltenheit dieser Meister im Handel ist das aber keineswegs wenig; zudem sind mehrere hervorragende Werke darunter. Voran ein echtes Bild von A. Dürer, das einzige in deutschem Privatbesitz, voll bezeichnet: Albertus Durer Norenbergensis Faciebat Post Virginis Partum 1509; ein ernstes, innig empfundenes Bild des Künstlers, an dessen Komposition er nach seiner sinnigen Art nur zu viel herumgedoktert hat. Von seinem jung verstorbenen Schüler Hans von Kulmbach sind, eine große Seltenheit, vier kleinere biblische Tafeln und namentlich ein mit seinem Monogramm bezeichnetes Porträt des Markgrafen Casimir, ein in seiner hellen Farbigkeit ausgezeichnetes Werk, ausgestellt. Von zwei Bildern des Hans Baldung-Grien gehört der „Mucius Scaevola“ von 1531 zu einer Folge dekorativer Darstellungen aus der römischen Geschichte, von denen eine im Besitz unserer Galerie sich befindet, während „Venus und Amor“ merkwürdig dadurch ist, daß sie außer dem Monogramm Baldungs noch eine Bezeichnung H. S. trägt. Komposition und Zeichnung sind echt baldungsch, aber die schwere graue Färbung beweist die Ausführung durch eine dritte, geringere Schülerhand.

Von Lucas Cranach sind vier Bilder ausgestellt, tüchtige Arbeiten aus seiner mittleren Zeit, um 1530; darunter ein meisterliches männliches Porträt von 1532. Neben einer kunsthistorischen Kuriosität wie dem Bildnis von Crispin Horranth, dem Hofmaler Herzog Albrechts in Königsberg, fallen das Porträt des Frankfurters Conrad Faber und namentlich das zarte weibliche Brustbild von etwa 1480 in ihrer künstlerischen Qualität angenehm auf. Wenn man noch weiter hätte greifen wollen, hätte man wohl auch eine Anzahl sehr gewählter altdeutscher Porträts in Besitz eines Berliner Sammlers bekommen können, der z. Z. im Auslande seine Bank vertritt. Ein paar unscheinbare deutsche Bildchen waren uns in der Ausstellung sehr erwünscht, da sie beweisen, was deutsche Kunst selbst im Anfange des 17. Jahrhunderts noch zu leisten vermochte, wenn sie in künstlerischem Boden Fuß fassen konnte. Von Adam Elsheimer, dem intimen Freunde von Rubens, dem Miniaturmaler, der in Rom der Begründer der großen klassischen Landschaft eines Claude und Poussin wurde, sind zwei kleine Landschaften ausgestellt, beide erst neuerdings aus England für Berlin gewonnen. Und von Johannes Lis hat ein moderner Maler ein Bildchen ausgestellt, das trotz seines miniaturhaften Umfangs von außerordentlicher Größe der Empfindung und Behandlung ist: „Christus am Ölberg“, das einzige bezeichnete Bild seiner Hand (aus seinem Todesjahr 1629), ein Meisterwerk neben unserer „Vision des hl. Paulus“, von einer Farbenpracht und Lichtfülle, wie sie nie ein Meister des italienischen Barocks erreicht hat, denen der deutsche Lis die Wege wies. Er stammte, wie wir seit kurzem wissen, aus Oldenburg in Holstein und zeigt in seinen frühesten Werken noch den deutschen Charakter, der mehrere Jahrzehnte später noch in den Jugendwerken des Hamburgers Mathias Scheits ganz ähnlich zum Vorschein kommt. Kunsthistorisch interessant ist auch die kleine Landschaft mit der Hagar von Johann König, der in diesem tüchtigen Gemälde noch seinem Vorbild Elsheimer zum Verwechseln ähnlich ist.

Die weitaus größte Zahl der ausgestellten Gemälde gehörte der Barockzeit, dem 17. und 18. Jahrhundert, an. Das war bei größeren Ausstellungen unseres Vereins nur der Fall, wenn wir gerade einen Ausschnitt aus dieser Zeit: die niederländische Kunst des 17. Jahrhunderts oder die Zeit des Rokoko zur Anschauung bringen wollten; denn die Kunstwerke im Besitz der Mitglieder unseres Vereins wuchsen so rasch an, daß wir in den letzten Ausstellungen vor dem Kriege regelmäßig nur eine bestimmte Zeit oder Schule zu zeigen brauchten. Diese Beschränkung

Digitized by Google

Mädchen mit Papagei und lachender Alter. Gemälde von Jacob Jordaens
(Sammlung Dr. E. von Schoen-Wildenegg, Berlin)

brauchten und konnten wir uns diesmal, wo zum großen Teil ganz neue unbekannte Sammlungen uns gegenüberstanden, nicht auferlegen.

Die neue Richtung unserer heutigen Kunst und damit auch die Richtung des Sammelns bekundet sich darin, daß wir eine Anzahl von Gemälden der gefeierten spanischen Barockmaler zeigen konnten, die früher bei unseren Sammlern fast ganz fehlten: neben zwei tüchtigen eigenhändigen Heiligengestalten aus Riberas späterer Zeit ein halbes Dutzend Bilder unter Grecos Namen — darunter die helle, farbige Darstellung der Dreieinigkeit in zahlreichen kleinen Figuren und das späte „Spanische Sprichwort“ — sowie unter Goyas Bildern das große Generalsporträt von 1809 und den ebenso vortrefflichen „Kirchgang“ aus seiner letzten Zeit. Der „Überfall“ ist dagegen nicht von Goya, sondern von seinem Schüler Lucas, der hier fast schon von Delacroix beeinflußt erscheint. Der Besitzer dieses Bildes ist zugleich Besitzer des prächtigsten und umfang-

Digitized by Google

Gebirgslandschaft mit Reitern. Gemälde von Joos de Momper

reichsten Goya-Bildnisses, einen geistlichen Herrn in ganzer Figur darstellend.

Unter den zahlreichen Gemälden der flämischen Schule ist eine ganze Reihe von Werken der frühen Manieristen, welche die Entwicklung der Landschaft und des Tierbildes vorbereiten, von vielseitigem Interesse: die Jan Brueghel, H. van Balen, Schoubroeck, Jodocus Momper (mit einem halben Dutzend tüchtiger und vielseitiger Bilder, eine Zahl, die sich leicht hätte verdoppeln lassen), Lod de Vadder. Roelant Savery und Gillis Hondecoeter mit einer besonders gut wiedergegebenen ganzen Familie des damals noch nicht ganz ausgestorbenen kolossalen Vogels Dronte.

Von den dem P. P. Rubens zugeschriebenen Bildern ist das große Opfer Abrahams ein charakteristisches, noch ganz unter der Einwirkung von Italien gemaltes Werk (um 1612), das Porträt der schönen Maria von Medici eine Studie zu Rubens' großem Dekorationsgemälde für den Luxemburg-Palast, sowie die geistvolle Skizze mit dem hl. Gregor für die 1620 nach Rubens' Entwürfen gemalte Decke der später abgebrannten Jesuitenkirche. — Von Anton van Dyck war wenigstens ein stattliches und importantes Gemälde ausgestellt, „Die hl. Familie“, die ein Werk des Künstlers aus der Zeit seines Aufenthales in Italien ist; in dem frühen Naturalismus und der hellen Farbigkeit der Karnation noch ganz von Rubens beeinflußt, aber in den Gestalten und ihrem Ausdruck die Einwirkung tizianischer Vorbilder verrät. Von drei Bildern Jordaens' waren die beiden derben Liebespaare von gesunder Frische.

Besonders gut war David Teniers vertreten, der heute etwas gar zu sehr in der Achtung der Sammler gesunken ist. Ein Beispiel aus der letzten Zeit: In der Versteigerung der Bilder von Lady Carnavan erreichten die vier Tafeln mit den Jahreszeiten von Teniers 600 Guineen, während der Vater der Lady, Baron A. Rothschild, sie mit 40 000 Pfund Sterling bezahlt hatte. Das stattliche Bild der „Versuchung des hl. Antonius“ ist ein malerisch wie gegenständlich sehr amüsantes Gemälde; ähnliches gilt von dem „Bauern-

Digitized by Google

fest"; das kleine Bild der „Puffspieler" ist eine tüchtige frühe Arbeit des Künstlers unter Brouwers Einfluß, und selbst die ganz kleine „Landschaft mit der Brücke" ist eine geistreiche Skizze. Der Künstler, dem er sein Bestes verdankt, Adriaen Brouwer, hat ihm in der Achtung der Sammler heute etwas gar zu sehr das Wasser abgegraben. Freilich ist der eine ebenso genial wie der andere philisterhaft ist. Von Brouwer zeigen zwei kleine Bilder, die er schon als Schüler des F. Hals in Harlem malte, wie verschiedenartig und wie koloristisch er damals schon sein konnte. Die „Mutterliebe" (eine alte Frau sucht ihrem Jungen die Läuse ab) ist von sehr starken positiven Farben, während die „Bauern am Kamin" bis auf den ganz vorn sitzenden ausgelassenen Burschen, der in helles Zitronengelb gekleidet ist, und einer Alten neben ihm in tiefem Blau fast monochrom behandelt sind und dadurch die koloristische Wirkung der beiden vorderen Figuren um so stärker zur Geltung bringen. Daß aber die derben, gelegentlich geradezu wüsten Motive dieser Jugendwerke Brouwers solche Bilder, auch wenn sie noch so genial behandelt sind, das kaufende Publikum abschrecken müssen, sollten unsere Kunsthändler bei dem Ansatz ihrer Preise dafür nicht vergessen. Ungewöhnlich anziehend ist das ganz kleine Bild des Craesbeeck, des sehr ungleichen Schülers von Brouwer.

Besonders reich war die Ausstellung an trefflichen Stilleben der flämischen Schule: von Sayders, Fyt, Adriaensen und A. van Utrecht. Neben einem Doppelporträt von Cornelis Vos und einem Damenbildnis von Simon de Vos — wie ich glaube — fällt ein ganz kleines Doppelporträt eines Reeders mit seiner Gattin (man sieht sein Schiff im Hintergrunde) durch seine Intimität und Zierlichkeit auf; wir haben es, ohne Sicherheit, dem Peter Lely zugeschrieben. Eine Landschaft mit ungewöhnlich farbiger Staf-

Die Kinder Steens beim Schulunterricht. Gemälde von Jan Steen. (Harburg, Sammlung Robert Koeber)

Digitized by Google

sage von Jan Siberechts, zwei tüchtige Gesellschaftsstücke von dem erst neuerdings bekanntgewordenen Pieter Angillis und die beiden bisher noch allein dastehenden Gesellschaftsbilder aus Polen von Philipp van Santvoort beweisen, daß sich der Geschmack der Sammler auch diesen vergessenen Malern aus den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts zuwendet, wenn sie dieselben in besonders guten Werken erwerben können.

Die vollste Liebe auch der neuen Sammler in Deutschland, vor allem in Berlin, haben die holländischen Maler; fast die Hälfte der ausgestellten Gemälde gehören dieser Schule.

Freilich Rembrandt und seine Schule sind unter den neuen Erwerbungen keineswegs zahlreich vertreten. Von Rembrandt selbst nur zwei Jugendwerke; ein drittes Bild, das wir auszustellen hofften, ist uns gerade vor der Nase von dem Tyrannen des Kunsthandels, Sir Joseph Duveen fortgeschnappt, obgleich es Berliner Kollegen als eine Kopie gebrandmarkt hatten. Sir Joè kümmert sich nicht um die Kaprizen der Kunsthistoriker; e r macht die Kunstgeschichte! Eben hatte er den Raphael der Sammlung Huldschinsky um eine Million Mark erworben, obgleich ihn sein kunsthistorisches Faktotum B. Berenson für eine Kopie erklärt hat; und jetzt kauft er Bilder von Rembrandt auf, wenn sie irgendwo zu erwischen sind — trotz John C. Vandyke, seinem alten kunsthistorischen Volksbeglücker von „drüben", der vor zwei Jahren in seinem Rembrandt-Buche die Zahl der „echten" Rembrandts von rund 700 auf 35 „festgelegt" und dadurch erreicht hat, daß seither kein Rembrandt mehr von amerikanischen Sammlern gekauft worden ist! Doch das stört alles den großen Aufkäufer in Neuyork nicht; er weiß, daß die wenigen ernsten Sammler in den U. S. A., die den nötigen Geldbeutel haben, die „allerbesten Werke der allergrößten Meister" doch schließlich kaufen, trotz aller kunsthistorischen Narren, und seine Emissäre umschleichen leider andauernd die Reste der großen alten Privatsammlungen auch hier in Berlin! —

Doch wieder zu unserer Ausstellung! Zwei Gemälde von Rembrandts Hand waren ausgestellt, beides Jugendwerke, die man uns „drüben" gönnt, denn sie sind dort nicht salonfähig. Und doch hat Rembrandt selbst in seiner späteren Zeit kaum ein Werk von so geschlossener, koloristischer Farbenwirkung, von feinerer psychologischer Empfindung gemalt als dieses nicht viel über handgroße Bild der „Beiden Gelehrten", das er mit 24 Jahren malte. Daß auch der Greis mit der Medaille vor der Brust ein nur wenige Jahre späteres Werk Rembrandts und nicht von Jan Livens ist, dem es früher in der Oldenburger Galerie zugeschrieben wurde, beweisen die beiden tüchtigen Bildnisse dieses Meisters, die neben jenem Bilde ausgestellt waren. Im gleichen Saal hing ein Gemälde des erst seit einigen Jahrzehnten bekannt gewordenen späteren Schülers Rembrandts, Carel van der Pluym, „Tobias seinen Vater heilend", einem sehr bescheidenen Maler, dem van Dyke eine ganze Reihe der berühmtesten Werke Rembrandts, frühe wie späte, zuschreibt. Stark von Rembrandt beeinflußt zeigt sich auch Cornelis Bisschop in dem tüchtigen Bilde von „Joseph und Frau Potiphar".

Als ein Werk der Rembrandtschule wird wohl fast jeder Besucher ein erst während der Ausstellung hinzugefügtes Werk biblischen Motivs, „Das Gleichnis vom ungerechten Knecht", angesprochen haben. Es läßt sich aber genauer als ein Jugendwerk des Delfter Vermeer bestimmen, durch das das spärliche Werk des trefflichen Meisters um ein sehr wichtiges, bisher ganz unbekanntes Stück bereichert wird. Noch seinem frühesten, bisher einzigen biblischen Bilde, „Christus bei Maria und Martha" nahe verwandt, geht es doch in der Raumgestaltung, in der Konzentration des psychologischen Moments und vor allem in der meisterhaften koloristischen Wirkung in der für Vermeer ganz eigenartigen Zusammenstellung von tief roten und trüb bräunlich-gelben mit blauen und grünlich-blauen Farben und in der Art, wie sie sich von einer hellen, fein abgetönten Wand abheben, schon über jenes früheste Werk hinaus. Die Auffindung dieses frühen Meisterwerkes von Jan Vermeer war das kunsthistorische Ereignis der Ausstellung.

Aus der großen Zahl anderer Holländer, unter denen fast alle namhafteren Meister mit mehreren Bildern vertreten waren, kann ich nur die wichtigsten hervorheben. Es ist für die Richtung unserer modernen Kunst ganz charakteristisch, daß — nachdem kurz vorher eine besonders kleine Ausstellung von Manieristen bei Gurlitt stattgefunden hatte — verschiedene Bilder der frühen holländischen Manieristen ausgestellt waren und besonders günstig auffielen: „Mars und Venus" und das „Parisurteil" von M. van Uytenbroeck und die große „Speisung der Fünftausend" von Abr. Bloemaert. Letztere beide sind durch ihre hellen, großzügigen Landschaften ausgezeichnet und interessieren weit mehr als die gleichzeitigen Amsterdamer Manieristen P. Lastman und N. Moeyaert, die durch ihre Beziehung zu Rembrandt für die spätere Entwicklung der holländischen Malerei besonders wichtig wurden.

Sehr reich vertreten war die holländische Landschaftsmalerei, die ja bei den deutschen Sammlern seit ihren Anfängen im 18. Jahrhundert besonders beliebt gewesen ist. Kaum einer der namhafteren Landschaftskünstler fehlt; oft finden wir ein halbes oder fast ein volles Dutzend Bilder in der Ausstellung. Von einer besonders feinen Eislandschaft von H. Avercamp, den primitiven Meistern wie A. Willaerts, A. Keirincx, Es. van de Velde und A. van de Venne — seine „Eisbahn" ist eine der reiz-

Digitized by Google

Eisbahn. Gemälde von Adriaen van de Venne. (1636?)
Berlin, Sammlung Eduard Goldschmidt

Digitized by Google

vollsten der frühen Landschaftsschule überhaupt — zu den Malern der italienischen Landschaft, wie Jan Both, Claes Berchem, Adam Pijnacker, und den Meistern der Tonmalerei, namentlich Jan van Goyen (mit neun Bildern), Albert Cuyp mit zwei kleinen, aber tüchtigen Bildern, namentlich den „Reitern in sonniger Landschaft“ und A. van der Neer mit fünf Bildern bis zu den großen Meistern der vollen Blütezeit. Vor allem bot die Ausstellung treffliche Gelegenheit zum Studium der Familie Ruysdael. Acht Bilder vom großen Jacob Ruysdael aus seinen verschiedenen Zeiten, darunter ein sehr umfangreiches Meisterwerk seiner mittleren Zeit (um 1656) „Der Judenkirchhof“, von dem das berühmte Bild in Dresden nur eine freie Teilwiederholung ist. In den drei ausgestellten Bildern von Salomon Ruysdael konnte man auch innewerden, weshalb der Geschmack der Sammler von heute hervorragende Werke des Onkels denen seines berühmten Neffen fast vorzieht. Jacob läßt sich durch seine Erfindungskraft und seine Meisterschaft im Genießen nicht selten, namentlich in seiner späteren Zeit, verführen, gar zu stark zu komponieren und das Detail zu sehr zu häufen, während der um ein Menschenalter jüngere Salomon sich in seiner mittleren und späteren Zeit grade durch große einheitliche Wirkung und starke Tonigkeit besonders auszeichnet. Namentlich die große „Flußlandschaft“ ist ein Musterbeispiel dafür. Ebenso günstig zeigte sich auf der Ausstellung auch das jüngste Mitglied der Familie Ruysdael, Jacob S. Ruysdael, der Sohn Salomons, ein Künstler, der uns erst seit kurzem wieder bekannt geworden ist. Zuerst dadurch, daß man seinen Begräbnisschein entdeckte, den man für den seines berühmten gleichnamigen Vetters hielt; der arme Teufel, der ein Jahr vor jenem starb, hatte ein Begräbnis für — einen Gulden! In seinen regelmäßig mit Vieh staffierten, waldigen Landschaften steht Jacob Salomonsz bald seinem Vater, bald und noch stärker seinem Vetter in dessen früheren Bildern sehr nahe und kommt ihm — wie in den hier ausgestellten drei Gemälden — gelegentlich fast gleich.

Nicht minder zahlreich und gut waren die Sittenbilder vertreten. Außer den Meistern der älteren Richtung, deren Vorbild Frans Hals war — von ihm ein „Fischerknabe“ und ein tüchtiges kleines und ein großes Porträt, letzteres von einem eleganten Stutzer —, mit Bildern von Judith Leister, P. Codde, W. Duyster und J. M. Molenaer, vor allem die klassischen Meister des Genre. Von G. Terborch zwei charakteristische Porträts, ein frühes interessantes Soldatenstück und der ausgezeichnete „Landbriefträger“, dem bekannten Bilde der Ermitage ähnlich, aber in der reizenden jungen Briefschreiberin wesentlich überlegen. Von G. Metsu zwei tüchtige kleinere Bilder und von dem vielseitigen Jacob van Loo ein intimes Interieur, fast des Metsu würdig. Die Darstellungen der fünf Sinne in fünf kleinen Bildern des J. van Staveren zeigen diesen Verwaltungsbeamten (Bürgermeister von Leyden) einem G. Coques nahe. Jan Steen war wieder reich, mannigfaltig und trefflich vertreten. Sein „Schulmeister“ ist ebenso tüchtig wie anheimelnd; das große „Ländliche Fest“ ist von einem ausgelassenen Humor bei großem malerischen Reiz; der „Wirtshausgarten“ von 1677, eines seiner spätesten Bilder, ist von sehr pikanter Wirkung, schon an die Franzosen des 18. Jahrhunderts erinnernd. Ein würdiger Nachfolger Steens aus dieser späten Zeit, Cornelis Troost, ein Humorist trotz Hogarth aber als Maler ihn wesentlich überragend, ist in den vier Gemälden der Ausstellung in würdigster Weise vertreten. Mit Recht beginnt er seinen Platz in den Sammlungen Berlins sich zu erobern.

Von den Holländern sei noch erwähnt, daß die Stilleben (nach guter alter Sitte in Berlin) reich und trefflich vertreten waren: Kalf, Claeuw, J. de Heem, Jacomo Victors, vor allem A. van Beyeren, letzterer in einem halben Dutzend trefflicher Bilder. Auffallend spärlich war Zahl und Qualität der holländischen Bildnisse, entsprechend der Richtung unseres Zeitgeschmacks, der den steifen, selbstbewußten Mynheers und Mevrouws jener Zeit nicht mehr gewogen ist. Statt dessen wird jetzt, ganz besonders von Berlin, ein lange fast vergessener Maler Emanuel de Witte, der letzte große Kolorist der Holländer, den seine Zeit so wenig anerkannte, daß der alte Künstler seinem Leben durch Selbstmord ein Ende machte, mit Recht vollauf gewürdigt, namentlich in Berlin, was ein paar treffliche Bilder von ihm in der Ausstellung beweisen.

Das 18. Jahrhundert war aus allen Schulen stark bevorzugt, obgleich zur Erwerbung der großen französischen Meister dieser Zeit, die in den Schlössern so reich und herrlich vertreten sind, unsern Berliner Sammlern von heute die Mittel fehlen. Ein koloristisch pikantes männliches Porträt von Largillière und mehrere tüchtige dekorative Landschaften von Hubert Robert verdienten hervorgehoben zu werden; wie von den Engländern verschiedene Bildnisse Reynolds Hoppner u. a. zum Teil gute Figur machten. Mehr beachtet als früher werden von den Berliner Sammlern von heute die deutschen Maler des Rokoko. Von G. de Marées war ein treffliches Damenbildnis (datiert 1750) ausgestellt. A. Pesne konnte nicht besser vertreten sein als hier durch die beiden leicht und duftig gemalten Skizzen und namentlich durch das (bisher ganz unbekannte) vornehme Brustbild des jungen Königs Friedrich des Großen und das stattliche frühe Bildnis eines jungen Offiziers (datiert 1723). Bilder von Maulpertsch, Platzer, Faistenberger, Thiele und namentlich vier vielseitige Bilder von Januarius Zick beweisen, wie diese „kleinen“ deutschen Maler bei den

Digitized by Google

Brustbild Friedrichs des Großen. Gemälde von Antoine Pesne. Berlin, Sammlung Hans Fürstenberg

Sammlern an Interesse gewonnen haben. Leider fehlte grade der tüchtigste Berliner Maler der Zeit, Daniel Chodowiecki, von dem doch noch verschiedene Gemälde im Berliner Privatbesitz sich befinden.

Daß auch der italienische Barock in einer so reichen Zahl und in so umfangreichen und zum Teil bedeutenden Gemälden wie nie zuvor auf einer Berliner Ausstellung vertreten war, verdankten wir namentlich der Darleihung einer Reihe von Bildern in öffentlichem Besitz, die aber in Berlin so gut wie unbekannt waren. Dies gilt nicht nur für die stattlichen Tafeln von Baglione und die Ausstattungsstücke von Zucchi, die uns aus der Königl. italienischen Botschaft gütigst geliehen waren, sondern im höheren Maße noch für die Gemälde aus dem Besitz des Gymnasiums zum Grauen Kloster. Die reiche Stiftung eines Schülers dieses Gymnasiums, des Berliner Kaufmanns Sigismund Streit, aus der die meist umfangreichen Gemälde von A. Canale, Jacopo Amigoni, Giuf. Nogari und Franc. Zuccarelli ausgewählt waren, bot zusammen mit einer Fülle von Skizzen des G. B. Tiepolo, von weiteren Bildern Canales, Bellottos und Franc. Guardis (unter seinem Namen waren 14 venezianische Veduten ausgestellt), Al. Longhi, D. Maggiotto, P. Liberi, Piazzeta (trefflicher Pilgerkopf!), Battaglioli, treffliche Gelegenheit, die schwierigen Fragen, die sich an die Werke dieser uns noch so nahestehenden, aber erst seit kurzem wieder wissenschaftlich

Digitized by Google

Das Gleichnis vom ungetreuen Knecht. Gemälde von Jan van der Meer van Delft

Digitized by Google

Holländisches Interieur mit Mutter und Kind. Gemälde von Cornelis Troost
Berlin, Sammlung Fritz Gugenheim

Digitized by Google

erforschten letzten großen Blüte der venezianischen Malerei knüpfen, zu studieren. Auch das Seicento hatte eine Reihe tüchtiger Bilder aufzuweisen, wie namentlich die farbenprächtige, sehr umfangreiche Hochzeit zu Cana von L. Giordano, zwei kleinere feine Bilder von Salv. Rosa, die Magdalene von Carlo Lotti, Bilder von Magnasco u. a. Das große Parisurteil von Palma Giovane führt uns zurück in die klassische Zeit der venezianischen Malerei, die mit mehreren tüchtigen Bildern und Skizzen von Jacopo Tintoretto, einem großzügigen, Tizian nahestehenden männlichen Porträt (um 1560), einem interessanten, dem L. Lotto zugeschriebenen Bildhauerbildnis und einer großen, sehr malerischen und flott gemalten „Allegorie" von Giac. Bassano gut vertreten war. —

Die Ausstellung ist in Berlin von allen Seiten so gut aufgenommen worden wie kaum je eine frühere, obgleich sie diesen an Qualität und Auswahl keineswegs gleichkam. Ihr Erfolg war der Beweis für das Bedürfnis des Publikums, nach allen Entbehrungen des letzten Jahrzehnts und den exzentrischen Versuchen der heutigen Kunst, wie sie die Jahresausstellungen aufweisen, wieder einmal echte alte Kunst in geschmackvoller Aufmachung genießen zu können. Der Erfolg ermutigt zur Wiederholung solcher Ausstellungen. Man wird dann aber darauf verzichten müssen, nur regelmäßig neue Erwerbungen zu zeigen; grade den alten Besitz möglichst heranzuziehen ist schon deshalb dringend wünschenswert, weil er rasch verschwindet — leider meist ins Ausland. Man wird auch wieder, wie früher, die Kleinkunst und die Kunst fremder Weltteile mit einschließen müssen, um dadurch den Ausstellungen ein abwechslungsreiches, reizvolles Bild zu geben. Dies wären meine Ideen und Wünsche für die Zukunft, an deren Ausführung ich aber bei meinem hohen Alter keinen Anteil mehr haben werde. Möge erneute Pflege alter Kunst mit dazu beitragen, der Materialisierung und Verrohung in Deutschland allmählich Schranken zu setzen. „Ein Ziel aufs innigste zu wünschen!"

Bildnis der Komtesse Berthier. Gemälde von Nicolas de Largillière
Berlin, Sammlung E. von Schoen-Wildenegg

Digitized by Google

Die beiden Gelehrten. Gemälde von Rembrandt

(Berlin, Sammlung Wolfgang Huck)

Zum Aufsatz: Wilhelm von Bode, Alte Meister in Berliner Privatbesitz

Digitized by Google

# Die Begegnung
## Novelle von Manfred Hausmann

In der Fischergasse fängt es eben an zu dämmern. Die Laternen brennen fahl, ein scharfer Wind fegt das bißchen Schnee, das über Nacht gefallen ist, von den Dächern und läßt lange, weiße Schleier in die Gasse hinabrieseln. Speicher steht neben Speicher, hochgegiebelt, kahl, dunkel. Dazwischen sind ein paar winzige Häuschen eingeklemmt, hinter deren verhängten Fenstern zuweilen ein Licht aufflackert und umhergeht.

Nach einer Weile schlürft ein Mann mit einer Stange um die Ecke und dreht die Laternen aus. Gegen den Fluß hin tutet es. Ping! macht die Tür bei Bäcker Tietjen. Der Tag beginnt. Blaß und kühl und noch sehr nahe hängt der Morgenhimmel über den Kaminen.

Ein Lastwagen donnert durch die Gasse, noch einer. „Mojen, Korl!“ — „Mojen, Mojen!“ — „Brrr!“ Winden sinken herab, Ballen schweben empor, es riecht nach fremden Ländern, nach Indien, Kuba, Brasilien, nach Teer, Hanf und Tabak. Es riecht auch nach dem Meer, nach Fisch und Salz. Am Ende der Gasse steigt der grüne Turm von St. Ansgar empor, die goldene Uhr zeigt dreiviertel acht. Bom ... bom ... bom ...

Da wird bei Bäcker Tietjen im ersten Stock ein Fenster aufgestoßen. Geschwind neigt sich ein junger Mensch heraus, haucht seinen Atem in die Luft, träumt einen Augenblick hinterher und taucht wieder zurück. Es dauert nicht lange, so spaziert er unten aus der Haustür. Er trägt einen altmodischen Hut, einen runden, steifen Hut von brauner Farbe. Sein Mantel ist über den Hüften abgewetzt, die linke Tasche beult sich vor, da hat er wohl sein Frühstück. Er schlägt den Kragen hoch und geht schnell in der Richtung auf St. Ansgar zu. Zwischen seinen Augen entstehen allmählich drei senkrechte Falten. Vielleicht ist er ein Kommis in verantwortungsreicher Stellung, ein Buchhalter, ein Mann von der Kasse, der seine Sorgen hat, der allerlei bedenken und sich für einen heißen Tag vorbereiten muß. Mit einem Male biegt er in einen Hausflur, krempelt die Hosenbeine hoch und zieht seine Strümpfe herauf, obwohl sie in bester Ordnung sind. Gott mag wissen, was das soll. Als er wieder heraustritt, blickt er gespannt die Gasse entlang. Von Zeit zu Zeit schiebt er die Unterlippe vor und betastet den Reif, der sich auf seinem kleinen Schnurrbart bildet. Er geht immer weiter, die Hände auf dem Rücken, immer weiter, stracks vor sich hin.

Ein Herr mit einem Zylinder begegnet ihm, eine Frau mit wirrem Haar guckt aus einer Haustür, ein Straßenfeger macht sich in der Gosse zu schaffen. Der Wind pfeift und überschüttet alle mit Schneekristallen.

Mit einem Male kommt ihm ein Fräulein entgegen. Sie hat einen plumpen Wintermantel an, man kann nur ihre zerbrechlichen Füße und ihr schmales Gesicht sehen. Vor lauter Jugend trägt sie nicht einmal einen Hut. Und ihr Haar, hinten zu einem Knoten zusammengefaßt, steht locker und ein wenig unordentlich über ihrer Stirn. Aber sonst nimmt sie sich ganz bescheiden aus. Sie hält ihren Kopf gesenkt und sieht nicht nach rechts und nicht nach links, wie ein erschrockenes Vögelchen, wie eine kleine Bachstelze, die übers Eis trippelt. Jetzt ist sie nur noch ein paar Schritte von dem Menschen, der so stracks vor sich hingeht, entfernt. Sie sieht nicht nach rechts und nicht nach links, aber sie muß doch seine Nähe ahnen, denn sie zögert ein bißchen, man könnte meinen, sie wollte, so wie sie ist, mit gesenktem Kopf und wirrem Haar zu ihm hingehen. Indessen hebt sie nur ihr Gesicht und schlägt die Augen groß auf. Und da zeigt es sich, daß der Mensch, der ihr entgegenkommt, sie gleichfalls anstarrt, fast töricht vor Glück.

Der Wind rieselt und saust. Sie zieht ihre Hände aus den Manteltaschen, aber das weiß sie wohl gar nicht. In ihren Augen ist so viel Angst. Wie schwer die Brauen sind, die sich darüber wölben! Viel zu schwer für das schmale Gesicht. Und die Augen... ja, die Augen sind auch zu groß und zu erschrocken, das ist es wohl.

Auf der anderen Seite der Gasse schlendern zwei Matrosen vorbei. Der eine pfeift mit kunstvollen Trillern, der andere summt:

„Schifflein, Schifflein,
Schifflein auf dunkler Flut ...“

In einem Hausflur fällt eine Mädchenstimme ein:

„Fahre, fahre,
Fahre der Hei... mat zu—hu—hu ...“

Die Matrosen bleiben stehen.

Der junge Mensch und die Bachstelze hören und sehen von alledem nichts, sie sind gänzlich an ihre Begegnung hingegeben, an die eine atemlose Sekunde. Keines lächelt. Sie gehen still aneinander vorüber.

Die Bachstelze gleitet immer weiter, zurückgelehnt gegen den Wind, ihr Haar weht aufgeregt voraus. Aber der andere



Digitized by Google

bleibt vor einem kleinen Laden stehen und besieht sich das Schaufenster. Er zittert, an seinem Halse springt das Blut mit hastigen Rucken durch die Adern. Da stößt ihn jemand an. Es ist, als ob er für ein paar Minuten erwacht. Er steht da, starrt in das Schaufenster, ohne etwas wahrzunehmen, und schüttelt den Kopf. Rings um ihn her regt sich die Welt: der Schnee stäubt an den Hauswänden herab, die Luft singt vor Kälte, die Schornsteine rauchen, in den Speichern wird gehämmert, gepfiffen, geflucht. Ein Mädchen huscht trällernd aus einem Hause heraus und gießt einen Wassereimer in den Rinnstein:

„... fahre, fahre,
Fahre der Hei... mat zu."

Plötzlich wirft der junge Mensch seine Schultern zurück. „In Gottes Namen also!" sagt er. „Hä?" fragt das Mädchen. Er geht verwirrt davon. Wie er an St. Ansgar vorbeikommt, schlägt die Uhr acht. Er fängt an zu laufen.

★

Das ist doch...! Ich verbitte mir so ein Benehmen! Nein, das ist ja unglaublich! Jetzt gehe ich auf der Stelle zu Herrn Bohrmann und beschwere mich über Sie. Ich meine... das wollen wir doch einmal sehen...! O Herr Bohrmann, weil Sie gerade herzukommen... ich bin kein Ding von vierzehn Jahren, ich bin eine gebildete Frau, eine Witwe, darf ich wohl sagen..."

„Aber..."

„Ich meine... er kommt an meinen Tisch..."

„Beste Frau Fischer, beruhigen Sie sich nur erst, das ganze Kontor wird ja aufmerksam!"

„Ich bin ganz ruhig. Er kommt an meinen Tisch..."

„Wer?"

„Wer? Hier, Isemann! Er kommt an meinen Tisch, so kommt er an, nimmt meine englische Korrespondenz, blättert darin herum und schmeißt sie mir plötzlich wieder hin, auf die Schreibmaschine, ohne ein Wort zu sagen, alles ohne ein Wort zu sagen, als ob ich... Ich meine ... ist das ein Benehmen einer gebildeten Frau gegenüber?"

„Was sagen Sie dazu, Herr Isemann?"

„Ja... ich..."

„Ich vertrage mich mit jedermann, aber das lasse ich mir nicht bieten, von Ihnen schon lange nicht, Herr Isemann! Ich meine, wenn Sie keine Kinderstube gehabt haben, schaffen Sie sich gefälligst eine an, ehe Sie mit mir... Es tut mir leid, Herr Bohrmann, daß Sie meine Worte lächerlich zu finden scheinen."

„Keineswegs, beste Frau. Ich muß schon sagen... also wollen Sie sich nicht auch einmal über den Fall äußern, Herr Isemann?"

„Er hält es nicht einmal für nötig, sich zu entschuldigen. Gott, reden Sie doch nicht soviel auf ihn ein! Er fährt einfach mit den Fußspitzen an den Dielen entlang und denkt sonstwas in seinem dicken Schädel. Ich meine . . ."

„Nun will ich Ihnen einmal etwas sagen, mein lieber Isemann. Wir alle fühlen uns durch die Art, wie Sie sich seit einer Woche hier aufführen ... eben ... na kurzum: beleidigt. Sie haben nie die Angewohnheit gehabt, viel zu reden und so. Wir haben Sie gewähren lassen. Aber seit einer Woche ist es nicht mehr zum Aushalten mit Ihnen! Wir sind doch schließlich alle miteinander Kollegen, nicht wahr? Na also! Haben Sie einen Kummer? Weibergeschichten, was? So reden Sie doch! Stampfen Sie doch mal auf, hauen Sie mal aufs Pult! Es kann einen ja ganz verrückt machen, wie Sie an jedem Menschen vorbeigucken! He? — Na, denn nicht."

„Ich muß mich nur über Sie amüsieren, Herr Bohrmann, daß Sie ..."

„Good Lord, Frau Fischer, schreiben wir mal an James Irwin, Glasgow. Haben Sie? Also: We beg to confirm your letter of... Warum schreiben Sie denn nicht?"

„Da fragen Sie einmal, Herr Bohrmann! Nun sehen Sie bloß, wie der Kerl wieder auf seinem Schemel hockt und vor sich hindrömelt!"

★

Die Stadt liegt tief verschneit. Bei Bäcker Tietjen ist das Schaufenster von oben bis unten zugefroren. Von den Dachrinnen der Speicher hängen armlange Eiszapfen herab. Wenn jemand durch die Gasse geht, schreit der festgetretene Schnee.

Als Klaus Isemann aus der Haustür tritt, schaudert er zusammen. Der Atem fährt dampfend in den Morgen. Sofort hängt sein Schnurrbärtchen voller Reif. Er kneift die Augen zu. Die Luft, die ganz von winzigen Eiskristallen erfüllt ist, zersticht die Gesichtshaut, der Atem bleibt einem ordentlich weg. Teufel, ist das eine Kälte! Aber nach ein paar Schritten hat er sich daran gewöhnt und geht wieder stracks vor sich hin, wie es seine Art ist. Er hält sich heute merkwürdig ruhig, nur in den Augen sitzt ein Lauern, eine Spannung, eine Sorge, und einmal zieht er den Kopf zwischen die Schultern und guckt zur Seite. Da macht er einen seltsam verzagten Eindruck. Auf St. Ansgar schlägt es dreiviertel acht. Der Schnee jammert.

Und dann kommt das Fräulein. Sie hat

Digitized by Google

ein weißes Strickmützchen auf. Klaus Isemann zögert, will auf sie zu, bleibt stehen, aber die Bachstelze ist schon weitergetrippelt. Dann nach einer Weile rennt er hinter ihr her. „Wi ... wi ... wi ..." macht der Schnee. Hoppsa, er schlägt hin, so lang, wie er ist. Seine Hose platzt über dem linken Knie auf. Einerlei, nur weiter! Da hat er die Bachstelze eingeholt. Die drei Falten zwischen seinen Augen sind plötzlich ganz tief da. Die Bachstelze bleibt erschrocken stehen und erhebt die Hände ein wenig. Er sieht, daß sie gelbe Wollhandschuhe trägt. Mit einem Male nimmt er seinen Hut ab und will etwas sagen, aber die Bachstelze reißt die Augen auf, ihr Gesichtchen verwirrt sich, sie weicht langsam zurück. Er folgt ihr nicht, er steht keuchend da und weiß nicht, was er nun machen soll.

„Ich wollte nicht ... nein ... bitte sehr ..." In der einen Hand hält er den Hut, mit der andern tastet er in einem fort an der vorgebeulten Manteltasche herum. Das Butterbrotspapier knistert. „Nein ... bitte sehr . . ." sagt er traurig.

Die Bachstelze findet sich gar nicht heraus. Das kleine Kinn bebt, der Mund bebt, vielleicht fängt sie gleich an zu weinen. Aber er schnauft nur ein bißchen und dreht sich halb um und dann verbeugt er sich ein paarmal und stampft weg. Nach zehn Schritten fängt er an zu laufen. Erst als ihm jemand zuruft: jawohl, es sei heute verteufelt heiß, merkt er, daß er seinen Hut noch immer in der Hand trägt. Er stülpt ihn auf und rennt weiter.

★

Am anderen Morgen öffnet Klaus Isemann vorsichtig sein Fenster und späht die Gasse entlang. Ein Lastwagen knirscht vorbei. Vermummte Menschen gehen ihrer Arbeit nach. Aber keine Bachstelze läßt sich sehen. Der goldene Zeiger rückt weiter und weiter. Hoch oben im Äther schwebt das Licht, ein flimmerndes Gold, eine zarte goldengrüne Unendlichkeit. Klaus Isemann späht nach St. Ansgar zu. Da! ... Nein, doch nicht. Als es drei Minuten vor acht ist, schließt er das Fenster, ein paar Eisbrocken klirren herab.

Unterwegs guckt er sorgsam um jede Ecke. Nichts. Der Lehrling von Bäcker Tietjen klappert mit seinen Holzschuhen dahin. „Mojen, Herr Isemann," kräht er dampfend, „is all Tied!" „Jo, Hinrich ..." Wieder eine Ecke. Nichts. In der Ferne summt der Lärm des Hafens und der großen Straßen. —

Am nächsten Morgen steht Klaus Isemann früher auf. Irgendwo muß die Bachstelze doch zu finden sein! Eine ganze Stunde liegt er hinter seinem Fenster auf der Lauer. Aber nichts ereignet sich. Dann verfällt er darauf, die Parallelgassen zu durchstreifen. Nichts. Fünf, sechs Tage gehen hin, er trabt jeden Morgen unermüdlich umher, guckt um die Ecken, überlegt. Nichts, gar nichts.

„Tag, Klaus! ... Nanu? Hallo, Klaus! Klaus! Mensch, du galoppierst ja die Straße entlang wie so ein blinder Droschkengaul!"

„Ja weißt du, das Geschäft ... ich ..."

„Deshalb brauchst du noch lange nicht an mir vorbeizurennen, was?"

„Ja ..."

„Hör' mal, kommst du gar nicht mehr in den ‚Goldenen Anker'? Der Petermann bringt jetzt immer seine Violine mit, edel, sage ich dir!"

„Ja ..."

„Wann kommst du denn mal?"

„Ja ..."

„Weshalb guckst du denn immerzu da hinten hin?"

„Ja ..."

„Ja, ja, ja! Mensch, wenn du nicht dübeldüt bist ... was? Na, ich muß weiter."

„Du, Hans, ihr dürft mir nicht böse sein ..."

„Kein Gedanke. Also bis heute abend!"

Vielleicht nimmt sie ihren Weg ganz außen herum, über den Wall ... Herrgott, der Wall! Er kann in der Nacht kaum schlafen. —

Der Morgen kommt zögernd herauf, schweres Gewölk treibt über die Stadt. Klaus Isemann steht auf dem Wall. Ein wenig hat die Kälte nachgelassen. Es beginnt zu schneien, es schneit immer mehr, immer mehr dicke Flocken sinken herab, schweigend, behutsam, unablässig. Alles wird wieder in Stille gehüllt: die Blutbuchen, die Bänke, das hängende Gesträuch, die breite Wallpromenade mit den Linden, alles. In Stille und Traum.

Klaus Isemann stampft durch den Schnee, plötzlich stockt er. In demselben Augenblick bleibt auch die Gestalt, die ihm über den Wall mit geschwinden Schritten entgegenkommt, stehen. Ein plumper Mantel, ein weißes Mützchen, zerbrechliche Füße: die Bachstelze!

Keines rührt sich, sie stehen beide hilflos da unter der dämmerigen Lindenreihe, fern voneinander und voller Scheu. Die Flocken schweben auf sie nieder. Drüben am Stadtgraben, wo die Laternen noch brennen, klingelt ein Schlitten hin, das dünne Geläut verliert sich. Aber die Flocken schweben unaufhörlich herab, sie drehen sich durcheinander, erheben sich ein wenig und lassen sich wieder herab, sie wehen weich an einen Ast oder auf einen Wurzelknollen, andere versinken laut-



Digitized by Google

los in der weißen Decke, die über alles Erdreich gebreitet ist.

Da stehen nun die beiden Menschenkinder verloren in der Winterwelt und starren zueinander hin. Die Flocken fallen ihnen auf die Nase und auf die Augenwimpern, ihre Füße werden kalt, aber sie regen sich nicht. Endlich senkt die Bachstelze ihren Kopf und dreht sich um und schleicht davon. Wenn man sie von hinten sieht, könnte man meinen, sie hätte die Hände vorm Gesicht. Klaus Isemann bemerkt, daß ein alter Mann, der an ihr vorbeikommt, haltmacht und ihr kopfschüttelnd nachguckt. Dann verschwindet sie im Flockengestöber.

*

Eines Nachmittags wird Klaus Isemann zum Hafen geschickt. Es taut, die Dachrinnen fließen über, Nebel weht herein, die Menschen gehen mit Schirmen umher. So springt er denn in die Straßenbahn. An einer Umsteigestelle muß er warten und schlendert ein bißchen auf und ab, um sich die Läden zu besehen. Gleich an der Ecke stößt er auf ein Pianogeschäft, in dessen Schaufenster sich allerlei Seltsames darbietet: gelbe, beschmierte Notenblätter, auf denen vermerkt steht, dies sei Beethovens wahrhaftige Handschrift, eine goldene Harfe mit einem Sphinxkopf, bestickte Lautenbänder und ein paar Klaviere. Oben auf dem Klavier liegt ein nacktes Porzellanfräulein und leuchtet, die Nase neugierig über den Rand streckend, mit einem Laternchen auf das Notenbrett hinab. Ein blauer Vorhang schließt das Schaufenster nach hinten ab. In der Mitte wird er indessen durch silberne Schnüre auseinandergehoben, so daß man ein wenig in die Tiefe des eigentlichen Ladens hineinblicken und sich von der Reichhaltigkeit des Klavierlagers überzeugen kann.

Da geschieht es wie eine Erscheinung, wie ein ungewiß geträumtes Bild, daß in der dunklen Vorhangöffnung ein weißes Gesicht aufdämmert, unordentliches Haar, tiefe Augenhöhlen ... Klaus Isemann zwinkert, aber alles bleibt, wie es ist. Langsam, den Blick immer auf die blasse Erscheinung gerichtet, schiebt er sich am Schaufenster hin bis zur Tür. Wie er sie schon halb geöffnet hat, zieht er sie wieder zu und überdenkt etwas. „Pick" macht es drinnen, der Laden flimmert in lauter Licht. Er tritt kräftig ein. Eine leise Stimme kommt auf ihn zu: „Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Guten Tag!" sagt er. Und dann hängt er, ohne die Bachstelze anzusehen, seinen braunen Hut an einen Notenständer und knöpft umständlich den Mantel auf, um die Nässe abzuschütteln. Die Bachstelze wartet, ihre Finger flechten sich ineinander. Mit einem Male muß er schrecklich husten, und dann muß er sich schnauben. „Ach ja." Aber nun gibt es wohl nichts mehr. „Hm ... ich wollte mir einen Flügel kaufen ... das heißt ..."

Ein ganz kleines Glück weht über das blasse Gesicht. „Haben Sie sich schon für eine bestimmte Firma entschieden?"

Er betrachtet seine rechte Stiefelspitze und beginnt gewissenhaft an einer Linie des Parkettbodens entlang zu fahren. „Eigentlich nicht. Ich wollte auch nur ... Wenn ich erst einmal dies und das sehen könnte ..."

„Aber gewiß. Darf ich bitten! Hier haben wir einen Blüthner, ein wundervolles Instrument, hier einen Grotrian-Steinweg mit Stummzug, falls Sie Wert darauf legen. Oder dachten Sie an etwas ganz anderes? Vielleicht ..."

„Hm ... mit Stummzug ... warten Sie einmal ..." Er macht ein besorgtes Gesicht und versinkt in Nachdenken. Mit ihren herabhängenden Ärmeln sieht die Bachstelze so fremd aus, so schön und fremd, besonders jetzt, wo sie die Arme hebt, um den Flügel zu öffnen.

„Bitte, probieren Sie doch einmal."

Auch das noch! Erst ist ein Stummzug daran, und dann soll er auch noch probieren. Er brummt etwas vor sich hin und reibt seine Hände und will gar nicht wieder aufhören.

Ach, die Fingerspitzen, es ist unheimlich kalt draußen, gerade dies Tauwetter. Er reibt und bläst. Trotz dieser Vorbereitungen bringt er, als er die Tasten des Flügels berührt, nur ein klägliches Getön hervor. Erschrocken zuckt er zurück und sagt vorwurfsvoll: „Ja, sehen Sie wohl?" Und dann bläst er vor lauter Verlegenheit wieder über seine Fingerspitzen. „Aber könnten Sie nicht einmal ... oder so?"

Doch, die Bachstelze will gern einmal spielen. Sie setzt sich und schlägt einen rauschenden Akkord an, aus dem sich alsbald ein paar silberne Perlen lösen und versinken. Vornübergeneigt, den Kopf zur Seite gedreht, horcht sie den Tönen nach, ihr Mund steht ein wenig offen. Mit leisem Ruck gibt sie die Verschiebung frei und hebt die Hände von den Tasten.

Klaus Isemann wagt nicht zu atmen. Nun lehnt sie sich zurück und beginnt zu spielen. Wogen des Wohlklanges fluten auf, prallen gegeneinander und sammeln sich zu einer Art Melodie, die dunkel träumend in die Ferne schwebt. Mit einem Male geht alles verworren hin und her. Aber nach wenigen Takten taucht die Melodie von neuem empor,

Digitized by Google

schwer und geheimnisvoll. Es ist, als wenn jemand in einer stillen Winternacht zu den Sternen aufblickt, die klar und ewig hinziehen. So ist es.

Muß er nun etwas sagen? Aber er sagt nur: „Hm."

„Sind Sie zufrieden?"

„Sehr, o ja sehr! Wer hat das wohl gemacht?"

„Ich weiß nicht ... es war nur so ... Ich habe es einmal gehört."

„Ja. Es war schön."

„Nicht wahr! Und so trostvoll. Ich freue mich, daß Sie es mögen."

„Ja, und Sie können es so wundervoll ..." Er wiegt seine Hände hin und her.

„Ich? Du lieber Gott!"

„O doch, o doch! Ich möchte sogar ... Was würden Sie wohl sagen, wenn ich Sie bäte, noch etwas zu spielen, eine Kleinigkeit? Ich meine nur, weil ich den andern Flügel auch gern hören möchte."

„Gewiß, den anderen."

Sie setzt sich vor den Grotrian und preßt einen Augenblick die Arme vors Gesicht. „Geben Sie acht!" sagt sie mit tiefer Stimme.

Ein schüchternes Lied steigt auf, ein beruhigendes Gesumme der Mutter über ihrem schlafenden Kinde. „Du, du Kindchen ..." Aber allmählich, ganz allmählich fängt es an zu zittern, ein kleines Schluchzen quillt auf und versinkt wieder, quillt wieder auf und versinkt nicht völlig, es bebt schon unter der Melodie hin, und dann wird es immer deutlicher, schwillt an, jetzt ist es schon wie ein Strom, auf dem die schüchterne Melodie verloren schwankt, ein breiter, schwermütiger Strom. Die Verschiebung spielt und macht die Töne qualvoll ziehend. Langsam trägt der Strom seine Wogen dahin, die Melodie versinkt, aber das trübe Wasser ertönt aus sich heraus, zuerst ungewiß, dann wie ein Orgelchoral, in derselben Kindermelodie. Es ist der Strom des Lebens, der dem Meere entgegenzieht. Nun kommen die ersten Disharmonien. Sie werden aufgelöst, kommen abermals, bleiben, stoßen aneinander, irren umher und jammern. Feine Peitschenhiebe blitzen im Diskant auf, hinunterzitternd bis in den Baß. Tränenüberströmt erhebt sich die mißhandelte Melodie und drängt hinauf. Da oben muß doch eine Erlösung sein, irgend etwas muß doch dasein! Höher, noch ein wenig höher, unendlich mühsam ... jetzt, jetzt will sie sich aufbäumen und weinend in die Erlösung hineinsinken, in den seligen Akkord ... jetzt — da fährt mit absurder Grausamkeit ein neuer Peitschenhieb nieder. Schreiend stürzt die Melodie hinab und wimmert da unten hoffnungslos im Dunkel umher. Das breite Wasser strömt weiter, schwer und unablässig.

Immer tiefer sinkt der Kopf der Bachstelze auf die Tasten, ihre Schultern sind kraftlos, plötzlich wirft sie sich zurück und sieht Klaus Isemann mit einer trotzigen Wehmut an. Ein paar Haarsträhnen hängen ihr ins Gesicht.

„Hat es Ihnen gefallen?" Er weiß nicht recht ... gefallen? Eigentlich hat es ihm nicht gefallen, aber ... „Das darf Ihnen auch nicht gefallen! Ihnen nicht, Sie sind nicht so ... Sie nicht, Sie ..." Ein tiefer Atemzug, als ob sie weiterreden will, die Augen, diese schmerzvollen, sehnsüchtigen Tiefen, verlangen nach etwas, aber geschwind senken sich die Wimpern darüber und löschen alles aus.

„Hm ... Von wem war das wohl?"

„Ach, den kennen Sie doch nicht." Ihr Gesicht ist blaß, ihre Lippen dunkel. Weint sie?

Schweigen. In Strömen fällt das Licht über die beiden, die Wandtäfelung knistert, es riecht nach frischer Politur, nach gehobeltem Holz. Klaus Isemann will gehen.

„Verzeihen Sie, lieber Herr," flüstert es, „nein, doch nicht ... nein ..."

Die Bachstelze weicht lautlos zurück, bis an die Wand zurück. Nun steht sie dahinten mit gesenktem Kopf und herabhängenden Armen. Die silbernen Ornamente in der blauen Decke schlingen sich glitzernd durcheinander. Die große Lampe in der Mitte des Raumes schwebt langsam vor und zurück, vor und zurück. Lautlos wandert der Widerschein auf den polierten Flügelflächen mit. Eine Uhr tickt sehr schnell.

Klaus Isemann schiebt die Schultern hoch und sieht sich hilflos um. So vergehen ein paar Sekunden. Da nimmt er vorsichtig seinen Hut und schleicht auf den Zehen hinaus.

*

Der Mond steht schräg über dem Fluß. Die hohen Giebelwände am linken Ufer steigen tiefschwarz auf, hier und da glüht ein rotes Licht, die Spiegelung schaukelt träge übers Wasser. Am rechten Ufer flimmern die Häuser nur so. Von den Dächern fließt das Silber herab, tropft auf die Masten, sickert über die plumpen Schiffsleiber und hüpft auf dem Wasser umher. Dunkel schwingt sich die Brücke über die aufblinkenden Wellen. Frostklare Stille weithin.

Mitten auf der Brücke brennt eine Laterne. Es ist spät in der Nacht. Da geht ein Mann über die Brücke. Unter der Laterne bleibt er stehen und sieht sich den Fluß und die schwankenden Lichter an. Er hat einen braunen Hut auf, die Laterne macht ihn ganz golden, einen altmodischen, steifen Hut.

Digitized by Google

Nach einer Weile reibt sich der Mann die Ohren und geht weiter. Am Ende der Brücke ist eine kleine Nische angebracht, eine Art Balkon. Da lehnt er sich hinein und starrt in die Tiefe. Lautlos regt sich das Wasser da unten. Manchmal bricht ein Stück des dünnblätterigen Ufereises klirrend weg.

Nun kommt ein Fräulein daher, in einen plumpen Mantel gewickelt. Sie hält an, steht neben einem Pfosten des Brückengeländers, sie preßt sich an den Stein und weint vor sich hin. Es ist ja kein Mensch in der Nähe. Aber der Mann, der verborgen auf dem kleinen Balkon steht, wird aufmerksam. Er reckt seinen Kopf und zieht ihn ganz erschrocken ein, er schiebt ihn wieder hoch und wundert sich. Wie das Fräulein eine Bewegung macht, duckt er sich geschwind in eine Ecke, wo Schatten ist. Da gleitet das Fräulein langsam an dem Balkon vorbei, müde, müde. Sie muß sich am Geländer festhalten. Nach einer Weile zieht sie ihr Taschentuch heraus und betupft sich das Gesicht. Das Mondlicht spielt an ihr herunter, sie geht zögernd auf die Stadt zu. Der Mann macht sich hinter ihr her.

Die Häuser werfen schwarzblaue Schatten. Nur wenn sich zwischen zwei Wänden ein Gäßchen auftut oder ein kleiner Garten, stürzt das Licht in bleichen Bahnen hindurch. Die getroffene Luft flimmert auf, unzählige Reifkristalle tanzen in der Kälte kreuz und quer, bis sie plötzlich von der Dunkelheit, die auf beiden Seiten scharf wie ein Messer hinschneidet, verschluckt werden.

Das Fräulein gleitet von Schatten zu Schatten, zuweilen grell überglänzt von den hellen Streifen, umwirbelt von tausend silbrigen Kristallen, im nächsten Augenblick kaum zu entdecken in der Finsternis. Sie bewegt sich nun immer schneller. Es ist, als würde sie von einem fernen Punkt angezogen. Auf der Brücke konnte sie noch widerstreben, aber jetzt ist sie zu tief in den Bereich des geheimnisvollen Magneten eingedrungen. „Komm, komm!" Sie will nicht. „Komm ...!" Es zieht ... es zieht .. : sie neigt den Kopf und bäumt ihn im Gehen langsam zurück. Aber es hilft nichts, sie muß nachgeben, sie muß sich mit zurückhängenden Armen der fremden Kraft überlassen. Und nun beginnt sie sogar zu laufen, widerwillig, aber sie läuft, der Mantel schlägt auf und weht zurück. Sie weint nicht mehr, sie läuft durch die Lichtbahnen, taucht in den Schatten, Licht, Schatten, Licht. Nun biegt sie links in ein Gäßchen ein. Der Mond steht mitten darüber, die gefrorenen Pfützen blinken.

Es ist schrecklich schwer für den Mann, so schnell hinter ihr her zu kommen und überdies seine Schritte unhörbar zu machen.

Sie schlüpft schon wieder um eine Ecke. Er rennt frei drauflos. Vorsicht, hier muß sie eingebogen sein! Eine kleine Straße öffnet sich. Tiefer Schatten. Teufel, das Fräulein ist nirgends zu sehen! Wohnt sie hier? Still, schwingt nicht noch das letzte leise Dröhnen einer Haustür durch die Luft? Er geht weiter. Kein Seitengäßchen, kein offener Gang, kein Flur, nichts. Sie muß in einem dieser schweigenden Häuser verschwunden sein. Er starrt von einem zum anderen. Alle haben ihre Lichteraugen zugemacht, nur das fünfte ist noch wach. Da sind im ersten Stock zwei nebeneinander liegende Fenster hell. Man hat die Gardinen herabgelassen, grüne Gardinen. Ein gleichmäßiges Licht steht dahinter, an der Wand des Hauses gegenüber heben sich zwei große, blasse Vierecke ab. An dies Haus gelehnt sieht er zu den hellen Fenstern hinauf. Wer weiß, ob die Bachstelze sich wirklich da oben hinter den Gardinen regt? Vielleicht sitzt eine alte Großmutter da und häkelt an ihrem Sofaschoner, und er steht hier und sieht hinauf. Langsam brummt eine Uhr zwei Schläge. Wie spät mag es sein? Halb zwei? Zwei? Halb drei? Drüben in der Neustadt schlägt es nur einmal. Also halb. Hinter der Hauswand, an der er seine Schultern reibt, rasselt eine Küchenuhr. Er haucht seinen Atem in die Luft und vertritt sich ein bißchen die Beine. Unversehens streicht er drüben an der Haustür, über der die beiden hellen Fenster sind, vorbei. Ein paar Stufen führen hinauf. Am rechten Pfosten kann er so etwas wie ein metallenes Schild vermuten, aber es ist zu dunkel, um es zu entziffern. Er fühlt mit den Fingern darüberhin, nein, so läßt sich nichts erkennen. Vielleicht, daß nachher der Mond über die Dächer kommt. Nachher? Wie lange will er sich hier noch herumtreiben?

In diesem Augenblick beginnt oben Klavierspiel. Die Wände dämpfen es zu seltsamer Weichheit. Ferne, gespenstige Töne. Er legt den Kopf zur Seite und hebt sich, hinaufhorchend, auf die Zehen. Das kennt er doch! Ein beruhigendes Gesumme der Mutter über ihrem schlafenden Kindchen ... Es ist, als schlüge ihm jemand von hinten in die Kniekehlen ... Die Melodie wird ängstlich, wird schleppend, die ersten Disharmonien zittern herein ... Er stolpert wieder auf die andere Straßenseite und starrt hinauf. Im linken Fenster steht ein dumpfer Schatten wie ein Mann ... hm ... ja, es ist wohl ein Mann, ein zusammengesunkener Mann. Das Klavierspiel geht weiter, der Schatten bleibt regungslos.

Jetzt kommt es: das Verlangen nach dem seligen Akkord, nach Ruhe, nach Erlösung!

Digitized by Google

Jetzt! Haha, Peitschenhiebe, Gejammer, er kennt es wohl.

Ein zusammengesunkener Mann ... Es könnte auch wer sein, der sich geduckt hat und nun lauert, ein Tier, das sich zum Sprung anschickt, oder ein ... Da bewegt sich der Schatten, wird groß, taumelt über die ganze Breite des Fensters hin und löst sich auf. Stille.

Was geht jetzt da oben vor? Er zieht die Brauen zusammen und horcht. Nichts. Nur das Blut rauscht in den Schläfen. Vom Kirchturm brummt es dreimal, dann, wie helles Geläute, die Neustadt; die rasselnde Küchenuhr schweigt.

Er geht auf und ab. Die beiden Fenster löschen nicht aus, ach, sie löschen und löschen nicht aus! Er lehnt sich an die Wand und starrt hinauf, nichts geschieht.

Drüben schiebt sich langsam ein flimmernder Streifen an der Hauswand nieder. Das ist der Mond. Langsam. Der Mann schließt die Augen. Er ist mit einem Male so todmüde. Nach einer Weile schreckt er auf: das Fenster! Ja, ja, das Fenster ist noch immer hell. Übrigens jetzt kann er sicher ... er ist so... müde... kann er sicher das Schild da drüben lesen ... Soll er hinübergehen? Ach was... müde... Er sinkt zusammen. Der Kirchturm brummt schon wieder, in der Ferne läutet es, die Küchenuhr klirrt . . . Wenn es denn nicht anders sein soll, kann er ja auch hinübergehen in Gottes Namen . . .

„JAKOB DIBELIUS“ steht auf dem Schild. Na ja, Jakob Dibelius also ... Große, rote Ringe taumeln bedächtig durch sein Hirn. Am liebsten kröche er hier in irgendeine Ecke, so müde ist er. Was will er denn eigentlich in dieser Gasse? Ach so ... Das wird ja doch alles vergebens sein ... schlafen ... Er torkelt an den Häusern hin.

★

Es regnet. Die Nacht ist stockdunkel. Der Wind saust mit Schnee und Regen über die Stadt. Klaus Isemann watet durch Pfützen und allerlei Überschwemmungen nach Hause. Manchmal flackern die Wände vor ihm unheimlich auf. Dann kommt eine Droschke mit hin und her blinkenden Lichtern die Gasse entlang gerumpelt, oder eine Gaslaterne, die der Wind fast ausgeblasen hat, läßt für ein paar Augenblicke ihre ganze Helligkeit an den alten Fassaden emporflammen.

‚Was ist das für ein Wetter!‘ denkt Klaus Isemann. ‚Aber meinethalben... ich muß ja doch! Ich gehe ja doch jeden Tag nur so, ob es nun regnet oder ein bißchen schneit oder ... Sommer und Winter, es ist alles dasselbe.‘ Bei St. Ansgar biegt er in die Fischergasse. Eine Dachrinne plätschert. Wenn er heute abend die alte Rumflasche nicht aufbricht, dann weiß er wahrhaftig nicht, was er von sich halten soll.

Übrigens, das ist doch seltsam! Sein Fenster ... er stelzt auf die andere Gassenseite ... ja, sein Fenster ist erleuchtet! Nun sag' aber einer! Hastig klinkt er die Haustür auf, tappt über die dunkle Stiege und sucht mit dem Drücker an der Vorplatztür herum. Da wird sie schon von innen geöffnet. „Pst, Herr Isemann, ein Fräulein ist da!“

Erschrocken zieht er den Kopf ein und reißt die Augen auf. „Ein Fräulein?“

Frau Tietjen macht ein ganz bekümmertes Gesicht. „In Ihrem Zimmer sitzt sie, ein Fräulein, Herr Isemann! Und ich wollte nur sagen, mein Mann will so etwas ...“

„Ist sie wirklich da drin?“

„Ja, ja!“

„Ich muß wohl hineingehen, liebe Frau Tietjen, nein, warten Sie einmal ... ich will erst meinen Mantel ausziehen oder ... ach, jetzt gehe ich einfach hinein!“

Er drückt die Tür auf. Über dem ovalen Tisch brennt, ein wenig schaukelnd, die Hängelampe. Rechts und links vom Tisch stehen zwei Stühle. Auf dem rechten sitzt die Bachstelze, vornübergebeugt, das Gesicht in den Händen. Ihr weißes Mützchen liegt auf der Erde. Wie Klaus Isemann hereinkommt, schiebt sie, ohne ihre gebückte Stellung zu verändern, mit einer scheuen Gebärde den aufgeknöpften Mantel vor der Brust zusammen.

Was muß er denn jetzt sagen? Leise zieht er die Tür ins Schloß, es gibt einen Knacks, er zuckt zusammen. Nun sind sie allein ... Er steht stumm neben der Tür. Bei der kleinsten Bewegung, die durch den Leib der Bachstelze zittert, knarrt der Stuhl.

Plötzlich sagt er: „Guten Abend!“ Um Gottes willen, wie die Stimme durchs Zimmer dröhnt! In seiner Verlegenheit dreht er sich um und starrt die Tapete an und schämt sich. Warum hat er nur seinen Mund nicht gehalten! O je ... Die Tapete besteht aus lauter dreieckigen Wappenschildern und in jedem Schild ist ein Ding wie ein Herz. Und all die Schilder und Herzen schweben auf und nieder, auf und nieder... Die kleine Pendeluhr, die, von zwei Marmorsäulen getragen, drüben auf der Kommode steht, wispert ununterbrochen durch die Stille. Eine Zeitlang bedenkt er sich, dann schleicht er behutsam hin und hält den Perpendikel an. Nun gibt es gar kein Geräusch mehr. Nur der Regen wirft sich bald stärker, bald gelinder an die Fensterscheiben. Und der Wind summt im Schornstein, wie wenn jemand auf einem Kamm bläst. Doch, es gibt

Digitized by Google

noch viele Geräusche. In dem Kanonenöfchen rutscht das Feuer zusammen, bollernd schlägt die Flamme auf. Der Stuhl knistert. Da ... was ist denn das? Es schluchzt wer. Klaus Isemann guckt sich um, ob keiner da ist, den er zu Hilfe rufen kann. Sie weint ja! Wahrhaftig, sie sitzt da und weint vor sich hin! Schwankend stellt er einen Fuß vor den anderen und kommt lautlos näher, immer näher, so nahe, daß er sie berühren kann. Er streicht bebend über ihre Schulter und ihren Arm. Sie regt sich nicht. Aber das Schluchzen setzt aus. Hier unter diesen Mantelfalten, unter diesen dunklen Haaren wohnt sie nun, ihr wundersamer Leib, den sich kein Mensch ausdenken kann, ihre ganze Heimlichkeit, fein zusammengeduckt, und mitten darin ihre Seele in all ihrer Angst. Das atmet und schluchzt hier vor ihm, hier in diesem Augenblick! Es ist so verwirrend, daran zu denken. Seine Hände greifen zu, ohne Hast und ohne daß eine Möglichkeit da wäre, seiner Kraft zu widerstehen. Die Bachstelze wird getragen. Sie läßt alles geschehen. Er macht ein paar Schritte und weiß nicht, wohin er die Last bringen soll. Er weiß überhaupt nichts, als daß sein Tun von einer unsäglichen Süße ist. So kniet er denn nieder und will sie küssen ...

Die Bachstelze schmiegt sich, als müßte das alles so sein, in seine Gewalt. „Nun darf mir keiner mehr etwas tun," sagt sie, ohne die Augen zu öffnen.

„Wer will Ihnen etwas tun?"

„Wie habe ich mich danach gesehnt, so ruhig liegen zu können ... Nun ist es wirklich geworden... Bitte, sagen Sie nichts... Lassen Sie uns einen Augenblick ganz still sein ... einen Augenblick ..."

Er ist mit einem Male so fröhlich, er lacht vor sich hin, er ... ach du lieber Gott, er hat sie ja eben geküßt!

Da wischt etwas über ihr Gesicht, sie schlägt schnell die Augen auf und kniet, aus seinen Armen gleitend, auf dem Fußboden wie er. „Wer mir etwas tun will? O, Sie können sich das nicht vorstellen, wie er ist. Was meinen Sie wohl, wenn er mich einmal mit Ihnen zusammen gesehen hätte! Ich war immer in einer Todesangst."

Er streichelt ihren Nacken mit seinen tintenbeschmierten Fingern. Eben wollte er doch etwas sagen? Ach so! „Wie haben Sie mich denn hier gefunden?"

„Ich habe Sie manchmal herauskommen sehen unten bei dem Bäckerladen, und da bin ich gestern um die Mittagszeit die Treppe hinaufgeschlichen und da war an der Tür eine Karte: ‚Klaus Isemann' und da dachte ich, wenn meine Verzweiflung ganz groß würde ..." Plötzlich reißt sie sich los und steht auf. „Ich kann es nicht mehr aushalten! O ich hasse ihn! Ich ... ich ... o!" Sie weint. Er kniet noch immer und versteht nicht, wie das alles so schnell über sie stürzt. Sie hat sich in sein Zimmer geschlichen und mit einem Male, wie er die Tür aufmacht, sitzt sie auf seinem Stuhl. Denk' einmal an!

Er rafft sich kopfschüttelnd vom Boden auf und steht nun groß und hilflos vor ihr, er will zufassen, sie beruhigen, sie lieb haben, aber sie ringt die Hände ineinander, daß die Knöchel knacken, ihr Gesicht wird von einem Weinkrampf zerrissen, sie wirft sich auf den Stuhl, streckt die Arme über den Tisch und läßt den Kopf fassungslos daraufschlagen. „Ich kann es mir nicht mehr gefallen lassen! Nein! Nein!" Ihre Hände zucken ununterbrochen. Aber allmählich ermattet der Anfall. Ohne sich zu rühren, das Gesicht auf der Tischplatte, fragt sie: „Nun verachten Sie mich wohl?"

Er schüttelt den Kopf, sie kann es nicht sehen, aber sie erwartet auch gar keine Antwort. Sie weint und redet und weint wieder weiter: „Ich will Ihnen alles sagen! Es ist noch etwas anderes. Kennen Sie das nicht? Mir ist es immer so gegangen, ich meine, wenn man irgend etwas gern erleben möchte, vielleicht möchte man eine Meerfahrt machen, oder daß es Weihnachten ist, oder jemand kennen lernen, dann kommt mir alles so wunderschön vor, wenn es noch in der Sehnsucht ist. Und mit einem Male ist es da. Es ist da, und man ist ihm begegnet, und dann nimmt es sich so fremd aus. Ich verstehe es gar nicht mehr. Ich habe mich sehr nach Ihnen gesehnt. Aber ich habe so eine Angst gehabt, daß dann ... ja nun habe ich es doch getan. Und nun sind wir uns begegnet, und nun geht es nicht mehr weiter. Ach, ich weiß es schon ..." Sie schwingt und holt ihr Taschentüchlein hervor.

Klaus Isemann sagt unsicher: „Aber wenn wir nun du zueinander sagten ...?"

„Es ist alles vergebens." — „Wie heißt du denn?" — „Magda." — Schweigen. „Ich heiße Klaus." — „Ja." — „Magda!" — „Was denn?" — „Und da will dir also einer etwas tun?"

„Nicht ... wir wollen nicht davon reden. Bei dir ist alles so gut und so voller Frieden. Ich will nie mehr an ihn denken. Und du mußt nicht glauben, ich hätte ihn lieb gehabt, nein."

„Gib acht," sagt er und wundert sich, daß seine Stimme noch so fröhlich sein kann, „jetzt mache ich Tee, und dann trinken wir zusammen, und dann erzählen wir uns was,

Digitized by Google

**Flucht. Gemälde von Erich Fraaß**
(Ausstellung der Künstler-Vereinigung Dresden, 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

und dann saust der Wind vor dem Fenster hin, und dann ist alles gut. Hör' mal, wie der Ofen bollert!" Wenn sie doch nur einmal lächeln wollte! Sie sitzt so traurig da. Er legt ein paar Kohlen nach, holt Wasser, stellt den Teekessel auf den Ofen und rumort im Eckschrank herum. Nicht lange, so kann er die einzige Tasse, die er hat, vollgießen.

„Trink du nur erst! Ich will unterdessen die Semmeln ein wenig rösten. Hier ist auch Zucker. Magst du das? Du ... was ist dir denn?"

Sie hat die Tasse halb erhoben und denkt starr vor sich hin. „Weißt du ... ich mußte immer mein Haar aufmachen, wenn ich ihm Klavier vorspielte ... einmal da ..."

„Warum mußtest du denn dein Haar aufmachen?"

Sie schiebt die Teetasse auf dem Tisch hin und her. „Du wirst es kaum glauben, ich mußte auch meine Schuhe ausziehen und meine Strümpfe auch."

„Wenn du ihm vorspieltest?"

„Ja, wenn ich ihm vorspielte... Und er stand in der Ecke oder am Fenster und sah mich mit seinen schrecklichen Augen an. Ich fürchtete mich vor ihm. Er lachte. Und jeden Tag dachte er sich eine andere Musik aus, und zu jeder Musik mußte ich anders sein. Einmal mußte ich sogar ..."

„Magda ..."

„Ja?"

„Ich will nie, nie mehr an ihn denken, hast du gesagt."

Sie fällt zusammen. „Nein, nie mehr! Sei mir nicht böse!"

Es wird wieder still. Er legt die Semmeln auf den Ofen und brummt etwas vor sich hin. „War das denn seine Liebe?"

„Ja, das war wohl seine Liebe."

Mit plötzlichen Stößen wirft der Wind einen Regenschwall nach dem anderen gegen das Fenster. „Was wollen wir denn miteinander, was willst du denn mit mir anfangen?"

Er lächelt vor sich hin und geht umher. Am Eckschrank bleibt er stehen. „Wir wollen zusammensitzen und uns lieb haben und . . . ja eben ... und uns lieb haben."

„Und dann?"

„Nein, immer."

„Immer zusammensitzen? Sag' mir doch etwas, bitte, sag' mir etwas!"

„Wir gehen auch spazieren, es wird ja auch Sommer, du sollst einmal sehen!"

„Aber das ist doch ... ich meine, spazierengehen, das tun andere Menschen auch und haben sich doch nicht lieb. Was ist denn ..." Sie hält ein, schöpft tief Atem und stammelt: „Die Liebe? Das Große?"

Ja, wenn man es so nimmt! Was ist ...? Das weiß er doch nicht!

Die Semmeln brennen an. Geschwind wirft er sie auf den Tisch. Da liegen sie auf der blauen Decke, knisternd springt ein Stückchen Kruste ab. Es duftet nach Bäckerladen. Niemand sagt ein Wort. Endlich kommt aus der Ferne ihre Stimme: „Ich glaube es doch... ja ..."

„Was sagst du?"

„Ich glaube, ich habe ihn doch lieb gehabt ... nur ..."

„Gehabt sagst du. Und jetzt?"

Sie quält sich, ihr Mund steht offen. „Sei nicht so zu mir."

„Und jetzt?"

Das wird nun immer zwischen ihnen bleiben. Nein, sie sind sich doch nicht begegnet! Sie sind so fern voneinander, viel ferner als damals auf der Straße.

„Und jetzt?"

„Was ... und jetzt?"

„Ich meine zum Beispiel, was du jetzt, in diesem Augenblick denkst?"

„Ich denke ... ich kann gar nichts mehr denken ... in diesem Augenblick ..."

„Oder: an wen du denkst, Magda . . ."

Sie will etwas sagen und richtet sich auf, aber sie läßt es sein, es ist ja doch alles verloren. Wie schön sieht dies und das von ferne aus, wenn es wie ein Traum da ruht, wie eine stille Verheißung. Aber man darf niemand begegnen und in die Augen starren und seine Gedanken wissen. Alles ist einander so fremd. Und immer verlangt man anderswohin.

Schweigen.

Ein Wasserschwall klatscht gegen die Scheiben. Die Bachstelze zuckt zusammen und steht auf. Klaus Isemann sieht nicht hin, aber er horcht ... er horcht. Fünf Schritte, ein Mantel streift an der Wand hin, die Tür schließt sich. Draußen knarren die Dielen. Nun wird die Vorplatztür geöffnet, und nach einer Weile fällt auch die Haustür zaghaft ins Schloß.

Digitized by Google

# Das Gebet

## Ein religionspsychologischer Durchblick

### Von Domprediger D. hon. c. O. Hartwich

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Eine Motte! — Wohl ist sie gewandter als die nach ihr haschende Hand der jungen Frau. In Todesangst läßt sie sich schnell zu Boden fallen. Allein die Hausfrau kennt den Mottenkniff. Ihr scharfes Auge erfaßt sogleich die Zickzackbewegung des Tierchens auf dem Teppich. Leicht gleitet das sich vorstreckende Füßchen über die Teppichstelle hin. Der hausfrauliche Ordnungssinn wird durch die Motte nun nicht mehr gestört und die unterbrochene Lektüre kann fortgesetzt werden.

Im Polsterstuhle der Alte hat den winzigen Vorgang gesehen. Die Hand mit der Zigarre sinkt. Sinnend ruht sein Blick auf der Teppichstelle und dem Füßchen, und während er ein Rauchwölkchen von sich bläst, flüstert er kaum hörbar: „Gott."

Erstaunt blickt sie auf: „Sagtest du Gott?"

„Die so ängstlich zitternde und zuckende Motte erinnerte mich an die Menschenseele und deine greifende Hand, dein spähender Blick und dein vernichtender Fuß ans Schicksalswalten Gottes!" lautet die Antwort.

Sie greift den Faden des sich anspinnenden Gespräches auf und wendet ein, daß zwischen Motte und ihr doch die Beziehung fehle, die zwischen Menschenseelen und Gott besteht, die Religion.

„Meinst du nach Art der großen Menge, durch deine Religion werde das Schicksalswalten beeinflußt?"

„Die Bibel sagt: ‚Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist!'"

„Ist ja doch eine alttestamentliche Anschauung! Also aus vorchristlicher Zeit!"

„Aber auch der Herr Christus sagte: ‚Bittet, so wird euch gegeben,' und ‚So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben!'"

„‚In meinem Namen,' ja! Das bedeutet natürlich doch, daß aus seiner religiösen Erkenntnistiefe auch der Gebetsinhalt geschöpft sein soll! Wie denn auch das andere Wort nur mit dem Vorbehalte gelten kann, der sich aus dem Gesamtbilde des Wesens und Schicksals Jesu ergibt!"

„Ich glaube aber, daß auch alle christlichen Theologen meiner Meinung sind!"

„Nicht alle! Und schließlich käme es ja nicht auf ihre Meinung, sondern darauf an, ob ihre Meinung von den Tatsachen der Erfahrung als richtig bestätigt wird. Es wäre um die Wahrheiten des Christentums doch sehr schlimm bestellt, wenn sie von den Tatsachen des Lebens widerlegt würden. Das wäre der innere Bankerott des Christentums!"

„Die Geistlichen sagen, mangelnde Gebetserhörung beruhe auf mangelhafter Gebetsinnigkeit!"

„Nun, inniger als Jesus in Gethsemane werden auch sie nicht beten können, und ‚der Kelch' des Schicksals ging dort bekanntlich nicht vorüber!"

„Christus empfing dort mehr, als er erbat!"

„Mein Kind, wenn du jemand um ein Stück Brot bittest, weil du dem Verhungern nahe bist, und er schenkt dir einen neuen Sommerhut, so wirst du schwerlich sagen, er habe deine Bitte in höherem Sinne erfüllt, als du dachtest! Das sind ja Ausflüchte, durch die man die unhaltbare Stellung zu retten sucht!"

„Christus hatte aber auch gesagt: ‚Nicht wie ich will, sondern wie du willst!'"

„Ja! Aber warum machte er diese Einschränkung, wenn nicht aus der Einsicht, daß auch er bei aller Gebetsinnigkeit mit Gebetserhörung nicht unbedingt zu rechnen habe? — Vor allem jedoch scheinst du mir Religion und Gebet für dasselbe zu halten!"

„Ist denn nicht das gemeinsame Merkmal aller Religionen das Beten?"

„Nicht nur das Gebet, sondern auch jene innere Haltung, deren äußere Betätigung man als Opfer bezeichnet!"

„Aber was für einen Zweck hätte die Religion überhaupt noch, wenn man nicht damit rechnen dürfte, daß durchs Gebet das Schicksalswalten beeinflußt werden kann?"

„Zweck? Die Religion ist eine seelische Tatsache aller Zeiten und Völker, die auch ohne menschlichen Nützlichkeitswert oder -zweck bestehen bleibt wie ein Nordlicht oder ein Regenbogen, bei denen vom Zwecke keine Rede sein kann."

„Das sind physische Wirkungen von vorhandenen physischen Ursachen!"

„Und die Religiosität ist eine psychische Wirkung!"

„Von was für einer Ursache?"

„Vom Schicksalswalten! Und die ganze Entwicklung der Religionsgeschichte beruht

Digitized by Google

nach meiner Meinung auf nichts geringerem als auf der Tragödie des Gebetslebens!"

„Meinst du denn, es gäbe keine Religion, wenn's kein Schicksalswalten gäbe?"

„Die Religion hätte dann erst zu einer Zeit entstehen können, wo der Mensch sein eigenes Seelenleben nachdenkend zu beobachten begann und sein Gewissen verstehen lernte. Doch Naturreligionen, wie sie sich uns im Heidentum darstellen, gäbe es ohne das Schicksalsmäßige nicht! Der Naturmensch, obwohl Herr der Erde, sah sich Mächten der Natur und der Ordnung des Entstehens und Vergehens schicksalsmäßig preisgegeben; und diese Tatsache konnte nicht nur, sondern mußte ihm schon Quelle seines Gottesglaubens und religiöser Haltung werden."

„Mußte?"

„Ja, gewiß! Der Selbsterhaltungstrieb mußte das Denken zwingen, zunächst nach einem Urheber des Schicksalsmäßigen zu suchen, und dann auch nach Mitteln, dies Schicksalsmäßige abzuwenden, einzudämmen, hinzuhalten, in Segensmacht und in schirmende und leitende Fügung umzuwandeln oder es auch im Sinne der Vergeltung, der Rache und des Fluches zu beeinflussen."

„Dann haben Naturreligionen also doch auch nach deiner Meinung einen Zweck, und zwar, wie ich schon anfangs sagte, den Zweck, das Schicksal durch Gebet zu beeinflussen!"

„Naturreligionen haben — einfach als psychologische Tatsache betrachtet — im Schicksalswalten ihren ‚Ursprung'! Letzteres war sozusagen Mutter oder Quellgrund der Religion! Doch der nun entstehende, selbstsüchtige Gedanke, die Religion auch zum ‚Mittel' zu machen, um auf das Schicksal bestimmenden Einfluß zu gewinnen und so den ureigensten Quellgrund der Religion durch diese selbst verschütten zu können, erwies sich erfahrungsmäßig als Mißgriff und Irrtum. Das wäre nämlich ähnlich so, als gedächte man, durch Benutzung der Regenbogenfarben, die doch nur eine Wirkung der Sonne sind, die Sonne unwirksam zu machen!"

„Da hätte dann aber doch nahe gelegen, daß die Religion angesichts solchen Irrtums erlosch!"

„Bei vielen einzelnen geschah dies ja auch! Doch für die sich immer erneuernde Menschheit im allgemeinen ergab sich, daß die Religion eine Entwicklungsgeschichte durchlief, die auf Korrekturen des Irrtums abzielte, also auf religiöse Modifikationen, bei denen immer noch die Hoffnung fortbestand, durch sie das Schicksalswalten zu beeinflussen."

„Glaubst du denn — verzeih die Indiskretion — nicht an einen Herrn des Schicksals, nicht an Gott?"

„Als ich vorhin das Mottenschicksal sah, nannte ich seinen Namen, ohne zu ahnen, daß du es hörtest! Ja, ich glaube an ihn!"

„Aber nicht an Lenkung?"

„Daß Menschenwille Gott lenken kann, glaube ich nicht; wohl aber, daß Gottes Wille Menschen- und Völkerschicksale lenken kann! Ich glaube an Bestimmungen von seiten Gottes, an eingreifende Fügungen, lenkende Beschirmungen, Segnungen und Vergeltungen in Zeit und Ewigkeit."

„Warum?"

„Weil die Erfahrung lehrt, daß dies Tatsachen sind, die schon im Einzelleben und noch viel klarer in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit erkennbar werden!"

„Und warum sollten unsere Bitten auf das Zustandekommen dieser Tatsachen, mithin auf Gott, keinen Einfluß üben können?"

„Gott ist doch nicht um des Menschen willen, sondern der Mensch, genau wie alles andere, um Gottes willen da!"

„Ist dir bekannt, wie sich die Entwicklungsgeschichte der Religion unter dem Streben nach Korrektur des Irrtümlichen vollzog? Ich weiß natürlich, daß man Religionsgeschichte lehrt, indem man die Inhalte der einzelnen Religionen vergleichend von außen her betrachtet, und daß man da von den religiösen Einflüssen spricht, die ein Zeitalter aufs andere oder ein Volk aufs andere ausübte; aber das interessiert mich wenig, weil es ja immer nur beschreibende Religionsgeschichte ist. Interessant wäre mir, wie die verschiedenen Religionen aus rein psychologischen Ursachen, aus inneren, aus seelischen Gründen, die Gestalten gewinnen mußten, die sie tatsächlich haben."

„Ausgezeichnet, mein Kind! Denn nur bei dieser Art der religionsgeschichtlichen Betrachtung erkennt man die einzelnen Religionen als treppenartige Erscheinungsform von Stufen der langsam gereiften religiösen Erkenntnis und gewinnt dann auch ein Urteil darüber, welches die höchste und bleibende Form der Religion sein wird."

„Das kannst du mir in klaren Worten sagen?"

„Ich glaube wohl! — Das Gebet ist, wie ich schon erwähnte, nicht einziges, doch immer erstes Merkmal aller Frömmigkeit. Du wirst auch leicht begreifen, daß der ursprüngliche Gebetsinhalt in der Hauptsache noch keine Verehrung oder gar Hingabe atmete, sondern Bitte im Hinblick auf das Schicksalswalten. Wenn die Erfahrung mit ihrem negativen Ergebnis nun diese Art des Betens als fehlerhaft erkennbar machte, so konnte der

Digitized by Google

Fehler nur entweder in mangelnder Inbrunst oder in falscher Gebetsadresse oder in unerlaubtem Gebetsinhalte zu suchen sein. — Zunächst vermuteten die Heiden den Fehler da, wo schlichte Frömmigkeit ihn auch heute meist noch sucht, in mangelhafter Inbrunst. Sie steigerten für ihr eigenes Bewußtsein den Ernst ihrer Inbrunst durch Opfer und brachten es so bis zu einem besonderen Gebets- und Opferkultus. Allein das Schicksal nahm unverändert seinen unberechenbaren Lauf! — Die Gebets-Tragödie begann! — Die Priester hochstehender alter Kulturvölker, z. B. der Babylonier, Perser, Ägypter, folgerten daher schon, daß die ‚Adresse', an die das Volk sich wandte, falsch sei. Nachweislich nämlich wußten sie schon, daß man als Herrn des Schicksals keinen anderen als den Schöpfer der Welt anzusehen habe, und teilten dies auch den zur esoterischen Gemeinschaft gehörigen Auserwählten als eines ihrer zahlreichen erkenntnistheoretischen und physikalisch-praktischen Geheimnisse mit. Doch Preisgabe des Geheimnisses ans Volk hätte nicht nur ihre Autorität und Macht geschädigt, sondern unter Umständen auch die Frömmigkeit als solche."

„Wieso denn auch diese?"

„Das Volk war nicht reif, die rein geistige Allmacht mit gleicher Innigkeit anzurufen, wie sinnlich vorstellbare Gottheiten. Hat man eine Vorstellung sinnlich-greifbarer Art, an wen oder was man sich betend wendet, so ist man größerer Inbrunst fähig, als wenn man zur ewigen, geistigen, dem Wesen nach unbekannten Macht beten soll. Das ist zum Beispiel auch der psychologische Grund, warum es noch heute vielen Christen sympathischer erscheint, Christum, die Jungfrau Maria und die Heiligen anzurufen, als Gott! Auch Jesus trug dieser psychologischen Tatsache Rechnung, indem er Gott durch Zuhilfenahme des Begriffes ‚Vater' vorstellbar zu machen suchte!"

„Das leuchtet mir ein! Also gab es auch da Monotheisten?"

„Abgesehen von anderen geschichtlichen Beweisstücken für die monotheistische Erkenntnis der Esoteriker mag dir die Tatsache dienen, daß die Bibel berichtet, der Esoteriker Abraham habe das erkenntnistheoretische Geheimnis der Priester von Ur in Chaldäa den Bewohnern des Jordanlandes preisgegeben, indem er von Dan bis Bersaba dem Herrn Jehova Altäre errichtete, ein Geheimnis, das aber dem im Jordanlande wohnenden Esoteriker Melchisedek auch schon bekannt war."

„Ist Abraham eine geschichtliche Gestalt?"

„Die Frage ist hier belanglos! Der Zeit exakter Geschichtsschreibung geht bei allen Völkern die Zeit der Sage, der mündlichen Überlieferung voran. Jeder sogenannten Sage wohnt aber immer ein geschichtlicher Kern inne. Ob der Bringer des Jehova-Kultus Abraham oder sonstwie hieß, ist gleich. Hauptsache ist, daß dieser Kultus als Volksreligion ins Jordanland von Ur in Chaldäa, das heißt als chaldäische Weisheit, kam und doch auch dort bei einem Hochstehenden, eben beim Melchisedek, schon vorhanden war. Das Neue liegt darin, daß in dieser ersten Phase der Entstehung des Judentums die religiöse Adresse verändert, das Beten und Opfern als Ausdruck religiöser Haltung aber unverändert beibehalten wurde. Das Jordanvolk wäre auf diese Neuerung bestimmt nicht eingegangen, also dafür nicht reif gewesen, wenn es seinen Priestern noch geglaubt hätte, daß ein Ausbleiben der Beeinflussung des Schicksalswaltens auf mangelhafte Inbrunst im Beten und Opfern zurückzuführen sei. Offenbar hatte man begriffen, daß der Gebetsfehler in anderem zu suchen sei, und hoffte, ihn durch Verbesserung der religiösen Adresse zu beseitigen. Allein, auch trotz Vertauschung des heidnischen mit dem Jehova-Kultus bleibt es in einem beim alten: das Schicksal nimmt unverändert seinen unberechenbaren Lauf! — Die Gebets-Tragödie geht weiter! — Zwar ist jetzt die Religionsentwicklung einen Schritt vorwärts gekommen, aber der vermeintliche Zweck der Religion wird nicht erreicht; die Verknüpfung der seelischen Tatsache des Vorhandenseins von Religion mit der selbstsüchtigen Absicht, Einfluß aufs Schicksalswalten zu gewinnen, erweist sich erneut als Mißgriff."

„Entschuldige! Du sprachst hier von einer ersten Phase der Entstehung des Judentums?"

„Ja! Die zweite Phase wird eingeleitet durch Moses, genauer durch die mosaische Gesetzgebung auf dem Sinai. Auf sie komme ich jetzt."

„Ich meine gehört zu haben, daß die zehn Gebote viel älter als Moses seien!"

„Sie sind schon 1500 Jahre vor Moses als das Staatsgesetz des Hammurabi von Babylon nachgewiesen. Aber Moses erkennt den Inhalt dieser Gebote als einen ‚göttlichen' Willen, den der Mensch ‚tun' soll, und der noch neben dem anderen göttlichen Willen, den er als Schicksal erleiden muß, besteht. Hammurabi schreibt: ‚Ich, der Sohn der Sonne, der große König von Babylon, verordne und gebiete', doch Moses verkündet: ‚Der Herr Jehova spricht.'"

„Ich verstehe! Moses macht die Moral zu einem Bestandteil der Religion?"

„Jawohl! Er mußte wohl erkannt haben, daß Moral nicht bloß auf einer gesellschaftlichen Nützlichkeitserwägung beruht, sondern auch einem, von Gott eingepflanzten, seelischen Instinkte entspreche, den wir heute bekanntlich ‚Gewissen' nennen! Da aber doch Völker nur Neuerungen im Herzen Raum geben, von denen sie für sich Nutzen erhoffen, so läßt sich die Aufnahme der Moral in die Religion Israels psychologisch wohl nur aus der Erwartung erklären, durch diese Verbesserung der Religion den schon immer erstrebten Einfluß aufs Schicksalswalten endlich zu erlangen."

„Aber nicht wahr, die Nichterreichung des Zieles konnten die Priester nun immer mit dem Hinweise auf die ‚Sünde' als einer mangelhaften moralischen Haltung des einzelnen begründen?"

„Die Priester Israels glaubten selbst, daß es so sei, und suchten Abhilfe durch Einrichtung von Sühneopfern und durch Tempelkultus in vollendetster Form zu schaffen! — Es bleibt aber bei der religiösen Tragödie! Das Schicksal nimmt auch weiter seinen Lauf! — Nur die Religionsentwicklung ist erneut einen bedeutenden Schritt vorwärts gekommen!" —

„Nun bin ich aber neugierig!"

„Ja! Nachdem die menschliche Einsicht so weit ist, gibt es nur noch drei weitere Möglichkeiten des Fortschrittes: Man kann sich in das Schicksalswalten fügen als in Unabänderliches: ‚Allah will es!' und alles ist ‚Kismet'. Trotzdem ist festzuhalten an der ererbten religiösen Einstellung menschlicher Vergangenheit, also am Gebet, das hier ganz zur verehrenden Anbetung wird, am Tempelkultus und an Moral. Der Lohn für solche Haltung aber ist nach dem Tode im Jenseits zu erwarten. — Die Religion verliert damit ihren Diesseitscharakter und wird zur Jenseitsreligion. Diese vollkommen fatalistische Wendung geschah verhältnismäßig spät, bekanntlich erst im 7. Jahrhundert nach Christus, im Islam. — Auf eine andere Möglichkeit verfiel der Buddhismus. Auch Buddha verlangt Ergebung ins Schicksalswalten, doch nicht in bloßer Resignation, sondern in einer Schulung des Geistes zur Freude auf den Tod als einzige ‚Wahrheit'. Jugend, Gesundheit und Leben sind wegen ihrer Vergänglichkeit nur vorgetäuschte Güter, sind Lüge, und wahr ist nur der Tod. Wer diese Wahrheit freudig ehrt und sich das Martyrium von Vergänglichkeit und Moral willig im religiösen Kultus angeeignet hat, darf hoffen aufs ‚Nirwana' mit gradweiser Vollendung bis zum Eingehen in Gott. Hier liegt also noch eine diesseitige Leistung vor, ein religiöses Heldentum; aber, da hier der ‚Gewinn', den die Religion ihrem Bekenner bringen ‚soll', einzig im Jenseits liegt, so ist auch der Buddhismus Jenseitsreligion. Diese Wendung geschah verhältnismäßig früh, schon im 7. Jahrhundert vor Christus." —

„Ach! Und die dritte Möglichkeit, die ich inhaltlich übrigens noch nicht sehe, bringt das Christentum?"

„Nur keinen Sprung ins Dunkle und bloß Phrasenhafte! Die dritte Möglichkeit bahnt das prophetische Judentum an. Man fügt sich ins Schicksalswalten, aber weder mit fatalistischer Resignation wie die Mohammedaner, noch mit heldenhaftem Märtyrerwillen wie die Buddhisten, sondern in dem Sinne: Das Beste hoffen und das Schlimmste fürchten! Die Stellungnahme zur Schicksalsfrage bleibt also eine offene Frage! Im Gebetsleben erkennt man die bewundernd oder dankend verehrende Anbetung als einen würdigen und qualitätvollen Gebetsinhalt, der große Pflege erfährt. Und als die wichtigste religiöse Aufgabe der Gegenwart sieht man die Pflege der Moral aus Frömmigkeit an. Auch der Unsterblichkeitsgedanke gewinnt Raum, doch ohne so entscheidenden Einfluß wie beim Islam und Buddhismus. Man sieht genau die Lücke, die noch vorhanden ist, steht aber ihrer Schließung in abwartender Bescheidenheit gegenüber, hoffend, daß Gott selbst einen Gottgesalbten, den ‚Messias', kommen lassen wird, der die Vollendung der Religionsentwicklung bringen muß. Mit anderen Worten: Das prophetische Judentum bleibt seiner ganzen Struktur nach trotz schwellender Ewigkeitshoffnung eine äußerst vornehme Diesseitsreligion, die über die Diesseitsreligionen heidnischer Art und über die Jenseitsreligion des Buddhismus — wie auch über die spätere des Islam — weit hinausragt und in der Kulturwelt ihrer Zeit von Einsichtigen auch dementsprechend gewürdigt wird."

„Und nun kommt das Christentum?"

„Die jahrhundertelange Messiaserwartung, bei der allerlei, dem egoistischen Volksempfinden entsprechende, phantastische Vorstellungen auf die Dauer natürlich unvermeidlich sind, hält die Kulturwelt für ein Neues innerlich geöffnet und kommt durch Jesus zu ihrer Erfüllung. Selbstverständlich ist er nicht ein Verwirklicher von egoistisch-phantastischen Messiasvorstellungen. Er läßt den ganzen, so vornehmen Inhalt des prophetischen Judentums, sofern dieser Religiosität und nicht egoistische Phantasterei atmet, bestehen. Die Schicksalsfrage aber löst er, indem er den noch an der Peripherie des

Digitized by Google

mosaischen und prophetischen Ahnens auftauchenden Gedanken von der ‚Liebe zu Gott und dem Nächsten' in das Zentrum des Wollens, und zwar des rein religiösen Wollens, rückt. Wissend, daß der Mensch um Gottes willen — und nicht umgekehrt — lebt, fordert Jesus freiwillige Einordnung ins ewige Walten, ganz gleich, ob es sich um Übernahme innerlich verstandener Pflichten oder um Hinnahme äußerlich drohender Schicksale handelt. Die Welt und Weltgeschichte dient uneingeschränkt der Erreichung unerkennbarer Ziele Gottes. Solche restlose Hingabe an Gottes Wollen schließt zwar nicht aus, daß man auch bittend mit Gott spricht wie ein Kind mit seinem Vater, doch bleibt die willige, handelnde oder leidende Einordnung in die moralischen und schicksalsmäßigen Anforderungen Gottes das unbedingt Maßgebende in der Religion! Denn Religion muß frei sein von allen selbstsüchtigen Lohngedanken — obschon der Lohngedanke in der erziehlichen Willigmachung zur Religiosität noch eine ‚methodische' Rolle spielen kann — und muß Hingabe, muß ‚Gottesdienst' sein! Gottesdienst aber ist pflicht- und schicksalsmäßiger Dienst zur Verwirklichung der unbekannten Absichten, die Gott mit der Welt und insonderheit mit der Menschheit haben kann. So wird aus einem auf Lohn spekulierenden Gottesknechte ein Gotteskind und Gottesheld ohne mohammedanische Resignation und ohne willkürliches buddhistisches Martyrium."

„Und die Fügungen schirmender, segnender oder vergeltender Art?"

„Man wird mit ihnen so weit rechnen dürfen, als sie für Gottes Absichten oder für seine in bezug auf sein Werkzeug berechtigten Hoffnungen ihm selbst nötig erscheinen!"

„Was wird aber dabei das Gebet?"

„Der dauernde Umgang der Seele mit Gott! Gebet ist da eine dauernde innere Bezugnahme auf ihn, wie wenn bräutliche Liebe bei allem, was sie tut und läßt, die Rückwirkung auf die Gemeinschaft mit dem geliebten anderen Ich im Auge behält! Gebet ist bei Jesus keine bloße Einzeläußerung religiösen Wollens mehr, obschon er auch diese kennt, sondern das religiöse Wollen wird nun zu einem inneren ‚Beten ohne Unterlaß'."

„Und das religiöse Opfer?"

„Es besteht in der restlosen Hingabe der eigenen Persönlichkeit mit allem, was sie kann, will, ist und hat, an Gott!"

„Aber, wo bleibt die Unsterblichkeit?"

„Sie hört auf, ein bloßer ‚Lohn' zu sein, wird vielmehr zu einer selbstverständlichen Verwertung der seelischen Persönlichkeit im Ewigen, immer entsprechend ihrem Werte, den sie fürs Ewige hat. Die ewige Konsequenz, die sich aus der irdischen inneren Haltung ergibt, ist wahrscheinlich so verschieden, daß man die äußersten Gegensätze in die Bildsprache von Himmel und Hölle einkleiden kann."

„Bedarfst du keiner Gnade vor Gott?"

„Der Mensch kann niemals schon in der Wiege, sondern immer erst im Sarge einen bestimmten inneren Ewigkeitswert verkörpert haben. Er bedarf zu dieser Entwicklung sowohl mancher besonderen ‚Begnadung' von Gott, als auch für das Fehlerhafte seines inneren Entwicklungsganges, für seine ‚Sünde' der ‚Begnadigung', die sich mit dem individuellen Lebensergebnisse zufrieden erklärt und nicht bloß irgendeine, sondern die bestmögliche Verwertung vornimmt. Solche Gedankengänge erscheinen mir möglich und für die christliche ‚Erziehung' auch ganz wertvoll, aber nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Ich überlasse mich im Tode ebenso willig meinem Gotte, wie im Leben."

„Ist das Christentum eine Diesseits- oder eine Jenseitsreligion?"

„Beides zugleich! Es umspannt Zeit und Ewigkeit, indem es den Menschen mit seinem ganzen Denken, Fühlen und Wollen, sowie mit seinem Verantwortlichkeitsbewußtsein und seiner schöpferischen Phantasie wurzeln und gipfeln läßt in Gott!"

„Und was ist dir die Kirche?"

„Eine unentbehrliche, immer wieder klärende Erzieherin der Menschheit für Gott!"

„Aha! Und die Konfessionen und Sekten?"

„Verschiedenartige Erziehungsmethoden für christliche Religiosität, die nötig sind, weil nirgends im Leben zur Erreichung gleichen Zieles immer nur eine Methode gelten kann. Goethe sagt in Anlehnung an Paulus:

Eines schickt sich nicht für alle!
Jeder sehe, wie er's treibe!
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und, wer steht, daß er nicht falle!"

# Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

## Mein Ibsen-Theater. Erinnerungen von Carl Heine

Der älteren Generation, die revolutionäre Bewegungen miterleben muß, ist es niemals verliehen, innerhalb dieses revolutionären Neuen Unterschiedliches zu erkennen. Das trifft nicht nur bei politischen oder sozialen Revolutionen zu, das beobachtet man in vielleicht noch ausgeprägterem Maße bei künstlerischen Neuerungen. Diese Tatsache erlebten die Jüngeren wieder einmal, als die Dramen von Henrik Ibsen in Deutschland anfingen, bekannt zu werden. Die bisherigen Machthaber und Worthalter der Literatur blickten nicht näher hin, sondern schleuderten alles Neue, ob es nun Zola, Tolstoi oder Ibsen hieß, in den gleichen, großen Topf, in dem alles schmoren mußte, was ihnen neu und deshalb widerwärtig schien, und was sie, ohne einzelnes zu unterscheiden, voller Abscheu „Naturalismus“ nannten. Mit Entwicklungsgeschichte vertraut, wunderte ich mich über diese Tatsache nicht, denn sie schien mir gesetzmäßig. Desto erstaunter aber war ich darüber, daß auch die Jugend jener Zeit Ibsen für einen Naturalisten hielt. Und geradezu bestürzt wurde ich, als der von mir hochverehrte, geistvolle kritische Bahnbrecher des neuen Stils der Schauspielkunst, daß Otto Brahm, der Direktor des Deutschen Theaters in Berlin, Ibsen mit dem neugewonnenen Rüstzeug der naturalistischen Bühnenkunst bewältigen zu dürfen, zu können, zu müssen glaubte.

Ich hatte mich von Jugend auf sehr ernsthaft mit Ibsens Dramatik beschäftigt. Ich hatte erkannt, daß Ibsen von Beginn an Romantiker war und seine revolutionäre und dennoch romantische Natur, auch als er unendlich viel vom französischen Sittendrama lernte, nicht änderte. Er war der erste, der über die Rollenfächer unbekümmert hinwegschritt und sie nach und nach vollkommen zerschlug. Noch in seinen beiden ersten Gesellschaftsdramen wäre es jeder Bühne leicht, eine Fachbesetzung durchzusetzen; der Bonvivant, der Charakterspieler, der gesetzte Liebhaber, die Anstandsdame und die Sentimental-Naive wären in den Figuren der „Nora“ unschwer herauszuerkennen; aber schon in „Hedda Gabler“ scheitert jeder Versuch einer Fachbesetzung. Das könnte vielleicht für den oberflächlichen Beobachter Naturalismus scheinen, zumal Ibsen in einem großen Teil seiner Dramen der modernen Gesellschaft den Spiegel vorhielt. Aber dem schärfer Zusehenden tauchte auch aus diesen kritischen Gegenwartsstücken immer wieder der Romantiker auf. Der Naturalismus wollte lediglich Ausschnitte des Lebens geben, wollte nur die äußere Erscheinungswelt als Maßstab seiner Dichtungen gelten lassen, wollte nur zerlegen. Ibsen wollte sammeln, eine in sich abgeschlossene, in sich ruhende Welt verkünden; er trug das Spiegelbild eines idealistischen Weltbildes in sich, wollte eine neue Welt schaffen, die sich auf Grund der Wahrheit zur Freiheit durchringt und alle Lügen einer morsch gewordenen Gesellschaftsmoral zertrümmert. Er wollte durch seine Dichtungen die Menschheit einem Reiche zuführen, das auf das „Reich des Heidentums“, auf das „Reich des Christentums“ folgend, als das dritte Reich, das Reich der Wahrheit und Freiheit, dem Menschen beglückendste Heimat werden müsse. Einen Bühnenstil für diesen Ibsen zu finden, schien mir lebenswerte Aufgabe. Aber innerhalb der Ibsenschen Dramatik mußte ich Unterschiede finden, die jedem einzelnen Werk seinen nur ihm gebührenden Stil gaben. Am deutlichsten sieht man das bei den beiden Frauentypen, die in allen Gesellschaftsdramen Ibsens wiederkehren, dem Typus des Luxusweibes und des Arbeitsweibes. Wenn Noras Charakterführung und Sprache noch Schritt für Schritt an das Theater und an literarische Traditionen gemahnen, so ist Hedda Gabler eine Spielart des Typus, die nichts mehr mit Traditionen zu schaffen hat, die ganz und gar neue schauspielerische Schöpfung von der Darstellerin verlangt. Es konnte deshalb nicht daran gedacht werden, einen einzigen Stil für alle Ibsendramen zu finden, sondern für jedes Drama seinen eigenen. Denn die Behandlung des Dialogs, der sich in den Gesellschaftsdramen fortwährend zwischen bloßem Salonton und einer höheren Region bewegt, erfordert eine ganz besondere Schulung des Darstellers. Mimik und Geste müssen den Dialog stützen und erklären. Aber diese beiden Mittel sollen doch immer nur Hilfsmittel sein, so daß gerade die Sparsamkeit ihrer Verwendung ihre Bedeutung hebt. Ausgiebigerer Gebrauch dagegen muß von einem anderen Mittel, von der Gruppierung, gemacht werden. Ich halte sie für eine der beredtesten Bühnensprachen. Die Stellung der Personen zueinander, ihr Sichverfolgen, ihr Sichfliehen, die Ausscheidung einer Person oder ihre nähere oder weitere Entfernung von der Hauptgruppe — kurz, die Anordnung und Bewegung der Gruppen können dem Zuschauer äußerlich die inneren Beziehungen klarmachen. Ibsen hat mit seinen Regiebemerkungen dem Schauspieler und dem Regisseur darin schon viel vorgearbeitet.

Digitized by Google

Aber ich sah da noch ein ungeheures, wenig ausgenütztes Feld dankbarer Arbeit für die Kunst der Bühne.

Dem Wunsch folgte schnell der Wille, dem Willen die Tat. Glückliche Umstände unterstützten mich. Als künstlerischer Direktor der Literarischen Gesellschaft in Leipzig hatte ich schon die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf meine Bestrebungen gelenkt; man hatte beobachtet, daß ich für neue Dramen neue Aufführungsstile zu finden wußte, ja, daß ich sogar bei den Uraufführungen von Maeterlincks „L'Intruse" und von Wedekinds „Erdgeist" verstanden hatte, Formen zu finden, die der damaligen Bühne völlig neu waren. Ich hätte schon unser Leipziger Theater gern mit einem Ibsenschen Drama eröffnet. Ich sah aber bald ein, daß es ein Mißgriff gewesen wäre, ein neugebildetes Ensemble seine noch unausgeglichenen Kräfte an Ibsen messen zu lassen. Erst nach sechsmonatiger Arbeit wagte ich mich an Ibsen, und innerhalb dreier Jahre hatte ich erst „Rosmersholm", „Wildente" und „John Gabriel Borckmann" auf meinem Repertoire. Aber es war mir doch gelungen, einen Stamm von Darstellern zu erziehen, auf den ich bauen konnte. Da wir nun ohnehin beschlossen hatten, unser Leipziger Theater aufzulösen, stand dieser Darstellerstamm mir zur Verfügung! Ich wandte mich an Ibsen und bat ihn, meine für Gastspielreisen bestimmte Bühne „Ibsen-Theater" nennen zu dürfen. Ich kannte den Dichter von der Zeit meines Münchner Aufenthaltes persönlich, ich hatte bei ihm im Hause verkehren dürfen, und er war immer, im Gegensatz zu seinem Ruf, der ihn als unzugänglichen, brummigen, ein wenig boshaften Menschen schilderte, zu mir überaus liebenswürdig gewesen. Ich hatte mit ihm über seine Dramen und meine Darstellungsauffassung sprechen dürfen, und er verstand es, sein Gespräch so zu führen — gewiß das Zeichen höchster gesellschaftlicher Güte —, daß ich, wenn ich ihn verließ, das Gefühl hatte, ich sei doch wirklich ein beachtenswerter Mensch. Ibsen mochte mich wohl noch aus jener zehn Jahre zurückliegenden Zeit in freundlichem Gedächtnis behalten haben, denn er gewährte mir in liebenswürdigster Weise meine Bitte.

Nun brauchte ich für meine Gastspielreisen noch ein Plakat, von dem ich wünschte, daß es dem Beschauer sofort den Sinn meiner Aufführungen nahebringen sollte. Es gelang mir, den skandinavischen Maler B. Wennerberg für meinen Zweck zu gewinnen. Links oben blickt der Kopf Ibsens, von schwarzem Hintergrund getragen, auf den Beschauer. Als Wennerberg mir den Entwurf zeigte, entschuldigte er sich, daß der Kopf nur skizziert sei, versprach aber, ihn noch genau auszuführen. Nur mit Mühe konnte ich den Maler bewegen, seine Absicht aufzugeben. Rechts sieht man das rauschende Meer. Schlangen, ein norwegisches Symbol, umwinden Meer und eine Frauengestalt, die aus ihrem erdgebundenen Leid heraus sehnsüchtig in jenes unsichtbare Idealreich blickt, das den Menschen Erlösung bringen soll.

Noch etwas nahm ich auf die Reise mit: eine Broschüre, die über unsere bisherige Tätigkeit berichtete. Sie begann mit einem ausgezeichneten Vorwort, das der Leipziger Schriftsteller Hans Merian geschrieben hatte, und brachte dann eine Reihe von Stimmen der Presse verschiedener Städte über unsere bisherigen Aufführungen in Leipzig. Es folgte nun die Zeit der Proben, in denen ich die Gesellschaftsdramen Ibsens, soweit sie damals erschienen waren, einstudierte. Am 18. Februar 1898 konnten wir abreisen.

Gleich unsere ersten Vorstellungen zeigten uns, daß unsere Spielweise verstanden wurde und Erfolg fand. Die Möglichkeit, meine Absichten zum Ausdruck zu bringen, verdankte ich in erster Linie der aufopfernden Hingabe meiner Darsteller, denen keine Arbeit zuviel wurde, und die sich mit Freuden meiner Führung anvertrauten. Umstände erforderten in den folgenden Jahren meiner Gastspiele zuweilen einen Wechsel innerhalb meiner Truppe, aber die neuen Kräfte lebten sich schnell ein. An der Spitze meiner Darstellerinnen stand Helene Riechers, die man jetzt leider fast nie mehr auf der Bühne sieht, an der Spitze der männlichen Darsteller Artur Waldemar, der allzufrüh einem traurigen Schicksal erlag. Leonie Taliansky, die erste Lulu in Wedekinds „Erdgeist", gehörte ebenfalls zu den ersten meiner Darstellerinnen. Margarete Kupfer begann bei mir ihre Laufbahn, Betty L'Arronge, die Schwester des früheren Leiters des Deutschen Theaters in Berlin, Marie Wolff, Rosa Lenz, Elfriede Wagner, Maria Kalweit, Marie Bach, leisteten Ausgezeichnetes, und die Herren standen nicht zurück: Max Henze, der leider so früh Verstorbene, pflückte hier seine ersten Lorbeeren, Leopold Jessner fühlte sich zum erstenmal in die tiefsten Geheimnisse der Bühnenkunst eingeweiht und hat noch heute die Freundlichkeit, sich meinen Schüler zu nennen, Artur Holz, Eugen Albu, Eugen Kalkschmidt, Egbert Soltau, Artur Berger, Konrad Wiene, Beaurepaire, Schady — kurz, Träger verschiedenster Stilarten, die sich bei mir zu einer einzigen verbanden, standen gemeinsam am Werke. Vor allem aber begleitete uns einer auf der Tournée, der mir menschlich und künstlerisch unendlich viel gab: Frank Wedekind, der als Schauspieler und Dramaturg bei mir tätig war und unter dem Namen Kämmerer bei mir auftrat. Eine seiner Aufgaben bestand darin, die Verbindung zwischen uns und der Presse herzustellen. Da kam es denn häufig vor, daß mir einer der Besuchten sagte, da sei ja in meinem Auftrage ein Herr Kämmerer, ein ganz besonders liebenswürdiger, höflicher, schüchterner Herr, bei ihm gewesen. Man fiel beinahe in Ohnmacht, wenn ich erwiderte, daß dieser Herr Frank Wedekind sei,

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Paul Bürck
(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1925)

Digitized by Google

Digitized by Google

denn der üble Ruf, der dem verruchten Dichter vom „Erdgeist“, von „Frühlings-erwachen“, „Kammersänger“ und „Fritz Schwiegerling“ vorausging, wollte gar nicht mit dem Wesen des bescheidenen Jünglings, den man kennengelernt hatte, übereinstimmen. Wedekind war auf unseren Gastspielreisen immer nach der Vorstellung mit meiner Frau und mir zusammen. Er war ein rüstiger Trinker. Und mir verordnete er bei seelischen oder körperlichen Leiden sein Arkanum: „Herr Doktor, trinken Sie einen Grog von Rum.“ Und wenn es immer später und früher wurde, und meine Frau und ich nach Hause gehen wollten, flehte er uns in den rührendsten Tönen an: „Gnädige Frau, Herr Doktor, gehen wir noch in ein Café.“ Und fast immer erlagen wir seinen Bitten, weil seine Gespräche so voller Anregung waren, daß man stets gefesselt blieb. Und wenn er auch noch so viel getrunken hatte, sein Geist blieb immer hell und scharf, sein Witz schlagend und seine überkonventionelle Höflichkeit veränderte sich nie; seine Unterhaltung fesselte uns bis zum letzten Augenblick.

Übrigens war es eigentlich merkwürdig, daß Wedekind gerade Mitglied eines Ibsen-Theaters sein mußte, denn er war viel mehr Gegner als Freund der Ibsenschen Dramatik. Sein Prolog zum „Erdgeist“, den er kurz vor der Aufführung auf meine Bitte geschrieben hatte, drückte seine abfällige Meinung über die Philiströsität der Gesellschaftsdramen des norwegischen Satirikers schonungslos aus. Ich glaube auch nicht, daß er mit meinem Ibsenstil sehr einverstanden war; er verlangte z. B. immer von mir, daß ich „Hedda Gabler“ als ausgesprochene Parodie der „Nora“ geben müsse, nur von der Art, in der ich den Gregers Werle in der „Wildente“ darstellen ließ, war er offenbar befriedigt. Ich hatte immer das Gefühl, als ob Ibsen sich in Gregers Werle ein wenig über die idealen Forderungen des Thomas Stockmann im „Volksfeind“ im Sinne der Bourgeoisie lustig gemacht hätte. In diesem Geist wurde die Rolle von Anfang an bei mir gespielt. Mein erster Gregers Werle war Marzell Salzer, und seine heute allgemein bekannten Leistungen als Rezitator werden es begreiflich machen, daß er die von mir gewünschte Mischung von ernster Leidenschaft und parodistischer Komik sicher zu treffen wußte. Er hatte übrigens in der Darstellerin der Hedwig eine interessante Partnerin. Es war ein sehr junges Mädchen aus Wien, das mir lebhaft empfohlen war und mir gleich von Anfang an sehr gut gefiel. Kein Wunder, denn es war Karoline Medelsky, die 1896 von ihrem Gastspiel bei mir ans Burgtheater kam und dort schnell zu der Berühmtheit gelangte, die sie noch heute genießt. Bei dieser meiner Erstaufführung der „Wildente“ lag mir der Direktor des Berliner Residenztheaters, Siegmund Lautenburg, lebhaftest an, er wolle die Rolle des Hjalmar Ekdal spielen. Man weiß, er stand mit Fremdworten nicht auf dem besten Fuß und verwechselte leicht die Begriffe. So kam es denn, daß er sich mir mit den Worten empfahl: „Ich habe bereits über hundertmal die Titelrolle in der ‚Wildente‘ gespielt.“ Er meinte die Hauptrolle, eben den Hjalmar Ekdal. Übrigens hatte es damit seine lustige Bewandtnis, von der er keine Ahnung hatte. Lautenburg fällt die Ehre zu, der erste gewesen zu sein, der in Berlin die deutsche Uraufführung der „Wildente“ gegeben hat. Die Rolle des Hjalmar Ekdal erteilte er Emanuel Reicher zu. Reicher wußte lange nicht, was er mit dem Hjalmar anfangen sollte. Endlich glaubte er zu entdecken, daß diese Figur seinem Direktor Siegmund Lautenburg überaus ähnlich sei, und er begann auf den Proben Lautenburg zu kopieren. Lautenburg, der selbst die Regie führte, bemerkte davon nichts, aber er begann zu vermuten, daß dieser Hjalmar eine Rolle sei, die ihm selbst ausgezeichnet liegen müsse. Er rief deshalb einen Streit mit Emanuel Reicher hervor, nahm ihm in diesem Streit die Rolle ab und spielte sie selbst. Da er aber auch nichts Besseres mit der Rolle anzufangen wußte, kopierte er Reicher, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er damit eine Kopie seiner selbst lieferte. Lautenburg hatte mit seinem Hjalmar Ekdal einen ganz großen Erfolg, und seine Darstellung blieb in Deutschland Muster für diese Rolle, bis ich diesem lächerlichen Unfug durch Artur Waldemars glänzende, vorbildliche Darstellung des Hjalmar ein für allemal ein Ende machte. Gerade von meiner „Wildenten“-Aufführung haben mir Männer, wie Geheimrat Dr. Zeiß, Generalintendant Hartung, Intendant Dr. Hagemann später erzählt, daß sie als junge Leute von ihr einen Eindruck empfingen, der bei ihnen Epoche gemacht und sie zum Theater als Lebensaufgabe geführt habe.

In besonders angenehmer Erinnerung ist mir unser Gastspiel in Hamburg. Ich gastierte im Karl Schultz-Theater, das seinen Ruhm als Possen- und Operettenbühne erworben hatte. Trotzdem war Hamburg gleich bereit, dort auch meine ernste Kunst entgegenzunehmen. Ich hatte schon seit langem zu vielen dort Ansässigen die besten Beziehungen. Ich traf mich wieder mit Lichtwark, Brinckmann und vor allem mit Dehmel, Liliencron und Otto Ernst. Durch Helene Bonfort, die bekannte Führerin der Hamburger Frauenbewegung, eine temperamentvolle und geistvolle Frau, die noch heute in treuer Freundschaft zu meiner Frau und mir hält, wurde ich auch mit Dr. Aby Warburg bekannt, dem humorvollen und geistvollen Hamburger Kunsthistoriker, der in witziger Weise mir erklärte, daß die wohlwollende Freundlichkeit des ernsthaften Hamburger Publikums meinen ihm wesensfremden Darbietungen gegenüber nichts anderes bedeute, als die Hochachtung des



Digitized by Google

Hamburger Kaufmanns vor der fremden Firma. Allerdings gab es auch einen Theaterskandal, als ich, was ich in fast allen größeren Städten tat, meiner Überzeugung vom Werte dieses Stückes getreu, zum Schluß meines Gastspiels Wedekinds „Erdgeist" aufführte. Das ging denn doch dem Hamburger über den Spaß, und ich sah, wie nach Fallen des Vorhangs sonst ernsthaft-gemessene Männer mit geballten Fäusten gegen den Vorhang drohten. Aber selbst dieser Wedekind-Abend hat in Hamburg den guten Ruf unseres Gastspiels nicht zerstören können. Nicht immer ging es uns so gut wie dort. In Lübeck z. B. begegnete es mir, daß ich die schlimmste Kritik erhielt, die ich je in meinem Leben bekommen habe. Mein Agent, der mir die Gastspieltheater zu vermitteln hatte, beging den Fehler, mir statt des Stadttheaters das vor den Toren Lübecks befindliche „Wilhelm-Theater", ein Operettentheater, zu pachten. Ich begann meine Aufführungen mit dem „Volksfeind", einer Aufführung, die ja zu großer Prachtentfaltung keinen Anlaß bietet. Viel Publikum — es war gerade besonders schlechtes Wetter — war nicht zum Wilhelm-Theater hinausgepilgert. Ich war bisher von der Presse sehr verwöhnt worden und so war ich höchst erstaunt, in der führenden Lübecker Zeitung zu lesen: „Im Wilhelm-Theater hat ein Ibsen-Theater seine Zelte aufgeschlagen. Darstellung, Regie und Ausstattung blieben weit hinter dem zurück, was wir im Wilhelm-Theater zu sehen gewohnt sind." Glücklicherweise lauteten andere Kritiken anders, und auch das Lübecker Gastspiel nahm einen befriedigenden Verlauf.

In Wien wurden wir von vornherein sehr freundlich aufgenommen. Ein Kreis von sehr jungen Männern empfing uns bereits auf dem Bahnhof. Diese Jünglinge brachten Grüße von Hermann Bahr, Artur Schnitzler und Rudolf Lothar und wurden mir als die „kommenden" Schriftsteller bekannt gemacht. Sie belegten mich gleich für den ersten Abend zu einer Rezitationsveranstaltung mit Beschlag. Es waren Jakob Wassermann, Alfred Gold, Artur Kahane und Felix Dörmann. Auch mit Prof. Minor und Dr. von Weilen, guten Bekannten von meinem früheren Aufenthalt her, war ich häufig zusammen. So glaubte ich, es könne mir an nichts fehlen. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, d. h. ohne die Wiener Zensur. Das erste, was mir diese antat, war, daß sie mir verbot, mein Ibsen-Plakat, das in allen Städten an den Säulen geglänzt und seine Schuldigkeit getan hatte, in Wien öffentlich zu zeigen, denn die weibliche Figur, die nach dem dritten Reiche ausblickt, war unbekleidet, und Wien war der Meinung, daß diese nackte Frau unbedingt sittlichen Anstoß erregen müsse. Aber nicht nur hierin erwies sich die Wiener Zensur ängstlicher als die anderer Städte, auch im Text meiner zur Aufführung angemeldeten Stücke wurden Verwüstungen angerichtet. In „Hedda Gabler" strich man mir alle Stellen, die darauf hindeuteten, daß Hedda guter Hoffnung sei, in der „Wildente" alle Sätze, die Hedwig als uneheliches Kind erkennen lassen, in „Nora" alle mißfälligen Bemerkungen Noras über Gesetze, die eine Tochter hindern, ihren sterbenden Vater zu schonen, eine Gattin, dem schwerkranken Mann zu helfen. Die Wiener Zensur war eben der Meinung, daß es nicht vorkommen könne, daß irgendein Mensch irgendein Gesetz irgendeines Landes für schlecht hält und diese Meinung auch noch ausspricht. Diese Zensureingriffe waren noch erträglich, denn ich ließ alle gestrichenen Stellen auf der Bühne ruhig sprechen, und die Polizei kümmerte sich nicht um dies Verbrechen, aber schlimmer war es, daß man mir die Aufführung von Wedekinds „Erdgeist" verbot. Wenn man bedenkt, daß Wien damals noch völlig unter der Tradition des Burgtheaters stand und dem Neuen feindlich gesinnt war, daß es sich gute Vorstellungen ohne Sonnenthal, Lewinsky und die Wolter nicht vorstellen konnte, war es für uns besonders ehrenvoll, daß wir trotz mancher abfälligen Kritik doch starke künstlerische Erfolge erzielten. Ganz besonders freute es mich, daß eine führende Zeitschrift anerkannte, daß hier eine Lösung der Stilfrage gefunden sei. „Die Fäden der Exposition sind gezogen, das Drama beginnt" heißt es in einer Besprechung meiner „Rosmersholm"-Aufführung. „Aufgestörte Ruhe: Rosmer hat von Rebekka einen unerwarteten Refus erhalten, der ihn verwirrt. Rebekka bekommt von Kroll niederschmetternde Enthüllungen zu hören. Dann sitzen sie alle drei zusammen, und Rebekka erzählt. Da setzt die Stimmung ein, und über die Bühne senkt sich langsam und unbemerkt Stil nieder. Jedes Wort beginnt zu wirken, jeder Ton, jede Gebärde, jede Gruppierung. Und es sind nun mit einemmal ganz neue Töne, neue Gebärden, neue Gruppierungen. Atemlos horcht man. Etwas über der Szene, über den Worten wird vernehmbar. Ein eigener Tonfall vor allem, ganz seltsam musikalisch abgestuft. Und eben dadurch erhält plötzlich alles Wirkung, erschütternde Wirkung, ganz anders als sonst bei Ibsen. Das Stück schließt ernst und weihevoll wie eine aufgelöste Dissonanz. Das habe ich erst heute ganz begriffen. Die reine lyrische, die Stimmungsnote darin — ganz frei von Ironie und skeptischer Überlegenheit — wurde nie so scharf empfunden . . . Jetzt glaube ich an stilvolle Regiekunst." Wir alle schieden mit schwerem Herzen von Wien, als wir wieder nach Norden fuhren, um unser erstes Gastspieljahr in Leipzig zu beschließen und unserem Stammpublikum noch einmal zu zeigen, was wir fern von Leipzig gelernt hatten. Ich war inzwischen nach Hamburg übergesiedelt, hatte in Hamburg für eine kurze Zeit das Karl Schulz-Theater als Schau-

Digitized by Google

spielbühne übernommen, und das alles brachte eine kurze Unterbrechung meiner Gastspielreisen mit sich. Aber schnell bereitete ich neue Gastspiele vor und faßte dieses Mal auch das Ausland ins Auge, besonders noch Belgien und Holland. Die Hauptstützen meiner früheren Truppe waren wieder beisammen. Dieses Mal hatten wir einen neuen Ibsen einstudiert, den inzwischen erschienenen Epilog „Wenn wir Toten erwachen". Ich hatte das Recht der deutschen Uraufführung erworben, aber vertraglich die Klausel mit übernehmen müssen, daß ich mich in meinem Aufführungstermin an das Stuttgarter Hoftheater halten müsse, das ebenfalls das Recht der Uraufführung besaß. Ich hatte natürlich die Absicht, diese Vorstellung in einer der ganz großen Städte Deutschlands zu geben, aber als ich mich gerade in Stettin befand, zeigte Stuttgart die Uraufführung an. Selbstverständlich zeigte auch ich die meinige, und als in Stuttgart ein Hindernis eintrat, das die dortige Vorstellung unmöglich machte, sah ich in Stettin keinen Grund, abzusagen. So hatte Stettin allein die Ehre, am 29. Januar 1899 Ibsens „Wenn wir Toten erwachen" als erste Bühne in deutscher Sprache zu geben. An der Aufführung dieses letzten Dramas, das Ibsen der Welt schenkte, habe ich ganz besondere Freude gehabt. Die Irene spielte Helene Riechers, den Rubeck Artur Waldemar, den Bärenjäger Carl Schady, die Maja Marie Kalweit. Da ich das Stück beinahe täglich spielte, oft nur einen Tag in einer Stadt verweilend, dauerte es nicht lange, bis ich Ibsen die hundertste Aufführung seines Epilogs melden konnte. Er beglückwünschte mich telegraphisch zu diesem Erfolge, aber sein gutes Deutsch, das mir früher immer imponiert hatte, schien er inzwischen etwas verlernt zu haben, denn die Unterschrift der Depesche lautete: „Ihr Dich hochachtender Henrik Ibsen". Ich habe an der Vorstellung des Epilogs fast durchweg Freude gehabt. Nur einmal begegnete mir mit dieser Vorstellung etwas, das mich in heftigsten Schrecken versetzte. Im zweiten Akt kommt ein Bach vor, der beim Umbau zum dritten Akt entfernt werden muß. Wie üblich, war der Bach von Moos und Gras umgeben und die notwendigen Blumen waren in diesem Teppiche in Blumentöpfen versteckt. In irgendeiner Stadt stehe ich nun wie immer auf der Bühne, um den Umbau zu überwachen. Ich treibe zur Eile. Endlich ist der Umbau fertig. Ich gebe das Zeichen zum Aufgehen des Vorhangs und eile in den Zuschauerraum. Aber wer beschreibt mein Entsetzen! An Stelle des Souffleurkastens, den ich immer wegnehmen ließ, weil ich ohne Souffleur spielte, steht ein großer Blumentopf mit einem riesenlangen dürren Stengel. Die Arbeiter hatten ihn beim Umbau hinter mich gestellt und niemand hatte ihn bemerkt. Das Unglück war geschehen. Das Publikum, ganz im Banne der Vorstellung, schien den entsetzlichen Blumentopf nicht zu bemerken. Aber was würde die Kritik dazu sagen? Ängstlich nehme ich am andern Morgen die Zeitung zur Hand, und da lese ich: „Ein genialer Einfall des Regisseurs: das Absterben der Hauptpersonen auf diese Weise zu symbolisieren."

Nach manchen anderen Zwischenfällen verließ ich Deutschland, ging nach Holland und begann in Rotterdam mit meinem Gastspiel. Mein unmittelbarer Vorgänger dort war Antoine gewesen, der ganz besonders mit Ibsens „Gespenstern" größte Erfolge erzielt hatte. Ich hatte den Mut, trotzdem mein Rotterdamer Gastspiel mit den „Gespenstern" zu eröffnen. Zu meiner größten Genugtuung erfuhr ich, daß unsere Vorstellung noch stärker als die Antoines gewirkt hatte, und der führende Kritiker Hollands, der Dichter J. de Meester gestand mir nachher, daß er von der Aufführung derartig gefangen genommen war, daß er aus der Vorstellung ohne Hut und Mantel herausgegangen sei und das erst auf der Straße bemerkt habe. Überhaupt habe ich selten ein so dankbares und begeistertes Publikum gefunden wie in Holland. Immer war unser Theater ausverkauft. Die beste holländische Gesellschaft versammelte sich um uns, und auch die junge Königin, die eigentlich nicht im Rufe großer Kunstbegeisterung stand, gehörte oft zu unseren Zuschauern und wußte mir immer sehr Liebenswürdiges über unsere Leistungen zu sagen. Wenn wir irgend einmal einen freien Tag hatten, benutzten wir das natürlich, um die Schönheiten Hollands und Belgiens zu studieren. Allerdings hatten wir dazu nicht viel Zeit. Wir hatten unseren Wohnsitz in Rotterdam und fuhren von da in die holländischen und belgischen Städte, veranstalteten dort Verständigungsproben, spielten abends und fuhren nach Rotterdam zurück. Ich kann nicht genug rühmen, wie musterhaft die Hingabe und Arbeitsfreudigkeit der Darsteller war. Den Höhepunkt erreichte diese Arbeitsleistung wohl damals, als ich „Über unsere Kraft" von Björnson plötzlich wegen Erkrankung eines Darstellers neu einstudieren mußte. Denn es blieb nichts anderes übrig, als daß wir, wenn wir nachts in Rotterdam ankamen, uns nur ein wenig stärkten und sofort ins Theater fuhren und bis morgens fünf, sechs Uhr probten. Oft sah ich, wie die Damen und Herren erschöpft auf Chaiselongues, Stühlen und Säcken oder was sonst auf der Bühne herumstand, lagen. Aber sobald ihr Stichwort kam, waren sie immer mit voller Kraft bei der Sache. Und bei all dieser Überanstrengung habe ich nicht eine Äußerung gehört, wie man denn dazu käme, so etwas zu machen. Man fühlte sich eben der Sache verbunden und tat alles, um das Ziel zu erreichen. Ich kann mir nicht denken, daß bei der heutigen Richtung der Darsteller eine solche Hingabe je wieder vorkommen könnte. Oft habe ich später die Freude ge-



Digitized by Google

habt, daß die Mitglieder meines Ensembles, wenn ich mal einen wieder traf, mir versicherten, daß diese Gastspielreisen die schönste Zeit ihres Lebens gewesen seien. Wenn wir abends einmal frei hatten, versuchten wir auch das holländische Theater kennenzulernen. Im jungen, naturalistischen holländischen Drama war ein Stil, der nichts Veraltetes an sich hatte. Das fiel mir besonders auf, als ich einmal eine Aufführung von Hermann Hejermans Schauspiel „Op Hope van Seegen" sah, das die Königliche Vereinigung, eine Art herumreisenden Hoftheaters, geradezu meisterhaft spielte. Der Eindruck war so stark und lockend, daß ich beschloß, das Stück ins Deutsche zu übertragen und in Deutschland zu spielen.

Die Zeit meines Gastspiels war abgelaufen. Ich hielt mein Ziel für erreicht. Ich glaubte, daß es mir gelungen sei, meinen Stil in Deutschland durchzusetzen, und erfuhr auch, daß man die von mir gespielten Stücke in das Repertoire der verschiedenen Theater aufnahm und sich meinen Stil als nachahmungswertes Muster anzueignen suchte. Ibsen, dem man bisher in Deutschland gleichgültig oder ablehnend gegenübergestanden hatte, war endgültig eingebürgert. So durfte ich meine Mission für erfüllt halten und mich neuen Aufgaben zuwenden.

# Jugend

## Von Joseph von Lauff

*

Läutet die Abendglocke,
Wird's heimelig im Revier,
Dann kommt auf verschwiegener Socke
Die liebe Jugend zu mir.

Sie zeigt mir mit stiller Gebärde,
Was mich schon lange verließ,
Und siehe: Die graue Erde
Wird mir zum Paradies.

Es schlafen schon lange die Gänschen
Im Ställchen irgendwo;
Nur Mäuschen mit langen Schwänzchen
Ruscheln und rascheln im Stroh.

Im Ofen, von Funken umsponnen,
Verknistert das letzte Scheit;
Ein Heimchen geigt mir versonnen
Ein Märchen aus alter Zeit.

Ein Posthorn auf einsamen Pfaden,
Das ruft durch den Mondenschein:
„Ich hatt' einen Kameraden"
Ins kleine Städtchen hinein.

Im Weihnachtszauber, dem holden,
Verklärt sich der heimische Raum,
Und hundert Lichter vergolden
Den grünen Fichtenbaum.

Doch ach! Die Glocke verdämmert,
Die Sterne wandeln in Ruh,
Und was da oben flämmert,
Deckte meine Jugend zu.

Digitized by Google

# Modernes Spielzeug

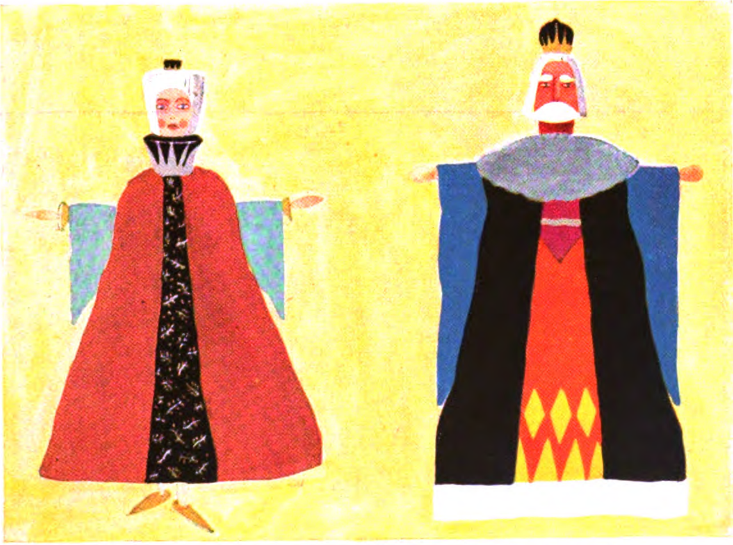
## Eine Betrachtung von Gustav E. Pazaurek

Warum haben wir heute verhältnismäßig so viele gute Bilderbücher allerart und warum so wenig befriedigendes

Kasperletheaterfiguren von Edi Kallista, Niederwartha

Spielzeug? Wenn wir die Schaufenster unserer Spielwarenhandlungen und Warenhäuser ansehen, finden wir alljährlich, namentlich vor Weihnachten, dasselbe Bild: Spielzeug allerart und aus allen möglichen Stoffen, auch in allen Preislagen. Aber wenn wir daraus etwas auswählen sollen, um lieben Kindern eine Freude zu machen, kommen wir in Verlegenheit. Etwas, was ein nur einigermaßen feinfühliger Mensch verantworten könnte, ist verhältnismäßig selten; ja es ist schon vorgekommen, daß manche nach langem Suchen unwillig eine Spielwarenhandlung ergebnislos verlassen haben und im letzten Moment wenigstens auf dem gewöhnlichen Weihnachtsmarkt in irgendeiner der offenen Buden doch noch etwas gefunden haben, was zur Not brauchbar war, denn in dieser Pfennig-Sphäre haben sich mitunter einige alte volkstümliche Elemente erhalten, die man sich viel lieber gefallen läßt, als allerlei aufgeputzten Schnickschnack, dem die nüchternste Geschäftsabsicht des Fabrikanten von der Stirne zu lesen ist, ohne daß noch ein Funken kindlicher poetischer Stimmung spürbar wäre. —

Woher kommt dies? An Künstlern, die ein richtiges Verständnis für die Kindesseele haben, fehlt es uns doch, wie gerade die guten Bilderbücher bezeugen, keines-



Kasperletheaterfiguren von R. Stotz, Stuttgart-Degerloch



Digitized by Google

Kasperletheaterteufel von Irmingard Straub, München

wegs; in jedem wahren Künstler steckt ja ein Kind. Aber die Buchverleger stehen im allgemeinen auf einer kulturell höheren Stufe als die Spielzeugfabrikanten und vielleicht noch mehr die Buchhändler gegenüber den Spielzeuggeschäftsinhabern. Zwar rechnet auch der Buchverleger mit einer möglichst ausgiebigen Exportbetätigung. Aber schon die Sprache, in der ein Buch gedruckt wird, setzt dem Absatz in anderen Ländern bestimmte Grenzen, während das Spielzeug viel internationaler ist. Tatsächlich ist denn auch der Export des deutschen Spielzeugs ein ganz überraschend großer. Und deswegen, weil man irgendwo in Südamerika oder Hinterindien ganze Wagen- und Schiffsladungen billigen Krimskrams kauft, muß es sich das deutsche Bürgerhaus, das daneben als Konsument nur wenig in Betracht kommt, gefallen lassen, daß ihm dieselbe Kost dargeboten werde, die für mehr oder weniger halbkultivierte Völker, jedenfalls aber nicht für ästhetisch fein empfindende Menschen berechnet ist.

Man wird sich nicht darüber zu wundern haben, daß mittelmäßige Erzeugnisse gemacht werden, so lange sie von irgendeiner Seite in Geld umzusetzen sind. Aber daß neben der Massenproduktion das bessere Spielzeug für einen verwöhnteren Geschmack so überaus rar ist, ist denn doch ein so großer Fehler, daß endlich einmal alle Eltern, Erzieher und sonstigen Kinderfreunde fest geschlossen dagegen auftreten müßten, um auf diesem Gebiete die industrielle Beharrlichkeit bzw. das Gesetz der Trägheit der Körper endgültig aufzuheben.

Kasperletheaterfigur von Friedrich Fucker, Gotha

Gewiß wäre es am schönsten, wenn die Eltern selbst Begabung und Zeit hätten, für ihre Sprößlinge das ihnen jeweils angepaßte Spielzeug selber herzustellen. Dies wird jedoch stets nur auf einzelne Ausnahmen beschränkt bleiben, so daß es unbedingt erforderlich ist, für die größere Zahl der anderen Kinder auf andere Weise etwas Brauchbares zu gewinnen.

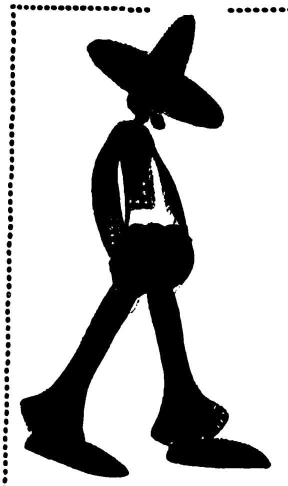
Holzpuppen der Wiener Werkstätten: Entwurf von Fanny Harlfinger, Wien

Es handelt sich keineswegs lediglich darum, einer selbstverständlichen Forderung der Hygiene und Praxis zu entsprechen. Daß man den Kindern nicht Spielzeuge in die Hand geben wird, die mit giftigen Farben gemalt sind, ist ganz natürlich. Wir wissen ja, daß namentlich das Kind im Erstlingsstadium nach allem hascht, was sich in seiner Reichweite befindet, und es sofort zu Munde führt. Aber auch alles Spitzige, Scharfe oder Rauhe wird man nach Tunlichkeit vermeiden; eine sich glatt

Digitized by Google

und angenehm anfühlende Oberfläche gilt mehr oder weniger als selbstverständlich; deswegen meidet man alles, was mit Glasstaub oder Sand beklebt ist, und greift nach Stoff, Filz oder Plüsch, der sich weich und warm anfühlt, selbst wenn in den Textilien allerlei Bakterien Unterschlupf finden, die sich mit dem unvermeidlichen Staub eingenistet haben. Aber nicht alles kann abwaschbar sein wie Gummi oder Zelluloid, die man für die allerkleinsten Nesthäkchen zunächst wählen wird. Auch die Keramik gibt uns leicht zu reinigende Objekte an die Hand; aber diese sind schwer und können nur zu leicht auch als Wurfgeschosse Verwendung finden, die nicht nur andere mitspielende Kinder in Mitleidenschaft ziehen könnten, sondern auch Fenster oder Spiegeltafeln gefährden. Deswegen sind keramische oder Glasspielsachen trotz ihrer Farben weniger begehrt, und eben deswegen ist das Holz das Hauptmaterial für Spielzeug allerart, zumal es sich bei guter Lackierung leicht sauber halten läßt. Deswegen wird aber auch das Metall immer mehr zurückgedrängt und vorwiegend auf kleine Zinn- oder Bleisoldaten oder ähnliche Figürchen beschränkt, zumal die scharfen Kanten verschiedener Blechspielwaren kleine Kinder beständig verletzen können. Erst größere Kinder werden auch das Metallspielzeug, namentlich dessen erst in neuerer Zeit zu großer Vollendung herausgebildete technische Gruppe, mit Erfolg heranziehen können. Aus einem ganz anderen Grunde kommt auch Papier und Pappe allerart vorwiegend für reifere Kinder als Spielzeugmaterial in Frage. Die kleinsten Jahrgänge finden hier noch weniger Widerstand als bei anderen Stoffen. Bekanntlich ist ja das Kind die personifizierte Neugierde, was wir durchaus nicht bekämpfen dürfen, weil hier die Wurzel der für sein ganzes späteres Leben so wichtigen Wißbegierde liegt. So ein Dreikäsehoch muß alles untersuchen und zerlegen, von rückwärts und von innen anschauen, um hinter sämtliche vorhandenen oder vermeintlichen Geheimnisse zu kommen. Daher ist es auch die Bestimmung aller Spielsachen, in verhältnismäßig kürzester Zeit zugrunde zu gehen, zumal auch eine gewandte Puppenklinik bei hoffnungslosen Fällen nur zu weitester Amputation greifen muß, so daß eine Neuanschaffung mitunter näher liegt. Damit rechnet nun aber auch die Industrie und sorgt durch möglichst niedrige Preise dafür, daß die Erneuerung des Inventars nicht unübersteigbaren Hindernissen begegnet. Mit den geringen Preisen sinkt natürlich aber auch die Qualität. — Man könnte schon besseres und auch bis zu einem gewissen Grade widerstandsfähige-

Kavalier von Liberi-Klablena, Wien


Holzpuppen der Tschecho-slowakei: Mexikaner der kunstgewerblichen Gesellschaft Preßburg

Balletttänzerin von Stapfer, Prag

Schaukelpferd der Werkstätte Jedlička in Prag

res Spielzeug machen. Aber dieses wäre einfacher als das übliche, das den Kindern allerlei besondere Stückchen bieten zu sollen glaubt. Puppenhäuser mit verschiedenen Stuben im Rokoko- oder Jugendstil-Charakter mit allerhand aufgeklebten, ganz überflüssigen gepreßten Verzierungen erscheinen vielen Käufern vornehmer als einfache Stuben mit schlicht konstruktiven Möbeln. Eine Puppe, die sich von der uralten Holzdocke nicht weit entfernt hat, wird fast mit Entrüstung zurückgewiesen, und man greift nach einer neuen mit dem süßlichen Papiermaché-Kopf mit mehr oder weniger natürlichen Haaren nebst Augenaufschlag und womöglich mit Mama- und Papa-Mechanismus. Manche Eltern behaupten sogar, derartige Puppen, die allerlei Kunststücke machen, wären den Mädchen lieber, ebenso wie der Junge eine Lokomotive, die heizbar ist und die Signalpfeife ertönen lassen kann, einem schlichten Gebilde, das nur mehr oder weniger an eine Lokomotive erinnert, vorzöge. Ist dies aber auch wahr? Suggerieren ihnen die Eltern hier nicht häufig irgendeinen Wunsch, der ihnen vom Händler nahegelegt wird?

Wir sollten das Kind besser beobachten. Seine Phantasie ist grenzenlos, da sie noch nicht durch die nüchterne Wirklichkeit angefressen wurde. Eben, wenn man ihm nicht das erste beste Spielzeug hingibt, um es zu beschäftigen, d. h. um selber Ruhe zu haben, sondern wenn man etwas auswählt, was mehr Anregung als Erfüllung bedeutet, erhält die kindliche Phantasie immer mehr neue Nahrung. Wenn nichts mehr da ist, was sich in Gedanken so schön ergänzen und weiterbilden läßt, verkümmert die himmlische Gabe der Phantasie allmählich, und wir fördern, ohne es zu wollen, die geistige Trägheit. Gerade manches Kind reicher Familien ist auf diese Weise seelisch geschädigt worden, während ein schlichtes Proletarierkind auch in einer mehr oder weniger freudlosen Umgebung durch ein einfaches, gutgewähltes Stück Anregung für Gedankengänge bekam, die für sein Leben belangvoll wurden.

Aber auch für die Geschmackserziehung spielt die Wahl eines guten Spielzeugs die allergrößte Rolle. Selbstverständlich kann die Wahl nach Alter, Geschlecht, Temperament oder sonstigen Verhältnissen ganz verschiedenartig ausfallen. Aber heutzutage scheint man keine größere Sorge zu kennen, als die, ob man einem Jungen etwas geben

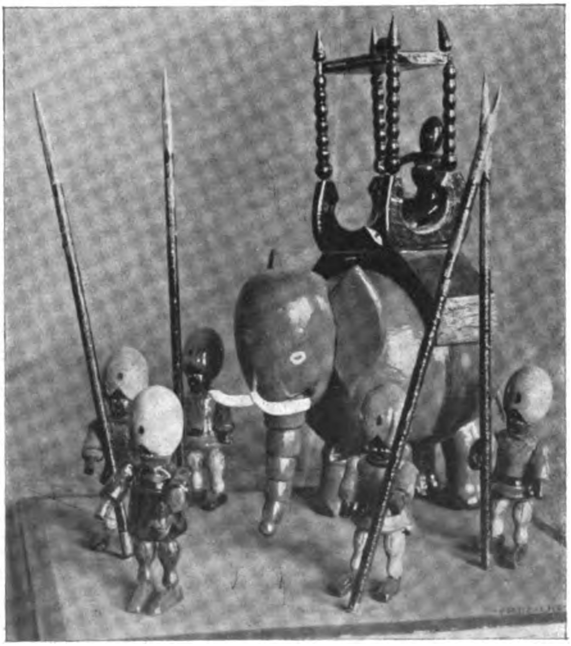
Lenkbares Holzpferd der Margarete Steiff, G. m. b. H., Giengen a. Br.

Holzauto. Entwurf von Wilhelm Lange,
Ausführung von Bruno Drechsler & Co., Berlin

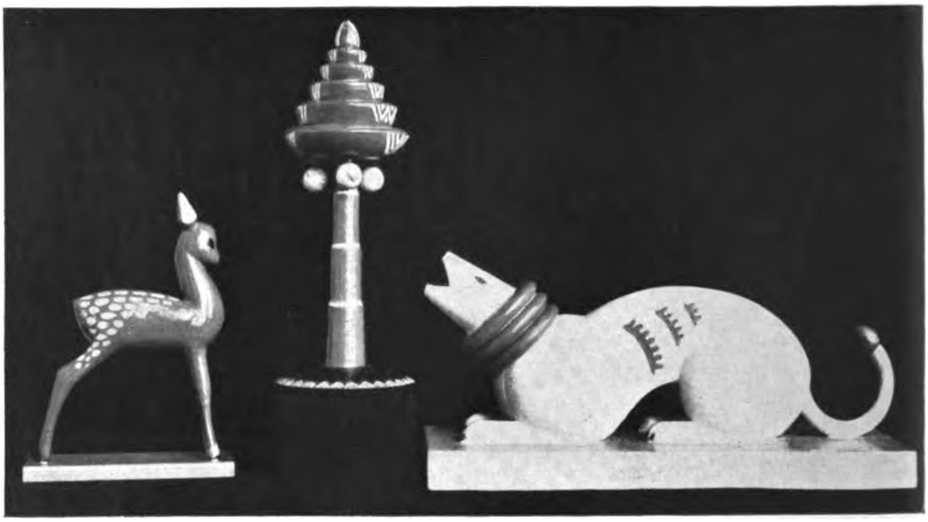
Hundegebell hinter den Ofen verkriechen.

Nicht nur eine Temperamentfrage, sondern auch eine Frage des guten Geschmackes liegt in der Farbe, die gerade heutzutage eine ganz besonders wichtige Rolle spielt. Wir sind zum Glück etwas weiter gekommen als unsere Groß- und Urgroßeltern, für die die armen Heimarbeiter im Erzgebirge oder in Thüringen die einfachen Holzschnitzereien nur mit etwas Heidelbeersaft kolorierten. Wir haben eine große Stufenleiter der vorzüglichsten, auch giftfreien Farben und glänzenden Lacke, die die Abwaschbarkeit und damit Sauberkeit des Objektes ganz bedeutend gesteigert haben. In der Farbe besitzen wir den allergrößten und nebenbei auch billigsten Stimmungswert, den es überhaupt gibt. Das ganz kleine Kind vermag zwar vorerst nur den Hell- und Dunkelkontrast zu unterscheiden. Aber verhältnismäßig früh merkt es die Farbenunterschiede und freut sich lebhaft an diesen. Hier muß man dem Kinde mög-

darf, was an die alten Soldatenspiele erinnert. Unendlich viel Tinte und Druckerschwärze ist dieser „wichtigen“ Frage schon geopfert worden. Gewisse Kreise befürchten, daß ein Spiel mit Zinnsoldaten oder gar die Handhabung eines hölzernen Schwertes oder Weißblechhelmes die ganze Generation zu unverbesserlichen Raufbolden gestalte; man liest zwischen den Zeilen geradezu schon eine Aufforderung an unsere Feinde von gestern, derartiges nicht zu dulden oder gar mit Sanktionen dagegen einzuschreiten. Ich finde eine solche einseitige Einstellung, in der sich das ganze derzeitige Interesse gewisser Kreise für das Spielzeug überhaupt zu erschöpfen scheint, etwas humoristisch. Wenn ein Junge phlegmatisch und träge ist oder gar erkennen läßt, daß er sich gegenüber seinen Gespielen aus Furcht nicht zu behaupten vermag, dann soll man ihm nur ganz ruhig alle gewöhnlichen Kinderwaffen oder eine ganze Indianerausrüstung geben, denn gewöhnliche Bewegungsspiele wie Ball oder Reifen wären in diesem Falle zu zahm. Ein Wildfang dagegen wird auch, wenn man ihm kein Zeughaus zur Verfügung stellt, ohne Zweifel zur Selbsthilfe greifen und sich irgendwelche primitive Waffen selbst zusammenbasteln, wenn sie auch nicht gerade so kostbar sein werden, als hätte sie Hephaistos für Achill geschmiedet. Übrigens glaube ich, daß wir Deutsche in jeder Beziehung ein kraftvolles und mutiges Geschlecht heranziehen sollen, nicht aber Feiglinge, die sich vor jedem



Gedrechseltes Holzspielzeug von Fritz Ulrich,
Kunstgewerbeschule, Nürnberg (Prof. Gradl-Klasse)

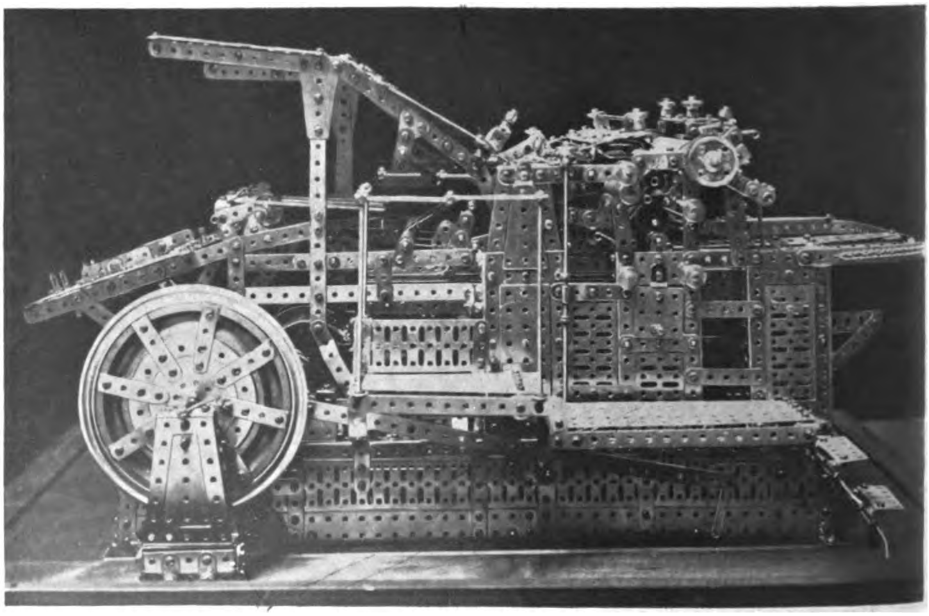


Holzfiguren von Walter Buschle, Stuttgart

lichst weit entgegenkommen, namentlich in unserer noch immer viel zu farbenarmen Zeit, besonders in städtischen Behausungen, die mit den leuchtenden Farben der Natur weniger zusammenhängen.

Aber man sehe auf gute Farbenstimmungen, die einzelne lebhafte Töne keineswegs vermissen lassen, indes nicht mit lauter grell und unvermittelt nebeneinander stehenden Farben rechnen.

Der Zahl und dem Geldwerte nach steht die Spielwarenerzeugung des Deutschen Reiches obenan. Die Betriebe sind mehr oder weniger alle gut beschäftigt, und unendliche Mengen vorwiegend von Exporterzeugnissen verlassen täglich unsere Grenzen. Namentlich in einzelnen Gegenden hat sich die Spielwarenerzeugung in Fabriken wie auch als Heim- oder Verlagsarbeit seit Jahrhunderten eingebürgert und bedient sich aller tech-



Druckpresse. Kinderzusammenstellung aus dem technischen Werkkasten von Walther & Co., Berlin

Digitized by Google

Gelenk-Holzspielzeug nach A. Biegelmann aus den Zoo-Werkstätten für Holzbearbeitungskunst, G. m. b. H., München

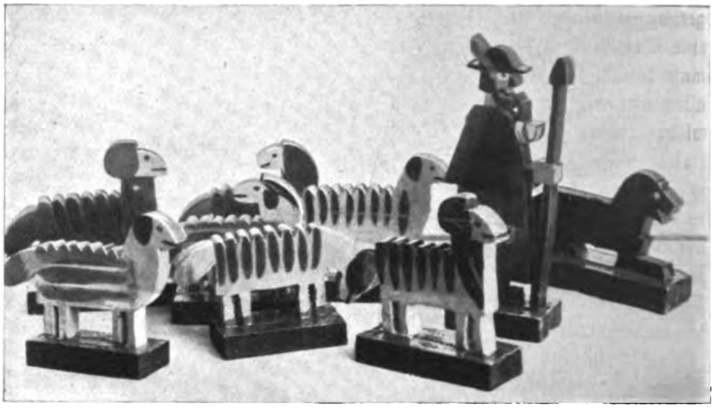
duktion der mannigfaltigsten Holzspielwaren, zu denen noch solche aus Papiermaché und Textilien kommen.

Die staatlichen und autonomen Behörden haben längst eingesehen, wie vorteilhaft es wäre, wenn an den Hauptsitzen der Spielwarenfabrikation besondere Fachschulen vorhanden wären, die es sich zur Aufgabe machen, der heimischen Industrie, die naturgemäß in der Exporterzeugung leicht erstarren kann, neues Blut und neue Ideen zuzuführen. So arbeitet für Thüringen die Industrieschule in Sonneberg im ehemaligen Meiningischen Gebiet unter der trefflichen Leitung von Karl Staudinger ganz ausgezeichnet, und in Seiffen und Grünhainichen im Erzgebirge sorgt eine ähnliche Anstalt unter der tüchtigen Führung von Professor Seifert dafür, daß auch das billigste Erzeugnis geschmacklich zufriedenstellen kann. Leider werden nicht alle Ratschläge und Anregungen, die von seiten der genannten Schu-

nischen Vorteile, welche die uralte Praxis und die stets weiter fortschreitende Erfindungsgabe den Menschen an die Hand gibt; eine weitgehende Spezialisierung gestattet es, alle Arbeitsvorgänge möglichst auszunützen, um den verschiedensten Wünschen Rechnung tragen zu können. Die alte Reichsstadt Nürnberg, die dereinst fast ohne Konkurrenz dastand, hat sich vorwiegend auf die Erzeugung von Metallspielsachen geworfen, während das Erzgebirge seine Hauptstärke in einfachen Holzspielsachen findet, die namentlich seit der überaus wichtigen Erfindung des gedrehten Spaltringes früher ungeahnte Möglichkeiten für die Massenherstellung bietet. Aber auch Thüringen wetteifert in der Pro-

Holzbaukasten von August Trueb, Stuttgart

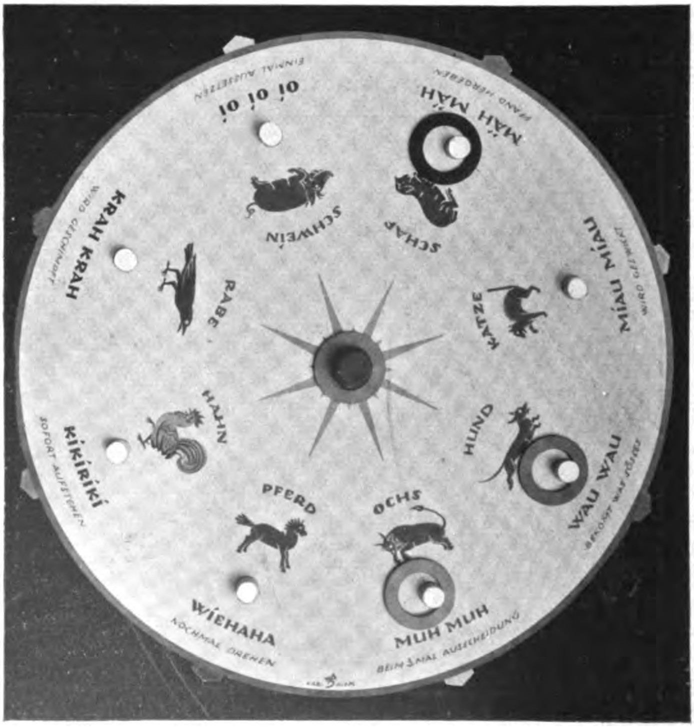
Digitized by Google



Schafherde von Prof. Max Körner, Nürnberg

len, zu denen sich in Sonneberg noch das sehr reichhaltige Spielzeugmuseum im selben Hause gesellt, so in die Tat umgesetzt, wie es im allgemeinen Interesse wünschenswert wäre. Die gleiche Klage könnte man auch für andere Gegenden wiederholen, wo gute kunstgewerbliche Fachschulen auch die Spielzeugerzeugung in ihr Interessengebiet aufgenommen haben, aber, wie dies z. B. gerade in der alten Spielzeugstadt Nürnberg der Fall ist, in ihrer allernächsten Umgebung das geringste Verständnis finden. Man weiß nicht, ob es kleinliche Oppositionssucht oder lächerliches Besserwissenwollen ist, das hier so fortschritthemmend einwirkt; Geldfragen sind sicher nicht, denn gerade die guten Schulen kommen nicht mit expressionistischen Phantastereien irgendeines schrullenhaften Guck-in-die-Luft, sondern gewöhnlich mit leicht ausführbaren, den örtlichen Verhältnissen angepaßten und kommerziell rentablen Vorschlägen, die man vielfach nur deshalb links liegen lassen zu sollen glaubt, weil es mit dem alten Schlendrian nicht übel ging und voraussichtlich auch weiter so gehen wird.

Eine innige Verbindung mit Künstlern ist für die Fabrikation unbedingt erforderlich, wenn sie nicht eines Tages überlebt und von weiterblickenden Unternehmen anderer Staaten überflügelt werden will. Nicht jeder Künstler eignet sich allerdings für eine solche Aufgabe, die ein weitgehendes Versenken in die kindliche Seele zur Voraussetzung hat. Und doch haben z. B. Preisausschreibungen auf diesem Gebiete, wie sie u. a. das württembergische Landesgewerbemuseum gemeinsam mit der Stuttgarter Kunstgewerbeschule oder aber der Verlag Otto Beyer in Leipzig veranstaltet haben, die angenehme Überraschung gebracht, daß gerade hier die Entdeckung neuer brauchbarer Talente

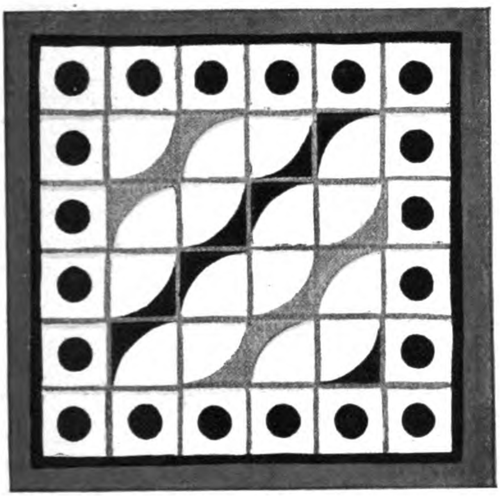



Gesellschaftsspiel von Karl Riepl, München

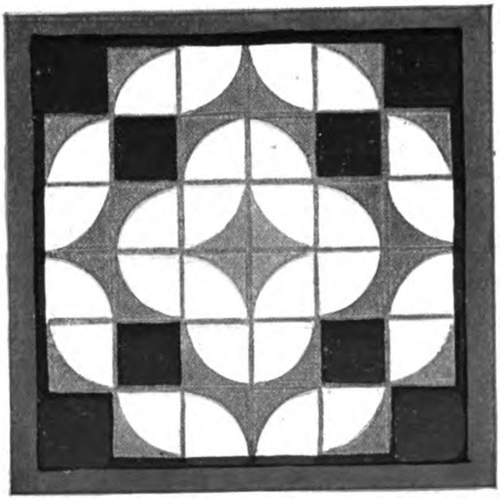
geradezu sicher ist, eine Erfahrung, die man leicht auch an allen anderen Orten wiederholen kann. Unsere Künstler sind ja namentlich in unseren Tagen nicht auf Rosen gebettet, so daß sie gerne jede Gelegenheit ergreifen, die ihnen eine neue interessante Betätigung verspricht. Wilde Expressionisten, die in der hohen Kunst Schiffbruch gelitten haben und sich nun mit ihren Ideen, obwohl diese vielfach an das Kinderlallen erinnern, neue Kreise zu erobern gedenken, werden hier allerdings nicht viel Glück haben. Nicht das Phantastische, sondern das Phantasievolle ist hier Erfordernis. Das Kind will nichts weniger als eine Ausschaltung der Naturvorbilder, sondern sucht im Gegenteil jede Anknüpfung an die wahrnehmbare reale Umgebung, wenn es auch eben kraft seiner Phantasie leicht hinzuzudenken und hinzuzufügen vermag, was die nüchternen Erwachsenen nicht einmal recht sehen. Anderseits soll aber nicht gesagt werden, daß wir nur konservative Elemente brauchen könnten. Gerade weil die Spielzeugerzeugung, obwohl es ihre inneren Bedingungen nicht erfordern, schon ohnehin selbst mehr als konservativ ist, wird hier eine verjüngende Auffrischung und eine starke Belebung nach allen Richtungen mit Freude begrüßt werden können. Und wenn sich erst ein Künstler in die geradezu unabsehbare Mannigfaltigkeit, die das Spielzeug auszeichnet, eingelebt haben wird, kann man mit Sicherheit die schönsten Früchte erwarten. Ist es doch eine ungeheure Kraftverschwendung, daß die künstlerisch wertvollsten Spielsachen, die wir heute aufzuweisen haben, vielfach nur als Einzelstücke begabter Künstler existieren oder höchstens für einen kleinen Kreis von Freunden wiederholt wurden, während die Allgemeinheit meist davon überhaupt nichts erfährt oder höchstens lange nachher in irgendeiner Kunstzeitschrift eine Abbildung nach einem Objekte findet, nach dem sie sich so lange vergeblich gesehnt hatte.

Dies kam auch deutlich bei der großen Spielzeug-Ausstellung zum Ausdruck, welche das Stuttgarter Landesgewerbemuseum in den Monaten November und

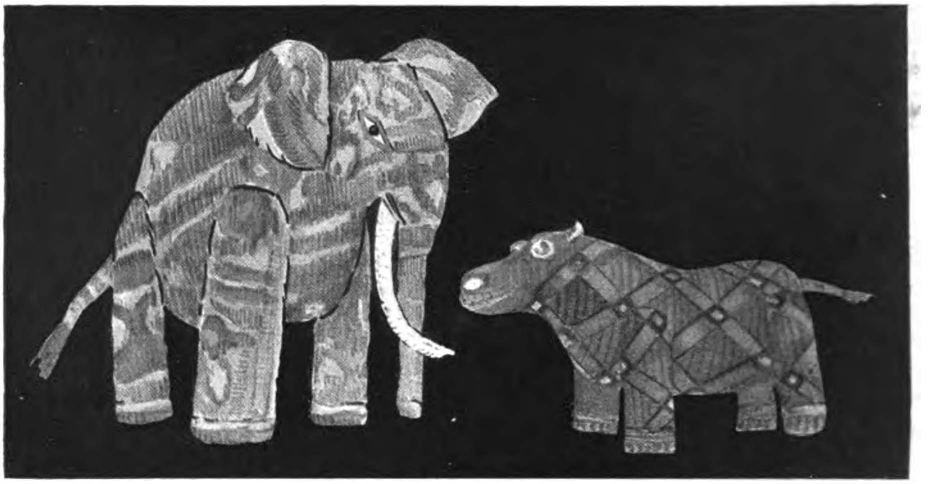
Kleines Schaukelpferd der Industrieschule Grünhainichen im Erzgebirge (Leitung Prof. Seifert)



Farbenwürfel-Legspiel
der Fabrik Rudersberg, G. m. b. H., Rudersberg



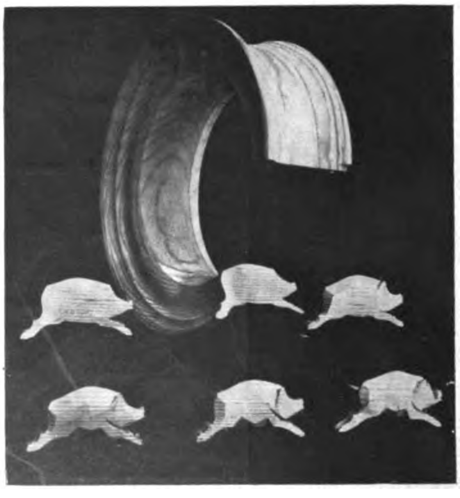
Farbenwürfel-Legspiel
der Fabrik Rudersberg, G. m. b. H., in Rudersberg



Stofftiere der Teresa-Aktien-Gesellschaft, Berlin

Dezember 1924 veranstaltet hat. Weil Württemberg in der Spielzeugerzeugung, wenigstens in der Stoff- und Metallabteilung — wie die Firmen Margarete Steiff, G. m. b. H. in Giengen einerseits und anderseits die Gebrüder Märklin in Göppingen beweisen — führend geworden ist und auch die künstlerischen Holzspielsachen dank dem Eingreifen dafür besonders gut begabter Kräfte wie Walter Buschle-Stuttgart, Paul Grießer-Kirchheim, August Trueb-Stuttgart, immer hoffnungsvollere Entwicklung nehmen, kam eine stattliche Schau zustande, an der sich im freien Wettbewerb auch alle, die künstlerisch auf diesem Gebiete etwas zu sagen haben, gerne beteiligten. Wußten sie doch, daß sie diesmal nicht, wie dies bei den bisherigen Veranstaltungen ähnlicher Art wiederholt vorgekommen ist, von den landläufigen Massenerzeugnissen erdrückt werden würden. Unsere Abbildungen, die durch die Unterschriften näher erläutert werden, geben nur einige wenige, aber charakteristische Proben aus dieser Veranstaltung, die den derzeitigen Stand des künstlerischen deutschen Spielzeugs möglichst unparteiisch festhalten. Alle guten Namen, die in den letzten beiden Jahrzehnten auf diesem Gebiete hervorgetreten sind, waren da vertreten, wenn wir es uns auch aus Raummangel versagen müssen, auch nur alles Wichtige näher zu charakterisieren oder gar alle Beteiligten einzeln anzuführen.

Der moralische Erfolg der Ausstellung war in jeder Richtung zufriedenstellend. Wir wissen nun, daß wir ein ausgezeichnetes Spielzeug herzustellen vermögen und genügend Künstler besitzen, die unsere Fabrikanten in vorzüglicher Weise beraten könnten, ganz besonders auf dem Gebiete der Holzspielwaren, wo sich übrigens auch einzelne Erzeuger bereits künstlerisch gute Initiative zu sichern wissen. Nur die Papierspielwaren stehen vorläufig — und dies ist ein weiteres Ergebnis der genannten Ausstellung — noch nicht ganz auf der Höhe der sonst so vorzüglichen Leistungsfähigkeit der deutschen Gebrauchsgraphik. Diese Frage aufwerfen heißt



Spaltring für Tierfiguren
Industrieschule Grünhainichen im Erzgebirge

Papier-Drache von Prof. Dr. Hans Hildebrandt, Stuttgart

von allen französischen Einflüssen frei sind, die sich früher, nicht zum Vorteil der Gesamtentwicklung, nur zu sehr breit gemacht haben. Wir brauchen die fremden Krücken nicht, namentlich dann nicht, wenn sie so wenig tragfähig sind. Was uns Frankreich besonders im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts nach dieser Richtung vorgemacht hat, die ganz widerliche Süßlichkeit, und der Pseudonaturalismus soll nur wieder so bald als möglich ganz ausgeschwitzt werden. Wenn wir noch von irgendeinem ausländischen Spielzeug Anregungen erwarten dürfen, dann wäre es höchstens das russische oder böhmische. In slawischen Ländern hat sich noch vielfach der früher auch bei uns selbstverständliche naive Zug, der ein gutes Spielzeug auszeichnet, ununterbrochen erhalten, dazu gewöhnlich auch die lustige Farbenstimmung, welche in Ländern älterer Kultur gerade im letzten Jahrhundert einem mißverstandenen Wunsch nach Vornehmheit gewichen ist. Und gerade das Spielzeug fragt nicht nach modisch verweichlichtem Aufputz; großzügige Einfachheit, die gar keine Klassenunterschiede kennt, sondern nur die schlichte Kindesseele vor Augen hat, deren Phantasie angeregt werden soll, das ist hier das einzig Entscheidende. Was für den Erwachsenen die Künste sind, das ist für das Kind das Spiel-

Kleines Schaukelpferd der Industrieschule Sonneberg in Thüringen (Fachklasse Direktor Staudinger)

aber auch schon sie lösen. Es wird dafür Sorge getragen werden, daß sich unsere Graphiker, namentlich diejenigen, die sich dafür besonders eignen, dem Spielzeug mehr als bisher zuwenden.

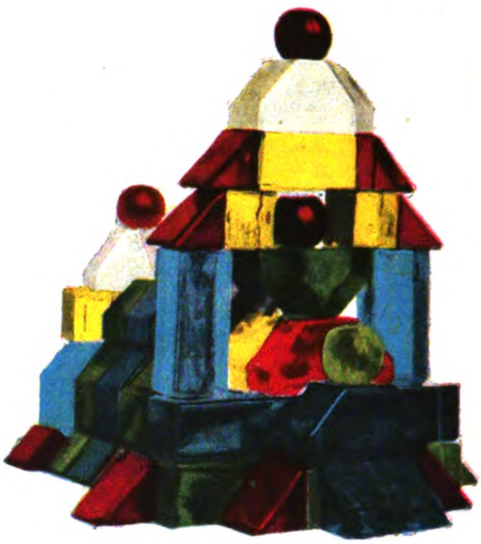
Nicht zu unterschätzen ist der gute deutsche Gesamteindruck, den die erwähnte Ausstellung machte. Wir können uns freuen, daß wir wieder auf einem großen kunstgewerblichen und kunstindustriellen Gebiete — und das soll die Spielzeugerzeugung auf alle Fälle sein und bleiben — bereits vollständig

Gedrechselter Löwe der Industrieschule Sonneberg in Thüringen. Fachklasse Direktor Staudinger

Digitized by Google

zeug, aus dessen Sphäre es allmählich in die Kunst hineinwachsen soll. Das geschmacklich Beste auf diesem Gebiet, nicht das Teuerste oder Komplizierteste, ist das einzig Richtige.

Hoffentlich wird auf dem geschilderten Wege unseren Kindern bald recht allgemein das ideale Spielzeug erreichbar sein. Auf der Pariser Kunstgewerbe-Ausstellung dieses Jahres war die Gegenüberstellung ganz trefflicher Spielsachen in den Häusern von Österreich und der Tschechoslowakei einerseits und mittelmäßigen, ja schlechten französischen Objekten in der „Village du jouet" sehr lehrreich. Wenn auch das Gesamtarrangement dieser etwas abseits gelegenen Abteilung für Kinder nicht schlecht war, so bildete doch der Inhalt in den Schaufenstern der einzelnen Aussteller eine grobe Enttäuschung. Neben Vitrinenpuppen, die bei uns Lotte Pritzel in München viel pariserischer macht, die jedoch mit Kinderspielzeug gar nichts zu tun haben, gab es fast nur Gegenstände, die nicht im entferntesten den Wettbewerb mit den deutschen Erzeugnissen aushalten könnten. Gerade diese Abteilung bildete ein schlagendes Beispiel dafür, wie reformbedürftig im allgemeinen noch das Kinderspielzeug ist.



Glasbaukasten
der Luxfer-Prismen-G. m. b. H., Berlin-Weißensee
Entwurf von Bruno Taut, Magdeburg

## Auf dem Felde zu Bethlehem. Von H. Peters

Über das Feld geht der nächtliche Wind.
Die Schafe in ihren Hürden sind,
Davor hält ein getreuer
Schäferhund die Wacht.
Die Hirten lagern ums Feuer,
In Träume versunken.
Es sprühen die Funken,
Und still ist die Nacht.

Da sieh: ein Blitz den Himmel zerbricht!
Sie fahren hoch, geblendet vom Licht,
Fassen die Stöcke wieder
Und blicken scheu empor.
Da schwebt ein Engel hernieder.
Sein Auge erglänzet,
Seine Flügel umkränzet
Der himmlische Chor.

„Fürchtet euch nicht! Der Herr, der Christ,
Heut zur Stunde geboren ist.
Zu Bethlehem im Stalle
Findet ihr Gottes Sohn!"
Dann klingt mit lieblichem Schalle
Wie Flöten und Geigen
Im himmlischen Reigen
Ein jubelnder Ton. – –

Und wieder raunt der nächtliche Wind.
Die Hirten von dannen gegangen sind,
Einsam hält ein getreuer
Schäferhund die Wacht.
Verlassen glühen die Feuer,
In Dämmrung versunken.
Es glimmen die Funken,
Und still ist die Nacht.

Digitized by Google

# Ein Geschenk des Lebens

## Novelle von Gabriele Reuter

Rudolf erstieg im Nebel die Höhe, von der aus er Abschied zu nehmen dachte, Abschied von den Bergen und der Freiheit der Ferienzeit. Am nächsten Morgen sollte ihn der Zug nach München führen. Dort noch einige Tage Museen, und es ging wieder in die Einförmigkeit von Beruf und Ehe.

Er seufzte. An seinem Menschenlose war nichts mehr zu ändern. Alles bewegte sich in geregelten Bahnen. Sein Beruf brachte ihm ein gutes Einkommen, seine Frau achtete er hoch und hatte sie wohl auch lieb, ein Punkt, über den man besser nicht nachdachte.

Diese einsamen Urlaubszeiten im Sommer, während die Frau bei den Eltern weilte, hatte Rudolf sich als einzige Ausnahme erkämpft, anfangs nicht ohne Mißstimmung von der Gegenseite, jetzt galten sie schon als Gewohnheit.

Rudolf genoß sie ganz und stark. Er fühlte in der Natur eine Wärme sein Herz überfluten, die er für Menschen selten aufbrachte. Da gab es in ihm stets sonderbare Hemmungen. Mißtrauen wäre zuviel gesagt. Mehr ein leises Erstarren, über das er auch mit dem Willen nicht Herr zu werden vermochte. Dasselbe Erstarren hatte sich nach den ersten leidenschaftlichen Liebeszeiten auch in seiner Ehe zwischen ihn und Klementine geschoben. Still und kühl, eine ungreifbare Nebelwand stand es zwischen ihnen beiden.

Die Leute sagten, es sei seine kalte Natur, seine hochmütige Gelassenheit, die ihn verhindere, sich Freunde zu schaffen. Aber sein Temperament war ja weder ruhig noch kalt, und hochmütig war er schon gar nicht. Von diesem Fehler wußte er sich frei. Er hatte sich nur so fest eingesponnen in sich selbst nach der großen Enttäuschung der Ehe, von der er Unermeßliches erwartete, aber nichts anderes wurde, als ein Nebeneinanderherleben zweier Menschen, die sich fremd blieben. Die sehr höflich; sehr rücksichtsvoll miteinander verkehrten, weil sie als kultivierte Herrschaften es vor allem vermeiden wollten, Gereiztheiten und Streitsucht in ihrem gesitteten Heim Raum zu geben. Sie fühlten, beide: sobald die strenge Selbstbeherrschung, in der sie sich hielten, einmal gelockert sei, mußten sie schnell aus Freunden zu Feinden werden.

Wie wundervoll es doch war, in diesem feuchten Grau den moosigen Felsenweg emporzusteigen, über den hohe Fichten ihre schweren, von Flechten behangenen Äste neigten. Ein leises Schauern ging durch die Wipfel, Tropfen rieselten auf den Wanderer nieder. Beperltes Farrengekräut drängte sich aus dem Gestein. Rudolf hob mit zartem Finger die Büschel empor, entzückte sich an den feinen, zierlichen Formen. Und wie kokett die purpurnen Zackenblättchen des Storchschnabels sich dazwischen mischten! Aus dem silbernen Tropfengeflimmer hoben sich die Gruppen von rosa Fruchtbecherlein zu einer grauen Flechte. Welche Herrlichkeiten im Kleinsten!

Hätte er dies Weben und Wachsen und Blühen einem Kinde zeigen können — er wußte, daß vor ihm seine scheue Zurückhaltung geschwunden sein würde. Warum dachte er jetzt an diesen alten Wunsch? Längstbegrabenes sollte nicht wieder aufgewühlt werden.

Einen großen Ausblick würde er heut schwerlich noch gewinnen. Schade! Doch stieg er vollends empor zu der Bank, die unter einem rissigen, alten Ahorn stand, blickte das breite Tal hinab, das von einer weißen Wolkenmasse erfüllt schien, zur verhangenen Ferne. Jenseit des Tales türmten sich die grauen Wände, hinter der er das wild emporgebäumte Geklüfte kahler Felsen wußte, doch die große Stille wich einem Wogen und Wallen. Hie und da zerrissen die grauen Massen, schimmerten weiß unter bleichen Sonnenstrahlen, die sich hindurcharbeiteten. Felsenhäupter entblößten sich, gleich Fetzen grauer Gewänder hing das Schleierzeug an ihren Zacken. Und plötzlich hatte die Sonne in seinem Rücken, die er nicht sah, über die Dünste gesiegt. Die graue Wand zerriß von oben bis unten. Das Dampfgewölk sank zu Tale, zerflatterte wesenlos.

Glänzend, in Feuchten gebadet, von Goldlichtern überschienen, hob sich die Welt gewaltig geschichteter Berge und Felsen aus der Tiefe zum blaßblauen Himmel.

In dem Baum über dem Manne begann ein Vogel selig zu zwitschern, als wolle er dem Licht ein Abenddankopfer bringen.

Je tiefer die Sonne sank, desto wärmer wurden die Farben. Rosengewölk erschien am Himmel, Rosenschleier wehten über die bewaldeten Höhen, aus denen die silbernen Felshäupter stiegen. Sie begannen in einem zarten Violett zu schimmern, das wie ein neues, geheimnisvolles Leben aus ihrem starren Innern hervorzuquellen schien. Aber

Digitized by Google

der Hochstein, der Gewaltige, der die Gruppe königlich überragte, schien Flammen glühender Röte aus seiner Wurzel zum zackigen Gipfel emporzutreiben. Es war, als bestehe er aus glühendem Eisen; beinahe durchsichtig wurde der Felsen. Jede Schwere und Wucht hatte er verloren, gleich einem purpurn lodernden Fanal bohrte er sich in den dunkelnden Himmel. In den Schattentälern lagerte warme Veilchenbläue.

Atemlos hatte Rudolf das gewaltige Schauspiel verfolgt. Nun stand er am Rande der Höhe, die jäh zum Tal abstürzte, das Herz von unendlichem Glück erfüllt. So etwas gab es denn doch noch auf dieser trüben und gleichgültigen Welt. Er hätte dankend niederknien mögen vor der übermächtigen Gewalt, die solches schuf und die von den Menschen Gott genannt wird. Aber er war ja ein höherer Beamter und ein nicht mehr junger, steifer Herr, der sich solchen exzentrischen Bewegungen wie Hinknien niemals überlassen haben würde.

Schon verblaßte die geheimnisvolle Glut. Die violetten und rosaroten Schleier verschwanden. Der Hochstein stand blaßgrau und fahl, wie gestorben. Eine Kühle, welche Rudolf unangenehm durchschauerte, wehte aus dem Felsenhohlweg in seinem Rücken. Nun war es Zeit, in den Gasthof zurückzukehren. Noch einen langen Blick warf er über die ergraute Welt.

‚Ja ja,' dachte er, ‚es gibt nur Augenblicke, in denen man über sich hinauswächst und die Feuerkrone eines großen Gefühls tragen darf. Dann ist alles wieder wie zuvor. O Klementine, wärst du in diesen Augenblicken mir zur Seite gewesen . . . Habe ich unrecht an dir getan, dich solcher Andacht zu berauben? Tue ich dir nicht immerfort unrecht?'

Ein physischer Schmerz stach durch sein Herz. Wer war schuld daran, daß ihrer Ehe der Segen fehlte? Man war kultiviert und redete nicht darüber. Aber seitdem sie jede Hoffnung begraben hatten, waltete Todesstarre zwischen zwei Menschen, die einst mit blühendem Verlangen einander in die Arme geeilt waren.

Er reckte die Arme, straffte sich auf. Ihm graute vor der Heimkehr. Was half es, er mußte doch zurück in die öde, stille, tadellos ordentliche Wohnung, in die öde, stille, tadellos ordentliche Ehe.

Er wandte sich. Aus dem Felsenhohlweg, den er vorhin erstiegen, trat ein Weib, in ein Tuch gebunden eine Last Heu auf dem Rücken schleppend, einen Buben am Rock hängend, ein Kleines auf dem Arm. Groß und schlank war sie, herbe in den Umrissen, wie diese hart schaffenden Frauen der Berge, schwarzhaarig und mit einem Glutblick dunkler Augen, der sich auf ihn heftete, als er sie zögernd betrachtete, indem sie ihm entgegenging. Rudolf blieb stehen, nahm seine Brusttasche, reichte ihr einen Schein. „Da — kaufen Sie dem Ding etwas Gutes! Ist's ein Bub oder ein Mädel?"

Das Weib brach ob der unverhofften Gabe in wortreiches Dankgeschrei aus. Er strich dem Kinde auf ihrem Arm mit dem Finger über das flaumenweiche Wänglein. Zwei himmlische Braunaugen strahlten ihn mit goldenem Schimmer an, ein Lächeln von unendlicher Lieblichkeit erblühte auf dem entzückend geformten offenen Mäulchen. Rudolf blieb das Herz stehen vor Staunen über die Holdheit dieses kleinen Bergblümleins.

„Ja, es ist ein Mäderl! So lächelt nur ein kleines Weiberl," sagte er scherzend zu der Mutter. Seine Blicke fielen auf den Knaben zur Seite. Der trug schon die Spuren von Not und Hunger in den hagern Gliedern, dem gedunsenen Bäuchlein. Und wieder weidete er seine Blicke an dem Göttergeschenk von Schönheit, welches das arme Weib auf dem Arm trug. Wie sich dieses dunkelgoldne Löckchen in die feingebildete Stirne ringelte — und diese Nüstern am geraden Näschen, zierlich und fest, von guter Rasse.

„Ihr seid zu beneiden," sagte er langsam, versonnen. „Wißt Ihr das wohl? Solch ein Kind . . ."

„Habt's keins?"

Rudolf schüttelte stumm den Kopf.

„Da nehmt's doch — ich schenk's Euch!" Und mit einem hastigen Griff setzte die Tirolerin dem norddeutschen Herrn das Kind auf die Arme, die sich halb unbewußt entgegenstreckten, weil ja das Kind sonst zu Boden gestürzt wäre. Die Kleine erschrak nicht, wie man meinen sollte; sie sah mit ihren goldenen Augen aufmerksam zu Rudolf empor und griff mit beiden Händchen zausend in seinen Bart.

Der neigte sich und küßte das süße Mäulchen, aus dem ein schwacher Milchduft strömte. „Du Liebes, Schönes," sagte er zärtlich, „man möchte dich vor allem Bösen behüten! Da geh nur wieder zu deiner Mutter! Was würde die sich grämen, nähm' ich dich mit!"

„Herr," sagte das Weib trocken, „ich hab' noch sechs, die hungern, und drei auf dem Kirchhof — ich tät's nicht missen."

„Ja, habt Ihr keinen Mann, der Euch schaffen hilft?"

„Dem Mann hat zur Weihnacht eine Steinlawine die Beine zerschlagen — der lernt's Gehen nimmer."

„Mein Gott — das ist hart."

Digitized by Google

„Ja — hart ist's schon! Das Mäderl ist eine Feine — die gehört in ein Herrenhaus — bringt's nur Eurem Weib mit — die wird's schon freuen . . . Und vergelt's Euch Gott tausendmal . . .“

„Ja, Frau, das geht doch nicht so, wie Ihr das denkt — hört doch . . .!“ So rief der von den sonderbarsten Empfindungen bestürmte Rudolf hinter der Frau her, die trotz ihrer schweren Last mit weiten, starken Schritten an der Bank unter dem Ahornbaum vorüber den Pfad ins Tal hinabschritt, wo Dämmerung und Tiefe sie schnell seinem nachschauenden Blick entzog.

Der Mann stand verwirrt mit der lebendigen Last in seinen Armen. Zuerst zitterte er nur, daß das Kindchen beginnen würde zu schreien. Er wagte sich nicht zu rühren. Er wollte dem Weibe nachlaufen, ihr die unerwartete Gabe zurückbringen — und tat es doch nicht, verwunderte sich über sich selbst und die Entschlußlosigkeit, unter der er doch einen heftigen Willen witterte, den Willen, das holde Geschöpf nicht wieder von sich zu lassen. Das kleine Mädchen — etwa dreiviertel Jahr mochte es alt sein — legte müde sein Köpfchen ihm zwischen Brust und Schulter, es suchte mit den Lippen an seiner rauhen Joppe, gab einige Quäktönchen der Enttäuschung von sich, die seinen neuen Besitzer bis zu Tränen rührten, schloß die himmlischen Augen und war fest eingeschlafen.

Vorsichtig, Schritt für Schritt prüfend, trat Rudolf mit seiner Last den Rückweg an zu der bäuerlichen Wirtschaft, in der er wohnte. Ein Lustgefühl, eine tiefe Freudigkeit, wie er sie seit vielen Jahren nicht mehr empfunden, durchströmte sein ganzes Wesen. War es möglich, daß er dieses fremde Kind schon liebte? Was wäre denn dieses Verantwortungs- und Eigentumsgefühl, dieses Entzücken an jeder kleinen Bewegung der Gliederchen im Halbschlummer anderes gewesen als rätselhafte Liebe? Und die Angst — ja richtige törichte Angst — es am Ende doch wieder hergeben zu müssen? Nein, keine Vernunftgründe — kein Bedenken, was Tina — was die Leute sagen würden! War dies alles nicht ganz gleichgültig gegenüber der Tatsache an sich, daß dieses Kindchen ihm in Zukunft gehören sollte, daß er ihm Vater sein durfte?

Und Tina — eine Mutter? Er wußte nicht einmal, ob sie sich Kinder wünschte, ob sie nicht verwöhnt und verzärtelt, wie sie war, die damit verbundenen Sorgen und Lasten scheuen würde! Diese Gründe hatte er vorgebracht, als einst eine Verwandte mit der Andeutung an ihn herangetreten war, ein fremdes Kind zu adoptieren. Damals hatte er den Gedanken weit von sich gewiesen und war überzeugt gewesen, daß seine Frau mit ihm einig war, ein solcher Ersatz könne nur das vom Schicksal Versagte doppelt fühlbar machen.

Heut abend war ihm zumute, als habe nicht ein irdisches Weib, als habe der ewige Schöpfer selbst ihm dieses junge Leben ans Herz gelegt. Wie wäre sonst diese Glut in seiner Brust entbrannt, geheimnisvoll, unwahrscheinlich wie das kühle, graue Felsenhaupt des Hochstein vorhin seine Purpurkrone trug . . .

Die Bäuerin empfing ihn und seine Bürde mit empörtem Gekreisch. „Jessas, ist das nicht das Mäderl von der Aloysia! Das ist eine Schlaue — ist der Herr der aufgesessen?“

Doch Rudolf forderte nur Milch für das Kind, bat die Wirtin, es zu waschen und in sein Bett zu legen. Er habe die Absicht, die Kleine an Kindesstatt anzunehmen. Dann ging er zum Gemeindevorsteher der Ortschaft.

Einmal wieder unter Menschen, wachte ein Stückchen Vernunft auf, die ihn denn doch bewog, Erkundigungen über die Eltern und ihre häuslichen Verhältnisse einzuziehen. Neben der Vernunft sprach eine Stimme deutlich und stark: ‚Wenn ich nichts Belastendes finde, lasse ich mich nicht abhalten, und ich werde nichts finden, weil ich nichts finden will. Wie darf ich Gottes großer Barmherzigkeit widerstreben? Wie dürfte ich es wagen, sein Wunder mit Vernunftgründen anzutasten?‘

Der Gemeindevorstand wußte nichts Übles auszusagen. Die Eltern der kleinen Monika waren die Ärmsten auf dem Berghang. Der Vater, ein braver Waldarbeiter, durch den Unfall zu hoffnungslosem Siechtum verurteilt. Die Frau schaffte unermüdlich. Im Sommer hatte sie Verdienst beim Heuen auf den Matten und durch die Fremden. Im Winter war's schlimm. Es war schon wahr — die Kinder bettelten und sie selbst — nun ja . . . Rudolf winkte ab. Er wollte nichts wissen. Die Summe, die er den Eltern für die kleine Monika zu zahlen beabsichtigte, dünkte den einfachen Mann märchenhaft. Sie verabredeten, daß der Vorsteher sie in Verwaltung nehmen, den Leuten als monatliche Rente nach und nach auszahlen sollte.

Nur eine Bedingung stellte Rudolf. Die Eltern müßten sich verpflichten, dem Kinde niemals nachzuforschen. Sie sollten weder seinen Namen noch seine Adresse erfahren.

Schon fürchtete er, an dieser harten Bedingung werde sein Glück scheitern. Doch der Vater hatte gleichgültig eingewilligt, die Mutter sagte gelassen: „Da mein' ich halt, ich hab' noch eins mehr auf dem Friedhof.“

Digitized by Google

Nach München war um eine Kinderpflegerin telegraphiert. Der Besuch der Museen war vergessen. Bis zur letzten Stunde wurde der Urlaub ausgenutzt zur Sicherung des kleinen Wundereigentums.

In der bayrischen Hauptstadt gab es nur einen kurzen Aufenthalt, um die nötigsten Kleidungsstücke für die kleine Monika einzukaufen. Rudolf hätte am liebsten eine ganze elegante Kindsausstattung erworben. Mit schüchterner Rührung, die sich wunderlich genug zu seinem ergrauten Schläfenhaar ausnahm, hob er all die kleinen, zierlichen Gegenstände empor und lächelte sie an, als sei ihnen ein merkwürdig reizendes Leben eigen. Aber es fiel ihm ein, welches Glück er bei Frauen gesehen hatte, wenn sie die winzigen Wäschestücke arbeiteten. Und er dachte mit einer Zärtlichkeit, wie er sie längst erstorben glaubte, an Tina. Nein — er durfte sie dieser Freude nicht berauben. Sie selbst sollte für ihr Kind das Kleidsamste wählen.

Und der D-Zug trug ihn und sein kleines Wunder in den Norden, zu dieser kühlen, vornehmen Stadt, wo er wieder seinem gleichgültigen Beruf nachgehen mußte, der stillen, kühlen, tadellos ordentlichen Wohnung entgegen. Er wußte, daß er seine Frau dort noch nicht finden würde. Er hatte sich absichtlich geeilt, um einige Stunden vor ihr einzutreffen.

Sie ahnte noch nichts.

Je näher er dem Ziele kam, desto mehr wuchs Rudolfs erregte Spannung. Er war völlig im unklaren, wie seine Frau sein Geschenk aufnehmen würde. Kannte er sie denn überhaupt? Wußte er irgend etwas von ihren geheimsten Gefühlen? Flüchtig ging ihm durch den Kopf, daß sie ein häßliches Mißtrauen gegen das Kindchen fassen möchte — als sei es die Frucht einer Untreue seinerseits. Doch solches Mißtrauen war ja schnell durch amtliche Dokumente zu zerstreuen.

Nein, es war etwas anderes, was Rudolf fürchtete, und was er kaum mit Worten hätte bezeichnen können. Doch er fühlte — sein ganzes zukünftiges Leben neben dieser Frau hing davon ab. War die stumme Kühle — die höfliche Erstarrung, die zwischen ihnen waltete, schon so tief in Klementines Herz eingedrungen, daß sie unfähig im Gefühl zur Mutterschaft geworden war?

Er nahm sich tausendmal vor, geduldig zu sein, ihr Zeit zu lassen, sich an das Kindchen allmählich zu gewöhnen — wie konnte er das Wunder einer Liebe, wie sie ihn ergriffen, auch von ihr fordern? — Und doch wußte er — versagte Tina hier, in diesem Augenblick — so war sie ihm verloren und zwischen ihnen lag nur noch Dunkelheit und Nacht.

Das Kindchen hatte geschlafen und gegessen, war ausgeruht, lachte und zappelte vor grundlosem Vergnügen. Tina mußte in der nächsten halben Stunde eintreffen. Das verblüffte Dienstmädchen war in die Küche verwiesen und auf Schweigen verpflichtet. Rudolf wollte seiner Frau selbst die Tür öffnen. Aber zuvor bat er die Pflegerin, das Kind aus allen Hüllen von Linnen und Batist zu schälen. Auf dem breiten Ruhebett bereitete er ihm ein Nestchen aus vielen bunten Seidenkissen. Da saß es nun in seiner ganzen naturhaften Schöne — mit den braunen, rosarot betupften rundlichen Gliederchen — mit dem feuchten, roten Mäulchen, die Ringellöckchen über dem feinen Stirnchen, und die himmlischen Goldaugen lachend vor Übermut, weil Rudolf ein silbernes Schellenringlein vor ihm tanzen ließ. Und jauchzende Krähtöne stieß es aus, als der Wagen vor die Haustür rollte und gleich danach die Klingel tönte.

Rudolf zitterte, als er hinausging, seiner Frau zu öffnen. So hatte er nicht gebebt seit jener Nacht, da er die jungfräuliche Braut in die Arme schloß.

Und auch jetzt nahm er Tina leidenschaftlich an seine Brust.

„Was ist dir?" fragte sie bestürzt. „Ist ein Unglück geschehen?"

„Sehe ich aus wie ein Unglücksbote?"

„Nein — aber ich begreife nicht . . ."

„Du wirst bald begreifen, Tina — Liebe! Ich habe dir ein Geschenk mitgebracht — und ich zittere, ob du es annehmen wirst?"

Sie horchte auf. Ein Stimmchen drang zu ihr — fremd in den kühlen Räumen — ein ganz vernunftlos holdes Geplauder ohne Worte . . . Sie stürzte vor, mit einer Bewegung, die beinahe wild war — die Rudolf nicht an ihr kannte — sie riß die Tür auf und sah das schöne braunrosige Geschöpflein strahlend, lachend zwischen den bunten Seidenkissen.

„Das wird nun uns gehören," sagte Rudolf leise, „und wir werden Vater und Mutter sein . . . Wenn du willst . . ."

Die Frau stand ganz still. Rudolf sah, wie die Tränen über ihr Gesicht strömten. Und die große Furcht preßte ihm die Brust zusammen. Plötzlich breitete sie die Arme weit aus, warf sie ihm um den Hals, drückte den Mann fest, fest an sich — als wollte sie ihn nie mehr lassen. Und stammelte: „Woher wußtest du nur, was ich mir so unbändig wünschte? O — wie hast du mich verstanden!" Mund lag auf Mund in heißem Kuß.

Und sie knieten beide nieder neben dem Kindchen, das Rudolf aus den Kissen hob und seinem Weibe in die Arme legte.

Digitized by Google

# Paul Oskar Höcker zum 60. Geburtstage

In seinem Roman „Musikstudenten“ schildert Paul Oskar Höcker einmal einen Kritiker: „Er gab Nummern wie ein pedantischer Schulmeister und stets mußte er klassifizieren. Es war ihm erst wohl, wenn der von ihm besprochene Künstler mit einer Etikette beklebt in irgendeiner Schachtel eingesperrt war.“ Wahrscheinlich wird Höcker diesem Schicksal am 7. Dezember nicht entgehen, denn wenn ein Dichter sechzig Jahre alt wird, ist es die höchste Zeit für den Literarhistoriker, daß er ihn in sein richtiges Fach tut. In diesen „Monatsheften“ soll Höcker anders betrachtet werden. Nicht deshalb, weil wir wissen, daß er sich nicht gern aufspießen und einschachteln läßt, sondern weil sein Wesen und Schaffen dieser wissenschaftlichen und, ach, so entsetzlich langweiligen Behandlung von Grund aus widerstreben. Er ist ein lebendiger Mensch, der sich mit immer frischer Freude in den Strom der Zeit wirft und dem die Zukunft unendlich viel wichtiger als die Gegenwart oder gar die Vergangenheit ist. Er verspürt gewiß auch an diesem Geburtstag kaum die Neigung, sich selbst und seine Arbeit geschichtlich anzusehen und die vielfach verschlungenen Wege seiner Entwicklung noch einmal rückschauend zu durchwandeln, zumal er das Grundlegende, seine Kinderzeit, in einem seiner schönsten Bücher bereits vor Jahren geschildert hat. Wohl aber darf er mit Stolz auf die lange Reihe seiner Werke blicken und sich sagen: er hat mit ihnen unendlich vielen Menschen Freude gemacht. Die Zahl seiner Freunde und Leser zählt nach Millionen, und er hat diesen erstaunlichen Erfolg ohne Leichtfertigkeit errungen, einzig und allein mit Hilfe des wichtigsten Rüstzeugs eines Erzählers: durch eine stets bereite und weise gezügelte Erfindungsgabe.

Wir wissen nicht erst aus seiner „Kinderzeit“, daß diesem Poeten die Lust zum Fabulieren vom Vater geworden ist. Es gibt wohl kaum einen Deutschen, der nicht einmal eine Jugendgeschichte des alten Oskar Höcker gelesen hat, und die Angriffe, die überkluge Pädagogen gegen die vaterländische Gesinnung und die sittliche Tüchtigkeit seiner Geschichten gerichtet haben, sind erfolglos geblieben: die besten der „Höckerle“ werden auch heute noch gedruckt und gelesen. Aber das Bild des Verfassers, der ein vortrefflicher Schauspieler war und seine Bücher, oft von Sorgen und von Krankheit gequält, im Nebenberuf schrieb, hat uns erst die liebevolle und sichere Hand des Sohnes gezeichnet. Und es will uns scheinen, als ob er von seinem Vater eine gute Erbschaft mitbekommen habe, vor allem einen eisernen Fleiß, die unumschränkte Kommandogewalt über die Poesie und ein feines Gefühl für die Bedürfnisse des Tages.

Diese Eigenschaften sind zu einem guten Teil journalistische Tugenden, und es ist gewiß kein Zufall oder nur eine Frage der Repräsentation für diese Hefte, daß Höcker sie seit langem verantwortlich leitet und seit zwanzig Jahren in ihrer Redaktion tätig ist. Aber seine Romane veredeln diese journalistischen Fähigkeiten dichterisch, so daß sie einen Wert gewinnen, der dauernder und kostbarer ist als der oft so sensationelle Erfolg, den seine Werke bei ihrem ersten Erscheinen errungen haben. Man mache den Versuch und nehme einen der älteren Romane Höckers vor — die Leser dieser Hefte können sich leicht davon überzeugen, denn eine Anzahl seiner besten sind hier erschienen —, und man wird finden, daß die Gestalten und ihre Schicksale die Probe bestehen: sie fesseln und wirken, mögen auch die Kostüme, in denen sie stecken, vielfach veraltet sein. Das Problem der Wagnerschen Kunst z. B. sehen wir heute wesentlich anders an als Höckers „Musikstudenten“. Kein Zweifel, daß es vor fünfzehn Jahren die „Aktualität“ des Romans ausmachte. Aber ungestörter als damals können wir heute die poetische Echtheit, die menschliche Liebenswürdigkeit, die ergreifende Handlung des Romans genießen. Und selbst was zeitlich bedingt in diesem wie in andern Werken Höckers erscheint, gewinnt einen neuen Reiz. Welcher deutsche Dichter hat das Leben der guten Gesellschaft während der letzten dreißig Jahre so genau beobachtet, so treu und vor allem: so interessant geschildert!

Paul Oskar Höcker gehört nicht zu den Poeten, die zugleich Propheten sind. Er würde sich lachend, aber auch sehr energisch wehren, wollte man ihn in den feierlichen Mantel des Sehers stecken und sein Haupt mit dem apollinischen Lorbeer kränzen. Das ist kein Schade, denn unser Schrifttum ist an hieratischen Problematikern reich genug. Er packt das Leben an, wie es sich unter uns gewöhnlichen Sterblichen abspielt. Er hat seine Freude an der Buntheit dieses Daseins und läßt uns an dieser Freude mühelos teilnehmen. Er erweckt in uns das auch im Tragischen befreiende Gefühl, daß die Menschen, die er schildert, im Guten wie im Bösen unsersgleichen sind. Sie wohnen eigentlich alle um die Ecke, und was sie dulden oder tun, unterscheidet sich vom Alltag nur durch die dichterische Hervorhebung der wesentlichen Züge. Dabei ist Höcker niemals der Gefahr erlegen, ein Spezialist für besondere Stoffe zu werden. Es ist vielmehr grade ein Hauptvorzug seines Schaffens und zählt zu den Geheimnissen seines Erfolgs,



Digitized by Google

daß er mit einer erstaunlichen Geschmeidigkeit sich auf allen möglichen Gebieten geschickt und kenntnisreich zu bewegen versteht. Er kennt den Münchner Fasching so gut wie das Wintersportleben von St. Moritz. Er schildert in der „Kleinen Mama“ das stille Heldentum der kleinen deutschen Offiziersfrau und führt uns in der „Jungen Exzellenz“ in die Regierungsämter der Berliner Wilhelmstraße. Er nimmt uns in dem leidenschaftlichen Roman von der „Verbotenen Frucht“ mit nach Ägypten und setzt sich mehr als einmal, zuletzt in „Dicks Erziehung zum Gentleman“ mit dem Angelsachsentum auseinander. Woher schreibt sich der Erfolg dieser und so vieler anderer Romane? Nur der Oberflächliche wird sagen: weil man sich um 1913 für Kunsteislauf und Eispaläste interessierte, wurde „Die Meisterin von Europa“ ein sogenannter „Schlager“. Gewiß, diese Gegenwartsbeziehung half, aber sie wäre fruchtlos geblieben, wenn der Roman nicht gleichzeitig einer der spannendsten und menschlich reichsten wäre, die Höcker gelungen sind.

Wir Deutschen haben eine lächerliche Angst vor dem Erfolg. Wir sagen es nicht laut, aber wir denken es immer noch: eigentlich muß der deutsche Poet in der Dachstube hocken und himmelblaue Geschichten schreiben, die mit allem möglichen, nur nichts mit dem Leben zu tun haben. Höcker gehört zu den Erzählern, die diese Albernheit durch die Tat am wirkungsvollsten bekämpfen. Er ist ein Deutscher und weiß, daß viele schöne Schlösser im Monde oder in einem andern romantischen Nirgendheim liegen. Aber sein eigenes Schaffen hat er mit voller Hingebung dem Diesseits verschrieben. Wir wollen hier keine Literaturgeschichte treiben, aber es war doch vielleicht nicht ohne Bedeutung, daß Karl Gutzkow, Dichter und Journalist in einer Person, dem väterlichen Hause Höckers als eine verehrungswürdige Persönlichkeit galt, deren vielbändige Romane man, nicht ohne Opfer zu bringen, kaufte. Höcker ist praktischer und beweglicher als der jungdeutsche Dichter. Er baut bei weitem nicht so gewaltig, aber auch bei weitem nicht so unübersichtlich. Gutzkow wollte kraft seiner wunderlichen Theorie des Nebeneinanders statt des Nacheinanders in der Erzählung ein umfassendes Gemälde seiner Zeit entwerfen, und seine Zeitgenossen hatten noch die Ruhe, seine beiden ungefügen Romane von je neun Bänden zu lesen. Höcker erreicht ein ähnliches Ziel auf einfachere und wirksamere Weise, und wer seine Bücher zusammennimmt, genießt den Anblick eines bedeutenden Ausschnitts aus dem Leben unsers Volks.

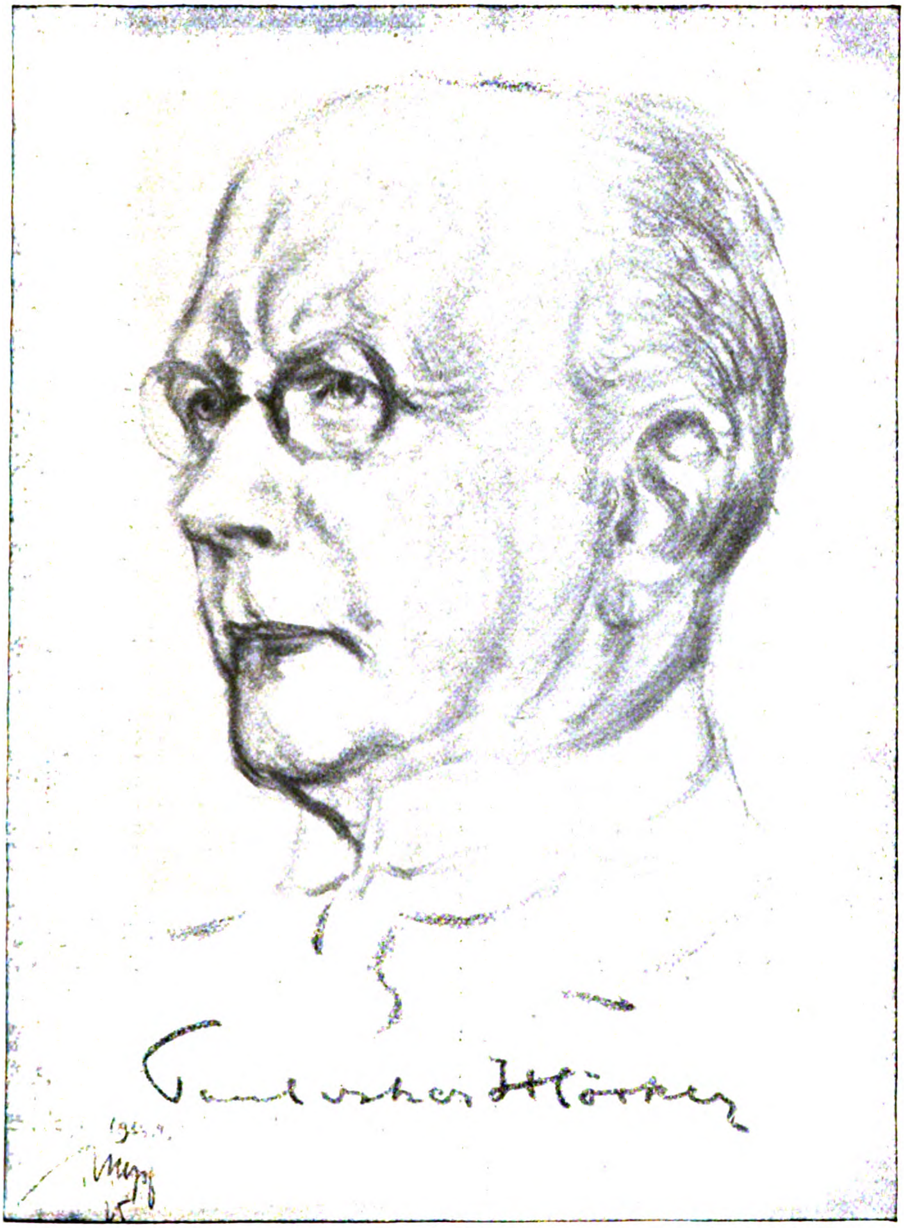
Kurz vor dem Kriege hatte Höcker ein Liederspiel geschrieben, „Das Volk in Waffen“. Er wandte sich damit wieder einmal dem Theater zu, das sich ihm vor Jahren mit den „Wappenhänsen“ freundlich erwiesen hatte. Der Erfolg war so stark, daß das Gelegenheitsstück, das die Gründung der preußischen Landwehr feiern sollte, in den Spielplan der Königlichen Schauspiele übernommen wurde. Höcker ahnte damals nicht, wie schnell dieser Aufruf zur Vaterlandsliebe Gegenwartsbedeutung erlangen sollte. Als der Krieg ausbrach, rückte er, obgleich er hoch in den Vierzigern stand, an einem der ersten Mobilmachungstage als Hauptmann der Landwehr ein und machte den Vormarsch durch Belgien mit.

Er hat damals gezeigt, wie fabelhaft jung und elastisch er war. Dieser Vormarsch war auch für einen sportlich so durchgebildeten Landwehrhauptmann wie ihn keine Kleinigkeit. Aber ungeachtet seelischer Erschütterungen und körperlicher Anstrengungen von ungeahntem Ausmaß gelang es ihm, die Erlebnisse des Tages in einer Reihe ausgezeichneter Stimmungsbilder zu gestalten. Aus diesen ebenso flüchtigen wie treffenden und vor allem menschlich ergreifenden Skizzen entstand das auf der ganzen Welt berühmt gewordene, sogar in Japan übersetzte und von der Regierung als Muster vaterländischer Hingebung empfohlene Buch „An der Spitze meiner Kompanie“. Der unerhörte Erfolg war tief berechtigt. Höcker war der erste, der den in Abschiedsweh und tausend Sorgen in der Heimat Zurückgebliebenen ein Bild des Krieges entwarf, wie er wirklich war. Er beschönigte nichts. Er war kein Hurraschreier; dazu war er viel zu weit vorn. Aber in seinen Schilderungen, die noch eine späte Zukunft klassisch nennen wird, glühte jene unvergeßliche Begeisterung, die alles für ein großes, einziges, einigendes Ziel zu opfern gewillt ist. Es sind nach diesem Buch unzählige andre erschienen, die ähnliches wollten und höchstens einen Bruchteil des Erfolges erzielten. Höcker war eben der erste gewesen, der auch im Schützengraben zu schreiben verstand.

Er war auch der erste, der bei Beginn des Stellungskrieges den später dutzendfach nachgeahmten Typus der Soldatenzeitung in der „Liller Kriegszeitung“ schuf, einem Blatt, das unter seiner taktvollen Leitung bis in das verhängnisvolle Jahr 1918 hinein sich des Vertrauens der Armee erfreute. Mit Schmerz mußte Höcker sehen, wie sein Werk von einer nervös werdenden Heeresleitung bürokratisiert wurde, und hat sich bis zu seinem Ausscheiden im September 18 gegen die Absicht gewehrt, das Blatt in völlige Abhängigkeit von der Feldpressestelle zu bringen. Hier in Lille ist der Dichter und Journalist auch zum Verleger geworden, indem er die besten Bilder und Beiträge seines Blattes zu Auslesen sammelte, die gewiß noch heute vielen eine kostbare Erinnerung bedeuten. Für das Blatt selbst schrieb Höcker natürlich viel und verstand es vor allem meisterlich, die politischen Ereignisse des Tages darzustellen und zu würdigen.

Aber in diesen arbeitsreichen Liller Jahren kam auch der Dichter nicht zu kurz. Sie

Digitized by Google



Paul Oskar Höcker

Steinzeichnung von Emil Stumpp

Digitized by Google

zwangen ihn zu dem Doppelwerk des „Liller Romans“ und der „Stadt in Ketten“. Wieder war er der erste gewesen, den es trieb, auch einmal den Feinden ins Herz zu sehen und das Problem der eroberten und jahrelang vergebens der Befreiung harrenden Stadt anzupacken, und er hat mit diesen Romanen nicht nur den Deutschen, sondern auch den Feinden ein Geschenk gemacht, die einmal erkennen werden, welchen Wert auch für sie dieses Werk eines deutschen Dichters hat, den sie in einem nichtswürdigen Verfahren ihrer Haßjustiz sieben Jahre nach dem Krieg zum Tode verurteilt haben. Höcker ist viel zu weit in der Welt herumgekommen, um nach der Art der Krähwinkler fremde Art höher zu schätzen als die eigene. Aber er ist doch ein so guter Deutscher, daß er die Tragödie des Besiegten nachzuempfinden und zu gestalten vermochte. Er erkannte die Grausamkeit, die Unsauberkeit, die Zurückgebliebenheit dieses Volkes, aber er achtete den Stolz, der sich selbst in jahrelangen Leiden nicht demütigen ließ.

Als Höcker kurz vor dem Ausbruch der Revolution nach Deutschland zurückkehrte, um die Leitung der seit dem Tode von Hanns von Zobeltitz, dem langjährigen Kollegen, verwaisten „Monatshefte“ zu übernehmen, wurde es ihm nicht leicht, sich als Mensch und Künstler in eine allmählich, dann in jähem Umsturz veränderte Welt zurückzufinden. Aber das Wesentliche war ihm geblieben: er war noch immer jung und eindrucksfähig, und nachdem er, um gleichsam zu wissen, woher er kam, den Blick in seine Kinderzeit und auf das mahnende, anfeuernde Bild seines Vaters getan hatte, packte er mit unverminderter Kraft das Leben an, so wie es sich ihm bot. Er ging den neuen Fragen einer gewandelten Gesellschaft nach. Er war geschmackvoll und weise genug, sich vor dem üblichen Roman des Zusammenbruchs zu hüten. Aber durch seine Bücher weht eine schärfere Luft. Sie sind nachdenklicher und ernster geworden. In seinem „Thaddäus“, der den Lesern der Hefte in frischester Erinnerung sein wird, geht er nach Gehalt und Form eigene und neue Wege. Ihm liegt daran, ein Herz in allen seinen, selbst den geheimsten Regungen zu schildern. Mit ungewöhnlich subtiler Kunst dringt er bis zum Letzten, zum Unaussprechlichen vor. Aber auch dieser Roman, der im Vergleich mit anderen still, fast beschaulich wirkt, treibt den Leser mehr als einmal in eine gewaltige Spannung, so daß ihm das Herz zu stocken scheint.

Dieser Gruß, der kein literarhistorischer Essay sein soll, braucht die Freunde dieser Hefte für den Dichter Paul Oskar Höcker nicht erst zu erwärmen. Wie dankbar ist jedes seiner Werke hier aufgenommen worden! Aber grade weil Höcker ein ebenso erfolgreicher wie fruchtbarer Schriftsteller ist, wollen wir ihm an seinem 60. Geburtstag nicht wie so oft für sein neuestes Buch, sondern für sein gesamtes Schaffen danken, das niemals verblasenem Ästhetentum, literatenhafter Vornehmtuerei, sondern immer dem gebildeten deutschen Hause gedient und gegolten hat.

In den Kreis dieses Schaffens gehören auch diese Hefte. Wenn sie, bei aller Achtung vor einer großen Überlieferung, dem Neuen, sofern es lebenskräftig und lebenspendend ist, Tür und Tor offen halten, so ist das vor allem das Verdienst seiner frischen, jede Anregung aufgreifenden und für die Zwecke der Zeitschrift nutzenden Persönlichkeit. Er führt die Absichten, die der Verlag bei Gründung der Hefte gehabt hat, weiter und hat es verstanden, ein Amt, das manchem Freischaffenden eine Last geworden wäre, zu einer freudig erfüllten Lebensaufgabe zu wandeln. Das ist nicht so selbstverständlich und einfach, wie es manchem scheinen mag. Es bleibt gewöhnlich ohne tieferen Eindruck, wenn man den Lesern erzählt, wieviel Arbeit und Selbstverleugnung oder doch Selbstbescheidung in redaktioneller Tätigkeit steckt. Aber gesagt werden muß es bei dieser Gelegenheit doch, wie selten es ist, daß ein so schöpferischer Mensch wie Höcker die Fähigkeit besitzt, eine Monatsschrift vor der notwendigen Einseitigkeit seines eigenen Geschmacks zu bewahren und fremden Eigenheiten Raum gewährt, sich freudig auszuwirken. Doch vielleicht ist die Lösung dieses Geheimnisses, über die auch Zobeltitz verfügte, nicht so schwer. Man muß, um das zu können, ein liebenswürdiger Mensch sein, der zu leben weiß und leben läßt, der nicht so eitel und beschränkt ist, die eigene Art als die einzig beachtenswerte anzuerkennen, sondern der überzeugt ist: das Leben fängt sich in unzählig vielen Spiegeln, und es ist in jeder Gestalt nichtig und lebenswert. Aber da kommen wir leicht ins Allzupersönliche, und damit würden wir Paul Oskar Höcker, der immer der Meinung war, daß eine tüchtige Leistung eine Selbstverständlichkeit bedeutet, ebensowenig erfreuen wie mit Literaturgeschichte.

Was sollen wir ihm wünschen? Wenn Hebbel, nach hartem Ringen zu Ansehen und Wohlstand gelangt, ein neues Jahr begann, bat er die himmlischen Gewalten nur darum, ihm das zu schützen, was er so schwer erwarb. Höcker ist zu seinem Glück und unsrer Freude von solcher Resignation noch weit entfernt. Ihn treibt es immer wieder hinaus in die Welt, um neue Menschen und die lockende bunte Fremde kennenzulernen. Die Lust zum Schaffen ist nicht geringer als die Kraft. Er versteht die seltene Kunst, sich durch den Zauber des Lebens immer von neuem zu verjüngen, und so wird er auch an diesem 60. Geburtstag als köstlichstes Geschenk in seinem Herzen die Gewißheit fühlen: noch lange nicht wird ihm die Jugend zur Erinnerung; sie ist auch in Zukunft die treue Wandergefährtin eines reichen Lebens und einer starken Kunst zu neuen Zielen und neuen Erfolgen.

Dr. **Paul Weiglin**

Digitized by Google

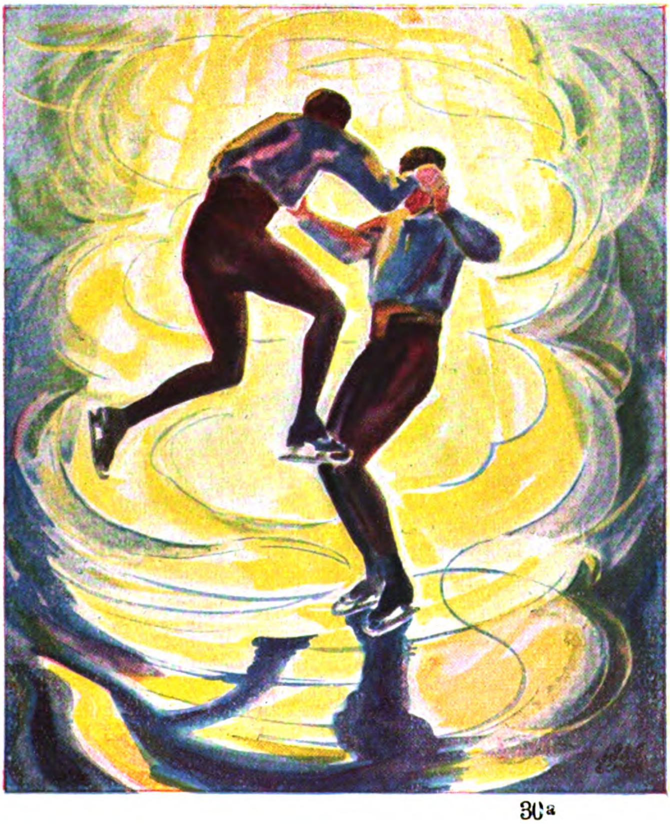
# Schwebende Geometrie
## Eislaufstudien von Toni Schönecker

Anton Rubinstein soll einmal geäußert haben, die Technik des Klavierspiels sei gar nicht so schwer zu erlernen, denn sie bestehe ja nur in der Fertigkeit, den rechten Finger zur rechten Zeit auf die rechte Taste zu setzen. Ebenso verblüffend einfach ließe sich die Kunst des Eislaufs erklären. Man kann die verwickeltsten geometrischen Figuren ins Eis zeichnen, wenn man bloß den Körper so zu halten weiß, daß er die Richtung der Stahlschienen nicht behindert.

Aber seitdem es zärtliche Eltern gibt, die ihren Kindern zu Weihnachten das sehnlichst gewünschte Schlittschuhpaar auf den Gabentisch legen, um sie dann auf den nächsten zerkratzten Eisplatz zu führen und sie ihrem Schicksal zu überlassen, seitdem scheint es stillschweigende Voraussetzung, daß man den Ärmsten zehn oder noch mehr Winter harter sportlicher Arbeit aufbrummen will, damit sie die im Verlauf der ersten paar Viertelstunden erlernten Fehler und Unarten wieder abzulegen lernen. Der ahnungslose Laie verlangt von dem ABC-Schützen des Eislaufs, daß er zunächst einmal auf den Stahlschienen gerade vorwärts laufen kann. Nichts ist aber überflüssiger als dieses. Denn der Eislauf findet nicht auf der Breite der Schiene, sondern lediglich auf der Kante statt, und es gibt im Eislauf überhaupt keine geraden Linien vorwärts, sondern nur Bogen. Wer seinem ABC-Schützen also einen guten Dienst erweisen will, der besorge ihm gleich für die allererste Viertelstunde Eisbahnbesuch einen ordentlichen Lehrer im Schullauf. Der Lehrer wird das Kerlchen an die Hand nehmen und es in guter Haltung rund um sich herumlaufen lassen, ganz auf die Außenkante gelegt, hernach auf die Innenkante, erst vorwärts und dann rückwärts, links und rechts herum. Kommt kein Onkel oder keine Tante dazwischen, die das Kerlchen durch unzweckmäßige Belehrungen stören, dann beherrscht es todsicher noch vor dem ersten Tauwetter das ganze Einmaleins, auf dem sich die Kunst der „schwebenden Geometrie“ aufbaut.

Geigen- und Klavier- und Gesanglehrer ernähren sich meistens davon, daß sie ihren Schülern die früher erworbenen Fehler abzugewöhnen suchen. Ist es unerläßlich, daß man sie sich erst aneignet? (Freilich: wovor sollten die Musikpädagogen leben!) Aber warum schickt man die Kinder aufs Eis, ohne ihnen dort eine schulgerechte Anleitung zu geben? Läßt man die Backfische und die Sekundaner etwa aufs Tanzparkett los, ohne ihnen wenigstens die Grundbegriffe des Onestepp beigebracht zu haben? Was soll ein Hosenmatz mit der Fibel ohne den Schulmeister? Die Schlittschuhe unterm Weihnachtsbaum bieten zunächst nur die eine Gewähr: daß der glückliche junge Besitzer sich einen Schnupfen holen und fast sämtliche Fehler aneignen wird, die er bei groß und klein auf dem Eisplatz wahrnimmt.

Die Fehler, die man vermeiden muß, sind fast noch zahlreicher als die Übungen, die



ein Schulfuchs zu erlernen hat. In früheren Jahrhunderten gab es noch keine Eislaufschule. Da blamierte sich jeder auf seine eigene Art. Ein paar kümmerliche Leitfäden über den Kunstlauf sind vor etwa hundertfünfzig Jahren in England, Frankreich und Deutschland erschienen. Sie behandelten die von den Holländern erfundene Technik der Bogen, der Spiralen und Dreier und legten den Hauptwert auf die Grazie der Haltung; die Arme mußten ziemlich künstlich verschränkt geführt werden. Auf den Gemälden alter holländischer Meister können wir die ersten Sportbeispiele dieser Art studieren. Als der junge Goethe den Frankfurterinnen die Köpfe verdrehte, ein erster Champion im Eislauf, zeigte er die sportlich nicht ganz zweckmäßige, aber für das Frauenauge unbedingt sehr reizvolle Pose der verschränkten Arme. (Das bekannte Genrebild von Kaulbach mag die Haltung, die damals als mustergültig angesehen ward, ganz einwandfrei darstellen.) Der Wiener Eislaufverein faßte als erste Akademie des Schul- und Kunstlaufs alle Erfahrungen zusammen; im Jahre 1881 brachten Mitglieder dieses Bundes die verdienstvolle Schrift „Spuren auf dem Eise“ heraus. Und dann war es die Internationale Eislaufvereinigung, die durch ihre Wettlaufordnung die endgültigen, von den internationalen „Eisheiligen“ feierlich anerkannten Gesetze erließ, die allen Europa- und Weltmeisterschaften zugrunde gelegt werden. Streng verpönt sind nach dieser Wettlaufordnung die Hauptfehler, die jeder Autodidakt aufweist: die eingeknickte Hüfte, die Versteifung des Rückgrats, der hängende Kopf, der nachschleppende Spielfuß, die abgespreizten Ellenbogen, die über Gurthöhe emporgehobenen Hände, die gespreizten oder zur Faust geballten Finger.

Was unter Vermeidung dieser Fehler übrigbleibt, ist das Vorbild der sportgerechten Eislaufhaltung: der Läufer bleibt aufrecht in der Hüfte, vermeidet stärkeres Knie- oder Rumpfbeugen, trägt den Kopf hoch, hält den Spielfuß nur wenig vom Eise weggehoben, mit abwärts und auswärts gekehrter Schlittschuhspitze, im Knie leicht gebeugt, vermeidet alles Heftige oder Eckige oder Steife in den Bewegungen, gibt weder mit den Armen noch mit dem Spielfuß stark ausgeprägte Hilfen, sondern strebt den Eindruck der mühelosen Ausführung an.

Nichts leichter als das, nicht wahr?

Nein, nein, wer die ganze Eislaufschule unter einem gewissenhaften Lehrer durch-

Digitized by Google

läuft, der erfährt die unendliche Arbeit, die da zu leisten ist. Und wenn er sich unter den kratzenden, heftig gestikulierenden oder verkrampften Mitläufern des Durchschnitts umsieht, dann wird es ihm vorkommen, als habe man Klippschüler, obwohl sie das ABC erst bis zum Buchstaben F beherrschen, schon auf Lesebücher losgelassen: sie werden mit ihrer Wissenschaft weder sich noch anderen Zeitgenossen einen Genuß bereiten.

Die Eislaufkunst steht heute auf glänzender Höhe. Ein Menschenalter hindurch haben die Gewinner der Europameisterschaft und der Weltmeisterschaft im Kunstlaufen von Jahr zu Jahr immer vollendetere Technik zu bieten gewußt. Ein weiter Weg seit dem Jahre 1891, da in Hamburg der Berliner O. Uhlig preisgekrönt wurde! (In den Jahren 1915 bis 1921 wurden die Meisterschaften natürlich nicht ausgefochten.) Um die Europameisterschaft kämpften in Wien, Berlin, Budapest, Trondheim, Davos, Bonn, Warschau, St. Petersburg, Stockholm und Kristiania am häufigsten die vielgefeierten Wiener Ed. Engelmann, Max Bohatsch, F. Kachler, W. Böckl, vor allen aber der wohl unerreicht gebliebene Schwede U. Salchow. Die Weltmeisterschaft wurde in Petersburg, Stockholm, London, Davos, Berlin, München, Wien, Troppau, Manchester und Helsingfors ausgefochten. Der Münchner Gilbert Fuchs, der Wiener Gustav Hügel, der Stockholmer G. Grenander gingen als die ersten Sieger hervor. Von 1901 bis 1911 blieb der Stockholmer U. Salchow an der Spitze. Nach den Kriegswirren errangen der Stockholmer G. Grafström und der Wiener F. Kachler schöne Siege. Die Damenmeisterschaft fiel mehrmals an die Engländerin Mrs. Madge Syers, die Ungarinnen Frl. Kronberger und Opika von Meray-Horvath und die Wienerin Frau Herma Plank-Szabo. Eine eingehende Fachliteratur, die vorzügliche Nachweise hierüber und außerdem sehr gute praktische Winke enthält, unterstützt durch Zeichnungen von Toni Schönecker, dem Maler dieser graziösen Eislaufstudien, hat George Helfrich im Münchner Bergverlag Rudolf Rother herausgebracht, z. B. „Die Eislaufschule“, „Die Kunst des Eislaufs“ u. a.

Alle Eislaufkunst, auch die höchstent-

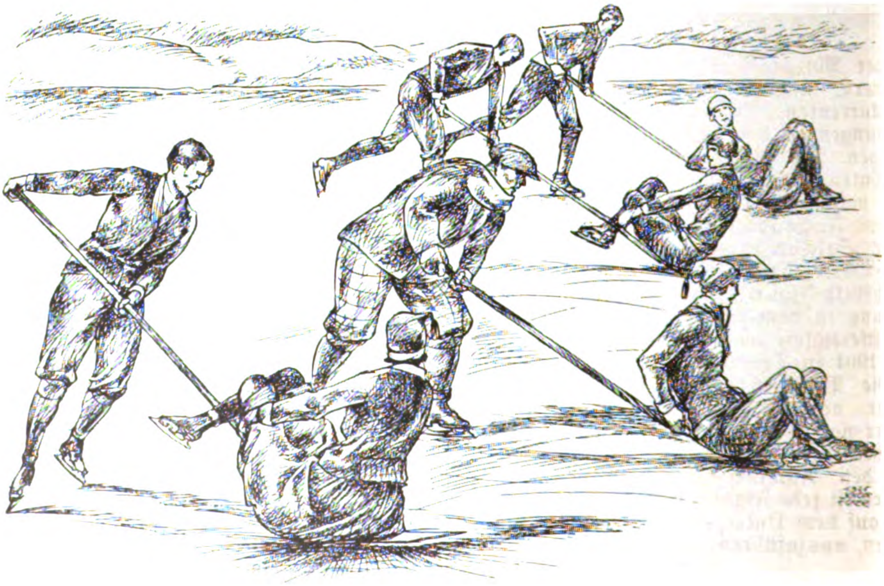
dem die Meister aller Grade ihr ganzes Können nach eigener Phantasie zeigen, gewürzt durch vielerlei neue Schwierigkeiten, Sprünge, Spitzeinsatzkombinationen, tiefe Pirouetten, Zirkel- und Tanzschritte. Eine der wirkungsvollsten Kürlauffiguren, die nach den anschaulichen Darstellungen holländischer Maler schon im achtzehnten Jahrhundert bekannt, beliebt — und wegen ihrer Schwierigkeit wohl auch gefürchtet — war, ist der Mond. Die beiden Stahlschienen stehen dabei in einem gewissen Abstand Ferse gegen Ferse, beide auf der Außenkante, und laufen in einer Linie, so daß ein Fuß der Spur des andern folgt; die Knie sind dabei durchgedrückt, der Oberkörper ist nach hinten geneigt. Wenn der Läufer, mit großem Schwung den ganzen Eisplatz beherrschend, zum Schluß des Kürlaufens diese Figur wählt, die Hände auf der Brust gekreuzt, so kann er immer wieder des Beifalls von Kennern wie Laien sicher sein. (Wer die Berechtigung des Beifalls zu Hause nachprüfen will, der braucht sich nur einmal ohne Schlittschuhe im Zimmer so aufzustellen, die Knie durchgedrückt, recht stark mit den Fuß-

wickelte, baut sich auf den einfachen fünf Grundfiguren auf, die jeder leidlich gerade gewachsene Mensch ausführen kann, sofern er sie unter strenger Kontrolle der Körperhaltung bei einem gewissenhaften Lehrer erlernt: Bogen, Schlangenbogen, Dreier, Doppeldreier und Schlinge. Der Schüler muß nur Selbstdisziplin genug aufbringen, keinen Fuß und keine Fahrtrichtung zu vernachlässigen. Er muß jede Figur ebenso geschmeidig auf dem linken wie auf dem rechten Fuß, auswärts wie einwärts, vorwärts wie rückwärts beherrschen. Wer nur die ihm gut liegende Einzelfigur immer und immer wiederholt, wie man das auf jedem Eisplatz oft genug zu sehen bekommt, der wird es nie zur regelrechten Ausführung des Pflichtlaufens bringen.

Den Pflichtübungen folgen die schwierigeren Zusammensetzungen: der Gegendreier, dessen Spitze nach auswärts gerichtet ist; die Wende, die aus einem Vorwärts- und einem Rückwärtsbogen besteht, die auf ein und derselben Kante zu laufen sind; die Gegenwende. Sie bilden das Material für das Kürlaufen, in

Digitized by Google

spitzen nach außen und hinten gewendet.) — Jeder Meister arbeitet sein Kürlaufprogramm auf Grund seiner besonderen Kenntnisse und körperlichen Eignung zu einer Folge von Spezialfiguren aus, die so künstlich miteinander verbunden sind, daß sie ihm so leicht niemand nachmacht. Das Kürlaufen um die Weltmeisterschaft dauert für Herren fünf Minuten, für Damen drei. Die Kilometerlänge der hierbei ins Eis gezeichneten Runenschrift bedeutet an sich schon eine außerordentliche Anstrengung für Muskeln, Nerven, Herz und Lunge — und zudem für das Gedächtnis. Vor den großen Kämpfen arbeitet der Meister möglichst im verborgenen. Er betritt den Eisplatz in



Digitized by Google

grauer Morgenstunde, unbelästigt von Zuschauern, ungesehen aber auch von den Konkurrenten. Denn er will ja neue Überraschungen in den Entscheidungskampf mitbringen. Die Kürlaufprogramme der Preisgekrönten sind nach den einzelnen Kämpfen stets veröffentlicht worden. Darin wimmelt es von Fachausdrücken wie: Brille, Wiener Rebe, Salchowsprung, Kreuzpirouette, Lenkauf-Achter, Curtis- und Goodridge-Walzer, Rothschild-Figur. Der Laie kann ihre Erklärung in dem Büchlein Holletscheks, „Die Kunstfertigkeit im Eislaufen", nachschlagen, das 1904 in Troppau erschienen ist.

Die Preisrichter werten jede einzelne Figur nach Schwierigkeit und Neuheit, ferner nach Art und Weise der Vorführung (Sicherheit, Haltung, Bewegung), jedesmal mit den Nummern 0—6. Beim Pflichtlaufen ist jede Figur sowohl auf dem rechten wie auf dem linken Fuß dreimal, ohne Anhalten, auszuführen. Dabei ist auf Spurendeckung und richtige Achsenstellung zu achten. (Jeder Achter besitzt eine Längs- und eine Querachse; alle vier Teile des Achters sollen bei mustergültiger Ausführung die gleiche Größe aufweisen.)

Die festliche Note erhält ein Eislaufprogramm stets durch das Paarlaufen. Zwei Partner brauchen im Einzellauf noch nicht einmal überragende Leistungen aufzuweisen und können doch durch die überraschend genaue Spiegelschrift ihrer Runen große Triumphe einheimsen. Übersetzer, Figuren und Tanzschritte werden da in buntem Wechsel das Programm ausmachen. Besonderer Wert ist beim Paarlauf darauf zu legen, daß auch die Verbindungsschritte zwischen den einzelnen Nummern bei beiden Läufern eine harmonische Figur ergeben. Den Abschluß des Paarlaufens bildet meistens der Eistanz. Die reizvollste Übertragung des Sechsschrittwalzers stammt von dem amerikanischen Kunstläufer Jackson

Digitized by Google

Hennes. Ein gut eingespieltes Paar — der eine Läufer hat immer die entgegengesetzten Schritte wie der andere auszuführen — wiegt sich in möglichst langen Schwingungen rund um den zur Verfügung stehenden Raum nach den Klängen der Tanzkapelle. Die geometrische Figur dieses Sechsschrittwalzers — rechts vorwärts, links rückwärts, rechts vorwärts, links rückwärts, rechts vorwärts, links rückwärts, alle Bogen als Außenbogen — erscheint ganz leicht und einfach, aber sie ist und bleibt eine der graziösesten, die auf dem Eise denkbar sind. Und für das ausführende Paar ist es ein seliges Schweben auf der Kristallfläche unter dem blauen Winterhimmel . . .

Die Eispaläste, deren schönster und bedeutendster in diesem Winter in der deutschen Reichshauptstadt erstanden ist, haben dem Studium des Kunstlaufes stark vorwärts geholfen. Die internationalen Wintersportplätze wetteifern darin, die größten Eislaufkünstler und Läuferpaare — Liebhaber wie Berufskünstler — an ihre sonnigen Eisrinks zu fesseln. Buntes Maskentreiben auf dem Eise, oft bei künstlicher Beleuchtung, Eishockey, Wettlaufen, Gymkhanas mit ihren Scherzspielen (Wettlauf mit einem Ei auf dem in der Hand oder im Mund zu tragenden Löffel, Wettlauf mit einem als Schiebkarren dienenden zweiten Läufer, der die Schlittschuhe an den Händen trägt, usw. usw.) bieten auch denjenigen Besuchern, die sich der „ernsten" Schule des Eislaufs nicht gewidmet haben, hundertfach sich erneuende heitere Anregungen.

Die weltferne Poesie, die Klopstocks Eislaufode atmet, ist auf dem modernen Sportplatz nicht mehr daheim. Aber der Kunstlauf entbehrt der poetischen Reize nicht. In raschem Siegeszug hat er sich an die Spitze jeder sportlichen Betätigung gestellt: als schwebende Geometrie, deren klare Runen auf dem Eise einen edel getragenen, harmonisch durchgebildeten Körper fordern!

Digitized by Google

# Die heilige Zeit

## Winter. Von Erich Singer

Er kommt über Nacht auf den weichen Schuhn,
Er geht durch die Gassen funkelnd weiß,
Mit langer Schleppe, ein junger Greis,
Er geht so friedlich, doch kann er nicht ruhn.

Es fallen die Flocken vom Hermelin.
Sein Blick ist hell, leuchtet weiß wie Gas.
Er hat kein Herz, sein Herz ist aus Glas
So klar, doch ist keine Liebe darin.

Die Stadt wird enger, er deckt sie zu.
Die Hausmeister schaufeln und stehen Habtacht,
Er kommt über Nacht, er geht über Nacht.
Er denkt zu viel, er hat keine Ruh.

Die Raben sitzen in seinem Haar.
Was brennt so, was gleißt so, was friert euch so,
Ist's die Verzweiflung? Er scheint so froh.
Er steht am Ende, er schüttelt das Jahr.

Im Ofen, im Haus brennt die Liebe rot,
Sie flüchtet sich in der Wurzeln Saft.
Er peitscht vor dem Schlitten der Stürme Kraft,
Einsamer König, sein Reich ist der Tod.

## Landschaft im Schnee. Von Heinrich Frank

Die Bäume, die immer noch bunte Herbstblätter hatten,
Stehen jetzt laubleer und werfen stahlblaue Schatten.
Der Strauch, der lange Zeit achtlos am Wege lag,
Gleicht einem schneeüberschütteten Sarkophag.
Zwei weiche Birken fröstelnd wie in Sehnsucht stehn,
Ich denke, wie weich mich zwei Arme umfangen beim Wiedersehn.

## Mutter. Von Hans Much

Magdhaft und hold und schön bist du gewesen,
Der eignen Blüte unbewußt. Genesen

Vom Staub der Welt, ohn' Welt und Staub zu kennen.
Heimlicher Lichter voll, die nicht verbrennen,

Die stetig glühn und blühen und ergänzen
Aus fernen Tiefen ihr melodisch Glänzen.

So lese ich's im groben Wort der Bauern,
Die deinen frühen Heimgang noch bedauern.

So les' ich es aus den verhangnen Stätten,
Die deinem Geistschritt öffneten die Ketten.

Hold, magdhaft, lächelnd unter dem Gewichte
Der vorhangfreien anderen Gesichte

Sahst du. Ich suche. Horch, wild weht die Welt!
Bin ich nicht einem tiefern Sinn gesellt,

Der meerwärts steuert meinen Menschennachen?
Wo weilst du? — — Will denn niemand mit mir wachen?

## Die Zwölften. Von Ludwig Bäte

Nun wettern wieder durch wühlenden Wind
Gott Wodans rauhmähnige Rosse,
Schrill belfern im kahlen Eichenkamp
Der Rüden trabende Trosse.

Am zischenden Herdlicht knistern sie auf,
Die alten, heiligen Mären,
Und Frigge zieht mit dem Totenzug,
Umbrandet von sausenden Speeren.

Und schweigend rückt der Bauer beiseit
Vom Platz seines letzten Toten
Und stellt den dampfenden Brei auf den Tisch
Und langt nach den frischen Broten.

Die Ahne enträtselt mit grauem Wort
Der Zukunft verhangene Fragen;
Schwarz dunkelt die Nacht, am Weidenstrick
Gebunden die Hofhunde klagen.

Die Sonne starb, und die Nebel brau'n
In trübem, kaltem Geschwele,
Und durch die entwipfelten Eichen stöhnt
Meines Volkes verstoßene Seele.

Digitized by Google

# Mussolini

## Von Dr. C. Mühling

Unter den Staatsmännern der fast alle Länder der Erde in ihren Grundfesten erschütternden Zeitwende, die wir durchleben, gibt es keinen einzigen, der sich mit dem Manne vergleichen läßt, der nun schon länger als drei Jahre der unumschränkte Herr Italiens ist. Kein einziger von ihnen ist aus niedrigstem Stande zu so ungeheurer Machtfülle emporgestiegen. Kein einziger von ihnen hat mit so eisernem Willen und so unbeirrbarer Folgerichtigkeit seine politischen Theorien in die Tat umgesetzt und seine Staatsschöpfung so siegreich und so leicht gegen alle Feinde und, was noch höher zu bewerten ist, gegen alle Freunde verteidigt. Kein einziger ist aber auch — und das ist die große Schwäche der von ihm entfesselten und zum Erfolge geführten Bewegung — dem Werk, das er vollbracht hat und noch immer ausgestaltet, so unentbehrlich wie er. Der Faschismus hat darum keinen Ewigkeitswert, weil er den unausrottbarsten Trieb der Menschenseele, den Freiheitsdrang, ignoriert. Eine unbändige Willenskraft kann diesen Naturtrieb niederhalten. Wenn sie erlischt, wird er sich befreien.

Mächtiger als je steht heute trotz des Abfalls der hervorragendsten Mitläufer aus dem Lager des Liberalismus die Regierung des schwarzen Herzogs wie ein unerschütterter Fels in dem nicht einmal stark brandenden Meer des politischen Lebens. Die auf den Aventin ausgewanderte Opposition der Sozialisten, Liberalen und Klerikalen ist auseinandergefallen. Daß sie sich am parlamentarischen Leben nicht beteiligte, ist nicht der Regierung, sondern ihr selbst zum Fluch geworden, weil Mussolini sich gar nicht um sie kümmerte. Nur Verachtung, nicht einmal Haß empfindet der Diktator gegen diese „mediocre" Opposition, die „durch die Barrikaden ihres albernen Geschwätzes den reißenden Strom der faschistischen Bewegung aufhalten zu können glaubt. Das wird ihnen nicht gelingen". Diese Siegesgewißheit ist nicht erheuchelt. Jeder Widerstand gegen den Willen Mussolinis ist heute aussichtslos.

Die großen Führer der italienischen Einheitsbewegung im 19. Jahrhundert, Viktor Emanuel II., Cavour, Garibaldi, Mazzini, Ricasoli, Crispi, Minghetti wurden nicht nur selbst vom italienischen Liberalismus, der seit 1848 in Italien regierte, wie Halbgötter verehrt, sondern ihre politischen Theorien galten als unantastbar, weil mit ihnen und durch sie Italiens Einheit und Freiheit erkämpft worden waren. Mussolini hat vor den Theorien dieser Staatsmänner und Volkshelden nicht haltgemacht. Auch er bringt ihnen zwar die schuldige Achtung entgegen, aber er ist — und darauf beruht ein großer Teil des Geheimnisses seiner Stärke — frei von jeder Achtung vor der Unantastbarkeit ihrer politischen Grundsätze. Nach seiner Auffassung haben die politischen Theorien des Liberalismus ihre Rolle ausgespielt. Seine starke Persönlichkeit hat mit ungeheurer Suggestionskraft den Sieg über die liberalen Traditionen davongetragen, die unantastbar schienen.

So groß aber auch der Anteil der angebornen Eigenschaften seiner Führernatur an den beispiellosen Erfolgen Mussolinis ist: allein hätten sie nicht zur Vereinigung einer so großen Machtfülle auf einen einzigen Menschen genügt, wie sie seit den Zeiten des Augustus kein Italiener besaß, wenn man von Napoleon I. absieht, der ja auch ein Italiener war. Das Geheimnis dieser Erfolge enthüllt sich erst dem, der seinem Entwicklungsgang nachspürt. Freilich darf man ihn nach diesem Entwicklungsgang nicht selbst fragen. Denn er gibt nicht gern über sich und die Einflüsse Auskunft, die auf ihn gewirkt haben. Das liegt vielleicht daran, daß er von dem Augenblick an, in dem er eine Rolle im öffentlichen Leben Italiens spielte, bis zum Ausbruch des Weltkrieges zuletzt an führender Stelle der Partei angehörte, die er jetzt am grimmigsten bekämpft, und er darum genötigt wäre, Widersprüche aufzuklären, die nicht leicht aufzuklären sind, und die ohne die Annahme einer zielbewußten Heuchelei nicht enträtselt werden können. Es klingt, als wolle er sich über die, die aus seinem Munde oder seiner Feder etwas von seinem Entwicklungsgang wissen wollen, lustig machen, wenn er in der Vorrede zu der kürzlich erschienenen englischen Ausgabe seiner von der Italienerin Sarfatti verfaßten Lebensbeschreibung nichts weiter über seinen Lebenslauf sagt, als die folgenden, so vieles verschweigenden und manches nicht einmal richtig schildernden Worte: „Ich bin tatsächlich der Sohn eines Schmiedes in der Romagna und verdiente mein erstes Geld damit, daß ich Ziegel auf dem Schubkarren fuhr. Später wurde ich Maurer und betätigte mich als solcher noch während meiner Universitätszeit in Lausanne, allerdings nur in den Sommermonaten. Im Winter arbeitete ich als Portier in einem kleinen Hotel, doch nur aushilfsweise. Und so kam es, daß ich oft kein Dach über dem Kopf und nichts zu essen hatte. Oft schlief ich unter Brücken, oft in Räumen, in denen ich nichts zu suchen hatte. Nicht selten wurde ich dabei erwischt und flog ins Loch. Eine Zeitlang war ich Austräger eines Weinhändlers. In Bern hatte ich einst einen Streit mit einem Freund, der zwar gleich mir Sozialist, aber für meinen Geschmack viel zu gemäßigt war. Die Folge davon war eine Revolverschießerei, für die ich aus der gastlichen Schweiz aus-

Digitized by Google

gewiesen wurde. Über Deutschland, Frankreich und Österreich kehrte ich später nach Italien zurück. Überall machte ich mit dem Gefängnis Bekanntschaft, und das war sehr gut, denn nirgends habe ich so viel gelernt und so tiefe Einblicke in die menschliche Seele getan.“ — Von den geistigen Einflüssen, die für sein ganzes Leben bestimmend wurden, sagt er in diesem Vorwort nichts.

In seinem ausgezeichneten Buch: „Das System Mussolini“ hat Professor Ludwig Bernhard als der erste auf die Zusammenhänge aufmerksam gemacht, die zwischen dem Kreis der „direkten Aktion“ in Paris und dem Lebenswerk Mussolinis bestehen. In der Pariser Zeitschrift „Action directe“ und dem mit ihr eng verbundnen „Mouvement socialiste“ trat unter Führung Sorels, Lagardelles, Pougets und Brouilhets schon zu Beginn des Jahrhunderts in Anlehnung an die Lehren Bakunins eine kleine Anzahl von radikalen Sozialisten für die Propaganda der Tat ein. Mit diesem Kreise suchte Mussolini von der Schweiz aus, in die er als Zwanzigjähriger geflüchtet war, um sich gerichtlicher Verfolgung zu entziehen, Verbindung. War er doch schon durch seinen Vater, der in der von Costa aufgewühlten Romagna mitten in der sozialistischen Bewegung stand, mit den Lehren Bakunins bekannt gemacht worden, der in der Dorfschmiede wie ein Heiliger verehrt wurde. Diese Lehre barg einen unlösbaren Widerspruch in sich. Sie wollte den sozialistischen Staat aufrichten und zugleich durch brutale Gewalt die Herrschaft einer neuen, aus dem intellektuellen Proletariat hervorgegangenen Aristokratie begründen. Für den marxistischen Gedanken war diese Revolutionsmethode im höchsten Grade gefährlich. Denn sie wollte Mittel anwenden, die sich mit der Herrschaft der Masse, dem Ideal des sozialistischen Staates, schlechterdings nicht vertrugen. Der russische Bolschewismus hat bei Anwendung ähnlicher Methoden aller Welt offenbart, daß ein sozialistischer Staat, wie er Marx und Engel und seinen deutschen und romanischen Schülern vorschwebte, durch solche Methoden nicht geschaffen werden kann.

Mussolini als Duce. Scherenschnitt von Ugo Mochi

Daß in der Hand eines eisernen Gewaltmenschen, wie es Mussolini ist, diese Revolutionsmethoden den sozialistischen Bestrebungen geradezu verhängnisvoll werden können, das hat man in den Kreisen der „Action directe“ geahnt.

Sorel hat schon, wie Antonio Beltramelli mitteilt, im Januar 1912, als Mussolini noch das Zentralorgan des italienischen Sozialismus, den „Avanti“, leitete, von ihm gesagt: „Unser Mussolini ist kein Durchschnittssozialist. Glaubt mir, ihr werdet ihn vielleicht eines Tages als Führer einer heiligen Schar mit seinem Schwert das italienische Banner grüßen sehen. Er gleicht einem Condottiere des fünfzehnten Jahrhunderts.“ Und in der Tat ist dieser „Condottiere“ unter Benutzung von Methoden, die zur Begründung sozialistischer Staaten ersonnen worden waren, der größte und erfolgreichste Feind des Sozialismus geworden. Er hat mit den Methoden Bakunins und der „Action directe“ Italien vor dem Bolschewismus gerettet und die sozialistische Partei, mit der jede italienische Regierung bis zum Marsch auf Rom paktieren mußte, allen Einflusses auf die Regierungsgeschäfte beraubt. Er hat aber auch mit diesen Methoden dem anderen Grundgedanken des sozialistischen Programms aller Länder, in denen es marxistische Parteien gibt, das Grab gegraben, dem Gedanken der internationalen Solidarität des Proletariats. Er ist der größte und erfolgreichste Vorkämpfer des Nationalismus in seinem Vaterlande geworden, ja er hat das nationalistische Banner schon viel früher aufgepflanzt, als er die Fasci del combattimento, seine Kampfverbände zur Ausrottung des Bolschewismus gründete, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß er ohne die Aufpflanzung dieses Banners die Staatsgewalt niemals erobert hätte. Und damit komme ich zu seinem höchst merkwürdigen Verhalten beim Ausbruch und beim Fortgang des Weltkrieges.

Es ist ein großer Irrtum, wenn man annimmt, daß Mussolini beim Ausbruch des Krieges sofort für die Beteiligung Italiens auf der Seite der Entente eingetreten ist. Im Gegenteil! Drei Wochen nach der Kriegserklärung schreibt er im „Avanti“, als wäre

er ein sozialistischer Pazifist der strengsten Observanz: „Der Krieg ist das Höchstmaß der Ausbeutung der Proletarierklasse, die Opposition des sozialistischen Proletariats gegen den Krieg ist einfach unüberwindlich.“ Am 13. August hatte er schon erklärt: „Die Neutralität muß um jeden Preis bewahrt werden, die Neutralität bis zum Ende des Krieges, Neutralität, die zu gegebner Zeit ein Eingreifen Italiens zugunsten des Friedens erlauben wird.“ Am 23. August begründete er die Notwendigkeit des Verharrens in der Neutralität unter anderem auch damit, daß der Krieg gegen Österreich auch den Krieg gegen Deutschland bedeute, mit dem Italien niemals Mißhelligkeiten gehabt habe. „Um Völkern, mit denen Italien über dreißig Jahre verbündet war, den Krieg zu erklären,“ so schreibt er, „muß man einen anständigen Grund haben. Mag heute alles, auch ein räuberischer Überfall erlaubt scheinen, so ist doch Italien stets das Land des Rechts, und dem italienischen Gewissen würde die Anwendung österreichischer Methoden, eines Dolchstoßes in den Rücken, widerstreiten.“ Am 3. September noch schreibt er an Lazzari, den Sekretär der sozialistischen Partei, wie Ferdinand Güterbock in seinem Buch über Mussolini und den Faschismus mitteilt: „Mir scheint die Franzosenfreundlichkeit verheerend zu wirken. Kann denn in Italien die Neutralität nicht einmal ernst genommen werden? Hat man keinen Sinn für die Tragik der Stunde? Du glaubtest, wenn auch mit Unrecht, daß ich im Eifer erkalte, und hast mich zur Ordnung gerufen. Jetzt droht die Franzosenliebe uns an die Seite der Kriegshetzer zu bringen. Nein, tausendmal nein. Neutral als Proletarier, neutral als Italiener! Will die Partei sich den Kriegshelm aufsetzen, dann mache ich nicht mit und gehe meiner Wege.“

Das Gegenteil von dem, was Mussolini hier mit so leidenschaftlicher Bestimmtheit als seine Absicht verkündete, hat er bekanntlich zwei Monate später getan. Er ist seiner Wege gegangen, weil die sozialistische Partei sich den Kriegshelm nicht aufsetzen wollte, und hat eine Zeitung gegründet, die den Krieg mit so beredten Worten predigte, daß ihren flammenden Artikeln aus der Feder des wildesten aller italienischen Kriegshetzer der Eintritt Italiens in den Krieg in erster Linie zur Last zu legen, oder, wenn man so will, zu verdanken ist. Wie hat sich solche Wandlung in so kurzer Zeit vollziehen können? Der Briefwechsel, den er am 7. und 8. Oktober im „Giornale d'Italia“ und im „Avanti“ veröffentlichte, um auf diesen überraschenden Gesinnungswechsel vorzubereiten, erklärt nicht, was in der Seele dieses Mannes vorgegangen sein mag, und auch die Rede, die er acht Tage nach Gründung des „Popolo d'Italia“, dessen Name wohl an Mazzinis „Italia del popolo“ erinnern sollte, am 24. November 1914 in der Versammlung der Mailänder Sektion der sozialistischen Partei hielt, in der sein Ausschluß aus der Partei „wegen politischer und moralischer Unwürdigkeit“ beschlossen wurde, gibt uns keinen Aufschluß über diese Wandlung. Ich kann sie mir nicht anders erklären als durch einen von dem ungeheuren Weltgeschehen, dessen Zeuge er war, entfesselten Tatendrang. Es ist wohl kein Zufall, daß ihre ersten Spuren unmittelbar nach der Marneschlacht zu bemerken sind. Da ist der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß der pazifistische Saulus zum kriegsfreudigen Paulus wurde, weil er nach diesem deutschen Mißerfolg erst entscheiden konnte, auf wessen Seite Italien in den Krieg eintreten sollte. Denn er war und ist, weiß Gott, kein Cato, dem die Sache der Besiegten gefällt. Immerhin ist eine solche Bekehrung fast ohne Beispiel. Denn, daß Italien dreißig Jahre lang der Verbündete der Mittelmächte und als solcher mitverantwortlich für die „hegemonische“ und „militaristische“ Politik des deutschen Kaisers war, spielte gar keine Rolle mehr, und den „Dolchstoß in den Rücken“, den er für eine Niederträchtigkeit erklärt hatte, deren sich das perfide Österreich, aber niemals das ritterliche Italien, die Heimat des Rechts, schuldig machen könne, den führte er nun selbst an jedem Tage, den Gott werden ließ, in seinem Blatt gegen die Verbündeten von gestern, und jede Verleumdung der Mittelmächte fand ein weithinhallendes Echo im „Popolo d'Italia“. Ja mit ganz besonderer Glut vertrat er die Notwendigkeit der Kriegserklärung gegen Deutschland, „mit dem Italien doch nie Mißhelligkeiten gehabt hatte“. Während er im „Avanti“ noch am 8. Oktober 1914 geschrieben hatte: „Nach meiner jetzigen Auffassung ist der Sieg des Dreiverbandes für Italien und für die Sache des Sozialismus nur das geringere Übel, und ich kann den Krieg des Verbandes nicht als einen revolutionären, demokratischen, sozialistischen Krieg preisen,“ ruft er in der flammenden Kriegsrede, die er im Dezember 1914 in Parma hielt, mit Emphase aus: „Habt ihr für dieses Frankreich, das für das Recht der Menschheit eingetreten ist, nichts anderes als Worte? Sagt mir — und das ist der ausschlaggebende Grund für die Intervention — sagt mir doch, nennt ihr das human, zivilisiert, sozial, ruhig am Fenster zu stehen, während Blut in Strömen fließt, und zu sprechen: Ich rühre mich nicht, mich geht das alles nichts an? Kann der Salandrasche Grundsatz vom heiligen Egoismus von den arbeitenden Klassen angenommen werden?“ Und am Schlusse dieser Rede sagt derselbe Mann, der es zwei Monate früher für unmöglich hielt, einen anständigen Grund für einen Krieg gegen Deutschland zu finden: „Wollt ihr nicht, daß das schlichte, simple Deutschland, das Bismarck nur trunken gemacht hat, noch einmal das freie, unbefangene Deutschland werde, das es in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts war? Wünscht ihr euch nicht eine deutsche Republik

Digitized by Google

Weihnachtsmorgen. Gemälde von Otto Dörr

Digitized by Google

Digitized by Google

zwischen Rhein und Weichsel? Ist euch der Gedanke an den als Gefangener auf eine ferne Insel verbannten Kaiser etwa zum Lachen? Deutschland wird seine Seele erst nach einer Niederlage wiederfinden. Mit der Niederlage Deutschlands wird über Europa ein neuer blühender Frühling ziehen. Es gilt zu handeln, sich zu regen, zu kämpfen und wenn nötig zu sterben. Neutrale haben die Ereignisse nie gemeistert, sie sind stets untergegangen. Blut allein treibt die Räder der Weltgeschichte." — Als er im Dezember 1914 diese flammende Rede hielt, bekannte sich Mussolini noch zum Sozialismus, von dem doch der Haß gegen den Krieg unzertrennlich ist. Erst vier Jahre später ist er, nachdem er mit dem Banner des Nationalismus die Herzen der Italiener erobert hatte, zum erbittertsten Feinde der Partei geworden, in der er zum politischen Führer herangereift war, ja, er hat den Vernichtungskampf gegen die einstigen Kampfgenossen gerade deshalb begonnen, weil sie diesem Banner nicht folgen wollten.

Faschistengruß. Scherenschnitt von Ugo Mochi

So ist der Nationalismus die primäre Triebkraft der faschistischen Bewegung geworden. Darauf deutet schon die Wahl ihrer Symbole, durch die bekundet werden soll, daß sie an die ruhmreichsten Überlieferungen der lateinischen Rasse anknüpft, an die militärische, politische und kulturelle Welteroberung des alten Rom. Das Liktorenbündel und der römische Gruß sollen jeden Faschisten in jedem Augenblick daran erinnern, daß die Verteidigung und die Erweiterung des italienischen Welteinflusses seine heiligste Pflicht ist. Man sieht also, daß Mussolini nicht jeder Überlieferung mit Hohn und Spott gegenübersteht, sondern daß er zugkräftige Traditionen sogar meisterhaft zu politischen Zwecken zu verwerten weiß. Er stellt der demokratischen Weltanschauung des 19. Jahrhunderts, die in den meisten Staaten in das 20. hinübergerettet worden ist, die des römischen Imperialismus gegenüber.

Mussolinis Justizminister Rocco, Professor der Volkswirtschaft an der Universität Rom, hat kürzlich in einer in Perugia gehaltenen Rede den Faschismus geschichtlich als die Renaissance des Römertums und des Geistes der Disziplin und als die Erhebung gegen das Germanentum und den Geist der sogenannten Freiheit bezeichnet. Die Invasion der Barbaren habe den römischen Staat zerstört und Europa während der mittelalterlichen Feudalzeit in eine tausendjährige Anarchie gestürzt. Die einzige Institution, die den Geist der Disziplin aufrecht erhielt, indem sie den orientalischen Gehalt des Christentums verwestlichte, war die römische Kirche. Da versuchte wieder ein Deutscher, Martin Luther, durch die von ihm verkündete Freiheit der Gewissen auch dieses letzte Bollwerk zu erschüttern. Aus seiner Lehre entwickelte sich in den kommenden Jahrhunderten das Prinzip der politischen Freiheit, des Liberalismus, der rechtlichen Gleichheit, des Demokratismus und der wirtschaftlichen Gleichheit des Sozialismus, dessen logische Folge der Kommunismus ist. Von Luther über Wilhelm v. Occam, den Holländer Pufendorf, über Locke, Kant, Fichte führe eine grade Linie zu Lenin. Liberalismus, Demokratismus, Sozialismus und Kommunismus seien logische Ausflüsse der lutherisch-germanischen Reform. In der englischen und in der französischen Revolution sei die zersetzende Freiheitslehre Luthers auf politischem und sozialem Gebiete zum Siege gelangt. Dieser Sieg bedeute nicht den Sieg über den mittelalterlichen Geist, sondern im Gegenteil die Rückkehr zum Geist des Mittelalters und seiner Anarchie. „Italien ist diesem germanischen Geist im 19. Jahrhundert unterlegen: seine Philosophie von Rosmini bis Benedetto Croce steht unter dem Einfluß Kants und Hegels, seine nationale Wiedererhebung geschah unter dem Zeichen des Liberalismus. Darum hat das Risorgimento Italien nur die nationale Freiheit wieder verschafft, aber keinen nationalen Machtstaat der Disziplin bilden können. Das liberale Prinzip hat Italien an den Rand des Bolschewismus und der Anarchie geführt. Der Faschismus beseitigt das im Risorgimento enthaltene Gift und führt anderseits die nationale Bewegung zu Ende, indem er auf den Geist des antiken Rom zurückgreift und den nationalen und imperialen Machtstaat schafft." (Ich entnehme den wesentlichen Inhalt dieser programmatischen Rede, die in den mir zugänglichen italienischen Blättern sehr mangelhaft wiedergegeben war, einem



Digitized by Google

Bericht des römischen Vertreters der „Kölnischen Zeitung“, dessen Zuverlässigkeit mir bekannt ist.)

Dem Gedankeninhalt dieser Geschichtsphilosophie des Faschismus hat Mussolini in einem begeisterten Telegramm an Rocco seine uneingeschränkte Zustimmung ausgesprochen. Aber wir dürfen wohl diese unsinnige Geschichtsklitterung, die unseren Martin Luther zum Urgroßvater der französischen Revolution und zum Ahnherrn des Bolschewismus machen will, und den romanischen Völkern den von ihnen so hoch geschätzten Ruhm entreißen soll, dem Liberalismus die Welt erobert zu haben, als einen nachträglichen Versuch zur Einreihung der faschistischen Bewegung in die großen Zusammenhänge der Weltgeschichte betrachten. Als Mussolini am 23. März 1919 seine Fasci del combattimento ins Leben rief, hat er gewiß nicht an einen Kampf gegen Martin Luthers Lehre und die Freiheitsgedanken des Germanentums gedacht. Aber die Verkündung dieser Grundzüge der faschistischen Staatstheorie hat auch einen anderen sehr praktischen Zweck. Sie soll neben die glorreichen Erinnerungen an das alte Rom die Propagandakraft einer anderen auf italischem Boden zu gewaltigem Welteinfluß emporgewachsenen Macht in den Dienst des Faschismus stellen, die Macht der katholischen Kirche. Die ungeheure Mehrheit der italienischen Bevölkerung besteht aus frommen Katholiken. Im Bewußtsein dieser unabänderlichen Tatsache hat Mussolini, der zu den glühendsten Verehrern des christentumfeindlichsten Philosophen, Friedrich Nietzsches, gehört, sobald er im Besitz der Staatsgewalt war, ein so gutes Verhältnis zum Vatikan hergestellt, wie es zwischen keiner italienischen Regierung und der römischen Kurie seit 1870 bestanden hat. Eine seiner ersten gesetzgeberischen Maßregeln war die Wiedereinführung des Religionsunterrichts in den Schulen. Indem Rocco versucht, den Faschismus in schroffen Gegensatz zur Reformation zu stellen, und die katholische Kirche als das einzige Bollwerk preist, das der Invasion des Germanentums während des ganzen Mittelalters standgehalten hat, spinnt er den stärksten Faden zwischen dem italienischen Staat von heute und derjenigen Macht, die wie keine andere auf die Gemüter des italienischen Volkes wirken kann. Die vollkommene Aussöhnung zwischen Vatikan und Quirinal ist das Endziel dieser Bestrebungen. Wird es erreicht, so gewinnt die Herrschaft der Faschisten auch deshalb eine Befestigung von höchstem Wert, weil dann ihrer gefährlichen Gegnerin, der Partei der klerikalen Popolari, der Lebensnerv durchschnitten wird.

Zu den beiden glorreichen Überlieferungen, vor denen der Faschismus ehrfurchtsvoll den Degen senkt, der Überlieferung des römischen Imperialismus und der der katholischen Kirche, gesellt sich nun eine jüngere Tradition, durch deren Anerkennung die Klugheit Mussolinis seiner Bewegung einen nicht viel weniger hoch einzuschätzenden Machtfaktor gewonnen hat. Das ist die des im Hause Savoyen verkörperten monarchischen Gedankens. Auch er ist natürlich nur eine Figur in seinem Schachspiel. Wie seine zur Schau getragene Ehrfurcht vor der katholischen Kirche entspringt auch seine Ehrfurcht vor der ruhmreichen Tradition, die für die große Mehrheit des italienischen Volkes im Hause Savoyen lebendig ist, keinem Herzensbedürfnis. Er hat die Monarchie, die nach dem Marsch auf Rom ebenso wie das Parlament in seine Hand gegeben war, und die Verfassung, auf der sie beruht, bestehen lassen, weil er auch sie als einen Machtfaktor von größter Werbekraft in seinen Dienst stellen konnte. Und das Band des Annunziatenordens auf seiner Brust, das ihn zum Vetter des Königs macht, bedeutet ihm nichts anderes als das Symbol eines sehr realen Machtzuwachses.

Im Besitze aller dieser realen Machtmittel und moralischen Kräfte setzt er nun mit Hilfe seiner parlamentarischen Myrmidonen ein Gesetzgebungswerk durch, das jedem Liberalen wie eine Sünde gegen den heiligen Geist erscheinen muß. Mit ihm will er eine Gegnerin, die allen italienischen Ministerien Furcht einflößte, und der sich alle seine Vorgänger fügten, ja die zuzeiten eine Art Nebenregierung in Italien war, die Freimaurerei, unschädlich machen. Er will die Herrschaft des Faschismus in allen Verwaltungskörpern, in den Provinzen und in den Gemeinden dauernd sichern, und er will das gesamte Beamtentum jeder freien politischen Betätigung berauben. Ja, er will, — horribile dictu —, nicht zufrieden mit einem auf den Faschismus zugeschnittenen Wahlgesetz, das ihm eine Zweidrittelmehrheit im Parlament verschafft hat, gegen die jede Opposition ohnmächtig ist, allen Angehörigen von Verbindungen, die staatsfeindliche Bestrebungen verfolgen, das Recht der Wählbarkeit entziehen.

Wer an die immanente Siegeskraft des Liberalismus glaubt, wird überlegen sagen, daß solche Gewaltherrschaft nicht von Dauer sein kann. Aber das ist eine unbeweisbare Behauptung. Natürlich läßt sich auch das Gegenteil nicht beweisen. Aber bei den ungeheuren, nicht nur realen sondern auch moralischen Machtmitteln, die in der Hand dieses einen Mannes vereinigt sind, glaube ich es für wahrscheinlich halten zu dürfen, daß ihm die Staatsgewalt nicht entrissen werden kann.

Da aber, wie ich dargelegt habe, seine Erfolge fast ausschließlich auf der überragenden Macht seiner Persönlichkeit beruhen, wird — auch das ist nicht minder wahrscheinlich. — sein Werk ihn nicht überleben, wenn ihm nicht ein Wunder einen ebenbürtigen Nachfolger geboren werden und in seiner Schule zum gleichwertigen Führer heranreifen läßt.

Digitized by Google

# Der Hexenmeister
## Novelle von Auguste Supper

In einem fernen, sonnigen Frühjahr kam er vom Wald her gegen das Dorf gewandert. Am schäbigen Hut trug er einen grünen Busch, so groß, daß unter der Last das Hütlein schief auf dem ergrauten Kopf saß. Das gab dem Wanderer einen Anstrich von Jugend, von Übermut, ja von Leichtsinn, zu dem seine glitzernden Augen paßten.

Zwei kleine Jungen saßen auf einem Haufen Straßensteine. Sie schauten neugierig nach dem Daherkommenden, und sein geschmückter Hut, sein Wanderstecken, sein pfiffiges Gesicht machten ihnen Eindruck.

„Wo kommst du her?" fragte keck der eine den Nahenden.

„Aus Nirgendheim, wo die Brennesseln wild wachsen."

„Wo gehst du hin?"

„Nach Nochnichtdort, wo das Wasser bergunter läuft."

Die zwei kletterten interessiert von ihrem hohen Sitz. „Was tust du dort?"

„Schnecken abrichten, daß sie bellen wie die Hunde." Der Fremdling bückte sich und nahm eine Weinbergschnecke aus den Steinen auf. Sofort erscholl leises Hundegebell.

Den zwei Knirpsen wurde absonderlich zumut. Vielleicht wenn einer von ihres Vaters Knechten, oder ein Bekannter aus dem Dorf ihnen so geantwortet hätte, wäre ihren arglosen Seelen die Schnödigkeit der Rede zum Bewußtsein gekommen; aber diesem fremden Wandersmann gegenüber waren sie hilflos.

Halb scheu, halb auffordernd sagte nach längerer Pause der Kleinste: „Auf unserem Hof hat's auch Schnecken."

Der Mann schüttelte den Kopf, so daß der Strauß am Hut wackelte. „Es ist nicht die rechte Sorte."

„Doch," beharrte da kühn der Knirps, „eine hat schon einmal gebellt."

Jetzt lachte der Fremdling laut auf. Er nestelte an seinem Wanderstecken, dann warf er ihn so von sich, daß er auf der glatten, weißen Straße wie lebendig dahinschoß. „Seht," sagte er eifrig und geheimnisvoll, „er ist eine Schlange geworden — da — seht ihr's nicht?"

Sie rissen die Augen weit auf in brünstigem Glauben. Tatsächlich: der Stock bäumte sich wie eine Schlange. „Holt sie her!" gebot der Mann.

Die beiden schüttelten die Köpfe. Ihr Wohlgefallen an dem Fremdling verwandelte sich heimlich in Grauen. Da gellte ein Pfiff aus des Alten Mund. Im Hui flog die Schlange zu ihm her und lag wieder als brauner Stock in seiner braunen Hand.

Für die zwei legte sich etwas Unheimliches über den Glanz des Frühlingsmorgens. Sie wünschten loszukommen. Wie zu Schutz und Trutz nahmen sie sich an der Hand und schauten gegen das Dorf, bereit, sich zur Flucht zu wenden. Da strich ihnen der Alte über die strohblonden Köpfe. „Nehmet mich auch mit," sagte er freundlich, fast bittend.

Sie führten ihn nach ihres Vaters Hof, der vor dem Dorf, unweit der Straße, in schönen Obstgärten lag. Zahm und sittig schritten sie aus, gefolgt von dem lächelnden Wanderer.

Eigentlich war es für das Brüderpaar eine Enttäuschung, daß der Fremdling nun Knecht war bei ihrem Vater. Sie sahen jetzt den Michel arbeiten, wie die andern arbeiteten, sie saßen neben ihm beim Essen, sie kannten sein Nachtlager, seine enge Kammer, in der jener Stock in einer Ecke stand wie andere Stöcke, indes der grüne Busch am Hütlein welkte. Ganz heimlich trugen sie es als eine Gewißheit in sich, daß Michel ein Besonderer sei. Was sie draußen am Straßenrand mit ihm erlebt hatten, stand unverwischt und unverwischbar in ihren Seelen, mochten auch alle lachen, denen sie es erzählten. Michel lachte selbst darüber, nickte mit dem ergrauten Kopf und murmelte: „Ja, früher, früher —"

Die beiden suchten Michels Nähe in nieverlöschender Hoffnung. Einmal mußte doch das Versunkene wieder zutage treten. Ein Wort von ihm, eine Bewegung war oft wie geheimnisvolle Verheißung. Hinter allem, was er sagte und verschwieg, tat und ließ, vermuteten, ja spürten sie das Unnennbare.

So hatte er sie in der Gewalt durch ihren zähen Glauben. In seiner Nähe waren sie zahm. Wollten sie aufmucken, so brauchte er nur stumm den Kopf zu heben, dann kuschten sie, als hätten sie die Peitsche über sich gesehen.

Auch Knechte und Mägde, ob sie es öffentlich und vor sich selber leugneten, waren bald im heimlichen Bann des Alten. Auch sie scheuten eine schlafende Macht in ihm, der



Digitized by Google

sie es zuschrieben, daß der Herr einen alten Sonnenbruder als Knecht einstellte und behielt. Auch sie warteten unbewußt darauf, daß der Michel eines Tages mehr und anderes sei als der Michel.

So kam der Winter heran, die stille Zeit.

In einer großen, kahlen Stube zu ebener Erde saßen Knechte und Mägde beisammen. Draußen fing es aus eisiger Luft leise zu schneien an. Ein uralter eiserner Ofen auf dünnen Füßen speite zornig seine jähe Hitze in den Raum, solange die Scheite flammten, und er wurde ebenso jäh kalt, wenn man ihn zu füttern vergaß. Die Mägde spannen grauen, groben Flachs auf klappernden Rädchen, die Knechte flochten Peitschenschnüre und verlasen Linsen. Michel allein hatte einen winzigen Webstuhl vor sich auf dem Tisch stehen und webte Schürzenbändel aus blaugefärbtem Garn. Neben ihm, auf hölzernen Stühlen, knieten die zwei Büblein und sahen zu, wie der Alte mit flinken und zugleich bedächtigen Händen das Schifflein lenkte und die Fäden schlichtete. Dabei war die alte, nie schlummernde Erwartung in ihnen, es müsse etwas geschehen, irgend etwas Unerhörtes, wie es der verborgenen Kraft in dem leise lächelnden Michel gemäß war. Aber vorderhand erzählte er nur. Wie ein Kanarienvogel, der vom Geräusch in der Stube zum Singen verlockt wird, so kam Michel beim Klappern seines winzigen Webstuhls ins Reden. Dann horchten die andern und verstummten.

„Das, was ich da webe, sind ja nur Schürzenbändel. Aber ich könnte ebensogut einen Strick weben. Einen hänfenen Strick. Jawohl, halten würde er schon, halten würde er sicher!"

„Was würde er halten?"

„Einen Kopf, ha ha, einen Kopf und die baumelnden Füße darunter, wie ich das gesehen habe in der Stadt Neapel, wo sie einen hängten."

„Warum hängten sie ihn?"

„Weil er dumm gefragt hat natürlich."

Die Mädchen lachten. Einer der Buben wollte wissen: „Hat er gezappelt?"

„Er hat gezappelt, wie du zappelst, wenn du drüben auf Hirschwirts Weiher im Eis einbrächst."

Der Kleine schauerte, als stecke er im Eiswasser. „Was hat er denn Dummes gefragt?" erkundigte er sich schüchtern.

„Ach," entgegnete Michel wegwerfend, „so dumm kann ich nicht erzählen, wie der fragte. Darum will ich lieber von Il Vesuvio reden, wenn es den Herrschaften recht ist."

Er bekam keine Antwort. Jedem in der weiten Stube war es gewesen, als liege etwas Drohendes im Klang von Michels Stimme und im Klang dieses geheimnisvollen „Il Vesuvio", das so fremd aus dem Klappern des Webstühlchens hervordrang.

Da begann der Alte ohne Aufforderung: „Ist ein Berg bei der Stadt Neapel, den heißen sie Il Vesuvio."

„Bist du dort gewesen?" fragte kurz, fast grob der Großknecht Alois, den die überragende Rolle des Michel verdroß.

„Wirst es hören," entgegnete unbewegt der Alte. „Eine Rauchwolke hängt über dem Berg und in der Nacht ein feuriger Schein. Wenn auf der Welt das Schlechte überhand nimmt, dann wird es diesem Berg übel, und er fängt zu speien an wie ein Hund, der Schlimmes gefressen hat. Denn es ist mit dem Berg so: er ist für die Welt das, was unsereinem sein Magen ist. Alles kommt darin zusammen."

Der jüngste Knecht, der Fritz, lachte ein wenig. Nicht eigentlich ungläubig; aber Michels glitzernde Augen richteten sich dennoch fest und strafend auf ihn. „Höre, Fritz, als ich drunten war in Neapel, bekam es der Berg mit dem Speien, weil dazumal die Zeit war, da dein Vater sein Weib, deine Mutter, ein paarmal fast totschlug."

Da richteten sich aller Augen auf Fritz, der die seinen niederschlug und eifrig an seiner Peitschenschnur flocht.

„Ja, ja," fuhr Michel fort, „was da oben bei uns gesündigt wird, das kommt alles dort unten durch den Berg zutage." Er hob den Kopf und sah den Großknecht an. „Ich hab' da Dinge gesehen, die keiner glauben würde. Du auch nicht, Alois."

Dieser Alois war ein stämmiger, verwitterter Mensch, über den mancher Sturm dahingebraust zu sein schien. Unter des Alten Blick verzerrte sich das verwilderte Gesicht zu einem Lächeln, das nicht gelingen wollte. „Mich hältst du nicht zum Narren."

Michel setzte sein Schifflein in Ruh und kratzte sich im Haar. „Alois," sagte er dann gedämpften Tones, als gelte die Rede dem Großknecht allein, „so nah, wie ich jetzt dir bin, so nah bin ich neben dem Berg gestanden, als er einmal gespien hat. Kannst mir glauben, daß da allerlei herausgekommen ist: Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsch Zeugnis, Lästerung."

Eine Weile blieb es still; dann rief eine junge Magd keck, als könne sie damit den Alten einer Fälschung überführen: „Das steht im Spruchbuch."

Er schaute sie an und schüttelte wie in Verwunderung den Kopf. „So — also dort drin steht's auch! Ja ja, der Berg und das Spruchbuch!"

Digitized by Google

Alle schwiegen. Alois streifte eine Handvoll Linsen so hastig zur Seite, daß die Hälfte zu Boden prasselte.

„Sag' weiter," bat jetzt schüchtern das kleinste Büblein, das die Gespanntheit, die in der Luft lag, nicht völlig empfand.

Michel fing wieder zu weben an. „Was soll ich weiter erzählen! Die einen wissen ohnedies alles, die andern glauben nichts."

„Wir glauben schon," rief die junge Magd von ihrer Kunkel her.

„Ja, ihr glaubet, so weit eure Nase reicht. Aber drüber hinaus ist auch noch etwas."

„Sag' das!" bat eindringlich das Büblein.

„Ich will's schon sagen. Dir will ich's sagen. Der Alois kann's halten wie er mag. Also: wenn der Berg gespeit hat, dann wächst das Gras drüber. Viel Gras, und sogar Büsche und Bäume. Nicht, Alois?" Er wartete keine Antwort ab und blickte nicht nach dem Knecht. „Ihr glaubt gar nicht, wie schön das alles wächst auf dem Ausgespienen. Aber es ist sonderbar: man sieht auch dem Gras und den Büschen und den Bäumen nach Jahren noch an, aus was für Grund das alles herauswächst."

Auffahrend, so daß er grob gegen den Tisch stieß, rief jetzt der Großknecht: „Halt dein Maul, du lügst ja wie der Satan!"

„Hast du den schon einmal lügen hören?" fragte Michel ruhig, und seine Augen glitzerten nicht mehr.

„Bist du darum hergelaufen, weil du Händel mit mir willst?" knurrte der Knecht.

„Ich bin gar nicht hergelaufen," antwortete weiterwebend der Alte, „ich bin hergeführt worden."

„Hergeführt worden," höhnte der andere, „vielleicht vom Teufel, der alle Hexenmeister am Bändel hat."

„Vielleicht," gab Michel zu.

„Ist ja nicht wahr," rief da treuherzig und ängstlich zugleich das kleinste Büblein, das Händel wittern mochte, „wir haben ihn hergeführt, der Theo und ich."

„Sei zufrieden," beschwichtigte ihn der Alte, „wer mich hergeführt hat, das weiß der Alois schon. Nur zu gut weiß er's."

Schmetternd schlug der Großknecht die Türe hinter sich zu.

Am andern Tag ereigneten sich zwei seltsame Dinge.

Zum ersten brach drüben auf Hirschwirts Weiher das eine der Büblein durchs Eis. Er zappelte dabei wie ein Gehängter und wäre wohl gar ertrunken, wenn sein Freund Michel ihn nicht gerettet hätte. Es gab ein großes Erstaunen über das Eintreffen der Prophezeiung. Am meisten staunte Alois. „Ich sag's ja: der Hexenmeister!" knurrte er.

Zum zweiten — und das war noch seltsamer — lief am gleichen Abend der Großknecht weg. Lief einfach weg wie ein Vagabund, wie einer von der Landstraße. So etwas war nicht erhört von einem Großknecht. Warum wohl? Warum? Sie raunten einander zu, der Alois habe eben nicht bleiben wollen neben einem solchen. Er hab' sich von Anfang an darüber aufgelassen, daß der Bauer einen Sonnenbruder einstelle.

Ein Gären fing an unter den Leuten. Es wob sich ein Nimbus um den Entlaufenen. Man bewunderte ihn um seines Scharfblicks, seiner Entschlossenheit willen, die man so mitten im Winter und in der Geborgenheit des guten Dienstes selbst nicht aufbringen könnte, so unheimlich einem der Michel wurde. Der alte Fremdling wäre bald wie ein Verfemter an seinem Webstühlchen gesessen, wenn ihm das Brüderpaar nicht unwandelbare Treue gehalten hätte.

So ging die böse Zeit langsam dahin. Der Föhn fegte über die Berge und brach alles Morsche und Dürre im Wald. Auf der hohen Pappel vorne an der Straße probierte ganz leise die Amsel ihr Frühlingslied. Das Rumoren kam jetzt ins Bauernblut, das die Leute nicht länger in den dumpfen Stuben duldete. Sie liefen hinaus, nach den Saaten zu sehen, von denen der Schnee geschmolzen war, nach den Wiesen, wo unter der schützenden Dungschicht die Gänseblümchen blühten.

Einmal kam Fritz, der Jungknecht, heim und erzählte, er habe draußen am Rain vor dem Wald den Alois gesehen; aber nur von weitem. Man lachte ihn aus; man fragte ihn, ob er vorher im Wirtshaus gewesen sei. Aber er beharrte auf seiner Aussage. Bei der jungen Eiche, neben den Haselbüschen sei der Alois gestanden und habe auf den Boden geguckt. Dann habe er sich gebückt, als suche er etwas. Vielleicht vorjährige Nüsse oder Scharbockskraut zu Umschlägen oder zu Tee.

Wieder lachten die andern. Er habe den Alois wohl mit der Theres, dem alten Kräuterweib, verwechselt. Michel, der unter den Gesprächen einen Gaul einschirrte, hielt zum Fritz. Vielleicht, weil er es überhaupt immer mit der Minderheit hielt.

Schritt für Schritt eroberte sich der Frühling die Welt. Schon trug am Sonntag der Michel einen grünen Busch am Hut. Der ganze Reiz, der ihm damals die Brüder draußen vor dem Dorf zu Freunden gemacht hatte, umlagerte ihn von neuem. Ja, seinen Stecken hatte er schon einmal wieder vor ihnen zur Schlange werden lassen. Nur war es nicht so tadellos gelungen wie einst. Der Faden sei über den Winter zermürbt, meinte

Digitized by Google

Michel und gab damit den Ahnungslosen ein neues Rätsel auf.

Man fing an, die Wiesen abzurechen, weil das Gras mächtig hervordrängte; das Gras, von dem Michel sagte, man sehe ihm an, aus welchem Untergrund es aufwachse. Und mit dem neuen Gras wurde alles ruchbar.

Erst war Alois irgendwo zu einem Pfarrer gelaufen, um zu beichten. In einer fremden Kirche war's, und weit fort, wo man von seiner Sache nichts wissen konnte. Er hatte gemeint, in dieser Fremde werde alles untergehen und vermodern wie altes Laub über den Winter. Aber der Pfarrer belehrte ihn anders in langen, schweren Stunden. Er wies ihm den Weg vors weltliche Gericht. Da stand alles Vermoderte mit dem jungen Gras wieder auf.

Vor Jahren war's, da hatte Alois die taubstumme Anna erschlagen und verscharrt bei der jungen Eiche zwischen den Haselbüschen am Rain vor dem Wald. Spurlos war damals das Mädchen verschwunden. Es hieß, sie habe sich wohl irgendwo in den endlosen Wäldern ein Leid angetan aus Scham über die aufkommende Schande. Es wanderten danach ein paar Burschen aus dem Dorf aus, die der Verdacht umkreiste, Urheber der Schande zu sein. Der finstere Alois aber wanderte nicht aus. Sicher und gut wußte er sein furchtbares Geheimnis aufgehoben in der verschlossenen Brust.

Da kam der Michel und sagte das von dem fernen Berg. Lüge war's, stinkende Lüge. Aber etwas daran konnte doch wahr sein? Wenn auch der Berg nichts wußte — der Michel mußte irgend etwas wissen. Täglich, stündlich stand jetzt das grausige Geschehen wieder auf. Wie war's gewesen? Zwielicht, fast Nacht zwischen den Büschen. Aber wenn einer hinter der jungen Eiche gestanden war, der hatte doch vielleicht herübersehen können.

Vielleicht — —? Vielleicht war sie gar nicht ganz tot gewesen, die Anna. Der Michel — — Mit tausend Krallen packte ein verspätetes, ein niegeahntes Entsetzen den Verwilderten. Wohin seine gehetzten Gedanken entfliehen wollten, sie fanden den Weg verlegt durch Schrecken und Drohung.

Jahrelang hatte er beim Rain vor dem Wald auf den weiten Äckern gepflügt oder geschnitten, ohne nur einen Blick nach der jungen Eiche, nach den dichten Haselbüschen zu werfen. Als ginge es ihn gar nichts an, war das grausige Abenteuer hinter ihm gelegen. Und nun jagte es ihn vom Hof, grinste aus jedem Winkel, trieb ihn zwischen die Haselbüsche, peitschte ihn vor den fremden Pfarrer, schleppte ihn vor Gericht!

Michel wurde vernommen. Alois selbst hatte des Alten Namen genannt als den eines etwaigen Mitwissers. Aber da war nichts zu erfahren. In jenen Jahren war Michel noch ein richtiger Landstreicher und weit drunten in Italien gewesen. Zur kritischen Zeit in Neapel, am Berg Vesuvio. Die Herren vom Gericht lächelten ein wenig über des Alten Wichtigtun von seinen Welschlandfahrten. Dann mußten sie ihn ziehen lassen, denn er hatte Papiere, so sauber und wohlgeordnet wie Gerichtsprotokolle.

Als der junge Sommer durch die Wälder schritt, bat Michel um seinen Lohn und sein Buch. Wanderzeit war da; es hielt ihn nicht mehr.

Ein guter Arbeiter war er gewesen; aber sie weinten ihm doch nicht nach. Man hat nicht gern „solche“ unter sich.

Nur die zwei Büblein wollten ihn nicht ziehen lassen. Ihnen war er etwas schuldig geblieben, auf das sie bis zur letzten Stunde hofften.

Als er längst über Berg und Tal war, hielten die zwei noch jede gefundene Schnecke lauschend ans Ohr. Vielleicht würden sie doch einmal eine finden, der der entschwundene Freund das Bellen beigebracht hatte —!

## Heilige Nacht. Von Max Bittrich

Strahlende Mutteraugen,
Licht, vom Himmel gebracht,
Eure dürstenden Kinder
Trinken heilige Nacht.

Euern vollen Becher
Schlürfen wir heute aus,
Neider werden Menschen,
Herzwarm wird das Haus.

Frei von Dornenfolter
Soll die Liebe sein
Und in Mutterhänden
Schwinden alle Pein!

Digitized by Google

Weihnachtskrippe. Von Professor Franz Guntermann, Bielefeld

# Illustrierte Rundschau

**Weihnachtliches — Tierzeichnungen von Erna Pinner — Miniaturen von W. Bastanier — Modeneuheiten — Zu unsern Bildern — Joseph von Lauff, der Siebzigjährige**

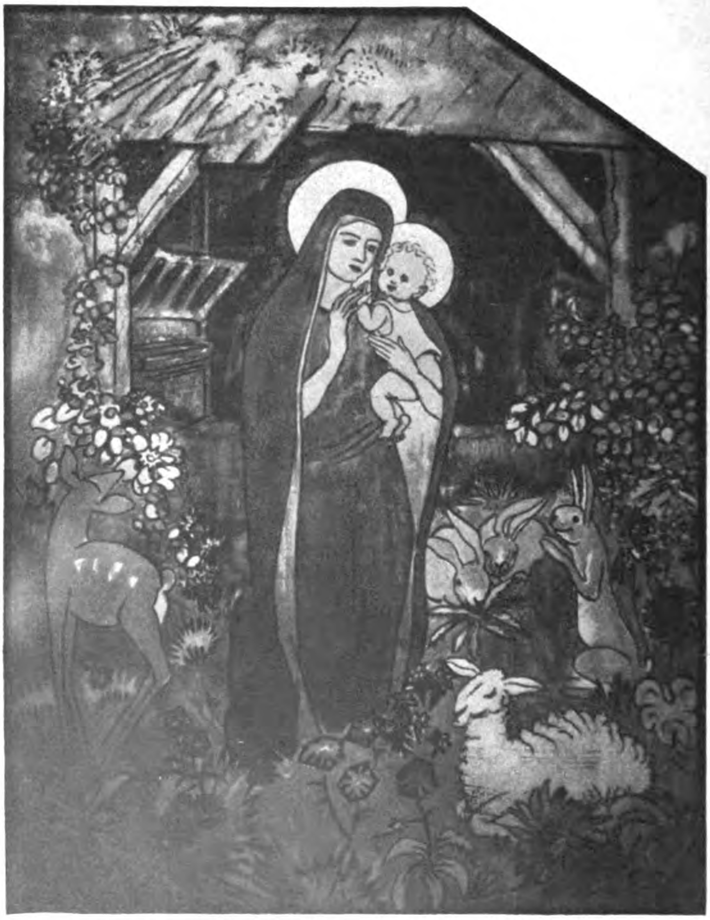
Wer einmal die wunderreiche Krippensammlung des Bayrischen Nationalmuseums in München gesehen hat, wird bedauert haben, daß auch diese liebenswürdige Volkskunst einer gleichgültigen Industrialisierung zum Opfer gefallen ist. Um so dankenswerter ist, daß sich hier und da moderne Künstler ihrer angenommen haben.

Wolke mit Cherubim und Adler. Holzbildwerk in der Art des Franz Ignaz Günther
Neuerwerbung des Germanischen National-Museums zu Nürnberg

Digitized by Google

Weihnachtsteller der Porzellanfabrik Rosenthal in Selb (Bayern)

Man braucht heute nicht mehr Sammler von Altertümern zu sein, um sich und den Seinen eine Weihnachtskrippe unter dem Tannenbaum aufzubauen. Es gibt heut wieder Krippen, die es mit den alten in Schönheit und Innigkeit aufnehmen. Mancher Leser wird sich an die Krippe erinnern, die wir im vorjährigen Dezemberheft zeigten. Auch die, die den Kopf dieser Rundschau schmückt, stammt von Prof. Franz Guntermann in Bielefeld, der neuerdings eine große Anzahl solcher Darstellungen geschaffen hat und uns mit ihnen beweist, daß die heilige Geschichte sich auch in der künstlerischen Sprache unsrer Gegenwart erzählen läßt. Ja die Stärke und Schlichtheit des sie neugestaltenden Gefühls spricht ernster und inniger zu uns als das schwülstige Bauernbarock des 18. Jahrhunderts. — Den berauschenden Glanz dieser alten Kunst atmet ein Werk, das vor einiger Zeit das Germanische Museum in Nürnberg erworben hat. Es steht dem Oberpfälzer Bildhauer und Architekten Ignaz Günther (1725 — 1775) nahe, der sich unter Raphael Donners Einfluß geschult und die hervorragendsten seiner zahlreichen Werke für die Kirche zu Rott am Inn geschaffen hat. Er ist einer der phantasievollsten und empfindungsreichsten Meister des süddeutschen Rokokos, und auch diese Wolke mit Cherubim, zu dessen Häupten der johanneische Adler seine Flügel spreitet, ist angefüllt von der heiteren und leidenschaftlichen Religiosität des gegenreformatorischen Katholizismus.



Die Fremden beherbergen. Wandbild von Walter Flaig

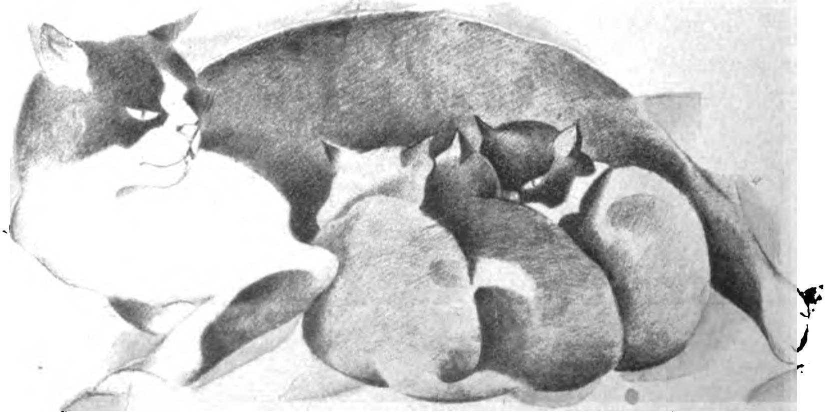
Seit Jahren haben sich die Weihnachtsteller der Porzellanfabrik Rosenthal in Selb in vielen deutschen Häusern Bürgerrecht erworben. Wir bilden nach lan-

Weihnachtsabend
Gemälde von Maria Caspar-Filser

Digitized by Google

ger Pause wieder einmal einen solchen Teller ab, um die Leser darauf hinzuweisen, daß sich dieser freundliche Weihnachtsbote noch immer regelmäßig und geschmackvoll einstellt.

Der Pfarrer der alten Drostestadt, Meersburg am Bodensee, hat sich um die junge Kunst ein hohes Verdienst erworben. Er wohnt, wie uns die Dichterin Alice Berend schreibt, in einem der prächtigen Barockbauten, die aus bischöflicher Zeit den Schloßplatz zieren, und hat den Maler Walter Flaig angeregt, den hohen Flur seines Hauses mit Fresken zu schmücken. Kein schönerer Stoff konnte ge-



Tierzeichnungen auf Stein. Von Erna Pinner-Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Miniaturbildnis
Von Walter Bastanier

das Glitzern und Leuchten von Christbaumschmuck und Kerzenlicht spiegelt und in dem wir den süßen Duft des Weihnachtsabends mit seinem bewegten Frieden, mit seinem Jubel und seiner Stille zu ahnen glauben. — Man kann natürlich Weihnachten auch ganz anders und ebenfalls meisterhaft malen. Mit Absicht stellten wir in die Nähe der Rundschau das als Kunstbeilage wiedergegebene Bild von Otto Doerr (1831—68), einem Mecklenburger, der in Berlin und Paris studiert hat und in Dresden gestorben ist. Er schildert sich hier selbst mit seiner Familie in einer reizenden häuslichen Idylle, vielleicht — so hat es den Anschein — etwas süß und trocken. Aber wenn man ihn mit seinen Zeitgenossen vergleicht, stellt man fest, daß seine leider nicht sehr zahlreichen Gemälde einen Zug zum Revolutionären haben. Er war einer der ersten Freilichtmaler Deutschlands, und auch unser Bild, das hier zum erstenmal wiedergegeben wird, verrät seinen vorgreifenden Sinn für das eigentümlich Malerische, mit dem er seine Umwelt gewiß befremdet hat.

Ungemein lebensvolle farbige

funden werden als die sieben Werke der Barmherzigkeit, Hungrige speisen, Durstige tränken usw. Wir zeigen das vierte Bild der Folge: Fremde beherbergen. Es stellt Maria mit dem Kinde dar, beschützt von der Hütte, behütet von Tieren und Blumen, und erweist gleichzeitig, daß Flaig über ein zartes und großes Gefühl für die Landschaft verfügt. — Freilich, man muß an ihn nicht den Maßstab alter Kunst anlegen, so wenig wie an den „Weihnachtsabend“ von Maria Caspar-Filser, den man mit einiger Geduld auf sich wirken lassen muß, um seinen farbigen Reiz zu spüren. Wer diese Geduld nicht aufbringt und an die Betrachtung neuerer Kunstwerke nicht gewöhnt ist, wird durch das Gewirr der Farben leicht gestört. Aber wenn er dem Bilde nur etwas Zeit widmet — und man sollte von diesem kostbarsten Schatz auch der Kunst ein Scherflein gönnen — wird erleben, wie sich die unruhige Buntheit dieses Gemäldes zu einem Gesamteindruck fügt, in dem sich

Miniaturbildnis. Von Walter Bastanier

Digitized by Google

Winter. Gemälde von Franz Hoch

Tierbilder hat Erna Pinner, eine Frankfurter Künstlerin, auf den Stein gezeichnet. Hier wirkt sich die Freude am Tier mit tiefem Verständnis für seine Form aus, und wer selber Tiere liebt, wird finden, daß auch jenes rätselvolle Etwas, das wir die Seele des Tieres nennen, zum Ausdruck kommt und daß die billige und törichte Vermenschlichung von Hund und Katz vermieden wird.

Eine alte Kunst, die das Entzücken der Sammler bildet, belebt Walter Bastanier aufs neue: die Miniaturmalerei. Er hat dabei das Glück, an eine Überlieferung der eignen Familie anknüpfen zu können, denn sein Vater war ein anerkannt tüchtiger Miniaturist und hat ihm den ersten Unterricht erteilt. Bastanier, 1872 in Berlin geboren, stammt aus einem französischen Flüchtlingsgeschlecht und ist jetzt an der Kunstgewerbeschule zu Pforzheim als Lehrer tätig. Er malt seine zarten Bildnisse auf Elfenbein oder Emaille. Selbstverständlich schweben ihm als Muster die alten Großmeister dieser Kleinkunst vor, und

Japanische Puppen. Gemälde von Hans Looschen

Digitized by Google

Neuer Samtmantel

er erreicht in Werken wie den hier abgebildeten ihre Liebenswürdigkeit. Aber er ist doch nicht ein Spätling von Rokoko oder Biedermeier, sondern ringt als ein Künstler unsrer Zeit darum, auch die seelischen Kräfte seiner Modelle darzustellen. Es wäre hübsch, wenn Bastaniers Kunst diese oder jene Leserin anregte, sich selbst oder ihre Kinder in dieser Weise malen zu lassen und dadurch beizutragen, daß sich ein anmutiger Zweig der Malerei weiter entwickelt.

Zu dem Winterbilde von Franz Hoch ist nicht viel zu sagen. Die Leser kennen den Künstler seit langem, und seine schlichte, warmherzige Vortragsart ist jedem verständlich. Nicht anders steht es mit Hans Looschen. Seine farbig geschmacksicher und ungemein flott gemalten „Japanischen Puppen" erneuern die Trauer über den Verlust, den die deutsche Kunst in ihm erlitten hat.

Von den Kunstbeilagen dieses Heftes stehen zwei, das Titelbild „Die Anbetung der König" von Cornelisz und die „Gelehrten" von Rembrandt (zw. S. 408/409) im Zusammenhang mit dem Aufsatz, in dem Wilhelm von Bode die denkwürdige Berliner Akademieausstellung des verflossenen Sommers bespricht. Wenn sich Berlin so reicher Schätze in Privatbesitz erfreut, wenn diese Schätze der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden: beides ist das Verdienst Bodes, der es mit Meisterschaft versteht, die Sammler zu beraten und ihnen

Blaue Tuchjacke mit Pelz verbrämt

Digitized by Google

das Gefühl der Verpflichtung gegenüber der Allgemeinheit zu stärken. — Angelo Janks „Reitbahn“ (zw. S. 376—377) zeigt den Meister als Sieger über neue koloristische Probleme. Zu dem märchenhaften Gemälde von Susanne Granitsch teilt uns die Künstlerin die literarische Anregung mit. Sie stammt aus einem alten Lied, in dem es heißt: „Er gab ihr ein Herz von Gold so fein, / Zwei Tropfen von seinem Herzblut hinein. / Der eine, der leuchtet bei Tage, / Der andere leuchtet bei Nacht, / Und beide erglühen sie feurig / Wie brennender Liebe Pracht.“ Susanne Granitsch ist Wienerin; sie ist in nächster Nähe des Stephans-Domes geboren, und sie hat von den Eltern und von der Stadt den Sinn für künstlerische Kultur geerbt. Ihr Vater, Rechtsanwalt und Reichsratabgeordneter, sammelte Altwiener Kunst, und schon als Kind begann Susanne Granitsch zu zeichnen. Ihre Gemälde und Graphiken ragen durch ihre sorgfältige Durcharbeitung hervor. Sie hat in Wien und München sehr viel gelernt und verfügt über einen zarten Farbensinn. Starke Erfolge sind ihrer Kunst beschieden gewesen. Eine große „Verkündung“ kaufte der letzte Kaiser von Rußland an. Die Wiener Albertina erwarb vier Blätter von ihr. Zahlreiche Gemälde genrehaften Charakters sind durch Wiedergaben weit verbreitet worden. Das Porträt und die Legende sind das Lieblingsgebiet der Künstlerin. — Erstaunlich ist, wie gegenwartsfrisch noch immer die Kunst Franz von Stucks wirkt. Er wurzelt gewiß in einer andern Zeit als der unseren, aber eine Plastik wie sein Siegfried (zw. S. 384—385) ist von zeitloser Wucht. Sie ist so groß empfangen, daß man hinzufügen muß: es ist den Maßen nach eine kleine Figur. — Mit jungen Kräften zu neuen Zielen stürmt der 1893 in Glauchau geborene

Braunes Tuchkleid

Erich Fraaß. Ein Webersohn wollte er von Anbeginn Maler werden. Der Pastor W. Zinker nahm sich seiner an, und er kam nach Dresden zu Prof. Zwintscher, der ihm viel und doch nicht genug gab, denn der Krieg und der Tod des Lehrers unterbrachen und beendeten vorzeitig die Lehrzeit. Sterl ward der Meister des jungen Künstlers. Er wies ihm den Weg in die Freiheit, diesen Weg verfolgt Fraaß auch heute noch unbekümmert. Er sagt: „Ich arbeite, so gut ich kann, die Welt steht offen, hineinspaziert!“ Seine „Flucht nach Ägypten“ (zw. S. 416—417) ist schlicht und stark empfunden, und wenn man hört, wie Fraaß in Holland durch Rembrandt erschüttert wurde, erkennt man leicht die Verwandtschaft, die auch heute noch alt und jung verknüpft. Das Bildnis von Paul Bürck (zw. S. 424 — 425) verrät den dekorativ-monumentalen Zug dieses Malers in der schlichten und großen Auffassung des Modells, dem strengen Aufbau des Bildes.

Am 16. November waren es siebzig Jahre her, daß Joseph von Lauff im alten heiligen Köln geboren wurde. Er zählt zu der ansehnlichen Schar von deutschen Dichtern, die unserm Volk die preußische Armee gestellt hat, und es ist sein Stolz gewesen, das königliche Haus, das Preußen und Deutschland groß gemacht hat, zu verherrlichen. Keiner hat neben und nach Wildenbruch als Lyriker und Dramatiker mit so ehrlicher Begeisterung unserm Volk den Glanz der hohenzollernschen Geschichte vergegenwärtigt. Aber Lauff ist auch Rheinländer. In seinen Romanen und Epen bietet er zwingende Bilder aus dem Leben seines Stammes und wir können diesem deutschen Mann und Dichter nichts Besseres wünschen, als daß er die Befreiung seiner Heimat, den Wiederaufstieg seines Staats mit hellen Augen und in schöpferischer Kraft erleben möge.

Digitized by Google

# Neues vom Büchertisch

## Romane und Novellen. Von Karl Strecker

**Ernst Wiechert: Die blauen Schwingen — Derselbe: Totenwolf (Leipzig 1925) — E. G. Kolbenheyer: Das dritte Reich des Paracelsus (München 1926) — Waldemar Bonsels: Mundharmonika (Leipzig 1925) — Karl Bröger: Jakob auf der Himmelsleiter (Berlin 1925) — Adolf Paul: Der Teufel im Exil (München 1926) — Hölderlins und Mörikes Gesammelte Werke (Stuttgart 1925) — Kurze Anzeigen**

Ein neuer Name taucht auf, dessen Träger ein Recht hat, um Rechtschreibung zu bitten. Er heißt Ernst Wiechert und stammt aus Ostpreußen. Ohne das erste e seines Vaternamens würde man ihn mit dem alten, guten und vor seinem Tode schon verstorbenen Lustspieldichter Ernst Wichert, der gleichen Heimat entstammend, verwechseln. Und damit geschähe unserem Erzähler unrecht, denn was auch etwa gegen ihn zu sagen ist und hier gesagt werden wird —: er ist ein Schriftsteller, der mehr als unterhalten, der bekennen und aufrütteln will.

Zwei Romane von ihm liegen gleichzeitig vor: „Die blauen Schwingen" und „Totenwolf", in dieser Reihenfolge entstanden, wenn auch in der umgekehrten erschienen. In beiden ist Wiechert unverkennbar der ostpreußische Naturmensch, der den Wald seiner Heimat und das Moor seiner Heimat über alles liebt, der mit eigenen Augen in die Welt schaut und — das Hebbelsche Wort „Leben heißt tiefeinsam sein" als Sinnspruch über sein Schaffen hängen könnte. Schwermut liegt wie Rauch über einer heiß schwelenden Seele. Liest man den Totenwolf zuerst (ich tat es, in dem Glauben, er sei nicht nur früher erschienen, sondern auch früher entstanden), so könnte man meinen, der Krieg und die Not des Vaterlandes hätten diese trübe Stimmung hervorgerufen, aber das aus beiden Romanen hervortretende Gesamtbild Wiecherts läßt erkennen, daß er auch ohne äußere Einflüsse ein schwermütiger, schwerblütiger Sinnierer wäre, der mit den Rätseln des Lebens ringt und, mehr als zuträglich, über die Mysterien der eigenen Seele grübelt. Er selber ist der Held seiner Erzählungen, mag er auch in den „Blauen Schwingen" die Maske eines bedeutenden Geigenkünstlers vorgenommen haben. Ein Fischerbub, kommt „Harro" früh in ein reiches Patrizierhaus als Spielgefährte und Musiklehrer des verkrüppelten Sohnes, macht sich bald beliebt, namentlich bei den Frauen, und hat eigentlich auch sonst nicht zu klagen, denn bald ist er als Geigenkünstler berühmt und mehr als einmal erfahren wir, daß er an die 50 000 Friedensmark im Jahr verdient.

Aber er, d. h. Wiechert, kann das Lenausche Wort von sich sprechen: „Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde und werd' sie still bis an mein Ende tragen". Obwohl ihm von schönen Frauen und Mädchen soviel Gunst gewährt wird, daß er die „drei Stufen der Erotik", die ein Wiener Dichter umschrieben hat, mehrfach auf und ab klettert, bleibt er doch trübsinnig. Am Schluß erklärt ihn eine seiner Geliebten sich, ihm und uns: „Du suchst etwas anderes" (als den Eros) „und du weißt es selbst, du suchst Erlösung, Harro. Das letzte suchst du, das nur der Tod geben kann, Gott willst du in dich fassen . . ."

Aber dieser Romantiker, der sich in den „Blauen Schwingen" maßloser Sehnsucht voll nach etwas Fernem, Unbekanntem verzehrt, ist im „Totenwolf" plötzlich zum Berserker geworden. Obwohl auch jener Roman im Kriege geschrieben wurde, wie der Verfasser erzählt, ist doch die seelische Nachwirkung furchtbarer Erlebnisse erst in diesem letzten zum Austrag gekommen. Der Held, aus dem „raschlebigen, hochfahrenden Geschlecht" der Wiesendahls, sieht in dem Moordorf seiner Heimat ein Bild der Welt mit allem Bösen und Schmutzigen erfüllt, sieht „Nebelmenschen und Lichtmenschen, Schlangen und Drachen und darüber den Held. Er aber mußte hindurch, mitten hindurch". Ganz ähnlich wie im vorigen Roman heißt es hier: „Du willst etwas, du weißt nicht was, aber es ist etwas Großes . . . Du suchst irgend etwas, du glaubst, du wirst die Welt erlösen, oder sonst etwas." Und ein anderer prophezeit: „Du bist wie ein wildes Tier, das Blut trinken muß, ein Totenwolf, ein Werwolf." Er hält es für seine Sendung, die christliche Religion, „den Gott der Nächstenliebe und der Demut" zu bekriegen und dafür das alte Heidenideal des Kampfes und der Rache aufzurichten. Schließlich fällt er denn auch im Kampfe mit dem lichtscheuen Gesindel seines Moordorfs.

Ernst Wiechert hat Wucht und Schwere, manchmal weht und schwingt ein Wipfelrhythmus in seinen Erzählungen, der an Ossian erinnert. Indessen: dieser achtunddreißigjährige Förstersohn ist sich selber noch unklar darüber, was er eigentlich will. Er verzehrt sich, bald in Sehnsucht, bald in Wut, aber schließlich ist beides ohne Ziel und daher ohne Belang. Er liebt es, seine Helden zu zeichnen, wie sie am Moor, oder an einem See, oder auf einem Hügel stehen und in die Weite blicken („Lange stand er so . . .") oder wie sie an einem Rain dahinwandeln („Lang-

Digitized by Google

sam ging er . . ."), immer in Träumereien tief versunken, aber da wir an diesen inneren Vorgängen keinen Anteil gewinnen, immer nur Allgemeinheiten hören, so verlieren diese als bedeutend ausgerufenen Menschen auf die Dauer ihren Reiz; ihre großen Worte, unklar gerichtet, ermüden — es bleibt nur die Silhouette eines Träumers übrig.

Dieser Tadel, so berechtigt er ist, hätte nur geringen Wert, wenn aus ihm nicht die dringende Mahnung für einen begabten Schriftsteller herauswüchse: Es ist Zeit, höchste Zeit, daß Sie Distanz zu Ihren Gestalten gewinnen, daß Sie sich zum Gegenständlichen durchringen, die Gelassenheit des Künstlers in sich erziehen und ohne die eigene Wurzelständigkeit aufzugeben, doch andere Gestalten als Träger von Ideen formen. In diesem allen aber gibt es ein für Sie freilich kaum erreichbares Vorbild — hoch und weitleuchtend wie ein Küstenfeuer: E. G. Kolbenheyer.

Nun liegt der dritte und letzte Band seines gewaltigen Paracelsuswerkes vor. Ein würdiger Schlußstein, der das Ganze abrundet zu einem Prosa-Epos, wie unser Schrifttum deren nur wenige besitzt. Kolbenheyer läßt sich Zeit. Er arbeitet mit der Sorgfalt eines Bildhauers, dem es nicht auf die Fixigkeit, sondern auf die Richtigkeit seiner Meißelschöpfung ankommt. So ist denn aus Theophrastus von Hohenheim, diesem kleinen Glatzkopf, der ein großer Mensch, Arzt und Gottesgelehrter war, unter der Hand des Meisters ein lebensgroßes, lebenatmendes Bildnis geworden, das sich künstlerisch sehr wohl mit einer großen Radierung Dürers vergleichen läßt: ein ernster, bedeutender Männerkopf aus dem Mittelalter, streng eigenartig in jedem Strichlein, ein Charakterbild, von dem das Auge nicht so leicht wieder loskommt.

Kolbenheyer schmeichelt seinem Modell nicht. Er verfällt nicht in die Fehler der vielen Kleinen, die sich an die Darstellung der Großen wagen: alles schön herauszuputzen oder durchs Glas zu vergrößern, Kolbenheyer bleibt Realist in der Zeichnung, aber dabei ein Idealist des Gefühls, des Herzens. Liebevoller noch als das Außenleben erfaßt er das Innenleben seiner Menschen. Das hebt ihn über Hunderte von Schriftstellern hinweg.

So wandern wir denn wieder mit ihm, dem Meister Paracelsus, seine letzten, immer noch wunderlichen Menschenwege. Wir lauschen seinen Worten der Klugheit und Weisheit (und finden sogleich auf S. 7 eines der größten, die je über die Erscheinung Christi gesprochen sind), wir beobachten ihn bei der leiblichen und seelischen Kur an der Luzia Tetzelin und lächeln eine beträchtliche Weile über den hochgelahrten Disput der angesessenen Ärzte, die mit lateinischen Brocken die Lücken ihres Wissens zu stopfen suchen und ihre Pferdekuren abwechselnd anwenden. Dann wandern wir mit ihm weiter. Denn ein Peregrinus ist er, ein ewiger Wanderer und Heimatsucher, bis er endlich auch dies Suchen aufgibt, und die einzelnen Städte und Gegenden nur noch als aufgetane Saatfurchen seiner Lehre ansieht . . . Sie haben ihn ja aus dem Lehrstuhl vertrieben, dem Meister die Schüler verweigert, vergebens hat er im Elsaß, in Schwaben heimlich geharrt, daß sie ihn wieder riefen, so zieht er nun von Land zu Land, „Kampf überall wohin er kommt, ein Aufsehn unter den Leuten und nirgends Friede". Nur eine Rettung bleibt seiner Lehre: das Papier und die Druckerschwärze. Getreulich wandern Feder und Manuskript mit in seine Medizintaschen. Auch hierum gibt's noch Kämpfe genug: der Rat von Nürnberg untersagt jeden weiteren Druck seiner Schriften. Aber auch das hemmt ihn nicht auf die Dauer.

Wir atmen mit ihm den Staub seines Elends, sehen den Kampf, die Last seiner Kunst, hören die Weisheit seiner Weltmeinung, alles umbrandet von einem wechselnden Menschenstrom „mit ihren Leiden, Begierden, ihrem Haß und der geringen Liebe" . . . bis sein Weg endlich talabwärts führt und die Schatten länger werden. Alt und krank, in zerrissenem Kleide sitzt er auf einem Prellstein an den Innsbrucker Lauben. — Vorübergehende werfen ihm ein Almosen zu. Da schrickt er auf. Und noch einmal leuchtet ihm die Sonne. Seine gesuchte Kunst macht es ihm leicht, wieder zu Wohlstand zu kommen, so sammelt er noch kurz vor seinem Ende ein gutes Vermögen, das er den Armen hinterläßt. Er selber stirbt friedevoll, von einem alten Diener treu gepflegt, und freut sich noch des letzten Herbstes, in dem er sich zum erstenmal nicht um sein Winterquartier Sorge zu machen braucht.

Der letzte Teil des Romans ist der schönste. Wundervoll Hohenheims Wiedersehen mit Hansen vom Brandt und ihr Abschied, der Besuch am Grabe seines Vaters. Hier ist homerische Einfachheit mit deutscher Innigkeit verbunden. Erhaben der Ausklang und doch ohne hochtönende Worte. Alles schlicht und groß und verhalten. Ein Meisterwerk gesättigter Kultur. Was schließlich von der Lehre und der Erscheinung des Paracelsus Hauptinhalt und Wesenskern war: „Er sah alles Erleben, auch eigenes, im Lichte der Natur und er, der nicht Formel fand, noch suchte, wahrte den Geist" — das gilt auch von dem großen Bildner seines Lebens.

Dabei bleibt die ernste Schönheit, das Schlichte und Feingeschliffene dieses Werkes nicht kalte Form. Mitfühlendes Verstehen, Menschengüte, lächelnder Humor, deutsches Empfinden bringen es uns ganz nahe. Aber es ist kein Buch für jedermann und alle. Wenn hier die tiefsten Fragen des Mittelalters unter so weitem Horizont gestellt und beantwortet werden, daß sie auch für das Heute noch Werte und Weisung behalten, wenn hier Probleme der Wissenschaft, Philosophie und Religion mit tiefem Verstehen

Digitized by Google

berührt werden — alles in dem schwerblütigen Deutsch der Lutherzeit, so wird das die meisten Leser schon nach wenigen Seiten ermüden. Mag es sein; es gibt Jahrgänge und Lagen edlen Weines, die sollen im Keller bleiben, bis der Kenner kommt, und nicht durch die stumpfen Gurgeln der Menge rinnen.

Nur klein erscheint neben so gigantischem Wurf — der wie ein epischer Meteor in unser Flachland gefallen ist — die Gabe, welche Waldemar Bonsels diesmal mit dem Advent zuträgt. Unter dem Sammelnamen „Mundharmonika" vereint er elf kleine Erzählungen, Erlebnisse und Bilder, die noch größtenteils unter dem Zeichen des Krieges stehen. Die Aufschrift Mundharmonika ist der zweiten Erzählung entnommen; nicht, daß sie die bedeutendste wäre, sondern weil dies unscheinbare Instrument durch den Hauch des Mundes zu einer kleinen Zauberin werden kann und es den Soldaten auch wird: in der Eisenbahn, die sie zum Schlachtfeld führt, im Schützengraben, hinter Wällen und Verhauen. Diese kleine singende Seele ist denn in der Tat ein schönes Sinnbild für den Zauber, der im Hauch eines Dichtermundes aufblühen und den einfachsten Geschehnissen unvergänglichen Reiz geben kann.

Wir hören sie, diese singende Seele, sogleich in der voranstehenden Erzählung „Der erste Abschied", obwohl in ihr nichts weiter geschieht, als daß zwei Kinder im Garten spielen, von denen das jüngere eines Tages fehlt, weil Freund Hein es abgeholt hat. Unscheinbarer kann wirklich nichts sein, als diese kleine Geschichte und doch habe ich sie dreimal gelesen. Muß ich noch mehr sagen zum Preis dieser singenden Zauberin? Ein Dichter hat diese Kleinigkeiten geschrieben, die ihm keineswegs Kleinigkeiten sind, da er immer das gibt, was die Ebner einmal meinte mit: „ein wenig Wohllaut und Gesang und eine ganze Seele." Auch jenen leisen Humor vermissen wir nicht, das Zeichen süßer Edelreife. Und alles ist selbst erlebt, nicht nur wenn der Dichter selber von seiner „Walze" erzählt, oder von seiner Begleitung eines Vaters, der das Grab seines Sohnes sucht, auch bei den Sterbenden ist er noch und flüstert uns leise zu, was sie im letzten Abschied denken und fühlen. So hören wir immer den feinen, wehmütigen Klang der Mundharmonika wie den Geisterhauch auf Höltys Harfe, die hinter dem Altar hängt.

Auch Karl Bröger spielte einst im Kriege die Mundharmonika des Dichters. Davon ist in seinem Erzählungsbuch „Jakob auf der Himmelsleiter" freilich nichts zu spüren und wenn man die Dorfgeschichte „Der heilige Krieg" liest, meint man gar, dieser ehemalige Soldatendichter sei im Dienst der Partei und der Presse hart und einseitig geworden. Aber diese Vermutung wird widerlegt durch Erzählungen wie „Die Spinne", „Der verlorene Vater", „Jakob auf der Himmelsleiter" und vor allem das „Fröscheln", diese köstliche Kindergeschichte, in der Bröger uns wieder ganz nah kommt, als ein warmherziger, gütiger Mensch, als liebenswerter Dichter und launiger Beobachter.

Adolf Paul, der deutsche Schriftsteller schwedischer Abstammung, begnügt sich diesmal gleichfalls mit einem kleinen Sammelbändchen, das aber viel Hübsches und Lesenswertes enthält. Freilich, gerade die Erzählung, die den Buchtitel hergegeben hat, „Der Teufel im Exil", scheint mir am wenigsten gelungen, hier ist die märchenhafte Einkleidung, die Adolf Paul liebt, nicht eigenartig, die Satire nicht neu und schlagend genug. Dafür entschädigt aber eine Anzahl höchst fesselnder Geschichten, lebendig erzählt und oft voll feinen Lächelns. Wertvoll sind besonders die historischen Erzählungen: St. Helena, Zwei Narren, Das Nachtmahl des Regenten u. a. Das Buch wird den Freunden des Dichters neue hinzuerwerben.

Schopenhauers galliges Wort, daß die Literaturgeschichte, ihrem größten Teile nach, der Katalog eines Kabinetts von Mißgeburten sei, ist, wenn man die Übertreibung der satirischen Form abzieht, wahr genug; um so lieber wird man immer wieder zu den „wenigen wohlgeratenen Geburten" zurückkehren, die „als Unsterbliche, in ewiger frischer Jugend einhergehen". Sie in guter Wahl, mit kluger Einführung und Textbehandlung, in anmutiger Ausstattung der Leserwelt zugänglich zu machen, ist das Bestreben der Büchersammlung Klassiker des deutschen Hauses (Deutsche Verlags-Anstalt). Die beiden letzten Werke dieser Schatzsammlung sind Auswahlen in je zwei Bänden von Hölderlin und Mörike, herausgegeben und eingeleitet von Martin Lang. Wenn Lang in dem erstgenannten Werk seine Einführung mit dem Satz beginnt „Hölderlin ist für eine neudeutsche Jugend das Zeichen, in dem sie sich erkennt", so weiß man sogleich, bei wem man zu Gaste ist; bei einem Verstehenden und Berufenen. Gerade bei diesen beiden musischen Schwaben, dem zartbesaiteten, edlen Hölderlin und dem, bei aller Innigkeit und Tiefe, doch bodenständigeren Mörike, kommt es darauf an, daß der Cicerone selber — „mit den Grazien getanzt habe, um ihren Rhythmus zu verstehen", wie Hebbel einmal sehr schön und für alle Nichts-als-Kritiker sehr vernichtend gesagt hat. Es sei festgestellt, daß beide Dichter mit feinem Verständnis in diesen Ausgaben erfaßt sind und daß der innere Gehalt mit dem vornehmen und reizenden Kleide sich vollkommen deckt.

So wenig wir an dieser Stelle das deutsche Buch durch ausländisches Schrifttum verdrängen lassen (übrigens schon weil der Raum nur knapp zureicht, die wertvolleren Neuerscheinungen der Heimat zu würdigen), so müssen wir um ihrer Bedeutung willen doch auf ein paar Gesamtausgaben der

Digitized by Google

größten ausländischen Erzähler hinweisen, die gerade in letzter Zeit erschienen sind. Da liegen die gesammelten Werke vor von Balzac, im Verlag Ernst Rowohlt, und von Dostojewski, bei Hesse & Becker herausgekommen, beide gut übersetzt und in zierlichen kleinen Bändchen wunderhübsch ausgestattet. Beide Verlage geben auf dem Umschlag jedes einzelnen Bandes eine knappe Inhaltsangabe und kritische Beleuchtung mit, ein Brauch, der zwar mit einem gewissen Stumpfsinn mancher Leserschichten rechnet, aber wahrscheinlich rechnen muß. Ihnen gesellt sich die Ausgabe Gesammelter Werke von Knut Hamsun, die Albert Langen in neun Bänden — beabsichtigt sind zwölf — herausgibt, freilich in der Ausstattung weit hinter jenen zurückstehend, wenigstens in den vier vorliegenden Büchern. Über die drei Dichter selber braucht hier nichts mehr gesagt zu werden, sie sind längst bekannt und anerkannt als „Unsterbliche, die in ewiger frischer Jugend einhergehen".

Der letztgenannten Ausgabe entsteht ein bedrohlicher Wettbewerb in den Nordischen Büchern, die der feinsinnige Übersetzer Professor Heinrich Goebel herausgibt (Verlag G. Haessel, Leipzig), gediegene Auswahl und ein vortreffliches Deutsch — wir kennen ja Goebels Strindbergübersetzungen, es sind die besten, die wir haben — zeichnen diese handlichen Bücher aus. Bei dem Austausch geistiger Werte zwischen Deutschland und den Ausländern sind die letzten ja niemals zu kurz gekommen. So hat auch Leo Tolstoj bei uns seine besondere Pflege und Förderung in dem Verlag Bruno Cassirer gefunden, der eine rühmenswerte Ausgabe seiner Werke in fünfzehn geschmackvoll gebundenen Büchern betreibt. Das Ganze soll Anfang 1926 fertig vorliegen. Das letzte hier erschienene Tolstojbuch enthält Tolstojs Flucht und Tod, dargestellt von seiner Tochter Alexandra. Es ist erschütternd, in dieser urkundlich beglaubigten Schilderung jene Todesflucht des 82jährigen Dichters zu lesen, der wie ein wundes Wild einsam sterben wollte. Unter den menschlichen Tragödien, die nicht erdichtet, sondern erlebt sind, jedenfalls eine der erhabensten.

Mit einem leisen Seufzer überblicke ich den Stapel von Bücherneuheiten, die noch vor Weihnachten der Anzeige harren und doch unmöglich alle hier besprochen werden können. Dabei meine ich mit diesem „Stapel" nicht etwa alle Bücher, die eingelaufen sind (da müßte es „Berg" heißen), sondern eine Auswahl, die ich nach dem Werte ihres Inhalts getroffen habe. Der einzige Ausweg bleibt: sie müssen sich mit kurzer Erwähnung — die zugleich als Auslese und Empfehlung gilt — begnügen.

„Gottfried Kellers Briefe und Gedichte mit lebensgeschichtlichen Verbindungen" gibt Ernst Hartung heraus. Die Auswahl ist mit feinem Geschmack getroffen. Daß hier einiges vom Schönsten, was in deutscher Sprache geschrieben ist, aufleuchtet, hat der Verlag sinnbildlich dadurch angedeutet, daß er es in der „Büchereihe der Rose" herausgibt. — Ein Werk, über das ich gern so viele Seiten schrieb, als mir hier Zeilen zur Verfügung stehen, ist Rahel und Alexander von der Marwitz in ihren Briefen, nach den Originalen herausgegeben von Heinrich Meisner (Perthes, Gotha). Ein Schimmer holdester Romantik und zarten persönlichen Reizes liegt über diesem umfangreichen Briefaustausch der berückenden, von Geist und Gefühl gleichzeitig beunruhigten Frau von Varnhagen und einem ihrer begabtesten Freunde, dem jung gefallenen Alexander v. d. Marwitz. Annette von Droste-Hülshoffs Erinnerung ist Schloß Meersburg am Bodensee geweiht, das Thekla Schneider mit vielen Bildern der Dichterin selbst und ihres herrlichen Heims über den Spiegel „des Deutschen Meeres" bringt. — Eine beinahe notwendige Bereicherung der Goetheliteratur bietet H. H. Houben in J. P. Eckermann, Sein Leben für Goethe (Leipzig, 1925). — Der Untertitel gibt in nuce nicht nur den Inhalt des Buchs, sondern auch den des Lebens und der leisen Tragik dieses treuen Mannes, der edelster Begeisterung und selbstloser Hingabe fähig war — was man freilich auch so lesen kann: der sich von der Selbstsucht des Genies einfach verbrauchen ließ, uns dabei aber doch eins der schönsten Bücher der deutschen Sprache (Nietzsche sagt „das schönste") geschenkt, also seine Sendung wohl erfüllt hat, allem wehleidigen Gerede zum Trotz. — Erschütternder ist jedenfalls — zu dieser Empfindung gibt das folgende Buch Anlaß — die Tragik im Leben eines Schriftstellers unserer Tage: Peter Altenbergs, dessen Nachlaß Alfred Polgar mit der Behutsamkeit und Sorgfalt eines Freundes veröffentlicht (Berlin, 1925). Ein wehmütiges Abschiednehmen, ein Grüßen des letzten Sonnenstrahls verklärt dies Vermächtnis eines der unglücklichsten und liebenswertesten Poeten. — Glücklicher, freilich auch begabter, ist Thomas Mann, — glücklich kann man ihn schon deshalb preisen, weil er einen Herold gefunden hat, der seine Bewunderung und nebenbei seine feine Analyse in dem blanken Golde gediegenster Darstellung ausgibt. Zu Manns fünfzigstem Geburtstag gab Arthur Eloesser ein Bild vom Leben und Schaffen des Dichters, das, ganz abgesehen von seinem ästhetischen und menschlichen Gehalt, schon um seiner Kunst zu schreiben willen anzieht und einem sozusagen den Rockknopf nicht eher losläßt, als bis er zu Ende gesprochen hat. Eloesser ist einer der elastischsten Stilisten unserer Zeit, ein Juwelier der Wortkunst, der, auch wenn er in diesem Buch persönliche Verehrung in den Vordergrund stellt, niemals das sachliche Urteil unterdrückt.

Digitized by Google

# Der Weihnachtsbüchertisch von Velhagen & Klasing

Wer diese Hefte schätzt und liebt, wird auch die Arbeiten des Buchverlages von Velhagen & Klasing mit besondrer Aufmerksamkeit beachten. Ist es doch ganz selbstverständlich, daß die Bücher und Zeitschriften eines großen Verlagshauses vielfältig verbunden sind. Auch die Hefte atmen die Luft des Hauses, dem sie angehören. Wenn sie bei aller Leichtigkeit niemals leichtfertig sind, wenn sie an die Zukunft glauben, aber an den Überlieferungen unseres deutschen Geistes hängen, wenn sie der Zeit und ihren Problemen offenstehen, aber niemals der Mode und ihren Torheiten dienen, so ist das im Sinne eines Verlages gehandelt, der bei aller Beweglichkeit im einzelnen immer darauf bedacht gewesen ist, Werke von dauerndem Wert herauszubringen. Seine Bücher zählen nicht unter die, „von denen man spricht“ und die gewöhnlich so schnell vergessen werden, wie man sie liest. Es sind nicht die „Bücher des Tages“ oder „der Saison“, sondern sie haben den Ehrgeiz, ihrem Besitzer nach Inhalt und Ausstattung viele Jahre lang ständig erneute Freude zu machen. Sie wollen ihrem Leser mit liebenswürdigem Ernst den Genuß wissenschaftlicher und künstlerischer Erkenntnisse vermitteln, und so sind sie zum Dank für jahrzehntelange unbeirrte Bemühungen die Bücher des deutschen Hauses geworden.

Zu diesen alten Freunden gehört auch der von der Schriftleitung der Monatshefte herausgegebene Almanach. Er erscheint auf das Jahr 1926 in wesentlich gewandelter Form, und das wird ihm selber guttun und den Beifall der Leser ernten. Er ist nicht mehr ein bunt zusammengestelltes Jahrbuch, angefüllt mit allerlei Bildern, Geschichten, Gedichten und Aufsätzen, sondern er ist ein Rokokojahrbuch geworden, d. h. alle seine Beiträge wurzeln im Boden und weben in der Stimmung der Kultur des 18. Jahrhunderts. Dieser Gedanke ist glücklich durchgeführt. Neben Novellen von Horst Wolfram Geißler, Friedrich Freksa, Vicki Baum, Willy Norbert, Friede H. Kraze stehen Plaudereien über so reizende Themen wie den Hofpoeten und den Hofmaler, Park- und Gartenskulpturen, Rokokofeste und Rokokogenerale. Um die Einheit des Inhalts auch äußerlich zu betonen, hat Prof. Edmund Schaefer die Gesamtausstattung des Almanachs, Illustrierung wie Buchschmuck, ausgeführt und sich mit feinstem Geschmack in Farbe und Linie des Rokokos eingefühlt. Der Almanach ist außer in Leinen zum erstenmal wieder auch in schmiegsamem Leder zu haben.

Eine der schönsten und stattlichsten Neuerscheinungen unter den Monographien gehört der „grünen Reihe“, den von Ernst Ambrosius herausgegebenen Monographien zur Erdkunde an und heißt „Sturmsee und Brandung“ von Franz Graf von Larisch-Moennich. Der Verfasser, der der physikalischen Meeresforschung seit mehr als zwanzig Jahren lebt, hat sich keine leichte Aufgabe gestellt. Handelt es sich doch darum, Entstehung und Verlauf eines Vorgangs zu schildern, der in engster Beziehung zu einem andern Vorgang, der Luftbewegung, sich abspielt. Aber sein Bemühen, das Verwickelte einfach zu beschreiben, ist erfolgreich gewesen. Insbesondere ist es ihm gelungen, auch rechnerische Ableitungen und Beziehungen, die sich, wollte das Buch wissenschaftlich gründlich sein, nicht vermeiden ließen, allgemein verständlich in Worten auszudrücken. Wundervoll sind die Bilder, die der Verfasser sämtlich selbst aufgenommen hat. Sie ergänzen ausgezeichnet die Grundzüge der verschiedenen Erscheinungen und sind von einer überraschenden Mannigfaltigkeit. In diesen 136 Abbildungen, die das Flüchtigste, das Wehen des Windes, das Wogen der Welle, gebannt haben, erlebt der Freund des Meeres die majestätische Schönheit der See. — Zwei andere Bücher derselben Sammlung preisen die Herrlichkeit der deutschen Heimat. In die Burgen und Städte unsrer großen Kaiser, Dichter und Denker führt uns die von W. Wetzel durchgesehene zweite Auflage des „Schwabenlandes“ von Hippolyt Haas. Weltweite und Heimattreue zeichnen diesen Stamm vor andern aus, und wir lassen uns in Bild und Wort von Land und Leuten durch kundige Kenner berichten. Es handelt sich bei dieser wie bei andern Monographien nicht um aufgeschwemmte Reisefeuilletons, sondern um Darstellungen, die das Werden von Volk und Land im Zusammenhang mit den Verhältnissen des Bodens und der Witterung sehen, die den Spuren der Geschichte bis in die jüngste Gegenwart nachgehen und dem Leser die Augen für die charakteristische Schönheit des behandelten Erdenwinkels öffnen. — Eine Gegend, die von der großen Reiseflut bisher verschont geblieben ist, behandelt, ebenfalls in zweiter Auflage, Fritz Mielert in seinem Buch über Westfalen. Er schildert das Münsterland, das Industriegebiet, das Sauerland und das Siegerland und weist den Unkundigen darauf hin, daß noch weite Strecken, oft in unmittelbarer Nachbarschaft von Kohlenbergwerken und Hochöfen, in der alten Idylle befangen sind, so vor allem das waldreiche wittgensteinsche Land und das Sauerland, der Erholungspark Westfalens, so verträumte Städte wie Münster und Soest oder das einer alten byzantinischen Heiligen vergleichbare Paderborn. — Auch einer in größere Ferne gerichteten Reiselust sind zu unserm Glück die Tore wieder aufgetan. Wer die oberitalienischen Seen oder Rom und die Campagna besucht, vertiefe sich den Genuß durch die in zweiter und vierter Auflage vorliegenden Monographien von W. Hörstel und A. E. Schmidt.

Digitized by Google

Mit den von Ed. Heyck herausgegebenen Monographien zur Weltgeschichte begrüßen wir neben der dritten Auflage von Zwiedineck-Südenhorsts „Venedig" „Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum" von G. von Below mit besondrer Freude. Es will uns scheinen, als habe die dritte Auflage dieses aufschlußreichen Werkes geradezu eine Sendung zu erfüllen. In mühsamem Aufstieg war das deutsche Bürgertum zum Kulturträger unsers Volks geworden, und wie oft hat es in den letzten Jahren die Klage und Anklage vernommen, daß seine Zeit vorüber sei und daß es andern Mächten und Schichten Platz machen müsse. Wenn es wieder werden will, was es war, muß es gewiß andre Wege einschlagen als bisher, aber der Mut und die Unternehmungslust, der Fleiß und das Selbstbewußtsein, die das Bürgertum zu seiner ersten hohen Blüte vor 500 Jahren geführt haben, können und müssen uns auch heute noch vorbildlich sein.

Neben den grünen und blauen Bänden stehen die roten Bände, die zwei verwandte Gebiete bezeichnen, die Kultur- und die Kunstgeschichte. Die kulturgeschichtlichen Monographien, die Hanns von Zobeltitz, der unvergeßliche Herausgeber dieser Hefte, begründet hat, sind mit zwei Neuauflagen vertreten. Walter von zur Westen schildert die Entwicklung des Exlibris, für das er das gute deutsche Wort Bucheignerzeichen geprägt hat. Im Vordergrund seiner gründlichen und geschmackvollen Darstellung steht das deutsche Sprachgebiet. Aber er unternimmt auch aufschlußreiche Streifzüge in die andern germanischen und die romanischen Länder, blickt nach Ungarn, Polen, Böhmen und Rußland. In dieser, wie in anderen Monographien, die sich mit künstlerischen Dingen befassen, tritt die Abbildung gleichberechtigt neben das Wort. Dies trifft in außerordentlichem Maß auf den Band zu, der der „Modernen Malerei in Deutschland" gilt. Der Verfasser Alfred Koeppen beginnt seine ausführliche Darstellung mit Menzel und Leibl, schildert die Entstehung und Blüte des Impressionismus, führt den Leser in die Kämpfe um eine neue Ausdruckskunst und sieht die Zukunft in einer Phantasiekunst, die neben dem Naturalismus seit der Romantik einhergeht und in Schwind und Richter, Böcklin und Thoma ihre stolzesten und deutschesten Namen aufzuweisen vermag.

Dieses Buch berührt sich aufs engste mit den eigentlichen Künstlermonographien, die zur Zeit ihrer Entstehung etwas völlig Neues auf dem Büchermarkt darstellten und die auch heute noch, dank ständigen Verbesserungen, von niemand übertroffen worden sind. Ganz neu ist die Monographie über Guido Reni von Max von Boehn. Wie es der Verfasser nicht anders erwarten läßt, ist dieses Buch reich an kulturgeschichtlichen Einzelheiten. Aber auf dem bunten Hintergrund des italienischen Barocks entsteht ein lebenswahres Bild eines Meisters, dessen Schönheitssinn, Idealität und Grazie ihn volkstümlich erhielten, selbst als die Kritik im Barock nur eine Entartung zu erblicken glaubte. Fast noch wichtiger für uns Deutsche ist der herrlich ausgestattete Band, der, zum erstenmal erscheinend, das reiche Lebenswerk von Altdorfer in zahlreichen, auch farbigen Wiedergaben überblicken läßt. Der Münchner Georg Jacob Wolf stellt Wesen und Entwicklung des großen Regensburger Meisters ebenso gründlich wie volkstümlich dar. — Ed. Heycks „Feuerbach" hat die vierte Auflage erlebt. Seitdem das Buch entstand, hat sich das Urteil über seinen Helden mannigfach gewandelt. Um so bewunderungswürdiger ist, daß die klug abwägende Begeisterung Heycks auch heute noch das Rechte trifft. — Zwei großen Toten des Auslands sind die prachtvoll illustrierten Monographien von Franz Servaes und M. Montandon gewidmet: dem Schweden Anders Zorn und dem Italiener Giovanni Segantini. Beide Bücher sind reich auch an menschlichen Dokumenten.

Die Leser der Hefte, denen Ludwig Sternaux ein so liebenswürdiger Führer in die Welt Goethes geworden ist, wird es besonders freuen, daß sein stimmungsvolles „Schattenspiel um Goethe" in zweiter Auflage vorliegt. Der Erfolg, den die Dichtungen und Aufnahmen Lelo Kempins mit den Sommerträumen „Freude" und der „Insel des Friedens" errungen haben, hält weiter an. Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der musikalischen Spätromantik bietet Franz Ludwig mit seiner Schilderung des Münsterschen Musikers Julius Otto Grimm, eines Mannes, der Schumann, Joachim und Brahms nahestand und dessen Neubelebung durch dieses Buch den Verfasser wie den Verlag gleichermaßen ehrt.

Zum Schluß der Hinweis auf Velhagen & Klasings Taschenatlas für Eisenbahnreisende, ein schmuckes Bändchen von 71 Kartenblättern mit einem knappen Text, der die langweiligste Reise nutzbringend und anregend macht und gleich allen andern Werken des Verlages dazu dient, dem Deutschen zu zeigen, wie reich er ist.

Dr. G. G.

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

40. Jahrg. / Januar 1926 / 5. Heft

# Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b

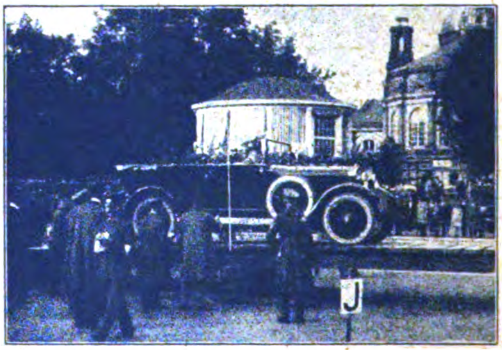
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

24 Aufnahmen
auf
Kino-Normalfilm

*

1 Aufnahme
nur
5 Pfennige



Vergrösserung einer „Unette"-Aufnahme
22×33 mm auf 4,5×6 cm

Einbildprojektor
für
1½ m Bildbreite

*

An jede Zimmer-
leitung
anzuschliessen

**„Unette"** **„Unoptikon"**

**Ernemann-Kleinbildgerät**

**13.50** Mk. Ausführliche Druckschrift frei **30.—** Mk.

Ein zeitgemässes Geschenk!

Photo-Kino-Werke **ERNEMANN-WERKE A.-G. DRESDEN 169** Optische Anstalt


Digitized by Google

# Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

## Inhalt des Januarheftes:


| | Seite |
|---|---|
| Unter südlichen Sonnen und Menschen II: Sandra Giulini. — Der Wilderer Augusto Sardi. — Einer der Steine sucht und Menschen findet. — Isaak der Stotterer. — Der rote Zauber des Mastro Giorgio von Gubbio. Novellen von Heinrich Federer . . . | 481 |
| Der Maurer von Medina. Ballade von Karl Schneller | 522 |
| Die deutsche Studentenschaft nach dem Weltkriege. Von Prof. Dr. Paul Ssymank . . | 524 |
| Eine altchinesische Holzskulptur der Kuan-yin P'u-sa. Von Frank E. Washburn Freund. Mit einer Kunstbeilage . . . . | 528 |
| Chinesische Landschaft. Gedicht von Johanna Zaeske . . . | 529 |
| Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Im Reiche der fünf Linien. Musikalische Erinnerungen von Gustav Manz | 530 |
| Taub. Gedicht von Börries, Freiherrn von Münchhausen | 535 |
| Künstlerische Neujahrskarten. Von Richard Braungart. Mit 19 ein- und mehrfarbigen Abbildungen . . . . . . . . . | 536 |
| Der gefangene Kranich. Gedicht von Levin Ludwig Schücking | 545 |
| Alles oder nichts. Novelle von Martin Richard Möbius . . | 546 |
| Sepp Frank. Von Prof. Dr. E. W. Bredt. Mit 18 ein- und mehrfarbigen Abbildungen . . . | 553 |
| Gifte. Von Dr. O. Lange-München | 569 |
| Abend und Morgen. Gedicht von Herbert Hayser. . . . . | 578 |


Google

24 Aufnahmen
auf
Kino-Normalfilm

*

1 Aufnahme
nur
5 Pfennige

Vergrösserung e
22×33 m

„Unette“
Ernemann-
13.50 Mk.
Ausführlich
Ein zeitgemä
Photo-Kino-Werke
ERNEMANN-WE


Seite


Die Drucksache. Skizze von Fritz Müller-Partenkirchen . . . . 574
Die Könige auf der Wanderschaft. Gedicht von Peter Hamecher . . . . . . . . 576
Berliner Bühnen. Von Paul Oskar Höcker. Mit 14 zweifarbigen Wiedergaben von Zeichnungen der Maler E. F. M. Aders, Arthur Grunenberg und Ernst Klauß . . . . . . . . . . 577
Neues vom Büchertisch: Romane und Novellen. Von Karl Strecker 569 — Das Ehebuch. Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm . 593
Illustrierte Rundschau: Der neue Eispalast in Berlin. — Wandgemälde von Alexander Jakowlew. — Silbergerät von P. Bruckmann & Söhne. — Schwäbische Kunst des 19. Jahrhunderts. — Thoma-Plakette von P. P. Pfeifer. — Zu unsern Bildern . . . . 595
Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) . . . . . . . . . 7–12


Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:


Drei Wanderer im Raum. Gemälde von Werner Schön . . . . . . . . . Titelbild
Bildnis. Gemälde von Prof. Willi Jaeckel . . . . 496–497
Skiläuferin. Gemälde von Albert Bitterlich . . . 512–513
Opernhausball. Gemälde von Prof. Max Schlichting 584–585
Der Bücherwurm. Gemälde von Georg Oehme . . . 592–593


Kunstbeilagen in Tondruck:


Tänzerin mit Schleier. Bildwerk von Prof. Alexis Lux . . . . . . . . . . 488–489
Der Kampf. Gemälde von Rudolf Hesse. . . . . 504–505
Junger englischer Bluthund. Bildwerk von Emil Manz . . . . . . . . . 520–521
Altchinesische Holzskulptur der Göttin Kuan-yin P'u-sa . . . . . . . . 528–529


Geschäftliche Anzeigen:


Vorderer Anzeigenteil . . 1–66
Hinterer Anzeigenteil . . . 1–12
Umschlag . . . . . . . . . 2–4
Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen:
Töchterpensionate . . . 14
Unterrichtsanstalten . . 14–15
Hotels und Pensionen . . 15
Heilanstalten. . . . . . 15–16
Wintersport und Winterkur 17–18
Deutsche Bücher . . . . 20–21


Digitized by Google

Digitized by Google

Drei Wanderer im Raum. Gemälde von Werner Schön

Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

40. Jahrg. / Januar 1926 / 5. Heft

# Unter südlichen Sonnen und Menschen

## Novellen von Heinrich Federer

# II. Sandra Giullini

## Eine wilde Geschichte aus dem hintersten Umbrien

Im Dörfchen Piagghia saß ich eines Nachmittags müde von den Pilgerfreuden des vorigen Tages. O wie schön ist es, müde vor Freude zu sein! Ich hatte gute Milch bekommen und tüchtig Ziegenkäse und Maisbrot gegessen. Nun saß ich im Schatten einer Kapelle auf dem Steinsöller und ließ den Wind vom Tal herauf ins Gesicht fächeln. Von den Leuten des Ortes war die stärkere Hälfte in den Höhen beschäftigt, die Alten schliefen, die Kinder wateten durchs nahe Wässerchen oder machten Versteckensspiel in den Erlen. Nirgends hörte man eine Uhr ticken, die Zeit, die böse, friedlose Hexe, war hier mit den paar Katzen und dem greisen, weichmütigen, aber pfiffigen Ortsvorsteher Paolo Conzi eingeschlafen. Und auch ich schlummerte ein.

Von der Kapelle hier übersah man die geringen Hütten und wußte eigentlich nicht, ob man in einem Dörfchen oder Weiler oder gar auf einer Voralpe weile. Gestern abend hatte man mir erzählt, daß dieses Kirchlein auch schon ein Schafstall, auch schon ein Banditenschlupf, ja, einmal sogar eine Burg der Einwohner gegen die Räubertruppen des Carletto Fanciu gewesen sei.

Fanciu war eine ungewohnte Abkürzung von Fanciullo, Kind. Denn der Häuptling sei siebzehnjährig gewesen, „heute grausam wie Salz, morgen gütig wie Zucker“. Er habe mit seinen dunkeln Lippen geküßt und nachher gebissen. Aber hier in Piagghia habe er die Hütten geplündert und die Dörfler in der Kapelle belagert und mit Brandmal und Strick bedroht, weil sie seinen Aufenthalt an die Obrigkeit bis nach Perugia verraten und sogar das Haus seiner Eltern der Geheimpolizei übergeben hatten. Die ohnehin wegen ihres Sohnes unglücklichen Eltern wurden damals jämmerlich aus ihren vier alten Wänden gejagt und schwankten noch jammervoller, ob sie zu ihrem verrufenen Knaben und damit zur Sünde ihre Zuflucht nehmen oder sich an die gemächlichen Gerichte der Provinz um aussichtslosen Beistand wenden wollten. In diesem harten Kampf starb die Mutter vor Kummer und Entbehrung. Der Vater verfluchte Kind und Heimat, Richter und Räuber und wanderte aus.

Als nun die Einwohner, in der Kapelle verrammelt, die Weisung Fancius von draußen vernahmen, entweder da drinnen zu verhungern oder die Pforte zu öffnen und den Sindaco Marzo, den Gendarmen, und die Brüder Matteo und Pietro Giullini auszuliefern, weil diese die Rädelsführer gespielt hatten, da wurde hin und her beraten und das trostlose Häufchen immer mehr uneins. Die vier Bedrohten rieten natürlich zum Ausharren, bis die angerufene Hilfe von Spoleto käme. Das könnte nicht mehr lange anstehen. Oder ob die lieben Gemeindegenossen es wirklich übers Herz brächten, sie vier dem jungen Ungeheuer auszuliefern? „Glaubt ihr andern etwa, er schone euch? Mit uns fängt er an, mit euch hört er auf.“



Digitized by Google

Aber mehr und mehr der Eingesperrten neigten zur Übergabe, komme, was wolle. So schlimm werde es wohl nicht werden. Schließlich sei auch das Fanciu ein Piagghierkind.

Das gab nun heillose Auftritte von Zorn, Angst, Weinen und Fluchen. Mehrmals eilten etliche zur eisenbeschlagenen Türe, um sie aufzuriegeln, und immer wieder sprangen ihnen andere an den Hals und wehrten ab. Dann beteten alle zusammen eine Weile vor dem Altar, wo man den heiligen Franz die Ketten der in Marokko gefangenen Christen zerreißen sah, als wäre es Papier. Ja, wenn noch so ein starker Heiliger lebte!

Plötzlich, als mitten im Gebet der Zank der Verzweiflung aufs neue losbrach und die Parteien sich beinahe wilder gegenüberstanden als dem Feinde draußen und die Kapelle, da sie doch ein Himmel sein sollte, eine Hölle wurde, da erhob sich ein kleines, zierliches Jüngferchen mit großem Haar und gewaltigen Ohrenringen, Alessandra, die Schwester gerade der verfemten Brüder Giullini, wand den Rosenkranz um die Hand, besegnete sich aus dem vertrockneten Weihwasserbecken und forderte, man möge sie zu Carletto hinauslassen. Sie wolle mit ihm reden, bis er weich werde.

„Aber," entgegnete man, „das Fanciu hat geschworen und noch nie ein Wort zurückgenommen."

„Lasset mich nur machen!"

Diese dicht- und langhaarige Sandra war von ihren Brüdern stets übervorteilt und schier wie eine Stallmagd gehalten worden. Nur aus Not blieb sie bei ihnen. Das wußten alle, und darum traute man ihr nicht recht.

Hinter dem Altar war ein Beichtstuhl. Hier saß Don Severo, der Pfarrer, ein alter, müder, sanfter Mann, der eher Don Clemente heißen sollte. Er hatte gleich anfangs geraten, das Tor zu öffnen. Aber er besaß weder gegen Carletto, noch gegen die Pfarrkinder hier Mut genug zu einem strammen Befehl. „Komme, was Gott wolle," betete er, lehnte sich in den Sitz zurück und schlief trotz des Krawalls bei seinem friedsamen Gewissen seelenruhig ein.

Bei dem Hin und Her, ob Sandra gehen solle oder nicht, weckte man den Schläfer. Was er meine? Sie solle nur gehen, gab er zurück. Sandra sei ein lauteres und tapferes Mädchen und habe doch auch die kleine Anselma aus dem Bach geholt, als kein Mann in die geschwollene, kaffeebraune Flut stürzen wollte. — Dann schlief er wieder ein. „Komme, wie's Gott will."

So knarrte denn das Tor auf und schritt das Mädchen im langen Haar, mit den blitzenden Ohrenringen und den lustigsten Augen der Welt rasch gegen Carletto hin, an dem alles finsterbraun oder schwarz war, ausgenommen die Zähne und das milchige Weiß der Augen. Er lag im Gras bei seinen Kumpanen, trank vom geraubten Wein, schnitt vom geplünderten Dörrfleisch und staunte das sechzehnjährige Kind spöttisch an, indem ihm die dicke Oberlippe bis zur Nase aufschwoll. Will man ihm etwa dieses unreife Früchtlein zum Fraß hinopfern? Schmutzig genug wären diese Krämer- und Kupplerseelen, bei denen er es nicht acht Jahre seines Lebens ausgehalten hatte.

Aber das Mädchen lachte zu unschuldig und schüttelte die Sonnenflut seines Haars zu tapfer, als es vor ihn hinstand und ihn lange betrachtete.

„Was gaffst du mich an? Bin ich ein Tier?"

„Im Gegenteil, ein schöner, schöner Mensch."

Das kam unerwartet und tat wohl von einem so hübschen, reinen Gesichtlein.

„Und also?" fragte er rauher, als *ihm* lieb war.

„Ich schaue, ob denn einer wirklich so schön und so schlecht sein kann. Denn so sicher du schön bist, so sicher bist du auch schlecht."

„Danke, danke! Aber deine Gesellschaft dort drinnen ist nicht nur schlecht, sondern noch häßlich dazu. — Pack' dich!"

„Und ich?" fragte sie schelmisch und tat, als ob das ‚Pack' dich' sie nichts anginge. „Ich auch? Schlecht und häßlich dazu?"

„Das geht mich nichts an."

„Und die dort, daß sie häßlich sind, daran ist der liebe Gott schuld. Aber daß sie schlecht sind, daran bist du schuld. Das geht dich genug an."

„Welch ein Schnabel! Pfeif weiter, Vögelchen!"

„O, mein Lied kann dir nicht wohltönen. Sag', war nicht früher in Piagghia Friede? Wir lebten nicht braver noch schlimmer als andere Dörfer. Da seid ihr aus den Bergen gekommen und habt uns bald Geld, bald Vieh, bald Felle und Vorrat gestohlen. Wer bleibt da zufrieden? — Und dann kam die Polizei vom Land herauf und plagte uns mit Einquartierung und Verdacht und ewigen Verhören und Bußen. Wer lacht da noch? Da glaubten unsere Männer, daß man auch schlecht sein müsse gegen die Schlechten und haben zuerst die Polizei verjagt. Aber die kam immer wieder und mit immer mehr Soldaten. Nur wenn sie helfen sollten, waren sie gerade nicht da. Aber sie haben dort unten so viele Leute wie wir Steine hier oben. Da wird man nie fertig."

Digitized by Google

Aufmerksam hörte der Dunkelbraune zu. Schön war die Sprecherin. Ein Advokat, ein Prediger im Weiberrock. Aber man mußte wahrhaft schauen, ob ihr nicht Engelsgefieder aus den Schultern knospe. So licht und rein war sie bei aller Schelmerei der Blicke und allem Geklingel der Ohrenringe. Die groben Gesellen ringsum hatten zuerst faule Witze gerissen, aber dann kam's wie von selbst, daß sie horchen und immer verlegener mit den Augen zwinkern mußten. Denn dieses Gesindel besitzt bei aller Roheit etwas Gutes, Weiches, Unverdorbenes vom Kind zu innerst. Und hier redete ja Kind zu Kind.

„Nun sag', du hübscher, schlechter Bursche, was sollten wir machen? Die Regierung ist zu stark, da richten wir nichts aus. Also müssen wir euch bekriegen. Ihr seid nicht so stark."

„Hoho, Naseweis, da siehst du's ja."

Das Fanciu zeigte mit der Hand auf die verrammelte Kapelle. Doch sieh, die neugierigen Piagghier hatten an der Türspalte gelauscht, jedes Wort hatte ihnen wie ein Schluck gelber Orvieterwein geschmeckt und Mut gemacht. Und so öffneten sie die Torflügel immer weiter, traten unwillkürlich aus dem Dachschirm mehr und mehr heraus, ein dichter, scharfäugiger, herzklopfender Menschenknäuel, der sich gegenseitig fest an den Ellbogen hielt oder den Nacken umschlang. Aber niemandem von der Bande fiel es ein, auf sie loszuspringen. Ein Anspruch auf Ritterlichkeit wehte von einer Gruppe zur andern. Nur die Brüder Matteo und Pietro und der Sindaco und der Gendarm steckten zitternd im hintersten Kirchleinwinkel.

„Nein, ihr seid nicht so stark. Ihr habt uns hinterrücks und gerade am Sonntag abend überfallen, wo unsere starken Männer auf Petrognano hinauf Holz und Brot und Mais tragen und dort bei den Älplern schlafen und Käse und Butter zusammentun und etwa noch Schafe scheren und erst in drei, vier Tagen zurückkommen. So ist es. Das habt ihr gut gewußt, sonst hättet ihr es nicht gewagt gegen das ganze Dorf. Aber jetzt, ha, schaut . . ." und Sandra zeigte auf das Menschenhäuflein vor der Kapelle . . . „fast keine Hosen, nur Kinds- und Weiberröcke. Ist das stark?"

Das Fanciu Carletto biß sich mit den weißen Zähnen in die braune Unterlippe und öffnete und schloß das Weiß der Augen unheimlich, daß es schien, als ob es blitze und gleich wieder dunkle, blitze und dunkle.

Aber dann schwoll die Lippe wieder bis zur Nase empor und das Fanciu schrie: „Und ihr, seid ihr stark? Einen alten Mann und eine alte Frau aus ihrem Haus zu reißen, eurer Dutzende, ist das etwa stark gewesen? Und warum? Weil man ihren Bub nicht packen konnte! He, du Schwätzerin!"

„Nein, das war nicht schön. Viele sind dagegen gewesen, Don Severo, ich, fast alle Frauen, mancher Mann, die Kinder haben alle geweint. Aber du hättest ja kommen können und sagen: ‚Da bin ich, lasset den Alten, bindet mich!' — Doch du, du warst eben nicht stark genug dazu. Und wie oft habt ihr selber einen Unschuldigen ins Gebirge hinein geschleppt, mit verbundenen Augen und verstopftem Mund, als Geisel, bis ihr das Geld vom Schuldigen oder ihn selbst bekämet. Wie war denn das mit dem reichen, jungen Antonio Bolla vorvoriges Jahr, he?"

Carletto Fanciu wurde noch brauner und sah auf seine schmutzigen Hände und Füße. Viele goldene Ringe glänzten an den dreckigen Fingern. Er streifte ratlos einen um den andern ab und schlüpfte wieder hinein. „Einen Unschuldigen?" sagte er halblaut nach und lachte verschämt. „Eben hätt' ich Lust, es genau wieder so mit einer ganz und gar Unschuldigen zu machen . . ."

„Spaße du nur nicht," befahl Sandra immer glühender werdend, „und wirf lieber diese Ringe weg, bis auf einen, den du nicht gestohlen hast. Ein Starker soll nur einen Ring tragen, aber seine Hände sollten sauber sein."

Wieder schob der in seiner herrischen Unruhe und Gequältheit wunderschöne Jüngling Reif um Reif von den Fingern und legte sie aufs Knie. Näher und näher trat das unbedachte Volk und bildete beinahe einen Halbkreis um die seltsame Szene. Alle blickten auf ihre bäurischen Hände und putzten daran.

In der Kapelle schlief Don Severo gesund weiter. Aber die gebrandmarkten Brüder kletterten zum Chorfenster hinten empor, um die Gitter herauszudrücken und im günstigen Moment Reißaus zu nehmen, während der Sindaco, dickbäuchig wie er war, jammerte und zeterte, sie dürften nicht allein fliehen, sie müßten ihm auch heraufhelfen oder er schlage Lärm. — „Gewiß, warte nur, wir seilen dich schon über," gelobten die Giullini. „Der Gendarm buckelt dich empor und wir ziehen oben. Aber bis wir das Gestäbe los haben, steh zur Türe hinab und passe gut auf, was die draußen treiben. Und winke im rechten Augenblick! Dann gilt es."

Endlich raffte sich Fanciu auf, bleckte seine scharfen Zähne und bestimmte: „Ich habe geschworen, ich halte Wort, basta!" — Aber er sprach, als wäre es eine Last und ein



Digitized by Google

Verdruß, Wort halten zu müssen. — „Geht ihr alle wieder in euer Kirchmäuseloch, hop!“

Doch Sandra tat, als hörte sie nicht, und dachte streng nach, was sie noch Tüchtiges vorbringen könnte. Da schoß es ihr auch noch zeitig unter die Zöpfe.

„Ich muß noch bemerken,“ erhob sie frisch die Stimme, „daß Don Severo deine Eltern in sein Haus geladen hat. Sie durften immer dort bleiben. Es ist das beste Haus. Und ich sagte, ich wolle als Magd kommen und kochen und die Betten machen und waschen. Pfarrers Celestina ist ja auch nicht mehr bei Kräften. — Aber sie schüttelten den Kopf. Ach, sie hausen wohl nicht gerne bei einem Reverendo, sagte mein Oheim und bot ihnen bei sich eine Stube. Und auch unser junger Jäger Enrico Lazzari tat sein Haus auf, da er selber ja doch fast nie daheim sei. Viele, viele wollten deinen Eltern ein warmes Nest bereiten.“

Fast schien es, als schlüge das Fanciu seine schwarzen Wimpern öfter zu, als zum Nachdenken oder wegen des Sonnenblendens nötig war. Es rührte ihn jeder Satz dieses wundervollen Mädchens, als schlüge er ebenso oft mit einem kleinen goldenen Hammer an sein Herz.

„So laß uns also frei und ungeschoren, wenn du der Stärkere bist, und unser Dorf wird dich lieben. Jawohl, ich sehe, du bist stark genug dazu. Aber du bist nicht rein genug. Da fehlt es noch. Gib mir deine Hände.“

Und ehe es zu einem Widerwort langte, war sie zu ihm niedergekniet und schien auf einmal aus einer Herrin eine Magd geworden. Sie nahm seine Hände und hernach seine Füße und küßte sie da und da und da, so daß ihm war, als setzten sich süße Honigschmetterlinge allenthalben auf seine Glieder. Und dann, als schöpfte das Mädchen aus goldenen Wellen, griff es in das üppige, kühle Haar und schlug ganze Wogen um seinen harten Fuß und um seine herrische Hand und reinigte sie und trocknete sie gleichsam damit. Staub und Erde und Bosheit und was sonst daran klebte, schien wie weggebadet.

„So, und jetzt steh auf, sei gut und geh, du schöner, schöner Bösewicht!“ bat sie.

Carletto Fanciu war überwunden. Er erhob sich, sog das Bild der Jungfer, wie sie vor ihm auf den Knien blieb, gleich Balsam ein, sann etwas nach, lächelte und sagte mit einer fast ehrfürchtigen Knabenstimme: „Gut, ich gehe. Aber den Eid brech' ich nicht. So höret denn, ihr Leute: Meinen Vater müßt ihr suchen und zu mir bringen. Und bis ich den Alten habe, nehm' ich die Jungfer da als Geisel mit. Es soll dir nichts geschehen, niemand rührt dich an. Aber wir brauchen dich. Hand und Fuß hast du mir geputzt, aber das Herz? Da gibt es noch viel zu waschen. Kommst du?“

„Gerne!“

„Und dann,“ kommandierte das Fanciu weiter . . .

Ein garstiger, heiserer Schrei unterbrach ihn. Der dicke, gichtische Sindaco Marzo heulte an der Kapelle: „Sie sind entwischt... die Fenster erbrochen ... hinten hinaus zum Wald. Eilt, eilt, packt sie! Sie dürfen es nicht besser bekommen als ich.“

Sofort sprengten die sechs flinksten Banditen die Weiden hinauf. Man sah die drei Flüchtlinge sehr gut dem dünnen Wäldchen zurennen. Es wird ihnen nichts nützen.

„Hurtig, hurtiger!“ rief auch Sandra.

„Willst du sie denn nicht retten?“ fragte Carletto.

„Was retten? Du hast doch allen die Strafe geschenkt. Übrigens eine Tracht Prügel dem Matteo . . .“

„Wie, was schenkte ich?“ fragte das Fanciu mit köstlicher Hinterlist. „Ich werde sie doch mitsamt der Hütte meines Vaters verbrennen. Ehrenwort! Aber,“ flüsterte er zu Sandra, „weh soll es ihnen nicht tun. Sie sollen sich nur rot und schwarz schämen.“

„Dann also vorwärts, macht Beine,“ rief Sandra, die den Spaß merkte, „zum Hügel hinauf! Es gehört ihnen. Du Lieber hast zehnmal recht, es gehört ihnen.“

Man zog nun zum bereits halb zertrümmerten Hüttlein, und nachdem Carletto sich mit einigen Burschen und Mädchen besprochen hatte, ward Stroh herbeigeschafft und im Nu daraus eine männliche Figur gemacht, dann noch einer, ein dritter, ein vierter Strohmann. „Das ist der Gendarm!“ Carletto deutete auf die lange, hagere Puppe. Alles lachte und klatschte in die Hände. „Und diese dicke, geschwollene, das ist Marzo, der Vorsteher! . . . Bravo, bravo! . . . Die kleine da bedeutet deinen lieben Matteo, die schiefe hier den würdigen Pietro ... O, bravissimo, wie lustig, welch Theater! . . . Verzeih, Sandra, aber es geht nicht anders. Ich muß den Eid halten. Brennen müssen deine holden Brüder!“

„Nur zu! Heiz' ihnen ordentlich ein!“

Bald brachten Carlettos Mannen das entflohene Kleeblatt zurück. Sogleich führte man sie mit dem winselnden Marzo ins Hüttlein, zog sie bis aufs schmutzige Sünderhemd aus, so daß sie nichts anderes vermeinten, als es gälte den Scheiterhaufen. Dann aber band man die Zitternden nur an die nächsten Bäume und zog ihre Kleider und Mützen den Strohmännern an. Es war bei-

Digitized by Google

nahe grauenhaft, wie ähnlich den Elenden diese steifen Puppen sahen, als sie kläglich an die Hauswand gelehnt, den Kopf geknickt, gegen das Volk standen, charakterlose Jammerbilder und doch immer noch nicht so jämmerlich wie die Originale an den Bäumen. Die Brüder Giullini meinten, wenn nicht ihre Hinrichtung zu erleben, sie doch mit ansehen zu müssen.

Und so war es auch. Das Feuer fiel ins Sparrenwerk, und gleich brannte alles lichterloh. In den Flammen standen die vier, knackten zusammen, zuckten, verrenkten die Glieder, es rauchte aus Hut und Hosen, die Ärmel fielen hinunter, sie standen in roter Glut, zerplatzten und sanken zu einem nichtigen Stinkhäufchen zusammen. Und die wirklichen vier wollten es nicht sehen und mußten doch hinschauen, schlotterten und schwitzten bei der nahen Feuersbrunst und hörten das schadenfrohe Lachen, nicht der Banditen, sondern des eigenen Dorfes. Sie waren für immer entehrt, in Piagghia einfach unmöglich geworden. Das fühlten sie auch und faßten in diesem gemeinsten Augenblick ihres gemeinen Lebens den Vorsatz: sobald sie eine Sohle unter der Ferse und einen Lappen um den Leib hätten, für immer aus diesem Ort zu entweichen.

Hernach zog man zum Kirchlein und weckte den Pfarrer. Der machte große Augen, als er von der gelösten Geschichte erfuhr, und segnete sein gescheitestes Pfarrkind drei- und viermal.

Dieses jedoch führte das Fanciu vor die Altartafel mit dem heiligen Franz von Assisi.

„Hier habe ich gebetet, bevor ich zu dir hinausgetreten bin. Und ich sagte zum Santo: ‚Lieber, mächtiger Franz, gib mir einige von deinen geschickten und gescheiten Wörtlein. Aber nicht von den zärtlichen ...'"

„O, du Allerschlimmste!" drohte Carletto lachend.

„Nein, heiliger Franz, nicht von den artigen und zarten! Die nützen nichts bei diesem hübschen braunen Teufel. Gib mir von deinen starken, spitzigen, witzigen Sätzlein, wie du sie auch etwa brauchtest vor dem Mohren da von Marokko."

„Paß auf, Kleine!" warnte der über und über verliebte Räuberhäuptling.

„Oder vor einem Bären oder einem Luchs! Solche Worte gib mir ein, daß das Fanciu Respekt bekommt und ‚Ja' sagen muß! — So betete ich und dann bin ich vor dich hingestanden und habe geredet."

Und sie wandte sich voll Zutraulichkeit zum Bilde und rief: „O, heiliger Franz, ich hab's gewonnen. Ich danke dir. Er steht auch da, der Böse, vor deinem Altar, und ich bete nochmals, daß . . ."

„Hör' auf," schrie jetzt Carletto zwischen Spaß und Ernst, „sonst betest du mich noch nach Spoleto hinunter zum Gericht und Galgen. Laß es gut sein! Einstweilen ist der Santo mit dir und mit mir zufrieden."

Merkwürdig, gerade da fiel die Nachmittagsonne schräg von den Valloner-höhen durchs Fenster auf die Gestalt des Heiligen und es nahm sich jetzt aus, als ob der angerufene Mann Gottes nicke und lächle.

„Er hat genickt, ich habe es selber gesehen," behauptete Don Severo bis zum letzten Atemzug.

„Aber könntest du es beschwören, Freund," fragte der Bischof, als er hier firmte. „Du schläfst doch so viel."

„O, damals war ich so wach wie einst am Jüngsten Tag. Er hat genickt!"

„Er hat mir zugelächelt," beschwor auch Carletto, so oft ihm Sandra später seine Sünden vorhielt.

Dann ging sie mit ihm. Und da sein Vater verschollen blieb, verharrte sie bei ihm und wurde seine Frau. Don Severo gab sie zusammen.

Und sie soll es durch ihre unerhörte Klugheit erreicht haben, daß Carletto seine Truppe nach und nach auflöste und mit der hilflosen Regierung einen profitabeln Frieden abschloß. Im Vertrag wurde ihm und jenen Genossen, die es ernst mit der Umkehr meinten, das weite Waldgebiet am Renaro und die anstoßenden verwilderten Sömmerungen oberhalb Castellano zur Bewirtschaftung für einen niedrigen Pachtschilling überlassen. So verwandelten sich binnen kurzem die ärgsten Staatsunholde zu den besten Staatsbeamten. Carletto Fanciu trug nicht immer das sauberste Hemd, aber darunter ein blankes Herz und an der Hand nur noch einen, aber einen unabstreifbaren, unlöslichen Ring. — — —

— — — Ich erwachte. Die Sonne stand schon recht schräg. Hatte ich geträumt? Nein, nein, das war die Geschichte, die man mir gestern abend im Hause des Conzi erzählt hatte, im Anblick eines alten, rohen und doch so schönen Holztafelporträts eben jener Alessandra Giullini.

Und ebensowenig war es ein Traum, was ich jetzt selber um die Bergkapelle erleben sollte.

Digitized by Google

# Der Wilderer Augusto Sarti

Hie und da braucht es Wochen und Monate, bis aus der Gewöhnlichkeit unseres Lebens ein ungewöhnliches Ereignis mit großer Miene und starker Wirkung emportaucht. Oft aber gehen dann wieder in die Spanne eines halben Sonnenlaufs die eindrücklichsten Erlebnisse.

An jenem sömmerlichen Abend im Weiler Piagghia las ich das Gras vom Kleid und trat noch schnell ins verfallene Santuario, denn eine Kapelle konnte man es kaum mehr nennen. Die Sonne, unter einer tiefen Wolkenbank hervorkugelnd, bestrahlte die verblichenen Farben und zwei rostig angelaufene Kerzenständer mit einem schmerzlich schönen, grüngelben Glanz. Ich mußte noch immer an jene Sage von der pfiffigen Sandra und dem braunen Fanciu denken. Da hörte ich Schritte von eisenbeschlagenen Schuhen und das Aufstoßen von Reisestöcken mit der Spitze. Geredet wurde nicht. Ich stand hinten in der linken Ecke, als einige Arme zur Pforte hereinlangten und einen schlampen Menschen vorstießen. „Warte hier," sagte jemand nicht unfreundlich. Dann fiel die Türe zu, und der Außenriegel ward vorgeschoben. Gleich wandte sich der Mann um und versuchte mit dem Ellbogen den großen innern Riegel auch in die Zwingen zu stoßen. Es gelang. Dann sagte er laut: „Diesmal nicht! Hundertmal . . . aber diesmal nicht. 's soll mich keiner anrühren."

Nun erst sah ich, daß er die Hände im Rücken zusammengeschlossen hatte, ziemlich verlottert gekleidet war und ein heißes, mageres, dreißigjähriges Gesicht trug, dessen Mundwinkel immerfort zuckten. Er tat einen Schritt vorwärts, ließ sich müd' auf einen Schemel fallen, und ich meinte etwas wie leises Schluchzen zu hören. Meiner war er noch nicht gewahr geworden.

An der Wand vorne, wohin die Sonne jetzt fiel, war ein kleines Franziskusbild aufgehängt. Es war nicht mehr der Kettenbrecher, sondern der verzückte Einsiedler. Er streckte die Arme aus und zeigte die Wundmale. Fünf Blitze durch die Luft zuckten daher und durchschossen ihn wie glühende Pfeile. Der Heilige blickte dorthin, woher diese süße Gottesqual kam, und nichts als Dank sprach aus seiner Miene.

Der Eingesperrte schien das Bild ein Weilchen zu betrachten, dann ließ er den Kopf hängen, vornüber, fast bis in die Knie.

Mir war sehr unbequem zumute. Eingeriegelt, das gefiel mir nicht, und eingeriegelt mit einem fremden Vagabunden, das war mir erst recht unbehaglich. Aber am meisten fürchtete ich mich vor dem Lautwerden. Wenn ich jetzt huste oder einen Schritt tue, Gott, wie wird er erschrecken. Am besten, ich rede ihn schnell an, dann ist's vorbei. Aber ich schluckte und würgte lange, bis mir endlich der Satz heiserig genug gelang: „Da sind wir zwei also eingeschlossen! Das ist lustig . . . nicht?"

Blitzschnell schoß der Mann in die Höhe und wandte sich nach mir um. Ganz zitronengelb war sein Gesicht von der Sonne, ein müdes, bekümmertes Gesicht mit den steten nervösen Zuckungen der Mundwinkel. Er hob unwillkürlich die in Handschellen gelegten Arme im Rücken ein bißchen und lächelte matt. ‚Seht, so einer bin ich,' sollte das heißen oder vielmehr: ‚als so einen vermutet man mich.'

Ich dachte sofort, daß er beim Wildern überrascht worden sei. Denn vom Wildern hatte ich in diesen Gegenden viel gesehen und erlebt, und jeden Abend war das Geplauder der Bergler am Feuer auf dieses Thema gekommen. Gesetze gab es strenge genug, aber so gemächliche Gesetzesorgane. Jetzt hatte ein Ministerwechsel stattgefunden und ein Scharfmacher bekam das landwirtschaftliche Departement. Von Spoleto und Norcia her fühlte man eine eifrigere Hand. Es kamen amtliche Besuche, halbamtliche Spione, Weisungen, Reglemente. Forstbeamte erschienen, die weniger den Wald als die Jäger beobachteten, und an das Patent wurden lästige Bedingungen geknüpft.

„Augusto Sarti!" stellte sich der Mann indessen mit ungewohntem Anstand vor.

Ich entgegnete, daß ich gemütlich den sibillinischen Bergen zuwandere und schon zwei Tage in diesem stillen Nest weile. Den Namen Augusto Sarti hatte ich mehrfach als den eines abgefeimten, gar nicht zu erwischenden Wilderers aus dem nahen Chiusita erwähnen hören.

„Müssen wir wohl lange hier im Arrest sitzen?" fügte ich meiner Erklärung scherzhaft bei.

Augusto blickte zu den hohen Fenstern empor. Wenn einer auf des andern Schultern stand, konnte er hinaussehen und rufen.

„Es tut mir leid," begann der Wilderer wieder mit unvergleichlicher Grazie trotz seiner übeln Verfassung, „daß Sie meinetwegen hier eingesperrt sind. Man könnte da hinauf und jemand herbeirufen."

Digitized by Google

„O, so lange halte ich es schon aus, besonders zu zweit. Aber warum haben Sie denn auch noch den innern Riegel vorgeschoben? So kommen wir erst recht nicht hinaus."

Jetzt wurde er brennend rot.

„Ich weiß selber nicht," stotterte er. „Vielleicht war es dumm. Ich dachte, sie sollen mich einstweilen nicht herausbekommen. Ich verschanze mich da bis zur Nacht. Dann helfen mir gute Freunde schon weg, und morgen können sie mich oben bei den Murmeltieren suchen."

Er saß wieder ab, wurde fahl über Stirne und Wangen und schnaufte sonderbar. „Bitte, mir wird übel von all dem Gehetz. Seit Vormittag hab' ich nichts mehr in den Mund bekommen. Da hängt meine Feldflasche und die Patronentasche am Gurt. Seien Sie bitte so gut und reichen Sie mir zu trinken."

Ich schnallte die Flasche ab und setzte sie ihm an den Mund. Er schluckte gewaltig. Dem Geruche nach war es Grappa mit Zucker und Wasser.

„Ah, das tut wohl," stieß er erleichtert heraus, indessen ihm große Schweißtropfen über die Schläfen rannen. Er schöpfte Atem und bat dann höflich: „Jetzt essen, bitte!"

Also sperrte ich das Säcklein an der Ringelschnur auf.

„Das Schießzeug haben mir die Kerle herausgenommen. Oh, ich will ihnen! Gebt Brot, Herr, bitte, gebt!"

Es war hartes Brot. Ich brach es zu Brocken und reichte ihm Stück um Stück, sobald er eines fertig gekaut hatte und den Mund wieder aufsperrte. „Wie einem Kind," sagte er mit einer Stimme, die jetzt ruhiger und ausnehmend melodisch wurde. „Babbo," (Vater) lächelte er mir zu.

Welch ein gutes, innerliches Lächeln! Und dieser gemütvolle, singende Klang der Stimme! Nein, der konnte kein Verbrechen begehen. Sein Wildern ... na, es schien mir auf einmal etwas Natürliches, das lediglich durch Menschenschwachheit oder Menschenpedanterie zu einer Sünde gestempelt worden war.

„Ich danke, genug, gentilissimo Signore, packt gütigst wieder alles zu. Ich brauche es noch sehr." — Er schielte wieder eigentümlich zu den Fenstern empor.

„Hat man Sie mitten im Wildern ertappt?" fragte ich mitleidig.

„Ich habe nicht gewildert," versetzte er heftig. Ungläubig glotzte ich ihn an. „Zwölf Patronen hatt' ich. Eine verschoß ich an einen Habicht. Das darf man. Ich traf. Aber wo ist er? Hätte man nur gesucht! Aber sie ließen mir nicht Zeit."

„Lieber Freund," bat ich, „von Ihnen und von Ihrer unfehlbaren Flinte hab' ich viel gehört. Großartige Streiche! Die Polizei kommt immer zu spät. Sie verspritzt vor Wut. Aber diesmal ..."

Augusto durchspähte mein Gesicht. Gleich erkannte er den Fremden, den Friedlichen, den, der zum Volke und nicht zu den Herren Regenten gehört. Seine Augensterne waren klein, scharf, blitzendgrau wie frisch gegossene Schrotkügelchen.

„Vielleicht hab' ich gewildert, vielleicht hundertmal. Warum waren sie nicht da und nahmen mich am Schopf? Aber diesmal, wo sie mich bekamen, hatte ich gerade nicht gewildert."

„Das ist ein böser Zufall," bedauerte ich.

„Seht," sagte er und fiel ins bequemere Voi, Ihr, zurück ... „aber könntet Ihr mir nicht die dumme Sache dahinten etwas lösen ... die Manette? Es ist verteufelt lästig, so zu hocken und zu plaudern."

„Aber die Guardia, die Polizisten?"

„O, Ihr könntet sie mir wieder schließen, wie Ihr sie mir geöffnet habt. Bitte, lieber Herr, ich verdufte Euch ja nicht durch die Mauer."

Einen Augenblick zauderte ich. Darf man dem berühmten Arm der Gerechtigkeit auch nur einen kleinen gutmütigen Gegenfinger strecken? Ach wohl, ich tu's. Das ist kein Kapitalverbrechen.

„Wenn sie uns überraschen, sagt Ihr, es sei mir übel geworden. Das ist nicht gelogen. Und wenn sie grob werden, werdet Ihr noch gröber und beschwert Euch, daß sie Euch hier unbesehen einschlossen, statt erst nachzusehen, wohin sie mich schaffen."

Seine Schrotkugeläuglein blinzelten überaus listig aus dem verwetterten Gesicht. Aber er hatte recht. Das konnte ich triftig den Polizisten zurückgeben, wenn sie gar zu wichtig tun wollten.

Es waren die ersten Handschellen, die ich sah. Da gab es gottlob keinen Schlüssel zum Öffnen, ich brauchte nur zwei kreuzweis eingeschnappte Stahlreifen aus den sogenannten Gebissen auszuspannen, und sogleich fiel das Zwangsinstrument nichtig auseinander.

„Tausendmal Dank," sagte Sarti und rieb sich die Handgelenke. „Das sind verdammt solide Handschuhe."

Dann griff er in den Hemdschlitz, zog einen Lederumschlag hervor, entnahm ihm ein von Fingertupfen beschmutztes Briefböglein und sagte andächtig: „Lest das!" — Dabei wurde er rot und verlegen wie ein ungeschicktes Kind.

Eine schmale Feder vom Eichelhäher mit den blau-grünen Bändern fiel aus dem Brief, wo in wenigen Worten mit Knaben-

Digitized by Google

schrift gebeten war, der Vater möge ihm doch auf den 10. September den versprochenen Vogel nach Visso bringen, einen Raben oder Häher, aber am liebsten einen Habicht ... ‚Ferruccio Sarti' war hübsch wild unterschrieben. Der 10. September war sein Geburtstag.

„Mein Bub geht in Visso zur Schule," erklärte der Sarti. „Ich habe eine ledige gute Schwester dort. Als meine Frau starb, hat Monica den Kerl zu sich genommen. Was tät' ich mit einem Dreijährigen? Aber jetzt ist er zehnjährig, groß, schön, wild wie ich. Ich hab' Heimweh, möcht' ihn zu mir nehmen. Meine Hütte ist so gar ungemütlich. Keine Frau putzt ein wenig und stellt die Sachen in Ordnung. Und doch, eigentlich nur so zum Holzen und Jägern und im Rauch liegen ... ach, ich besuch' Ferruccio alle vier Wochen. Zuletzt nehm' ich ihn doch."

„Käme er gerne?"

„Und wie gerne! Buch und Tinte sind ihm Mist. Entschuldigt, fremder Herr, aber es ist so. Den Vogel, den Wald, das Jägern mit mir möcht' er haben. Und ein Zeichen soll ich ihm dafür bringen, einen ausgestopften Habicht! Glaubt Ihr jetzt, daß ich auf ein Reh schoß, wie die Poliziotti behaupten, und nicht den Habicht! Was ist mir das schwerste Reh, wenn Ferruccio den Falken will? Aber mit meinem Schuß ging fast in einem Knall ein zweiter los, und wahrhaft, so toll es klingt, ein Reh sprang mir beinahe an die Beine, rannte dann seitlings ins Gestrüpp und fiel hin, aber war noch nicht tot. Ich lief herzu und schlug ihm die Schläfe mit dem Gewehrkolben ein. Absichtlich gab ich ihm keine Kugel, damit man sehe, daß ich nur den Habicht schoß ..."

Er zeigte die elf Patronen im Gurt. Nur der zwölfte Stecker war leer.

„Kein Jäger nimmt eine Patrone mehr, als im Gurt vorgesehen ist. Dreizehn, wohin damit? Wer nimmt noch eine dreizehnte? — Dann band ich das Reh an den Beinen zusammen. Denn der Wilderer — ich kenn' ihn gut — hat sich nach meinem Schuß und Gelärm nicht hinzugewagt. Ihm schlich die Patrouille ja nach. Das hatte er längst gemerkt. Nun verschloff er sich irgendwo, und ich in meinem Eifer für Ferruccio dachte nicht, daß es jetzt über mich komme. Lange zögerte ich, das Reh anzurühren. Aber sollt' ich so ein flottes Wild da faulen oder andern Leuten lassen? Das wär' zu blöd'. So trag' ich's in einen Erdschlupf, den ich nahe weiß, und hol' es dann nachts. Aber wie ich so meinen Habicht vergesse und den Vierbeiner aufgable, überlaufen mich diese blauen Strolche. Jetzt sagt' ich alles. Aber sie lachen mir ins Gesicht und meinen, daß ich Habichte schieße, aber nicht hole, und Rehe packe, die andere schossen. ‚Wir wollten den Gherardo Plegni fangen, wir hatten seine Spur. Nun fiel uns statt des Fuchses der Wolf in die Fänge,' brüllten sie. O, wie sie lachten! Ja, der Gherardo Plegni hatte geschossen, aber ich sagte kein Wort mehr. Wir sind gute Kameraden. Wir verraten einander nicht."

„Und der Brief von Ferruccio?"

„Ist das ein Beweis?"

„Vielleicht! Vielleicht suchen sie dann noch den Habicht."

Sarti ließ eine Pause vergehen. Dann meinte er: „Das Papier da zeig' ich nicht. Nein, diese Affen, die nur auslachen und Handschellen anlegen können, müssen mir so einen Brief nicht beschmutzen. Nein, und wenn es mir an den Kragen geht, ich kann nicht. Mir war schon lange wind und weh deswegen, falls einer mir unter den Kittel griffe. Nehmt den Brief zu Euch, bitte! Die Feder auch! Tut es mir zulieb'! Ich meld' mich dann schon. Oder kommt Ihr mal nach Visso ... dann ..."

Man hörte von außen Geräusch. Kinder, die etwas gerochen hatten, umlauerten das Kirchlein. Ich steckte den Zettel widerstrebend ein. Wir flüsterten nur noch. Sarti wurde sehr unruhig.

„Was würde wohl der Mann da uns raten?" fragte ich und deutete auf den heiligen Franz.

„O, der hätte keine Handschellen gebraucht."

„Aber er würde vielleicht doch sagen: ‚Wildere nicht mehr, treib' ein ehrlich' Geschäft!'"

„Das könnte er leicht sagen. Ihm sind alle Tiere eben wie Hündlein entgegengesprungen. Aber uns riechen sie von weitem und laufen davon."

„Franz wollte eben nicht töten, sondern Leben, Leben."

„Und wir, und ich? Ich will auch nur leben, leben, leben. Und da helf' ich mir, wie ich kann. Oder soll ich verderben, damit ein Reh lebe? Dummes Zeug! Aber entschuldigt, guter Herr, ich bin so aufgeregt, ich rede wüst, entschuldigt!"

Ach, wie lieb war mir dieser offene, herzliche Schlaumeier schon geworden! Was litt er beim Gedanken an Gericht, Zuchthaus, Zelle, Fußketten, Unfreiheit, kein Wald und keine Berge und keine Büchse mehr und das geliebte Bübchen fern und fremd. Und dazu schuldlos! Er dachte nicht, daß er hundertmal diese Strafe riskiert hatte, ihr hundertmal verfallen wäre. Er dachte nur, daß er

Digitized by Google

Tänzerin mit Schleier. Bildwerk von Prof. Alexis Lux

Digitized by Google

sie dieses eine einzige Mal nicht verdiene. Und ich dachte genau so und überlegte, ob ich denn gar nichts für den Häftling tun könne.

Wir schwiegen. Oft schien mir, er bete auf seine Weise. Als wir endlich die genagelten Schuhe der Gendarmen herzuklappern hörten, riß Augusto plötzlich einen schwarzen Tuchfetzen, der unter dem Hemd an einer Halsschnur gehangen, aus dem Latz und zeigte ihn mir. Es war das Skapulier, wie die Verehrer des heiligen Franz es tragen, die sich geistigerweise als Laien mit seinem Orden verbinden und Drittordensbrüder nennen und deren es in allen Ländern Millionen gibt.

„Ich lieb' ihn auch, wisset," flüsterte er. „Meine Frau hat es mir beim Sterben gegeben, dies da. San Francesco," rief er leise gegen die Wölbung, „o, San Francesco . . . Ferruccio mio!"

Eben riegelte man von außen auf.

Viele werden beim Lesen dieser Stelle lächeln oder gar spötteln. Ich hindere sie nicht. Wer nichts von den Geheimnissen des Heilig-Unheiligen weiß, wer vor dem Unbekannten, gerade weil es ihm unbekannt ist, Witze reißt, gut, der lache eben! Er lacht ja im Grunde sich selber aus.

Drei Stimmen riefen: „Zum Teufel, was geht da vor? Willst du nicht hinaus, Sarti? . . ." und lachten heillos gemütlich.

‚Das sind keine Schlimmen,' sagte ich mir, ließ rasch die Handschellen wieder einschnappen und öffnete.

„Hab' ich's nicht gesagt, er ist da drinnen, unser Fremde," rief der fette Sindaco Paolo Conzi. „So macht ihr's, Unschuldige riegelt ihr ein, hahaha!"

„Ja, Unschuldige," schrie Sarti den verblüfften zwei Poliziotti ins Gesicht.

„Sei nicht vorlaut, du da!" gebot der Ältere von den beiden. „Tut mir leid," wandte er sich an mich. „Warum haben Sie uns nicht gerufen?"

„Ihr ließet mir ja keine Zeit," versetzte ich. „Nun bin ich froh, daß es so kam. Ich weiß jetzt, ihr habt einen Unschuldigen gepackt. Ich werde helfen, das zu beweisen."

Die beiden Grenzwächter, wie man damals diese Gendarmen eigentlich hieß, sahen sich belustigt an und zuckten die Achseln. Der Sindaco blinzelte unsicher durch die fetten Lider. Es war unklar, auf welche Seite er neigte.

Wir gingen nun in seine Stube, wo eine Art Wirtschaft geführt wurde. Die zwei Männer der Guardia, der Wirt, seine viel jüngere Stiefschwester und ich saßen an den Tisch. „Du kannst jetzt auch mit uns halten," meinte der ältere Polizist zu Augusto Sarti und löste ihm die Zwingen. Ich winkte den Frevler zu mir. Es kam Wein und gutes Brot und Käse. „Der Braten ist noch nicht fertig," sagte die Jungfer streng.

„Welcher Braten? Doch wohl nicht . . ."

„Doch, doch, Sartis Reh. Was sollen wir es durch die vermaledeite Hitze talab schleppen? Es riecht ja schon an den Läufen. Du darfst auch davon essen, Augusto, du erst recht. Mußt ihn ja teuer zahlen, den Braten, und bekommst lange keinen solchen mehr. — He da, so mach' doch kein so böses Gesicht! Wir tun ja bei Gott so was ungern. Aber du treibst es auch gar zu toll."

„Keine Gabelvoll rühr' ich an," trotzte Sarti. „Dieser Braten gehört zu einer andern Flinte. Habt ihr die Hülse gefunden? Paßt sie etwa auf mein Rohr? He, ihr Gescheitleute, was sagt ihr?"

„Du bist ein elender Fuchs," machte der Sindaco und tätschelte dem Wilderer gütig auf die Achsel. „Du hast viele Flinten. Freilich," wandte er sich an die Guardia, „habt ihr ihn mit dieser und keiner andern betroffen." — Und wieder blinzelte er zwischen den Fettpolstern der Augen schlau hervor.

„Sollen wir etwa in allen hohlen Bäumen herumkriechen, wo du dein Arsenal versteckst?" scherzte der Jüngere der Guardia, ‚Beppo' genannt.

„Ja, das müßt ihr, wenn ihr mich anschuldigen wollt!"

„Und auch den Habicht müßt ihr suchen, unbedingt," fügte ich bei. „Ihr seht doch, was für kleine Patronen er trägt. Noch elf! Wer tötet damit Hirsche und Rehböcke? Aber wenn der Falke gefunden wird und gar noch die Kugel dazu, dann ist die Sache klar. Dann hat ein anderer das Reh geschossen."

„Sie sind hier fremd," versetzte der ältere Polizist Ugo, sehr höflich, aber sehr bestimmt.

„Aber wo habt ihr denn die Ohren gehabt?" fragte Augusto zornig. „Ihr müßt doch zwei Schüsse gehört haben, piff paff, so schnell nacheinander."

„Piff paff, jawohl!"

„Und da soll einer mit zwei Flinten so flink gefeuert haben? Bedenket!"

„Ja, einmal in die Luft."

„Nein, Freunde," bat ich, „den Habicht muß man um jeden Preis suchen. Ja, Herr Ugo, ich bin ein Fremder. Aber auf der ganzen Welt gibt es kein Gericht und keine ehrliche Polizei, die eine solche Unterlassung begehen darf. Mag meinetwegen Augusto tausendmal gewildert haben, ihr müßt beweisen, daß er gerade dieses Mal gewildert hat. Alles andere geht euch nichts an. — Aber, Signora Marta, bringet noch Wein,

Digitized by Google

gelben Orvieter. Ich zahle diesen Abend allen lieben Freunden das Trinken."

Das durfte ich wohl. Das Getränk war so gut wie billig, ich lebte hier wohlfeil, man hatte mir schon manche Gefälligkeit erwiesen, und das goldene Weinstündchen freute mich selber tüchtig.

„Wir essen, wir trinken, wir schlafen zusammen," betonte Ugo zum Sarti. „Aber morgen wird nicht gemarktet. Du mußt mit uns nach Spoleto. Wenn sie dich dann laufen lassen, um so besser."

„Niemals werd' ich mit euch gehen."

„Seht unsere Leute," munkelte mir der Sindaco zu, „sie stehen alle zu Augusto, besonders die Kinder. Da ist keines, dem er nicht schon was geschenkt hat."

In der Tat, draußen standen Buben, Mädchen, etliche Männer und Weiber. Sogar durch den Gang und die Küche drückten sie sich vor und guckten zur Stube herein.

„Man sollte ein Dutzend ins Gehölze hinaufschicken, um den Habicht zu suchen."

„O, das liegt zu weit hinten, am Monte Valiano, und jetzt wird es schnell dunkel. Morgen!"

„Aber morgen ist es zu spät. Die Füchse, die Marder . . ."

Der Sindaco zwinkerte mit den fetten Äuglein. Er hatte wohl etwas anderes vor. Vielleicht in der Nacht läßt er den Wilderer entschlüpfen. Das ganze Dörflein wird mit helfen. Diese Leute schauen die Guardia ordentlich gehässig an.

„Trinkt Wein, unser Gast zahlt, ein Svizzero," schreit der Sindaco und füllt vom Gelben den Polizisten die hohen Standgläser wieder voll. „Evviva la Svizzera!"

„Gibt es dort auch Jagd?" fragte Beppo.

„Sicher."

„Und Wilderer?"

„Warum denn nicht!"

„Und Polizei?"

„Jetzt tupft ihr am rechten Fleck. O ja, auch wir haben Polizei, aber ein bißchen andere als die hiesige. Die dürfen einen nicht so mir nichts dir nichts wie einen Mörder fassen und in Eisen legen und elend und verdurstet in eine Kapelle werfen. Sterbensübel ist dem Sarti geworden. Gottlob war ich da und konnt' ihn tränken und füttern, sonst . . . Er fiel ohnedies hin fast wie eine Leiche. Was geschähe mit euch, wenn er im Kirchlein gestorben wäre?"

„Man stirbt nicht so schnell," sagte Ugo. Aber er schien doch ein wenig eingeschüchtert.

„Bei uns," fuhr ich fort, „würde nicht der Jäger, sondern der Polizist ins Gefängnis geworfen, der ohne Beweise und Gegenbeweise kommt wie ihr. Nicht einmal den Habicht suchen! Und die Kugel im Reh paßt gar nicht in Sartis Gewehr. Und ein anderes findet ihr nicht. Und trotzdem schleppt ihr ihn in Handschellen ins Land hinunter. Herrgott, das sollte uns einer bieten . . .!"

„Aber er trug doch das Reh weg. Er wollte es behalten."

„Und ihr, Männer der Gerechtigkeit, ihr bratet und esset es!"

Alles lachte. Niemand war böse als der Sarti. Man aß voll Appetit und wünschte gewiß den Wilderer in alle Wälder und Freiheiten fort. Aber nun hatte man ihn eben zwischen die Finger bekommen, war so weit gegangen mit dem bittern Amt . . . wie konnte man da zurück?

Dennoch war weder dem Sarti, wie er auch immer grollte, noch mir das Herz auf weiteres schwer. Wir schmeckten es sozusagen mit der Zunge, daß die Nacht Rettung bringe. Mir wäre freilich lieber gewesen, man hätte den Vogel gesucht und daraus einen gültigen Beweis für Sartis Unschuld in diesem einen Falle gezogen. Denn wenn er entfloh, blieb er doch immer ein Angeklagter und Verfolgter, trug den Schein der Schuld auf sich und konnte nicht mehr in der frühern Sicherheit über Weg und Steg gehen.

Die Polizisten soffen wie Kühe, lachten, nestelten den Revolver los, knöpften schließlich Rock und Hemd auf und begannen zu singen. Der Jüngere fing an, dem stillen, nüchternen Sarti Freund und Bruder zu sagen.

Kerzen wurden festlich angesteckt, als es dunkelte, vom Kapellchen läutete es das Angelus die Hügel hinauf. Die Holzschuhe der Kinder klapperten heim. Es ward Nacht. Aber nicht das starke Wald- und Wassergeräusch, das so herrlich unsere schweizerische Taleinsamkeit durchschauert, klang von den Bergen her, sondern eine tiefe, unermeßliche Stille von Himmel und Erde regierte hier. Ich sah, wenn ich mich übers Gesimse lehnte, ein paar Sterne hoch oben. Mir war, ich müsse ihr fernes Feuer knistern hören, so lautlos lag die Nacht da draußen.

Aber plötzlich wurde es laut. Leutegemurmel, ruhige, feste Schritte, ein großer, ernster Mann mit einem schweren Sack auf der Rückengabel poltert in die Stube, rückt sich einen Stuhl zu uns an den Tisch, mitten zwischen die Guardia, schaut alle kühl an und sagt langsam, als könnte etwas verloren gehen: „Guten Abend! Habt ihr mir auch einen Bissen?"

„Guten Abend, Marzo Plegni," grüßt der Sindaco mit tiefer, zufriedener Stimme.

Digitized by Google

Aber die Polizisten, der Sarti, die Jungfer Marta machten Gesichter voll Verwunderung. Dem war man doch auch auf den Fersen.

„Jungfer Marta, wollt Ihr ein paar Pilze? Schöne, fette Steinpilze, bevor ich den Sack nach Preci trage und verkaufe. Den ganzen Tag sucht' ich Pilze."

Die herbe Stiefschwester des Sindaco lief sogleich zum Sack.

„Lest Euch ein Dutzend aus, aber dann lasset mich hier über Nacht!"

„Schon recht!"

„Und erschreckt nicht. Zu oberst liegt ein Vogel, bringt ihn her!"

Wir saßen wie an die Bank geleimt. Ein währschafter Habicht wurde auf den Tisch geworfen. ‚Was der Teufelskerl waat,' dachte der Sindaco. ‚Er ist halt ein echter Kamerad,' frohlockte Augusto Sarti mit dem ganzen Gesicht. ‚Jetzt bin ich frei.'

Dann unter andauerndem Schweigen langte Marzo, derselbe Marzo, dem man unzweifelhaft den Rehschmaus verdankte, langte eine Patrone aus dem Sack. Sie war noch schmutzig von Blut und Fett. „Die steckte in der Brust," brummte Marzo Pogni. „Seht nur an der Wunde nach! Deine Flinte, Augusto, ich wette. Zeig' mal!"

Sarti schnallte heftig die Patronentasche ab. Marzo zählte eins, zwei, drei, fünf, zehn, elf . . . und schob die Hülse in den zwölften Lederschlitz. Ringsum zeigte er die Patronentasche. Ja, das war dieses zwölfte Geschoß gewesen.

Jetzt ernüchterte die Polizei. Sie griff in die Wunde, holte Sartis Flinte, legte die Patrone ein, wirklich, es klappte. Augusto hatte nicht gelogen. Diesen Raubvogel hatte er mit dieser kleinen Kugel getötet. Fraglos! „Der zweite Schuß . . . na . . . Marzo, der ging nicht weit von Euch los," hieß es heiter; „sehr nahe muß es geknallt, Euch fast die Backe versengt haben." Alle lachten, nur nicht Marzo Pogni.

„Ich weiß von keinem zweiten, nicht mal von diesem ersten Schuß da," betonte er frostig. „Jetzt schießen ja viele, Jagdzeit oder nicht. Ich habe Pilze gesammelt, das seht ihr. Aber jetzt hab' ich Hunger und Durst, und der Rücken schmerzt, als hätt' ich nicht Schwämme, sondern die beiden Polizeihunde da zwölf Stunden lang auf dem Buckel gehabt. Bücken, immer bücken und bücken und dazu zwei Gendarmen am Hals . . ."

Man lachte wieder. Nicht einmal die Guardia nahm das ‚Polizeihund' übel. Die saftigsten Bratenstücke lud man ihm auf den Teller. Er aß und ward redselig. „Das ist ein Reh! Mein Lebtag aß ich kein solches. Welcher Spitzbube hat das erlegt? Ihr etwa, Blauhösler?" wandte er sich an die Uniformen rechts und links. „Schießt ihr wirklich so gut?"

Da war nichts zu machen. Die ganze Bande hier steckte unter einer Decke. Das merkten die zwei gut genug. Jetzt nur nicht noch die Gefoppten spielen! Lieber lachen und mitschmausen.

„Und jetzt, was sagt ihr Hunde?" schnauzte Sarti sie an. „Gebt mir schleunigst Flinte und Rucksack und seid froh, wenn ich euch nicht verklage."

Sie holten das Abgenommene und mußten sich bescheidentlich darein ergeben. Geglaubt haben sie nichts. Sie fühlten, daß der richtige Kerl zwischen ihnen sitze, ja, zwei Kerle. Aber sie hatten an der ersten Probe genug. Also Hände weg und dafür essen und trinken bis zum Umfallen!

Jetzt endlich aß auch Augusto Sarti vom Wildbret. Nachdem alle andern genug hatten und müde, übersättigte Köpfe hängen ließen, schmatzten und nagten er und Marzo noch gewaltig am Braten herum. Sie hatten ja das beste Recht darauf. Ihr Appetit wurde jedesmal frisch, wenn sie überlegten, wie lustig es eigentlich sei, vor den langen Nasen des Staates gewildertes Fleisch behaglich zu verzehren. „Wir dürfen doppelte Portionen nehmen," höhnten sie, „sind wir doch arme, geplagte, unschuldige Waldleute und hier zu Tische geladen. Aber eine ganz andere Frage ist, ob ihr Herren Blauröcke von diesem Fleisch, das jedenfalls gewildert worden und für euern Magen und euer Gewissen ganz sündhaft ist, ob ihr auch nur eine Gabel voll essen durftet."

Nun mußten auch die Polizisten erschütternd lachen. „Nein, so etwas!"

Marta kochte zwei, drei Kannen voll Kaffee. Den tranken wir in der Küche am großen Herdfeuer, und hier hockte es sich so vergnüglich, daß es unter Geschichtenerzählen und Späßen fast Mitternacht wurde, bis man das Lager aufsuchte. Man hatte zuletzt noch alte, schwermütige, eintönige Lieder gesungen und sich dabei Arm in Arm gehalten, auch die Polizisten!

Ernst, feierlich, ehrlich war man geworden. Da konnt' ich's nicht verhalten, zog den Knabenbrief hervor, las ihn laut, Stempel, Unterschrift, Feder und fragte: „Wer zweifelt jetzt noch, daß unser Freund Augusto Sarti heute nichts anderes, gar nichts anderes hätte schießen können als einen Habicht?"

Der Sarti schoß mir böse Blicke zu. Aber als alles ‚Bravo' schrie und Beppo und Ugo ihm die Hände schüttelten und nun wirklich

Digitized by Google

herzliche Abbitte leisteten und sogar versprachen, sie wollten ihm nie anders als so am guten Eßtisch begegnen, und sie würden ihm in Zukunft Signale geben, etwa durch die Finger pfeifen, wenn er im Walde zu tun hätte, damit so ein Habichtschütze nur ruhig bleibe . . .

„Oder noch ruhiger davonlaufe,“ ergänzte Marzo Pogni.

„Um nicht den Braten mit einem Dutzend Mäuler teilen zu müssen; denn,“ spaßte Sarti, „mich reut, was ihr mir da alles weggefressen habt . . .“

Jetzt wollte das tiefe, rauschende italienische Lachen gar kein Ende mehr nehmen. —

Am Morgen gab ich dem Sarti den Brief Ferruccios zurück. Er schob ihn unters Hemd, neben das Skapulier. „Die zwei sollen beisammen bleiben, mein Sohn und San Francesco. Es ist genug, daß ich nicht dabei sein kann.“

„Ihr könnt es doch.“

Der hagere Mann zuckte die Schulter, hing den schönen, großen Vogel an den Rucksack, schlug ein Kreuz vor der Kapelle und wanderte in großem Schritt mit Kamerad Marzo die Höhen von Renaro hinauf. Die Freiheit, der Bergwind und die unwiderstehliche Jagdlust wirbelten ihm das schwarze Haar auf. Er blickte kein einziges Mal nach uns zurück.

Was ist wohl aus ihm und seinem Büblein geworden? Ich trieb mich noch zwei Tage in der Gegend herum. Dann nahm ich die mir so unvergeßliche Bergstraße nach Visso, den sibillinischen Häuptern entgegen.

# Einer, der Steine sucht und Menschen findet

Spoleto!

Dreimal bin ich die alte Stadt der Abruzzen bergauf gewandert. Es riecht nach Rom und Goten, nach Hannibal, der die Rocca nicht erobern konnte, nach Totila, der fluchend vor ihren Felsen stand, nach Barbarossa, der das „päpstliche Nest“ endlich ausräumte, und nach seinem Sohne, dem mildesten Hohenstaufen, dem herrlichen Jüngling Philipp, wie er hier als Herzog doch recht umgriffig hauste und den alten Papst neckte.

Heimweh faßt mich, denk' ich an dich, du alttrautes Städtchen am Monte Luco im Atem der schönsten Eichen. Wie viele Fürsten und Bischöfe haben hier ihr Wort gesprochen und meinten, es verhalle nicht. Wie viele Künstler malten und meißelten hier in der Hoffnung, sich den Weg nach Rom zu ebnen. Und wenn ich die Gäßchen hinaufzog, wie viele stille Chronisten glaubte ich aus kleinen Fenstern ins Halbdunkel hinausträumen zu sehen. Denn was ward da in Türmen, Stüblein und Sälen geseufzt, stolziert, gequält, gelacht und wütend geküßt. Es ließen sich Folianten aus jeder alten Straße schreiben. Ich schlage ein Blatt auf und lese folgende rührende Geschichte:

Eines Vormittags um die neun, als nach einem heillosen Gewitter durch alle Nacht bis tief in den Morgen der Wind vom Monte Maggiore das Gewölke zerblies und aus der zornigen Himmelsfratze ein lachendes Unschuldsgesicht schuf, so daß auch Spoleto sogleich aus der Angst in den vergeßlichsten Leichtsinn sprang und die Einwohner auf die Straße hinaustraten und einander sagten, sie hätten sich gar nicht gefürchtet, obwohl der Blitz mehrmals ihr Haar gestreift habe, während sie gemütlich an den Gesimsen gesessen und ins Gekrach und Geleuchte der Lüfte geguckt hätten — um diese aufatmende, redselige Stunde marschierte gerade ein Fremder mit hagerem Gesicht und zerschütteltem, magerem Langbart über den Tessino und freute sich ein wenig, wie dieser Bach katzengrau und geschwollen aus der Schlucht herunterbrach, trat dann durch die Porta Leonina in die Unterstadt und rückte langsam gegen den Dom herauf, wobei er die durchnäßte Kapuze hintenüberschlug, um besser die alten Häuserfronten zu betrachten. Er zeigte ein sehr altes Gesicht mit überhoher, zerfurchter, grämlicher Stirne, aber von einer solchen Neugier, ja Sehnsucht der Augen überglänzt, daß es geradezu kindlich wirkte.

Die Leute grüßten ihn mit einem wortlosen Kopfnicken. „Der muß die ganze wüste Nacht unterwegs gewesen sein,“ sagten sie hinter ihm, „seht nur seine Stiefel an!“ Und ein Taugenichts auf der Schwelle des Schusters Troni schwang eine Bürste und rief: „Gnädiger Herr, Stiefelputzen, Stiefelputzen? . . .“ Aber der Greis beachtete es nicht.

Es war unrichtig, er hatte nicht die ganze Nacht marschiert. Aber freilich war er um zwei Uhr nachts mit seinem Neffen Nino Buonarotti vom Quartier in Campello auf-

Digitized by Google

gebrochen, da es eine Weile aufhörte zu regnen und nur ein Zucken und Schießen der himmlischen Artillerie noch glorreich über den Bergen feuerwerkte, was dem Alten wohltat. Ungern hatte er es gehabt, daß auch Felicita Franzoni mit ihrem Gemahl Carletto ihn begleiten wollte. Das war ein junges, adliges Paar, bei dessen Eltern er Gast gewesen und das eine Wallfahrt zum Kloster auf den Monte Luco gelobt hatte, wenn die Hindernisse, die man ihrer Heirat auf beiden Seiten bereitete, in drei Monaten besiegt würden. „In drei Monaten," erzählte Carletto, das Schnurrbärtchen streichend und die langen, schmalen Augen bis auf eine Spalte schließend. „Und in drei Monaten hatten wir es ertrotzt."

Diese Hindernisse bestanden in der Politik der Väter Franzoni, in der blutarmen, zarten Ungereiftheit der siebzehnjährigen Felicita und in der Unruhe und Seßlosigkeit des zwanzigjährigen Carletto. Er jagte unmäßig, reiste gerne weit und allein herum, stieg sogar, was ein Greuel schien, auf die kahlen Berggipfel hinauf und, munkelte man, unterschied nicht zwischen Gold und Kupfer und zwischen Liebe und Liebelei. Er wollte immer heiß haben, sei es von der Sonne, von den Abenteuern, vom Reiten, vom Tanz mit den Mädchen und vom dunkelroten Spoletanerwein, den er jedem andern vorzog.

Jetzt bei der hohen Gelegenheit eines solchen Gastes wollte das Paar sein Gelübde erfüllen. Aber beide mißfielen trotz ihrer hübschen, flinken Jugend dem greisen Michelangelo, besonders die unglaublich kindliche Frau, die noch auf dem Schemel ritt, Carlettos Reithosenknie mit ihren weißen Schneeglöckleinwangen rieb und so zu ihm aufsah, als sei er der Herrgott um und um. Er nahm sie aufs Knie wie eine Puppe und küßte sie, bis das Schneeglöcklein eine Rose ward, spaßte mit ihr, neckte sie, und so gar nichts von Ernst und Lebensreife atmete gestern abend aus dem Paar, gerade als säße man in einem Puppenzimmer.

Den alten Eltern, die zu Rom schöne Häuser besessen und dort ihre Jugend verbracht hatten, aber nun seit zwanzig Jahren nie mehr von ihrem geliebten umbrischen Bergsitz weggekommen waren, hatte Michelangelo nur immer von Rom erzählen müssen. „Als Ihr das Jüngste Gericht fertig gemalt hattet, sind wir zum letztenmal im Vatikan gewesen. Da nahmen wir uns an der Hand, meine Frau und ich, und liefen, den kalten Schrecken im Rücken, aus dem Palast und bald aus Rom ins Grüne hier oben. So ein Grausen, Meister!"

„Und glaubt Ihr dem Gerichte entronnen zu sein? Gibt es das nur in Rom?" fragte der Künstler ernst.

„Dort mehr als anderswo!" erklärte der Graf fest.

„Das mag wohl sein," gab der Greis zu und hoffte, nun schweigen und sich zu Bette legen zu dürfen. Nebenan liebelten die Jungen trotz Charon, Posaune und allen Totenschädeln der Friedhöfe.

Aber man ließ dem Einundachtziger noch keine Ruhe. Er saß auch gar zu vielwissend und rüstig da. „Als die Franzoni Rom verließen, war Sankt Peter halb eine Ruine, halb ein unsägliches Baugerüste gewesen, ohne Gesicht und Gehirn," scherzte der Graf. Wie es nun dort wohl aussehe und ob die unglaubliche Kuppel wirklich ausgeführt werde? Da vergaß sich der alte Mann, schwamm mächtig in seinem Element, erzählte, schimpfte, er habe es mit Verschnittenen zu tun, es gebe dort keine echten Menschen mehr, schlug mit der klapperigen Hand auf den Schiefertisch und zeichnete seinen Plan, das griechische Kreuz, auf die Platte. Kein Finger zitterte. Und dann riß er die Laterne hin und den himmlischen Schwung der Kuppel. Welche Bogen! Welcher Atem in jedem Strich und welche Wut, daß immer wieder die „Praktischen" kamen — o Gott, diese verfluchten Praktischen! — und das Kreuz in die Länge ziehen und die Krone des Weltdoms, die auch seines langen Lebens Krone wäre, töten oder sie ihm doch zu einer Dornenkrone machen wollten. — Nein, da saßen nicht mehr einundachtzig Jahre auf der Eichenstabelle, ein Jüngling war das, ein brausender März, ein gottgejagter, mächtiger Schaffer.

Aber Kuppel hin, Kuppel her, in der Nische hörte man das Schmeicheln und Streicheln der Jungen. Sie sahen den Bart des Alten lodern und wehen, seine unsterbliche Hand mit einem ungeheuren Schatten an der Wand hin- und herregieren und von Ewigkeitsglorie reden, und schüttelten nur das warme, junge Haar und lachten einander in die Augen und umfingen und verwirrten sich wieder in ihren kleinen, elenden Seligkeiten. Den Greis ekelte es förmlich an.

Und so war er denn unsagbar froh gewesen, als der Wind nach kurzem Nachtritt wieder anhob und schwere Regentropfen in die Gesichter schmiß und das bleichsüchtige Frauchen, von all dem Getöse erschreckt und angefröstelt, durchaus umkehren und den Morgen abwarten wollte. Nur Nino war dann weiter mitgeritten, der Sohn seines Brudersohnes, der gar nichts von Kunst und seiner Art verstand. Er hatte ihn in der

Digitized by Google

Herrschaft der Franzoni, wo die Familie bauerte, besucht, dem Großenkel einen Beutel Silber als Patengabe an den Gurt gehängt und, erfreut über seine backenrote, gesunde Unwissenheit, nach Spoleto mitgenommen.

So waren der Greis und der Bub durch die Finsternis geritten. Ein hübsches Reiten trotz Regen und Lüftegebrause. Der Alte redete mit sich oder dem Himmel und der Junge mit seinem Pferde und jeder ließ den andern in Ruhe.

Ein einziges Mal schien es Michelangelo, es wimmere etwas vom Wegrand und seufze Misericordia! Beinahe wollte er anhalten. Aber der Jüngling lachte, der Ohm träume wohl. Die Winde pfeifen so, und die Bäume jammern, und das Wasser klagt, die ganze Erde schreit. Da kann man alles hören, was man will. — Und Michelangelo hatte wirklich gerade an ein merkwürdiges Bild gedacht, an die alte, abgerackerte Mutter Erde, die müde war und nicht mehr leben wollte und aus Schweiß und Verdruß und Sünde ihre Hände zum Schöpfer hebt und bittet: ‚Misericordia, nimm mich hinweg! Ich verderbe ja nur dein himmlisches Spiel. Ich bin ein Greuel für Sonne und Mond mit meinen Häßlichkeiten. Nimm mich weg! Einst war ich ja auch nicht und du, o Gott, bist ohne mich genau so groß und so glücklich. Erlöse mich, Misericordia!'

Dieses Misericordia hatte er von innen heraus gehört. „Aber dann," beharrte er, „hat auch da draußen im Sturm jemand das Wort leise geschrien."

„Ach Ohm, du bist alt. Vertrau' meinem Ohr. Ich hör' zehnmal schärfer."

Sie schwiegen und ritten weiter, und erst der aufheiternde Morgen machte sie redseliger. Aber kurz vor Spoleto war das eine Pferd ausgeglitten, blutete am linken Knie und wollte keinen Schritt mehr weiter. Indessen Nino es in einen Bauernstall zur Verpflegung abgab und das andere müde Tier füttern ließ, um dann dem Großohm mit frischer Kraft nachzureiten, hatte der Greis das Städtlein zu Fuß erreicht und sog die gute, vom Gewitter herrlich durchsäuerte Bergluft munter ein, indem er gemach, aber elastischen Schrittes zur Domhöhe aufstieg und sich um den kotigen Zustand seiner Kleider nicht im geringsten kümmerte.

‚Das werden ein paar schöne Tage sein,' dachte er, ‚dort oben auf dem Luco, in Wald und Gestein, so unbehelligt und ungeärgert, auf der Suche nach dem gerühmten Stein, der dort oben gebrochen werde, und bei seiner leichten, zähen Art so trefflich für seine Kuppel passen würde. Dann soll es auch Adern eines andern, feinen, mattweißen Marmors da oben geben, nicht der kalte, glänzende, sondern ein Marmor weich und leisrötlich wie Fleisch.'

Fort von den Menschen zu den Steinen!

Ja, Ruhe und Steine suchen und ganze Dichtungen darin sehen, und abends bei den Mönchen im Refektorium sitzen und der Lesung zuhören und um Mitternacht, wenn das Glöcklein weckt, auch Buch und Laterne nehmen und in den Chorstuhl sitzen und psalmodieren: Ah, das ist schön. Das sind Ferien der Stadt- und Werktagsseele.

Wenn nur jenes zwitschernde, küssende Spatzenpaar ihm nicht nachflattert und die einsame Sonntäglichkeit dort oben nicht stört!

*

Michelangelo hätte leicht den Bischof oder den Governatore besuchen können; sie hätten ihm Komplimente, eine Sänfte, Diener und jedwede Erleichterung geboten. Aber es wäre ein Geschwätz dabei gewesen. Diese hohen Herren hätten von Gott und Kunst und frommem Beruf gesprochen, aber dann schon beim zweiten Becher über ihre irdischen Habseligkeiten und beim dritten über Feinde, Intrigen und andern Menschenstaub ihm Aug' und Herz versudelt. Er kennt das auswendig. Nein, fort, wenigstens ein paar Tage fort von den Menschen, die Staub sind und nur Staub machen!

‚Wie anders der Stein!' dachte Michelangelo, trat in den Dom und musterte rasch die Skulpturen. Da sah er noch Frühchristliches, ungefüg, schwerhändig, von stumpfer Zunge; aber es lebte ein strammer, männlicher Sinn im Geschnörkel.

Jemand spielte die Orgel irgendwo. Uralte Choräle! Der Greis lehnte sich an eine Säule und horchte und sah nicht, wie ein kleines Mädchen mit einem Strohsessel kam und sagte: „Nur zwei Quattrini!" — Er nahm etwas — Gold, Silber, Kupfer? — er sah es nicht, aus dem Gurt, reichte es, setzte sich nicht, horchte weiter. Das, was er hörte, kam nicht von Menschen. Es war übermenschlich. Es tönte, als sängen die Berge und die Ströme, die Sonnen und Monde, nein, als sänge die Ewigkeit aus ihrem schweren Munde. Dem Greise war, so müßte auch der Stein und der Hammer singen in des Bildhauers Hand, aus dem kleinen Tag ins Ewige hinausschlagend.

Michelangelo ging hinaus. Da sprang ihm das Kind nach, den tropfenden Zeigefinger ihm zustreckend und rief mit süßem Schelten: „Du bist so alt und weißt noch nicht, daß man sich in der Kirche mit Weihwasser besegnet. Auch beim Hereinkommen

Digitized by Google

hast du den Finger nicht ins Weihwasser getunkt. Da, Alter, tupf' an meinen Finger! So! Und jetzt schlag das Kreuz, wie ich's dir vormache und sag': ‚Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen . . .' Bravo, jetzt geschieht dir heut kein Unglück."

Es half ihm den ledernen Türvorhang beiseiteschieben und sagte „Addio!"

‚Ja, die Kinder,' dachte Michelangelo, ‚das sind noch keine vollen Adame und Even. Das sind halbe Engel und halbe Teufel, so ursprünglich, so naiv, so jenseitig. Aber dann werden sie größer und versinken im gemeinen, lauen Menschentum, das ich schon oft ausgespien hätte, wenn ich Gottes Mund wäre. Sie wollen Ja, sie wollen Nein, nicken zu und winken ab zur gleichen Minute, sie liebeln wie die Maikäfer in ihrer heißesten Dummheit und vergessen und verfressen sich in Trödel wie nicht einmal die Motten. Und ist ihnen einmal ein großer Gedanke vom Himmel in den Schoß gefallen, so können sie ihn doch nicht lange groß behalten. Da verzerren sie hier und stutzen dort und verkleinern und versetzen, bis aus dem Riesen glücklich ein Zwerg, aus dem Himmelsbild eine Grimasse wird. Ach, mein Petersdom!'

Er ging jetzt tief unter der klotzigen Burg vorbei. Sie ist fast so alt und grau wie ein Berg. Nun schritt er über den Ponte delle Torri, mit seinen zehn über die Schlucht gehobenen schweren Bogen. Am Fensterchen in der Brückenmitte, das damals ein gutes Stück mit dem Gesimse in die Luft hinaushing, kletterte er, um alles reiner zu übersehen, ohne Schwindel hinaus und betrachtete den gewaltigen Quaderbau hinauf und hinunter und an den steilen Seiten von Ufer zu Ufer und atmete schwer auf. Von vergessenen Riesen der Völkerwanderung ist das geschaffen. Die hatten tausend starke Knechtehände und sagten kurz: „So hoch, so weit, so dick muß es sein, basta!" Da krochen keine Würmer des Zweifels, keine Tausendfüßler der Bedenklichkeiten dem Herrn ins Ohr. Er sprach und es ward! Gott, welche Brücke! Nein, damals gab es noch keine Höflinge und Kammerherren.

Jenseits der Schlucht wanderte er langsam die Ränfte empor. Seine Lunge arbeitete noch wacker. ‚Himmel, wenn ich nur noch meine Kuppel erlebe,' dachte er. ‚Mit meinem Schnauf wäre es schon möglich. Aber der ewige Ärger. Der veraiftet.' — Und bitter trat ihm die letzte Woche ins Gedächtnis, wo die Kommission von Sankt Peter geratschlagt und ihm die Kasse geradezu gesperrt hatte.

Da war ein alter Papst, der Rom befestigen, nicht schmücken wollte. Da war ein junger Architekt. Der wollte durchaus auf seinen Posten, so kleinlich sein Talent knospete. Da war die ganze vielköpfige Fabbrica und jammerte, daß Michelangelo ihnen nicht einmal seine Pläne zeige und seine Absichten erkläre. Was hieß das? Den frischen Saft der Eingebung mit tausend Wenn und Aber verwässern.

Er verbrauche so viel Geld! Wieso? ‚Esse und trinke ich etwa das Gold selber? Ich, der ich auf einer Strohmatte schlafe, in einer Wohnung, wo Stube und Küche zusammen ein einziges Fenster haben und das Schlafzimmer mir nur drei Schritte erlaubt.

‚O, sie kritteln und ziehen ins Kleine und Niedrige jeden Schwung. Sogar der gute Kardinal Cervini sagt, es gebe zu wenig Licht ins Chor und ich sei ein alter, versteinerter Despot und wolle noch über den Herrgott hinaus regieren. O, du Großer da oben, du weißt, warum du den Menschen keine Minute voraus deine Gedanken verrätst. Das Göttliche würde vermenschlicht. Das ist der Fluch der Menschen. Sie wollen alles zu Fleisch machen, zu Fleisch, das reizt und welkt und stirbt und stinkt! Nur der Stein trotzt ihnen noch auf Erden . . . der Stein und ich. Darum sagen sie mir heimlich Unmensch.'

Nicht der steile Marsch, sondern der schwarze Krähenflug solcher Gedanken machte ihn müde. Er setzte sich auf einen Baumstrunk und sah über das graue Städtchen hinunter und nickte im Rauschen und Strudeln des Tessino unten halbwegs ein. Und wie gewöhnlich sah er in solcher Dämmerung der Sinne etwas Hohes, wunderbar Geschwungenes, ein Gebilde ohne Erdenschwere, wie eine Melodie der Überwelt, rein vom Himmelsodem lebend und schwebend, die Peterskuppel, sah sie fertig über der Trommel geschweift und mit der Laterne diademartig gekrönt, sah das über Rom wie einen Schutzgeist der Stadt wehen, und in diesem Traume fing der Alte an wie gewöhnlich mit der Linken — denn die Rechte glaubte immer den Meißel zu halten — prachtvolle Schweife und Rundungen durch die Luft zu ziehen, bis ein lautes, klares Lachen ihn mitten in der Zeichnung abbrechen und völlig ernüchtert mit einem Satz vom Sitz aufspringen ließ.

„Ach, du Bauer," fuhr es zornig aus seinem Barte. Doch wie er dann den Burschen Nino recht betrachtete, wie er ein Pferd rechts, ein Pferd links am Halfterriemen fassend mit seinen Beinen das Sträßchen verspreizte und aus seinen runden Backen das

Lachen schüttete, daß er davon in einem Sonnenschein von Spott stand, ganz wie ein derber Engel etwa über einen Schnitzer des Gevatters Teufel lacht, nein, da zerrann augenblicklich der Grimm. Das Bild war zu plastisch schön. Er zog flink das Skizzenheft hervor mit dem Rötel und befahl weicher als ein Mädchen: „Nino, lieber Nino, steh still, ganz so wie du eben noch standest, und lache, das Gesicht aufwärts, als wolltest du allen Spaß der Himmlischen zu dem deinigen hinunterlocken . . . nicht so! . . . nur einen Augenblick, das gibt ein famoses Bild, sag' ich . . ." und er blitzte und zückte und riß aufs Papier hin wie mit einem Schwert. Aber sieh, jetzt konnte Nino nicht mehr lachen, wurde trotzig und erklärte: „Ich mag nicht."

„So geh zum Teufel," schnob ihn der Meister an.

Aber der Jüngling blieb steif und wiederholte: „Ich mag nicht. Das ist dummes Zeug. Steig jetzt lieber aufs Roß, Ohm, es ist schon kuriert. Schau', wie ich es noch gestriegelt hab', das deine besonders. Der Papst mit dem Sakrament dürfte jetzt darauf reiten."

„Red' mir nicht vom Papst," grollte der Greis, aber bekreuzte sich zugleich andächtig vor dem Sakrament. — Dann skizzierte er weiter. Was brauchte er diesen Schlingel? Er hatte in einem Augenblick genug gesehen und zeichnete jetzt herrisch weiter. Das war kein Roßbub mehr, sondern ein junger Genius, der aus der komisch kleinen, krämersüchtigen Menschheit voll Ekel entflohen war und nun mit seinen zwei treuen, beflügelten Hengsten, dem Genie und der Sehnsucht, auf einer unersteiglichen Höhe rastete und die verfolgenden Ameisenmenschen mit blendendem Hohn übergoß und jedesmal, wenn wieder so eine kribbelnde, krabbelnde Schar unverrichteter Dinge an den steilen Hängen zurückkollerte, in ein tödliches Lachen ausbrach.

„Da," sagte der Meister und zeigte dem Enkel die Skizze. Blöde starrte Nino die Zeichnung an und sagte zuletzt: „Das ist ja gelogen, das gibt es nicht."

„Du hast recht, das gibt es bei uns Affen nicht. Und was es hier nicht gibt, weil die meisten zu schwächlich oder zu dumm und bange dazu sind, das will ich machen. Was es bei uns nicht gibt, das allein ist das Echte. Das andere verdient keinen einzigen Kreidestrich."

„Ach, Ohm, reden wir etwas anderes," bat der Jüngling gelangweilt. „Gib acht... hop, hop, Bianca! Hast du gesehen, der Schimmel hinkt nicht mehr. Wir haben ihm das Bein mit Schnaps eingesalbt, mit Schnaps und Öl. Die Kerle fraßen aber auch wie toll." — Er tätschelte sie am Hals, als wären es seine zwei Schwestern.

Man ritt nun bedächtig den krummen Weg empor, und im Anblick des Nino, dessen Backen vor Appetit am Leben geschwollen und blaurot waren, und mit seinen schweren Lippen, die sich beim Geplauder vor Frische netzten, und mit dem Heu und Schweiß im Haar, aber vor allem in seinem Schwatz, der von Erde und Tier und gesunder Urmenschlichkeit roch, da übernahm es den greisen Städter und Künstler wieder. Er mußte ihm zuhorchen, er konnte nicht anders, und sich freuen, obwohl er nicht alles verstand. Ja, hie und da juckte ihn wie Flohstich die kleine Besinnung, ob so etwas Gesundes und Echtes, in Sonne, Luft und Gras Hausendes und den Himmel kindlich Ahnendes, ob es nicht noch sogar über den Stein, den vielverehrten, heiligen Stein ginge und auch über alle Steinverehrer? Es gab nichts von der Erhabenheit seines Moses in diesem Apfelmenschen da, nichts von der Grübelei seines Pensieroso, nichts von der Schwermut seiner Nacht, noch von dem idealen Schwunge seines David. Der große Atem und tiefe Gedanke seiner Marmorbilder fehlte ganz. Und doch, und doch, war nicht mehr Leben hier? Wahreres, menschenhaftes? Und plötzlich bei diesem Vergleich fühlte Michelangelo Appetit nach Essen und Trinken und sagte, dort an der Wegschleife wollten sie halten, den Sack öffnen und das Frühstück nehmen.

Indem sie vergnüglich das Becherlein Weines leerten und Brot dazu aßen und gedörrtes Fleisch, das der Junge zu dünnen Blättchen schnitt, damit der fast zahnlose Großohm es leichtlich genieße, während dieser artigen Kurzweil im Grün und Duft des Waldes wurde der Tag schon ordentlich warm, und ihre verregneten Kleider trockneten und dufteten von Sonne. Aus der Stadt herauf läutete das Konventglöcklein von St. Agatha, und schon öffnete sich von dieser Höhe aus die Talung gegen Perugia und begannen die über Nacht beschneiten Köpfe der Sibillen hinter den Vorbergen hervorzuwinken. Es summte von Mücken und leuchtete von gelben und weißen Schmetterlingen an der Lichtung, und ein Lüftchen fuhr so entzückend rein und gesund den beiden ins Haar, als bliese es geradeswegs aus der ersten Schöpfung. Leben, Leben und die große Sonne umschwoll und umdrängte den Meister, und der Wein, den die Franzoni mitgegeben hatten, durchrieselte ihn wie ein zweiter fröhlicher Sonnenschein.

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Prof. Willy Jaeckel
(Akademie-Ausstellung 1925, Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

„Wie schön ist es hier," sagte der Greis und streckte und dehnte sich wie ein Jüngling im Frühherbstgras. „Daß ich doch der Natur so vergessen konnte in meinem Atelier!"

„Aber Ohm, so rede doch etwas Vernünftiges," riet Nino lachend. „Von all dem Gefasel versteh' ich reinweg nichts."

Der Bildhauer hörte das nicht mehr. Unverbesserlich eilte seine schwerblütige Neugier zum Stein zurück.

Denn dort im Osten dräuten trotz allen Lichtes die sibillinischen Gipfel unheimlich ins Blau empor. Waren das Berge? Waren es nicht eher Statuen Gottes, aus dunklem Stein mit dunklem Hammer geschlagen? Ein Kopf sah aus, als trüge er eine Krone, aber eine Krone, die drückte. Schmerzlich duckte er sich ob der Last in die Schultern. Ein anderer tieferer Kegel schielte mit halb verdrehtem Hals wie ein Spion zu den höhern Kameraden; etwas Hündisches klebte seiner feilen, elenden Haltung an. Ein dritter Riese schlummerte halbwegs, das Haupt leicht vornüber. Die vielen Jahrtausende hatten ihn müde gemacht. Jetzt träumte er vom Überstandenen. Durch ein paar genial hingehämmerte Züge war das halbwache Hindämmern des Giganten ergreifend gedeutet. Nur die Stirne sollte breiter sein und minder glatt. Ein tiefer Riß sollte zwischen den Brauen in die Nasengrube gehen und gleich unter dem Scheitel sollten drei, vier Runzeln gleich ebensovielen Zeilen eines melancholischen Gedichts das Stirnblatt beschreiben. Und unwillkürlich griff Michelangelo an seinen zerfurchten Kopf und begann von da in die Luft hinaus zu zeichnen und an jenem fernen Gebilde herumzukorrigieren. Gott in seiner runzellosen, leuchtenden Stete habe da vergessen, daß wir sterblich sind und verbröckeln müssen ... und weiter korrigierte seine Hand durch die Luft.

Aber zum zweitenmal störte ihn mitten im besten Spiel der Schlingel. Mit beiden Händen fiel er dem Meister geradezu in den Arm, tropfte Tränen vor Lachen und schrie: „Ohm, Ohm, du wirst alt. Du murmelst allein für dich hin, kein Mensch weiß was und zu wem, und du fuchtelst in der Luft herum, gerade wie der Valentino Stossi im Dorf, der Irre, wenn er etwa den Veitstanz kriegt."

„Schweig!" herrschte der Greis ihn furchtbar an. „Ich habe gemeißelt. Ich habe den Berg dort fertig gehauen."

Jetzt dachte Nino wirklich, der Meister sei verrückt geworden. Seine Augen wurden groß, das Lachen verging. „Welchen Berg?" fragte er. „Das ist doch alles fertig, Michel, jeder Berg ..."

„Nichts ist fertig!"

‚Er ist ganz aus dem Häuschen,' dachte der Bursche und erhob sich. „Nichts ist da," rief er fast zornig, „was ich anders haben möchte, als dieser holperige Weg. Korrigier' den lieber!"

Und als der Ohm schwieg, stellte er sich wieder in seinen geringen Kleidern zwischen die Rosse vor ihn hin, schlank, geradbeinig, bauernfest und frisch wie der Himmel, ein dreckiger, grober Engel, aber doch ein Engel, und sagte nicht sehr mild: „Den Berg hast du fertiggehauen? Haha! Bist du also mehr als Gott? Er hat doch das gemacht und am siebenten Tag gesagt, es sei gut. Kannst du's noch besser?"

Mechanisch packten sie die Bündel zusammen. Michelangelos Hände wurden unsicher. Er konnte die Sackschnur nicht zuknüpfen, Nino mußte es tun. Das einfache Wort des Jungen hatte ihn wie mit einem Hammer getroffen. Er wurde finster, still und brummte: „Du verstehst mich nicht."

„Was, ich dich nicht verstehen? Das ist doch nicht schwer," fuhr Nino unbarmherzig fort. „Du pfuschtest dem Herrgott ins Zeug, einfach so! Das sagen alle. Ich hab' das nie verstanden. Jetzt weiß ich's auch ... ha, seine Berge fertig bauen!"

Sie stiegen zu Pferde. Nino mußte wieder helfen. Der Greis sah, daß sein Enkel noch viel auf der sprühenden Lippe hatte. „Red' nur," gebot er. „Red' nur," bat er ein zweites Mal.

„Wir haben in Foligno, wohin ich jede Woche mit Futter fahre, einen alten Schneider, Andrea Folli. Jetzt ist er so kurzsichtig, daß er nicht mehr gut nähen kann. Nichts ist ihm recht. Er ist so ein Narr, daß er einmal sagte, Gott hätte den Mond für den Tag brauchen sollen, wo es sowieso hell und heiß genug sei, und die Sonne für die Nacht, wo es sowieso zu dunkel sei. Er habe sich da vergriffen. Denke, so was! — Seitdem heißt er überall der Schulmeister Gottes, und die Kinder packen ihn am Ärmel und fragen, wann er endlich da oben einmal die Lampen wechsle. Da muß man lachen. Und jetzt fängst du an die Berge zu verbessern!"

„Reite du voraus!" bat Michelangelo als einzige Antwort. Er wollte bisher hartnäckig die Spitze halten, da man nicht nebeneinander reiten konnte. „Führe du," sagte er jetzt milde. Er war nicht mehr zornig. „Ich merke," fügte er bei, „daß du besser siehst, lieber Nino."

„Ja, ich bin noch jung und stark!" bestätigte der Jüngling unbarmherzig. Und er ließ sein Pferd an einer steilen Rampe in solchem Schwung nach vorne setzen, daß es einen Augenblick schien, als schwebten Roß



Digitized by Google

und Reiter über den Abgrund in lauterer Luft. So eng war der Pfad hier. Da sollte man doch sehen, wie er jung und stark und sicher sei!

*

Es wurde immer steiler und stiller. Die Ruhe des Himmels kam einem fühlbar entgegen. An der Cabanna Mesi, wie der Platz damals hieß, stieg Nino ab und führte den Schimmel des Ohms. Dieser protestierte, aber sah bald ein, daß der Weg für ihn zu jäh und wild wurde, um zu marschieren oder sicher zu reiten. Er ergab sich drein.

„Tyrann," scherzte er selbstverspottend, „du bevogtest mich ja wie ein Kind. Nichts darf ich träumen, noch phantasieren, noch schelten, muß dir gehorchen wie ein Hündlein. Bevormundest du alles so, auch daheim?"

„Eh, eh, hör' mal, hast du denn keinen Vormund, daß er zu dir und deiner Sach' schaue?" fragte der Kerl voll ungeschminkter Neugier. „Der Conte Carletto sagte mir doch ins Ohr, du habest keine Frau und keine Magd, kochest dir sogar die Minestra und seiest zuletzt so ins Elend gekommen, daß der Papst selber dein Vormund geworden sei und dir die Steine auslese und den rechten Hammer und dich auf Schritt und Tritt überwachen lasse."

„Das könnte schon so sein," meinte der Ohm lächelnd. „Aber bevogten läßt sich das da doch nicht." — Und er strich mit der Hand übers Herz. — „Kennst du meine Sklaven?"

„Sklaven? Hast du solche?" staunte Nino.

„Ich meine von Stein, Statuen."

„Ach, immer Stein, Stein, Stein!" seufzte der Junge.

„Der eine ergibt sich, er kann nicht mehr anders. Er will sich ins Schicksal fügen. Den hass' ich, ob ihn auch alle bewundern. Aber der andere bäumt sich auf, zerrt am Strick, wird ihn zerreißen und frei. Den lieb' ich. Der gleicht mir. Das bin ich."

„Du?" machte Nino ungläubig.

Man umritt eine Flanke gen Nordwest und sah weit unten im Tal den Maroggiabach und die Straße von San Giacamo her. Wie ein Falke äugte Nino in die Tiefe. Dann jubelte er auf: „Sie kommen, gottlob, dort unten kommen sie."

„Wer?"

„Gott, wie sie sprengen. Das muß Carletto sein, der vorderste. Es sind noch zwei Diener mit, bravo!"

„Die verdammte Sippe! Wie kannst du froh sein? Alles verderben sie mir."

„Aber Ohm Michel, was sagst du da wieder! Carletto ist ein feiner Herr, gar nicht stolz, tut mit mir wie mit seinesgleichen und weiß immer zu spaßen. Alle mögen ihn gern. Du bist mit Verlaub ein bißchen langweilig, daß du es nur weißt."

„Ist es dir schon zu viel, mit einem alten Manne einen halben Tag zu gehen? Dann reit' in Gottes Namen diesen da unten entgegen, ich bin lieber allein."

„Ohm," schrie jetzt der Bub schier böse, „was ist eigentlich heut mit dir? Ich von dir weggehen! Durch alle Berge da will ich mit dir. Wie man dich nur anschaut! Das tut wohl und dann schaut man auch mich an, und etwas bin auch ich, ha, jawohl, und nicht wenig!"

Und er lachte mit dem ganzen Gesicht zum verdüsterten Reiter auf, wie etwa der lockere Mai zum Himmel aufspaßt, wo eine greuliche Wolke wuchtet und ihr sagt: ‚Pst, du da, verdirb uns doch nicht die kurze, lustige Zeit, du Alte, Vergraute!' — „Aber," zürnte der Junge nun drollig weiter, „soll ich etwa deinetwegen den andern Leuten ein so böses Gesicht machen wie du? Ach, Ohm Michel, sag', warum hast du gerade heut eine so schlechte Laune? Wo wir doch wallfahrten! Das gefällt Gott und dem heiligen Isaak dort oben einmal sicher nicht. So finden wir keine Gnade."

Da der Greis immer noch schwieg, nur hie und da unruhig nach rechts und links in den Waldschatten sah, weil er von Zeit zu Zeit etwas gluckſen oder gurgeln hörte, ähnlich einem kleinen Quell, sprudelte Nino weiter: „Schaut, Ohm, Ihr hättet eine Frau nehmen sollen. Das ist nichts, so mutterseelenallein leben. Hab' ja doch ich selber schon so halb und halb ein Weiblein."

„Wie?" entfuhr es dem Greis. „Fängt das auch bei dir schon an?" Und er wunderte sich im stillen wieder, wo es denn so eigen gluckse.

„Das heißt, wir sehen uns viel und nicken uns dann so zu, wißt Ihr, so . . . so wie sonst zu niemand."

Nino wurde jetzt begeistert. — „Wir können nicht gut allein sein, die Eltern sind zu streng. Aber die Hände haben wir uns schon oft im Dunkel gegeben und so stark, daß sie aufschrie. Und . . . und . . . kann man zu dir eigentlich so viel sagen? . . ."

„Schwärme nur," spottete der Greis.

„Auch einigemal haben wir uns geküßt, oh, zum Verbrennen." — Der Jüngling erzählte es, und seine großen, gesunden Lippen dürsteten nach Neuem. — „Und du, ist es denn möglich, bist achtzig geworden und hast nie geküßt, kein einziges Mal, und gibt es doch so viele rote Münder zum Küssen, mehr als Bäche und Brunnen zum Trinken!"

Michelangelo fuhr abwehrend mit der

Digitized by Google

Hand durch die Luft. Es ging ein müdes, schläfriges Weh, fast wie ein bißchen Reue, durch seine Sinne. Und nochmals wehrte er ab.

„Soll ich aufhören?“

„Ja . . . nein! Rede nur, du Maikäfer.“

„Aber so lache auch ein wenig dazu.“

„O, du hörst selber noch früh genug mit Lachen auf. Die Maikäfer surren nur einen Monat herum.“

„Ohm, jetzt paß auf: Ich werde immer lachen, immer mehr.“

Michelangelo schüttelte energisch den Kopf.

„Schau', vorher war ich ein Bub, so ein Tolpatsch, immer mit Buben, immer Raufen und Bocciaspielen. O, es war auch schön. Ich hab' gut geschlafen, und der Tag war mir nie zu lang. Dazu die Rosse, den Wagen nach Foligno oder gar Perugia fahren und auf den Sommerweiden, den Aye- und Porellealpen, ei, das ist auch gut gewesen. Aber zuletzt . . . man kann doch nicht immer mit Buben sein. Groß wird man, alt . . .“

„Alt!“ spottete der Uralte.

„So alt, meine ich, daß man die Mädchen sieht, hübsche Teresen, Carlotten, Agnesen, Marien . . . man . . .“

„Und man und man und man?“ nörgelte der Greis, obwohl ihm gar nicht recht geheuer war.

„Man will sie nicht bloß anschauen. He! oder?“

Eine Pause entstand. Es gurgelte wieder kräftig. Hopla, jetzt hatte der Ohm den Glucker erwischt. Nichts Geringeres geschah, als daß Nino ab und zu bei so dursterregender Beichte zur Lederflasche seines Ohms verstohlen griff und flink ein paar Schlücke herausholte. Sie baumelte gar zu bequem vom Sattel. Und dieser Durst und dieser Wein machten dem Burschen die Lippe so beweglich.

„Trink mich nicht arm!“ bat der Ohm und fuhr dem Schelm in den Haarstrudel.

„‚Wenn man nicht küssen kann, muß man trinken,‘ sagt Graf Carletto di Franzoni.“

„Aha, dieses weiche Kerlchen imponiert dir auch noch?“

„Weich, wie redest du?“

„Weich und supersüß wie Honig.“

Nino mußte lachen. „Woher hast du das? Carletto ist stark und rauh, wenn er will. Er hilft mir zur Heirat, sobald ich achtzehnjährig bin. Er weiß, wie das ist, einen Schatz haben und darum sorgen müssen. Und wenn mein Vater trotzdem nicht ‚Ja‘ sagt, so nimmt der junge Graf mich auf eines seiner Güter. Aber der Vater wird schon nicken.“

Sie schwiegen, bis Nino von selbst weiterfuhr: „Ich gehe viel mit Carletto auf die Jagd. Er trifft immer und ist nie müd'. Wir schlafen oft im Gras, bis wir am Morgen ganz naß sind. Er hat mir die größte Ohrfeige gegeben im Leben, weil ich eine . . . eine Rehgeiß schoß. Er ist gut mit den Tieren.“

„Vielleicht,“ sagte Michelangelo boshaft, da ihm dieses Lob zuwider klang, „vielleicht ist er dann auch gut mit deiner Ninetta.“

Bockstill stand der Bursche, sah zum Greis empor und lachte heillos. „O, du Alter, willst mich noch necken! Der hat an der seinigen genug. Und dann, meine Nina gefällt ihm gar nicht. ‚Du so stattlich und sie so gering!‘ sagt er mir. Nein, sie ist nur klein, Ohm, versteh, sehr klein, und hat ein Mäulchen wie eine Erbse. Aber ihre Küsse sind mir groß genug. Und ich, o, ich könnte sie verschlucken.“

Nino klatschte aufs Knie und riß vor Erregung am Zügel, daß Michelangelos Pferd fragend zu ihm schaute. Der Alte aber glaubte eine verschollene Musik zu hören.

„Und das hab' ich Carletto gesagt, und so will er jetzt helfen und zum Lohn doch auch einen Kuß von ihr, aber erst an der Hochzeit, vor mir, nur um zu merken, ob eine Erbse Platz hat, sagt er. O, er ist ein Spaßiger!“

„Das hätt' ich nie erlaubt,“ tönte es streng vom Pferde herab.

„Du bist halt argwöhnisch und furchtsam wie alle Alten. Ich aber freu' mich, wenn er schmeckt, wie gut ich's bekomme . . . ich bin stolz . . .“

„Aber der Vater!“ bremste Michelangelo.

„Ja, der Vater . . .“ Nino senkte die Stimme. „Das wäre schlimm. Er mag den Carletto nicht. Seit er das Pachtgut abgekauft hat, ist er ganz frei. Ich hingegen wäre bei Carletto ein Unfreier. Ja, es wäre böse, wenn ich nicht Vaters Segen und Gut bekäme.“

„Da siehst du also!“

„Kannst du nicht helfen, Ohm? Wenn du reden wolltest mit ihm. Sag', du wollest mein Brautvater sein. O dann! Und du hast doch meinem Vater Geld vorgeschossen, fast die Summe für das Gut, er muß auf dich hören. Und wenn du meinen Schatz siehst, Michel, Lieber, dann könntest du nicht anders, und sie würde dir den häßlichen Bart da streicheln, und vielleicht bekämst du gar einen Kuß. Ich erlaube ihr hundert.“

Der Greis blieb stille, aber Merkwürdiges rührte ihn im Innersten. Die Jugend schwoll warm an sein hohes, kaltes Alter, Jugend, nie genossene, nie verbrauchte, in Frühreife von Kunst und Ehrgeiz verlorene. Diese Jugend grüßte, wie ein Kind an eine alte, harte Pforte pocht, die doch für niemand

mehr aufgeht. Aber das Kind klopft dennoch, lächelt, blinzelt wenigstens zu einer Spalte hinein.

‚Leben darstellen, ja, das konnte ich, aber ungewöhnliches, übermenschliches, nie gelebtes! Und erst Leben leben, versucht' ich's je? Konnt' ich's? Und das wäre doch das Frühere, Wichtigere, Wahrere gewesen. O Raffael, der geschmeidige, und Lionardo, der üppige, waren viel gescheiter. Hat es etwa ihrem Pinsel geschadet?

‚Wenn unser Herrgott am Tor des Himmels fragt: Wo hast du dein gelebtes Leben, zeig' einmal! Was zeig' ich dann? Die abgeschundene Haut etwa wie mein Bartolomeo im Jüngsten Gericht? Oder wälze ich Steine vor ihn? Da, lieber Gott, da hast du mein Leben. Und er: Das sind ja nur Steine, du Armer.

‚Der Stein, der Stein! Nein, er ist nicht das Erste und Letzte auf Erden. Da kommt viel anderes vor- und nachher . . .'

„O Michel Ohm," unterbrach der Junge schier befehlend, „du willst doch! Du sagst ja nichts, du überlegst. Da gibt es nichts zu denken, du mußt."

Und so herrschend stand diese zauberische Kraft der Jugend vor ihm, so fest packte der Bursche sein Handgelenke, so tapfer schürzte er seine schwere Lippe, und so unwiderstehlich drangen seine schwarzen Augensterne auf ihn ein, daß Michelangelo nicht Nein sagen konnte.

„Ohm, Guter, Frommer, du mußt! Dann brauch' ich Carletto nicht. Aber du mußt. Du bist jetzt in meiner Gewalt. Der Schimmel gehorcht nur mir." — Er riß leicht am Zügel, und das Pferd bäumte sich hochauf.

„Mach' keine Dummheiten!"

„Ich gehe keinen Schritt weiter, ich kehre hier um, wenn du nicht augenblicklich Ja sagst," fuhr Nino fort und in seine natürliche Artigkeit kam etwas bäuerlich Grobes, Unerbittliches. — „Was sollen wir da oben beten?" rief er. „Ich würde nur fluchen. Und du hättest auch keinen Segen. Da wär' es besser, gar nicht zu wallfahrten. Nein, Michel, du mußt wahrhaftig!"

Er hielt mit dem Pferd steif an. Verständig blickten des Schimmels große, nachdenkliche Augen auf den jungen Herrn: ‚Ich halt' es mit dir.' Auch das hintere Pferd stand sofort geduldig still und nickte: ‚Ich auch.' In der linken Faust hielt Nino die Gerte, nicht wie eine Rute, sondern wie ein Zepter so gebietend und drohend. Gewaltig blies er die Backen auf und blitzte mit den dicht verwachsenen weißen Zähnen. Michelangelo konnte sich nicht satt sehen an diesem bäurischen Erzengel. Wieder griff er inständig nach dem Skizzenheft unter dem Brustlatz, aber wagte es dann doch nicht hervorzuziehen.

„Warum sollst du denn nicht heiraten?" sagte er ruhig. „Und warum soll ich nicht ein Wort einlegen beim Neffen Cecco? Wer hat denn gesagt, daß ich so ein Unmensch sei?"

„Bravo! Bravo!"

„Du bist ein ganzer Kerl; du weißt, was du willst. Einem solchen kann ich nichts abschlagen. Ich tue alles, was du willst, junger Meister, nur treib jetzt vorwärts. Ich bin müd'. Ich möchte fast schlafen."

Sie kamen weiter Wald und Höhe empor. Nino war wie verzückt. Er streichelte dem Ohm die lange, behaarte Hand und liebelte mit der Wange über sein Knie hin oder erwies in seiner Freude dem Pferde die gleiche Zärtlichkeit, scheuchte von beiden die Mücken, hätte beide, wenn es nicht zu kindisch gewesen wäre, mit Küssen bedeckt. Er fing an zu pfeifen, mit der Gerte durch die Luft zu sausen, und seine Augen lachten tief und dunkel in sich hinein. „Ninetta, Vögelchen, klingelt es dir nicht im Ohr?"

Hinter ihnen erscholl Hufschlag. Michelangelo drängte vorwärts und wurde doch immer lahmer auf seinem Schimmel. Die schlaflose Nacht, die Nässe, der Frost, keine warme Zehrung und jetzt an offenen Stellen die mittägliche Sonnenhitze, heja, wohl auch die strenge, dünne Luft und — was weiß ich? — vielleicht auch diese ganze Reihe von Niederlagen gegen einen Knaben wie Nino, das zusammen wirkte so mächtig, daß der Achtziger plötzlich mit vernebelten Blicken vornüber sank, in Schlaf oder Ohnmacht. Er hörte noch Stimmen, die verschwammen, fühlte noch zwei Hände, an denen ein dicker Ring stecken mußte. Dann hob es ihn in die Luft, und er wußte nichts mehr.

★

Als er die Augen öffnete, roch er zuerst stickigen Rauch und sah dann ein Feuer, das in der Baumlichtung kraftlos leuchtete, in der Sonne geradezu verglaste. Er selbst lag im Schatten einer Steineiche, neben einer der vielen zerfallenen Eremitenbaracken aus Holz, Stein und Erde. Pferde grasten hinter den Stämmen an der Kühle. Ums Feuer lagerten sechs, sieben Menschen, plauderten gedämpft, aber deutlich, um den Schläfer nicht zu stören, und der Greis merkte sogleich, daß Carletto und Felicita di Franzoni dabei waren. Er fühlte sich behaglich. Es war nicht kalt, nicht heiß und wehte ein kostbares Waldlüftchen. Wohl viele Stunden mochte er geruht haben, aber gerne wollte er noch ein Weilchen so in

Digitized by Google

halber Wachseligkeit liegen bleiben und die Augen wieder schließen. Man sollte nichts merken.

Da hörte er Carletto mit einer rauhen Stimme, die er noch gar nicht kannte, zu Nino sagen, er sei ein harter, gottloser Kerl und denke nur an sich und an seine Rosmarie.

„Ninetta," verbesserte der Beschuldigte lustig.

‚Nein, Erbsenmarie,' als ob es keine andern Menschen gäbe, und ließe eine alte, arme, fromme Pilgersfrau am Straßenbord verder . . .

Eine greisenhaft hohe, dünne Stimme suchte zu widersprechen. Die Diener lachten. Aber noch rauher herrschte die Stimme, die gestern nur Zuckerzeug leckte, sie an: „Maulaffen, daß ihr da lachen könnt!"

Jetzt wurde Michelangelo aufmerksam, blinzelte zur Gruppe hinaus und sah wahrhaft ein kleines, buckliges Weib in schwarzem Anzug, mit einem gelben, steinalten Wachsgesicht aus dem gespitzelten Kopftuch gucken. Wahrhaft, es saß beinahe auf Carlettos Schoß, ein feines Fell unter den Füßen, und das Gräflein hielt es im Arm wie gestern sein Frauchen. Aus allem Reden erhellte, daß diese alte, zähe Wallfahrerin einen Fuß verstaucht hatte. Sie war es gewesen, deren Misericordia aus dem nächtlichen Getöse an sein Ohr gebettelt hatte. Michelangelo erkannte diese Stimme deutlich wieder. Carletto hatte dann das leichte Geschöpf wie ein Huhn zu sich aufs Pferd genommen, und wie ein Huhn sträubte es sich auch, aber mußte sich fügen. Kaum glaublich, da war die junge Frau eifersüchtig geworden und forderte, er könne das Weib wohl einem Diener abgeben. Es folgten Bitten, Widerspruch, Tränen, Trotz, bis Carletto schließlich wild vorausritt und schrie: „Auf Wiedersehen bei den Beichtstühlen!" Er meinte, oben im Klösterlein sollten sie beide dann ihre Sünden bekennen und ihnen absagen, vor allem Felicita ihre blöde Eifersucht, dann wäre alles berichtigt. Denn bei Carletto gab es keine langen Geschichten, weder im Bösen, noch im Guten.

Das also war die Kehrseite der Puppenspiele!

Nun aber sah die Frau mordselend aus und wollte, je weiter er ritt, um so heftiger vom Pferde und es wieder zu Fuß probieren. Aber es ging erst recht nicht. Da drängte er in seiner jungen Ritterlichkeit doppelt hitzig weiter, um sie möglichst bald der Sorge des Klosters abzuladen, bis er hier unerwartet auf einen zweiten Fall von Schwäche stieß und nun absaß, dem Greise half, dann auch dem Weib, so gut er es verstand, den Fuß massierte, mit Schnaps und Öl einsalbte und verband, gerade wie Nino mit dem Pferde hantiert hatte. Inzwischen waren die andern nachgeritten, man zündete ein Feuer an, kochte Milch und Polenta, und da die Pilgerin nun schläfrig wurde, hob Carletto sie hoch, wie er vor drei Stunden den alten Buonarotti gefaßt hatte, und trug sie neben den Scheinschläfer. „Da schlafe," hörte er den Junker gütig lustig befehlen, „schlaf sofort! Hast da einen Kollegen. Stör' ihn nicht. Er ist noch älter als du, aber auch so ein Habenichts."

Merkwürdig, wie wohl dem Greis dieser Spaß tat.

„Wie alt ist er denn?" fragte die Pilgerin, streckte sich hart neben ihn und zupfte ihr Kleid säuberlich zurecht.

„Einundachtzig."

„Aber ich dreiundachtzig," antwortete sie bescheiden.

„Herrgott, und da macht man sich nach Mitternacht auf und will allein auf den Monte Luco."

„O schöner junger Herr, man ist nie allein."

Es rispelte und rauschte ein bißchen neben Michelangelo vom Kleide der Alten. Dann ward sie still. ‚Man ist nie allein!' tönte es durch seinen Sinn, nicht wie Trauer, noch Mißmut und Unlust, nein, wie Liebe, Geschwisterwärme, väterlicher Gottesatem.

Die Leute am Feuer erhoben sich. Im Junker erwachte das Jagdfieber. Er besaß hier Herrenrechte.

„Und ich?" schmollte Felicita.

„Nino soll dich unterhalten. Oder wart', eine Viertelstunde höher liegt die Klause Oliveto. Interessant! Besuch' sie und bete Glück auf meine Flinte!"

Wieder Zank, wieder Tränen, wieder Flüche.

„Das ist eine Wallfahrt, zum Teufel," tobte Carletto.

„Gar wenn man mit der Flinte betet," stach sie zurück.

Und je mehr sie so stritten, um so besser gefielen sie dem alten, verschmitzten Horcher. Das war doch immer noch besser als karessieren.

‚Nino, der Schuft, hat mich ganz vergessen,' dachte er, als schließlich Carletto mit dem Burschen und den Dienern im Gehölze verschwand. ‚Er hat nun seine Sache, also!' — Und er ward gar nicht verstimmt. Man ist nie allein.

Digitized by Google

Felicita ging ärgerlich ums Feuer herum und saß dann weitab an den Ranft hinaus, wo man die weiten Fernen vor sich sah. Es schien Michelangelo zuerst, sie weine vor sich hin. Doch nein, da fing sie ja an leise zu summen und zu trällern wie ein launenhaftes Kind. Zuletzt zog sie ein Büchlein heraus, um daraus Verse nicht zu lesen, nein, fast wie Vesperpsalmen langsam auf und ab zu singen. Sie war doch nicht so übel. Aus dem Trällern wurde sozusagen eine Andacht.

„Mein Meister," sprach ich, „welchen Weg nun weiter?"
Und er zu mir: „Laß keinen deiner Schritte
Bergabgehn; folge mir nur gipfelwärts,
Bis daß ein Wegeskundiger wird erscheinen."

‚Dante, Purgatorio!' staunte der aufhorchende Greis. ‚Aus dem vierten Gesang. Die Gute, die Kluge! Nein, nein, ich tat ihr unrecht. In diesem schmalen weißen Köpflein steckt Tieferes.' — Und leise flüsterte er weiter:

„Hoch war der Berg, von unerschöpftem Ausblick."

„Schläfst du nicht, Bruder?" lispelte sogleich die Gespanin zur Seite. „Was betest du? ... Vater unser, der du bist im Himmel ..."

Was war denn das? Ist er so schwach oder so geläutert, daß die Rührung ihn nicht mehr losläßt?

‚Bruder! Diese Arme, Unbekannte! ... Und Bruder sagt sie' ... „Geheiligt werde dein Name, zukomme uns dein Reich!" betete er weiter, leise, denn die Singende dort soll sie nicht stören. Hier gibt es mehr als Dante ... Und er sieht durchs Laub der Eiche den Himmel so hoch und doch so greifbar nahe wie noch nie. Eine ganz weiße Wolke läßt sich nieder wie eine Kirchenfahne. Ihm ist, man könnte sie fassen und sich daran zum Schemel Gottes aufschwingen.

„Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden," fuhr die Alte fort und bekreuzte sich dabei. „Gib uns heute unser tägliches Brot! ... Ach, wie gut sind doch die Menschen. Milch kochte er mir und ein goldgelbes Ei ... das freundliche Herrchen!"

Vom Wegrand her scholl es aus Dante weiter. Vers um Vers aus jenem Finale des Paradiso, wo aus Fragen, Zweifeln und Vertrauen die Gottheit immer lichter hervorschauert.

‚Ja, ja, alles, alles zum Ewigen,' überschwemmte es den Greis. ‚Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigen ...' Und unglaublich weit weg in allen Fernen und Tiefen lag, was ihm weh getan, und war vergeben und vergessen, vom alten Papst Paul bis zum kleinen Schreiber der Domgesellschaft, bis zum letzten Krämer und Bemäkler. ‚Alles, alles ist recht so. Auch ihr hattet wohl recht. Verzeiht auch mir. Ich bin ein hochmütiger Narr gewesen. Ich knurrte und bockte, statt mild zu fragen: Kann es, darf es so sein? Es wäre gut so! — Und ich hätte mein Zeug fein auseinandernehmen und jeden Faden zeigen sollen, statt so wirr und dumpf den Geheimnisvollen zu spielen. Jawohl, der Unmensch war ich. Die andern waren Menschen und bückten sich vor mir und fürchteten mich gar, und der Cervini hat seinen Purpur um meine Knie gelegt, als mich im großen Saal fröstelte ...'

„Und führe uns nicht in Versuchung!" flüsterte die Frau unendlich schlicht.

„Der Stein, der Stein! Nein, nichts vom Stein will ich hier oben suchen," schwor Michelangelo, „keinen neuen Hochmut. Das ist mein Teufel. Freude mit Gott und den Menschen! Bete fertig, gute, liebe Frau!"

„'s ist an dir, Bruder."

„Sondern erlöse uns von dem Übel," flehte er.

„Amen."

O welch ein sicheres, prachtvolles Amen sagte die alte Frau. Wie das saß! So sicher hatte er noch nie einen letzten Hammerschlag an seinen Statuen getan. So sicher klänge vielleicht der letzte Stein auf der Peterskuppel nicht einmal. „Amen, Amen!" wiederholte er.

„Ist dir nun wieder wohl?" fragte die Frau.

„Vogelwohl! Und dir?"

„Mir auch. Nur der Fuß will noch nicht recht tun, Bruder."

„Das kommt auch noch, gute Frau."

„Warum Frau? Sag' doch Schwester!"

„Wie sollte ... warum ... freilich, du sagst mir ja auch Bruder ..."

Das ist doch Christenbrauch, wenn man sich auf der Wallfahrt begegnet. Fratello ... Sorella!

„So erzähle mir, liebe Schwester, wie du daher kommst."

„Du hörtest mich nicht beim Vorbeireiten," sagte sie lächelnd.

„Gewiß, ich hörte dich," gestand Michelangelo schwer. „Misericordia riefst du. Aber mein Begleiter, so ein Schlingel, der nur an sein Mädchen denkt, sagte bestimmt, es sei Schwindel. Ach, und ich schwärmte so für mich hin von toten Steinen und über-

Digitized by Google

hörte es doch halb, dein Misericordia, und glaubte, es komme aus einem Traum, und ritt weiter. Das war schlecht von mir . . ."

„Von Steinen?" Sie mußte lachen mit dem ganzen zahnlosen Mund. O wie glich sie jetzt einem unschuldigen Kinde!

„Ja, von Steinen," wiederholte er voll Schwermut. „Und darob vergaß ich, daß ein Mensch schreie. So schlimm steht es."

„Der Wind ging ja, Alterchen, und die Bäume lärmten so stark. Und man sah seine eigene Hand nicht. Nein, das ist nicht schlimm. Und außerdem bin ich doch nie allein."

Er fühlte ihre vertrocknete, lederne Hand auf der seinigen liebkosend tasten.

„Man ist nie allein, Bruder. Und sieh, da kam er ja auch bald und hob mich auf, ich weiß selbst nicht wie, und trug mich bis hierher. Aber ich frage, ist das noch Wallfahrt? Er lachte und sagte: ‚Und die Engel fliegen, ist das noch Dienst?' Was wollen wir? Alt und dumm sind wir gegen ein solches Herrchen. Er ist nobel . . . und gut, wie gut! Denk doch, so eine gemeine, bittere Alte . . ." sie kicherte leise . . . „auf die Arme nehmen, wo er so einen hübschen Schatz bei sich hat, denk' mal das!" — Sie bekreuzte sich wieder.

Michelangelo zog vor zu schweigen.

„Und das schöne Herlein wurde bös' und macht' ihm Geschichten, ah. Mir ward entsetzlich dabei. Sie hat recht. Soll ich denn reiten, so ist jeder Diener genug. Die Kleine weinte sogar und riß sich im Haar. Aber erst recht packt er mich fest und saust davon wie eine Schwalbe. Mir ward ganz übel und doch so sicher, als läge ich in Herrgotts Arm."

Michelangelo schwieg.

„Und am Feuer haben sie erzählt, als der Herr ein bißchen schlief, daß er einfach niemand könne leiden sehen, daß er noch dem Teufel — fast kann man's nicht sagen — aus dem Schwefelbrand hülfe. Ein wenig plagen, ja, das tue er gern und ziemlich fest. Aber nur er, andere dürfen nicht! Du liebe Zeit und Ewigkeit, was man nicht erlebt! Was sagst du dazu?"

Dem Michelangelo schwindelte es von allen Erkenntnissen, wie sie in dieser gesegneten Stunde über ihn herfielen. Er bekam es schwer genug, sich darin notdürftig zu erhalten. Da er schwieg, bekreuzte sie sich im Glauben, er wolle lieber beten. „Noch ein Paternoster zusammen, Alterchen!"

Das geschah. Wieder ein Amen, als würde das letzte Wort zur Seligkeit gesprochen.

„Wer bist du eigentlich, liebe Schwester?"

„Wollenspinnerin, nichts sonst, überflüssig, eine Last daheim. Schon lange seh' ich den Faden nicht mehr. Trag' nur noch schwarze Wolle herum für Strümpf' und Röck', bettle ein wenig, übernachte in den Ställen und Gaden und sitz' am Tag bei der Hitze viele Stunden in den Kapellen. Hab's gut. Niemand tut mir Leides. Sie lachen alle, wenn ich komme, und schreien: ‚Peppino, hol' einen Batzen, die alte Hexe Marta ist da.' Hexe sagen sie zum Spaß und streicheln mich. Und die Kinder, o die süßen Kinder sagen: ‚Liebe Hexe Großmutter,' und überküssen mich. Denkt! O ich hab's schön. Und du? Du bist wohl so ein Heimatloser. Komm mit mir. Ich teil' gern mit dir. Immer hab' ich zuviel . . ."

„Könnt' ich nur! . . . Kinder küssen . . ."

„Warum kannst du nicht? Wüßtest du, wie schön es ist, bei den Schafen zu schlafen. Kein Bett gibt so warm. Beim Erwachen hast du gleich frische Milch. Und dann wandert man eben und betet und grüßt die Leut' und verkauft und bettelt, wenn's nicht reicht. Aber dann, am Mittag, wenn die Sonne dir geradezu in den Kopf sticht, da säßest du wahrlich gut neben mir im Kirchlein. Kein Mensch ist da, es gehört alles uns. Und was würdest du erst Augen machen in der Kapelle von San Lorenzo! Da schaut dich das Bild an, o, wie es schaut. Der Heiland, große, große Augen . . . und den Finger streckt er gegen dich. Komm du bald! So etwa. Da kann man hundert Vaterunser nacheinander beten und wird nicht müd' . . . Aber wir klatschen wie Spatzen, statt zu beten wie Pilgersleut'. Ein Vaterunser, Bruder!"

Und wieder begann sie leise, singend, glücklich. Es war, als entsende sie mit jedem Wort eine Lerche gen Himmel.

Diesmal betete der Greis minder andächtig. Er mußte an das Christusbild in San Lorenzo denken. Gut kannte er den Grobian, der in der hiesigen Gegend alle Wände übermalt hatte, ohne einen ganzen Knochen und Muskel zu kennen. Das waren Hälse und Hände und Beine von Holz; darinnen floß kein Leben.

„Große Augen?" fragte er. „Wie das?"

„Der Christus dort? So komm doch mit, ich zeig' dir alles. Und der Finger so . . . schau', so: Komm bald zu mir! Auch der Graf hat das Bild gerühmt. Ich sagt' ihm davon. O, er kenne es gut. In Rom habe ein Michel, ein gescheiter, großer Michel, auch einen Christus gemalt oder zwei oder drei . . . ich weiß schon nicht mehr. Davor könne niemand beten. Aber hier könnte sogar er einen ganzen Rosenkranz lang ruhig knien, obwohl ihm sonst schon bei fünf Ave Maria so unwohl sei, als kröchen ihm

Digitized by Google

Ameisen die Beine herauf . . . Ach, da spaßte er nur, denn . . ."

Der Greis hörte nicht weiter. Wieder ward er nicht zornig, sondern eine wohlige Ergebenheit leuchtete vom Gesicht den Bart hinunter. ‚Es wird auch das wahr sein. Jener rohe Pinsler hat eben doch das Rechte gefunden, das einfältige Reden zwischen Himmel und Erde. Ich will zu diesen Augen und zu diesem Finger pilgern. Da gibt es zu lernen. Das Gräflein ist boshaft, aber es hat wahr gesprochen. Vor meinem Weltrichter in der Sistina, vor meiner Madonna zu Florenz und vor dem Marmorchristus mit dem Kreuz kann ich selbst nicht einmal beten. Wie kommt nun das? Da müssen wohl Meißel und Pinsel sich verirrt haben.'

Und er studiert und grübelt und wähnt, am Ende habe er wohl nicht den Erlöser, sondern die Unerlöstheit gesucht. ‚Ja, darin sind meine Künste groß, da gefallen sie, da geben sie gewaltige Seufzer und drücken ... wie, wie Stein. Den Stein hab' ich angebetet und der Stein hat mich besiegt.'

Solches war ihm schon oft halb wie Frage, halb wie Reue in den Sinn gekommen. Aber dann, wenn die einen so stürmisch lobten und die andern, oft die besten, so schwierig bekrittelten, wischte er diese Reue aus und verbiß sich noch tiefer in den Stein.

Nun erst merkte er, daß die Alte immer noch von Carletto sprach. Sobald er auf ihr singendes Erzählen hörte, ward er wieder ruhig und ergeben. Es wirkte wie Musik. Dazu das leise Laubgeflüster im Baum und die große Einsamkeit.

Sie kramte genau aus, wie der Graf sie gut verband, ans Feuer trug, Milch einlöffelte. Aber freilich habe er das Pferd wild gespornt und sogar einem Knecht mit der Peitsche übers Gesicht gehauen, als er weiß Gott warum lachte, und seinem bleichen Frauchen habe er kein mildes Wort gegönnt. „O er ist noch jung, noch heftig wie neuer Wein . . . noch . . ."

Wie brach die Greisin plötzlich ab, wie schossen die beiden auf! Über ihnen klang es fein, aber fest: „Nein er hat nicht gespornt und nicht gepeitscht, gute Frau. Er schlägt nie, wenn es nicht nötig ist. Das weiß ich am besten. Und er war gut mit mir und geduldig . . . Erzählet nicht solches Zeug dem Manne da!"

Wie auf den Mund geschlagen, verstummte die Frau. Aber ihr gutes Lächeln redete gütig weiter.

Felicita war aufmerksam geworden, herzugeschlichen, hatte alles vernommen, das Beten und Plaudern, war dann neben ihnen ins Knie gesunken, hatte wahr und unwahr protestiert, aber selig protestiert, und jetzt umarmte sie diese verrunzelte, lederne Marta, küßte ihre blaue Lippe, ihre Hände, streichelte sie und bat beide: „Verzeiht mir, ich bin noch so unreif, so dumm."

„Wer ist denn reif?" erwiderte der Meister verlegen.

„Nein, Freund, Ihr hattet recht, mich gestern abzuschütteln, so eine blöde . . . Aber jetzt, wie anders lieb' ich Carletto, viel besser, glaubt mir! Aber ach, es war schon vielmal so. Nachher fall' ich ins alte Übel zurück, ich Tropf . . ."

„Und erlöse uns von dem Übel, Amen," flehte, nein frohlockte die alte Frau und wurde immer lachlustiger.

„Lacht mich nicht aus, bitte, tut es nicht," rief die junge Frau, und alles ward Licht in ihrem verschämten, aber so reinen Gesichtlein. „Oder ja, lacht nur, straft mich, daß ich gescheiter werde! Da, Meister Michelangelo, haben wir einen echten Menschen gefunden," fügte sie leiser hinzu und grüßte immerfort mit feuchten Blicken zum alten Weib hinunter.

„Und schier gar eine Heilige," antwortete er.

„O, o," protestierte die Alte und drohte mit dem Finger. „Geklatscht hab' ich wie am Waschtrog statt zu beten." Und wieder begann sie leis, innig, mit lerchenentschwebenden Lippen ihr Vaterunser. Ein Schneeglöcklein oder ein wöchiges Kind sah nicht unschuldiger aus als diese braune, auf der Erde kauernde und fast in die Erde verbröckelnde Frau mit dem Himmelsatem.

‚Was für feine Menschen gibt es noch,' dachte Michelangelo, als er und Felicita die hinkende Greisin zum Feuer führten. „Sind nicht alle eher gut als schlecht? Eher lieb als bös'? Und nicht erst hier oben in der reinern Luft, auch unten auf der Straße, auch zu Rom. Man muß nur auch selbst gut sein, nicht ein Gesicht wie Stein machen, sonst verstecken sie ihr Gutes. Was taten sie mir nur diesen heutigen Tag Gutes! Der Nino trug mich vom Pferde . . ."

„Nein, Meister, Carletto hat Euch dahergebettet. Er sagte, ich mach's feiner als du . . ."

„Ah, darum, ich spürte den Ring. Dennoch, auch Nino ist gut. Er soll seine Nina haben, der brave Bursche. Und erst Ihr, ich tat Euch gestern unrecht, Frau Felicita, ich grollte Euch, weil ich so kurzsichtig und kurzherzig war und ich das Gekose nicht aushielt. Nun seh' ich klarer. Ihr seid herrlich, Ihr liebt recht, Ihr sucht nicht Steine,

Digitized by Google

Der Kampf. Gemälde von Rudolf Hesse

(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

Ihr sucht das Warme, das Herzliche . . . Aber seht, ich Alter bin in meinem Handwerk fast versteinert und bin häßlich dazu und kann nicht gesellig schwatzen, und das Lachen kostet mich fast eine Lüge . . . Und so werd' ich hart, und es braucht Schläge wie heute, bis ich ein bißchen menschlich auftaue."

„Sagt was Ihr wollt, aber gestern, ich weiß, ich weiß, das war zu arg," klagte sie sich an. „Ihr aber macht Euch immer schlimmer, als Ihr seid. Ihr tut nur so grimmig, aber alle sagen, insgeheim seid Ihr der zarteste Mensch."

‚Insgeheim!' verspottete sich der alte Buonarotti. „Was heißt das? Null! Was hülf' uns die Sonne, wenn sie uns nur insgeheim leuchten und wärmen wollte, so daß niemand etwas merkt? An den Tag hinaus muß das Gute, das Böse tut es ohnehin laut genug . . ." Er knurrte schon wieder ein bißchen.

„Nein," flüsterte die Alte und stupfte den Gespanen, „nein, nicht laut, nicht zum Zeigen, nicht, nicht! Wenn's der Herrgott weiß, wer braucht's dann noch zu wissen, sag', Bruder?"

Aber Michelangelo schüttelte den Bart und hätte noch stärker gemurrt, wenn nicht Stimmen hinter den Bäumen und das Rascheln des dürren Laubes unter vielen Stiefeln laut geworden wäre.

„O er kommt," sagte Felicita und fuhr zusammen. Aber dann biß sie den Mund fest zusammen, schüttelte den Greis am Ellbogen und befahl: „Jetzt also zeig' offen, daß du gut bist, Meister. Hilf mir! Carletto ist seit gestern sehr böse, er verachtet mich, er . . ."

„Aber er küßt dich doch sieben mal sieben mal, Kind Gottes. Du träumst."

„Eben das, gerade das! Er schimpft, ich spiele Puppe mit ihm, ich mach' ihn zum Weib. Gestern war er müd', und da nutzt' ich's und ward wieder so ein schwaches Ding und machte auch ihn schwach. Aber nachher schämt er sich jedesmal und flieht mich und gibt mir Blicke, o, Blicke . . . Und nun tat ich heut noch so dumm, so häßlich dumm, Meister . . . Nein, er mag mich nicht mehr. Er kann so ein Geschöpf nicht lieben, er . . ." sie begann zu weinen, „er, so stark, so lustig, so ein . . . er sagt es selbst, so ein Hengst . . . ach, und ich so eine Schoßkatze . . ." Und wieder rieselte es über ihr blasses Mädchengesicht, das so gar keine Frau verriet.

„Was soll ich dann tun, ich linkischer Kauz?" fragte Michelangelo ernstlich verwirrt, und ungeschickt setzte er hinzu: „Euer Gemahl ist doch auch nicht so ein Engel . . ."

„Halt!" wehrte das Frauchen, und jetzt kam wirklich etwas Frauenhaftes voll thronender Würde über sie. Ihre Augen blitzten.

„Könnt Ihr behaupten," fuhr Michelangelo mit junggesellenhafter Taktlosigkeit fort, „daß Carletto treu ist ... heißt das ... ich meine . . ." suchte er, ob dem harten Wort selbst erschreckt, zu mildern . . . „nicht untreu, aber doch ein wenig flatterhaft ... Maikäfer, nicht?" . . . Er verwickelte sich immer übler ins Zeug, je bleicher und strenger er die eben noch als Mädchen dasitzende Donna erblickte, wollte einige Nein hinzuschmeicheln und verstärkte nur das Ja. „Ja, ja, das ist er doch, ein bißchen Schürzenjäger, eine honigschleckende Hummel von Lippe hier und Lippe dort. Das ist ja vielleicht so harmlos wie Euer Fehler, daß er vor jedem hübschen Rock galant wird," stotterte der Greis verzweifelt weiter . . . „daß er zum Beispiel Ninos Nina am Hochzeitstag noch küssen will, . . . daß die Bauernmädchen seiner Gegend von der Mutter in die Küchenecke gejagt werden, wenn er in der Nähe reitet . . . daß . . ."

Jetzt blühte das ergebene Schneeglöcklein zu einer zornigen Blutrose auf, und sie wollte mit bittern Dornen stechen. Aber Frau Marta legte ihre grabeskühle Hand auf das niedliche Fäustchen und lispelte heiter: „Bleib gut, lieber Engel, bleib gut!" — Und sofort unerklärlich wohlig abgekühlt sank die Purpurblume wieder ins reine, schlichte Schneeglöcklein zurück. Und dieses weiße Geschöpflein läutete mild: „Michelangelo Buonarotti, ja das ist ein Fehler; aber nicht Carlettos, das ist mein Fehler ganz allein."

„Bravissimo!" flüsterte die Alte glücklich, und ihre Lippen beteten unbewußt weiter.

„Jawohl, du alter Mann, der du Himmel und Hölle, Gottvater und Adam und Eva geschaut und gemalt hast . . ."

„Was, er kann malen?" fragte mit biederer Ungläubigkeit die Pilgerin. „Der da, ein Maler!" Sie schüttelte den Kopf barmherzig. „Ich glaub's ja . . . wenn schon . . ."

Aber Felicita fuhr unbeirrt fort: „Der du Adam und Eva am Apfelbaum so herrlich gemalt hast, weißt du so wenig, wer zuerst gesündigt hat?"

Der Meister beugte das Haupt.

„Damals wußtest du's. Tu jetzt nicht so unwissend! Und schau', noch eines: Wenn Eva dem Adam nicht genug gibt, so geht er im Hunger und Durst zu andern Even, er muß genug haben. Verstanden?"

Digitized by Google

Die alte Pilgerin Marta rümpfte ihr verrunzeltes Gesicht noch mehr, aber sagte dann heiter: „Das versteh' ich nicht."

„Aber du, Meister, verstehst mich. Ich bin eine Gaukelkatze, will streicheln und an der Wange kleben und gebe nur Zuckerzeug ... still, nur still, das brummtest du gestern abend, ich hört' es wohl ... und dann schmoll' und groll' ich, wenn der Adam sagt: ‚Gib mir Besseres, gib mir Brot, Milch, Suppe, gib mir Ruh' und Frieden und Schwung.' Und ich gab wieder nur Zucker. Da lief er eben weg und holt' es, wo es wuchs. Er sollte nicht, ... schon, schon recht! Aber wenn du wüßtest, wie ich ihn geplagt habe und wie es ihm verleiden mußte! Nein, das soll nun eine Wallfahrt zum Guten sein. Nun will ich anders, ganz, ganz anders werden ... Und Ihr sollt mir nun gar nicht helfen. Schlecht geriete es Euch. Ich allein mach' es fertig. Eine rechte Frau soll für hundert Fräulein gut sein ..."

„O seht, da ist er, jetzt schaut, wie er groß ist und schön!" überrannten sich ihre Lippen. „Und er hat etwas Großes geschossen. Wie kann er anders? ... Ei, seht doch, gelb, so gelb ... meiner Seel', einen Luchs, so eine böse Bestie!"

„Gott segne dich, Herr," grüßte die Pilgerin schon von weitem.

Aber Felicita huschte dem Gemahl gebückt entgegen, und es schien geradezu, als wollte sie vor seinen Füßen demütig in die Erde verhuschen.

Er aber groß, schlank, mit dem langen Gesicht, der langen Nase, den langen dunkeln Schlitzen der Augen und das Haar wie ein schwarzes Gewölk emporgeballt, Carletto di Franzoni sah sie trocken an, hielt sie dann mit der Hand eine Armspanne von sich ab und schritt vornehm seinem Trüppchen voraus, um Michelangelo zu grüßen. Da verlor Felicita allen Mut, schlich hinter ihm und saß, als alles im Umkreis niederkauerte, wie ein fahler Schatten neben ihm. Nino aber, von der Jagd erregt, legte sich neben den Ohm und schnaufte wie ein abgehetzter Hund, zerbiß ein Eichenblatt ums andere und wollte um jeden Preis, daß der Meister die herrliche Katze abzeichne.

„Danach kannst du auch Löwen hauen," meinte er.

Doch der Greis war in einer andern Welt. Wie noch nie hatte er heute ins Fühlen und Begehren der lieben gewöhnlichen Menschheit hineingesehen. Diese Wünsche und Hoffnungen, dieses Zanken, Schmollen, Suchen, Trotzen, diese Eifersucht, dieses Schwärmen und Puppenspiel und gleich wieder Sich-Sehnen und -Recken nach Besserem, so schmerzlich süßes Plagen, so Stolz- und Demütigsein, wie eben jetzt die Felicita dem Verehrten ans Knie sinken wollte, ah, wie das rieselte und rauschte, brannte und kühlte, vor allem, wie das wahr war, wie ungekünstelt, wie schwillt einem das Blut im Leibe von diesem echten Dürsten und Trinkenwollen des Lebens! Das lebt wie Gras, glitzert wie Sterne, braust wie das Meer, das ist Leben, nicht Stein.

Diese Pferde, die so mutwillig stampften, die Knechte mit Hopp und He, dieser Nino, der die Zukunft im Hosensack trägt, dieser prächtige Franzoni, der so hart und so weich sein kann, dieser bleiche Schmetterling, der nur von seinem Atem lebt, o, und diese Nachbarin, so eine köstliche Bettlerin, Franzens, des heiligen Habenichts Schwester, was war die für ein Mensch! So was hatte er noch nicht gekannt. In keiner seiner Figuren lebte etwas so Großes, Weises, Heiliges. Seine Madonnen sind dagegen Barbarinnen.

Wie das quillt von Leben, sogar auf diesem abgelegenen Einsiedlerberg. Und er sah nichts und wurde achtzig. Und hätt' es in jedem Nebengäßlein zu Rom oder Florenz ebenso frisch vom Ast haben können. Dafür hat er Stein gewollt!

Aber jetzt wird ihm warm. Er bekommt Aufgaben wie sein Lebtag noch nie. O wie gerne will er mit der letzten Kraft noch an diese neue lebendige Bildhauerei gehen, den Vater Ninos geduldig meißeln, bis er sagt: Ja, Knab', nimm die Nina, so arm sie ist, und sei glücklich! — und den Carletto hier mit soliden Schlägen in ein ruhigeres, genügsameres Gehaben hämmern, enger an sein Weib gelehnt, den Rücken gegen fremde Lockungen gekehrt. So, ja so muß man meißeln. Das erst gibt Unsterblichkeit.

Mit greisenhaftem Eifer wandte er sich an den einsilbigen Junker und sagte: „Graf, ich verfilzter, verholzter Junggeselle muß Euch eine Predigt über die schöne, warme Ehe halten. Denn unrecht tut Ihr ..."

Erschreckt sah Felicita zu ihm, Carletto aber streckte sich steif in die Höhe. Eiskälte überzog sein Gesicht. Er wies mit der Hand ab. Er wollte solches nicht hören.

„Seid nicht ein Trotzkopf, wie ich leider einer wurde, seid ..."

„Nicht so, nicht so!" beschwor mit bittender Stimme die Pilgerin und fuhr laut fort: „Ach, liebe Leute, 's wird schon alles recht. Pfusche nicht hinein, Bruder Michel! Der junge Herr dort ist der allerbeste Mensch!"

„Das ist er!" rief noch lauter Felicita.

Digitized by Google

Das lange Gesicht des Junkers rötete sich. Auf solchen Krieg war er nicht gerüstet.

„'s braucht alles Zeit, sogar unser Herrgott," fuhr die Alte fort. „Er wird mit der Felicita schon noch glücklich. Warum hätte sie sonst diesen Namen?"

Wieder Stille. Michelangelo horchte wie ein Schüler auf, der sehr schlecht aufgesagt hat und nun das gleiche von einem Meisterschüler tausendmal besser aufsagen hört.

„Darüber gibt es nichts mehr zu reden, das ist so! Nicht wahr?" — Sie lächelte ringsum alle an und nickte tausend Ja, und alle nickten mehr oder weniger mit. Man konnte nicht anders. Diese Alte war wirklich eine Hexe und verhexte alle.

Sie richtete sich höher und sprach: „Ich will euch, bis ihr aufbrecht, die Legende vom heiligen Isaak erzählen. Die weiß ich auswendig und inwendig wie das Paternoster. O, sie ist wärmer als die Sonne und nährt besser als Milch und Brot. Höret auch, wenn ihr's schon wißt. Mit diesem Geschichtlein dank' ich Euch, Herr, junger Graf" — sie verneigte sich vor Carletto, „und Euch, lustiger Rotbackenmann" — und sie nickte zu Nino — „und Euch, schöne, zarte, weiße Frau, und allen, allen. Dann Addio!" — Sie drückte Michelangelo verständnisvoll die Hand und bedeutete damit: ‚Nachher, nicht wahr, gehen wir zwei allein unseres Weges.'

Mit der Neugier und Grazie, die das hiesige Volk für altersgraue Berichte bezeigt, rückten die Leutchen rasch zusammen, blickten der Greisin erwartungsvoll auf die dürre Lippe und die große Zahnlucke, als ob dahinter Frühling wäre, und sahen auch mit den klaren, behenden Augen der Bergler-Rasse, sowie das Wort herausfloß, es als Ereignis mit Fleisch und Bein vor der Nase herumgehen.

Die Pilgerin Marta schloß die Augen und begann wie aus einem vertrauten Buche:

## Isaak der Stotterer

Der Jüngling Isaak war ein Morgenländer und hatte als Advokat ein Haus voll Geld und eine Stadt voll Freunde gewonnen. Denn er konnte reden wie Feuer und Schnee, daß einem heiß und kalt wurde und man sich sogleich ergab.

„Da wurde er frech und dachte an nichts, das höher als sein Witz wäre. Und es wurde ihm langweilig, weil alle andern Menschen viel dümmer waren. ‚Wenn sie doch so große Spitzbuben wären wie ich, seufzte er. Ach, wie muß es der sogenannte Herrgott langweilig haben' — denkt, so arg redete er," sagte die Pilgerin und bekreuzte sich sogleich — „weil er keinen gleichen Herrgott zur Kurzweil hat."

Michelangelo klopfte sich leise an die Brust: „Mea culpa "

„Da begab es sich, daß gerade mitten in einer seiner schönsten Reden vor Gericht ein Erdbeben losbrach. Das war dort nichts Neues, noch weniger als bei uns. Aber diesmal krachte es besonders grausam. Das Gerichtshaus bewegte sich wie ein Baum im Wind, und es regnete Balken und Quadern wie Laub herunter. Alles floh wie Vögel davon. Isaak wurde auf der Schwelle in einen Spalt zwischen Getrümmer geklemmt Da steckte er lebendig wie in einem Sarg, und er sah, wie eine ungeheure Säule leise knirschte und sich langsam gegen ihn neigte, immer mehr und immer mehr, und ihn in Zeit eines Ave Maria verschütten würde.

„Er wollte schreien, beten, sich losmachen, nichts von alledem vermochte er, rein nichts. Er war steif und festgenagelt wie ein Brett.

„So mußte er zusehen, wie die Säule so groß wie ein Turm sich immer tiefer gegen ihn bog. Er konnte nicht mehr atmen, es wurde ihm schwarz vor den Sinnen, er schließt die Augen. Da kracht es, als zerbräche die Himmelsdecke, die Erde wirft sich hochauf, Isaak wird wie ein Federflaum aus dem Graben gewirbelt, aber die Säule liegt vier Schritte von ihm in hundert Scherben."

„Ah, eh, oha," tönt es erleichtert ringsum von den Zuhörern.

„So sagt die Legende. Jedes Wort ist so wahr wie ein Stern. Aber die ganze Geschichte ist viel schöner als der ganze Sternenhimmel. Höret nur: Das Volk jener Stadt wurde sogleich munter und schüttelte den Schrecken von sich. Und als Isaak dahersprang, gesund und voll Atem, da hob es ihn auf die Schultern und trug ihn wie einen Götzen auf ein Stück Marmor . . ."

„Diese verfluchten Steine!" brummte Michelangelo in den Bart.

„ . . . und sagte: ‚Ein Spaß, baff! und schon ist's vorbei. Nun rede fertig, Mächtiger! Vollende, du Herrlicher!'

„Dem Isaak schwindelte noch ein bißchen. Aber da lebte und lachte ja alles und war wie vorher. Dieser Übermut tat ihm wohl. Er fraß wie ein Wolf davon, lachte mit,

Digitized by Google

besann sich dann, wo er beim Erdbeben stecken geblieben war, winkte, öffnete die schwungvolle Lippe und . . . und . . . was meint ihr . . .“

„Stotterte! . . .“ überholten einige Zuhörer die Erzählerin.

„Stotterte wie ein Kindlein ohne Zähne. Kein Wort kam glatt heraus. Fetzen, Fetzen. Mä . . . mä . . . nnn . . . Männer, Da . . . da . . . da . . . men . . . Damen . . . und so weiter.“

‚Gestottert hab' auch ich,‘ dachte Michelangelo, ‚gestottert mein Leben lang im Stein. Brocken hier, Brocken dort, nur Silbenzeug, keinen lebendigen Satz . . .‘ Und er klopfte zum zweitenmal an die Brust: ‚Mea culpa!‘

„O mach' doch nicht ein so bitteres Gesicht, Bruder,“ bat die Erzählerin, da sie das Brustklopfen gehört hatte. „Es kommt ja alles hübsch ins Glied und End', wartet nur!“ — Und sie schloß die Augen wieder und fuhr fort: „Alles stutzte, erschrak, glotzte den Stammler an und mußte zuletzt, da es ihn so wunderlich den Mund aufreißen, keuchen, husten und Mä . . . mä . . . mä oder Da . . . da . . . da herausbringen sah, ja wahrhaft, mußte ihm zuletzt hell ins Gesicht lachen.“

„Mä . . . mä . . . mä . . .“ hörte man den Nino lustig und fast wie ein blökendes Schaf nachahmen. Ein tiefes, brummelndes Lachen rollte leise wie eine silberne Kugel im Ring der Horcher herum. Nur Michelangelo lachte nicht. Aber Felicita, alles Frühere vergessend, kicherte am längsten und süßesten, bis Carletto sich zu ihr niederbog und ihr freundlich seine schmale Herrenhand auf den Mund legte. Und er hätte nicht gezürnt, o nein, er hätte es gerne gehabt, wenn das Frauchen wie schon oft einen Kuß auf diese Hand gedrückt hätte. Aber sogleich ward sie ernst und schob ebenso freundlich die Hand des Gatten auf sein Knie hinunter.

„Aber,“ fuhr die greise Marta fort, „dem schönen jungen Manne stand das Haar zu Berg. Wegen des Stotterns zuerst. Das war doch fürchterlich. Das traf ihn ins Mark. Mit dem Redner war es aus.

„Doch zum zweiten und dies viel heftiger: Wegen des Volkes, wegen dieser tausend Gesichter, die lachen, spotten, schier übergehen vor Spaß. Und eben trugen sie ihn noch auf den Achseln und riefen ihm: ‚Herrlicher!‘ — Er wird zornig, seine Augen regnen Feuer, seine Hände zeichnen Wunderliches in die Luft. Aber er stottert immer gräßlicher . . . ‚Verrückt geworden! . . . kindisch! . . . ins Narrenhaus!‘ . . . hört man schreien. ‚Am Ende steckt er uns noch an! . . .‘ Man läßt ihn stehen, kehrt ihm den Rücken, rennt davon.

„Und so steht er noch lange wie ein Stein auf dem Stein. Er steht, bis es dunkel wird. In der Nacht flieht er. Zwölf Kamele tragen sein Gold und seine Kränze hinter ihm.

„Vielleicht macht ihn Gott wieder gesund. Ja, endlich denkt er an Gott. Dann wird er zurückkehren und diese falschen Menschen mit einer Blitz- und Donnerrede stottern machen, ha!

„Er pilgert nach Jerusalem, teilt Gold nach allen Seiten aus. Aber da sieht er nichts als Streit. Bis ans Grab unseres Herrn zanken die Christen und sudeln Blut und Geifer zu Gottes Füßen hin, wie schrecklich! . . .“

Man hört jetzt mitten im Lauschen der sechs Personen einen Hieb. „Sieh nur, Nino hat dem Luchs eins über die Lefzen gehauen. Der Tolpatsch!“

Aber die alte Marta fährt auswendig aus ihrem Buche fort:

„Da erfaßt ihn eine Sehnsucht wie noch nie. Wo denn der Herrgott und Herrgottsfriede sei? Er merkt jetzt, daß das nicht der gröbere Fehler an ihm ist, das Stottern. O nein, daß auch seine Seele schon lange gestottert hat, ja, nicht einmal gestottert, sondern stumm lag wie ein Stein . . .“

„Stein, Stein!“ seufzte jemand leise.

„Und er dachte, alle Menschen sind schlecht. Ich muß von den Menschen weg. So find' ich Gott und seine Ruhe.

„Doch versucht' er's noch im stillern Bethlehem. Aber auch da bis zur Krippe des santissimo Bambino Schmutz und Zwist. Abendländer, Griechen, Araber, alle verdrecken das Heilige mit Zank und Dünkel. Aber in der Grotte, wo San Geronimo gelebt hat, erzählt ihm ein Klausner, wie jener Heilige der gescheiteste Kopf der Welt gewesen, ein Redner wie ein Schwert, ein Schreiber wie ein Held, aber ohne Frieden, bis er sich da in derselben Höhle wie ein Wurm verkrochen habe.

„‚Das ist's,‘ sagte sich Isaak. Und er verteilte alles, entließ die Diener und zog in die Ferne, wo ihn, den Weltbekannten, niemand kenne. So fuhr er übers Meer und hörte nicht auf zu wandern und zu klettern, bis das verschneite Gebirge dort hinten ihm alle Aussicht gen Morgen versperrte. Hier war der Berg noch wild und dornig. Das gefiel ihm. Er baute sich eine Klause zu unterst. Still war es ringsum. In Wind und Wasser redete der Herrgott

Digitized by Google

mit ihm. Und Isaak lernte beten, fasten und Himmlisches denken. Keine Lippe öffnete er, tat wie stumm. Er war fromm, aber noch lange nicht heilig. Er hätte ruhig stottern sollen. Was Gott an uns tut, ist keine Schande.

„Aber die Bewohner wurden aufmerksam und begannen den strengen Büßer zu verehren. Mit Zeichen und Mienen bat er, sie möchten in allen Dingen hinauf-, nicht hinabschauen. Bald gab es welche aus Spoleto, — das war noch ein kleines Dorf mit Ringmauern —, die auch zu klausnern anfingen. Da und dort entstand eine Eremitenhütte und ein braves Leben blühte am Fuße des Berges.“ —

Hier hielt die Legendensagerin inne. Ihre Zunge ward trocken. Felicita reichte ihr im eigenen Silberbecherchen Wein. Marta schluckte, nickte dankbar, lächelte, als sie merkte, wie Carletto seinem Weib näher rückte und dieses um ebensoviel ferner rutschte und dachte: ‚O du liebe Unruhe!‘ Dann schloß sie heiter die alten Lider und fabelte auswendig und selig fort: „So ward es nun aber dem Isaak zu unruhig. Auch kitzelte ihn die Eitelkeit, daß er sein Stottern verrate. Den stummen Heiligen pries ihn ja das Tal. Den Stummen, das ließ er sich nicht ungern nachsagen; den Heiligen, das bedrückte ihn doch. Und so zog er nachts aus und klomm höher in die Wildnis hinauf. Und er fühlte sich von Stund' an glücklicher, und die Paternoster flogen ihm wie leichte Goldwölklein vom Munde.“

„Was aß und trank er dann?“ unterbrach Nino voll grober Weltlichkeit den Fluß der Legende.

Grimmig blickte Michelangelo auf den Schnöden. Aber Frau Marta lächelte: „Wasser hat er getrunken und Brombeeren gegessen für den Durst. Aber für den Hunger aß er Süßwurz und Pilze und Sauerklee, und sicher hat er auch Mais und etwas Milch zum Almosen bekommen.“

„Und davon ist er so alt geworden? Hatte der einen Magen!“

Wieder brummelte ein gar nicht spöttisches, nur seelenlustiges Lachen leise wie eine Silberkugel durch den Ring. Aber Michelangelo blitzte seinen Knecht an und wetterte: „Zum Teufel mit deinem Geplapper!“

„Bruder, Bruder,“ beschwichtigte die Greisin, „was kann denn so ein hübscher apfelbackiger Junge von Büßerdingen verstehen ... Ja, Freundchen,“ gab sie Nino hinüber, „man kann damit leben und hundertjährig werden, ich weiß es.“

O sie wußte es. Wie oft hatte sie wochenlang von exakt der gleichen Naturkost gelebt und war dabei am behendesten geblieben.

„Weiter, Marta, weiter,“ befahl Graf Carletto, die dunkeln Schlitze der Wimpern vor Spannung noch schmäler ziehend. Und wieder rutschte er verstohlen der Felicita zu. Aber wieder hatte sie aufgepaßt und rückte um so viel weiter ab, und der ganze Ring mußte sich ein wenig mitbewegen. Und wieder verzog die Alte ihre verschrumpften Züge munter und dachte: ‚O du liebe Unruhe nach Ruhe!‘, schloß die Augen und spann wie einen Sonnenfaden ihre Buchgeschichte weiter: „Doch die Jünger ließen ihm keine Ruhe. Sie rückten ihm jedesmal ein gleiches Stück nach“ — hier schoß sie einen kleinen fröhlichen Blick unter dem Lid direkt auf den Junker ab — ‚Er ist sicher nicht stumm,‘ munkelte man. ‚Er könnte gewiß dichten und lobsingen und predigen wie Elias. Aber er macht sich aus Buße stumm.‘ —

„Da floh Isaak ganz zur steilen Höhe hinauf. Es war ein schwieriges Stück damals in der wilden alten Zeit, wo es noch keine Wege und Brücken gab.

„Weit sah er nun übers tiefe Land und jubelte, so ferne von aller Unruhe zu sein. Er wähnte, jetzt fehle nur noch ein Schritt in den Himmel, und die Paternoster schossen wie Blitze aus seinem Munde und leuchteten hoch hinauf. Aber, aber ... er war noch nicht heilig genug.“

‚Herrgott noch einmal! Noch nicht heilig genug!‘ wollte Nino losbrechen. Aber der Meister drohte mit dem Finger und so hieb er, als hülfe das, der Bestie im Rücken ein Zweites über den Katzenschädel.

„Bis dahin,“ erklärte Marta, „hatte er nicht mit Worten gebetet wie wir, sondern nur in Gedanken. Denn er konnte sich nicht stottern hören. Und er meinte — aber das kam erst langsam hinterher — es sei auch Gottes unwürdig, so gen Himmel zu stammeln. Aber doch wurde er dabei nicht so froh, wie er gedacht hatte. Auf dem Gipfel sei der höchste Friede, glaubte Isaak. Statt dessen murrte etwas in ihm und nagte und plagte. Oft, wenn er im Abendrot selig einschlief, erwachte er im Morgenrot unzufrieden. Und wenn er noch so viel gebetet und noch so tief an die Ewigkeit gedacht hatte, war ihm oft, als ob der Tag nicht fertig beschrieben sei, als gebe es auf dem Blatt eine wüste, träge Lücke. Jämmerlich quälte er sich, was das wohl sei. ‚Ich bin doch zu oberst und einsamer als einsam. Was fehlt jetzt noch?‘

Digitized by Google

„Und in einer besonders sauren Stunde wollte er laut klagen und das Miserere zu Gott aufschreien . . . und siehe, da war er stumm! . . .“

„Ah, oh, ehi!“ flüsterte es leise ringsum, von einem knorrigen Sakra überlärmt.

Michelangelo ward nicht mehr zornig. Er schloß wie die alte Schwester das Auge und sah so besser, was er sehen mußte.

„Da blieb Isaak auf einem Stein hocken wie einst nach dem Erdbeben.“

„Gestanden, gute Alte, gestanden ist er dort, habt Ihr gesagt!“ wandte Nino hitzig ein.

Sie lächelte und sagte: „Nun, jetzt saß er stundenlang und sann nach, was wohl dieses Zeichen wolle. Ist das Strafe oder Lohn? Und sogleich wußte er, daß es nicht Lohn sein konnte. Denn das Sprechen ist eine himmlische Gabe und so fein, daß alle Tiere es bis zum letzten Schnauf unermüdlich probieren zu erlernen. Das Stottern war dem Isaak zur Strafe überkommen und jetzt das Stummsein noch viel mehr.“

„Strafe, wofür?“ schrie Nino.

„Ach, wie einfach! Weil er besser sein wollte als die andern, einsamer, höher oben und stumm dazu wie das Grab des Herrn, statt sein Stottern zu zeigen und dafür Spott zu tragen. Darum doch!

„Stundenlang saß er und sann. Es finsterte, die Sterne gingen auf, die Wölfe und Luchse heulten, der Wind keuchte durchs Dickicht. Er aber saß und sann bis zum Hellwerden, und da ward es auch morgenhell in ihm. Nicht die Menschen gierig suchen soll man, wie er früher getan, und nicht die Menschen gierig meiden, wie er jetzt tat, sondern gerade so zwischen Suchen und Fliehen freundlich in der Mitte verharren, es nehmen, wie Gott es gibt, einmal Trubel, einmal Stille, jetzt drei, vier in der Stube, jetzt schweigsam in einer Ecke, nun verlassen auf weiter Straße, nun im Stadtgeschrei. Nur nicht daran schulmeistern! Oder wie, will man denn im Himmel auch allein sein? Da ist doch der Herrgott überall. Und da ist noch die Madonna und San Giuseppe und Peter und Paul und der heilige Franz und Sant' Antonio und ein ungeheures Gezwitscher von fliegenden Engeln. Aber doch ist kein böser Lärm.

„Und wer ist denn überhaupt allein? Der Uhu im Wald und der Teufel. Mit ihnen will niemand gehen. Ja, sogar die unvernünftigen Bäume stehen zusammen, und die Brombeeren küssen sich an den Dolden, und die Steine, sogar die Steine kleben zusammen und wärmen sich aneinander . . . ‚Und wir haben doch Vater und Mutter und Geschwister, und es soll Kinder und Kindeskinder geben und die Welt von Menschen musizieren . . . o ich Tor!‘

„So dachte Isaak. ‚Und nun geschieht mir recht, daß ich stumm bin. Ich wollte ja keine Menschen. Dann brauch' ich auch keine Sprache. Nein, hier oben werd' ich nicht besser. Je höher, je unheiliger. Zurück in die Tiefe!‘

„Und da stieg er demütig wieder in seine vorherige nächstuntere Einsiedelei. Aber da saß schon ein Eremit. Und da bat Isaak, ihn bei sich zu lassen, und schon ward ihm leichter und lichter. Er schrieb in die Erde: Ich bin wirklich stumm, Strafe des Herrn! Früher stotterte ich nur und schämte mich dessen . . . Aber der andere konnte nicht lesen und wollte den Stummen nur noch inniger bedienen. Einer neigte sich tiefer vor dem andern, und es entstand eine süße Brüderlichkeit.

‚Das ist zu schön, das verdien' ich nicht,‘ sagte sich Isaak und zog tiefer hinab, in seine zweitnächste Hütte. Sieh, da hausten ihrer schon vier Einsiedler. Sie erkannten ihn und wollten ihn gleich zum Vater. Aber einer konnte seine Schrift lesen: Von Gott mit Stummheit geschlagen! Da wurden sie minder ehrerbietig, ließen ihn gern das Niedrigste schaffen und zuletzt aus der Schüssel schöpfen. Doch er tat es so lustig und schaffte so frohmütig, daß sie nicht anders konnten als ihn heimlich hochachten, ja, beinahe fürchten. Da stieg er noch tiefer bergab.

„Und je tiefer er kam, desto gehobener fühlte er sich. Je mehr Brüder und Arbeit, Not und Verkennung, harte Ellbogen und kühle Blicke, um so ruhiger ward sein Herz, und um so schneller gewann er die Menschen. Sein Atem wurde so friedlich, als bliese er aus einem Lamm . . .“

„Oha!“ widersprach Nino.

„Aus dem Lamm Gottes selber . . . wisse du!“

Nino senkte den Strubelkopf.

„Und je tiefer er ins Dunkel hinunterstieg und in den Staub, um so reiner glänzte sein Antlitz, als stände er im Morgenrot zuoberst auf dem Gipfel. Er kannte jetzt die Menschen, die stolzen und furchtsamen, die argen und harmlosen, die Brummer und Schmeichler, die Trotzköpfe, die Verliebten, die Zweifler, Mutlosen, Frechen, Quäler. Ganz Spoleto lief ja zu ihm. Und in jedem Menschen sah er neben einer Nessel einen Kornhalm wachsen. Niemand hatte nur Korn, niemand nur Nesseln. Und allein konnte sich nicht jeder

helfen. Da hatte nun Isaak die geschicktesten Finger. O wie leise bog er das Unkraut nieder, zupfte es Blatt für Blatt und Stengel für Stengel ab und grub das letzte Würzelchen aus und strich dafür geduldig den Halm in die Sonne empor. O seine Finger redeten jetzt, da seine Lippen schwiegen. Daß er doch auch noch reden könnte, wünschte das Volk. Er risse die Erde zum Himmel.“ —

Alles hing tiefversunken an der welken Alten. Eine Art Heiligkeit wehte auch hier wohlig durch jedes Herz, als säße Isaak unter ihnen. Carletto rückte zum letztenmal sehr ernst und ehrfurchtsvoll zu Felicita, und nun wich diese nicht mehr, sondern schlug den Arm um seinen Nacken.

„Ich bin zu Ende,“ sagte die Greisin. „Nur noch etwas Schönes! Der Monte Luco wurde lebendig von unten bis oben wie ein frommer Bienenstand, und die Mönche hatten dann auf der Höhe ein Kirchlein gebaut und viele Zellen und zwangen Isaak brüderlich wieder hinauf, um ihr Abt zu sein.

„Aber da brachen eines Tages die Barbaren ins Land, Mord und Rauch um sich. Sie ritten gen Spoleto. Aber Isaak hatte sich vor das Tor gestellt, bleich wie Schnee, steinalt, einen Bart wie Silber, die Augen voll Himmel und mit der Rechten gewaltig in die Luft schreibend.

„Die schwarzen Massen des Feindes stauten sich vor ihm, stutzten, aber sahen dann auf die Stadt. In den fünfzig Jahren, seit Isaak hier wirkte, war sie fünfzigmal schöner und größer geworden. Diese Hunnen oder wie sie hießen, erblickten gierig die vielen Paläste, die hohen Türme, die herrlichen Menschen auf allen Mauern, die reichen Jünglinge und noch mehr, ach, die schönen Spoletaner Mädchen, und trotz ihrem innern Schauder legten sie die Pfeile auf, zückten die Spieße, und der Mord blitzte aus ihren schwarzen wilden Gesichtern.

„Und seht, da würgte und erstickte es beinahe den heiligen Isaak im Hals, das Blut schwoll ihm empor, der Krampf packte seine Kehle, es zerbrach etwas in ihm wie ein Eiszapfen im März, er öffnete den Mund und — — konnte reden, ungeheuer reden. Nicht glatt wie Narren, nicht ohne Stocken, nein, stotternd, aber Stück für Stück wie Felsblöcke vom Monte Luco über den Feind schleudernd. Etwa so wie der Donner dort drüben im Süden rollt, dann über Spoleto rumpelt, wieder aufhört und einen letzten Krach gegen Foligno hinab tut. So war sein Satz. Da lachte niemand mehr Mä . . . Mä . . . und Da . . . Da . . . Da . . .! Da blieb kein Nino zum Spaßen übrig . . .“

Alles blickte auf den Burschen, der in die Backen pustete und den Kopf fast in die Knie hing.

„Den Heiden,“ erklärte Marta, „kam dieses gewaltige, herrische Stottern schrecklicher vor, als wenn der Merkwürdige im schönsten Fluß sie mit Schelten überschüttet hätte. Und sie staunten noch mehr, als ganz Spoleto, vom jähen Wunder überrascht, ohne Waffen und ohne Vorsicht, Kinder, Weiber, Männer, alles zu ihm heraussprang, vor ihn hinkniete, seine Füße küßte und dem Feind zuwinkte und zulächelte, ein gleiches zu tun. Ein Wunder stehe ja da vor ihren Augen.

„Grauen übernahm die Heiden ob diesem Unerfaßlichen. Das mußte der Zauberer aller Zauberer sein. Sie duckten die langhaarigen Köpfe in die Achseln, rissen die Rosse um und galoppierten davon, als säße ihnen kein Heiliger, sondern der Satan im Nacken.

„Isaak aber stotterte noch einige Jahre und starb als Heiliger und wirkt heute noch fort und hilft, daß die Prahlhänse verstummen und die Demütigen großartig reden. Das ist die Legende. Und im Buch steht zuletzt: Zum Groß- und Heiligwerden eines Menschen gehören viele Mitmenschen, gute und böse, sonst hätte Gott Adam und Eva kinderlos und die schöne Welt den Tieren gelassen. Amen.“ —

Alles drang auf die Alte ein, schüttelte ihr die Hand, dankte, Nino ein bißchen eilig, Felicita mit reichlichen Küssen, Carletto vornehm und ernst. „Gehet, gehet jetzt, lasset mich, seid so gut, ich kann sehr gut weiter gehen. Der Alte da kommt mit! Nicht wahr, Bruder?“

Michelangelo nickte herzhaft und es gab nichts anderes bei zwei so alten Steckköpfen, als daß die übrige Karawane vorausreiten mußte, die Bettlerin aber mit ihrem berühmten Brudergespan langsam, still, glücklich zu Fuß auf den Luco stieg. Wer sie so uralt und knochig sah, mit blutlosem Gesicht und steifem Rücken, der hätte an zwei mühsam bewegte Steine, zwei wandelnde herbe, kalte Statuen denken mögen. Aber er hätte sich himmelhoch geirrt. Diese zwei herrlichen Greise, die so gemach schritten und sich gegenseitig stützten, dann stillestanden, Berg und Tiefe bewunderten und den Waldatem tief einsogen, die sich dann wie Bruder und Schwester liebkosten, beteten und wieder wundervoll schwiegen, sie beide waren die wahrhaftesten und lebendigsten und wärmsten Menschen, die je diesen Pfad

Digitized by Google

emporpilgerten. Michelangelo meißelte nicht mehr. Er hatte den Stein auf andere Art überwunden.

★

Einige Wochen später bog sich der schwerhörige und dem Bildhauer unliebe Pontifex Paul IV. vom hohen Throne zum Schemel des Künstlers nieder und fragte mit einer kleinen Bosheit in der Stimme: „Nun, Meister, wie war die Aussicht vom Monte Luco?"

Und Michelangelo, wieder der vornehme römische Greis in Handschuhen und schwarzem Samtwams, reckte das Gesicht zum Papst empor und antwortete sinnvoll: „Die Aussicht, Heiligkeit, die Aussicht! Sie dünkte mich groß auf dem Gipfel, aber wurde mir Unwürdigem, exakt wie dem Diener Gottes, dem heiligen Isaak, um so weiter und wahrer, je tiefer ich den Berg hinunter, von den Steinen zu den Menschen schritt."

Der hohe Achtziger im weißen Habit des Weltenpriesters glaubte wohl, der Sonderling spaße auf seine rätselreiche Art. Er verbiß aber die weiteren Fragen, denn dieser strenge, herbe Hohepriester wußte viel von Himmel und Erde, aber just nichts als Name und Ort vom heiligen Isaak und wollte dem Laien diese verzeihliche Blöße nicht zeigen. Erst später, als er im großen Elend aus seiner unnahbaren Höhe niedersteigen und in den Wirrwarr naher Menschen energisch greifen mußte, sah auch er menschlich weiter und tiefer und dachte an den Monte Luco.

Jetzt aber sagte er mit seinem neapolitanischen Witz: „Dann sollten wir eigentlich hier die Sessel tauschen, denn ich bedarf einer größern Aussicht als Ihr."

„O spaßet nicht," bat Michelangelo, „Gott sorgt schon selbst, daß Eure Heiligkeit den Monte Luco nicht nur hinauf, sondern auch hinunter kommt." —

„Zu unsern Geschäften," befahl Paul mit kühlem Lächeln und rollte die vielen Pläne des Kuppelbaues auf. Ehrerbietig trat der ganze Domrat hinzu.

Ach, wie war dem Meister sogar diese Kuppel jetzt gleichgültig geworden! Er erklärte, zeichnete, antwortete und korrigierte schier mechanisch auf die Fragen des Papstes, aber seine Seele weilte voll Heimweh unter den lebendigen Eichenkuppeln des Monte Luco.

# Der rote Zauber des Mastro Giorgio von Gubbio

Hundert und hundert Histörchen kleben an allen Mauern Umbriens. Keine noch so geringe Stadt, wo nicht eine besondere Sage aus alten Toren singt. Da mischt sich die gewissenlose Phantasie hübsch mit der redlichen Geschichte, ein Erdbeben kracht hinein, ein Künstler zaubert, der schwarze oder schwefelgelbe Satan bockfüßelt herum, und ein Heiliger, gerne der sonnige Franz von Assisi, hilft der schiefen Geschichte zuletzt noch ins Blei.

Gubbio ist so ein Plätzchen. Es kriecht am Monte Ingino hinauf mit uralten Häusern, Bögen, Türmchen und Berggäßlein. Es ist mir mit Spello und Narni und Norcia eines der unvergeßlichen Städtchen Italiens geworden. Einen Nachmittag hoch über dem Städtchen im Schatten des Klosters Ubaldo zu verbringen und dort unter einer wilden Kastanie sitzend die hinreißend schöne, eigenartige, weite Aussicht über Täler und Berge zu genießen, das gehört zu den köstlichsten Stunden des — ach, alles in allem gar nicht so köstlichen Lebens.

Aber nicht hier oben, sondern weit hinten in der Schlucht des Camignano oder Metaurus, die sich links hinter den Stadthäusern öffnet, habe ich von einem Polizisten das Abenteuer des Meisters Jürg klar und bündig vernommen.

Wir setzten uns auf einen Bock neben dem trägen, damals geringen Schluchtwasser. Der Polizist schwitzte und kühlte sich die Stirne mit ein paar Güssen. Er schöpfte das Wasser mit einem zierlich gebauchten Majolikakrüglein. Der Dieb, den er so weit in den Berg verfolgt hatte, war ihm schließlich doch entwischt, aber hatte diesen kleinen, zerbrechlichen Raub mitten auf die Straße oben gestellt, als ob er sich damit aller Schuld entledige. Er trug sicher noch anderes bei sich, verschwor sich mein Nachbar, aber lachte doch erleichtert auf, weil er mit dem eroberten Gefäß seiner Amtspflicht genug getan hatte. Dieses Beutestück mußte jeder Obrigkeit beweisen, wie ihr Diener kam, sah, siegte.

Ich wußte, daß Gubbio in den Majoliken eine berühmte Hand besaß, einst die beste im ganzen Land. Denn damals verstand es eine karminrote Farbe so wunderbar in den glasigen Ton zu brennen, daß von dem

Digitized by Google

Skiläuferin. Gemälde von Albert Bitterlich
(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast)

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschirr ein geheimnisvoll tiefer, brünstig leuchtender Metallglanz ausging. Niemand kannte das Rätsel dieses Farbenfeuers außer Don Giorgio Andreoli, dem Erfinder.

„Ist es wahr," fragte ich, „daß der Mastro mit dem Blute lebendiger Menschen dieses Rot zubereitete?"

„Man sagt so. Wenn gefoltert oder enthauptet wurde, habe er dabeistehen und den Saft noch ganz menschenwarm ausschöpfen dürfen, gerade wie ich hier jetzt Wasser aufnehme." — Damit schüttete sich der erhitzte Ordnungsmann ein weiteres Krüglein klassisches Metaurusnaß über den Kopf.

Aber dieser Saft sei zu dick und zu heiß gewesen. Er habe nicht rot genug gefärbt. Denn Mastro Giorgio habe eine tiefe, dunkelglühende Röte im Sinne gehabt, Tag und Nacht davon geträumt und sei schier im Wahnsinn herumgegangen, weil die Majoliken von Urbino und Pesaro immer noch ein besseres Rot vermocht hätten.

Endlich, als er umsonst alle möglichen Erden und Säfte versucht, vor vielen Altären mehr getobt als gebetet und freilich zuletzt ein Rot wie die Urbiner, aber doch nicht ein besseres erreicht habe, da sei ihm in den Sinn gekommen, daß man von den Glasfärbern Urbinos erzählte, sie hätten sich mit dem Teufel verbündet.

‚Was die machen, kann ich auch,' dachte Giorgio und rief in einer schweren, gewitterhaften Mitternacht den Satan zu sich.

Der stand schnell und gefügig da wie ein dressierter Hund und erklärte sehr höflich, er bewahre freilich noch ein glüheres Rot für sich, den sogenannten Höllenpurpur. Aber dieses Rot sei eigentlich nur für die Teufel reserviert, nur für unterirdische Vergnügen. Billig könne er dieses beste Rot, das je erfunden worden, nicht für irdische Egoisten hergeben.

Was er denn vom Meister der Urbiner Gilde, von Don Pier Monti, damals bekommen habe?

„O diese Urbiner," versetzte der Schwarze verdrießlich, „viel zu wenig haben sie bezahlt. Hinterhältige Krämerseelen sind sie."

„Haben sie denn weniger geleistet als die von Pesaro?"

„Wie eine Wildkatze peitschte der Teufel beim Wort Pesaro den Schwanz hin und her. Die mußten ihm doch innert dreißig Tagen hunderttausend Goldstücke entrichten oder, wenn die Summe nicht voll würde, ihm die Seele ihres jüngsten talentvollsten Glasfärbers verschreiben. Und die Summe ist ungeheuerlich, wird nicht voll. So viel Gold in so wenig Zeit brächte nicht einmal Florenz oder Mailand auf.

„Aber schau, schau, am gesetzten Tag wurden ihm die hunderttausend Goldbatzen in allen möglichen Größen und Prägungen Stück für Stück vorgezählt. Durch ganz Italien und Frankreich schienen sie Gold entlehnt zu haben. Fünferlei Päpste, die Herren von Montefeltro, Ferrara, Gonzaga, Este, die Signorien von Florenz und Genua, die Münze von Perugia, Cremona und Mailand und noch viel anderes erkannte man da im Schnitt der Gelder und zählte sie dem Leibhaftigen vor die Schnauze.

„So nahmen nun die von Pesaro das Rezept, er, der Teufel, das Geld und fluchte sich von dannen. Zwar schien ihm, wie er seewärts hinkte, man rufe etwas von der Zitadelle hinunter wie Rame (Kupfer)! Aber er achtete es in seiner Wut nicht, bis er, je tiefer der Flug in die Hitzen ging, immer deutlicher fühlte, daß in den Goldsäcken etwas Ungehöriges vorging. Er sieht nach. O je, alles ist minderwertiges Gemisch von Kupfer, Silber, Nickel und schmilzt zur lügnerischen Vergoldung hinaus. Gold hätte bis zur Schatzkammer standgehalten.

„An das dachte jetzt der Gehörnte und fauchte und sagte zu Don Giorgio: ‚Noch ärger haben mich diese Urbiner betrogen. Sie gingen mit mir zur Kirche San Giuseppe und hoben die Finger und schworen, dieses Haus zu schließen, so daß nie mehr darin mein großer Feind gelobt und bedient werden könne. Das behagte mir. Eine Tür zu Gott zu, eine Tür zum Teufel auf. Und ich glaubte ihnen. Denn sie standen weit und breit im Rufe kalter Christen. So gab ich ihnen mein zweitbestes Rot. Und bald hör' ich auch, daß die Kirche geschlossen wird, aber . . . wegen Baufälligkeit. Ein Jahr darauf wird sie abgerissen und am gleichen Platze eine neue, viel größere Kirche gebaut! Denn mit diesem Rot verdienen sie ein Heidengeld.'

„‚Nun,' fuhr der Schwefelpeter fort, ‚hüt' ich mein letztes teuerstes Rot gut. Um das soll mich niemand narren.'

„‚Ich denke nicht daran,' versetzte Giorgio in seiner düstern Leidenschaft. ‚Ohne Umschweife, da hast du meine Seele.' Und er langte mit beiden Händen an die Brust, als wollte er die Seele aus dem Leibe reißen und dem Teufel in die Krallen schmeißen.

„Es wurde ein Pergament aufgesetzt. Aber im Augenblick, wo Mastro Giorgio mit seinem wilden, verhetzten Blute unterschreiben wollte, stutzte er und bemerkte, das gelte nur unter der Bedingung, daß es nicht



Digitized by Google

noch ein röteres Rot gebe. Er opfere seine arme Seele nur, wenn er zeitlebens das schönste Rot besitze. Sobald etwas Besseres irgendwo erfunden werde, halte er sich nicht mehr an den Kontrakt gebunden, da dieser ja dann sein Ziel nicht erreicht hätte.

„Der Teufel schmunzelte und nickte. Selbstverständlich gelte der Vertrag dann nicht mehr. Aber es sei ganz ausgeschlossen, daß Menschengenie noch ein besseres Rot finde. Teufelswitz gehe doch über jeden andern Witz. Kurz und gut, er sei zufrieden, wenn er Mastro Giorgios Seele so sicher habe, wie dieser sein bestes Rot.

„Die Klausel ward immerhin eingefügt und dann das Dokument beidseitig unterzeichnet. Und bald tauchten in Gubbio jene wunderbaren Geschirre und Vasen auf, die mit ihrer nie gesehenen, heißen, gefährlich leuchtenden Karminröte allen bisherigen Majolikaglanz in Schatten stellten. Es war beinahe nicht mehr ein irdischer Glutzauber. Die Künstler von Pesaro und Urbino wurden fahl vor Neid. Diese Gubbierfarbe schlug alle Konkurrenz nieder. Mastro Giorgios Schüsseln, Krüglein, Blumentöpfe und Zierteller eroberten Italien, und Ruhm und Zuspruch strömte massenhaft die steilen Gäßchen des Städtchens herauf.

„Aber nachdem das so eine Weile gedauert und der Meister sich daran gehörig übergessen hatte, fing der Mann an sich zu langweilen und zu ekeln und mehr und mehr in Schwermut zu verfallen. Er besaß überdies einen einzigen Knaben, dessen Geburt der Mutter das Leben gekostet hatte und der nicht die geringste Neigung für das väterliche Gewerbe empfand. Eher mochte Odoardo ein Pfaff werden. Auf des Vaters Ausruf bei einer ausnehmend glänzenden Vase: ‚Leuchtet das nicht überirdisch?' schrie dieser Jüngling einmal mit bebender, aber überzeugter Stimme: ‚Nein, Vater, unterirdisch!' — So eine feine Witterung besaß dieser Bursche. Aber wie sollte es anders sein, da Odoardo so oft zum heiligen Bruder Franz nach Assisi lief und dann viele Tage jeweilen fortblieb.

„So oft er seit jenem Unterirdisch dem Vater begegnete, ward dieser einsilbig und ließ den Kopf immer tiefer hängen. Das unheimliche Wort begann in Mastro Giorgios Seele immer stärker zu rumoren. Er hatte jetzt den Ruhm und den Reichtum erlebt und nichts Besonderes dabei gefühlt. Früher hatte ihn jede kleinste Erfindung oder Verbesserung in seiner Kunst auf Jahre hinaus froh gemacht. Wie ging es nun zu, daß er dieses Erstaunlichste schon so bald satt bekam? Etwa weil es nicht sein Werk war, sondern etwas Erkauftes, Erlistetes, Fremdes? War der Reiz so rasch verflogen? Was kam jetzt? Nichts als immer diese entlehnte, erschmuggelte Farbe und immer nur diese rote Langeweile, und dann der Tod und die Hölle.

„Er begann dieses Rot zu hassen und die alte selige Zeit mit dem geringeren Ruhm, aber köstlicheren Leben zurückzuwünschen.

„Tag und Nacht grübelte er nach einem noch tiefer und wilder glühenden Rot, um sich vom höllischen Kontrakt loszumachen. Er überwand sich sogar und schrieb einen Preis für denjenigen aus, der sein Rot übertreffe, wobei er besonders innig die Pesarer und Urbiner zum Wettbewerb aufreizte. Aber nichts verfing. Er hatte das beste Rot, und der Teufel hatte die beste Hypothek auf seine Seele. Oft wenn dem Meister beim Abenddämmern sonderbar graute, wenn er sein plötzlich ergrauendes Haar betrachtete, wenn ein Gleichalteriger mit dem Ablaßkreuz in den Fingern starb und er entsetzt an den eigenen unseligen Tod denken mußte, oft schien es ihm dann, es kichere und höhne ganz nahe und spotte seiner Ohnmacht.

„Wie oft wollte er seinem Sohne das Geheimnis mitteilen, bevor es ihm das Herz abdrückte. Aber Giorgio war mit seinem Sohne nie vertraut gewesen. Jahrelang hatte er ‚den Balg' kaum anrühren mögen, der ihm das Beste im Leben, seine milde, verständige, tröstliche Frau genommen und dafür nichts als seine so unschöne, scheue, zurückgezogene Winzigkeit gegeben hatte. Dann, als Odoardo sich ein bißchen umzuschauen begann und sich nun gern vom Vater dies und das hätte mögen erklären lassen, da hatte den Mastro schon jene wüste Hast nach den leuchtendsten Farben und wie man sie in Glas und Metall brenne und erglühen lasse, völlig übernommen, ja, geradezu besessen gemacht. Jetzt war die Frau tot und der erwachsene Sohn entfremdet, jetzt wo Giorgio vom toten Metall zum lebendigen Menschen fliehen wollte.

„Dann aber schämte er sich auch ganz heillos, zu bekennen, sein Ruhm sei gar nicht eigenes Verdienst, sondern erkauft, erschwindelt. Vom Teufel! Und das war das Schlimmste an der Sache. Er wäre der Gottlosigkeit und Zauberei angeklagt, in den Turm geworfen, unsäglich gefoltert und zuletzt wohl erdrosselt oder verbrannt worden. ‚Meine Seele, meine arme Seele!' schrie er nun oft, wenn er sich allein glaubte. Als Odoardo ihn einst so jammern hörte, drang er zum Vater ein und bat ihn dringlich, ihm doch das Herz auszuschütten. Da ent-

Digitized by Google

schlüpfte dem gequälten Giorgio wenigstens das Wort: ‚Gibt es kein stärkeres Rot als das meinige, Knabe, dann hab' ich Ehr' und Seligkeit verloren.'

„‚Das gibt es nicht, das gibt es nicht!' rief eine gar wüste, übermütige, stinkende Stimme aus dem Stubenwinkel.

„Da wußte der Jüngling genug. ‚Und das gibt es und muß es geben,' schleuderte Odoardo verwegen in die Finsternis und rannte dann zum allhelfenden Franz nach Assisi hinüber um Beistand.

„Aber der Heilige wollte nicht selbst ins Zeug greifen. Er behauptete, das könne auch Odoardo vollbringen, und es sei sogar gut, wenn das Kind den Vater erlöse. Da käme dann Wärme ins Haus und der Teufel hätte so das Spiel gründlicher verloren als je einmal. Überdies, fügte Franz bescheiden hinzu, hinderten ihn die Wunden. Er meinte jene wunderbaren Male, die er bei der Versenkung ins Leiden Christi vor bald einem Jahre bekommen hatte, genau, als wäre er mitgekreuzigt worden, und die oft noch durch die Lumpen des Verbandes leuchteten. — Ein Maultier! — Ach, er ritt nicht gerne wie ein Herr.

„So wies Franz den Jüngling genau an, was und wie er mit dem Vater vornehmen solle, und schärfte ihm daneben noch besonders ein, den Teufel jeweilen, wenn er sich bemerklich mache, recht höflich zu behandeln. Sogar Beelzebub könne man mit Höflichkeiten kirren.

Fröhlich kehrte Odoardo heim, obwohl er vom Regen unterwegs bis auf die Haut durchnäßt war. Doch wie er so mit leeren Händen in die Werkstatt trat, kehrte der Vater sich enttäuscht von ihm ab. Er hatte gehofft, Franz oder sonst ein Wunder käme mit dem Buben. Nun wurde sein trübes Gesicht noch verhärmter. ‚Ich werde dir helfen,' versprach Odoardo.

„‚Du?' antwortete der Meister höhnisch. ‚Du? wo es scheint's Franz nicht einmal kann!'

„‚Ja, ich.'

„‚Wann denn?'

„‚Nur Geduld, 's ist noch alle Zeit.'

„‚So reden die falschen Propheten.'

„Odoardo widersprach nicht mehr. Aber morgens und abends sah er sehnsüchtig gegen den Monte Urbino, den Böswetterberg, ob denn dieses heillose Sudelwetter nicht bald aufhöre. Es schien, er brauche heitern Himmel zu seinem Unternehmen. In den Hauswinkeln kicherte und spöttelte es indessen immer garstiger. Doch Odoardo hatte genug vom Meister in Assisi gelernt und lächelte und tat, als höre er nichts.

„In jener düstern Zeit hielt der Mönch Egidio Salvari in Gubbio Volksmission. Seine Bußpredigten donnerten furchtbar in die Kirchenstühle hinunter. Er trug einen Totenkopf in der Hand und malte so viel Hölle, daß man keinen Himmel mehr sah. Mastro Giorgio ging sozusagen selbstmörderisch in jede Predigt und saß hernach jedesmal noch mutloser an seiner Tischecke beim Stubenfenster. Ach, welch ein Leben ohne Freude! Der Säufer hat wenigstens seinen Wein bis zum letzten Schluck und der Liebhaber seinen Schatz bis zum letzten Kuß. Aber er, Giorgio, hat nichts als dieses vergiftete und verfluchte Höllenrot und hernach die Hölle selbst. Eine ungeheure Furcht vor der Ewigkeit machte ihn schlottern. Er wagte in keinen Winkel zu schauen, in keine Nische zu sitzen, sondern hockte sich zuvorderst ans offene Fenster, als müßte er immer zur Flucht bereit sein.

„Da, eines Abends hellte sich der Regenhimmel auf, eine weite, goldene Bläue überspannte die Stadt, und die Höhen vor Costaciarro und Sigillo begannen sich langsam im Widerschein der verblutenden Sonne in ein tiefes Purpurrot zu kleiden.

„‚Schau', sagte Odoardo und atmete schwer, denn nun galt es, ‚schau wie rot!'

„Mastro Giorgio stierte blöde hinüber und verstand den Sinn nicht.

„‚Komm hierher, an dieses Fenster,' bat der Sohn. ‚Da sehen wir noch Besseres.' — Irgendwo in der Stubendämmerung begann es unruhig zu knistern.

„Westlich, gegen Sant' Angelo war die Sonne untergegangen. Nun sind die Sonnenuntergänge von Gubbio aus ein prachtvolles Schauen, besonders nach Regenschauern, wenn die Luft noch feucht ist und leichte Dunstschleier über den abendlichen Ausgängen der Talung wehen. Alle Luft ringsum, nicht bloß der Himmel, scheint dann glührot zu flammen und in einen immer tiefern Purpur hinunterzubrennen. Die ganze Welt gleicht dann einer einzigen dunkelroten Feuerrose. Wer hineinblickt wird selber Rose.

„Dieses Wunder des Abendrots geschah jetzt, und wie Giorgio hineinstaunte und Odoardo ihn stupfte und reizte: ‚Vater, nun urteile selber, ist das nicht noch ein viel kräftigeres und innigeres Rot als das deinige? . . .' da begann etwas im Trübsinnigen zu zerreißen, ein schwarzes Tuch oder eine finstere Hoffnungslosigkeit oder etwas Ähnliches. Dieses Abendrot dort, so eine gewohnte selbstverständliche Erscheinung, bekam plötzlich ein außerordentliches, ungeheuer wichtiges Gesicht. ‚Rot, rot,' stot-

terte er, ‚sehr, sehr rot!' Aber er wagte noch nichts zu folgern.

„Odoardo drückte ihm ermunternd die Hand, wandte sich mit der andern einladend gegen die hinterste Stubenecke und rief mit ausgesuchter Höflichkeit: ‚Darf ich Sie bitten, geehrter Herr Dunkel, vormals Exzellenz Luzifer, dieses mächtigste Rot auf Erden in gnädigen Augenschein zu nehmen? Ihr fachmännisches Auge wird mir beistimmen, daß nie ein stärkeres Rot erfunden ward. Ich gebe viel auf Ihre Zustimmung.'

„Unwillig, hinderlich, knurrend kam etwas gegen das Fenster. Man hörte es nur und roch etwas, aber sah nichts. Eine kleine Pause entstand. Dann rief Giorgio, immer mutiger und berauschter vom Anblick dieser zwingenden Himmelsröte: ‚Der Teufel ist übertrumpft, alleluja, es gibt noch ein röteres Rot als das seinige.'

„Da keuchte es häßlich und heiser in der Nähe: ‚Mag sein, dummer Tropf, ja, förmlich zugegeben! Aber was hat das mit deinen Majoliken zu tun? Mein Rot bringst du ins Glas. He, so versuch' denn, fang auf, so viel du kannst von diesem roten Nichts da draußen und misch' es im Tiegel. Wir wollen sehen, was da herauskommt.'

„Ach wie kindisch und doch wie rührend ward nun Mastro Giorgio! Verstörten Geistes lief er in die Werkstatt, trug den Arm voll ungefärbten Geschirres herein und stellte es aufs Gesimse. Sogleich flammten die Gläser auf, das ganze Abendrot fing sich in ihnen, sie schienen mit überirdischem Blut, dem Blut der Himmlischen, wenn man so sagen darf, überfüllt.

„Da sieh, da sieh,' jauchzte der Meister.

„Ein dürres, krähendes Lachen antwortete zur Seite. ‚Armer Narr, schau' jetzt!' Und der Unhold rückte mit unsichtbaren Fingern das Geschirr in den Schatten, daß es sogleich wieder farblos und tot aussah.

„Da sieh, da sieh,' äffte er den Mastro Giorgio.

„Es genügt, geehrter Herr Dunkel, daß Sie, daß wir alle hier noch ein röteres Rot als das Ihrige — gewiß ganz ausgezeichnete — soeben erlebt haben. Nach dem Wortlaut des Vertrages würde das meinen Vater bereits von jeder Verbindlichkeit befreien. Denn es steht da ausdrücklich: ‚Sofern nicht ein noch besseres Rot erfunden ist.'

„Wollt ihr Toren sagen, ihr hättet das Abendrot erfunden?'

„Es sollte heißen: gefunden; so ist es natürlich gemeint.'

„Es steht aber: erfunden. Zur Zeit unseres Vertrages war das Abendrot schon erfunden oder auch gefunden, ganz wie ihr wollt. Aber wir meinten außerdem ein Rot, das in eurem Gewerbe praktisch verwendbar ist. Also steht der Vertrag in Kraft.'

„Aber der Herr Doktor hatte doch schon ein bißchen Angst,' scherzte Odoardo, ‚so viel ich merke.'

„Ach, woher!'

„Und doch war das erst ein kleiner Versuch, so ein Spaß vor dem Ernst. Aber jetzt kommt der Ernst. Paßt gut auf,' bat der Jüngling.

„Indessen Odoardo so redete, lächelnd, voll heiliger Überlegenheit, das bleiche, franziskanische Gesicht noch ganz überflutet vom glühenden Himmel und besonders in den tapfern Augen das Abendrot zweimal widerspiegelnd, aber so tief, so warm, als komme das Leuchten nicht von außen, sondern aus dem Herzen und als wäre darinnen noch ein viel größeres und süßeres Glühen: da konnte Vater Giorgio kein Auge mehr von ihm abwenden. So einen schönen, beinahe feuerspeienden Menschen hatte er noch nie gesehen und nie hatte er gewußt, daß sein eigener Sohn ein solcher Mensch sein, so reden, so glänzen, so lächeln und siegen und vor allem ihn aus dem seelengrauen Elend so heiter retten könne. Denn daß er nun gerettet würde, daran zweifelte er keinen Augenblick mehr, obwohl er keine Ahnung hatte, wie es dabei zugehen müsse. Ihn dünkte, er sollte sich vor Odoardo niederwerfen und ihm die Füße küssen. Denn was hatte er ihm je Väterliches erwiesen? Vater war er an seinen Majolika, aber nie an seinem Odoardo gewesen.

„So innig wie ein Sehendgewordener zum Himmel aufblickt, so umflatterten und küßten Giorgios Blicke gleichsam das Antlitz seines lautern Kindes. Alles, was früher war, dünkte ihn wie Staub und Tod. Jetzt kam das Leben, denn jetzt kam das wahre, warme Lieben.

„Und nun hob Odoardo an gerade von der Liebe zu Gott dem Vater und zum Menschen, dem Vaterskind, unserem lieben Bruder, zu reden. Zu reden? Nein, das war Musik. Das kam vom seligen Franz her, das waren Strahlen aus seinem Sonnengesang.

„Es gebe noch etwas, viel röter und blühender als das Morgen- und Abendrot, greifbar und fühlbar nicht bloß alle Seelen, sondern auch das elendeste irdene Geschirr durchleuchtend, nie veraltend, nie Farbe verlierend, im Gegenteil immer tiefer leuchtend: Die Liebe. In solcher Liebe sei der Himmel zum heiligen Franz niedergestiegen und habe ihm die fünf Wundmale

Digitized by Google

des Herrn eingeprägt. Die blühten wie keine irdische Rose. Dagegen sei das Rot des Herrn Dunkel eher katzengrau. Exzellenz solle verzeihen, Odoardo verneigte sich gegen die Stelle, wo das Fauchen und Schwanzpeitschen wieder anfing, — aber es sei einmal so. Er, Odoardo, mache den gefälligen Vorschlag, daß sie drei zusammen nach Assisi zögen und sich davon überzeugten.

„Es möge sein, es möge ganz wohl sein, keifte der Hinkebein. Er widerrede gar nicht. Aber er mache auch keine nutzlosen Wallfahrten. Denn er müsse wiederholen, hier handle es sich einzig um ein Rot für Mastro Giorgios Gewerbe. Wenn der Meister jene Fünfwundenglut ins Glas zaubere, gut, dann wolle er abdanken. Aber das sei so unmöglich wie mit dem Blitz schreiben.

„Doch wieder entgegnete Odoardo, im Vertrage stehe einfach, falls ein besseres Rot erfunden d. h. gefunden werde. Dies sei nun der Fall. Der Bettelkönig Franz habe es mit des Himmels Gnade vor just einem Jahre am 14. September erfunden und damit basta.

„‚Nein, nicht basta,' fauchte es.

„Entzückt schaute Giorgio seinen kühnen Sohn an. Er fühlte, wie ein Strom von heißer, noch nie empfundener Zärtlichkeit ihn durchwogte, wie sein Welt- und Lebensbild, nachdem es sich so schmählich lange Zeit in ein paar Majoliken und in ein sattes rotes Färblein verkrüppelt hatte, sich ihm in dieser Gnadenstunde unendlich erweiterte und erhöhte, wie er am liebsten Odoardo am Arm genommen, sein glühes Geschirr zu Scherben getreten und sich mit dem Sohne als liebedürstender, liebeschmeckender Jünger dem heiligen Franz angeschlossen hätte. So furchtbar lange war er kalt wie ein nie geheizter Ofen gewesen. Jetzt kam das Feuer so stürmisch, daß es ihn fast zersprengte. Seine Seele war unter Glas und Ton erwacht. Es hatte mit der Angst vor dem Teufel begonnen und ging jetzt in die Freude und in den Mut zu Gott über.

„‚Komm, du mein Trost,' rief er Odoardo zu. ‚Wir gehen zum Santo und küssen seine heiligen Male. Und das übrige ist bei Gott, dem Wunderwirker. Und wenn du anständig tust, nicht knurrst, noch bellst, darfst du mitkommen, du da!' lachte Giorgio gemütlich zur Seite, wo er den Gottseibeiuns vermutete.

„Und wie der Zottige sich auch sperrte, tobte und zähnefletschte, vor Mitternacht, bei schwachem Mond und lauer Luft ritten Vater und Sohn gegen Assisi hinunter. Sie nahmen den Weg über Urbino und erreichten bei Bosco den muntern Tiber, fast vor den Toren Perugias. Da übernachteten sie. Hinter ihnen trottete sterbensunfroh der Höllenhund und dachte, das sollte ihm jetzt noch widerfahren, nach den Urbinern und Pesarern auch noch den Kuckucksdank von diesem Gubbier Kerl!

„Als sie frühmorgens das Tal durchqueren wollten, hielt sie ein vermummter Pestbruder an und sagte, die Seuche verheere das linke Tibergelände, und Assisi und die hinteren Ortschaften seien gesperrt. — ‚Aber vor einer Woche war noch kein krankes Bein da herum,' widersprach Odoardo. — ‚O, die Pest reitet schnell,' kam es zurück. ‚Hört ihr denn nicht die Totenglocken läuten?' — In der Tat, talauf, talab brummte es von den Kirchtürmen. Da schlug der hartgesottene Jüngling ein Kreuz. ‚Au,' schrie es hinter ihm, als hätte der Hund sich in den Schwanz gebissen. Das ganze Truggebilde war verschwunden.

„Indessen stolperten die Pferde jeden Augenblick über ein Hindernis, die Hufeisen lotterten, man verlor viel Zeit in den Wiesen von Pentimento, so nannte man die Flur vor dem Chiggiafluß. Sie war durch die Regengüsse überschwemmt. Bei der damaligen San Vittore-Brücke arbeiteten die Maurer, um die geborstenen Bögen vorläufig mit Pfählen und Latten zu ersetzen. Der Vorarbeiter lüpfte die Mütze und rief: ‚Durchgang unmöglich!' — Wütend schossen die grauen Bergwasser zwischen dem Getrümmer talab. Aber zum zweitenmal schlug Odoardo ein Kreuz, und siehe, da stand nur noch der Brückenwart, erhob den Zoll und führte mit sorglicher Hand Reiter um Reiter über den geflickten Steg. Der Teufel aber, dem all sein Genie nichts frommte, stürzte sich, statt über die Bretter zu laufen, vor heller Wut ins schmutzige Wasser. Denn es zischte und rauchte, als fiele eine ganze Feuersbrunst in den Fluß. ‚Wohl bekomm's!' lachten die zwei Andreoli.

„Sie gelangten nun an den Abhang des Städtchens Assisi, der unten gegen den Talboden bewaldet war und die einfachen Hütten des heiligen Franz auf jener Lichtung barg, die man bald die Portiunkulawiese nannte. Aber wie sie zum Kirchlein strebten, kam ein Bettelmönch, der Bruder Wachholder, den Pilgern eilig entgegen, verwehrte mit freundlicher Geste den Weg und erzählte, Vater Franz liege schwerkrank danieder und wolle und dürfe mit niemand sprechen. Sie sollten in einer Woche wiederkommen.

Digitized by Google

„‚Aber Bruder Juniperus,' fragte Odoardo mißtrauisch, ‚wo hast du das Kreuzlein, das doch immer in deinem Gürtel steckt?'

„Der Frate verzog unschön das Gesicht.

„‚Und warum sagst du nicht wie üblich: Gelobt sei Jesus Christus!'

„Jetzt verzerrte sich das Mönchsbild zu einer Grimasse.

„‚So nimm denn mein Kreuzlein,' forderte der Jüngling immer sicherer.

„Da barst der Spuk auseinander, und sie konnten ruhig zur begrasten Kirchenschwelle treten, wo der heilige Franz in der Sonne ruhte und der echte Bruder Wacholder ihm gerade die Verbände an den Händen und Füßen löste. Denn es war der vierzehnte des Herbstmonats, der Jahrestag des schmerzlich-süßen Wunders, das Gott und Gottesliebe ihm angetan hatten.

„Als die zwei Gubbier ganz hinzutreten wollten, bedünkte sie nicht nur, es zerre sie etwas von hinten an den Mänteln mit sieben Mäulern und Krallen verzweifelt rückwärts, sondern auch Bruder Wacholder gab ihnen mit einer deutlichen Miene zu verstehen, sie sollten den verzückten Franz jetzt nicht stören, sondern in seinem stillen Himmelsgespräch mit Gott allein lassen. Und wirklich, der selige Mann sah nicht wie ein Mensch aus, so blaß, schwach und mit schwitzend schwarzem Haar er auch da lag, vielmehr wie etwas Erd-Enteiltes, Wolkendurchflogenes, Himmeldurchschauertes. So mochte Stephanus, der berühmte Diakon, im Sterbstündlein ausgesehen haben, als sich vor seinem begeisterten Blick die ganze Pracht des Himmels öffnete.

„Verlegen guckte Mastro Giorgio hin und her und bemerkte sogleich, daß sie nicht allein seien. Hinter Weiden und Buchenbüschen sahen Gruppen von Pilgern, Verehrer Franzens und auch ein sehr großer, schmutziger Rest von Neugier hervor. Da waren Zweifler und Spötter neben den innigst Knienden, rohe Bauern und schmale, steinharte Aristokratenherren, Geistliche, die Tränen vergossen, andere, die von Zauberei und Sensationsmacherei munkelten, und im unansehnlichen Reisemantel stand an einer Steineiche der Kardinal Ugolino und hätte am liebsten Franzens derbe Kutte angezogen und dafür den Bettler da mit seinem Purpur umwickelt. —

„Aus den offenen Fenstern des Klosters blickten verstohlen die Brüder heraus, um wenigstens von ferne beim geliebten Vater zu sein. Da sah man den feinen, aber sonngebräunten Bernhard von Quintavalle, den massigen Bruder Masseo, das Lämmchengesicht des Bruders Leone und andere in tiefster Beschauung, als müßte nochmals ein Wunder geschehen. Ja, die Erwartung eines Wunders zitterte über den ganzen Platz, machte das Gras leise beben, die Tannen, Pappeln, Oliven erschauern und selbst das kecke Gevögel still auf den äußersten Zweigen verharren.

„Der Meister wußte nicht, wollte er hier gleich ins Gras knien oder sich zu den Leuten im Busch verstecken. Da zerrte der Teufel wieder erbärmlich von hinten, ganz wie ein Hund, der seinen Herrn in die größte Gefahr rennen sieht. Zornig schlug Don Giorgio mit seinen Reitstiefeln hintenaus, zweimal, dreimal, zehnmal, und hieb mit dem Peitschenstiel rückwärts. Besonders die Schwünge des gespornten Stiefels schienen ein Weilchen zu fruchten. Aber dann begann das Winseln und Reißen und Dreinhauen wieder, so daß auch die Pilger schließlich aufmerkten.

„Indessen zog Odoardo eine durchsichtig helle Kristallschale unter dem Gewand hervor. Da merkte Bruder Juniperus, daß es sich um etwas Ungewöhnliches handle und halb mit, halb gegen seinen Willen entfuhr ihm: ‚Frate Odoardo ist mit seinem Vater da.' Frate nannten die Brüder den jungen Gubbier schon lange, da ihm dazu ja nur noch das Habit fehlte.

„Bei diesen Worten senkte Franz das himmelerhobene Auge, erblickte das Gubbierpaar und lächelte es einladend an. Da traten sie tapfer herzu.

„Der Bruder hatte bereits die Verbände von den Händen gelöst, die Franz nun sehnsüchtig ausstreckte, als wolle er alles an die Brust drücken und dann gleich damit in die Höhen schweben. Auch den linken Fuß hatte Juniperus entblößt und wickelte jetzt den rechten los. Über die Seitenwunde hatte er eine weiße Binde gezogen. Denn Franzens keusche Demut duldete nicht einmal so viel Entblößung. Aber die Wunde glühte in unbegreiflichem Purpur durch das Linnen.

„Bei jeder Entblößung rieselte ein Blutbächlein ins Gras, und jedesmal dachten die Jünger und Ottavio mit ihnen: ‚Wie schade um diesen kostbaren Saft! Mögen die schönsten Blumen entspringen, viel besser wäre es doch, diesen Tau zur Heilung der armen Menschheit aufzufangen.' Jeder Tropfen, der sich da in die Erde verlor, tat ihnen mehr weh, als dem schlimmsten Geizhals ein entschlüpftes Goldstück.

„Aber auch Mastro Giorgio riß die übernächtigen Augen immer weiter auf. Da rieselte ja wie geschmolzenes Gold, was sage ich, wie flüssiges Morgenrot, nein, ne

Digitized by Google

köstlicher, tiefer, feuriger aus den blassen Gliedern. So ein Rot hatte noch niemand erblickt. Das schlug alle erdenkbare Farbenglut tot.

„Es sott in ihm das Blut. Künstlerbegeisterung, Farbenrausch erfaßte ihn. Er dachte nicht mehr an den Teufel, noch an den Heiligen, sondern nur an dieses unbegreifliche Rot, riß dem Sohn die Schale aus der Hand, kniete vor Franz nieder und ließ das Blutbächlein in sein Geschirr träufeln. Das geschah schnell wie der Blitz, niemand konnte es hindern. Und hastig schwang er die Schale in die Höhe und zeigte sie allum. Sie zuckte in Millionen Strahlen und brannte wie die heißeste Abendsonne.

„‚Das roteste Rot,' schrie er wild, ‚über Pesaro und Urbino, über mich und allen Teufel hinaus rot!'

„Sowie er den Namen seines schwarzen Tyrannen ausgerufen hatte, kam ihm sogleich wieder seine Lage und die Absicht der Wallfahrt in den Sinn. Aber die Verzauberung wäre wohl zu mächtig gewesen, wenn den Verirrten nicht eben jetzt der durchdringend klare, gütige Blick Franzens getroffen hätte, ein Blick, der so liebreich sagte: ‚Armer Schwärmer! Und deine Seele? Deine Seele über alle roten Sonnen köstlich! Gib doch acht auf sie!'

„Die Mönche in den Fenstern, das Volk im Wäldchen, die Vögel im Geäst, alles reckte die Hälse, würgte an einem Schrei und fand den Atem vor Schauensnot nicht mehr. Jetzt hörte man durch die Totenstille jene ruhige, tröstliche, zarte Stimme, wie sie nur Franz gleich einer Orgel spielte. Deutlich hörte man sie sagen: ‚Gemeines, sündiges Blut! Schütt' es aus, schütt' es sogleich aus, mein Sohn.'

„Das traf den Meister wie ein Herzschlag. Wie, dieses Gold, dieses Himmelsrot, diese über Welt und Unterwelt siegende Farbe? Wie, diese Rettung seiner Seele vor dem Satan? Um deswillen war er ja dahergereist. Wenn er diesen Saft nicht behielt, war er verloren. Verstört, an allen Gliedern bebend, mit todtraurigem Auge stand er da und krampfte die Schale fest.

„‚Schütt' es aus!' gebot Franz noch milder und bezwingender. ‚Vertrau' und wirf alle Eitelkeit weg! Nur Gott, nur Liebe, nichts anderes!'

„Das wirkte überwältigend. Noch einen Moment zauderte Giorgio. Dann blickte er auf diesen Heiligen, der nur Freude und Liebe war und der im Himmel vielmehr als auf Erden daheim schien. Er ertrank sozusagen in den himmlischen Blicken Franzens und fühlte dabei, wie seine Seele sich losmachte vom schönsten Rot und von Hölle und Höllenangst, wie er nur noch eines empfand, lieben zu können, lieben zu dürfen wie dieser Santo, und dann stürze alles zusammen und komme, was wolle, einerlei. Und jetzt, in diesem unendlichen Schwung seines ganzen Menschen schleuderte er das Blut übers Gras und wollte auch das Geschirr zu Boden schmettern und kindlich stottern: ‚So, Heiliger, und was soll ich jetzt?'

„Aber er kam nicht zu Worte. Die Schale in seiner Rechten leuchtete weiter wie eine Sonne, obwohl kein Tropfen Blutes mehr darin klebte. Ja, immer noch ein tieferes Gefunkel sammelte sich im Kristall, von einem unglaublichen Purpur in einen noch unglaublichern hinab, so wie man beim Untergang der Sonne meint, jetzt, jetzt ist sie am rötesten und sie doch noch röter wird. Doch hier war kein Sonnenuntergang. Diese Schale verkündete Sonnenaufgang ringsum in allen Zuschauern und vornehmlich in Mastro Giorgio. So wie er das Glas in die Höhe hob, ward es auf einmal allen klar, das sei keine gewöhnliche Trinkschale, das sei das Menschenherz voll Opferliebe und Ewigkeitsdurst, es sei das Bild der von Gottesliebe und Gottesheimweh durchsonnten Menschheit.

„Das spürten alle wie in einer Pfingstoffenbarung. Alle fühlten eine kleine Feuerzunge in ihre Seele schweben, alle merkten, daß sie bisher wenig an dieses Rot geleistet hatten. Jene argwöhnischen Priester fielen aufs Knie, jene Grafen lehnten sich brüderlich an die Bauern, und diese dachten nicht mehr an falsche Unterwürfigkeit, sondern Du und Ihr mit der gleichen Herzlichkeit. Die Vögel pfiffen wie trunken aus den Dolden herab, und vom bretternen Klostergang erscholl ein Choral der Mönche. Sie sangen das Sonnenlied ihres Meisters. Und das Volk summte mit und klopfte an die Brust, und in diesem frommen Lärm merkte niemand als der Mastro Giorgio, wie es noch einmal verzweifelt am Mantelsaum riß, den Schuh ins Gefräß bekam und verröchelnd endete. Und in diesem Augenblick war Don Giorgio buchstäblich drei Zoll größer geworden, so lebensfroh reckte er sich aus seiner langen, elenden Gepreßtheit in die Höhe. Seine Seele aber war nicht nur um drei Zoll, sondern um ein Unendliches, um die franziskanische Liebe größer geworden.

„Odoardo nahm die Kutte. Der Meister hingegen verkaufte seine Werkstatt, siedelte sich im Assisistädtchen an und half gar oft den hungernden und frierenden Armutssöhnen mit seinen Almosen aus. Er gab sich

Digitized by Google

nicht mehr mit Glasfärberei ab, sondern goß Kelche für das Blut Christi und Schalen für die Hostien, und eine wackere Goldschmiedgilde stammt von ihm ab und füllte eine ganze Gasse mit ihrer Kunst, bis die ewigen Kriege und Zerstörungen und die daherige Verarmung auch dieses Gewerbe nach und nach im Moder begrub.

„Aber dieses Kneten und Klauben und Pochen in Gold oder Silber füllte lediglich Giorgios Vormittag aus. Nach dem Minestrone und dem Krüglein Chianti legte der Meister sich aufs rechte Ohr, bis die zwei heißen, schläfrigen Stunden des Nachmittags vorbei waren.

„Um die vier griff er dann zu einem geringern Stoff. Aus billigem Lehm drillte und brannte er dann weite Tassen und tiefe Teller, Schüsseln und Henkeltöpfe und glasierte sie weiß und blau und rot und schnörkelte ein großes Wort darauf wie Amore oder Carità oder Fratellanza. Und abends, wenn die Gassen im ersten Dunkel lagen, ließ er sich vom Bauern Giuseppe Corni die Gefäße mit Milch, Wein, Eiern oder süßer Butter füllen und trug sie mit seinem bekutteten Sohn oder sonst einem gutherzigen Kameraden leisen Fußes und milden Blickes in die Kammern der Armut, Gebrechen und Sünde.

„Und wenn jene Menschen das Geschirr geleert und sauber geputzt und bewundert hatten und es errötend zurückgaben, dann sagte er: ‚Behaltet es nur und leset das Wort darauf und laßt mich wiederkommen und mit euch davon plaudern.'

„Und so hausierte er unentgeltlich mit seiner Liebe und machte viele Traurige froh. Und dieses irdene Geschirr freute ihn mehr als die einstigen roten Herrlichkeiten, ja, mehr als der feinste Altarkelch. Aber auch diese irdene Ware ist verscherbelt und vom Staub und Dunkel der Jahrhunderte verschüttet worden.

„Aber kein Staub ist so dicht und kein Dunkel so schwarz, daß nicht jene franziskanische Purpurschale La Rivincita — die Vergeltung genannt — mächtig durch alle Zeit leuchtete. Dieses Leuchten sagte: ‚Die Sonne ist stärker als die Nacht, die Liebe ist stärker als die Sünde, der Himmel ist stärker als die Hölle, das Gute ist näher als das Böse. Immer heißt es wieder: Es werde Licht, und es ward Licht!' Das ist der Trost der Weltgeschichte."

*

So klang die Erzählung vom Mastro Giorgio zwischen Busch und Stein im magern Bett des Metaurus.

Der Polizist hat die Geschichte kürzer erzählt, schöner, markiger. Ich habe sie beim Niederschreiben verwässert, indem ich bewußt und unbewußt meine Gedanken in die Legende schmuggelte. Das ist ja das Heil wie Unheil des Geschichtenschreibers. Aber ein leises Funkeln, hoff' ich doch, blinzle von jenem purpurnen Kristall noch in diesen armen Abklatsch eines unvergeßlichen umbrischen Stündleins.

„Wo ist denn jetzt diese Schale?" fragte ich im Hinausschreiten zum Hügelstädtchen. „Kann man sie sehen?"

„Das ist das Traurige, niemand will wissen, wo sie sich befindet," erwiderte der Carabiniere. „Im Stadthaus zeigt man eine Schale. Viele glauben, es sei die echte. Aber die Farbe kommt mir verblüht vor, und dann ist es nicht Kristall."

„Kristall oder Ton oder was, das wäre doch Nebensache," meinte ich. „Das Licht ist die Hauptsache."

„Man meint, in den Wirren habe ein Kloster oder ein Bischof oder gar ein schlauer Sammler das Geschirr versteckt. Weiß ich warum? Sei es, wer es wolle, mich dünkt das Diebstahl. Was denken Sie dazu?"

‚Ach,' dachte ich, ‚schließlich ist es doch auch nur ein irdisches Geschirr, eine Scherbe mit einem Schein von Ewigkeit daran, nicht mehr. Es hatte eine augenblickliche Aufgabe und hat sie damals tüchtig erfüllt. Wenn so was verloren geht oder selbstsüchtig von einem geizigen Frömmling versteckt wird, nun, was macht das? Jenes ewige Rot soll doch eigentlich weniger im Geschirr, woraus wir trinken, als in uns Trinkenden brennen. Und auf solche Menschengeschirre hatte es Franz abgesehen.' — Und ich fing an mein Geschirr der Seele zu prüfen. O wie viel farbloses Glas, o wie wenig Glut!

„Was denken Sie dazu?" wiederholte der Polizist und knöpfte zu und glättete die schöne Uniform, denn wir kamen in die Via Gabrielli, wo viele Frauen und Mädchen an den Gesimsen oder Söllern lehnten und er eifrig grüßte.

„Ich denke, dieses Rot, von dem Sie mir ein so hübsches Histörchen erzählt haben, dürfe auf allen Majoliken erlöschen, wenn es nur in uns brenne."

„Sind Sie Priester?" fragte die Uniform erstaunt.

„Ich möchte, ich sollte, ich hoffe . . ."

„Ah," lächelte er, „ich verstehe."

Hatte er wirklich verstanden? Habe ich selber recht verstanden? O Gott, wie ist die wahre Liebe, von der es doch heißt, sie komme von selbst wie Wind und Sonnenschein, wie ist sie sogar nach einem solchen Wunder noch so schwer zu verstehen . . .

Digitized by Google

Junger englischer Bluthund. Bronzebildwerk von Emil Manz

Digitized by Google

Digitized by Google

... Am folgenden Vormittag zwischen elf und zwölf saß ich mit Freund Arnaldo, dem spitzigen Advokaten, an einem Morgenschöpplein oben an der Piazza della Signoria. Der Carabiniere von gestern setzte sich bald herzu. Er habe hier, spaßte er, wo sich weitaus am meisten Volk ansammle, den richtigsten Platz gewählt, um das Verbrechen zu belauern und gleich am Schopf zu fassen.

Da erzählte ich Arnaldo die Legende von der roten Schale. Er kannte sie schon. Dennoch hörte er mit italienischer Höflichkeit zu, lächelte geduldig und sagte zuletzt mit einer jener geheimnisvollen Runzeln, die Anwälte so wichtig über der Nase rümpfen: „Aber ich muß dennoch bei allem Respekt vor dem Wunder feststellen, daß der Kontrakt mit dem Teufel rechtlich nicht gelöst und Euer guter Mastro Giorgio, juristisch genommen, eigentlich noch immer mit seiner Seele haftbar war."

„Wieso das?" fuhren wir schier beleidigt auf. — „Das sind so Eure Juristenkniffe."

„Gar nicht! Reine Wahrheit. Überlegt selber: Nach dem Vertrag handelt es sich nicht um das schönste Rot am Himmel oder an einem verzückten Heiligen, sondern lediglich um die beste rote Farbe für Giorgios Majoliken. Da nützte diese eine einzige Blutschale gar nichts. Er konnte wohl auch nicht dem heiligen Franz gewerbsmäßig Blut abzapfen. Außerdem, das Wunder ist etwas Rares. Es wiederholt sich nicht Tag für Tag wie ein Geschäft. Darum hat ja der Meister Andreoli auch später gar nicht mehr gewagt, rotes Geschirr zu modeln, der Fuchs, er wurde Goldschmied."

„Wer weiß, die Liebe, die ihn nun durchflutete, hätte ..."

„Die Liebe ist kein Färbemittel, Freund. Nein, nach dem Kontrakt wäre Giorgio noch immer haftbar gewesen. Juristisch behielt der Teufel recht. Er war ein Narr, das Spiel so früh aufzugeben ..."

„Aber im Zivilrecht steht doch, wenn die eine Partei ihre Klage und Rechte aufgebe, so werde die andere von selbst frei."

„Schon, schon! Ich behaupte nur, wenn Euer Herr Dunkel auf dem Buchstaben beharrt hätte, wäre Giorgio trotz dem heiligen Franz verdammt."

„Und die Liebe?"

„Kommt im Zivilrecht nicht vor."

„Oho!"

„Gewiß nicht."

„Und ich sage, die Liebe schlägt Eure ganze Juristerei und Kasuistik tot. Sogar Euer feinstes Vorbild, der Teufel, sah das ein. Er gäbe doch die Partie nicht auf, solange er noch den kleinsten Stein auf dem Brett hat."

„Dann verstehe ich nicht," sagte Arnaldo liebenswürdig ausweichend, „nein, dann ..."

„Ja, du verstehst nicht, und der Polizist hier versteht nicht, und ich verstehe ebensowenig, was die große, ewige Liebe vermag. Aber wir wollen uns wenigstens nicht mit diesem Nichtverstehen brüsten, sondern bescheiden warten, bis wir verstehen. So ein Geschichtlein hilft uns vielleicht ein bißchen vorwärts. Und nun stoßen wir an, Polizei, Jurisprudenz und ich Papierkleckser, auf den famosen Mastro und ... auf seine prachtvollen Stiefelabsätze."

Wir tranken den köstlichen gelben Chianti, von dem so wenige nordische Menschen etwas wissen und der so gut und fröhlich macht.

Vor uns lief das rüstige Gubbiervölklein, das schon einen Tropfen Berglerblut in den Adern hat, aus dem Häusergewirr zu uns herauf und strömte wieder bergab und sang, indem es sprach und lachte. Neben uns klafterte ein ungeheures Palazzo des Mittelalters, im Rücken schlug die Domuhr schnarrend, unter uns die Dächer der steilen Stadt, noch tiefer das milde Tal mit dem bronzegrünen Urbinergebirge jenseits.

Ich schaute, trank, philosophierte, schwärmte und weiß heute noch kein so seliges italienisches Wanderstündlein wie dieses da zwischen Teufel und Santo, Advokat und Carabiniere, Mastro Giorgios Geschirr und meinem goldgelben Wein, irdisch froh und doch durchflutet von einer Ahnung jener Liebe, die über allen Menschennöten und Menschenfreuden so unveränderlich und hoch steht wie der Himmel über der Erde.

(Schluß der Novellenreihe folgt)

Digitized by Google

# Der Maurer von Medina

Bang beratend saßen sie beisammen,
Hüter rätselreicher Glaubensgüter,
Hüter ungelöschter Sehnsuchtsflammen,
Des Prophetengrabes strenge Hüter.
„Groß ist Allah, groß ist Mohammed,“
Sprach der erste, sprach es wie Gebet.
„War es ein Traum nur? Der Gottesgesandte
Geisterte nachts um sein steinernes Grab.
Als ich beschwörend den Ruhlosen bannte,
Wies er mit warnendem Finger hinab.“

„Lang schon ist es drunten nicht geheuer,“
Ließ der zweite wichtig sich vernehmen;
„Seltsam Rieseln regt sich im Gemäuer,
Wie wenn Zeiten schwerer Stürme kämen.
Groß ist Allah, Mohammed ist groß;
Heil und Unheil ruht in ihrem Schoß.
Nimmer ertrug ich's. In frommem Erschauern
Stieg ich die Stufen hinunter zum Sarg,
Prüfte die Säulen, durchforschte die Mauern,
Bis sich kein Riß mehr im Dunkel verbarg.“

„Wehe! Weh' dem Glauben,“ rief der dritte,
„Wenn der Heiligtümer größtes stürzte!
Fragt Medinas Maurer, wer es litte,
Daß man ihn um einen Kopf verkürzte.
Denn so war's und ist's und wird es sein:
Das Geheimnis taugt für uns allein.
Meidet des Pilgers ehrfürchtiges Grauen,
Was der grünseidene Vorhang verschließt,
Soll auch und darf es der Maurer nur schauen,
Wenn er mit ewigem Schweigen es büßt.“

So beschlossen, ward's der Zunft verkündet:
„Wer will nieder zum Propheten steigen?
Gilt's doch nur den Kopf!“ — Vom Geist entzündet,
Brach der Maurer Abdallah das Schweigen:
„Oft schon schlich ich, wunschgequält und stumm
Um das gelbe Gitterwerk herum.
Heut will ich's wagen, will's tragen und sagen.
Furchtlos erfass' ich mein Schicksal beim Schopf.
Würde nur Antwort den brennenden Fragen,
Gäb' ich mit Freuden dafür meinen Kopf.“

Priester führen ihn bei Fackelhelle
Feiernächtlich zur geheimen Pforte.
Mauersteine, Mörtel Lot und Kelle,
Licht und Labung warten sein am Orte.
Schon verhallen Schritte und Gebet. —
Ganz allein mit Gott und Mohammed,
Fühlt er die schaurige Süße der Stunde:
Abdallah, bist du's? Der Maurer? Der Knecht?
Bist du nicht hier mit dem Höchsten im Bunde?
Bist du nicht selbst aus erhabnem Geschlecht?

„Nimm dein Werkzeug!“ Sind's die schwarzen Wände?
Tönt es aus dem Sarge selbst, dem weißen?
„Nimm dein Werkzeug! Rühre deine Hände!
Tu in Demut, was wir dir geheißen!“
„Ja, ich will's. Doch sagt mir eines bloß —

Groß ist Allah, Mohammed ist groß —
Sagt mir, es quält mich seit Monden und Jahren,
Was euer Reden und Schweigen verbirgt;
Sagt mir, wann soll ich das letzte erfahren —
Hab' ich dafür meinen Kopf doch verwirkt."

„Nimm dein Werkzeug!" dröhnt es vom Gewölbe.
Geisterhände lenken Sinn und Glieder.
„Nimm dein Werkzeug!" Mächtig tönt dasselbe
Geistermahnwort in der Seele wider.
Willenlos und sicher wie im Traum
Fühlt er sich zurecht im fremden Raum.
Sorgsam verklebt und verstopft er die Spalten,
Ritze und Klüfte, die Male der Zeit.
Nie hat der Mörtel noch besser gehalten,
Besser der Stein sich an Steine gereiht.

Wächst in Fieberglut der Arbeit Stärke?
Treibt die Neugier rastlos nach Enthüllung?
Helfen Unsichtbare mit am Werke?
Locken Paradiese der Erfüllung?
Unaufhaltsam drängt der Stunden Lauf.
Truggesichte steigen wechselnd auf:
Fata Morgana saftgrüner Gefilde;
Samum, aufwirbelnd gelbroten Sand;
Dienender Huris holdselige Milde;
Blitzendes Beil in vollstreckender Hand.

„Abdallah!" — „Wer ruft mich?" — „Bist du fertig?"
„Fertig." — „Und auf alles vorbereitet?" —
„Der du fragst, sei sichtbar gegenwärtig,
Ob auch Blitz und Donner dich begleitet!" —
Dreimal Blitz und Donner. Sturmgebraus
Bläst des Lichtes Flackerflämmlein aus.
Und aus dem Dunkel des mystischen Ortes
Hebt sich, von neblichtem Mantel umweht,
Sieghaft der Hüter des heiligen Ortes,
Eisenumpanzert. Er selbst, der Prophet.

„Maurer von Medina! Durstgequälter!
Trinke Wahrheit! Höll' und Himmel frug ich.
Zwanzig Jahre war ich ein Erwählter.
Götzen schlug ich. Übermenschlich trug ich:
Fasten, Beten, Krämpfe innern Krieg,
Gott und Spott und Flucht und Schlacht und Sieg.
Abdallah! Stiegst du herunter die Stufen,
Mutigen Herzens, halb zweifelnd halb fromm:
Wisse, du bist nicht erwählt, doch berufen.
Gib mir die Hand denn, Abdallah. Komm!" —

Als das Morgenrot zum dritten Male
Erst die Kuppel, dann die Minarette
Der Moschee geküßt mit goldnem Strahle,
Trieb's die Priester nach der Grabesstätte.
„Groß ist Allah, groß ist Mohammed,"
Sprach der erste, sprach es wie Gebet. —
„Tot," rief der zweite; „gereinigt von Sünden.
Prüfet die Mauern und preiset sein Los!" —
„Laßt uns das Wunder den Gläubigen künden,"
Mahnte der dritte; „denn Allah ist groß."

Karl Schneller

Digitized by Google

# Die deutsche Studentenschaft nach dem Weltkriege

Von Prof. Dr. Paul Ssymank / Göttingen

Der 9. November 1918 bedeutet für das deutsche Studententum das Ende seiner alten Geschichte und den Beginn einer neuen Zeit.

Von etwa 1750 an war die akademische Jugend mit dem deutschen Bürgertum groß geworden und hatte in seiner Aufwärtsbewegung seit dem Wartburgfest 1817 oft eine wichtige Rolle gespielt. Seit 1871 erlebte sie als bevorrechtete Schicht, welche dem neuen Reich im wesentlichen die Führer und Beamten stellte, eine besonders glanzvolle Blütezeit, aber die Staatsumwälzung von 1918 zeigte dann auch deutlich, daß sie auf Gedeih und Verderb mit dem Bürgertum unlöslich verbunden sei, zu dem sie auch ihrer Herkunft nach gehörte. Mit ihm wurde sie jetzt völlig aus der alten Bahn geschleudert und gehörte zu den zunächst unterlegenen und wurzellos gewordenen Mächten. Daher konnte sie der politischen Wandlung im Herzen nicht zustimmen, sondern stand im schärfsten Gegensatze zu den aufkommenden Gewalten. Das Werben der neuen Regierung um sie war ergebnislos, und der besonders von Konrad Haenisch vertretene Lassallesche Gedanke eines Zweibundes von Wissenschaft und Arbeiterschaft kam nicht zur Durchführung. Gleichwohl half die Studentenschaft bei den kommunistischen Unruhen den gegenwärtigen Staat mit Einsetzung ihres Lebens retten, aber nicht aus „staatstreuem Opfermut" für die bestehende Regierung, sondern im Dienst für die geliebte deutsche Heimat. Auf eine innerliche Wandlung in dieser Beziehung und auf eine Annäherung an den Staat deutete erst der als geschichtliche Tatsache wichtige Besuch hin, den die Vertreter der Deutschen Studentenschaft am 16. Juni 1925 dem neuen Reichspräsidenten von Hindenburg abstatteten.

Von den Richtungen, die vor dem Weltkrieg im akademischen Leben gewirkt hatten, erhielten sich mit Ausnahme des zerfallenden Deutschen Wissenschafter-Verbands die alten, großen Korporationsbünde, deren Zahl sogar noch zunahm. Dagegen verschwand die frühere neutrale Freistudentenschaft seit 1921 spurlos als selbständige Bewegung. Auch die Akademischen Freischaren, welche die hauptsächlichsten Kristallisationspunkte für die studierende freideutsche Jugend gebildet, erholten sich nicht von dem Zersetzungsvorgang, dem ihre Bewegung nach dem Jugendtag auf dem Hohen Meißner (1913) fast dauernd ausgesetzt war, und verschwanden ebenfalls völlig klanglos. Eine kurze, vorübergehende Blüte erlebte der K.C. (Kartell-Convent) der farbentragenden Verbindungen deutscher Studenten jüdischen Glaubens unmittelbar nach der Staatsumwälzung, dann aber ward das gesamte jüdische Studententum in eine bloße, allerdings zäh gehaltene Verteidigungsstellung gedrängt.

Das, was den drei zuletzt genannten Gruppen zum Verhängnis wurde, war das Aufkommen der völkischen Bewegung, die seit 1919 mit besonderer Stärke in der akademischen Jugend einsetzte. Sie bildete die natürliche Fortsetzung der großen, elementaren Bewegung, die nach 1880 mit der Gründung der Vereine Deutscher Studenten begonnen hatte, nur wurde sie nicht wie damals vom politisch gefärbten Antisemitismus getragen, sondern von dem völkischen Gedanken. Dieser war nach 1890 unmerkbar und allmählich in die studentische Jugend Reichsdeutschlands eingedrungen, hatte dort besonders bei den Vereinen Deutscher Studenten und bei der Deutschen Burschenschaft gewirkt und den rein politischen Antisemitismus innerlich umgewandelt. Jetzt ergriff er siegreich die ganze akademische Jugend und schied sie in zwei schroff voneinander getrennte Lager: in die völkisch Denkenden und die nicht völkisch Eingestellten, zu denen als Anhängsel die nationaljüdisch gerichtete, vom Zionismus beeinflußte jüdische Studentenschaft hinzukam. Unter dem Eindruck der neuen Bewegung bildete sich 1919 auch der letzte große Korporationsverband, der jüdische Mitglieder aufgenommen hatte, der Allgemeine Deutsche Burschenbund (A.D.B.), zu einer rein völkischen Gruppe aus. Das gleiche taten auch die neu entstehenden Bünde der Deutsch-akademischen Gildenschaft, die aus der freideutschen Jugend hervorging, und die 1919 gestiftete Deutsche Wehrschaft, die das Völkische wohl am schärfsten vertrat. Die allgemeine Betonung dieses Standpunktes, der auch von den christlichen Verbindungen des Wingolfs und des katholischen Cartell-Verbands (C.V.) gebilligt ward, ermöglichte es den alten Gruppen der Korps, Landsmannschaften, Burschenschaften und Turnerschaften, auf die Hochschulen des ehemaligen Österreichs überzugreifen und dort die ihnen wesensverwandten, stramm völkischen Verbindungen aufzusaugen. Die machtvollste und zukunftswichtigste Gründung aber, welche der völkische Gedanke auf akademischem Gebiete zustandebrachte, war der Deutsche Hochschulring. Die in ihm verkörperte Bewegung bildete einen Teil der nach völkischer Erneuerung strebenden jungdeutschen, die sich als ursprünglich rechter, national gesinnter Flügel von der freideutschen losgelöst hatte. Im Juni 1919 ent-

Digitized by Google

stand in Berlin der erste Hochschulring deutscher Art, und am 22. Juli 1920 schlossen sich bereits 18 gleiche oder ähnliche Vereinigungen, die Verbindungen, Vereine und Freistudenten umfaßten, in Göttingen zum Deutschen Hochschulring zusammen, der für seine Arbeit folgenden Zielspruch wählte: „Wir bekennen uns zum deutschen Volkstum und erstreben die deutsche Volksgemeinschaft. Wir erachten deshalb den Zusammenschluß aller Kräfte für erforderlich, die aus gemeinsamer Abstammung, Geschichte und Kultur heraus die Volksgemeinschaft aller Deutschen und damit die Wiedererstarkung unseres Volkes und Vaterlandes erstreben. Als deutsche Studenten schließen wir uns zusammen, um aus der Verantwortung vor unserm Volk an des Deutschen Reiches Zukunft mitzuschaffen und in Erfüllung unserer studentischen Pflicht allen Deutschen ein Vorbild völkischer Einheit zu werden."

Der Hochschulring, der für seine Bestrebungen sehr bald alle Hochschulen Reichsdeutschlands, Sudetendeutschlands (Tschecho-Slowakei) und Deutsch-Österreichs eroberte und nur im besetzten Gebiet durch das Verbot seiner örtlichen Zusammenschlüsse gehemmt ward, wollte das „völkische Gewissen" der Studentenschaft bilden und eine Erziehungsgemeinschaft in unverfälscht deutsch-arischem Sinne herstellen. Diese Aufgabe erwies sich als ungemein schwer für ihn, denn er war zunächst ein Sammelbecken, in dem sich Waffenstudenten, Wingolfiten, Mitglieder katholischer Verbände und völkische Freistudenten zusammenfanden. Im Laufe seiner nicht krisenfreien Entwicklung, bei welcher er besonders einzelne Gruppen der streng katholischen Studentenschaft verlor, wurde er zu einer im Wesen rechts gerichteten studentischen Partei. Er stellt bis in die Gegenwart eine mächtige Gruppe im akademischen Leben dar, und in ihm pulste eine Zeitlang fast ausschließlich das geistige Leben der Hochschuljugend, ja seine Leistungen auf dem Gebiete des Grenzlands- und Auslandsdeutschtums dürfen als glänzend und verdienstvoll bezeichnet werden.

Als Gegengewicht gegen den Hochschulring entstand im März 1922 der Deutsche Studentenbund, der die völkische Einstellung schroff ablehnte, jedes Übergreifen der Politik auf das akademische Leben verwarf und eine Beschränkung auf die der Hochschule eigentümlichen Fragen und Arbeitsgebiete verlangte. Eine ähnliche, aber rein politische Gründung war das am 8. August 1922 gestiftete Kartell republikanischer Studenten Deutschlands und Österreichs, welches den Schutz und den sozialen Aufbau der demokratischen Republik zu seinem Zweck erwählte und „den Kampf gegen die Reaktion, den Geist der Volksverhetzung und der militaristischen Gewaltpolitik auf den Hochschulen" predigte. Eine tiefere Einwirkung auf das studentische Leben blieb beiden Verbänden versagt, ebenso auch den sozialistischen und kommunistischen Gruppen. Dagegen begann innerhalb der katholischen Studentenschaft, welche seit 1917 in den lebensreformerischen Bünden des Hochlands-Verbands eine neuartige Richtung entwickelt hatte, eine vorwärtsstrebende Bewegung, die auch geistig wertvolle Leistungen hervorbrachte. Auf protestantischer Seite kam ihr kurze Zeit eine „gewisse Abkehr von Wittenberg und Hinneigung zu Rom" entgegen, wie Börries von Münchhausen auf Grund zahlreicher studentischer Selbstzeugnisse feststellen konnte, aber die im katholischen Verbindungsleben herrschende Zerklüftung verhinderte bisher eine wirklich machtvolle Zusammenfassung aller Kräfte.

Es ist eine entwicklungsgeschichtlich wichtige Tatsache, daß die großen Korporationsbünde, welche den Weltkrieg glücklich überdauert hatten, nach der Staatsumwälzung zuerst sehr zurücktraten, obwohl ihre Einzelverbindungen fast sämtlich starken Zulauf erhielten. Im Innern durch den Krieg schwer erschüttert, bedurften sie zunächst eines Wiederaufbaus, und ihre Zurückdrängung bei Hochschulangelegenheiten offenbarte besonders die Gründung der Studentenausschüsse oder Studentenkammern, die nicht auf ständischer Grundlage beruhten wie der seit 1885 bestehende, von den Verbindungen getragene Heidelberger Ausschuß, sondern aus allgemeinen Wahlen nach dem Verhältniswahlsystem hervorgingen und so auch andern Kräften die Bahn freimachten. Die gesamte Entwicklung brachte den einzelnen Verbänden deutlich zum Bewußtsein, daß die Stellung der akademischen Jugend im öffentlichen Leben eine andere als früher sei und man keine Vorrechte wie einst genieße. Nur starke Gruppen galten jetzt etwas, und so drängte die Notwendigkeit zum engeren Zusammenschluß der Gleichgesinnten. War das Übergreifen der Korporationsbünde auf die altösterreichischen Hochschulen mehr aus dem großdeutschen Drange der akademischen Jugend zu erklären, so geht ihr Streben, die Zahl ihrer Verbindungen sonst durch Neuaufnahmen zu vermehren, auf ihren Selbsterhaltungstrieb und ihren Willen zur Macht hervor. So verschmolz 1919 der kleine, nicht lebensfähige Marksburger L.C. der technischen Landsmannschaften mit der Deutschen Landsmannschaft, und die Deutsche Burschenschaft gewann 1919 außer der Burschenschaft der Ostmark auch den Rüdesheimer Verband der technischen Burschenschaften. Auch regte sich bei den großen Korporationsbünden mehr und mehr der Wunsch nach Arbeitsgemeinschaft, um so die ihnen eigentümlichen Belange besser schützen zu können. Besonders machten sich solche Bestrebungen beim Waffenstudententum geltend, wo sie, von Marburg ausgehend, schon seit 1912 gewirkt hatten; aber erst im August 1919 schlossen die Turnerschaften (V.C.), die Landsmannschaften und die Korps des Kösener, Weinheimer und Rudolstädter S.C. einen Allgemeinen Deutschen Waffenring (A.D.W.).

Digitized by Google

Aber das Waffenstudententum stellt nur eine bestimmte, allerdings scharf ausgeprägte Richtung innerhalb der akademischen Jugend dar, von welcher sie nur einen kleinen Teil umfaßt. Es hat gewisse Sonderbelange zu vertreten und waffentechnische Fragen zu lösen, die andersartige studentische Kreise kaum berühren und auf denen sich keine hochschulpolitisch tief wirkende studentische Partei aufbauen läßt. Dies erkannte scharf der vierte waffenstudentische Verband, die Deutsche Burschenschaft, die deshalb auch den Beitritt ablehnte. Sie brachte am 30. Juni 1921 das sogenannte Verbände- und Ehrenabkommen zustande, das auf breitester Grundlage unterschiedslos alle studentischen Verbände außer den nichtvölkischen zu einigen suchte. Das Nebeneinander beider Zusammenschlüsse lähmte ihre Stoßkraft, bis sich endlich bei der bemerkenswerten Tagung der Verbände in Rudolstadt am 11. und 12. November 1922 eine Einheitsfront des gesamten Verbindungs- und Vereinsstudententums bildete. Der Waffenring erweiterte sich durch Aufnahme anderer Verbände, besonders der Deutschen Burschenschaft, und die ihm angehörenden Gruppen traten dem Verbände-Abkommen bei.

Während sich Hochschulring, Verbände-Abkommen und Waffenring nur auf größere oder kleinere Teile der akademischen Jugend bezogen, wandte sich der vierte und für die Zukunft bedeutungsvollste Zusammenschluß, die Deutsche Studentenschaft, an alle Studierenden der reichsdeutschen Hochschulen. Sie war kein Kind der Revolution, aber in der Form, wie sie entstand, doch nur möglich nach dem 9. November. Allerdings hatten die Bewegung der Freistudentenschaft, der studentische Verband Deutscher Hochschulen (1905) und der waffenstudentische Vierbund (seit 1912) diese Einigung schon vor dem Kriege vorbereitet. Durch die erste war der Gedanke der akademischen Bürgerschaft, die alle Studierenden zu einem einheitlichen, in sich geschlossenen Lernkörper neben dem Lehrkörper zusammenfaßt, wieder lebendig geworden, der zweite Zusammenschluß hatte vorübergehend eine Arbeitsgemeinschaft der Verbindungen gegenüber der konfessionellen Gruppe geschaffen und der dritte durch Beseitigung des Verrufswesens die Zerklüftung innerhalb des Waffenstudententums überbrückt. Während des Weltkriegs war dann die studentische Einheitsbewegung in Fluß gekommen. Der Frankfurter Studententag 1917 ließ an alle deutschen Hochschulen den Ruf zur Sammlung ergehen, der Jenaer 1918 bildete die erste Tagung allgemeiner Studentenausschüsse, die schöpferische und entwicklungsgeschichtliche Tat aber gelang erst dem Würzburger Studententag (17.—19. Juli 1919), welcher den Gesamtverband sämtlicher deutscher Studentenausschüsse begründete, die nach dem alle Studenten umfassenden parlamentarischen System zustande gekommen. Diese Tatsache bedeutete außerdem, daß für die Hochschulen die Zeit des alten Patriarchalismus vorüber sei, daß sich der Student als freier Staatsbürger fühle und für sein Lebensgebiet das Recht der Selbstverwaltung beanspruche, das ihm seit 1920 und zwar zuerst durch das neue preußische Studentenrecht zugebilligt wurde.

Die Gründung der Deutschen Studentenschaft war ein unvergängliches Verdienst der durch das Kriegserlebnis gereiften Kriegsstudenten. Sie erkannten scharf die gefährdete Lage des gesamten Hochschulwesens und suchten dem von Staatsumwälzung und allgemeiner Not begünstigten Zusammenbruch unseres geistigen Lebens durch entschiedene Selbsthilfe und eine damit verbundene klare und zielsichere Hochschulpolitik entgegenzuarbeiten. Die akademische Jugend bewies damit, daß sie nicht etwa bloß in fruchtlosem Gegensatze zu dem vom Umsturz Geschaffenen stehen wolle, sondern entschlossen sei, an den Hochzielen der neuen werdenden Zeit emsig und führend mitzuarbeiten. Es galt vor allem, die in Würzburg gefundene Form mit einem zeitgemäßen Inhalt zu füllen, und nach einer Zeit des Tastens, Suchens und Kämpfens fand man endlich bei dem Göttinger Studententag 1920, der bisher den geistigen Höhepunkt der ganzen Bewegung darstellt, eine das gesamte Arbeitsfeld umschreibende Zielformel: „Die Deutsche Studentenschaft setzt sich das Ziel, an den Aufgaben der Hochschule mitzuarbeiten. Aus der Grundeinstellung einer immer engeren Verknüpfung der Hochschule und ihrer Bürger mit der Volksgemeinschaft behandelt sie alle die Studentenschaft bewegenden vaterländischen, sozialen und Kulturfragen. Sie arbeitet für das wirtschaftliche Wohl der Studierenden. Fragen des Glaubensbekenntnisses und der Parteipolitik sind von der Behandlung ausgeschlossen."

Die vorsichtig gefaßte Zielformel zeigte, wie schwer ein neutraler, allgemeingültiger Inhalt für die Deutsche Studentenschaft zu finden sei. Und zum Streit um diesen Satz gesellte sich noch etwas schwerer zu Lösendes, die mit völkischen Dingen verquickte Österreicherfrage. Beeindruckt durch die starke großdeutsche Strömung, die 1919 Reichsdeutschland ergriffen, hatte man die sudetendeutschen und deutsch-österreichischen Studentenausschüsse aufgenommen, obwohl sie keine neutralen, alle umfassenden Vertretungen, sondern ausgesprochen deutsch-arische Teilausschüsse waren. Gegen sie wandte sich die linksgerichtete studentische Minderheit mit Leidenschaft, sprengte beim Erlanger Studententag 1921 die großdeutsche Einheitsform und half an ihre Stelle das bundesstaatliche Nebeneinander der reichsdeutschen, deutsch-österreichischen und sudetendeutschen Studentenschaft setzen. Dieselbe Gruppe erreichte dann 1922, daß die Göttinger Notverfassung nicht nur alle weltanschaulich beeinflußten Arbeitsgebiete ausschied, sondern auch ihre gesamte Tätigkeit auf die reichs-

Digitized by Google

deutsche und Danziger Studentenschaft einschränkte. Erst nach langen Kämpfen gegen diese Bestrebungen, welche die akademische Jugend fast allgemein ablehnte, erreichte man auf dem Würzburger Studententag 1922 eine Neugründung der großdeutschen Einheitsform, die neben den neutralen Studentenschaften Reichsdeutschlands und Danzigs nur die völkischen Ausschüsse des alten Österreichs enthält. Dieser neue Zusammenschluß setzte sich allmählich durch und beendete nach und nach durch Aufnahme der abseitsstehenden Studentenschaften den alle Entwicklung hemmenden „Verfassungsstreit“ (1924).

Gemäß ihrer Zielformel nahm die Deutsche Studentenschaft bei ihrer Arbeit die verschiedensten, umfangreichen Gebiete in Angriff. Durch das Amt für Leibesübungen sorgte sie für die körperliche Ertüchtigung der akademischen Jugend und erzielte hinsichtlich der zwangsmäßigen Einführung und allgemeinen Verbreitung von Turnen und Sport recht gute Erfolge, die sich der Öffentlichkeit bei dem schön gelungenen studentischen Olympia zu Hannover 1920 und Marburg 1924 zeigten. Die staatsbürgerliche Erziehung förderte sie durch das 1924 entstandene Amt für politische Bildung, und die praktische Hochschulreform behielt sie von Anfang an unermüdlich im Auge. Den Kampf um die Ausgestaltung des Studentenrechts führte sie selbst, dagegen überließ sie die Erörterung und Klärung der Einzelfragen der Hochschulreform in erster Linie den Fachschaften der verschiedenen Hochschulen und ihren großen Zusammenschlüssen, den Fachgruppen, deren Tätigkeit bisher in den Studientagen von Witzenhausen (1921), Innsbruck (1924) und Berlin (1925) gipfelten. Wenig Glück hatte sie dagegen mit dem Gedanken einer humanistischen Fakultät, welcher studentischen Kreisen entstammte und eine tiefere Allgemeinbildung der akademischen Jugend als Ziel verfolgte.

Die lebenswichtigste Schöpfung der Deutschen Studentenschaft aber lag auf sozialem Gebiet. Es war die am 19. Februar 1921 zu Tübingen gegründete Wirtschaftshilfe, welche auf den großen örtlichen Wirtschaftskörpern der Hochschulen beruht und jetzt ihren Sitz in Dresden hat. Sie wurde die Vermittlungs- und Austauschstelle für Erfahrungen, sowie Mittelpunkt für Sammlungen großen Stils und für die Zusammenarbeit mit all den starken Verbänden, die im In- und Ausland sich mit der Linderung der studentischen Notlage befassen. Sie sorgte für die Aufrechterhaltung der akademischen Speiseanstalten, belieferte die Studenten mit Kleidung und Gegenständen des Studienbedarfs, verschaffte Kranken und Genesenden bessere Kost und Erholungsaufenthalt, vermittelte im großen Nebenarbeit für die Ferien, schuf 1922 eine stark in Anspruch genommene Darlehnskasse und 1925 in der Studienstiftung des deutschen Volks eine Stipendienkasse für mehr als 200 hervorragend begabte Abiturienten. Gemäß ihrem Grundsatz, kein Bettelstudententum zu züchten, sondern durch Selbsthilfe kritische Zeiten zu überwinden, organisierte sie seit 1921 das Werkstudententum, das durch Eingliederung in den lebendigen Erzeugungs- und Wirtschaftsprozeß der Zeit mit der Steigerung der Kosten für alle Lebensbedürfnisse Schritt zu halten versuchte. Die Arbeit, die sich hauptsächlich auf den Gebieten von Bergbau, Industrie und Landwirtschaft vollzog und 1921 von 20 000, 1922 von 45 000, 1923 von 64 000 Studenten geleistet ward, machte vielen das Studium überhaupt möglich, doch ist das Werkstudententum, da es die wissenschaftliche Ausbildung stark hemmt, trotz seiner segensreichen sozialen Wirkungen doch mehr ein Ergebnis dringendster Not als ein neues leuchtendes Hochziel.

Läßt nun schon die für die Zukunft bedeutungsvolle Wirtschaftshilfe eine engere Schicksalsverbundenheit mit zwischenvölkischen Mächten wie der Europäischen Studentenhilfe des Christlichen Studenten-Weltbunds erkennen, so offenbart sich eine weit größere noch beim Auslandsamt der Deutschen Studentenschaft, das seit 1921 alle Beziehungen zu den Hochschulen und Studentenschaften des Auslands in sich zusammenfaßt und regelt. Besonders vermittelt es die Anknüpfung von wissenschaftlichem und persönlichem Verkehr durch Veranstaltung von Besuchen, Ferienaufenthalten und Studienfahrten, durch welche deutsche Studenten ins Ausland, fremde nach Deutschland gebracht werden. Das größte Verdienst des Auslandsamtes aber bestand darin, daß es mit Hilfe von nichtdeutschen, besonders neutralen Studentenschaften eine umfangreiche und wichtige zwischenvölkische Arbeit leistete. Es führte dabei einen hartnäckigen Kampf um die Weltgeltung der Deutschen Studentenschaft und gewann 1925 endlich einen glänzenden Sieg. Es zwang die Confédération internationale des Étudiants, welche Frankreich 1919 zu Straßburg gegen die Mittelmächte ins Leben gerufen hatte, durch den Abschluß einer Arbeitsgemeinschaft mit ihr anzuerkennen, daß sie Deutschlands bedürfe, um zwischenvölkisch etwas Wertvolles und Erfolgreiches zu leisten. —

Überblickt man zum Schlusse zusammenfassend die Entwicklung der deutschen Studentenschaft in neuester Zeit, so erkennt man, daß sie in fast einheitlichem Geiste, stark beeinflußt durch den völkischen Gedanken, vor sich geht und reich an innerer, kraftvoller Bewegung und neuartigen Erscheinungen ist. Eine mächtige, scharf ausgeprägte Gegenströmung, wie sie vor dem Weltkrieg durch die Freistudentenschaft verkörpert wurde, fehlt heute gänzlich, und so bestimmen denn die großen Korporationsbünde zusammen mit den nachrevolutionären Spitzenorganisationen wie Hochschulring, Waffenring und Deutsche Studentenschaft die Geschicke der akademischen Jugend in der Gegenwart und voraussichtlich auch in der Zukunft.

Digitized by Google

# Eine altchinesische Holzskulptur der Kuan-yin P'u-sa

## Von Frank E. Washburn Freund

Nur wenige größere altchinesische Holzskulpturen des buddhistischen Kultuskreises haben sich bis auf unsere Zeit gerettet. Das kommt zum guten Teil daher, daß der antibuddhistische Kaiser Wu Tsung in seinem Zerstörungsfeldzug im Jahre 845 n. Chr. nur zu gründlich zu Werke gegangen ist. Sein Ziel war ja die völlige Ausrottung des ihm und seiner neoconfuzianischen Gefolgschaft so verhaßten Buddhismus gewesen, und fast fünftausend Haupt- und vierzigtausend Nebentempel des Erleuchteten fielen den Fanatikern zum Opfer, die den Geist ihres eignen Schutzpatrones so falsch verstanden hatten. Doch neben vielen kleineren Statuetten, die der Oberaufseher der mit der Vernichtung beauftragten Beamten, Su, selbst ein Buddhist, mitfühlenden Herzens ihren Eigentümern wieder zurückerstattete, müssen wenigstens einige größere Statuen aus der Tangzeit erhalten geblieben sein.

Von den außerhalb Chinas bekannt gewordenen größeren alten Holzskulpturen scheinen aber die meisten, wenn nicht alle, der Periode nach dem Zerstörungsjahre anzugehören, und zwar fast durchweg der Sungzeit, dem, was Kunst und Literatur anbelangt, „goldenen Zeitalter" Chinas. In ihm begann die Strenge der Grazie, der religiöse Geist dem weltlichen zu weichen. Und das gilt vor allem vom südlichen Sungreiche mit seiner Kaiserstadt Hang-Chow. Von ihr gibt uns ja Marco Polo aus den letzten Jahren dieser Epoche ein farbenfröhliches Gemälde, das fast wie aus „Tausendundeiner Nacht" klingt.

Die drei bisher im Abendlande bekanntest gewesenen Holzstatuen der Sungzeit sind die in der Sammlung Eumorfopoulos-London, im Bostoner Museum und in der Sammlung Sauphar-Paris sich befindenden, alle drei Kuan-yin darstellend (sämtlich in Leigh Ashtons „Chinese Sculpture", Tafeln 58, 59, 60 abgebildet).

Ihnen gesellt sich nun neuerdings die hier zur Abbildung gebrachte Kuan-yin-Statue von geradezu überragender äußerer wie innerer Schönheit und Grazie hinzu, die vor kurzem von dem Chicagoer Institute of Art erworben wurde und aus der Shensiprovinz stammt. Ein Sammler chinesischer Kunst, der jahrelang in China lebte, hatte den Ehrgeiz gehabt, eine buddhistische Holzfigur erster Qualität sein eigen zu nennen, und hatte deswegen Agenten durch das ganze Land geschickt, um eine solche für ihn ausfindig zu machen. Hunderte von Tempeln waren von ihnen vergeblich besucht worden, bis sie endlich diese Statue entdeckten. Ihr Erwerb aber war keine leichte Sache und war schließlich nur dem Umstand zu verdanken, daß das Tempelgebäude einer dringenden Reparatur bedurfte und sich nur durch den Verkauf der Statue das dazu nötige Geld beschaffen ließ.

Die Statue ist 45 Zoll hoch, 24 Zoll lang und, an der Basis, 16 Zoll breit. Es scheint, daß sie jahrelang an einer versteckten Stelle ihres Tempels verborgen geblieben war, was ihre im ganzen vortreffliche Erhaltung, selbst die ihrer ursprünglichen Fassung, erklärt. Der einzige Schaden, den sie an gewissen Stellen erlitten hat, ist durch das stete Tropfen von Wasser, offenbar durch ein undichtes Dach, verursacht worden. Die Statue weist keine Restaurierung von irgendwie wesentlichem Umfange auf. Nur die Stiele der Blumen sind ergänzt, die Blumen selber dagegen antik. Die Polychromie hat mit der Zeit eine weiche, schimmrige Silbrigkeit angenommen, etwa der Silberiris so mancher alter Gläser vergleichbar.

Man darf wohl ohne Bedenken dieses Wunderwerk der südlichen Sungzeit, eben jenem goldenen Zeitalter der chinesischen Kunst, zuschreiben. Bei aller zarten, weiblichen Grazie aber, die ihr eigen, besitzt sie doch in der Behandlung der Augenbrauen, die in geradem Schwunge in die Nase überführen, ein dem Nordsung angehöriges Charakteristikum (man vergleiche z. B. die Statue in der Pariser Saupharsammlung im Gegensatz zu denen in Boston und London). Hier, und ich möchte glauben, auch in dem Phänomen, daß diese Figur im Momente des tiefsten Einatmens und daher höchster Seinsenergie (trotz ihres Schlafes) erfaßt ist, spürt man gleichsam noch ein letztes Echo griechischen Geistes und Hauches, wie er auf weiten Wegen bis hierher gedrungen. Dieses „spätgeborene Kind der Sonne Homers" aber macht den Urvätern wahrlich keine Unehre.

Es scheint sich also bei unserer Statue um das Werk eines südlichen Sungmeisters allerersten Ranges zu handeln, der aber einem gewissen Einfluß vom Norden her ausgesetzt war. Und das hat ihn vor allzu großer „Süße", vor dem bewußten Ausgehen auf bloß körperliche Reize bewahrt, dem die südliche Schule in der allmählich entnervenden Atmosphäre der reichen Kaiserstadt und ihrer Vergnügungen in steigendem Maße unterworfen war. Freilich durch und durch weib-

Digitized by Google

Altchinesische Holzskulptur der Göttin Kuan-yin P'u-sa

Digitized by Google

Digitized by Google

lich ist diese Figur der Kuan-yin, während z. B. die aus der Saupharsammlung in Paris noch deutlich männliche Züge trägt. Mit der allgemeinen Verweichlichung der Zeit und Sitte ging natürlicherweise auch die der Religion Hand in Hand, und so wurde gerade damals aus dem „Gotte der Gnade“ eine „Göttin“, eine Fürsprecherin, eine Mittlerin, eine Madonna, das Ewig-Weibliche.

Die Statue, die, als ganz seltene Ausnahme, auch für die Rückenansicht mit feinster Berechnung der Linien und Flächen gearbeitet ist, stellt im Rhythmus ihrer Linien, namentlich der energischen Diagonale, die allein schon eine allzu große Weichheit und Aufgelöstheit hintanhält, in der Aufteilung und der wunderbaren, eine himmlische Ruhe erzeugenden Ausbalanzierung ihrer Massen, den die Lieblichkeit und Zartheit der Leibeslinien akzentuierenden Durchblicken ein kaum zu überbietendes Werk eines großen Könners und wahrhaft inspirierten Künstlers zugleich dar. Ihm, der als echter Chinese weder nur im Diesseits noch auch nur im Jenseits, sondern in der Einheit und Ewigkeit des Alls die Schönheit der Welt sah, war diese wie eine Vision aufgegangen, und er hat sie in seiner Statue festzuhalten gesucht, darin den Künstlern des Abendlandes viel näher kommend als etwa die chinesischen Maler, die ein derartiges Thema in eine ihrer das ganze All und die ganze Ewigkeit umspannenden Landschaften zu gießen pflegten.

Dies ist keine bloß irdische Ruhe, kein Schlaf nur der Sinne. Die Gottheit selber atmet. Und ihr Atem, das Atma, steigt empor zum Throne des Erleuchteten, um dort Fürsprache zu halten für die noch in den Fesseln des Körpers Seufzenden, die mit Inbrunst flehen, in die Seligkeit, ins Nirwana eingehen zu dürfen. Und während der Atem der Göttin aufsteigt, wartet ihre äußere Form und Hülle in vollkommenster und sicherster Ruhe der Rückkehr des Geistes, dessen leise Beseelung sie noch trägt.

All die buddhistischen Symbole mit ihrer tiefen Bedeutung und ihren heiligen Ideenassoziationen sind der Statue beigegeben: die Juwelen, die Krone, der Kissensitz, der Löwe, der treue Wächter des Tempels und Heiligtums, ein gewaltig und doch gebändigt Tier, das Goethe gefallen hätte, denn es ist durch die fast kindlich-zarte Göttlichkeit der Kuan-yin und ihr Vertrauen gezähmt wie der Löwe, den das Kind der „Novelle“ so furchtlos leitet, und somit ein doppelt Symbol. Erinnert in seiner Art dieses chinesische Werk doch überhaupt in seiner reinen, alle Begrenzungen von Ort und Zeit hinter sich lassenden Menschlichkeit und seinem weisen Meisterkönnen an Goethes Wunderwerk. Die Blätter des Lotus, der heiligen Blume des Buddhismus, sind wunderbar in die Kompositionen der Gesamtstatue mit eingeflochten, ähnlich wie in einigen früheren chinesischen Steinskulpturen. Die drei Blätter zu beiden Seiten der Statue, die drei Juwelen, die Trinität des buddhistischen Glaubens benannt, personifizieren Buddha selber, sein Gesetz und seine Weltenordnung. In ihnen ruht, wie im heiligen Mutterschoß, sicher geborgen die Göttin.

## Chinesische Landschaft

Ein weites Meer, das in die Himmel greift,
Ein ewigkeiterfülltes reiches Blau –!
Ein Traumgesicht, wie aus der Vogelschau,
Ein Meer, das mit dem Saum die Sonne streift,
Die wie ein weißer Apfel golden reift
Am Rande in geranienrot und grau,
Derweil die See mit Händen einer Frau
Im Sande diamantne Kiesel schleift.

Johanna Jaeske



Digitized by Google

# Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

## Im Reiche der fünf Linien

### Musikalische Erinnerungen aus vier Jahrzehnten

### Von Gustav Manz

Wie oft ist man zu Beginn der letzten Juliwochen ins Frankenland gefahren, während links und rechts von der Bahn die erntereichen Felder wogten! Wie viel Sommerseligkeit und Ferienfreude ist untrennbar verknüpft mit den Kunsterlebnissen, die sich da Jahr um Jahr folgten und in ihrer Gesamtheit eine seelische Bereicherung von unschätzbarem Wert bedeuteten. Wie oft hat man den Augenblick fiebernder Spannung durchlebt, wenn sich über das riesenhafte Amphitheater des Zuschauerraums die Schatten senkten, wenn das Sprachengewirr zum Flüstern herabsank und allmählich lautlos verebbte, bis dann dem mystischen Abgrund des versenkten Orchesters das tiefe „Es" des Rheingold-Vorspiels heraufsummte oder die schmetternde Fanfare der „Meistersinger" emporjauchzte! Wie oft saß man in den Zwischenakten droben am Waldrand in der bescheidenen Wirtschaft auf der Bürgerreuth! Wie viel Nächte vertobte man in jener winkligen Seitengasse, in der die Künstlerkneipe „Eule" zu einem ebenso seßhaften wie geräuschvollen Dasein verlockte! Und neben den künstlerischen Taten selbst mit ihren fröhlichen Arabesken eines sommerlich freien Bummeldaseins, wie tiefe Eindrücke gewann man im Hause Wahnfried selbst, in welchem man auf Schritt und Tritt an den Schöpfer all dieser Herrlichkeiten erinnert wurde.

Aus der Fülle von Einzeleindrücken, die sich mir namentlich in den Jahren bis zur beginnenden Zurückgezogenheit von Frau Cosima Wagner einprägten, heben sich einzelne in besonderer Belichtung heraus. Ich denke zum Beispiel an den Sommer des Jahres 1901, als man sich der Tatsache erinnerte, daß ein Vierteljahrhundert seit der Begründung der Festspiele verstrichen sei. Es war ein hübscher Einfall, der damals die Künstler zu einem Erinnerungsmahl zusammenberief, die sich einst 25 Jahre früher unvergängliche Lorbeeren erworben hatten. Freilich war die Schar derer, die sich an dieser Tafel zusammenfanden, schon damals stark gelichtet, und heute, nachdem abermals fast wieder ein Vierteljahrhundert ins Land gegangen ist, sind sie fast alle in die ewigen Gefilde heimgekehrt. In jenem Jahre 1901 waren zum Beispiel dem Rufe der Erinnerung gefolgt: Frau Amalie Materna, einst die erste Brünhilde, damals in ihrer auffallenden Körperfülle mit kurzgeschnittenem grauem Haar und bronzegelbem Teint eine der eigenartigsten Erscheinungen, die aber mit frohem Humor der unerbittlichen Zeit ihren Tribut zu entrichten wußte; Albert Niemann, der erste Siegmund, dem ein freundliches Geschick bis in die greisen Jahre die Reckengestalt bewahrt hatte, und aus dessen graubärtigem Gesicht das scharfe Jägerauge ungetrübt in die Welt blickte; Eugen Gura, der erste Gewittergott Donner und Gibichungenkönig Gunther, den man mit dem Kneifer auf der Nase für einen Gelehrten halten konnte, was er, Gott sei Dank, niemals war; Schlosser aus München, der erste Mime, der damals im Jahre 1901 im grauen Schnurrbart und mit der Brille vor den Augen so ganz und gar nicht mehr an Mime und Mimen erinnerte; Rosa Sucher, die unvergeßliche Sieglinde und Isolde. Die fünf genannten Künstler bildeten die Veteranengruppe, die damals zuschauten, wie unter dem jungen Nachwuchs „kühn Kräfte sich regen"; hingegen waren 1901 noch von den alten Sechsundsiebzigern Hans Richter, Felix Mottl und Obermaschinendirektor Kranich in ungebrochener Kraft vor, auf und unter der Bühne tätig, mit ihnen sieben Orchestermitglieder, die seit dem Jahre 1876 ununterbrochen ihre Kraft und ihre Ferien dem Bayreuther Werk gewidmet hatten. Damals war Frau Cosima Wagner noch im Vollbesitz ihrer körperlichen Kraft, dankte ihren Getreuen in einer gedankenvollen Ansprache und öffnete in den Abendstunden ihr gastliches Haus etwa 200 Personen zu einem Empfangs- und Musikabend, der, als unter dem Sterne der Erinnerung stehend, seinen ganz besonderen Charakter trug. Es war da von eigentümlichem Reiz, neben den Alten die Jungen zu sehen, neben einer Materna und Sucher Frau Ellen Gullbranson und Frau Marie Wittich, neben Niemann, der alle um Haupteslänge überragte, das halbe Dutzend junger Tenoristen, die nach dem Ruhm des „herrlichsten Helden" geizten. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß an einem solchen Abend sich Größen heterogenster Art zusammenfanden, wie etwa Adelina Patti und die Niemann-Raabe, hohe Diplomaten und Offiziere neben würdigen katholischen Geistlichen und graziösen amerikanischen Milliardärstöchtern, Maler wie Hans Thoma, Musiker wie Colonne aus Paris, Forschungs-

Digitized by Google

reisende, Gelehrte, Universitätsprofessoren, so mag man die schillernde Buntheit des Gesamteindrucks ermessen und die Wirkungen nachempfinden, wenn beim ersten Tastenschlag oder dem ersten Saitenstrich das Geschwirr der Stimmen verstummte und alle Anwesenden der einen allverständlichen Sprache der Töne lauschten. Fast immer erhielt Beethoven mit einem seiner Quartette das erste Wort, an jenem Abend war es zur Ehrung des alten Freundes ein Streichquartett von Felix Mottl, welches der Feuerprobe unterzogen wurde. Und dann sangen damals Eugen Gura und Frau Ernestine Schumann-Heink: ich werde den ehernen Glockenklang dieser herrlichsten Altstimme nie vergessen, diese gesunde Wucht und Fülle, mit der sie Schuberts Lied von der „Allmacht" in den Saal schmetterte.

Noch eines anderen Abends aus dem Tannhäuser-Jahr 1904 muß ich gedenken. Auch er ist mir durch ein besonders erlesenes Hauskonzert in unauslöschlicher Erinnerung geblieben. Zunächst badete sich das Ohr in dem Wohllaut von Mozarts wundervollem C-Dur-Quartett, mit Konzertmeister Wendling aus Stuttgart als Primgeiger. Dann sang Frau Fleischer-Edel, die Elisabeth jenes Sommers, die Pamina-Arie. Sie wurde abgelöst durch Paul Knüpfers, des Unvergeßlichen, machtvolles Organ, der Schubertsche Lieder, u. a. die „Gruppe aus dem Tartarus", so wundervoll vortrug, wie ich sie nie wieder, auch von ihm selbst nicht (dem nun gleichfalls Dahingegangenen!), gehört habe. Blickte man sich während dieser Kunstgenüsse unter der Hörerschaft um, so traf das Auge auf eine Fülle charaktervoller Männer- und schöner Frauenköpfe. Vor allem war in jenen Jahren der deutsche und ausländische, besonders österreichische Hochadel stark vertreten, und mitten unter all den Herren und Damen im Gesellschaftsanzug saß Isadora Duncan, wie immer im griechischen Gewande, die nackten Füße mit Sandalen bekleidet. Ich weiß noch, wie drollig es auf uns wirkte, als der alte Friedrich Dernburg, der bekannte Publizist, und Emanuel Reicher, der große Schauspieler, die zufällig neben mir standen, gleichzeitig mit mir feststellten, daß unsere während des Instrumentalvortrags nach einem Ruhepunkt suchenden Blicke sich treulich vereint auf der großen Zehe des einen übergeschlagenen Beins der amerikanischen Tänzerin zusammenfanden . . .

*

Ich blättere im Buch meines Lebens noch einmal zurück und erinnere mich jener glückseligen Zeit, da ich als frischgebackener „Mulus" dem neunjährigen Pennälerdasein entronnen, fröhlichen Gemüts, leicht beschwert mit irdischen Gütern, meine erste Reise tun durfte, hinaus über die Grenzen der badischen Heimat. Noch heute schwebt mir die Tatsache wie ein Traum vor, daß ich auf jenem ersten Flug in die Welt einen Menschen und Künstler kennenlernen durfte, der mir zum erstenmal leibhaftig das Wesen eines schöpferischen Genius verkörperte. Hatte im Jahre 1883 der begeisterungsfähige Tertianer ganz aus der Ferne etwas wie ein tragisches Gewitter verspürt, als Richard Wagner im fernen Venedig seine Augen schloß, so durchzuckte es den jungen Menschen auf der Brücke zwischen Zwang und Freiheit, Vorschrift und Selbstbestimmung, geradezu wie ein elektrischer Funke, als ihm sein ebenso gütiger wie kluger Schuldirektor Geh. Rat Gustav Wendt auf der Schweizer Reise, zu der er den Lieblingsschüler als Gast entboten hatte, so ganz einfach und nebenhin sagte: „Also heute abend werden Sie Johannes Brahms kennenlernen." Das geschah an einem sommersonnigen Augusttag im baumbeschatteten Wirtsgarten des alten Hotels Freienhof in dem lieblichen Schweizer Städtchen Thun. Dort hatte Brahms seinen Sommeraufenthalt genommen und arbeitete, wie ich später erfuhr, an seinem Doppelkonzert für Geige und Violoncell. Wohl hatte mich schon auf der Hinreise eine Ahnung erfüllt, daß das Ereignis eintreten werde, und der hoffnungsvolle Gedanke daran war so stark, daß er mit den damals zuerst gewonnenen Hochgebirgseindrücken in lebhaften Wettbewerb trat. Ich kannte den Künstler bis dahin nur lückenhaft aus einigen seiner großen ernsten Orchester- und Klavierwerke. Ich dachte mir den Schöpfer des „Deutschen Requiems" und des „Schicksalsliedes" äußerlich als einen hochragenden Mann, eine Annahme, die mancher teilte, der nur sein bartumrahmtes Gesicht mit der wuchtigen Musikerstirne aus Photographien kannte. War er doch sogar in einem damals verbreiteten Geographiebuch zu der Ehre gekommen, seinen Kopf zwischen dem eines Indianers und eines Negers als Typus der germanischen Rasse abgebildet zu sehen, eine Liebenswürdigkeit, die ihm lebhaftesten Spaß bereitete . . .

Wie ganz anders war dann der Eindruck, den ich von Brahms in Wirklichkeit erhielt! Mein freundlicher Mentor und ich saßen bereits in der Wirtschaft „Zum Falken", als Brahms kam: ein untersetzter, wohlbeleibter Herr mit gesunder Gesichtsfarbe und klugen blauen Augen, in sommerlicher Ferienstimmung jedenfalls mehr einem behaglich genießenden Rentner ähnlich als einem Künstler, dem seine scharfen Beurteiler Grübelei als Hauptschwäche vorwarfen. Und so habe ich ihn während der ganzen Thuner Zeit in diesen unnennbar schönen Tagen nur als einen aller Humore vollen Genußmenschen, einen prächtigen Gesellschafter kennengelernt, der die Essensstunden, in denen er uns seine Anwesenheit gönnte, zu geistbelebten Symposien zu gestalten wußte. Der schaffende Künstler lebte sich und seiner Kunst allein und anderen unzugänglich in den Vormittagsstunden. — Brahms, der wienerisch gewordene Norddeutsche, der Brahms der „Ungarischen Tänze", der Liebeslieder in Walzer-

form, der „Akademischen Festouvertüre“, der Freund der Frauen und der Jugend, der gute Esser und Trinker, der gab sich uns in den Mittag- und Abendstunden oft mit einer nur halbbewußten Derbheit, die den innersten Kern seines gesunden und kräftigen Wesens bloßlegte.

Ich habe im Sommer 1887 unter dem frischen Eindruck der für mich so bedeutsamen Erlebnisse Tagebuchaufzeichnungen gemacht und späterhin auch kurz nach dem Tode von Brahms im Jahre 1897 einige Erinnerungen an jene Sommertage veröffentlicht, die zum Teil Eingang in Kalbecks große Brahmsbiographie gefunden haben. Ich wüßte heute manche der damaligen Begebenheiten nicht anders darzustellen, und es sei mir darum gestattet, mich auch hier, streckenweise wenigstens, auf jene älteren Niederschriften zu stützen.

Wechselnd war die Tafelrunde, die sich damals in Thun fast täglich um ihn scharte. Er gab die Parole aus. „Table d'hote“, diese greulichste Widersacherin zwanglosen Frohsinns, war verpönt. Schon wegen der neugierigen Engländerinnen, die diesem Luft- und Lichtmenschen durch ihre zudringliche Horcherei auch die Freude verdorben hatten, bei offenem Fenster Klavier zu spielen. Heute wurde da, morgen dort gegessen. Brahms meinte scherzend, die Marie oder Emilie, oder wie sie alle hießen, müßten mit gleichem Recht behandelt werden: und wo er dann hinkam, zeigten die Schweizer Saaltöchter freundliche Gesichter und flinke Füße, denn der herzensgute „Doktor Brahms“, wie er überall genannt wurde, spendete kräftige Trinkgelder.

In den Wochen, in denen ich in Thun blieb, kamen und gingen manche bekannte Leute. Da tauchten Max Kalbeck, später Hanslick auf, die Schildknappen aus Wien, da kam Professor Kugler, der Historiker, mit seiner liebenswürdigen Frau und andere mehr.

Man würde irren, wenn man glaubte, daß sich das Gespräch hauptsächlich um Musik drehte. Brahms war nicht nur in seinem eigensten Fach ein großer Wisser, sondern sein reger Geist umfaßte weite Gebiete der Literatur, der Philosophie, der Geschichte und enthüllte namentlich in den ernsten Gesprächen mit dem geistvollen, ihm befreundeten Karlsruher Schulmann ganz ungeahnte Kenntnisse und ein treffendes Urteil, das selbst in die Tiefe ging und jede dilettantische Oberflächlichkeit mit beißendem Spott bedachte. An jenem ersten Abend im „Falken“ berührte denn meinen damaligen Notizen zufolge das Gespräch die verschiedenartigsten Dinge. Brahms pries mit begeisterten Worten Schumanns Faustmusik, um sich gleichzeitig gegen den Zöllnerschen Versuch einer Faust-Oper mit ziemlicher Schärfe auszulassen. Auch Schumanns Persönlichkeit wurde gestreift und seiner Clara gedacht, mit der Brahms die rührendste Freundschaft verknüpfte, eine Art geistiges Familienband. Dann kam er auf Hans von Bülow zu sprechen und erzählte mit prächtigem Behagen einige Schnurren von dem spät zu ihm Bekehrten.

Brahms las eifrig geschichtliche Werke. Damals gerade hatten die Wiedertäufer und Thomas Münzer sein stärkstes Interesse erregt, und die neuesten Veröffentlichungen darüber waren ihm so geläufig wie einem Geschichtsforscher. Es lag nahe, diese stoffliche Teilnahme auch mit etwaigen künftigen Opernplänen in Zusammenhang zu bringen. Da nun, zumal in jenem Jahre 1887, ein lautes Gerücht durch die musikliebenden Kreise schwirrte, Brahms komponiere heimlich an einem von J. V. Widmann gedichteten Opernstoff, so wagte ich eine Frage. Lächelnd winkte er ab. Das solle ihm nicht ein. Ja, in der Jugend, da habe er den ganzen Äschylus durchkomponiert, meinte er scherzend, aber jetzt überlasse er das anderen Leuten. Operntexte kämen ihm genug ins Haus geflogen, und es bereite ihm heitere Stunden, sie zu lesen. Namentlich die begeisterten Damen seien stark darin. So habe man ihm eine „Sappho“ zurechtgemacht und eine „Lady Macbeth“. Ich entsinne mich genau, daß er in diesem Zusammenhang auch Wagners Instrumentationskunst erwähnte und eine unverkennbare Sympathie für die „Meistersinger“ äußerte.

Von der Oper wandte sich das Gespräch dem Liede zu. Brahms hatte natürlich ganze Stapel von Lyrik zu Hause, die sich nach „Vertonung“ sehnten. Er war gerade hierin, im Finden seiner textlichen Unterlagen, ein ungemein feinsinniger Spürer und hat wie seine großen Vorgänger den Namen manches unbekannten Poeten, der einmal zufällig einen guten Wurf getan, in die Unsterblichkeit hinübergerettet. Man macht sich keinen Begriff, wie sorgsam er sich seine Texte schon auf ihre Sprechmelodie hin ansah. Einmal waren wir alle, die zur Tafelrunde gehörten, mobil gemacht, um die letzte Strophe eines Gedichtes (ich glaube, von Leuthold) umzuformen, dessen Klangbild zum Schluß durch das in den Reim gestellte Wort „Quark“ bös entstellt wurde. Schließlich fand Brahms selbst eine Form, die sich besser ausnahm, ohne den Sinn und das Temperament der Stelle im mindesten anzutasten. Was für kitzlige Fragen wurden da oft erörtert! So die vielumstrittene, charakteristische Färbung der einzelnen Tonarten, ein Problem, über das man bekanntlich in verschiedenen Zeiten zu ganz verschiedenen Ergebnissen kam. Geradezu köstlich war es zum Beispiel, Brahms zwischen Kalbeck und Kugler als ausgleichenden Mittler zu sehen, der das vorwärtsgaloppierende Streitgespräch wieder durch ein Scherzwort zu zügeln verstand.

Neben der Kunst standen die Frauen im Vordergrunde des Gesprächs. Brahms, der Junggeselle, vereinigte alle Eigenschaften in sich, aus denen man einen guten Familien-

Digitized by Google

vater hätte machen können. Er liebte die Frauen, so hinreißend grob er auch gegen einzelne Vertreterinnen dieses Geschlechts werden konnte. Und er liebte die Kinder! So oft er ausging, hatte er die Taschen mit Zuckerwerk vollgesteckt, und wenn ein pausbackiger Bengel oder ein kleines „Maideli“ ihm besonders gefiel, stellte er es zur Rede, scherzte mit ihm, spielte oft ein bißchen Knecht Ruprecht, der die bösen Kinder in die Aare wirft, um seine kleinen Freunde schließlich durch den süßen Inhalt seiner Taschen wieder zu versöhnen. Aber dieser „gute alte Onkel“ war von den Rosenketten der Ehe nicht gefesselt worden. Er gab sich meist als Junggesellen, dem die Gewohnheit der Selbstbestimmung über alles geht. Und doch, bei allem liebenswürdigen Schwerenötertum, im innersten Kern seines Wesens, mag er sich nach der Frau gesehnt haben, die mehr als Wirtschafterin und Haushälterin sei: die neuere Forschung weiß ja auch genau Bescheid um verschiedene Neigungen, die freilich nicht zu bürgerlich-glücklichem Ende geführt haben. In jenen Sommertagen sagte er einmal: „Ja, als ich jung war, da hätte ich gern geheiratet, aber da war ich noch nichts und hatte ich noch nichts, da wollte mich keine; jetzt ist die Sache umgekehrt.“ In der Tat, der berühmte Tondichter, der zugleich ein wohlhabender Mann geworden war, machte recht merkwürdige Erfahrungen in dieser Hinsicht. Auch die guten Freunde waren eifrig tätig, und von einer Romanschriftstellerin wurde die Anekdote erzählt, daß sie sich in unverkennbarer Absicht zur Führung seines Haushalts angeboten habe. Solche „ehrbaren Annäherungen“ mögen ihn in ihrer Zudringlichkeit verstimmt haben, und man kann es dem Vielumschwärmten nachfühlen, daß er sich dann wieder im Kreise anmutiger Frauen und Mädchen als liebenswürdiger Schalk zeigte. (Die Obhut über sein Wiener Junggesellenheim hatte bekanntlich eine gebildete Dame, Frau Dr. Truxa, die Witwe eines Journalisten, übernommen, die ihm auch bis in die Todesstunde eine treue und aufopfernde Pflegerin war.)

Was haben wir damals, wenn unser kleiner Kreis vorübergehend durch weiblichen Zuwachs vergrößert wurde, im schattigen Garten des Freienhofs für ungetrübt heitere Stunden verlebt! Richtige Lustspielszenen wußte er zu veranstalten. Eine süddeutsche Tragödin und ihre bildschöne jüngere Schwester, die uns auf der Durchreise besuchten und noch eine ebenso hübsche Freundin mitbrachten, haben sich später wohl oft noch des Tages erinnert, an welchem Brahms die junge Freundin für die kurzen Stunden unseres Zusammenseins als seine „Frau“ bezeichnete, an dem er ihr eine seiner Lieblingsspeisen, Omelette mit Erdbeerfüllung, bergehoch auf den Teller häufte, um über den Einfall der bedienenden Saaltochter, die ihm zu guter Letzt eine Rechnung für „Doktor Brahms und Frau“ überreichte, in nicht mehr zu stillende Heiterkeit auszubrechen. Man kann sich denken, welch dankbare Zuhörerschaft wir an den Nachbartischen fanden! Einmal wurde Brahms sogar zur Ordnung gerufen. Die kleine Kurkapelle spielte abends schlecht und recht Neßlers Trompeterlied „Behüt' dich Gott, es wär' zu schön gewesen“, und Brahms begleitete das Waldhornsolo mit dem hinter einem Gebüsch geblasenen Echo mit satirischen, in den Bart gemurmelten Glossen, deren trockener Humor so stark auf unsere Lachmuskeln wirkte, daß ringsum die lauschende Neßler-Gemeinde in heilige Entrüstung geriet. Nichts lag ihm dabei ferner, als etwa den armen Musikanten zu beleidigen! Ich weiß bestimmt, daß er für brave, um ihren Lebensunterhalt ringende Kunsthandwerker seines Berufs ein warmes Herz hatte, und ihnen manchmal in zartsinnigster Weise eine ansehnliche Unterstützung zukommen ließ, ohne daß die Beglückten ihren Spender ahnten. Denn den — oft ungeschickt dargebrachten — Dank, der etwa einer Schmeichelei oder Lobhudelei ähnlich sah, haßte er, einerlei, ob er seinen menschlichen oder künstlerischen Eigenschaften galt. Freilich lag in dem schroffen Verzicht auf solche Gefühlsäußerungen auch ein Stück Bequemlichkeit. Er verabscheute den Zwang jeder Art bis in die Kleinigkeiten des Alltagslebens. Ich sehe ihn noch vor mir in seinem einfachen dunkelgrauen Sommeranzug, ohne Manschetten, manchmal ohne Krawatte, die ihm der herabwallende Bart ersetzte, und höre ihn noch, wie er diese Zwanglosigkeit des äußeren Menschen zur Bedingung machte, als ihm einmal eine befreundete Dame das Versprechen abrang, einem kleinen Freundeskreis den seltenen Genuß seines Klavierspiels zu gönnen . . .

Doch auch die Thuner Sonnentage nahmen ein Ende, wenigstens für mich. Ich verließ den anregenden Kreis, um im Schweizer Hochgebirge zu wandern, nicht ohne durch Brahms' Schilderungen, der ein begeisterter Naturfreund und -Kenner, vor allem ein Bewunderer des Matterhorns war, einen Vorgenuß gehabt zu haben.

Einige Wochen später traf ich wieder mit ihm zusammen, in Baden-Baden. Da legte er den Freunden den Ertrag seines Sommers vor, die Arbeit seiner stillen Vormittage, und ich hatte aufs neue das Glück, Teilnehmer eines Erlebnisses zu sein, das sich mir stark eingeprägt hat. Brahms hatte einen kleinen Kreis von Bekannten eingeladen, der ersten privaten Versuchsaufführung seines soeben in Handschrift vollendeten Konzerts für Violine und Violoncell beizuwohnen. Es war an einem herrlichen Septembermorgen, als sich die Geladenen in dem Saal „Louis quinze“ des Badener Kurhauses zusammenfanden. Das Badeorchester hatte sich dem Meister mit Freude zur Verfügung gestellt, und als Brahms eintrat, gab der wackere Kapellmeister Könnemann diesen Gefühlen Ausdruck. Die

Digitized by Google

Musiker, zum Teil hervorragende Künstler, empfanden es als Erquickung im gleichmäßigen Tagesdienst, einmal unter Brahms' Leitung zu spielen. Joachim und Hausmann waren als Solisten herbeigeeilt, und in der ersten Reihe der zwanglos sitzenden Hörer bemerkte man die ehrwürdige Gestalt einer Greisin. Es war Frau Clara Schumann. Vor ihr auf einem Notenpult lag die Handschrift des neuen Werkes, und als kleine Nebensonnen strahlten ihr zur Rechten und Linken der biedere, gutmütige Vinzenz Lachner und der nervös bewegliche Komponist Jacques Rosenhain. Um diese Mittelgruppe scharten sich noch ein oder zwei Dutzend Herren und Damen, meist musikalischen Berufs. Da sah man eine Tochter der Frau Schumann, ferner die bildschöne Enkelin Felix Mendelssohns, den Cellisten Hugo Becker, Geheimrat Wendt, Professoren des Konservatoriums zu Stuttgart, Hofmusiker aus Karlsruhe. Dazwischen trippelte ein graues Männchen hin und her, bald da, bald dort in seinem geliebten Sächsisch witzige Bemerkungen hineinwerfend, Richard Pohl, unter dem Decknamen „Hoplit" einst der älteste Parteigänger Wagners, damals das musikalische Orakel der Bäderstadt. Wie er sich wohl bei den „Brahminen" gefühlt haben mag? Ich erinnere mich leider nicht mehr an sein Urteil über das Konzert. Dieses wurde zweimal hintereinander unter Brahms' energischer Leitung gespielt, und trug dem Schöpfer nebst dem rauschenden Freundesbeifall einen Orchestertusch ein. Meine eigenen Aufzeichnungen aus jener Zeit verraten, daß mir beim ersten Hören das Werk ziemlich fremd blieb und nur der Mittelsatz mit seinem innigen Melos mir gleich das Herz bewegte. Zünftige Kritiker rechnen es ja zum Teil in die sogenannte trübselige Periode des Meisters, in der die Zeichnung die Farbe überwiegt . . . Sei dem wie ihm wolle — der Morgen bleibt mir unvergeßlich.

Neun Jahre später, im Januar 1896, sollte ich Brahms, wie ich früher einmal an dieser Stelle erzählt habe (in meinem Aufsatz über „Brahms und Berlin"), noch einmal als Leiter eigener Werke sehen. Es war in seinem letzten Konzert in der Reichshauptstadt. Er stand damals auf dem Podium der Singakademie anscheinend noch in der Vollkraft, in blühender Gesundheit vor uns, und ahnte nicht, wie hart ihn bald das Schicksal anpacken sollte. Die teure Lebensfreundin, Frau Schumann, starb nach wenigen Monaten und ihrem Schatten folgte er nach . . .

Doch nicht mit so elegischem Ausklang möchte ich meine Brahms-Erinnerungen schließen. Mir selbst haftet zu lebhaft auch heute, nach über dreißig Jahren, mein letztes persönliches Beisammensein mit ihm im Gedächtnis!

Das war im heißen Sommer des Jahres 1892 in Wien, als draußen im Prater der Himmel wahrhaftig voller Geigen hing und rings um den gewaltigen Ausstellungsrundbau, die sogenannte „Rotunde", ein unendliches Klingen, Singen und Jubilieren sich erhob. Die Musik- und Theaterausstellung hatte mich auf Monate an „die schöne blaue Donau" geführt, deren klassischen Walzer Meister Brahms „so gern selbst komponiert haben möchte". Ich erneuerte die Thuner Bekanntschaft, war manchen Vormittag bei ihm in der Karlsgasse Nr. 4, rauchte seine guten Zigaretten und betrachtete seine kostbare Bibliothek. Und dann wurde er mein Berater in den kulinarischen Genüssen, die er selbst zeitlebens nicht verschmäht hatte. Er wies mir durch die winkligen Gassen der inneren Stadt den Weg zum Wildbretmarkt, einem versteckten Platz, an dem seine Stammkneipe, der „Rote Igel", ein solid bürgerliches Wirtshaus, lag. Und er weihte mich ein in die Vorzüge des kalt oder warm garnierten Rindfleisches und der Paprika-Hähndl und lehrte mich unerfahrenen Reichsdeutschen, was ein „Pfiff G'spritzter" sei. Allzu lebhaft war das Gespräch während des Essens nicht; ich hielt es für richtig, ihn nicht während einer Beschäftigung zu stören, die ihm so sichtliche Freude bereitete. Nach beendeter Mahlzeit ging er regelmäßig in das Kaffeehaus im Stadtpark am Ring, um hier seinen Lesehunger zu stillen. Ich trennte mich immer vorher von ihm, in der Annahme, es sei ihm lieb, seine gewohnte Lektüre allein zu genießen.

Er hat mir in jenen Maitagen — später fuhr er in sein geliebtes Ischl — manches aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen erzählt. So entsinne ich mich eines fesselnden Gesprächs, in welchem er mir seine Meinung über den Komponisten Peter Cornelius sagte, den er als liebenswürdigen Schwärmer und wahrhaftigen Poeten schilderte. Mit großem Behagen gedachte er noch eines Zusammenseins, bei dem Cornelius auf dem Klavier in heiligem Eifer Partiturbruchstücke aus seinem „Cid" spielte, indes Brahms und Karl Tausig als willige Zuhörer den ganz in sein Werk vertieften Tondichter in immer undurchdringlicheren Tabakqualm einhüllten.

Indes, unser Gesprächsstoff nahm bald eine durch die Verhältnisse bestimmte Wendung. Ich war nicht nur als jugendlicher Verehrer, sondern auch ratsuchend zu dem immer hilfsbereiten Mann gekommen. Die Absicht, mir eine literarische oder dramaturgische Stellung zu erringen, hatte ich ihm geäußert, aber die Aussichten dazu waren gering. Mit welcher Selbstverständlichkeit der Vielbeschäftigte sich da meinen kleinen Sorgen widmete, wie er bis zu seinem fürstlichen Freund, dem Herzog Georg von Meiningen, mit seiner Fürsprache vordrang, dessen habe ich noch schriftliche Beweise in Händen, die ich als kostbare Belegstücke jener ereignisreichen Beziehung zu dem großen Menschen und Künstler Johannes Brahms aufbewahre.

*

Digitized by Google

Es hieße wohl die Geduld des Lesers, der mir bisher freundlich gefolgt ist, allzusehr in Anspruch nehmen, wollte ich auch von den mancherlei anderen musikalischen Begegnungen, die mir das Leben gebracht hat, ebenso ausführlich weitererzählen. Es schiene mir dies auch aus einem anderen Grunde nicht angemessen: denn neben den Eindrücken, die ich von Brahms gewann, und der Bereicherung, die ich den Bayreuther Festspielen und ihrem Künstlerkreis verdanke, tritt das übrige vergleichsweise zurück.

Wohl könnte ich noch erzählen von einem eigenartigen Zusammentreffen mit Anton Rubinstein, den ich im Sommer 1890 als Beauftragter der Freiburger Studentenschaft jählings überfiel, um ihn zu einer Akademikeraufführung des Körnerschen „Zriny" einzuladen. Seine Überraschung über meinen damaligen Besuch war vielleicht nicht so groß als sein Erstaunen am Theaterabend selbst, wo wir ihm zu Ehren als Zwischenaktmusik durch das städtische Orchester eine seiner Romanzen spielen ließen . . .

Wohl könnte ich ferner erzählen von mancher Berührung mit dem still versonnenen Meister Engelbert Humperdinck, der so schwerhörig und dann doch auch wieder so feinhörig war, könnte erzählen von mancherlei gar drolligen Zwischenfällen, wie z. B. unserm Zusammentreffen hoch oben in Norwegen, wo ich der ratlos nach einer Herberge suchenden Familie des Meisters für eine Nacht freundlichen Unterschlupf auf unserem prächtigen Lloyddampfer, dem „Großen Kurfürst", besorgen konnte . . . Wohl könnte ich endlich erzählen, und hiervon am meisten, von den vielen anregenden Stunden, die ich bei Karl Klindworth und seiner liebenswürdigen Gattin verleben durfte. Ich habe ihn, der uns die Goldbarren der Wagnerschen Nibelungenpartitur in die gangbare Klaviermünze umgegossen, der uns die musterhaften Ausgaben Beethovens und Chopins geschenkt hat, einmal den großen „musikalischen Münzmeister" genannt. Er war keiner der großen Schaffenden, aber sicher einer der größten Anreger und Umwerter, und es gehörte zu den Glücksfällen, die einem Jüngeren zuteil werden konnten, wenn er, der Patriarch der neuen Tonkunst, einmal aus eigener Vergangenheit erzählte oder gar die kostbaren Schätze seiner musikalischen Handschriftensammlung ausbreitete. Mit Rührung gedenke ich eines jener stillen Nachmittage in der Obstbaukolonie Eden bei Oranienburg (in die er, der spät zur Pflanzenkost Bekehrte, sich zurückgezogen hatte), an welchem er mir die ihm geschenkten Bleistiftskizzen zu Wagners „Rheingold" oder gar ein Blatt von Beethovens Hand zeigte, auf welches wiederum eine Widmung Richard Wagners geschrieben war. Nur noch einmal habe ich ähnliche Augenblicke wortlosen Staunens durchlebt, als mir Professor Golther in Rostock kurz vor der Herausgabe des Wagner-Wesendonck-Buches den Inhalt der berühmten „grünen Mappe" mit den Tristan-Skizzen zeigte . . .

Doch genug von alledem. Je älter ich werde, um so mehr kommt es mir zum Bewußtsein, welche Rolle in meinem Lebensaufbau die Musik gespielt hat und wie dankbar ich dem Schicksal sein muß, daß ich zu denen zählen durfte, die „Musik in sich selbst" haben. Denn zum mindesten gibt man so der Mitwelt eine gewisse Gewähr, daß man nicht taugt „zu Verrat und Tücken allerhand"!

## Taub. Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Gestern, als ich jung war, –
Heute, wo ich alt bin, –
Morgen bin ich tot . . .

Tunkt so süß der Unke Ruf,
Klirrt so stolz der Rosse Huf,
Dröhnt so schön des Donners Schlag,
Lauten Glocken Feiertag,
Weht ein Wind im Weidenbaum,
Braust im Sand der Welle Schaum,
Ach, und über all dem Weltgesang
Deiner lieben Stimme dunkler Klang . . .!

Gestern, als ich jung war,
    Noch nicht,
Heute, wo ich alt bin,
    Nicht mehr,
Morgen bin ich tot, –
Dann will ich Ewigkeiten lang dir lauschen!

Digitized by Google

# Künstlerische Neujahrskarten

## von Richard Braungart

Man wird nicht behaupten wollen, daß die Menschen im allgemeinen geneigt wären, sich gegenseitig viel Gutes zu wünschen. Weit eher könnte das Gegenteil zutreffen. Aber man darf ihnen deswegen nicht gram sein. Denn „hart im Raume stoßen sich die Sachen“, also auch die Menschen. Und es ist deshalb für den einzelnen nicht leicht, sich im Lebenskampf zu behaupten. Wie sollte er da für seinen lieben Nächsten viele freundliche Gefühle übrig haben? Zu besonderen Anlässen allerdings und bei bestimmten Gelegenheiten pflegt der Mensch seinem Herzen einen kräftigen Stoß zu versetzen. Er tut dann, was er in „normalen“ Zeiten sich dreimal überlegen würde: er wünscht seinen Nebenmenschen Glück. Und er tut es sogar in ganz besonders herzlichen Formen. Warum? Weil es von alters her so üblich ist, weil man nicht gerne für unhöflich gelten möchte und wohl auch, weil man weiß, daß der Beglückwünschte nicht anders kann, als den liebenswürdigen Wunsch ebenso liebenswürdig zu erwidern, was unter allen Umständen erfreulich ist. Auf diese Weise entsteht eine Atmosphäre der Freundlichkeit und Menschlichkeit, die zwar nicht von Bestand ist, aber immerhin, als eine Art Kampfpause, ihre schätzenswerten Annehmlichkeiten hat.

Der wichtigste Anlaß zu solchen allgemeinen gegenseitigen Höflichkeiten ist der Jahreswechsel. Das war schon im Altertum so und ist, wenn sich auch die Form des Glückwunsches seitdem wesentlich geändert hat, bis zum heutigen Tage Sitte geblieben. Schon die Ägypter beglückwünschten sich zu Neujahr, wie Walter von zur Westen in seinem aufschlußreichen, zu wenig gekannten Werk „Vom Kunstgewand der Höflichkeit“ erzählt. Und die Römer pflegten sich beim Jahreswechsel mit Gegenständen (Münzen z. B.) zu beschenken, auf denen meist ein Glückwunsch zu lesen war. Die heute noch

Radierung von Karl Ritter, München

Handkolorierter Holzschnitt von Hans Hirt, München

übliche Gratulationsform, nämlich die Neujahrskarte, stammt aus dem 15. Jahrhundert, d. h. aus den ersten Zeiten des Kupferstichs und des Holzschnittes. Zu den frühesten Neujahrsblättern gehört ein Kupferstich des vielgenannten Meisters E. S. von 1466. Die meisten Blätter dieser Art aber sind in Holzschnitt ausgeführt und in der Regel koloriert gewesen. Aus den kleinen Karten sind im Laufe der Zeit, vor allem in der Barockzeit, ungemein reich verzierte und mit langatmigen, schwulstigen Texten versehene, umfangreiche Blätter geworden, die in kultur- und sittengeschichtlicher Beziehung oft außerordentlich interessant sind. Sehr häufig sind solche Blätter von Leuten verschickt, beziehungsweise verteilt worden, die mit dem Glückwunsch die Bitte um eine Gabe (ein Trinkgeld) verbanden. Allmählich wurden die Glückwünsche dann wieder kleiner, und gegen Ende des 18. Jahrhunderts nahmen sie die Form handlicher, zumeist in Kupferstich ausgeführter Karten an, die textlich und künstlerisch von größter Mannigfaltigkeit waren. Wie denn überhaupt in der Glanzzeit der Neujahrskarten um die Wende des Jahres 1800 ihre Herstellung ein blühender Industriezweig gewesen ist. Man erfand immer neue aparte Formen, deren beliebteste die Klapp-, Durchsteck- und Zugkarten gewesen sind und bei denen nicht nur die originelle Aufmachung, sondern auch die gefühlvollen und empfindsamen Wunschverse ihre Wirkung getan haben. In den 1830er Jahren begann dann die Neujahrskartenindustrie vor allem auch qualitativ zurückzugehen, und um die Mitte des 19. Jahrhunderts war sie bereits auf einem Niveau angelangt, daß eine Würdigung vom künstlerischen Standpunkt aus im allgemeinen nicht mehr möglich ist. Ausnahmen machten nur persönliche Künstlerglückwünsche, die, wenn sie nicht eigenhändige Zeichnungen und Aquarelle waren, meist in Lithographie ausgeführt waren. Auch der Name Menzels findet sich, neben manchen andern von gutem Klang, auf solchen Neujahrskarten. Trotzdem kann man sagen, daß gegen Ende des 19. Jahrhunderts die künstlerische Neujahrskarte meist nur mehr im persönlichen Verkehr von Künstlern untereinander oder mit Freunden bekannt war. Sonst war sie um diese Zeit so gut wie ausgestorben.

Ihre Wiedererweckung fällt ungefähr mit dem Wiederaufleben des Interesses für das Exlibris zusammen, das in seiner freien, von der Heraldik erlösten Form um das Jahr 1890 herum sich zu entwickeln und mehr und mehr zu blühen begann. Ungefähr um jene Zeit nimmt auch der Siegeszug der Originalradierung seinen Anfang. So sind verschiedene Faktoren dem erneuten Aufleben der künstlerischen Neujahrskarte, und zwar in der Form der persönlichen, auf den Namen des versendenden Künstlers oder

Handkolorierter Holzschnitt. Von Franz Ringer

Radierung von Alfred Soder, Basel

eines Bestellers lautenden Karte, günstig gewesen. Die Künstler, die dieses Wiederbelebungswerk mit so schönem Erfolg begonnen und fortgeführt haben, sind größtenteils die gleichen gewesen, denen man auch die Renaissance des Bücherzeichens (Exlibris) dankt. Die Neujahrskarten gehören, wie die Exlibris, zur Kategorie der Gebrauchsgraphik, und da ihre künstlerischen und geistigen Grundlagen sehr ähnlich sind, so liegt es nahe, daß ein Künstler, der bereits verschiedene „Exlibrisprobleme“ gut und auch eigenartig gelöst hat, seine beim Exlibriszeichnen erworbene Fähigkeit der dekorativen Konzentration auch einmal bei einem Gelegenheitsblatt, z. B. einer Neujahrskarte, erproben möchte; oder daß jemand, vorzugsweise aus den Kreisen der Exlibrisfreunde und -sammler, einem solchen Künstler den Auftrag gibt, eine Neujahrskarte für seinen persönlichen Gebrauch zu zeichnen oder zu radieren, in Holz zu schneiden oder zu lithographieren. Sehr ermunternd hat in dieser Richtung das Beispiel einiger Künstler von Rang wie Welti, R. Schiestl, O. Graf usw. gewirkt, die unter den ersten gewesen sind, aus deren Hand alljährlich um die Jahreswende witzige, tiefsinnige oder gemütvolle, auch graphisch meist reizvolle Wunschkarten in alle Winde geflogen sind. Und wer auch nur ein bißchen empfänglich war für solche gedanklich anregende und künstlerisch wertvolle Graphik, mußte den Wunsch empfinden, sie zu sammeln und bei nächster Gelegenheit selbst etwas Ähnliches zu veranlassen. Überhaupt möchte man annehmen, daß die künstlerische Neujahrskarte infolge ihrer geringeren Belastung mit Bezüglichkeiten, die nur der Besitzer des Blattes kennt, und infolge

Radierung von Max Schenke, Dresden

Radierung von Gustav Traub, München

ihres nach Form und Inhalt durchaus volkstümlichen Charakters eigentlich ein noch beliebteres Sammelobjekt sein müßte, als das Exlibris, dessen Erforschung und Deutung immerhin eine Wissenschaft ist. Das ist nun allerdings bis jetzt nicht der Fall gewesen, möglicherweise wegen des leichteren (oder wenigstens leichter scheinenden) Gewichts dieser Karten, im Vergleich mit denen die Exlibris „seriöser“ wirken. Und vielleicht auch deshalb, weil sie, soweit sie nicht im Sammlerverkehr getauscht werden, fast noch schwerer zu beschaffen sind als ein großer Teil der Exlibris. Aber es ist nicht ausgeschlossen, ja, man kann es sogar als ziemlich gewiß voraussagen, daß die Zeit bald kommen wird, in der die künstlerischen Neujahrskarten der letzten 35—40 Jahre mindestens ebenso geschätzt und deshalb auch mit dem gleichen Eifer gesammelt werden, wie schon seit langer Zeit die Exlibris. Hat doch in diesen köstlichen Blättern eine solche Überfülle der besten ernsten und humoristischen künstlerischen Einfälle der letzten Jahrzehnte eine präzise graphische Formulierung gefunden, daß es vollkommen unverständlich und auch unverzeihlich wäre, wenn man sie dauernd unbeachtet ließe. Nun: das wird gewiß nicht geschehen. Nur muß, wie es scheint, erst ein Platz gefunden werden, an dem sie in das große Gesamtgebiet der Kunst eingereiht werden können. Und das dauert manchmal etwas lange bei der offiziellen Wissenschaft.

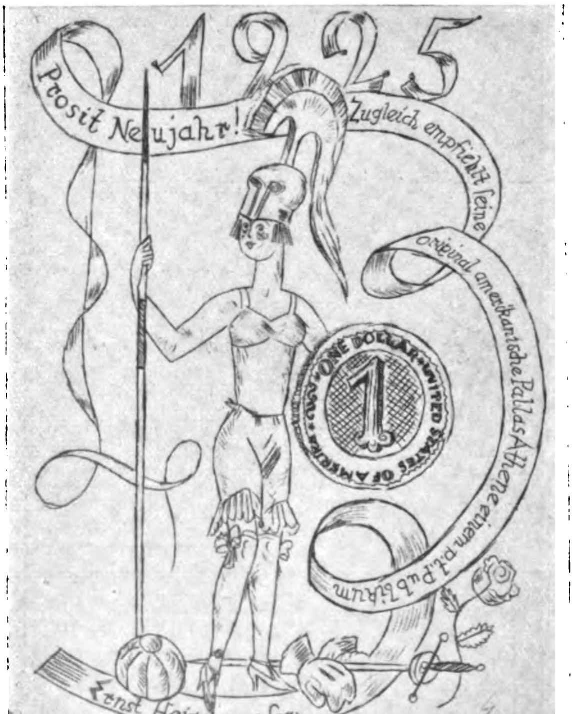
Farbige Lithographie. Von Ottohans Beier, München

Radierung. Von F. Dornbusch, Nordhausen

Die Zahl der Künstler, die Neujahrskarten für sich selbst oder auf Bestellung anfertigen, ist heute ziemlich groß; denn der Brauch ist allmählich ins Breite gegangen. Doch finden sich, von einigen Ausnahmen abgesehen, nur wenige von jenen Künstlern darunter, deren Namen überall genannt werden. Das ist ganz ähnlich wie beim Exlibris und hat seinen Grund wohl darin, daß die Führer und Pfadfinder in den Revieren der Kunst meist keine Zeit haben, sich mit kleinen Dingen zu beschäftigen, die, wenn sie richtig gemacht werden sollen, kaum weniger Mühe und Sorgfalt beanspruchen als die großen. Wirklich Gutes und Mustergültiges leisten auf dem Gebiete des Exlibris

und der Gelegenheitsgraphik, also auch der Neujahrskarte, nur Künstler, die sich ganz darauf einstellen oder wenigstens regelmäßig solche Aufgaben lösen. Und im allgemeinen sind es, wie wir schon gehört haben, fast stets die gleichen Künstler, denen wir die besten Exlibris und die originellsten Neujahrskarten danken. Doch gibt es da einige Ausnahmen. Max Klinger z. B. hat etwa 50 Exlibris gestochen oder radiert, die in ihrer Gesamtheit das Bedeutendste darstellen, was jemals in Deutschland auf diesem Gebiete entstanden ist. Auch die Exlibris Otto Greiners gehören, trotz ihrer geringen Zahl, zu den künstlerisch wertvollsten, klassischen Repräsentanten der Gattung. Dagegen ist von diesen beiden Großmeistern der Graphik keine einzige Neujahrskarte bekanntgeworden. Auch von Orlik und Vogeler, die lange Reihen glänzender Exlibris geschaffen haben, gibt es nur zwei oder drei Neujahrskarten, die obendrein nicht einmal zu den besten Blättern ihres graphischen Werkes gehören. Ganz anders liegt der Fall bei Welti und Schiestl. Von Welti gibt es nur vier Exlibris, wohl aber eine Reihe radierter Neujahrskarten, die so recht eigentlich die Schrittmacher der modernen künstlerischen Neujahrskarte geworden

Radierung
Von Prof. Bruno Héroux, Leipzig



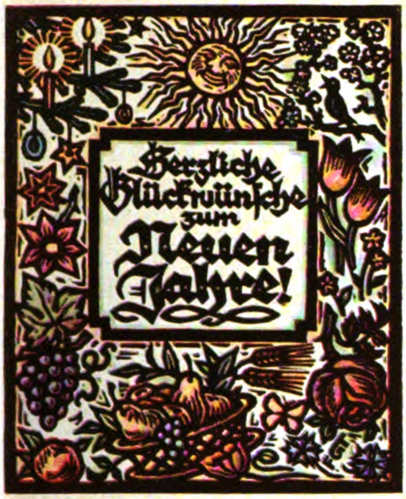

Radierung von Ernst Heigenmooser, München

sind. Freilich haben bis jetzt nur ganz wenige die leichte, geist-, gemüt- und humorvolle Art der graphischen Niederschrift solcher Gelegenheitseinfälle wieder erreicht, in der Welti Meister gewesen ist. Auch Schiestl hat nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl Exlibris gezeichnet und radiert, dafür sind seine zahlreichen radierten Neujahrskarten wahrhafte graphische Kostbarkeiten, und sie sind, zusammen mit den verwandten Arbeiten Weltis, für das kleine Sondergebiet der künstlerischen Neujahrskarte dasselbe, was die Blätter Klingers und Greiners für das Exlibris sind: die klassischen Musterbeispiele der Gattung.

Zu jenen modernen Graphikern, die auf beiden Gebieten ein stattliches Werk vorweisen können, gehört, in vorderster Reihe, der Leipziger Graphiker Bruno Héroux. Seit etwa zwanzig Jahren versendet er zu jedem Jahreswechsel an seine „Gönner und

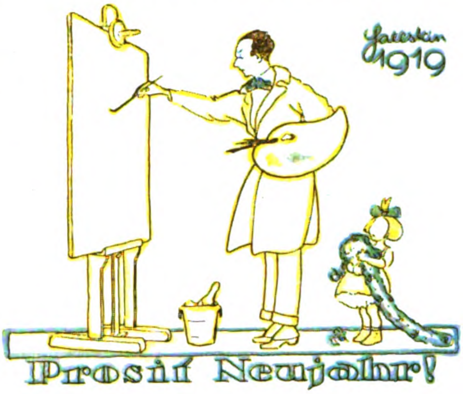
Digitized by Google

Freunde“, wie die stets gleichlautende Widmung heißt, eine radierte Wunschkarte. Früher haben Vater Chronos oder ein Kind als Symbol des neuen Jahres, manchmal auch beide vereint, eine wichtige Rolle auf




Handkolorierter Holzschnitt von F. Georg Tobler, München

diesen Blättern gespielt. Später, vor allem im Krieg, sind seine Neujahrskarten zu furchtbaren Anklagen oder zu Dokumenten stummen Schmerzes geworden. Und auch heute noch zittert die Erregung der Zeit in ihnen nach, oder es wird zu aktuellen politischen Fragen kritisch Stellung genommen. Für letzteres ist die witzige Karte von 1922, eine der originellsten, die Héroux geschaffen, ein hübsches Beispiel. Jedenfalls läßt sich die heikle Lage, in der sich Deutschland damals befand (und wohl auch heute noch befindet), kaum drastischer illustrieren als durch diese nackte Turmseilkünstlerin, die uns als „Miß Germany“ vorgestellt wird. Und beachtenswert ist auch, wie diese Darstellung, die ja eigentlich an sich keinen Wunsch oder ein darauf bezügliches Symbol enthält, zu einer Wunschkarte gemacht wird: durch die Dedikation nämlich, in der Héroux den




Farbendruck. Von Willy Hallstein

Empfängern ein sicheres Gleichgewicht wünscht.

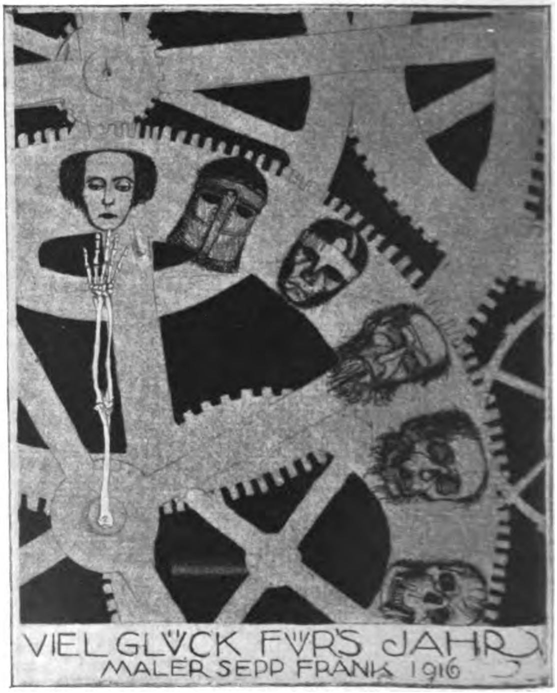
Ein beträchtlicher Teil der Künstler, die Neujahrskarten schaffen, sieht, gleich Welti, Schiestl und Héroux, mit Recht seine Aufgabe darin, in möglichst origineller und graphisch fesselnder Form irgend etwas zu sagen, was sich sinnvoll auf das kommende Jahr bezieht. Das kann mit der Miene des Tragikers oder des Spaßmachers geschehen. Die Hauptsache ist immer die Eigenart des Einfalls. Da ist z. B. der Münchner Graphiker Karl Ritter,

Handkolorierter Holzschnitt von Ludwig Enders, Offenbach a. M.

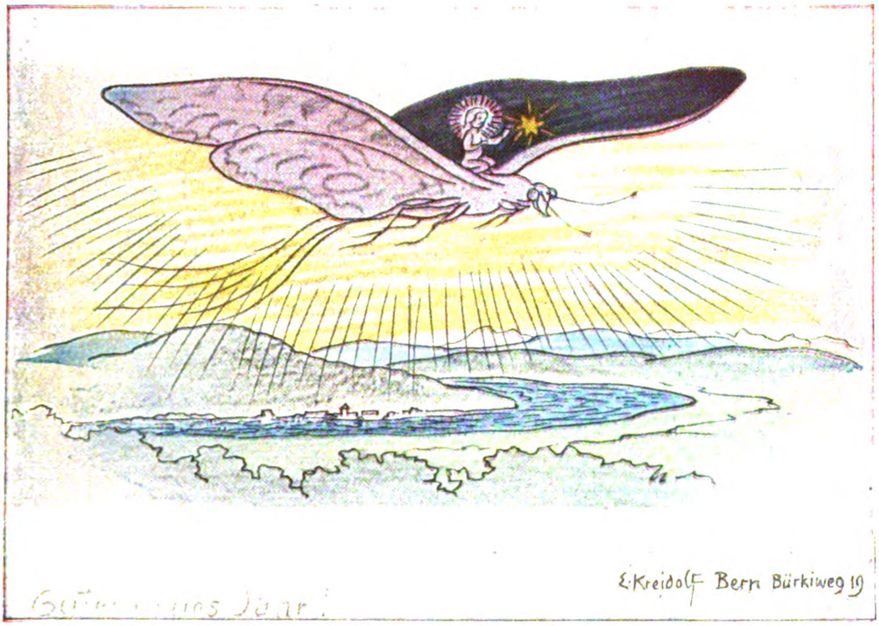
Kupferstich von Karl Michel, Berlin

Weltenuhrwerk, und man sieht darauf, wie die Hand des Todes stets Zeiger auf der Lebensuhr des Menschen ist, so daß mit jeder Stunde, die der Zeiger vorrückt, die Stunde der Verwesung näherkommt.

Nicht so hoch versteigen sich einige Künstler, die zwar dem Philosophieren nicht abgeneigt sind, das Romantisch-Unbestimmte aber doch mehr lieben als die Schärfe des abstrakten Gedankens. Ottohans Beier in München z. B. zeichnet einen Wundervogel aus dem Märchenland, der mit einem Glücksgenius auf dem Haupt und einem Blumengruß im Schnabel über die Lande fliegt, jedem zur Freude, der Phantasie genug besitzt, ihn zu sehen. Gustav Traub in München radiert eine Traumszene von zartestem Mondscheinzauber und überläßt es klug dem Beschauer, den glückverheißenden Klang aus diesem Idyll herauszuhören. Und auch der wundersame Märchendichter Ernst Kreidolf in Bern, der gleich Welti ein Klassiker der (allerdings nicht radierten, sondern lithographierten und handkolorierten) Neujahrskarte ist, läßt ein Wundertier mit dem Glücksstern der seinem in Hader sich aufreibenden Vaterland die berühmten Worte Florian Geyers „der deutschen Zwietracht mitten ins Herz" mit einer entsprechenden (und sprechenden!) Darstellung zur Beherzigung vorhält. Ein stets wagemutiger Kämpfer, wenn auch nicht gerade auf politischem Gebiete, ist Fritz Dornbusch in Nordhausen. Er illustriert mit leicht über die Platte fliegender Nadel einen famosen alten Schweizer Spruch, der manchem als Herzstärkung dient und Vorsätze kühn werden läßt, die freilich vielleicht schon vor dem nächsten Pferd oder Weib wieder in nichts zerrinnen. Max Schenke in Dresden liebt es, den Teufel zu spielen, und so zeigt er ein armes Menschlein, das gerne einen Blick in die Zukunft tun möchte und nicht merkt, wie der Geist, der stets verneint, ihm grinsend die Fernsicht verdeckt. Tragiker und Pathetiker, aber trotzdem kein Pessimist ist der Münchner Sepp Frank. Auf seiner großartigen Neujahrskarte für 1916 gibt er einen winzigen Ausschnitt aus dem ungeheuren




**Radierung. Von Sepp Frank, München**




Handkolorierte Lithographie. Von Ernst Kreidolf, Bern

und dem Neujahrskind über die Lande fliegen und überallhin, wo empfängliche Herzen sind, Glück bringen. Alfred Soder in Basel aber, der seit vielen Jahren reizende, radierte Neujahrskärtchen verschickt, macht meistens, wie auch in einem Teil seiner zahlreichen Exlibris, ein nacktes Kind zum Träger der Idee. Auf der Karte für 1924 gilt die bange Sorge des Puttos einem noch sehr kümmerlich aussehenden Pflänzchen (dem neuen Jahr), das bestimmt Dornen, aber hoffentlich auch Blüten tragen wird, wenn es nur fleißig mit Friedenswasser begossen wird. Also auch hier, aus der Werkstatt des Idyllikers und Romantikers, der Blick ins Weite, Zukünftige und, wenn auch etwas zaghaft, ins Politische! Zeichen der Zeit!

Daß sich auch der moderne Stil gut für Neujahrskarten eignet — woran wohl kaum jemand, der die hohe dekorative Eignung dieses Stiles erkannt hat, gezweifelt haben wird —, beweisen u. a. die Blätter von Karl Michel (Berlin), der eine expressionistische

Holzschnitt. Von Hans Pape, München

Farbige Lithographie
Von Viktor Eichler, Wien

Variante des uralten Neujahrskindmotivs gibt, und Ludwig Enders in Aschaffenburg, der ein leicht verständliches Glückssymbol wie ein Tapetenmuster ganz dekorativ behandelt. Hier zeigt es sich auch, welcher Wirkungen der Holzschnitt fähig ist, der sich seit einiger Zeit steigender Beliebtheit bei Lösung gebrauchsgraphischer Aufgaben erfreut, wie er ja auch schon im 15. Jahrhundert, damals neben dem Kupferstich, für solche Zwecke in erster Linie in Frage kam. Und man liebt es, wie damals, wenigstens eine Anzahl Drucke für die besten Freunde mit der Hand zu kolorieren. Rein dekorativ ist der Schnitt von Georg Tobler in München, der, wie Enders, die frühen Schnitte sich zum Muster nahm, aber etwas Neues und relativ Selbständiges daraus machte.

Hans Hirt (München) schneidet mit drolligem, derbem Realismus ein Dachauer Trio ins Holz (die Szene weckt die Erinnerung an den alten Münchner Brauch des Neujahrsanblasens). Hans Pape, ebenfalls Münchner, ein starkes, graphisches Talent, das nur leider ganz dem extremen Expressionismus zu verfallen scheint, bringt ein Motiv mit leisen politischen Anklängen. Im Altmünchner Stil aus der Seidlzeit ist das lustig-bunte, an Bauernkunst erinnernde Blatt von Franz Ringer (München) gehalten. Das amüsanteste, originellste und inhaltlich reichste der hier abgebildeten Holzschnittblätter aber ist die Karte von Eduard Ege (München), auf der die Mitternachtsstunde der Neujahrsnacht mit allen ihren an Komik reichen Situationen und Möglichkeiten zu einem köstlichen graphischen Symbol ausgestaltet ist. Blätter von solcher Fülle, Ursprünglichkeit und Schlagkraft sind freilich nicht die Regel, aber doch auch nicht so selten, daß wir in ihnen nicht den Typus der echten und passendsten Künstler-Neujahrswunschkarte zu sehen berechtigt wären. Und man hofft deshalb gerne, daß der Brauch, solche Karten zu verschicken, noch recht lange in Übung bleibe und daß jedes kommende Neujahr den Schatz an solchen Karten, den unsere Sammler (und öffentlichen Sammlungen) bewahren, um zahlreiche neue Stücke von bleibendem Werte mehren möge!

Kolorierter Holzschnitt
Von Eduard Ege, München

Digitized by Google

# Der gefangene Kranich

Wär' nicht das strohgestopfte Loch
Hoch an des Dachgestänges Saum,
Der Kranich dächte immer noch,
Es narrte ihn ein böser Traum.

Vom Turm die schwere Quader traf
Urplötzlich nieder auf das Haus.
Weckt' ihn die Gans nicht aus dem Schlaf,
So war es aus.

Und drum — so sahn sie's alle an
Im Vogelhaus und schwankten nicht —
Denn dankbar, sprach der Goldfasan
Zum Perlhuhn, dankbarsein ist Pflicht. —

Und drum — wenn diese Nacht verstrich,
Ein Mondschein noch, ein Morgengrau,
Dann war die Brave sicherlich
Des Kranichs Frau.

Sie hatten alle einen Ton
So liebevoll und so vertraut,
Sogar die Enten strahlten schon
Ihn als Verwandte an der Braut.

Er dachte: wie das schmatzend frißt,
Daß aus dem Schnabel hängt der Stiel!
Und dann die Beine! Heil'ger Christ!
Die Beine, nein, das ist zuviel!

II.

Es hebt sich in der Luft Opal,
Im mattbewegten Windeshauch
Von überall, wie Opfermahl
Auf der Kartoffelfeuer Rauch.

In Gold und Rot verhüllen sich
Die sonst in grünem Kleide stehn,
Das ist die Zeit, da füllen sich
Die Straßen, die am Himmel gehn.

In solcher Nacht fuhr ganz verstört
Der Kranich aus dem Schlaf empor,
Er hatte einen Klang gehört,
Sein Blut gefror.

Ein Stimmgewirr hoch überm Dach,
Ein Rufen, lockend, tief und schwer,
Ein Flügelrauschen hundertfach,
Ein Kranichheer! Ein Kranichheer!

Sie kamen durch die laue Nacht,
Ein Schrei, ein Sprung, ein Flügelstoß
Zur Decke, mit Verzweiflungsmacht
Am Dach den Strohpfropf stieß er los.

Er schrie empor, sie hörten gut,
Sie kamen an, sie hielten ein,
Wie Rausch erwachte ihm im Blut
Die Seligkeit: mit ihnen sein.

Durch jede Faser in ihm lief
Ein Glücksgefühl wie toll und blind,
Er tauchte seine Schwingen tief
Aufatmend in den Morgenwind.

Er dachte, wie sein Vater stand
Im Weidenbruch für sich allein
Und endlos übers Wiesenland
Hinging des Abends goldner Schein.

Es lag vor ihm als seinem Herrn,
In Schweigen da, wie's Gott erschuf,
Ein Sensendengeln kam von fern,
Ein Kinderschrei, ein Krähenruf.

Er dacht', wie vor dem großen Heer
Der andern stets sein Vater zog
Und keiner noch so stolz wie er
Die Pyramiden überflog.

Und morgen, Kunde dumpf und irr —
Er stand am Gitter, reglos, stumm,
Vor ihm ein blechern Trinkgeschirr,
Mit seinem Schnabel stieß er's um.

*

Nun gibt es durch des Himmels Huld
Im Jahre eine Feierzeit,
Der Dreschmaschine Ungeduld
Durchbrummt das Land da weit und breit.

Levin Ludwig Schücking

Digitized by Google

# Alles oder nichts

## Novelle von Martin Richard Möbius

In Constanza war er ihr das erstemal begegnet, als er zu Direktor Adrian in den Viktoriasalon ging, um sich vorzustellen. Er kam am Übungsraum der Artisten vorbei, die Türe stand weit offen, da sah er sie im Spiegel. Ihr kurzes Haar war so blond, daß er unwillkürlich zweifelte. Er blieb stehen und betrachtete ihre Gestalt so rücksichtslos, daß sie es bemerkte. Ihr Blick traf ihn im Spiegel, sekundenlang hielt er ihn aus, dann pfiff er leise durch die Zähne, trat ein. Die drei jungen Leute am Trapez arbeiteten ruhig weiter, warfen sich Kommandos zu, der Clown ließ ohne Unterbrechung den Teller auf der Stockspitze rotieren. Die Blonde stand am Spiegel, ihr Blick hob sich, suchte den seinigen, fand ihn und ließ ihn nicht los. Er fühlte sich getroffen; voll beinahe schmerzhafter Spannung trat er auf sie zu und sagte schnell seinen Namen. Tacke Titanescu. Ob er der neue Parterreakrobat sei, fragte sie mit einer aufreizend hellen Stimme, die Dunkelstes in ihm erregte. Ja, der wäre er, und sie? Dansy, die Tänzerin. Er wollte den Direktor sprechen. Sie ging mit ihm den Gang hinunter. Beklommen fragte er nach dem und jenem, nur um sie zu hören. So oft es ging, sah er ihr ins Gesicht. Er mußte sich jedesmal herunterneigen, denn er war um die Hälfte länger als sie. In dieser Bewegung erriet sie Unterwürfigkeit, sie witterte den Mann, der bereit war, ihr besinnungslos zu dienen. Sie reizte ihn mit einem Zug um den Mund, mit einer Bewegung ihrer Schulter, ihrer Hüfte. Als sie in das Zimmer des Direktors kamen, fühlte er sich bereits ausgeliefert, preisgegeben und verpflichtet.

Am selben Tage fand die erste Probe statt. Es dunkelte schon, im Übungsraum brannten die Lampen, nackte Glühbirnen an langen Drahtseilen. Drückende Stille steigerte die Erregung Tacke Titanescus, er ging fiebernd quer durch den Raum, strich immer wieder den Trikot glatt, trat in das große Lederkissen am Boden, trommelte auf den Rand der Blechwanne. Die Zeit verging verzweifelnd langsam. Endlich kam Dansy. Der lange, graue Garderobemantel flatterte wie eine Fahne um ihre schmalen Beine. Sie warf ihn in die Ecke, stand da im silbergrauen Trikot. Sekundenlang betrachtete sie sich im tiefen, schwarzen Glanz des Spiegels, warf das blonde Haar zurück und lachte. Er riß alles an sich, was er sah, ihre langen, graden Schenkel, ihren schlanken Körper, ihre Arme, ihre Schultern. Sein Auge enthüllte; sie sah es, fühlte seinen Blick im Nacken, auf der Brust. Sie lachte und sprang in die Blechwanne. Es kam darauf an, daß der Athlet eine Glaskugel auf den Rücken nahm, worin sie tanzte. Das sollte die große Nummer des Programms werden. Dansy machte einige Sprünge in der Halbkugel aus Blech, die den Proben dienen sollte. Das Metall dröhnte beim Anprall ihrer Füße wie ein Gong. Die Halbkugel schwankte, begann zu rotieren. Er hielt sie an, sah hingerissen auf ihre Beine, die wie Trommelschlegel durcheinanderwirbelten. Atemlos sprang sie dann heraus, sank auf das Kissen. Er war sprachlos vor Erregung, starrte sie an.

Der Kapellmeister trat ein, drei Diener folgten. Wie auf Verabredung kniete der Athlet in das Lederkissen, zog das linke Bein wieder hoch, stemmte den Fuß eine Handbreit vor das rechte Knie. Die Arme hoben sich gebeugt. Wie zwei Baumwurzeln sprangen die Nackenmuskeln hervor, die Schenkel strammten sich, die Arme. Der Anblick dieser mächtigen, geschmeidigen Muskulatur machte Dansy schweigsam, ihr Blick verdunkelte sich. Die Diener hoben die Halbkugel auf den Rücken des Knienden. Er faßte die eisernen Griffe, zog die Rundung in die Gruben der Rückenmuskulatur. Dansy wurde hineingehoben. Er spürte sie kaum, es war, als ob ein Vögelchen sich niederließe. Sein Blut mäßigte sich, er dachte nur an seine Aufgabe, stierte ohne Blick vor sich hin und fing die Schwankungen der Kugel mit zusammengebissenen Zähnen in den Händen auf. Der Kapellmeister intonierte einen Marsch. Im Viervierteltakt fielen die Füße der Tänzerin auf das Blech. Die Arme drohten ihm zu reißen. Die Halbkugel schwankte. Er hielt sie mit der Entschlossenheit eines Verzweifelten. Die Schwankungen wurden heftiger. Plötzlich war ihm, sie bohre sich spitz in seinen Rücken. Nochmals, da schrie er auf. Die Diener stürzten heran, einer hob Dansy heraus, setzte sie vorsichtig auf die Erde. Die Halbkugel wurde weggetragen. Der Athlet kroch wie ein wundes Tier in sich zusammen, stöhnte. Dansy trat vor ihn hin, sah ihn an mit weitoffenen Pupillen. Er holte keuchend Atem, wagte sie nicht anzusehen, fühlte aber ihren drängenden Blick, richtete sich auf, nahm wieder

Digitized by Google

Stellung. Sie spürte ihre Macht, zog ihn an allen Fasern, gab ihm den Mut der Erregung. Entflammt griff er wieder nach der Blechkugel, ließ sie sich auf den Rücken setzen. Der Deutschmeistermarsch rauschte heran. Dansy tanzte. Sechs Minuten hielt er die Kugel, während sie ihm das Äußerste zumutete. Sie wollte wissen, wie lange er es ertragen könnte. Wenn kein Verlaß auf seine Kräfte war, hätte sie sich geweigert, auf der Bühne in der Glaskugel zu tanzen. Er wußte, daß sie ihn erprobte, das waren die Minuten, die über alles entschieden. Er schonte sich nicht, besinnungslos krampfte er die Hände um die Eisengriffe und gab nicht nach, bis Dansy selbst das Zeichen gab. Dann fiel er wie gefällt in das Lederkissen und schloß die Augen. Erst als er massiert wurde, besann er sich. Dansy war schon weggegangen. Er blieb im Zweifel, ob er die Probe bestanden hatte.

Zweimal am Tage wurde geprobt. Über der Anstrengung wuchsen seine Kräfte. Die Aufgabe entflammte ihn. Von Dansys Reizen getroffen fühlte er sich jedem Anspruch an seine Körperkräfte gewachsen. Bis der Tanz in der Glaskugel auf das Programm kam, arbeitete er jeden Abend als Parterreakrobat, zeigte sich behängt mit ungeheueren Gewichten. Er spielte mit dem größten eisernen Jongliergerät. Es gehörten Kräfte dazu, weiter nichts. Die eigne Kraft imponierte ihm, sonst gab es nichts, weswegen er sich hätte bewundern können. Er war nicht gerade dumm zu nennen, aber er begriff schwer und unvollständig. Wenn er dachte, wiederholte er immer dieselben Gedanken. Er weitete sich dabei nicht aus, sein Gehirn blieb eng und ohne Horizont. Bruchstücke von Gedachtem lagen ordnungslos herum. Seine Energie zielte nicht auf Ordnung oder Zusammenhang des Denkens, er lebte nur seiner Körperkraft zuliebe, sorgte für deren Erhaltung und Steigerung. Dansy stellte fest, er wäre ebenso stark wie phantasielos. Die Dürftigkeit seines Lebens erschreckte sie. Sie hatte mehr erwartet, ihre Phantasie kannte Ausschweifungen. Eines Abends, als sie ihm eine Stunde lang im Café gegenübergesessen war, brachte sein Stumpfsinn sie auf. Sie ließ ihn merken, sie war enttäuscht. Das peitschte ihn auf. Sein Auge wurde heißer, warf brennende Blicke in die Helligkeit ihres Gesichts. Ihre Pupille senkte sich. Er verschwendete den ganzen Vorrat möglicher Redewendungen, versuchte krampfhaft lachend und gestikulierend eine Unterhaltung. Schweigend saß sie ihm gegenüber, ohne mit dem Mund zu zucken. Sie maß ihn kalt, durchdrang ihn bis aufs letzte. Sah zuunterst die wilde Grimasse der Begierde, sonst nichts. Er vermochte nichts über sie, obgleich er sich wie berauscht an sie schmiegte. Sie blieb kalt, unbewegt, mischte sich unter die anderen Artisten, lebte auf, lachte, ließ ihn allein. Er ertrug es nicht, ging schweigend weg.

Kam sie am nächsten Tag, von der Nacht verwandelt, vergaß er den Abend. Es würde ihm noch gelingen, sie zu sich zu zwingen, dachte er. Man mußte Geduld haben. Indessen spielte sie mit ihm, reizte ihn aus seiner Schwerfälligkeit zu Kühnheiten, um seine Art zu erkennen. Die Nähe ihres Körpers, kaum verhüllt vom knappsitzenden Trikot, erregte ihn bis zur Besinnungslosigkeit. Er ließ sie an seinem ausgestreckten Arm turnen, um ihre Hände, ihren Leib zu spüren. Der Geruch ihrer Wärme betäubte ihn beinahe, er atmete ihn dennoch gierig, ließ sich nichts von der angebotenen Schönheit entgehen. Ihr Instinkt verkettete sich mit dieser mächtigen, unverbrauchten Männlichkeit, die ihr Ziel erkannt hatte. Sie riskierte mehr, als ihre Klugheit zugestanden hätte, aber immer spielerisch, unbestimmt in der Absicht und daher ohne Verlaß. Er aber sah nur, was sie in die Wagschale warf, und ergriff es. Nicht eine Sekunde ließ er sie los, behielt sie ununterbrochen im Auge, beobachtete ihre Bewegungen, ihre Griffe und Äußerungen. Wenn er dann ermattet auf dem Lederkissen lag, blinzelte er noch durch die halbgeschlossenen Lider zum Spiegel hinüber, wo sie stand und die Arme puderte, das Haar ordnete. Erst als sie gegangen war, schloß er die Augen und überließ sich der Erschöpfung. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte er nicht gezögert, ihr bis zur Garderobe zu folgen. Vielleicht wäre es ihm einmal gelungen, auf diese Weise einzudringen. Er meinte, es könnte nicht sehr schwierig sein. Immer hörte er Stimmen, wenn er dort vorbeiging. Abends war Dansys Partnerin Joana regelmäßig in der Garderobe. Er kannte ihre sanfte, dunkle Stimme, die demütig bestimmend klang. Kannte die Stimme des Direktors, des Kapellmeisters. Aber es waren noch andre Stimmen da, flüsternde, schmeichelnde, verlogene und aufrichtige, die er nicht kannte. Es beunruhigte ihn. Er witterte Bewerber, die Dansy zu gefährlichen Vergleichen herausfordern mußten. Heimlich lauschte er, beobachtete und forschte. Er war von vornherein jedem feindlich gesinnt, der Dansy nähertrat. Geriet er zufällig in eine Gruppe, die sich beneidenswert erheitert mit ihr unterhielt, ging er wütend weiter. Er wußte, für derlei war er nicht geschaffen, da fehlte

Digitized by Google

ihm die Leichtigkeit, die Beschwingtheit der Gedanken. Ließ er sich auf ein Gespräch ein, wie sie abends hinter der Bühne regelmäßig in Gang kamen, war er schon nach fünf Minuten am Rande seiner Beredsamkeit. Ihm fiel nichts mehr ein, er lächelte ratlos und betreten vor sich hin, ärgerte sich, daß andere es verstanden, mit Dansy mühelos zu plaudern, und verkroch sich in einen Winkel. Wenn dann Dansy und Joana auftraten, tanzten und sangen, sah er die ganze Zeit durch ein Kulissenloch auf die Bühne. Rücksichtslos genoß er jede Entblößung, jeden Blick und reizte sich bis zum Äußersten. In Wirbeln seines Blutes stand er da und vergaß den Augenblick. Was störte es ihn, daß die andern auf ihn deuteten und sich belustigten, die andern gingen ihn nichts an und waren heimlich gegen ihn. Wie gern hätten sie ihm einmal mitgespielt, weil er so einfältig und täppisch war, aber seine Stärke hielt sie zurück. Sie kannten seinen Griff. Dieses Handgelenk würde nicht nur spielen.

Eines Tages traf die Glaskugel ein. Sie maß zwei und einen halben Meter im Durchmesser; oben war ein rundes Stück herausgeschnitten und als Deckel aufgesetzt. An den Seiten ragten zwei breite Glaswülste hervor, die das Festhalten ermöglichen sollten. Die Kugel wurde auf der Bühne in Gurte gehängt, die in den Kran im Schnürboden liefen. Der Direktor und ein Teil der Artisten waren vormittags versammelt, um der ersten Probe beizuwohnen. Tacke Titanescu richtete sich auf dem Lederkissen ein. Immer wieder korrigierte er die Stellung, bis er sich sicher fühlte. Ein Zeichen des Direktors, Motoren schnurrten, Ketten rasselten, die Glaskugel senkte sich vorsichtig herab. Die Gurte wurden schlaff, zwei Diener streiften sie herunter. Die Kugel lag fest auf dem Rücken des Athleten, sie rührte sich nicht. Wie Zangen umschlossen die Hände die Glasgriffe. Vom hohen Schnürboden herab, ganz in farbiges Licht getaucht, wurde Dansy an einem Drahtseil in die Glaskugel gesenkt. Der versilberte Trikot fing die Farben von drei Seiten, sie stand wie im Feuer eines Ofens und fühlte, wie schön sie war, sie lächelte und machte winkende Gebärden zu den Draußenstehenden. Man hätte denken können, sie wäre nackt, aber sie wirkte nicht wie entkleidet, so vollkommen war ihre Schönheit. Unter den vielen prüfenden Blicken spannte sich ihr Körper, der Blick senkte sich, suchte den weißen Taktstock des Kapellmeisters. Der Glasdeckel der Kugel setzte sich auf mit dem leisen, zagen Klang eines angestoßenen Weinglases. Der Taktstock hob sich, beschrieb eine weite Schleife. Dansy hob den rechten Fuß, betastete die Wandung, prüfte, hob den linken Fuß, der erste Schritt gelang. Der zweite folgte. Die Rundung der Kugel fiel nicht weg von ihr, sie glitt nicht ab. Das gab ihr Sicherheit. Den Taktstock im Auge behaltend begann sie sich zu drehen und zu wenden, ließ die Arme gerundet kreisen, schleuderte die Füße, bog die Beine, tanzte. Wie eine Flamme füllte sie die Kugel. Das Orchester spielte leise einen Marsch. Es war entsetzlich still, die Zuschauer standen geduckt, als müsse im nächsten Augenblick etwas auf sie heruntersausen. Der Athlet kauerte unbeweglich, wie eine Figur aus Bronze unter der erleuchteten Kugel. Sein Atem ging röchelnd; keuchend ertrug er die ungeheure Last. Nach drei Minuten schrie er plötzlich auf, sogleich sprangen Diener herzu, hielten die Kugel, bis die Gurte um die Griffe lagen. Pfeifend schwebte der Deckel hoch, ihm folgte Dansy, schlaff in den Schultergurten hängend, die Augen starr auf den Boden gerichtet. Da unten lag regungslos der Athlet. Zwei Gehilfen massierten ihm Rücken und Beine, das klatschende Geräusch der Hände erfüllte den Raum. Neugierig gespannt sahen alle auf den schlaffen Haufen Muskeln, der Direktor beugte sich geängstigt immer tiefer. Endlich bewegte der Athlet die Arme, griff sich wie in großem Schmerz nach den Schultern, stöhnte, zog die Beine an, richtete sich mühsam auf. Sein Blick war ganz erloschen. Der Direktor bestürmte ihn mit Fragen, er sah die große Nummer in Gefahr. Tacke Titanescu lächelte mit einem einfältigen Zug um den Mund, machte eine abwehrende Handbewegung: keine Sorge, es wird schon gehen. Er saß da und lächelte über seine Hilflosigkeit. Wie merkwürdig, daß es ihn schon nach zwei Minuten umgeworfen hatte! Fünf Minuten, das war das mindeste. Er würde es sechs, sieben Minuten aushalten, ja, das würde er bestimmt. Die Figur von Dansy schnitt sich aus dem Dunkel der Bühne. Sie kam im Mantel, forschend den Blick auf ihn gerichtet. Er lächelte: das nächste Mal! Sie zuckte die Achseln, mißtrauisch und enttäuscht. Er wiederholte: das nächste Mal! und spannte sich in diesem Glauben mächtig zu einer neuen Anstrengung.

Das nächste Mal trug er die Kugel fünf Minuten. Das Musikstück ging gerade zu Ende, als er am Rande seiner Kräfte war. Er ließ sich nichts merken, bis die Kugel in den Gurten hing. Der Direktor beglückwünschte ihn, die Artisten applaudierten. Dansy wurde umringt und gefeiert, er lag

Digitized by Google

auf dem Kissen, wurde massiert. Er blinzelte zu ihr hinüber, sah, wie die Ermattung sie erregte. Ihr Auge schien wie aufgebrochen, die Pupillen glichen Löchern. Ihr seidiges, blondes Haar hing in Strähnen in das Gesicht. Er hätte sie jetzt gern auf die Arme genommen und weit weggetragen. Vielleicht, daß sie sich gewehrt hätte. Er traute sich nicht zu, durch raschen Zugriff etwas zu erreichen. Befangenheit, Unbeholfenheit versagten ihm Erfolge des Augenblicks. Er verstand es nicht, sich anzubringen. Man kümmerte sich infolgedessen nicht um ihn. Das Publikum würde applaudieren, aber: wem galt der Applaus? Man würde ihn übersehen, jeder Blick würde Dansy suchen. Er war mit aller seiner Anstrengung, seinen Leistungen und Erfolgen wie eine ewige Niete, er kam nicht in Betracht. Und Dansy war das große Los, das jeden Abend gezogen wurde. Er sah sich um ihretwillen ausgebeutet, mißbraucht; er mußte stillhalten, damit sie triumphierte. Es war zuviel für seinen Stolz. Er wollte den Triumph mit ihr, Seite an Seite, Hand in Hand. Wie hätte er den angesehen, der ihm gesagt hätte, er solle sich vor Frauen hüten, vor blonden Mädchen, vor Dansy beispielsweise! Was hätte ihm geschehen können?! Die herrlichste von allen würde zuletzt doch nicht von ihm enttäuscht sein. Er war nur von abweichender Art, und was an Güte in ihm lag, würde schon noch den Weg nach außen finden. Unter den Kollegen war keiner, dem er nicht mißtraut hätte. Er witterte bereits Verrat, wenn jemand Dansy behilflich war. Das Verdächtigste war die Haltung des Direktors. Er zweifelte nicht, daß sich dieser zu allem entschließen könnte. Zwar, man war in keinem Kloster, aber er wollte nicht, daß andere sich die Freiheit nahmen, die ihm selber versagt war.

Nachher trafen sie sich im Restaurant des Theaters, um zu essen. Tacke Titanescu kam zu spät, man bemerkte ihn kaum. Dansy saß am Tischende zwischen dem Direktor und dem Kapellmeister, die sie unterhielten. Sie schien ermüdet, ihr Blick war matt und seltsam unbewegt. Die anderen hingen schläfrig am Tisch, bewegten kaum den Kopf, nickten nur und sahen gedankenlos vor sich hin. Tacke Titanescu grüßte ohne aufzusehen. Schweigend überließ er sich allen seinen trostlosen Gedanken. Zähes, Abgestandenes sackte sich in seinem Gehirn, er fühlte sich entsetzlich nüchtern. Es zuckte ihm im Handgelenk, er hätte die Faust auf den Tisch hauen, hätte auf die Schädel der Nächstsitzenden trommeln mögen, bis sie aufwachten und schrien. Schreien, das wäre das Richtige gewesen. Der Direktor ließ Sekt einschenken. Auf einmal zeigten die Augen schärferen Glanz. Die Lider hoben sich, die Lippen spannten sich. Dansy lachte plötzlich. Ihre Laune warf sich gegen die Öde und Leere des Augenblicks, durchsprang sie wie ein beherzter Soldat. Heiterkeit schlug sich um sie auf wie ein Sommergarten. Draußen wollte es eben Frühling werden. Tacke Titanescu hob ihr das Glas entgegen, sie nahm es kühl, mit dem Ausdruck der Überraschung auf, sah ihn aber an, bis das Glas wieder auf dem Tische stand. Er lächelte, fühlte, es gab verschwiegene Verbindlichkeiten, die hier nicht gezeigt wurden. Daß sie da waren, genügte. Er lauschte in die Gespräche, suchte nach einer Gelegenheit, etwas zu sagen, lachte, so oft sich der geringste Anlaß bot, kam aber zu keinem Wort. Eine Stunde verging so. Joana brach plötzlich auf, der Kapellmeister ging mit ihr. Andere folgten. Es blieben Dansy, der Direktor und Tacke Titanescu. Um keinen Preis wäre der Athlet jetzt schon gegangen. Er setzte sich neben Dansy und folgte achtsam den Worten des Direktors, der Dansy das Geheimnis ihrer Herkunft zu entreißen suchte. Er mutmaßte, sie wäre aus Lodz. Dansy lachte, und der Athlet schloß sich ihr an. Aus Lodz wären sehr viele Artisten, behauptete der Direktor. Tacke Titanescu riet, sie wäre aus Schweden oder Dänemark. Beide lachten, Dansy strich ihm begütigend mit der Hand über den Ärmel; es reizte ihn, ihre Hand zu fassen. Ehe er es sich versah, war sie wieder auf dem Tisch und ergriff das Glas. Sie trank es aus und sagte, ihre Heimat wäre die Bathorygasse in Gyulafehervar. Keiner von beiden wußte, wo der Ort lag. In Siebenbürgen, an der Maros. Also Ungarin? Ja, dem Vater nach, die Mutter war aus der Dobrudscha. Tacke Titanescu bezweifelte das nicht. Es gab seltsamere Dinge, zum Beispiel, daß er Unteroffizier in einem pommerschen Infanterieregiment gewesen war. Wegen Mißhandlung entlassen, hatte er sich einem Wanderzirkus angeschlossen. Das ging so eine Weile, bis ihm der erste Parterreakt gelang. Von da ab hatte er seine Spezialitäten gehabt. Der Direktor kannte erstaunlichere Fälle, er hatte Phantasie und sparte nicht, wenn er erzählte. Solche Verschwendung lag in den Berichten, womit er seine Karriere darlegte. Dansy war davon begeistert, der Athlet zog verächtlich die Mundwinkel herunter. Dansy gab nicht nach, wollte immer mehr wissen, und der Direktor verstrickte sich in unwahrscheinlichen Erfindungen, die den Athleten empörten. Je mehr sich Dansy begeisterte, um so entschie-

Digitized by Google

dener protestierte er gegen Einzelheiten. Mit schiefgezogenem Mund schrie er schließlich den Direktor an: Schwindel! Der bat ihn, das Wort zu wiederholen. Tacke Titanescu haute die Faust auf den Tisch, brüllte: Schwindel! Da lächelte Dansy, verschenkte ihr schönstes, lieblichstes Lächeln an den Direktor, der sich erheben wollte. Er blieb sitzen, knitterte verlegen eine Zigarette in der Hand und sah den Athleten nicht mehr an. Wut sank dem anderen ins Blut. Er stand auf, ging ohne Gruß hinaus. Krachend fiel die Tür ins Schloß.

Am nächsten Abend stand die neue Nummer, der Tanz in der Glaskugel, zum erstenmal auf dem Programm. Mit unheimlicher Ruhe kam der Athlet auf die Bühne, als stünde nichts auf dem Spiel. Der Direktor rannte in nutzloser Erregung hin und her, kommandierte überflüssig, kümmerte sich um Selbstverständliches, bis ihn Tacke Titanescu anbrüllte: Hinaus! Er ging, bleich bis in die Fingerspitzen. Wortlos kniete der Athlet in das Lederkissen, nahm die Kugel auf den Rücken und hielt sie bis zum Schluß des Tanzes. Das Haus dröhnte von Beifall. Dansy zeigte sich lächelnd an der Rampe, der Athlet lag hinter den Kulissen und wurde massiert. Der Beifall wollte kein Ende nehmen. Es war ein ungewöhnlicher Erfolg; der Direktor überschlug die Einnahmen, fand den Athleten trotz allem unentbehrlich, unterdrückte seinen Zorn. Er konnte ihn nicht wegschicken, mußte ein paar Grobheiten in Kauf nehmen, es rentierte sich. Das Geschäft war die Hauptsache. Für nächste Woche hatte er mit Ploesti abgeschlossen, für übernächste mit Bukarest. Er nahm sich vor, dem Athleten aus dem Weg zu gehen, ihn möglichst zu meiden. Mit geschickt gespielter Harmlosigkeit beglückwünschte er ihn vor aller Augen an der Bühnentüre, nannte ihn Meister und lächelte versöhnlich. Der Athlet zog den großen Wollmantel enger zusammen, nickte, ging wortlos weiter. Die Garderobe war leer. Es roch nach warmer Schminke und altem Lanolin. Er zog den Trikot aus, atmete tief, sah auf seine Beinmuskeln, fand ihre Bewegungen albern und sich selbst unsäglich ekelhaft. Die Ergebnislosigkeit seiner Anstrengungen wurde ihm einen Augenblick lang quälend deutlich. Es war umsonst, jede Tat versagte. Daß er die Aufgabe bestanden hatte, jeden folgenden Tag bestehen würde, dünkte ihn nutzlos. Am Ende seiner Gedanken stand immer wieder Dansy. Automatisch wusch er sich, zog die Kleider an. Auf dem Gang entstand Bewegung. Das Programm schien beendet zu sein. Ehe jemand die Garderobe erreichte, stand er draußen. In Dansys Garderobe war es still. Mit einem Ruck hielt er sich an, klopfte leise. Nach einer Weile: Herein! Sie saß im Frisiermantel vor dem dreiteiligen Spiegel, den Kohlestift in der Hand. Er sah, das eine Auge hatte schon den dunklen Strich am untern Lid. Gleich darauf entdeckte er einen Herrn, der lächelnd hinten in der Ecke saß. Er mißfiel ihm. Seine Kleidung war verdächtig elegant. Herr Alexander Titu. Aus Focsani. Schweigen entstand. Der Athlet verzichtete mit einer unbeschreiblich ablehnenden Gebärde auf den angebotenen Stuhl. Dansy musterte ihn mißtrauisch. Er umriß mit einem gierigen Blick ihre Gestalt, er hätte hinknien mögen. Aber er tat nichts dergleichen. Er sah zu, wie sie das andere Lid sorgfältig schattierte. Der Herr aus Focsani lächelte. Tacke Titanescu stand wie ein Denkmal hinter ihrem Sessel und sah auf ihr Bild im Spiegel. Sekundenlang tauchte sein Blick in den ihren; das genügte, ihm klarzumachen, daß er gehen müßte. Er hätte nicht sagen können, warum, aber er fühlte deutlich: sie will, daß ich gehe. Er verabschiedete sich ganz verwirrt. Draußen wäre er beinahe umgekehrt. Es reizte ihn, die beiden nochmals zu überraschen. Er verzichtete, ging planlos in die Stadt.

Fieberhaft bewegt vergingen die nächsten Tage. Die Truppe arbeitete in Ploesti. Jeden Abend gelang der Tanz in der Kugel. Tacke Titanescu gewöhnte die anderen daran, daß er für sich blieb. Er war hilfsbereit, wenn es darauf ankam, aber seine Schweigsamkeit verhinderte Beziehungen außerhalb der Arbeit. Niemand wußte, was er tagsüber trieb, wohin er sich nach der Vorstellung begab. Man hätte vergeblich versucht, sich in sein Geheimnis zu bohren. Daß er Dansy mit übertriebener Aufmerksamkeit und unverhüllten Blicken nachsah, kam nicht weiter in Betracht. Das verstand sich von selbst und war nichts Besonderes. Jeder kannte von sich aus diesen Blick und die traurige Bereitschaft, sich Dansy besinnungslos zu unterwerfen. Es schien undenkbar, daß einer auf den Wunsch verzichtete, sie zu besitzen. Ebenso unwahrscheinlich war, daß Dansy sich grundsätzlich versagte. Es gab Anhaltspunkte, die niemand bezweifelte. In Constanza war es jener Ölgrubenbesitzer aus Campina gewesen, der um ihretwillen ein Vermögen verschwendet hatte. Man wußte Bescheid. Nur Tacke Titanescu wußte nichts. Als er zum erstenmal bemerkte, daß sie in Ploesti nach der Vorstellung im Auto wegfuhr, warf es ihn beinahe um. Den nächsten Abend wartete er ebenfalls im Auto, raste

Digitized by Google

ihr nach. Es kam ein Landhaus vor der Stadt, mit großem, dunklem Park. Sie schloß das Gitter auf, tauchte in die Finsternis, verschwand. Der Kies knirschte. Es roch nach nassen Bäumen. Er blieb eine Ewigkeit im Dunkeln stehen, starrte auf ein helles Fenster. Dann fror ihn so, daß er umkehrte, zu Fuß zurückging. Er versprach sich, sie nicht zu fragen. Ihm schien, jetzt erst fühlte er, um was es ging. Niemals kam sie ihm so schön vor, wie am nächsten Tag. Wenn er sie berührte, überflammte ihn die Lust, daß er hätte schreien mögen. Er biß die Zähne aufeinander, bis es vorübergegangen war. Sie blieb kalt vor seinen eindringlichen Blicken, unterließ aber nicht, ihn gelegentlich herauszufordern, ihn spielerisch zu reizen. Wenn er sie dann bedrängte, wich sie lachend aus. Er war außer sich über ihre Kälte. Die Eifersucht riß ihn abends hin, ihr heimlich zu folgen. Er lernte ihre geheimen Wege kennen, entdeckte die Männer, die sie bestimmten. Es waren windige Figuren in seinen Augen, weich und verwöhnt, widerlich vor lauter Gepflegtheit und Liebenswürdigkeit. Er nährte einen tiefen, gefährlichen Haß gegen diese Klasse, die im Vorteil war. Aber noch verschonte er aus einem Rest von Hoffnung die unnachgiebige Geliebte.

Sie schenkte ihm nichts über das Unvermeidliche hinaus, das die Zusammenarbeit forderte. Aus vieler Erfahrung hütete sie sich vor der Entfesselung dieser unverbrauchten Kräfte, die herrschen wollten, unbedingt und ungeteilt. Sie wollte nicht beherrscht sein, vor allem nicht von einem Mann, hinter dessen Männlichkeit sich nichts weiter gezeigt hätte als Einstellung auf ungestörten Besitz. Es gab besseres als diese Abhängigkeit. Schnellerregte Männer machten sie mißtrauisch. Nicht, daß sie diese fernhielt, sie erprobte deren großartige Gefühle und während sie sich noch darin genoß, schraubte sie sie lächelnd schon zurück. Sie spielte, ihre Hingabe war ohne Verlaß. Aus ihrem Leben wurde ein aufreizendes, gefährliches Spiel. Der Einsatz war ihre Schönheit; sie wußte, wie hoch sie spielte, und nur, daß sie hoch spielte, gab dem Wagnis Reiz. Was ging sie dieser unbeholfene, engstirnige, phantasielose Athlet an?! Er würde sie erniedrigt, durch nichts als Begierde gedemütigt haben. Was wußte der ungelenke Riese von der spielerischen Lust, von der Schwärmerei der Sinne und der prickelnden Spannung der Nerven? Sie suchte den abenteuerlichen Schwung des Lebens, die Geste der Berauschtheit, der Hingerissenheit einer alles erfüllenden Stunde. Wer sich anbot und mehr versprach als die einfache Bewegung des Besitzergreifens, den erprobte sie, bis er abfiel und sich schaudernd in seinem Blute suchte. Lachend tanzte sie weiter und fragte nicht nach den Verdorbenen der letzten Stunde, nach den Verdammten mit der nutzlosen Sucht der aufgebrachten Sinne. Als der Mann im Parke vor der Stadt sie noch erwartete, triumphierte sie schon über das hohe Pathos eines verzweifelten Studenten, der sich aus allen Kräften seiner Jugend losgelassen hatte und weinend über ihr zusammengebrochen war. Niemals erreichte sie die Grenze, niemals erlag sie. Lächelnd ging sie weg, bereit zu Neuem.

In Bukarest traten sie im Theatrul Lyric auf. Jeden Abend warteten Begeisterte nach der Vorstellung im Restaurant auf Dansy. Sie kam und nahm mit hinreißender Anmut die Huldigungen entgegen. Ihr Tisch stand voller Blumen. Wie im Taumel verging die erste Stunde. Gegen Mitternacht verschwand sie regelmäßig. Man hätte nicht sagen können, wer sie entführte. Nur Tacke Titanescu wußte es. Er saß jedesmal gegenüber dem Portal in einem geschlossenen Wagen und wartete, bis sie kam. Blitzschnell faßte er die Gestalt des Mannes ins Auge. Er stellte fest, es war nicht immer derselbe. Er krampfte die Hände in den Taschen, befahl dem Kutscher, nachzufahren. Einmal war es ein Hotel in der Calea Vitoriei, ein andermal ein Haus neben dem Ministerium. Er stand auf der Straße, wartete, bis oben ein Zimmer hell wurde. Dann ging er in eine Bar ganz in der Nähe, setzte sich in eine Ecke, trank einen Shortdrink nach dem anderen, rauchte, sah düster vor sich hin. Betrachtete seine mächtigen, breiten Hände, ließ die Finger spielen, ballte sie zur Faust, daß die Knöchel sich verfärbten. Wie eine Zange ließ er die rechte Hand auf- und zugehen. Die Knochen knackten, er hörte es mit Genugtuung. Was um ihn vorging, beachtete er nicht. Er war ganz mit sich beschäftigt, mit dem einen wollüstigen Gedanken, den er immer wiederholte und mit dem Zugreifen der rechten Hand begleitete: alles oder nichts! Um zwei Uhr ging er wieder vor das Haus, sah, das Zimmer war noch hell. Auf der gegenüberliegenden Seite setzte er sich auf die Stufen eines Hauseingangs und wartete. Wartete und sah nach dem Fenster hinauf. Es war kalt, er bemerkte es nicht. In tiefer Erregung starrte er auf das Fenster, endlich erlosch das Licht. Sein Herz drohte sich zu überschlagen. Nach einer Weile kreischte ein Schlüssel. Dansy trat aus dem Haus, gefolgt von einem Herrn, der den Arm auf ihre Schulter legte. Sie gingen schnell die Straße hinunter. Tacke Titanescu folgte

Digitized by Google

in einiger Entfernung. An der Ecke sprangen sie in einen Wagen. Der Athlet rannte ein Stück, hielt sich dann an. Es war vergeblich, der Vorsprung war zu groß. Bis er einen Wagen gehabt hätte, wären sie seinem Blick entschwunden gewesen. Er ging so schnell als möglich in der Richtung auf Dansys Wohnung, ohne bestimmt die Absicht zu haben, dorthin zu kommen. Es überraschte ihn, vom Garten aus ein Fenster ihres Hauses noch erhellt zu sehen. Er überlegte nicht, stieg einfach über den Zaun, drängte sich durch das Gebüsch, erreichte die Stelle unter dem Fenster. Beide Hände auf das Gesims gelegt zog er sich hinauf. Sekundenlang sah er durch den Spalt der Vorhänge. Was er sah, genügte. Wie ein Sack fiel er auf die Erde. Einen Augenblick zuckte die Hand. Einen Augenblick versagte wie gelähmt sein Fuß, dann ging er weg. Diese Nacht entschied er sich.

Am nächsten Abend ging er vor Beginn der Vorstellung in ihre Garderobe. Ein atemraubender Dunst von Blumen und Parfüms machte ihn beinahe schwindlig. Ekel würgte ihn, während er ruckweise sprach. Sie sah ihn von der Seite an, ihr Blick zerlegte, prüfte. Innerlich voll ungeheurer Spannung, äußerlich glatt und unbekümmert, stellte er seit Tagen ausgedachte Fragen. Sie antwortete nicht, sah schweigend auf ihren wippenden Fuß in schwarzem Lackleder, rückte die Schnalle zurecht, glättete den Strumpf. Heißer und unbarmherziger sprach er auf sie ein. Er bedrängte sie lange, suchte sie unaufhörlich zu reizen. Sie blieb gleichgültig und unbewegt. Ihre Kälte brachte ihn auf. Es gelang ihr, ihm das Vergebliche seiner Bemühungen klarzumachen. Sie urteilte grausam, schätzte ihn peinlich ab, zeigte ihm den Mittelpunkt seiner Wünsche, die sie nicht teilte. Ingrimmig und versessen warb er weiter, verschwendete sich hemmungslos und weinte, weil sie trotzte. Sie sah, er war schon allzusehr verstrickt, sie gab ihn völlig auf. Unbeteiligt blickte sie sich im Spiegel an und richtete sich nicht nach seinen Worten, bis er wütend auf sie zutrat, ihre Schultern ergriff und sich in ihr Gesicht neigte. Da hoben sich ihre Lider, die Pupillen wurden weit und ein Blick von durchdringender Strenge traf ihn so, daß er sie losließ und verlegen beiseitetrat. Kein Wort kam mehr aus seinem Mund. Kein Blick wagte sich zu ihr. Eine Weile blieb er noch an der Türe stehen, dann ging er schnell hinaus. Es war genug. Er stand am Rande seiner Kraft. Alles schrie nach einem Ende. Es sollte ein Ende haben, heute noch. Kein verwirrender Gedanke störte den Entschluß. Ohne Zögern ging er an die Arbeit. Ruhig wie sonst entkleidete er sich, zog den schwarzen Trikot an, puderte die Hände mit Kolophoniumstaub und prüfte den Bizeps. Vor dem Spiegel ordnete er sorgfältig den Scheitel, verbrauchte eine Unmenge Pomade, bürstete und glättete das Haar, bis es runden Glanz hatte. Sein Gesicht zeigte keine Veränderung. Er sah sich in die Augen, nur um den Mund spannte sich ein neuer Zug. Dann nahm er eine Zigarette, entzündete sie aufmerksam, rauchte langsam Zug um Zug. In der Pause ging er auf die Bühne, legte den Mantel ab, maß unauffällig den Abstand vom Kissen bis zur Rampe. Er schätzte ihn auf drei Schritt. Nachdenklich strich er sich nochmals mit den Händen über die Hüften, probte die Spannung von Armen und Beinen. Dansy kam herauf, nickte ihm zu und stieg in den Schnürboden. Der Athlet kniete in das Kissen, machte sich fertig. Die Laufketten rasselten in den eisernen Gehäusen. Die Kugel sank herab, er nahm sie achtsam in Empfang, ergriff die Handhaben und wartete. Dansy schlüpfte in die Kugel, klirrend setzte sich der Deckel auf. Das dreifarbige Licht der Scheinwerfer stürmte gegeneinander. Das Klingelzeichen kam, der Vorhang rauschte hoch. Tacke Titanescu hielt die Augen geöffnet, sah in das Orchester. Der Taktstock begann zu kreisen. Eine Minute, zwei Minuten. Ein Zittern ging durch den Leib des Athleten. Es schien, die Muskeln traten jetzt erst heraus. Der Nacken senkte sich. Die Kugel hob sich langsam, schwankte sekundenlang in gestreckten Armen und sauste dann in flachem Bogen über die Rampe ins Orchester. Ein Schrei von aber hundert Menschen spaltete die Stille. Dann kam ein Krachen, Klirren und Splittern, ein ungeheueres Getöse. Unten im Orchester, zwischen umgefallenen Pauken, lag Dansy hingestreckt in lauter Glassplittern. Eine Blutlache weitete sich schnell, die Aorta war zerrissen. Im Zuschauerraum erhob sich ein lärmender Tumult, auf der Bühne entstand eine Panik. Der Athlet stand stumpfsinnig oben an der Rampe, sah in das Orchester, während er sich ruhig fesseln ließ. Ohne Widerstand ging er mit den Polizeibeamten von der Bühne. Plötzlich, als stürze nun die Zeit nach, fiel mit verzweifelter Schnelligkeit der Vorhang.

Digitized by Google

# Sepp Frank
## Von Prof. Dr. E. W. Bredt

So bunt die künstlerische Welt von heute ist, so verschieden sind die Künstler, so ganz anders die Formen, die einer dicht neben dem andern heute schafft: der zeichnet rund und eckig, der andere melodisch und amelodisch, der liebt die Fläche, der andere Raum, Kubus, „Konstruktion“. Aber ist diese Buntheit nur Verwirrung und nicht auch Freude und Sicherheit? Muß alles erst dann Freude und Recht haben, wenn (wie wir heute so geschmacklos auch im Kunstleben sagen) alles auf einen gemeinsamen Nenner gebracht ist?

Wollen wir auch unsern Sepp Frank erst einmal richtig zu klassifizieren suchen, ehe wir uns in seiner ganz eigenartig fest umschlossenen Bilderwelt umsehen?

Wer möchte das nicht sehen, daß der wirklich nicht nach anderer Rezepten malt, mit anderer Maler Augen sieht, wer kann sich

Trutz. Gemälde. 1925



Digitized by Google

dem Eindruck entziehen, daß da wirklich hinter all den Gemälden und Radierungen und Glasmalereien einer steht, so fest, im Willen so klar, von Auge, so sicher im Handwerk, daß es der Mühe lohnen dürfte, sich näher mit ihm abzugeben, ihn mal zu fragen, woher er des Weges kam und wie er sein Werkzeug wählen müsse, um alles so herauszubringen, wie ihm das vorgeschwebt?

Wir wissen wohl alle, daß Sepp Frank der Graphiker Deutschlands ist, dessen Erfolge auf dem Kunstmarkt schier beispiellos genannt werden dürfen.

Und dieser ungeheure Erfolg knüpfte an eines seiner allerersten Blätter an. Das war vor elf Jahren — 1915. Da machte das Blatt „Der vom Kriege singt" Aufsehen. Aus mehr als einem Grunde: durch die Erfindung, die einfache zeichnerische Linienführung, das große Format, das für radierte Blätter ungewöhnlich war.

Elegie. Glasfenster. 1922

Vor allem aber schreckte schier die Gestalt des hünenhaften, hageren Kriegers, mit seiner Leier, deren dürftig zusammengehaltene Saiten aus blutigen Degen und Schwerterklingen improvisiert zu sein schienen. Die wenigsten wußten, daß der Erfinder dieses frösteln machenden Blattes kaum fünfundzwanzig Jahre alt und noch kaum in die Gilde der Künstler eingetreten war. — Was hatte er bis dahin erlebt und getan?

Joseph Frank wurde 1889 in Miesbach in Oberbayern als Sohn eines Arztes geboren, hat dann das Gymnasium durchgemacht, wie die meisten andern ohne besondere Freude. Es mußte eben absolviert werden. Und nach der Absolvierung war die Wahl der technischen Hochschule wiederum nicht inneres Verlangen. Eine Hochschule mußte besucht werden, und die besondere Begabung des jungen Mannes für Mathematik ließ ihn die technische Hochschule der Universität vorziehen. — Aber die Vorlesungen dort machten ihm wenig Vergnügen. Als er indes nach drei Semestern versuchen wollte, in der Akademie der bildenden Künste aufgenommen zu werden, hatte er bei der Prüfung, die Raupp, der alte Chiemseemaler vornahm, kein Glück. Er fiel durch.

Solche Durchfälle haben ja erwiesenermaßen nichts

Allegorie. Glasfenster. 1924

zu sagen, aber für unsern Künstler war er nicht gar so leicht zu nehmen. Die Familie wollte ihn doch auf einem sicheren Schulwege wissen, und das Geld war für ein freies künstlerisches Bummelleben nicht da.

Aber weshalb ging denn Sepp Frank überhaupt zur Malerei über? War er irgendwie berechtigt zu glauben, künstlerische Gaben zu besitzen?

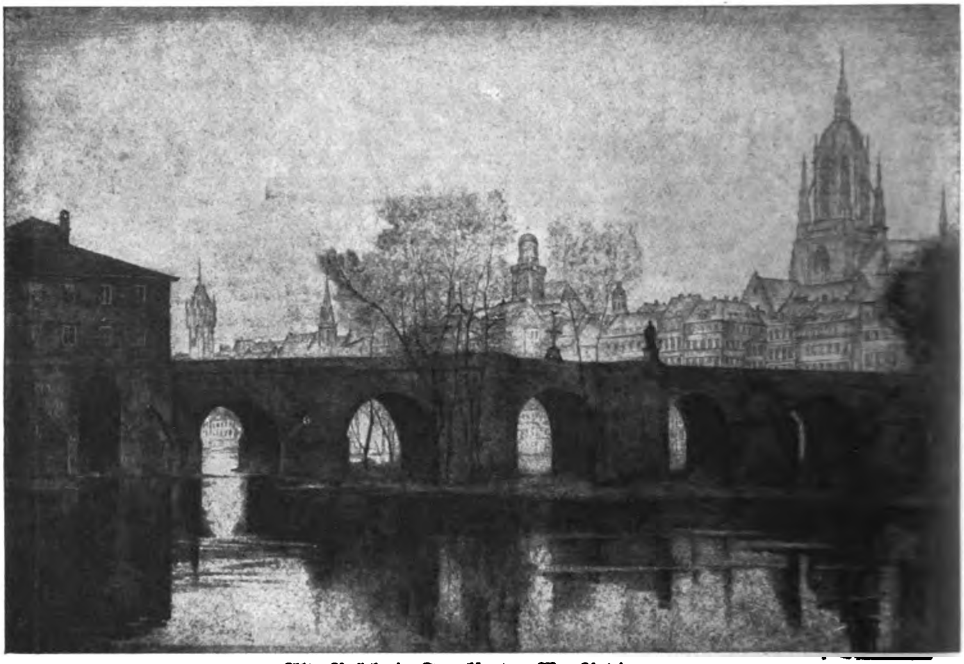
Er hatte, wie ungezählte andere, schon als kleiner Bub mit Vorliebe gemalt und gezeichnet, hatte sehr vieles sauber und genau abgezeichnet, was er in illustrierten Blättern sah, so daß er sogar mit fünfzehn oder sechzehn Jahren den sehr kühnen Versuch wagen durfte, ein lebensgroßes Porträt irgendeines Verwandten wie ein ganz großes, wirkliches Wandbild zu malen. Und das Werk wurde angenommen und gelobt.

Ich habe es nicht gesehen und darf mit dem Künstler annehmen, daß es gewiß kein Kunstwerk war oder noch ist; aber es gab ihm Mut, weiter zu malen und zu zeichnen, wozu er Lust hatte, zumal er für diese sehr peinlich durchgeführte Handarbeit eine Summe bekam, die für eine schöne Rheinreise genügte. —

Doch wenn das Bild auch nichts weiter besagt, als daß Lust da war — jeder Fleiß, der uns Erfolg gebracht, trägt Früchte.

Und nach dem Fehlschlag auf der Akademie mag Frank an jene Fleißerrungenschaft gedacht haben. Er riß nach der unverhofften Negation seines Willens aus und wanderte nach Italien. Mit acht Mark in der Tasche kam er in Venedig an.

Fragt man den nicht gerade gesprächigen Bayern — der übrigens ein kreuzlustiger Gesellschafter sein kann — was er in Venedig besonders gern gesehen und genossen, weiß er nicht viel zu sagen. Er mußte ja sehen, durch allerlei Malereien sich das nötige Geld zu verschaffen — und doch, glaube ich, hat er von gewissen Künstlern und Gemälden Venedigs,



Alte Brücke in Frankfurt a. M. Radierung

mehr unbewußt vielleicht als bewußt, so starke Eindrücke empfangen, daß der mehrjährige Aufenthalt in der leuchtenden Lagunenstadt für ihn nicht umsonst gewesen ist.

Ein Jahr etwa vorm Krieg kam er nach Deutschland zurück und auch hier in München mußte er nun eifrig hinterhersein, durch irgendwelche Aufträge geringfügiger Art, für Verleger u. a. sich das nötige Geld zu verdienen. So entstanden allerlei Zierstücke und Illustrationen für Bücher, Prospekte usw. Aber Frank hat es nicht gemacht wie so viele andere im gleichen Falle, die in den Kupferstichkabinetten häufig zu Gaste sind, um von anderen Künstlern Einfälle und Vorlagen mehr oder weniger frei zu entlehnen. Er gehört überhaupt zu den Künstlern, die sich sehr wenig um das kümmern, was andere getan oder tun. Nur einen Meister hat er sich gründlich und gern angeschaut: Dürer. Die Klarheit der Linienführung zumal auf den Kupferstichen unseres größten Graphikers hat ihm am meisten imponiert; der ist er nachgegangen. Das ist unschwer auf den ersten Blättern Franks zu erkennen, z. B. auch auf einer seiner ersten Radierungen: „Die hohen Bäume". Diese macht auf mich den glücklichsten Eindruck. Die Bäume sind mit sicherer Hand und zeichnerisch klar durchgeführt, durch das freie und feine Naturgefühl aber hat der Künstler eine Studie zu persönlichem Naturbild gewandelt.

In den ersten Kriegsjahren entwickelte Frank eine erstaunliche Produktivität als Radierer, als Meister der kalten Nadel. Neben den Hauptblättern entstehen nach und nach ganze Mappen voll Exlibris. Diese, nicht immer vollgewichtig im Werke, geben doch schon Gelegenheit, etwas sehr Wesentliches von Franks Art und Geschmack kennen zu lernen.

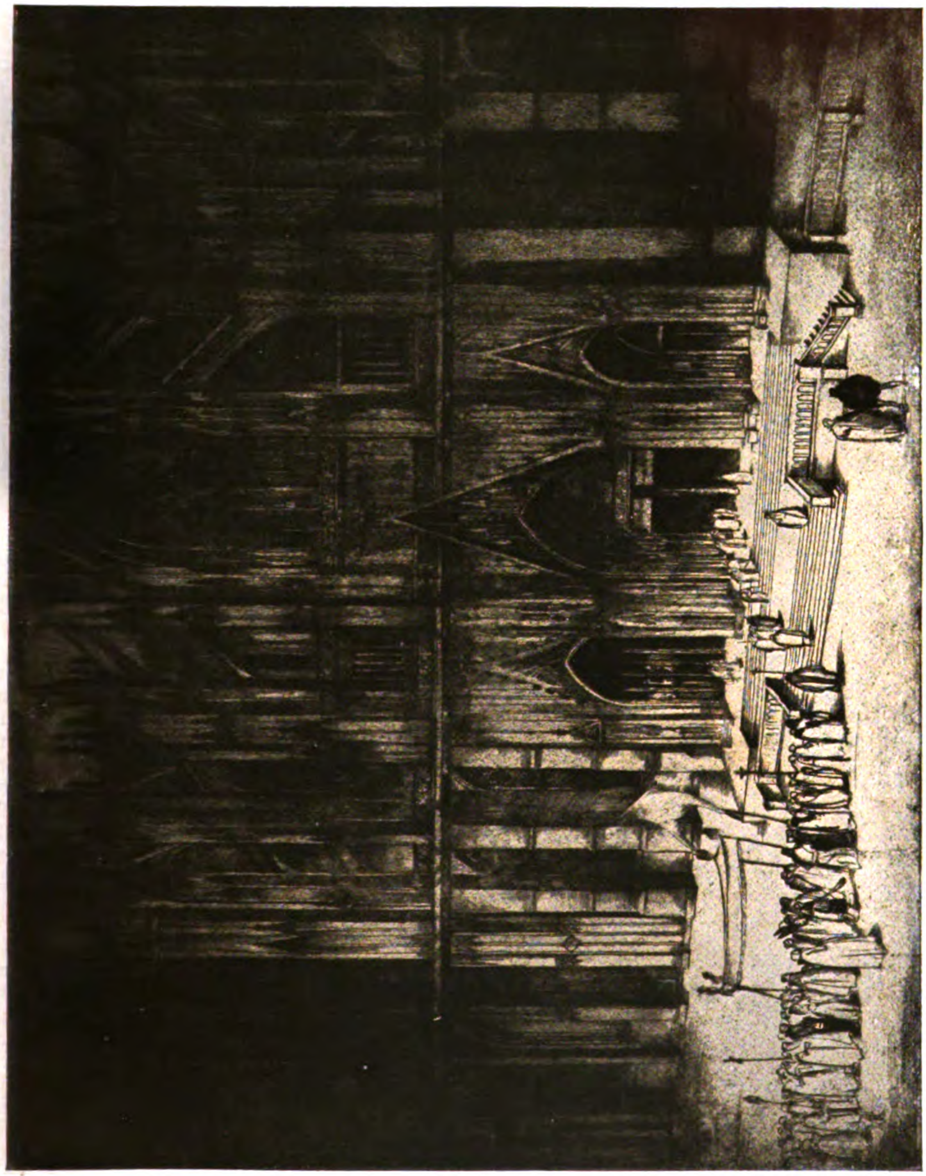
Ich erwähne davon nur einige Blätter: Das für Theodor Mayr, mit dem riesenhaften Gerüst um ein Pferdegerippe, — das für Sigmund Feuchtwanger, mit einem Felsen, aus dessen Schluchten, Kaminen, Nadeln allmählich phantastische Hände tastend emporgreifen. Das für den Bauherrn Bernhard Borst, dessen Gestalt mit vorgestreckten willensstarken Fäusten. Verwandt unter sich sind die Exlibris für Dr. Fahrenhorst — in zwei Fassungen, das für Richard F. Ullner, sowie das für Izsó Diamant. Sie bringen ein Lieblingsmotiv des Künstlers: Eine Welt riesenhafter Konstruktionen moderner Ingenieure, über die eine noch gewaltigere — fast wie Geist und Kraft wirkende — menschliche Gestalt herausragt.

Wer diese Blätter sieht, meint, sie müsse einer geschaffen haben, der selbst so etwas wie Ingenieur oder Architekt großen Maßstabes ist oder doch gern geworden wäre. Und doch ist es sicherlich nicht Franks schwache Herkunft von der technischen Hochschule, ist ganz offenbar unmittelbare Freude an der linear packenden Erscheinung gewaltiger Gerüstkonstruktionen, was den Künstler zu solchen Bildern des Lebens und der Phantasie gedrängt. —

Ich nenne noch aus dem großen Exlibriswerke unseres Künstlers das für Doris Alex-

Digitized by Google

andra Rebel — von dessen graphisch fein erwogener Gestaltung unsere Abbildung (S. 562) gute Vorstellung gibt, dann das für Olga de Greiff, dessen Motiv — ein steigendes Pferd — der Künstler später noch einmal



Kölner Dom mit Prozession. Radierung

in seinem hier gezeigten Gemälde (S. 558) aufgegriffen hat, endlich in bunter Reihe die Exlibris für W. Seidel, Architekt W. Funke, Ernst Eppner, August Freiherrn von Schorlemer-Lieser, Dr. Oskar Freiherrn von Lochner-Hüttenbach. Sie überragen nicht nur weit das freilich unerfreulich tief liegende Niveau der Exlibrisgraphik unserer und anderer Länder, sie sind vielmehr alle aus einem bestimmten künstlerischen Geiste geboren, haben alle das unverkennbare Kunstsignum von Sepp Franks eigenem Lineament, eigener Raumvorstellung, eigener Weltanschauung, mystischer Verschlossenheit. Gerade in diesen frühen Blättern herrscht die Lust am Linearen vor. Zum Bestreben so vieler anderer seiner Zeit ein wohl bewußter Gegensatz. Die wollten bildhaft wirken, tonflächig, er zeichnet stark, fest, sehnig.

Die Welt ist auch in diesen kleinen Blättern Franks denkbar groß. Der Boden,

Digitized by Google

auf dem seine Recken stehen, ist am liebsten unbegrenzt. Gar manche seiner Gestalten scheinen im All zu stehen und auszuschreiten ins Grenzenlose. Gibt er ihnen aber begrenzten Raum, so ist er größer, als wir im Alltag zu sehen gewohnt. In die Einzelheiten seiner gewaltigen Hallen und Terrassen verliert er sich zunächst nur selten. Große Bogenhallen, Böden, von glatten, kalten, bunten Fliesen belegt, dehnen sich weit in Tiefe und Breite. Dem Raumgroßen entsprechen seine Gestalten, die von Anfang an aus demselben Geschlechte von Hünen und Recken zu stammen scheinen.

Ich habe, nebenbei gesagt, die Beobachtung sehr häufig gemacht, daß der Künstler unbewußt gern seinen Gestalten etwas von der eigenen körperlichen Erscheinung gibt. Der Große liebt große Gestalten, der Zarte zarte, der Breite und Stämmige breitschulterige. Ich kenne sehr wohl Ausnahmen — man denke nur an den zarten, kleinen Cornelius und seine gewaltigen Götter und Helden — aber von Franks Äußerm kann man sich z. B. recht gut aus seinen Reckengestalten das richtige Bild entwerfen. Nur hat sein Gesicht mehr Weichheit und Fülle als das seiner Gestalten.

Noch ein Wesentliches im Bildschaffen Franks machen die ersten Blätter und Exlibris deutlich: Grade, stolz sind alle seine Gestalten, in denen das Weib nur eine sehr gelegentliche Rolle spielt. Und diese Gestalten hüllt er wenigstens anfänglich, aber auch heute noch am liebsten und mit großem Glück, in so weite und schwere Mäntel oder lose umschlungene, prächtige Stoffe ein, daß kaum mehr als Kopf, Hand und Fuß sichtbar bleiben. Der Körper ist nur gewichtige Masse. Sein Bewegungsspiel bleibt zunächst Nebensache. Aber die Haltung als Ganzes ist immer stark, schroff, alles andere als weich. Aller Ausdruck liegt in Gesicht und Hand. Tiefdurchfurcht sind die kantigen, nervigen Gesichter, deren Erregungen mehr verhärtet, als momentan und flüchtig sind.

Gespannt sind alle Nerven der Hände.

Wie kommt Sepp Frank zu dieser eigenen Physiognomie? Ganz gewiß ist sie nicht von irgendwelchen Zeitgenossen entlehnt, die sich doch lieber in den gemütlichen Erregungen des Lebens und der Gesellschaft ergingen. — Fällt uns nun doch vielleicht wieder ein, daß der Künstler in sehr empfänglichen Jahren der Jugend lange Zeit in den Galerien und Kirchen und edlen Staatsräumen der Dogen Venedigs umherschlen-

Steigendes Pferd. Gemälde. 1925

Digitized by Google

Begegnung. Gemälde. 1925

derte? Das war also wohl nicht umsonst. Und unbewußt schwärmt wohl zeitlebens der Künstler unserer Tage von den würdevollen Prozessionen der Staatsmänner, der Geistlichen und Gesandten Venedigs, wie sie an uns für alle Zeiten in den Gemälden Bellinis und Carpaccios oder Antonellos da Messina oder Tizians vorüberziehen.

Und wenn ich heute in Franks Atelier trete, ist mir's, als sähe ich wirklich die fabelhaft große „Klosterzelle" des heiligen Hieronymus oder das architektonisch so klare Schlafgemach der heiligen Ursula des Carpaccio in Venedig — obwohl gerade Frank durchaus nicht historisch eingerichtet, nur weil sein Raumgefühl so groß ist. Nachahmer, Nachmacher oder Nachempfinder ist nach meiner Überzeugung Sepp Frank in keinem seiner Werke. Das sehen wir jetzt am deutlichsten in seinen großen Illustrationswerken, die ihn etwa von 1919 bis 1924 beschäftigten und in denen der Künstler als Darsteller wie als Graphiker sich wiederum merkwürdig rasch weiterentwickelt hat.

Der Münchner Verleger Dr. J. Schröder machte meines Wissens 1919 den Anfang als Auftraggeber Franks für einen großen Zyklus von Radierungen für Goethes Balladen. Dann trat Dr. von Kaufmann, Berlin, an den Künstler heran, um ihn den „Ödipus" des Sophokles für einen Privatdruck mit Radierungen schmücken zu lassen.

Ganz eigen geht Frank in den doch schon so oft illustrierten Goetheschen Balladen vor! Sein einsamer „König von Thule" auf dem Thron, seine phantastischen Einfälle zum „Zauberlehrling", die zur „Braut von Korinth", in der er uns mit einer wundervoll innig-sinnlichen Zeichnung des Brautpaares überrascht, haben auf mich bleibenden Eindruck gemacht. Wer nur Franks Exlibris oder Wandblätter kennt, wird ihn hier von anderer, ich möchte sagen intimerer Seite kennenlernen. Im „Ödipus" sind wieder meist einzelne große Gestalten, deren Physiognomie er nur viel vertiefter gibt als sonst. — Frank hatte bisher vor den meisten anderen Illustratoren unserer Zeit das Glück voraus, sich seine Stoffe selbst wählen zu können, nicht einfach den Auftrag eines Verlegers ausführen zu müssen. —

Eine Dichtung, zu deren Illustration er sich am allermeisten berufen fühlen durfte, war Gobineaus „Savonarola" (1920). Hier ist der Künstler ganz in seinem Element, hier gibt er Räume, Wände, Gerüste um Statuen des Michelangelo, Staffeleien, Volksgruppen, Einzelgestalten immer von einer Größe

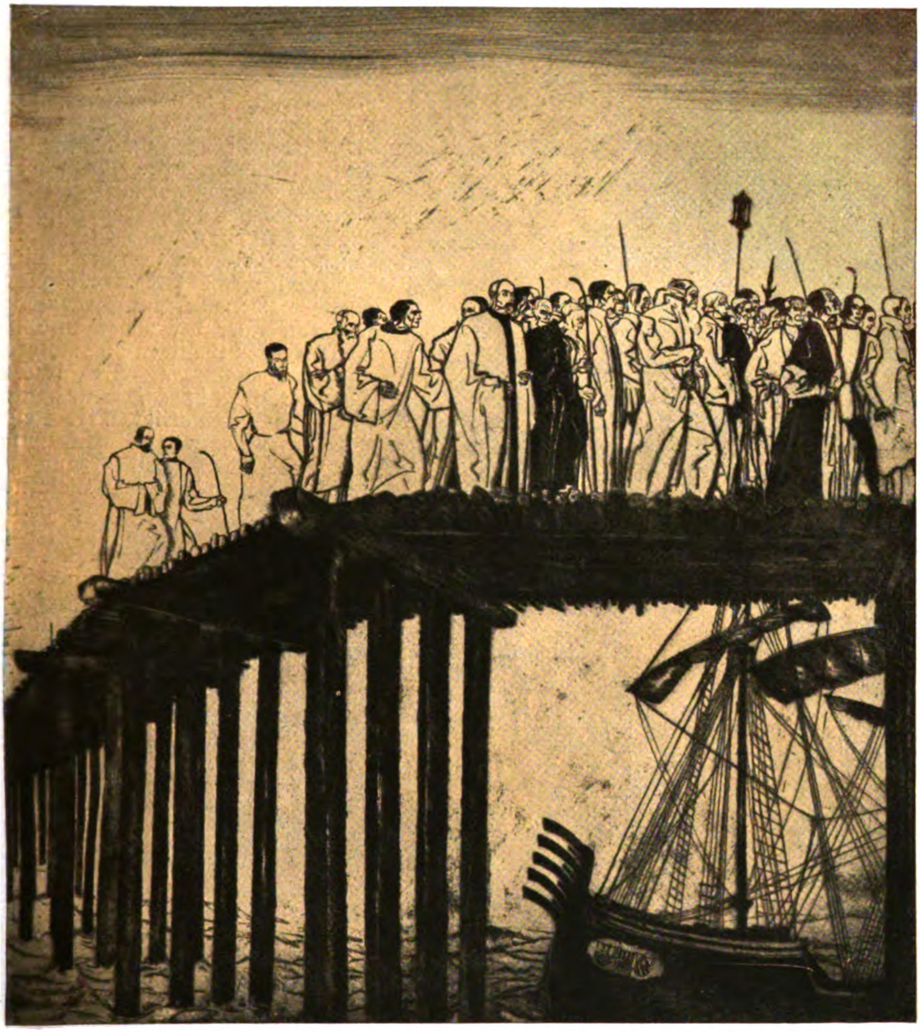
Digitized by Google

Rast auf der Flucht. Radierung. 1923

und Wucht und distanzierten Wirklichkeit, die ihm so leicht kein anderer nachmacht. (Eine Abbildung daraus am Schlusse dieses Aufsatzes.) Wie schade, daß solch glückliche Werke wegen ihrer kleinen und kostspieligen Auflage nur in ganz wenige Hände gelangen konnten. Das bedeutet für die allermeisten Armut, für den Künstler Verlust an sehr verdienter Popularität, und mit Freude höre ich, daß wenigstens der Verlag Dr. J. Schröder darangeht, von seinen kostbaren Illustrationswerken billigere Ausgaben herauszugeben.

Wieder im Verlag Schröder erschien 1921 eine große Faustausgabe von Sepp Frank. Unsere Abbildung daraus: das im tiefsten Schmerz zusammengesunkene Gretchen gibt Begriff von Franks kompositioneller Originalität und der einfachen Größe seiner technischen Gabe und Art. Im folgenden Jahre gab der Avalunverlag Byrons „Marino Faliero" heraus, 1924 erschien von Frank Jacobsens „Pest in Bergamo" bei Gurlitt in Berlin und im selben Jahre des Cervantes „Spanische Engländerin". Leider kann auf die Illustrationen dieser Werke nur hingewiesen werden. Das geschieht aber nachdrücklich, denn alle werden vom Reichtum der Bilder, die in diesen Werken verborgen sind, überrascht sein. — Im Jahre 1922 machte

Digitized by Google



Pilgernde. Radierung. 1920

Frank seine erste Reise nach Spanien und gab dann bei Bruckmann in München acht große Radierungen als „Spanische Reise“ heraus. Der große Anklang dieser Folge führte bald zur Veröffentlichung von zwei anderen Zyklen größter Ansichtsblätter: Zwölf Blätter einer italienischen Reise und zehn Blätter aus Venedig. Franks Art ist es nicht, lang nach einer ganz ungewöhnlichen Stelle zu suchen, von der aus eine höchst überraschende, und ganz neue Ansicht zu gewinnen oder künstlich zu konstruieren wäre. Er verläßt sich auf die Kultur seiner Augen, seines ungeheuren Raumgefühls, seiner sicheren und sauberen Mache; er verzichtet aus dieser Sicherheit heraus auch auf etwa naheliegende Mittelchen des Interessantmachens durch Beigaben und Einfälle, und so entstehen dann Bilder von der großartigen Wirkung unserer gemalten „Ansicht von Segovia“.

Doch muß sehr dringend geraten werden, seine Blätter der „Italienischen Reise“, wo es nur möglich ist, in farbigen Drucken anzuschauen. Mit nur zwei Tonplatten hat Frank diesen schon an sich so klar und reif aufgefaßten Landschaften eine so geheimnisvoll schöne Farbigkeit gegeben, wie sie wohl dem Maler einmal gelingen mag, aber noch kaum einem anderen Graphiker mit so einfachen Mitteln gelungen ist. Leider war es damals nicht möglich, die ganze Auflage dieser „Italienischen Reise“ farbig erscheinen zu lassen.

Je mehr wir uns in Franks künstlerisches Schaffen vertiefen, um so mehr fesseln uns die diesem Künstler ganz besonders eigentümlichen Gaben. Er hat in sich eine erstaun-

Digitized by Google

Exlibris Rebel. Radierung

lich sichere Kultur für Form, Klarheit und Technik. Aber was schon mehr als einem begabten Maler verhängnisvoll geworden, ist für Franks Schaffen unzweifelhaftes Glück. Er gehört nicht zu denen, die sich von den immer neuen Problemen irgendwelcher künstlerischen Technik so beherrschen, so ablenken lassen, daß sie schließlich darüber die Hauptsache vergessen: das freie Schaffen und Gestalten. Höchst intelligent scheint er das Technische, das für dieses oder jenes Material in Frage kommt, in aller Ruhe sich klarzumachen, das Wesentliche daraus zu erfassen, um dann gleich beim ersten Versuch den richtigen Weg zu finden. Und er weiß offenbar immer ganz genau, wie weit er zu gehen hat, wie weit seine Kräfte für den ersten Weg taugen.

Das zeigt uns der Zeichner Frank, der zunächst nur das darstellt, was er beherrscht, das zeigt uns seine Entwicklung als Graphiker, die ohne viel Umwege und völlige Verfehlungen vom rein Linearen über Mischtechniken endlich zur höchsten Sparsamkeit, zur geistreichen Verwendung der jeweils ausdruckfähigsten Reproduktionsart führt: Man vergleiche nur die Illustrationen zu „Faust“ mit der Ansicht der Kölner Dom-Prozession, der alten Brücke in Frankfurt a. M., die Ruhe auf der Flucht auf technische Mittel. Das rein Lineare, das Tonige, Lichtwirkungen verschiedenster Art — alles wird von ihm immer einfacher, klarer, stärker erreicht, weil er, der äußerst Geschickte, doch der Virtuosität aus dem Wege geht.

Auf zwei anderen Gebieten sind seine Sicherheit und sein Glück zu verfolgen: dem der Glasmalerei und dem des Tafelbildes.

Vor zehn Jahren bekam Frank den ersten Auftrag für Glasfenster einer Gruft. Die Gestalten sollten lebensgroß werden. Eine ebenso neue wie schwierige Aufgabe für ihn. Nein, schwierig wäre für andere wohl die Aufgabe gar nicht gewesen. Denn das, was das Schwierige: die Malerei auf und aus Glas, das lassen ja auch heute noch die meisten Maler, die mit solchen Aufgaben ausnahmsweise betraut werden, einfach von einer der vielen und geschäftlich sehr tüchtigen Glasmalereianstalten ausführen. Sie glauben genug getan zu haben, wenn sie nur durch die Originalität ihrer Zeichnung oder Malerei etwas Gutes liefern. Anders geht Frank zuwege, der nicht mit der Lieferung des sogenannten Kartons, d. h. der groß ausgeführten Zeichnung, seine Aufgabe für erledigt ansieht. — Er geht zum Glasmaler selbst und schaut sich gründlich um, wie der zuwege geht. Und weil er Auge und Einsicht gründlich am Besten der Vorzeit für das Wesentliche geschult, macht er auch hier nicht nach, malt nicht wie das jahrhundertelang falsche Übung war, irgendein Gemälde dreidimensionaler Wirkung auf Glas, sondern sucht mit anderen Mitteln, aber auf seine Weise den Weg zur

Gretchen im Dom. Radierung aus dem Faust-Zyklus. 1921

großen ältesten Monumentalmalerei. Er will mit Glasgemälden nur flächenhaft wirken, will nur Linien und Flächen, will durch die Schönheit der Transparenz glühender Farben

Werbung. Gemälde. 1925

den Raum nicht etwa perspektivisch erweitern, sondern farbig abschließen. Er stellt die Figuren also nicht eigentlich hintereinander, sondern nebeneinander. Die Bleifassungen, die die einzelnen Glasteile halten und umschließen, dienen der Flächenwirkung.

Sucht der Künstler auch hier durch möglichste Leuchtkraft und Tiefe der Gläser zu wirken, so kommen ihm der angeborene dekorative Sinn, seine Vorliebe für mächtige Gestalten in reihenartigen Gruppen sehr zugute. Wäre er ein bequemer Herr, so könnte er sehr leicht manche seiner in großen Formaten radierten Blätter in Glas übertragen. Tatsächlich sehe ich in ihm den geborenen Glasmaler. Aber da es ganz unmöglich ist, das

Johannes und Markus. Radierung. 1921

Digitized by Google

Spanischer Priester in Landschaft. Gemälde. 1918

Licht im durchschienenen farbigen Glas auf Papier zu übertragen, da auch die allerbeste farbige Reproduktion nicht das „Licht" mitgeben kann, gebe ich hier eine kleine Liste von ausgeführten Glasgemälden Sepp Franks, damit man sich da oder dort selbst ein zuverlässiges Urteil über die magische Schönheit seiner Farbenwirkungen machen kann.

Nicht weniger als sieben Glasgemälde des Künstlers sind in Röthenbach bei Nürnberg, drei davon in der Gruft der Kirche, die andern im Hause Conradtys, offenbar des Mannes, der als erster Franks besondere Eignung auch als eines Reformators der Glasmalerei erkannt hat. In Dahlem bei Berlin ließ Dr. W. von Kaufmann ein vierteiliges Bibliothekfenster herstellen, der Fabrikant Blankertz in Berlin besitzt von unserm Maler zwei Scheiben in seiner Bibliothek. In Frankfurt a. M. schmücken zwei Glasfenster Franks die Kunsthandlung Trittler. Fabrikant Müller in Lößnitz im Erz-

Digitized by Google

Segovia. Gemälde. 1924

gebirge ließ sich zwei Fenster von Frank herstellen, und die Kirche in Wallersdorf bei Landshut in Bayern ist durch ein Glasgemälde unseres Künstlers ausgezeichnet. — Wer aber nach München kommt, versäume nicht in der Glasmalerei Bockhorni in der Theresienstraße sich verschiedene Scheiben Franks anzusehen, und wer unsere farbige Wiedergabe des Glasfensters „Eine Allegorie" mit dem (übrigens wieder höchst erfinderisch aufgestellten) Original kennen lernen will, muß sich in des Künstlers Atelier in der Elisabethstraße bemühen: Eine freudige Überraschung, die der Mühe lohnt. Denn mehr als sonst gilt bei Frank: „Wer den Künstler will verstehn, muß — in seine Werkstatt gehn."

Habe ich noch kaum etwas gesagt über den geheimnisvoll mystischen Reiz und Klang so vieler Schöpfungen unseres Künstlers, so ist hier der Ort das nachzuholen. Nur einer, der das, was uns allen ein großes Geheimnis bleibt, wie ein Ziel sucht und liebt, ist recht begabt, aus dem wunderbaren Spiel des Lichtes durch bunte Scheiben etwas anderes noch zu machen als ein Farbenspiel. Denn wenn ich so manchen kenne, der von Bildern, die an der Wand hängen, nur selten gefesselt wird —, so ist mir noch keiner begegnet, der stumpf geblieben wäre beim Eintritt in einen feierlichen Raum, der sein Licht fast nur durch farbige Scheiben empfängt.

So wurde auch Frank nicht Glasmaler, weil ihm einmal eine solche Aufgabe zufiel, sondern weil der Besteller wohl gefühlt hat, wie sehr gerade dieser Künstler nach Sinnesart und Gabe dafür bestimmt ist.

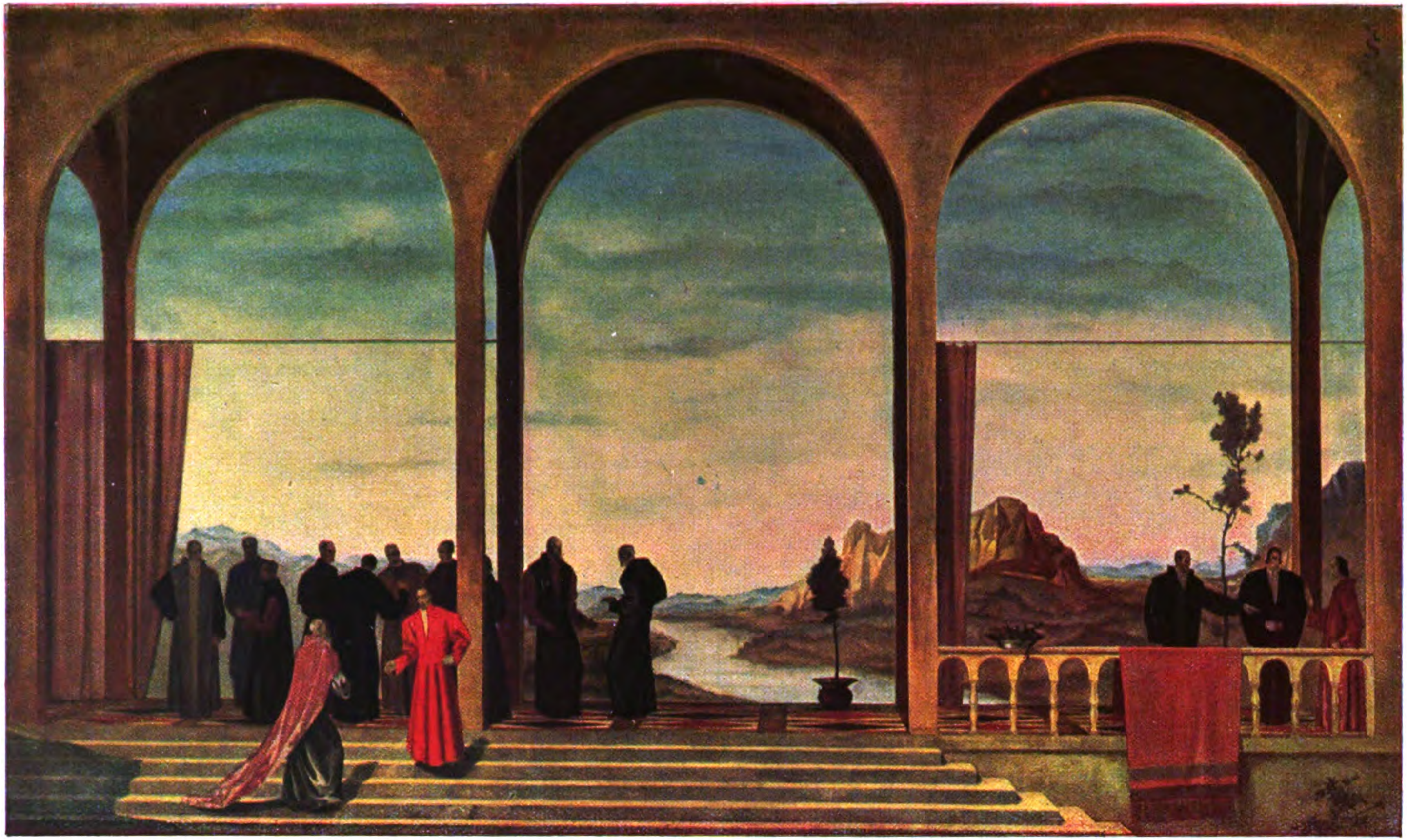
Zum ersten Male bringen wir einige gelungene Abbildungen von Gemälden Sepp Franks — denn recht eigentlich ist unser bayrischer Künstler seit kaum einem Jahre unter die Maler zu zählen, wenn auch sein erstes Bild „Spanischer Priester in Landschaft" schon 1918 gemalt wurde.

Und das ist für seine Freunde eine neue Überraschung, für ihn selbst eine neue Genugtuung. Auch hier ist Franks Entwicklung außergewöhnlich. Die meisten Maler, die lange Jahre nichts weiter als schwarz-weiße Zeichnungen, Radierungen, Illustrationen produziert, haben sich unendlich mühen, sich oft ganze Jahrzehnte abquälen müssen, um endlich einmal sich mit Glück farbig auszusprechen.

Auch hier hat Frank sein eigenes Glück, auch hier begabte ihn die angeborne technische Leichtigkeit, die nichts mit Leichtsinn zu tun hat, viel rascher als andere mit dem Resultat, das ihm vorgeschwebt.

Zu seinem Glück haßt er pastose Malerei, die so lange eine Schicht von Farben über

Digitized by Google



Consulta. Gemälde. 1925

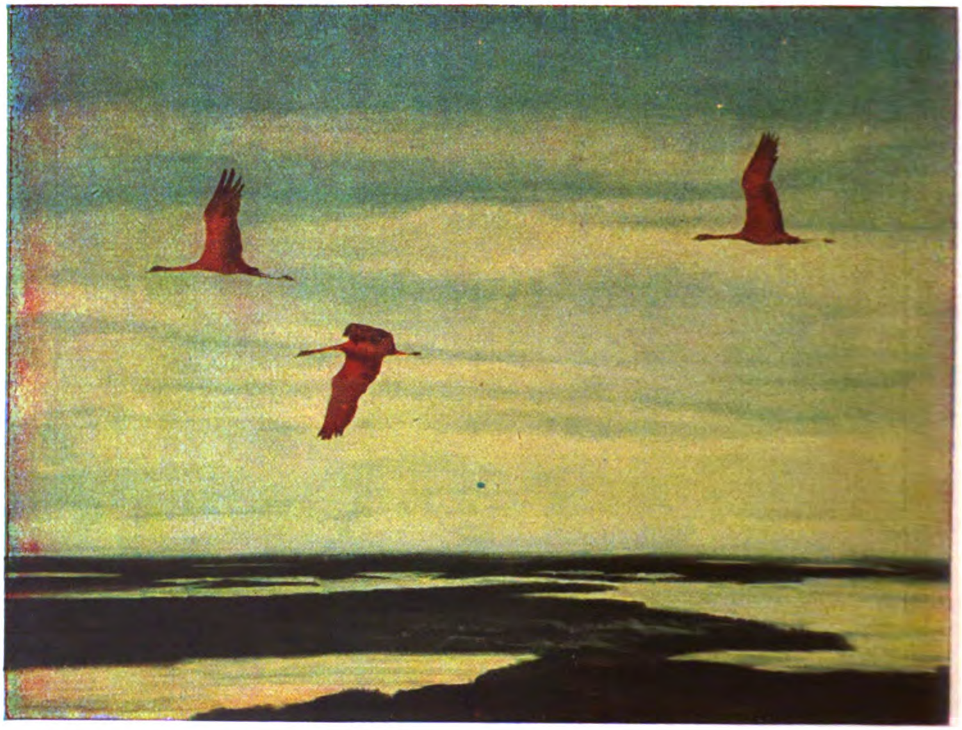
Digitized by Google

Radierung aus der Bilderreihe „Savonarola". 1920

die andere legt, bis die gewünschte malerische Wirkung erscheint. Man sieht ja unseren Wiedergaben den dünnen Farbenauftrag der Gemälde an, die Transparenz seiner Luft, die Klarheit, die das ganze Bild beherrscht.

Man könnte Sepp Frank sehr wohl einen Sieger auf der ganzen Linie seiner künstlerischen Bemühungen nennen, und bald wird er gewiß auch noch das Gebiet der Malerei mit Erfolg betreten haben, das er mit gutem Grunde und gutem Rechte auf Erfolg im Auge hat: das der Freskomalerei.

Die entscheidende Frage in der Wertung aller Künstler ist und bleibt, ob er festen, eignen Willens war, ob er sich treu geblieben, nur seinem künstlerischen Willen gefolgt ist und diesem auch Form zu geben versuchte. Diese Fragen aber bejaht das ganze bisherige Werk des Sepp Frank klar — wie seine Form.



Kraniche. Gemälde. 1925

Digitized by Google

# Gifte / Von Dr. O. Lange, München

Der Begriff Gift läßt sich nicht fassen, denn er hat keine Grenzen, und Grenzenloses ist unbestimmbar. Gift ist allgegenwärtig wie das Leben. Es ist zeitlos wie das All, Gift wird es geben, solange Welten entstehen und vergehen, denn die Materie, aus der die Nebel sich ballen, die feurigen Schwaden, in denen Gestirne verglühen, bergen Gift. Es steht zwischen den beiden Polen: Leben und Tod, beider Herr und Diener, Vernichtung bringend, Leben erhaltend — ein gewaltiges Symbol der Erscheinungswelt. Luft, Wasser und Erde sind erfüllt mit giftigen Keimen, und auch der Flamme entwirkt sich giftiger Hauch, wenn man sie am Atmen verhindert. Gift umgibt uns, es durchsetzt unsere Organe, es blüht in den Blumen, es liegt in ihren gestorbenen Leibern wie in jenen der Tiere und entfaltet sich in ihnen zu um so stärkerem Leben, je weiter sich der Übergang vom Leben über die Episode Tod hinaus zu dem Haufwerk zerfallener Moleküle vollzogen hat, das in seiner Auflösung zu den einfacheren Stoffen im letzten Aufflackern seines eigenen Lebens noch einmal seine Kraft zeigen will, gleich dem fliehenden Winter. Jene einfachen Stoffe aber, Kohlensäure und Ammoniak, treten wieder in den ewigen Kreislauf des Lebenden, das wieder neue Giftstoffe erzeugt und speichert. Darum finden wir sie bei der wissenschaftlichen Untersuchung so nahe beieinander: das Muskarin des lebenden Fliegenpilzes, den Giftstoff zersetzter Tierkadaver und das Gift der Cobra.

Gift und Leben müssen im Gleichgewichte sein wie die Schalen der Wage, denn der Überschuß des einen wie des anderen ist entwicklungsfeindlich. Im engen Raum angehäuftes und ungehemmt weiter sich anhäufendes Leben, ungestörtes Zellenwachstum, fortschreitende Vermehrung der Keime führen so sicher zum Tode des Einzelwesens wie seine Vergiftung, und darum ist das Gift Freund und Feind des Lebenden zugleich.

Die Geschichte der Gifte reicht weit hinter das historische Zeitalter zurück. Damals standen die Naturvölker unter dem Einflusse des Geheimnisvollen, das durch die furchtbare Wirkung der Gifte geweckt und durch die Tatsache der Heilwirkung geringer Dosen derselben Stoffe noch verstärkt wurde. Damit war die Verbindung zum Religiösen geschaffen, und das wäre wohl ein aus der Art geschlagener Medizinmann gewesen, der sich die Furcht seiner an ihn und seinen Gott Glaubenden nicht zunutze gemacht hätte! So sehen wir, daß sich vor allem die Priester und Zauberer eines Stammes der Bereitung von Gifttränken widmen: die Giftkunde ward zur Geheimlehre, und so blieb es über Jahrhunderte und Jahrtausende lang.

Damals war das goldene Zeitalter des Giftreiches. Es lag gleich einer großen gebirgigen Insel im tropischen Meere, bevölkert von Eingeborenen, die kein Forscherschiff landen ließen, und die Sage begann das Giftreich mit Zauber zu umweben. Seine Gebiete schienen dicht umschlossen von hohen Stachelhecken, umspannt von Gräben, in denen opaleszierende Wasser schillerten, dunkle Urwälder bedeckten das Land bis zu den fernen Gebirgshöhen. Dämonen in Fledermausgestalt hingen in den verschlungenen Zweigen, Kröten krochen wie Klumpen geballten Blutes und blinzelten zwischen den Dolden betäubend riechender Pflanzen hervor, Schlangenleiber entglitten dem nach ihnen greifenden Dämmerlicht, so daß nur vorüberschwirrender Schein blieb wie das Aufleuchten von Smaragden, die man der Sonne entgegen ins Meer schleudert. Das war das Zauberland Hekates, an dessen kolchischen Gestaden Medea aufwuchs, jene größte Giftmischerin der Sage, die Weberin der Nessusgewänder und kunstreiche Verfertigerin vergifteten Schmuckes, das Weib als Typus der Giftmischerin. Dort im alten Giftreiche war auch die Heimat des Schlaftrunkes, vor allem aber des Philtrums, des Liebestrankes, der unter Beschwörungen gebraut, mit dem festen Willen, er möge wirken, gereicht wurde. So lautet ein Liebeszauber aus den indischen Veden: „Diese Pflanze grabe ich aus, das kräftige Kraut, durch das man die Nebenbuhlerin verdrängt, durch das man einen Gatten erlangt. Du mit den ausgebreiteten Blättern, Heilbringende, Kraftreiche, von den Göttern Gespendete, blase weit weg meine Nebenbuhlerin, ich bin überwältigend, du bist siegreich, wir beide siegreich wollen die Nebenbuhlerin bewältigen. Dir köstliches Kraut überantworte ich meine Nebenbuhlerin. Du Pflanze mit den ausgebreiteten Blättern, todbringende, kraftreiche, laufe meiner Nebenbuhlerin nach wie die Kuh dem Kalb, wie Wasser den Weg entlang eile du.“

Wer könnte alle die Menschen zählen, die für den Wunsch, Liebe zu erwecken oder geben



Digitized by Google

zu können, ihr Leben lassen mußten! Die thessalischen Weiber verstanden es, aus dem ätzenden Milchsaft des Magnoliabaumes, aus der Zunge des Vogels Jynx, aus dem Fleische des Schiffshalters, aus Krautern, Kröten, Salamandern, Taubenblut und anderen Zutaten Tränke zu brauen, die wohl geeignet waren, den an ihre Kraft Glaubenden die ewige Seligkeit rascher als die irdische zu vermitteln.

Das Weib scheint überhaupt die geborene Giftmischerin. Psychologisch ist das erklärlich, weil die Heimlichkeit und Planmäßigkeit bei der Beschaffung von Gift, die Zubereitung des Gifttrankes, das Abwarten des Erfolges große innere Beschäftigung und damit auch seelische Befriedigung zu gewähren vermögen, welche der tätige und im Schaffen befriedigte Mann nicht braucht. Vor allem weil er heimlich und ohne Blutvergießen verübt werden kann, ist der Giftmord eine weibliche Spezialität, und in diesem Sinne sagt auch der österreichische Kriminalist Groß, „daß das Weib, wenn es morden will, stets das Gift als Mittel wählt. Das ist weder etwas Absonderliches noch etwas Auffallendes. Es ergibt sich von selbst aus den jedermann bekannten Eigenschaften der Frau. Deshalb wird man im Zweifel bei einem vorliegenden Giftmord vorerst nach einer Frau und dann nach einem schwächlichen weibischen Mann fragen." Dieses wußte schon Aristophanes, der in einem seiner Lustspiele gegen die Frau den Vorwurf erhebt, daß sie ihre Männer durch „Pharmaka" wahnsinnig gemacht hat. Kein Wunder darum, daß bei dem Überhandnehmen dieser Art von Zauberei Athen schon im 5. Jahrhundert v. Chr. jeden Liebestrankverabreicher mit dem Tode bestrafte.

Jedenfalls war man, solange es eine Menschheitsgeschichte gibt, um Gifte nicht verlegen. Die Wirkung des Giftschlangenbisses, des Schierlings und anderer Giftpflanzen war den Alten ebensogut bekannt, wie die Technik der Brunnenvergiftung und die Übertragung giftiger Extrakte auf Waffen und Gebrauchsgegenstände. Namentlich König Attalus III. Philometer, König von Pergamon, war Meister darin, sich die Zuneigung seiner Freunde im wahren Sinne des Wortes „bis in den Tod" dadurch zu bewahren, daß er ihnen vergiftete Geschenke zusandte. Der Giftmord war überhaupt bis in das späteste Mittelalter hinein die beliebteste Art, sich von lästigen Zeugen, unliebsamen Mitbürgern, Verwandten und Nebenbuhlern zu befreien. Und von der Zeit Catos, der jedes ehebrecherische Weib zugleich für eine Giftmischerin hielt, bis weit hinein in die Zeit der Hochrenaissance, als man an den Mahlzeiten der Großen nicht teilnehmen konnte, ohne Gegengift bei sich zu haben, in Frankreich in den Kreisen um Thron und Altar, als das „Sukzessionspulver" erfunden wurde, das so bequem zu Nachfolge und Erbschaft verhalf, ist das Leben der Höfe und Familien mit Gift durchsetzt, teils gegeben, teils freiwillig genommen, meist das erstere.

Mit dem Schwinden des Glaubens an unsichtbareBöswesen als Hüter der Gifte, vielleicht sogar als mit diesen identische Geister, die sich über den Tod hinaus an den Abgeschiedenen klammern, versank auch das goldene Zeitalter der Gifte. Die wachsende Naturerkenntnis überbrückte die Wälle und Gräben, bahnte breite Wege in das unerforschte Land und vernichtete die Giftdämonen — es waren wirklich nur Fledermäuse! Vor den unfehlbaren Waffen der Chemie und Mikroskopie zogen sich die ureingesessenen Giftwesen immer mehr in das Innere ihres abgeschlossenen Inselreiches zurück, und dort in den Klüften der fernen Höhen, die den Gesichtskreis beschließen, leben sie heute noch ein verstecktes, dem geraden Angriff unzugängliches Dasein. Von dorther senden sie aus dem Hinterhalt Giftpfeile, die der Forschung zunächst nur der Wirkung nach bekannten Toxalbumine, die Leichen-, Fleisch-, Fäulnis- und Eiweißgifte, rätselhafte Produkte des Todes oder eines fremdartigen Eigenlebens.

Toxalbumine und Toxine könnten auf den Laien noch den gleichen dämonischen Eindruck ausüben, wie es einst die ihrer Zusammensetzung und Wirkung nach jetzt schon erkannten Giftstoffe taten, um so mehr, als sie sich in ihren Eigenschaften und Wirkungen manchen bekannten Giftstoffen nähern, ja zum Teil mit ihnen identisch zu sein scheinen wie z. B. das Schlangengift, dann das Muskarin des Fliegenpilzes, das Rhizin der Rhizinussamen. Daß zwischen den Produkten des lebenden Körpers oder der lebenden Pflanze und des Leichnames, z. B. den überaus giftig wirkenden Leichenalkaloiden Cholin (aus gefaultem Fleisch), Muskarin (aus zersetzten Tierkadavern), Sepsin (aus faulender Bierhefe) einerseits und den im lebenden Wesen, z. B. im Fliegenpilz entstehenden Giften anderseits Beziehungen herrschen, wird jedoch ohne weiteres klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Leben und Tod nichts anderes sind als chemische Prozesse in dem Laboratorium, das die Erscheinungswelt umschließt.

Was ist Gift? Im weitesten Sinne alles, was auf den Körper schädlich wirkt; im engeren Sinne jeder chemische Stoff, der dem

Digitized by Google

Organismus gesundheitlich schadet oder seinem Leben ein Ende bereitet, je nach den Mengen des Giftes, die man dem lebenden Körper einverleibt, nach dessen Widerstandsfähigkeit, nach zahlreichen anderen Nebenumständen, die fallweise in Wirkung treten. Eine Einteilung der Gifte nach ihrer Mengenwirkung, also z. B. in absolute und relative Gifte, von denen die ersteren auch in geringen Mengen zum mindesten schädlich wirken, die letzteren jedoch in diesen Mengen als Heilmittel nützen, eine solche Einteilung läßt sich ebensowenig festsetzen als jene nach der Wirkung auf ein bestimmtes Organ, denn alle Herz-, Muskel-, Gehirngifte ergreifen schließlich auch andere Organe, und als Todesursache erscheint dann mittelbar Lähmung des Zentralsystems. Immerhin lassen sich derartige Unterscheidungen treffen, wie man auch aus der Art, wie der Organismus auf das Gift reagiert, Rückschlüsse auf seine Zugehörigkeit zu bestimmten Klassen ziehen kann. Der Tod ist auch hier das Schlimmste nicht. Die akute, stürmisch verlaufene Vergiftung mit großen Dosen hochwirksamer Stoffe verliert für den Ahnungslosen, dem das Gift gereicht wird, auch für den Wissenden, der es als Selbsttöter nimmt, bald ihre Schrecken, denn schneller wohl, als er denken kann, reißt das Band, das Bewußtsein und Leben mit dem unbekannten Abgrund verknüpft.

Schlimmer ist die subakute und besonders die chronische Vergiftung, die erstere, die bei Verabreichung mittlerer Mengen nicht allzu heftig wirkender Gifte nach Wochen, Monaten oder Jahren schmerzhaften Siechtums zur endlichen Genesung oder zur ersehnten Befreiung durch den Tod führt, die chronische Vergiftung, die in ihren Symptomen als Giftwirkung meist überhaupt nicht erkennbar ist, dem Befallenen aber ein schweres, leidvolles Dasein schafft, erfüllt mit schleichender, oft nicht feststellbarer Krankheit. Die chronischen Vergiftungen, wie sie durch Alkohol und Fuselöle, Nikotin und Kohlenoxyd des Tabakrauches, Koffein des Kaffees hervorgebracht werden, lassen sich in wenig weit vorgeschrittenen Stadien zum Stillstand bringen; größere Schrecken bargen früher die Industrievergiftungen, denen man zunächst ohne Wissen, später leider oft ohne Gewissen die Arbeiter in Quecksilber-, Blei- und Phosphorzündholzbetrieben aussetzte. Heute sind diese Gefahren dank der hochentwickelten Gewerbehygiene und strengen gesetzlichen Maßnahmen zum größten Teil behoben, die Älteren unter uns erinnern sich aber gewiß noch des schrecklichen Aussehens der Inhaber von Phosphorzündholzgeschäften, die mit leichenhaften Gesichtern, schwer entzündeten Augen und zahnlosen, zerfressenen Kiefern der Phosphornekrose anheimgefallen waren. Das leider erst 1907 ergangene Phosphorverbot machte auch den zahllosen Selbsttötungen, also den akuten Phosphorvergiftungen ein Ende, denn vordem gab es kaum eine Zeitungsnummer, in der nicht zu lesen war, daß wieder ein Dienstmädchen, natürlich aus verschmähter Liebe, einen Milchabsud von Phosphorstreichholzköpfen getrunken und nach Stunden oder Tagen qualvoller Leiden den Tod gefunden hatte.

Es gibt so viele Gifte, als es Chemikalien gibt, denn jedes lösliche Metallsalz, jede Säure, die ätzenden Alkalilaugen, Pflanzenabkochungen verschiedenster Art können, in großen Mengen und starken Lösungen genommen oder in die Blutbahn gebracht, gesundheitsschädlich wirken. Wenn wir nun Scheidung und Auswahl treffen und nur die bekannten charakteristischen Giftstoffe in den Bereich unserer Besprechung ziehen wollen, so ergibt sich als erste Teilung zunächst die Zugehörigkeit eines Giftes zur anorganischen mineralischen und zur organischen pflanzlichen oder tierischen Welt. In diesen beiden Klassen, von denen die zweite bei weitem größer ist als die erste, können wir dann die Gifte bis zu einem gewissen Grade der Wirkung nach kennzeichnen.

Die wichtigsten anorganischen Gifte sind bald aufgezählt. Außer dem schon genannten Phosphor, der vor allem der notwendigerweise stetig vor sich gehenden Erneuerung und dem Aufbau der Gewebe entgegenwirkt und die Bildung von Zerfallprodukten begünstigt, gehören hierher die Salze der sog. Schwermetalle, des Quecksilbers, Bleis, Kupfers, deren Wirkung darauf beruht, daß sie sich mit dem Eiweiß der lebenden Zelle zu unlöslichen, weitgehend veränderten Produkten verbinden und den Lebensstrom, man möchte sagen, zum Gerinnen bringen. Das Sublimat ist hier zu nennen, Bleiessig, Bleizucker und auch die zunächst unlöslichen Bleifarben, besonders das Bleiweiß. Die gefürchtete Bleikrankheit, die ihre Anzeichen in Gesichtsblässe, blauumrandetem Zahnfleisch, später in der äußerst schmerzhaften Bleikolik hat, die aber auch schwere Gehirn- und Augenkrankheiten zur Folge haben kann, ist durch gesetzliche Schutzmaßnahmen stark eingeschränkt worden, völlig beheben wird sie sich nicht lassen, solange Bleifarben und -präparate, die hinsichtlich mancher ihrer Eigenschaften bis heute kaum ersetzbar sind, fabrikatorisch hergestellt werden. Das bekannteste und heftigste Gift der anorganischen Reihe, das beliebteste Mittel der Giftmischer



Digitized by Google

vom Mittelalter bis zur heutigen Zeit, das Gift, das jedoch zum großen Glück der Menschheit sogar in bereits längere Zeit begrabenen Leichen so scharf nachgewiesen werden kann, daß der Mörder dem Opfer von Henkers Gnaden oft schneller folgt, als er selbst vermutet, dieses Gift ist das Arsen. Kaum ein Gift hat in der Geschichte so viel von sich reden gemacht als der Arsenik. Anfang des 17. Jahrhunderts kam er in Italien als Modegift auf, besonders durch die Tofana, eine Frau, die Tieren Arsenik eingab, aus deren verfaultem Speichel sie dann später ein arsenhaltiges Ptomain von furchtbarer Wirkung erzeugte. Dieses Gift hieß dann Acquetta di Napoli oder Aqua toffana. Mehr als 600 Personen soll das Weib mit diesem Gift in kurzer Zeit umgebracht haben. Bis vor 30 Jahren war Arsen in allen Ländern das einzige, von Mördern häufig gereichte Gift; gegenwärtig bedienen sich noch Selbsttöter des Giftes, soweit sie seiner habhaft werden können, wegen der raschen Wirkung großer Dosen. Auch aus der Reihe der gewerblichen Gifte verschwindet das Arsen in dem Maße, als Schweinfurtergrün u. a. Arsenfarben nur noch zur Schädlingsvertilgung hergestellt werden.

Der weiße Arsenik ist ein schneeweißes, geruch- und nahezu geschmackloses Pulver, das in Gaben von 5/100 Gramm in wenigen Stunden zum Tode führt, das aber anderseits von den in manchen Gegenden Steiermarks, auch in anderen Alpenländern lebenden seltsamen Arsenikern in Mengen bis zu 0,3 Gramm täglich genossen wird, ohne daß sie Schaden leiden. Durch allmähliche Gewöhnung an dieses dort Hidri genannte Gift erlangen diese Menschen sogar blühendes Aussehen, lebhaften Blick und bestes Wohlbefinden, sie können sehr alt werden, doch sind sie Sklaven des Verjüngungsmittels: für den Fall der Nichtbeschaffbarkeit des Giftes verfallen sie in kurzer Zeit ebenso wie die Pferde, denen Roßtäuscher Arsenik zu geben pflegen, um ihnen vorübergehend gutes Aussehen und dadurch höheren Verkaufswert zu verleihen.

An der Grenze zum Reiche der organischen Gifte, dem wir uns nun zuwenden wollen, stehen gleich zwei riesenhafte, alles überragende Gestalten, zwei Gifte, die man mit Fug und Recht Urfeinde alles Lebens nennen kann.

Es sind dies reines, unverdünntes Kohlenoxydgas und reine, unverdünnte Blausäure. Die beiden Stoffe gehören zu den einfachsten chemischen Verbindungen, Kohlenoxyd besteht aus Kohlenstoff und Sauerstoff, Blausäure aus Kohlenstoff, Stickstoff und Wasserstoff. Sie bilden sich in größeren oder geringen Mengen, wenn Kohle bei Luftabschluß erhitzt wird, finden sich daher z. B. im Leuchtgas. Kohlenoxydgas gelangt aus Öfen mit geschlossenen Schornsteinklappen in die Zimmerluft. Blausäure ist ein Bestandteil mancher Pflanzensamen, so der bitteren Mandeln oder der berüchtigten Rangoonbohnen, die der Sieger dem ausgehungerten Deutschland nach dessen Zusammenbruch in Schiffsladungen als Nahrung zur Verfügung stellte. In diesen Verdünnungen sogar — Atemluft mit 0,1 Prozent Kohlenoxyd wirkt stark giftig, mit 1 Prozent des Gases tödlich! — gehören die genannten Stoffe zu den gefährlichsten Chemikalien, die reinen Gase — auch Blausäure ist bei gewöhnlicher Temperatur ein Dampf — wirken blitzartig tödlich: ein tiefer Atemzug — und alles ist vorbei. Es ist ein besonderer Beweis für die hohe Stufe der neuzeitlichen chemischen Apparatetechnik und für die Sicherheit der heutigen Anlagen, daß diese beiden Gase großtechnisch in bedeutenden Mengen erzeugt und vielfach verwertet werden, denn es ist klar, daß chemische Körper von so bedeutender Verbindungsfähigkeit mit dem lebenden Eiweiß auch sonst sehr reaktionsfähig sein und eine Fülle von wichtigen chemischen Erzeugnissen geben müssen, so daß sie gebändigt zu wertvollen Hilfsstoffen der chemischen Technik geworden sind.

Zu den eigentlichen organischen Giften zählen außer vielen Stoffen, die der Chemiker in seinen Industrien als Anfangs-, Zwischen- und Endprodukte herstellt, so die Ameisen-, Essig-, Oxal-, Karbolsäure; Alkohol, Äther, Chloroform; Anilin, Pikrinsäure, Nitrobenzol (die letztgenannten als heftige Blutgifte), außer den zahlreichen Präparaten der Teerfarbstoffe- und Arzneimittelfabrikation, unter den letzteren vor allem die Schlafmittel Veronal, Sulfonal usw., die drei Gruppen der Pflanzen-, Tier- und Bakteriengifte. Mit der Besprechung dieser Produkte des Lebens nähern wir uns bereits den zerklüfteten Gebirgen in der Mitte der Giftinsel, einem Gebiet, aus dem immer noch von unsichtbarer Hand Wurfspieße in unsere Reihen geschleudert und manche Opfer gefordert werden, denn in dieses Innerste des Reiches und in seine bisher unbezwingbare Felsenburg sind wir noch nicht eingedrungen. Wir geben den Stoffen Namen und vermuten Zugehörigkeiten und Zusammenhänge, das ist aber auch alles.

Das vorgelagerte Pflanzengiftgebiet der Alkaloide ist zwar so weitgehend durchforscht, daß es gelingt, manche von ihnen künstlich im Laboratorium darzustellen, so einige

Digitized by Google

Opiumalkaloide, das Coffein der Kaffeebohnen, das Piperidin des Pfeffers, das Coniin des Schierlings, das Nikotin des Tabaks, in reinem Zustande an Giftigkeit sogar der Blausäure überlegen, das Cocain, eine der Opiumbasen des Mohnes, und Atropin, dieses als giftiges Prinzip des Bilsenkrautes und des Stechapfels, ausgezeichnet durch seine pupillenerweiternde Wirkung, das wertvolle Chinin der Chinarinde u. v. a. Andere als Heilmittel ebenso wertvolle wie als Gift schrecklich wirkende Pflanzenstoffe, so das Strychnin und Brucin, sind ihrem Aufbau nach erst zum Teil bekannt, weitaus ihre größere Zahl ist aber noch unerforscht, so die Curare-Pfeilgifte, die zum Teil dem Strychnin, zum Teil anderen Alkaloiden nahestehen. Die geheimnisvollen Pfeilgifte werden von den Eingeborenen tropischer Länder seit unvordenklichen Zeiten aus Pflanzensäften, oft unter Zusatz faulenden Blutes, des Sekretes der Schlangengiftdrüsen und anderer Stoffe bereitet und in Form dickflüssiger Massen auf die Spitzen der Speere und Pfeile aufgestrichen. Es gibt sehr zahlreiche Pfeilgiftarten, fast jeder große Stamm hat seine besonderen Zubereitungsarten, und dementsprechend wirken sie auch verschieden. Viele Präparate sind Herzgifte, die Strychnin enthalten, bewirken furchtbare Krämpfe und töten in kurzer Zeit durch Erstickung. Lähmung der Atemmuskeln ist überhaupt die häufigste Erscheinung.

Von diesen Pflanzengiften ist nun, wie gesagt, doch wenigstens die Zugehörigkeit einzelner Glieder zu gewissen Reihen chemischer Körper bekannt. Über die chemische Natur der Tiergifte sind wir hingegen noch völlig im dunkeln. Vom Gifte der Brillenschlange und anderen Schlangen-, Salamander- und Krötengiften, auch vom Gifte verschiedener Insekten, z. B. der Biene oder der Käferart Lytta, die im Blut das Cantharidin führt, erkennen wir bei wenigen ihre Verwandtschaft mit Alkaloiden. Cobra- und Viperngift stehen jedoch als Toxalbumine schon den Eiweißstoffen nahe, und in deren Bereich sind wir vollständig, wenn wir von den Bakteriengiften, den Toxinen sprechen. Vielleicht sind diese Produkte von Art des Diphtherie- oder des Starrkrampf- (Tetanus-) toxins nicht Eiweißkörper, sondern ebenso unerforschte Leimsubstanzen, Gemische mit Eiweißstoffen — wir wissen es nicht. Das aber wissen wir, daß diese Toxine, und allen voran das Tetanustoxin die stärksten, fast absoluten Gifte sind, von denen geringe Mengen unfehlbar tödlich wirken. Es ist z. B. zwei Forschern gelungen, Tetanustoxin so weit zu reinigen, daß ein Gramm dieses Präparates genügt, um 100 Millionen Mäuse von je 15 Gramm Gewicht zu töten, ein Gramm wäre demnach umgerechnet die tödliche Giftdosis für 20 000 Menschen. Wenn auch gewöhnliches Tetanusgift diese hohe Wirkung bei weitem nicht erreicht, so bleiben die Zahlen doch auch dann genügend groß, um eine Vorstellung von dem Wesen eines nahezu absoluten Giftes zu geben. Pferde sind übrigens wesentlich unempfindlicher, und Hühner, Igel und wohl auch andere Kleintiere vertragen das Tetanusgift in überraschend großen Mengen, jedenfalls weil sie dem den Starrkrampferreger allenthalben beherbergenden Erdboden ständig nahe und daher gegen das Gift durch Gewöhnung immun geworden sind. Damit haben wir einen der kennzeichnenden Unterschiede der Toxine als Produkte bakteriellen Lebens von den anderen Giften genannt; es ist ihre Fähigkeit, den vergifteten Organismus zur Erzeugung von Gegengiften, den sog. Antitoxinen anzuregen, eine Tatsache, die bekanntlich die Grundlage der zum Segen der Menschheit gewordenen Serumtherapie bildet. Weiter sind die Toxine als Stoffwechsel- oder Körperaufbauprodukte von Krankheitserregern dadurch ausgezeichnet, daß bei ihnen zum Unterschiede von den mineralischen und pflanzlichen Giften zwischen dem Moment der Gifteinführung und dem Ausbrechen der ersten Vergiftungserscheinungen lange Zeit verstreichen kann, und schließlich wirken sie nur auf spezielle Tierarten und Organe, während andere sich gegen dieses Toxin völlig indifferent verhalten können.

Allen Giften und den im engeren Sinne gefaßten Toxinen ist aber gemeinsam ihr heimtückisches Wirken gegen alles Lebende, das erst dann siegreich zugunsten des Menschen beendet sein wird, wenn das Innere des Giftreiches durchforscht vor uns liegen und keine Geheimnisse mehr bergen wird.

**Abend und Morgen. Von Herbert Hayser**

Alles scheint nun eingeschlafen,
Meer und Stadt und Fluß und Hafen;
Wie ein blasser Tagestraum
Schwimmt ein Segel weiß im Raum.

Aus tausend Toren stürzt das Licht,
Der Tag zäumt frisch die Pferde
Und treibt das Dunkel vor sich her
Bis an den Rand der Erde.

Digitized by Google

# Die Drucksache

## Von Fritz Müller-Partenkirchen

Es war einmal eine Drucksache. — Ihr Vater, der sie zeugte, war ein Dichter. Ihre Mutter, die sie auf die Welt gebracht hat, war die Rotationsmaschine. Ihre Amme war die graphische Werkstätte, die das Neugeborene pflegte, in schützende Hüllen schlug, hübsch herausstaffierte und ordentlich ins Fach zum Schlafen legte. Und eines Tages nahm sie die graphische Werkstätte an der Hand und führte sie ins Freie. Ein wenig spazieren sollte sie gehen, die Drucksache. Aber wie nun Kinder einmal sind, — wuppdiwupp — sie war entwischt.

Zuerst kam sie zu einem Buchhändler. Mit vielen anderen Drucksachen traf sie in einer dicken Kiste ein. Der Buchhändler nahm sie in die Hand und sah sie aufmerksam an. „Hm," sagte er, „dies Blättchen will ich in das Fenster stellen."

Wie nun die Drucksache im Fenster lag, sah sie viele Menschen. Achtlos gingen sie vorbei. Der eine schnell, der andere langsam, lebhaft plaudernd, mit den Armen redend diese, in Gedanken versunken jene. Damen nickten und lächelten. Kinder trieben Reifen und machten einen Indianergesang. Aus Kinderwagen schauten runde Augen in das Fenster. Pferde trappten, Kutscher knallten, Autos zischten, hie und da ein Schmetterling und eine Schwalbe. Das alles sah die Drucksache und freute sich daran.

Aber auf einmal merkte sie, wie ein Mann mit einer Brille vor dem Fenster stehenblieb. Aufmerksam gingen seine Augen über Büchertiteln auf und ab, verweilten da ein wenig, glitten dort in blanker Leere weg, flackerten da, kniffen sich ein wenig weiter fort zusammen, sprühten ärgerliche Funken und lachten breit und sonnenscheinig dort.

‚Was er wohl für Augen machen wird, wenn er mich sieht,' dachte das Blättchen und wartete. Aber dicht neben dem Blättchen lag ein dickes gelbes Buch mit einer roten Feuerbinde und drei Ausrufungszeichen hinten und vorne. Auf diesem Buche blieben die Augen hängen und rückten nicht mehr weiter. Sondern auf einmal hatte der Mann die Klinke in der Hand, ging in den Laden und sagte zum Buchhändler: „Ich möchte das dicke gelbe Buch, das Sie da in der Auslage . . ."

„Gewiß, gewiß," sagte der Buchhändler eifrig und holte das Buch aus der Auslage. Dabei nahm er das Blättchen mit.

„Ich möchte Sie auch auf die Talentprobe eines neuen Dichters aufmerksam machen," sagte er und wies auf das Blättchen.

„Ach was, neuer Dichter," sagte der Mann mit der Brille mißtrauisch, „wir haben an den alten Büchern gerade genug."

„Entschuldigen Sie, auch der Verfasser des sensationellen gelben Buches, das Sie da gekauft haben —"

„Weiß schon — weiß schon — aber es ist nicht für mich — es ist für meinen Neffen."

Und dann ging der Mann, und das Blättchen wanderte in das Fenster zurück.

Dann kam ein Mädchen mit der Schulmappe vorüber und blieb stehen. Das Blättchen fühlte ihre Augen fest auf sich gerichtet, sah diese Augen heller werden, freudig leuchten, sah die Mädchenlippen sich bewegen nach dem, was auf dem Blättchen stand, und auf einmal war das Mädchen wie der Sturmwind fortgeschossen.

„Schade," sagte die Drucksache, „ich hätte sie gerne noch länger angeschaut."

Aber auf einmal kam das Mädchen wieder und mit ihr ein ganzer Schwarm Kameradinnen. Die füllten die ganze Schaufensterbreite aus. Und alle ihre Augen schauten nur auf die kleine Drucksache und lasen sie, bis sie sie auswendig gewußt haben mußten. Und dann sah die Drucksache, wie ein flinkes Gezwitscher von Mund zu Mund ging. Aber hinter dem dicken Schaufenster konnte die Drucksache kein Wort verstehen. ‚Aha,' dachte die Drucksache, ‚jetzt werden sie in den Laden gehen und mich verlangen.'

Aber da kam plötzlich ein wundernettes Pony auf der Straße vorbei. Eins, das mit blauen und roten Schleifen behängt war und possierlich trabte. Im Nu hatten da die fröhlichen Mädchen die kleine Drucksache vergessen und hatten nur noch Augen für das Pony. Sie klatschten in die Hände und liefen ihm nach.

Dann kam ein Lateinschüler vorüber und schaute in das Fenster. Und weil er kurzsichtig war, kam er so nahe, daß er sich die Lateinnase ganz platt drückte am Fenster. Das sah so komisch aus, daß die Drucksache lachen mußte. Da genierte sich der Lateinschüler und ging weiter. Dann kam ein junger Mann, der schien sehr aufmerksam in die Auslage zu schauen. Aber die Drucksache bemerkte wohl, daß seine Augen immer wieder seitwärts auf die Straße gingen.

Digitized by Google

Denn der junge Mann hatte ein Stelldichein und wollte es nicht merken lassen. Und jetzt hatte er die Drucksache schon gewiß zum zehnten Male mit leeren Augen gelesen, ohne daß er eine Ahnung gehabt hätte, was darauf stand. Aber das machte ihm keinen Kummer. Denn wie er jetzt zum elften Male darüberstrich, lief auch noch ein Schatten darüberhin. Ei, wie hat sich da der junge Mann gefreut, denn da war sie schon. Nicht die Drucksache, sondern das kleine Fräulein vom Stelldichein. Und sie gaben sich geschwind und verstohlen die Hände, wanderten in den sonnengoldenen Tag hinein und kümmerten sich den Teufel um die kleine Drucksache.

Dann stellte sich ein schwarzer Mann ganz fest und breitspurig vor das Fenster und begann die Auslage gründlich zu studieren. Der Mann war von der Zensurkommission. Als er zu der kleinen Drucksache kam, zog er die Augenbrauen hoch und schnüffelte ein wenig in die Luft. Dann las er es noch einmal und ging in den Laden.

„Herr Buchhändler," sagte er, „ganz einwandfrei scheint mir das auch nicht zu sein, was da in Ihrer Auslage auf dem kleinen Blättchen steht."

„Ich kann nichts darin finden," sagte der Buchhändler höflich.

„Das ist ja das Unglück. Diese Dichter mit ihrem Freiheitsdusel!" sagten die hochgezogenen Augenbrauen. „Sie täten besser, ein — ein Gebetbuch hinauszustellen — ich selber —"

„Konrad," rief der Buchhändler seinem Gehilfen im Magazin hinten, „Konrad, eine Partie Gebetbücher — der Herr —"

Aber da war der Herr schon wieder draußen vor dem Laden. Bald darauf kam ein Bücherwurm. Der schnüffelte die ganze Auslage durch und blieb an dem leeren Platze neben der kleinen Drucksache hängen. Da, wo vorher das dicke gelbe Buch gestanden hatte. Dann überlegte er und ging in den Laden. „Ich möchte einmal das Buch sehen," sagte er, „das an dem leeren Platze in der Auslage gestanden hat . . ."

Dann kam der Geschäftsleiter der Druckerei vorüber. Der hatte mit geübtem Auge die kleine Drucksache entdeckt und zeigte sie einem Freunde: „Sieh," sagte er, „das ist unser Kind, das haben wir erst vor kurzem in die Welt geschickt."

„Es gefällt mir gut," sagte der Freund, „ihr habt ihm ein gutes Kleid gegeben." Da wollte die Drucksache auch was reden. Aber sie konnte sich hinter dem dicken Glase nicht verständlich machen. Und da hatten ihr die beiden Männer noch einen freundlichen Blick zugeworfen und waren weitergegangen. ‚Er hätte wenigstens in den Laden gehen und sich um mich kümmern können — bin ich doch sein Kind so gut wie das vom Dichter,' dachte die Drucksache.

„Jammere doch nicht so," sagte da ein philosophisches Buch über der kleinen Drucksache, „mehr können Drucksacheneltern nicht tun, als daß sie uns gesund und wohlgestalt in die Welt springen lassen. Wir sind doch nicht da, um gute Lehren zu empfangen, sondern um zu wirken."

Die kleine Drucksache schaute das Philosophiebuch respektvoll an und erwiderte: „Sie können schon recht haben, Herr Professor. Aber sagen Sie mir, wie ich es anfangen soll, um zu wirken?"

„Nur Geduld," sagte das gewichtige Buch, „für jeden kommt seine Zeit." Und dann schwieg es und philosophierte weiter.

Die kleine Drucksache aber dachte nach: ‚Wie ist das nur eigentlich, wenn man zu wirken anfängt. Marschiert man da oder flattert man in die Lüfte . . .?'

Und dann war es, daß ein Mann und eine Frau vor dem Schaufenster stehenblieben. Ein wenig ärmlich sahen sie aus. Aber sie schienen doch vergnügt zu sein. Als die kleine Drucksache diese Leute sah, wurde sie unruhig und wußte selbst nicht warum. Der Mann und die Frau kamen ihr bekannt vor. Doch sie hatten das Gesicht gesenkt. Auf einmal klopfte die Frau mit dem Fingerknöchel an die Scheibe: „Thomas," rief sie, „Thomas, schau nur, schau nur, da liegt ja dein Gedicht — dein Gedicht!" Da ging auch über des Mannes Gesicht ein Leuchten, und beide schauten sie ein wenig verliebt auf die kleine Drucksache im Laden.

„Hübsch sieht es aus, dein Kind," sagte die Frau leise.

„Mein Kind?" gab er ebenso leise zurück. „Nein, Frau, u n s e r Kind mußt du sagen. Es ist zu mir gekommen, als deine Hand auf meiner fieberglühenden Stirne lag."

„O, du —"

Aber da zog er sie verstohlen auf die Seite. „Frau," sagte er, „wir sind wohl die einzigen, die das Lied lesen mögen." Und dann warf er seinem Lied noch einen langen Blick zu. Den verstand die kleine Drucksache trotz der Dicke der Fensterscheibe: „Gehe hin und wirke!" sagte dieser Blick.

„Ach," sagte die kleine Drucksache für sich, „ich brenne ja selbst darauf, zu wirken. Wüßte ich nur, wie ich es anfangen sollte."

Da ging ein Lehrer vorüber und las das Lied. Man sah es ihm an, wie es ihn begeisterte. Geschwind ging er in den Laden und kaufte es.

Digitized by Google

„Ja, ja,“ sagte der Buchhändler und wickelte es in eine Rolle, „es ist noch ein völlig unbekannter Dichter; aber ich glaube, er wird seinen Weg schon machen.“

Und in der Klasse zog der Lehrer die kleine Drucksache aus der Tasche. „Paßt auf, Buben,“ sagte er, „jetzt lese ich euch was Schönes vor.“ Und las das Lied. Während des Lesens blickte die kleine Drucksache dem Lehrer in die funkelnden Augen, hörte seine schallende Stimme, sah seinen rechten Arm begeisterte Bewegungen machen und dachte: ‚Ist es das, das Wirken?‘ Doch immer war sie ihrer Sache noch nicht sicher. Wie aber der Lehrer die dritte Strophe las, bog sich die kleine Drucksache oben über und konnte in die Knabenklasse sehen. Und da sah sie etwas Sonderbares. Vierzig leuchtende Augenpaare waren auf sie, die kleine Drucksache gerichtet, und vierzig kleine Knabenköpfe wurden rot vor Freude und vor Mitempfinden.

Als der Lehrer das Lied gelesen hatte, blieb die Klasse mäuschenstill. „Kinder,“ sagte der Lehrer, „das ist das herrlichste Lied, was ich je gelesen habe — wir wollen es zum Maifest vortragen, wollt ihr?“

Und dann wurde es zum Maifest vorgetragen. Der erwählte Schüler hielt die kleine Drucksache in der zitternden Hand, als er das Lied vortrug. Aber er brauchte nicht hineinzusehen, er konnte es auswendig. Und die Klasse konnte es auswendig. Darum, als die flammende Schlußstrophe kam, da riß es die ganze Schule mit und die Lehrer dazu, und sie sprachen alle den letzten Vers mit. Da entstand unversehens ein mächtiger Rhythmus, und es ward ein Gesang. Ein Gesang, der um die kleine Drucksache brandete wie ein Meer.

‚Ist es das, das Wirken?‘ dachte die Drucksache.

Es begab sich aber, daß zur gleichen Zeit vor dem Maifestgarten draußen ein Mann und seine Frau vorübergingen. Ein wenig ärmlich sahen sie schon aus. Wie sie jetzt die Worte hörten und die Melodie, da war es ihnen, als ob sie selbst mit den Fittichen des Liedes schwebten. Und sie gingen in großer Bewegung an den Waldrand hinüber und umarmten sich und weinten vor Freude.

Und das Lied nahm seinen Weg ins Land. Und die Melodie, die aus ihm selber stieg, wich ihm nicht mehr von der Seite. Mit dem Schlüssel dieser Melodie schloß das Lied die Herzen auf. Die Herzen eines ganzen Volkes schloß es auf.

Zu derselben Zeit begab es sich, daß die wehrhaften Männer in das Feld marschierten. Ein fremdes Joch, das lang auf ihnen lag, wollten sie abschütteln in Kampf und Sieg. Das Lied zog mit ihnen hinaus. Aus dem Mund der Regimenter stieg es im Gesange. Auf den Bajonetten lag es blitzend. Und als es zum entscheidenden Sturm ging, da wallte das Lied, das auf der kleinen Drucksache gestanden war, wie eine ungeheure Wolke vor ihnen her.

Und plötzlich war es keine Drucksache mehr, sondern ein riesiges Schwert, das mähend über das Schlachtfeld fuhr und die Knechtschaft eines Volkes an der Wurzel abschnitt. Und dann war es plötzlich wieder kein Schwert mehr, sondern ein unsichtbarer, gewaltiger Lorbeerregen, der aufs Schlachtfeld fiel und auf müde, bleiche Stirnen raschelte, bevor das Auge brach. Und das Rascheln hörte sich an, wie wenn man die Blätter einer Drucksache wendet. Und dann war es, daß das Lied das Heldenblut trank, das in den Boden sickern wollte.

Dann aber erhob es sich wie ein Nebel von der Erde, ballte sich, stieg hoch über das Land, und eine Krone schoß aus ihm, eine goldene Freiheitskrone. Und leise kam es aus der Höhe: „Ist es das, das Wirken ...?“

## Die Könige auf der Wanderschaft. Von Peter Hamecher

Wir wissen nicht mehr, woher wir kamen.
Aus Urzeit wandernd steigen wir auf.
Wir vergaßen alles, selbst unsere Namen,
Die Länder und der Flüsse Lauf.

Unsre Kronen sind längst schon blind geworden,
Unsre Reiche wurden der Feinde Raub,
Wir ziehen in der Bettler Orden
Durch fremder Straßen Schmutz und Staub.

Wir folgten einmal einem Sterne. —
Fragt nicht, wo unser Ziel denn sei. —
Wir sind die Pilger der ewigen Ferne,
Der Sehnsucht heilige Kumpanei.

Digitized by Google

# Berliner Bühnen

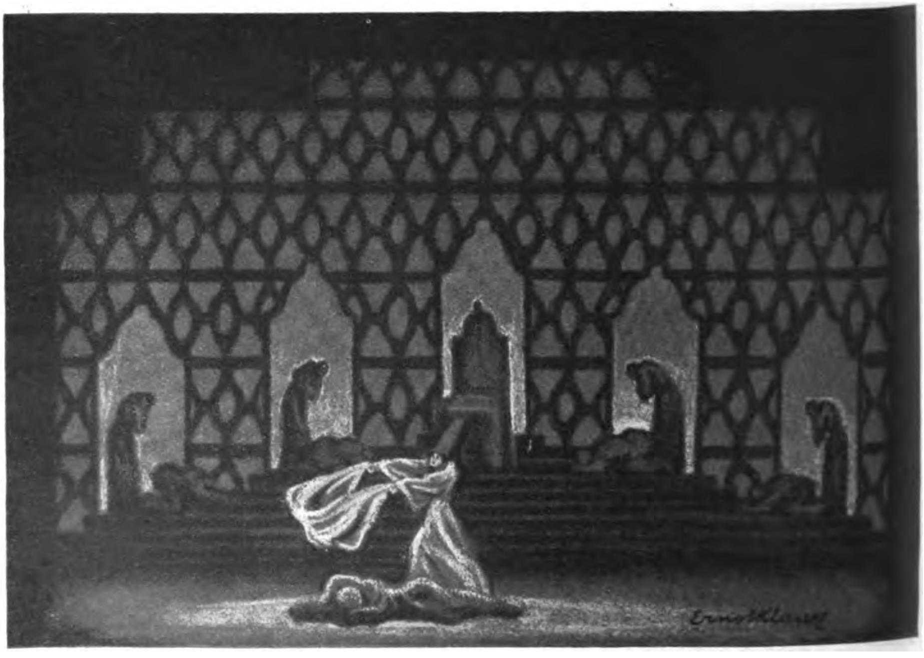
Unter unerhörten Anstrengungen und schweren Geldsorgen ringen die Leiter der Berliner Bühnen (sofern sich's nicht um die allzu zahlreichen Amüsierstätten des niederen Theaterbetriebes handelt) um die künstlerische Note ihres Spielplans. Dem Wagemut Barnowskys, der im Theater in der Königgrätzer Straße Grabbes „Don Juan und Faust" in einer, wie schon berichtet, überraschend eindringlichen und wirkungsvollen Aufführung herausbrachte, folgte Jeßners literarhistorische und theatergeschichtliche Tat im Staatlichen Schauspielhaus: die Erstaufführung von Grabbes „Hannibal". Ein noch viel gefährlicheres Unternehmen! Wer je das Buch in Händen hatte, der mußte das fast ein Jahrhundert lang geltende Urteil der Theaterfachleute aus ehrlicher Überzeugung mit unterschreiben: unaufführbar! Nun, der Weg der Stilent-

Delia Reinhardt als Iphigenie und C. M. Öhmann als Achill in Glucks „Iphigenie in Aulis"
Charlottenburg, Städtische Oper. Zeichnung von Arthur Grunenberg



Digitized by Google

wicklung von Grabbe bis Wedekind war ein heimlicher Seitenpfad, der so manches Täfelchen mit dem Verbotvermerk aufwies. Zu Wildenbruchs Zeiten hätte man einen Regisseur, der Grabbes phantastische Hannibaltragödie auf die Bretter bringen wollte, für unzurechnungsfähig erklärt. Die Regie der neuen Romantik, die mit neuen Ausdrucksmitteln arbeitet, hat aber viele dieser Verbottäfelchen von den Bäumen geschüttelt. Die Phantasie des Zuschauers hat wieder gelernt, wie in Shakespeares Theater, über kleine Holztreppen und rasch aufgestellte Versatzstücke in die weite Vorstellungswelt eines Dramatikers zu klettern, der sich weder an geschichtliche Treue noch an naturalistische Wirklichkeit kehrt. Übrigens hat Jeßner mit dem Blaustift nicht einmal starke Aufräumearbeit leisten müssen, um das heutige Publikum für das Werk empfänglich zu machen. Die Zeit hat es gereift. (Das Publikum oder das Werk?) Die moderne Bühnentechnik kommt zu Hilfe, die Drehbühne. Vor allem die Beleuchtungskunst. Jeßner gibt die Tragödie mit rasch wechselnden Verwandlungen; es tritt nur eine einzige Pause ein, nach dem neunten Bild. Ununterbrochen bleibt so die starke Spannung. Der szenische Aufbau ist gering, doch stets charakteristisch. Das Kapitol: der Senat ist auf den Stufen einer hochragenden Säulenhalle versammelt; der blaue Kuppelhorizont spannt sich dahinter. Die Ebene von Karthago zwischen beiden Heeren: glühender Himmel, der Blick aus der Unendlichkeit der sandigen Steppe durch den Lichtkreis auf die beiden Feldherren gebannt. Die riesige Bildsäule des Moloch in Karthago: Stufen, dahinter das roterglühende, dampfende Haupt, alles andere im Schatten. Der Thronsaal des Königs Prusias von Bithynien, wo der geschlagene Hannibal Gastfreundschaft erwartet: wiederum die Treppe, die nun zu einem prunkvollen Thronsitz emporführt. Meist spielt nur ein Drittel des Bühnenraums mit. Die so oft ins Krankhafte ausschweifende, ja ins Kindische sich verlierende Phantasie Grabbes ist in diesen Szenenbildern natürlich nicht ausgeschöpft. Zum Glück. Ein paar Zusammenziehungen in den in Capua spielenden Lagerszenen haben der dramatischen Schürzung sehr wohlgetan. Die kluge dramaturgische Arbeit, die von Jeßner und seinen Getreuen geleistet worden ist, wird jeder Besucher des Staatstheaters dankbar anerkennen, sofern er sich der Mühe unterzieht, den (gewiß etwas verstaubten) Band Grabbe aus seiner Bibliothek herauszuholen und das krause Szenengewirr wieder einmal durchzublättern. Jeßner konnte sich auf ein erlesenes Personal stützen, das jeder Stimmung in diesem abenteuerlichen Stilgemisch gerecht zu werden vermag. Werner Krauß hat es verstanden, den großen Menschen Hannibal aus der teils mit Bombast überladenen, teils mit bitterscharfer Ironie durchsetzten dramatischen Skizze herauszuschälen. Im Sturz, in der Vereinsamung war er am größten. Die Gestalt wuchs besonders im zweiten Teil von Szene zu Szene. Im ersten Teil — Winter-



**Bühnenbild aus Grabbes „Hannibal". Berlin, Staatliches Schauspielhaus**
**Zeichnung von Ernst Klausz**

Digitized by Google

Agnes Straub
Zeichnung von E. F. M. Aders

in einem Bilde festhalten läßt ... Die Riesenarbeit dieser Inszenierung hat nicht nur literarhistorische Bedeutung, sondern sie hat auch ein großes, schaulustiges Publikum an jedem Spielabend ganz in den Bann dieses bizarren, uneinheitlichen, irgendwie aber doch packenden und zündenden Werks gezwungen.

Ins Städtische Opernhaus in Charlottenburg ist Bruno Walter, der Münchner Generalmusikdirektor, eingezogen, um den sich nun schon wieder die Wiener emsig bemühen. Hoffentlich bleibt er dem vielgeprüften Hause in der Bismarckstraße erhalten, das sonst wieder allzuleicht der Gefahr anheimfiele, Stadtverordneten-Interessen statt der Kunst zu dienen. Bruno Walter hat eine Neuinszenierung und Neubelebung von Glucks „Iphigenie in Aulis“, ferner die reizende kleine Oper Donizettis „Don Pasquale“ (die er vor Jahren bei einem Gastspiel im Metropoltheater schon einmal vorführte) mitgebracht,

lager in Capua — brachte er den größten dramatischen Augenblick der Tragödie, als ihm der als karthagischer Krieger verkleidete Römer mitten im Siegesfestjubel das Haupt seines Bruders Hasdrubal vor die Füße wirft, zu erschütternder Wirkung. In Karthago halfen Albert Florath als Melkir, einer der Dreimänner, Gad Schelaso als Hannibals hündisch-treuer Neger und Agnes Straub als die tapfere Alitta besonders zum Erfolge mit. (Die Frauen kommen bei Grabbe niemals gut weg, aber Agnes Straub hat ja erst kürzlich in Shaws geistreicher Skizze als „Große Katharina“ einen glänzenden Rampenerfolg feiern dürfen.) Für Rom konnte Jeßner die klassischen Sprecher des Schauspielhauses aufbieten: Arthur Kraußneck, Carl Ebert. In Bithynien ragte die von Grabbe mit persönlichem Haß gezeichnete, von Erwin Faber mit köstlicher Schauspielerei (übrigens ohne billig-gehässige Nebenabsicht) gegebene Gestalt des eitlen Königs Prusias hervor, der den historischen Moment seiner Begegnung mit Hannibal sogleich vom Hofmaler

Werner Kraus als Hannibal. Berlin, Staatliches Schauspielhaus. Zeichnung von Ernst Klausz

**Agnes Straub in Shaws „Großer Katharina"**
**Berlin, Staatliches Schauspielhaus. Zeichnung von Arthur Grunenberg**

und dazu, als neuen Star dieser größten Volksoper Deutschlands, die vielumjubelte Maria Ivogün. Was ein Meister wie Bruno Walter aus dem in den Finanznöten und den Kabalen der Auflösungszeit rasch auseinandergefallenen Ensemble und dem heruntergewirtschafteten Orchester herauszuholen gewußt hat, das erwies die Neuaufführung von Richard Strauß' „Ariadne auf Naxos". Bekanntlich hat Strauß die erste Fassung, in der Molières „Bürger als Edelmann" den breiten Rahmen für das üppige Gastmahl und die als Dessert servierte Oper bildete, umgeworfen. Es ist nur ein Vorspiel geblieben, das uns hinter die Kulissen des Luxusschloßtheaters führt. Der Haushofmeister verkündigt der Komödiantengesellschaft, daß — eine Laune des gnädigen Herrn — die tragische Oper „Ariadne auf Naxos" nicht in einem Zug heruntergespielt, sondern von der Opera buffa durchsetzt gegeben werden soll. Darauf Entrüstung der Primadonna, Verzweiflung des jungen Komponisten, selbstironische Erheiterung der Zerbinetta, der lustigen Seele des lustigen Spielquintetts. Und der zweite Teil des Abends bringt dann die tragische Oper mit den köstlichen Zwischenspielen, die in ein paar der schwierigsten, aber glänzendsten Koloraturaufgaben gipfeln, die überhaupt je geschrieben worden sind. Die Stilmischung ist nicht ganz so willkürlich gewählt, wie's zuerst scheinen könnte; die komische Oper ist ja aus den Zwischenspielen der tragischen Oper entstanden (drum weist selbst noch der „Figaro" nur zwei Akte auf). Für die glänzende Technik von Strauß entwickelten sich da natürlich die lockendsten

Digitized by Google

Maria Schreker und Maria Ivogün in Richard Strauß' Oper „Ariadne auf Naxos"
Charlottenburg, Städtische Oper. Zeichnung von Arthur Grunenberg

Aufgaben. Daß das heitere Element in diesem Wettbewerb obsiegt, entspricht wohl doch auch der musikgeschichtlichen Mission, die Richard Strauß zu erfüllen hatte. Soll man's wagen, es heute schon zu prophezeien, ohne gesteinigt zu werden? Der „Rosenkavalier" wird noch immer bejubelt werden, wenn die „Elektra" erst wieder ausgegraben werden muß — wie's die „Meistersinger" gegenüber dem „Ring" einmal erfahren dürften. Wenn Richard Strauß in den Rokokostil hineintaucht, dann schöpft er eben mit beiden Händen, mit allen Sinnen — und mit einem naiven Herzen. Und aus seiner Partitur klingt und singt und glüht und sprüht und sprudelt es. Seine Orchestersprache beherrscht jede Stimmung; am köstlichsten, wenn sie sich des Wiener Dialekts bedienen darf. Mit kleinen, zunächst nicht grade überraschenden Motiven wirtschaftet er auch wieder in der „Ariadne". Aber die thematische Arbeit, durch eine raffinierte und dabei goldklare Instrumentation unterstützt, holt aus ihnen musikalisch das denkbar Stärkste heraus, in immer neuen Steigerungen und Abwandlungen. Und wenn er die Themen mischt, so ergeben sich Imitationen und Kombinationen mit allerlei klugen, oft ironisch

Digitized by Google

Elisabeth Bergner und Eugen Klöpfer in Klabunds „Kreidekreis". Berlin, Deutsches Theater
Zeichnung von Arthur Grunenberg

lächelnden Anspielungen, die aus dem Handgelenk geschüttelt scheinen und doch gewiß das Ergebnis ernstester Kontrapunktarbeit bilden. Auch in der „Ariadne" sind es drei Sängerinnen, denen die Hauptaufgabe zugeteilt ist. Wie im „Rosenkavalier". Die Städtische Oper hat dafür ihre prächtigsten Kräfte ins Feld geführt: Maria Schreker sang den jungen Komponisten, Emmi Bettendorf die Ariadne, Maria Ivogün die Zerbinetta. Die Koloratur der Ivogün ist noch immer glockenklar; aber sie ist nicht kalt wie ein Instrument oder unbeseelt wie eine Vogelstimme, sondern es liegt auch in den Wirbeln und Läufen und Trillern und Staccati selbst der schwindelnd hohen Lage der ganze warme Charme einer seelisch mitschwingenden Frau. Wer sich aus Jugendzeiten der glänzendsten Ziergesangskünstlerinnen entsinnt, einer Bianchi vielleicht, der weiß, daß jene nur Virtuosinnen des Kehlkopfs waren, Meisterinnen der italienischen Solfeggien. Die Aufführung ward für Richard Strauß und Bruno Walter ein neuer Triumph — vor allem aber für die unvergleichliche Zerbinetta.

Aus dieser Sphäre in die von Max Reinhardt zu finden, hält nicht schwer. Max Reinhardt ist der Richard Strauß der Schauspielkunst, an Glanz der Technik, an Ernst des Fleißes, an Leichtigkeit der Hand ihm innig verwandt. Der Regisseur steht dem Schauspieltext gegenüber wie der Komponist dem Libretto. Es fehlt noch jede Melodie und Harmonie, wenn er das Regiebuch in die Hand nimmt. In seinem Kopf erst gewinnt das Drama Gestalt, erhält Fluß und Tempo, Licht und Zäsur und Instrumentation. Als originellste Gabe vor dem Weihnachtsfest bescherte Reinhardt im Deutschen Theater eine Einübung von Klabunds nach chinesischen Vorwürfen gearbeitetem Spiel „Der Kreidekreis". Das Stück ist schon da und dort mit Erfolg gegeben worden. In Reinhardts Wiedergabe wurde es ein unvergeßlicher Eindruck. Sinologen werden uns dartun können, daß dieses China ebensowenig chinesisch ist wie das der Gozzi-Schillerschen „Turandot". Aber das Gewand ist ihm sehr hübsch angeähnelt; und das innere Drama darin geht im letzten Kern ja auf den weisen Richterspruch Salomonis zurück. Die kleine Tschang-Haitang wird nach der Beerdigung ihres Vaters, der durch die Herrschsucht des Mandarinen Ma zum Selbstmord getrieben ward, von der Mutter in ein Teehaus verkauft. Ihre erste Begegnung mit einem Mann ist die mit dem Prinzen Pao, der von dem Zauber ihrer Unschuld gefangen wird, aber weichen muß, als der reiche Ma sie als

Digitized by Google

Nebenfrau kauft. Sie dient nun Ma, von dessen erster Gattin sie mit Eifersucht verfolgt wird. Frau Ma erkennt die Wandlung ihres Gatten, seitdem ihm Tschang-Haitang einen Erben geboren, bringt ihm einen Gifttrunk bei und wälzt die Schuld, unterstützt durch ihren Liebhaber Tschao, auf die arme Tschang-Haitang. Sie wird zusammen mit ihrem Bruder, dem Revolutionär, durch die Schneewüste vor Gericht geschleppt. Ein Gericht der bestochenen, der beschränkten und haßerfüllten Richter, der meineidigen Zeugen. (So stelle ich mir etwa ein belgisches Kriegsgericht vor, das deutsche Offiziere in contumaciam verurteilt.) Aber inzwischen ist der Prinz Pao Kaiser geworden und will selbst Recht sprechen. Die beiden Frauen werden vor seinen Richterstuhl geführt. Das Kind wird in den Kreidekreis gelegt, die Mütter sollen darum ringen. Doch die arme Haitang hebt kaum die Hand — weil sie dem Kind nicht wehetun mag. Darauf der Salomonische Richterspruch: Haitang ist die Mutter. Frau Ma und ihre Helfershelfer werden verbannt, das Teehausmädchen von einst wird des Kaisers Gemahlin. Der sinnverwirrende Reiz der fremdländischen Ausstattung trägt gewiß viel zu dem starken Publikumserfolg bei, den das Werk nun auch in Berlin errungen hat. Aber es ist vor allem die schlichte Menschendarstellungskunst, die von Reinhardt in den Mittelpunkt gestellt wird: die rührende Tschang-Haitang der Elisabeth Bergner, der vom Bramarbas zum gütigen Wohltäter sich wandelnde Ma des großen Gestalters Eugen Klöpfer.

Auch die in Wien und München schon mit Erfolg gezeigte Ballettpantomime „Die grüne Flöte“, die Max Reinhardt nicht zu stolz war zu inszenieren, bekamen die Berliner endlich zu sehen. Die Internationale Pantomimen-Gesellschaft gastierte damit im Lessing-Theater. Ernst Matray hat die Tänze erfunden, Einar Nilson hat dafür Mozartsche Themen geschickt zusammengestellt. Ein Märchenspiel aus China mit Zauberer, Hexe, Prinzen und Prinzessinnen. Maria Solveg, Katta Sterna und Rosemary Blackadder entzückten durch geschmeidige Körper, bestes technisches Können (auf dem Gebiet der alten Ballettkunst) und persönlichen Charme, der mit dem steifen Ballettlächeln überwundener Zeiten nichts gemein hat. Das Ganze ein kurzer, von phantastischen Farben und bizarren Kurven erfüllter Traum — auf der Fahrt nach China näher bei Gozzi als bei Klabund landend.

Maria Solveg und Katta Sterna in Reinhardt-Matrays Ballettpantomime „Die grüne Flöte“
Berlin, Lessingtheater. Zeichnung von Arthur Grunenberg

Digitized by Google

Vielleicht um wieder einmal zu zeigen, daß er den Theaterflitter gar nicht bedarf, um ein Publikum zu fesseln, hat Reinhardt in den Kammerspielen (die soeben in Jeromes Lustspielchen „Parable will nicht heiraten" Gülstorff und der reizenden Camilla Spira Gelegenheit zu einem flotten Spielerfolg gegeben haben) das „Apostelspiel" von Max Mell, einem jungen Österreicher, aufgeführt.

Eine Art Legendenspiel in Knittelversen, in Holzschnittmanier. Verlorenes Winterland, eine Armeleuthütte, darin der einfältige Großvater mit der frommen, bibelkundigen Enkelin haust. Zwei fremde Gäste, Mordgesellen, erfüllt von der neuen russischen Lehre, die kein Heim, keinen Gott, keine Familie mehr anerkennt, dringen ein. In einem roh einsetzenden Spaß stellen sie sich der kleinen Frommen als die Apostel Petrus und Johannes vor. Aber die arme Bibelgläubige übt in ihrer kindlichen Einfalt einen so mächtigen Eindruck auf den mordgierigen Verkommenen aus, daß der, in tiefster Seele gewandelt, mitsamt seinem plumpen Kumpan das Haus verläßt. Vier Darsteller, eine Stunde Spielzeit, nichts zu schauen. Aber doch ein tiefinneres Erleben. Helene Thimig innig, Hans Thimig packend, Oskar Homolka erschütternd drollig in seiner halbrussischen Vertiertheit, Carl Goetz als Alter ein Stückchen Oberammergau. Es ist vielleicht nur eine Geste, die das Spiel den Berlinern vermittelte; es mag wohl auch nur auf den — kleineren — Teil der Kammerspielbesucher gewirkt haben, deren Kindheit das Neue Testament schon in Herz und Phantasie erlebt hat. Aber diesen wenigen brachte es einen Gruß als Weihnachtsgabe.

Deutsche Kunst und deutsches Empfinden

Paul Wegener und Gerda Müller in O'Neills „Gier unter Ulmen". Berlin, Lessingtheater
Zeichnung von Arthur Grunenberg

Digitized by Google

Opernhausball. Gemälde von Prof. Max Schlichting

Digitized by Google

Digitized by Google

Camilla Spira in Jerome K. Jeromes „Parable will nicht heiraten"
Berlin, Kammerspiele. Zeichnung von Arthur Grunenberg

müssen wir hinter uns lassen, sobald wir uns den anderen Bühnen zuwenden.

Das Lessingtheater hat das amerikanische Kinostück von O'Neill „Gier unter Ulmen" in einer wuchtigen, szenisch sehr geschickten Darstellung importiert. Es spielt auf ödem Siedlungsland. Der alte Farmer, der das Gehöft Stein für Stein errichtet und ringsum den Boden urbar gemacht hat (eine Gestalt wie etwa Schönherrs starrer Großbauer in „Erde", der seinem Erben nicht Platz machen will), hat zum Ärger seiner Söhne aus erster und zweiter Ehe ein drittes Weib heimgeführt. Die junge Frau ersehnt zunächst nichts als den Besitz des Hauses unter den Ulmen. Ihr jüngster Stiefsohn, vom Haß zur Gier sich wandelnd, macht sie zur Mutter, so daß sie die Erbin des Anwesens wird. Der Hohn der Nachbarn öffnet dem Alten die Augen. Die junge Mutter, längst auch innerlich dem jetzt aus dem Hause verstoßenen Stiefsohn verbunden, will ihm den Beweis erbringen, daß ihr nichts mehr an dem Erbe gelegen ist, nur an seiner Liebe, und tötet das Kind. Aber der heimliche Vater läuft zur Polizei und verrät ihr Verbrechen. Eine rohe, scheußliche Angelegenheit, für Gemüter aus Wild-West mit Keilerei, Sentimentalität, Holzhackerphilosophie bunt gemischt. Für uns Hunnen von der Wirkung, als ob man zufällig in einem Wartesaal vierter Klasse ein Groschenheft mit blutrünstigem Titelumschlag in die Hand genommen hätte. „Ha, Elender —!" Aber das Stück ist glänzend inszeniert und bringt die Entschuldigung mit: ein überlebensgroßer Könner wie Paul Wegener spielt den alten Farmer. Man vergißt die Groschenheftdramatik und bewundert die elementare Wucht dieses Naturmenschen. Gerda Müller hilft mit, so daß wir an Menschen glauben. Die Regie tut ein übriges. Wir sehen das Haus sich öffnen in seinen einzelnen Räumen, sehen das Leben darin. Es liegt schon eine Lektion Völkerkunde in dieser Vorführung. Freilich: höher wird unsere Schätzung des amerikanischen Geistes dadurch nicht.

Barnowsky, der im Theater in der Königgrätzer Straße mit Grabbes „Don Juan und Faust" der Literatur ein Geschenk brachte, hat im Komödienhaus ein lukrativeres Geschäft aufgemacht: da gab es des unvermeidlichen Parisers Louis Verneuil neuestes Lustspiel „Kopf oder Schrift". Erika Gläßner spielt die Geliebte eines von seinem reichen Vater wegen seiner Kabarettätigkeit verstoßenen Sohnes. Sie radebrecht, denn sie ist eine rumänische Studentin. Jean soll, um sich mit seinem Vater zu versöhnen und rasch zu Geld zu kommen, eine Scheinverlobung ein-

Digitized by Google

gehn (natürlich mit der Tochter von Vaters Geschäftsfreund), und reist ab. Aber Maica, die untröstliche Rumänin, entschließt sich nach seiner Abreise, lieber „sich selbst zu opfern" und das erforderliche Geld von einem alten Herrn anzunehmen, der ihr schon lange nachstellt. Der alte Herr ist Jeans Papa, der Graf Varigny. Bei dem Souper in des Grafen Absteigequartier wird der alte Herr von der Liebe — und „Unschuld" — der rumänischen Studentin derart gerührt, daß er Liebe und Unschuld großmütig dem Sohne überläßt. Die verstorbensten Klingsberge steigen aus ihren Kotzebue-Gräbern auf. Ralph Arthur Roberts war als alter Graf auch fast der alte Friedrich Haase, dessen hundertster Geburtstag jetzt eben gefeiert wird. Das Stück hat einen zweiten Akt, der nur aus einem großen Bett besteht. Und dieses verbürgt einen Saisonerfolg. Die Gläßner und ihr eleganter Partner, Georg Alexander, kugeln sich darin in ihren Pyjamas, knutschen und verprügeln sich. Publikus schmilzt vor Wonne. Aber es soll nicht verschwiegen werden, daß die Gläßner noch viel mehr Wirkung in den sentimentalen Schlußakten erzielt als in diesem Bettakt mit seiner Kraft- und Schönheit-Gymnastik. Ihr Näseln und Nuscheln, ihre köstliche Portiermädeleleganz bilden ihren Typ; aber ihr Können ist größer; durch all den rührseligen Kitsch von Verneuil hindurch ist das greifbar — Von den fünf Revuen, die uns dieser Bühnenwinter zumutet, brauchen wir nicht zu sprechen. Wir haben im vorigen Jahre deren vier erlebt. Die Operettenschlager, die durch ein bißchen Musikeinfälle erwähnenswert wären, sind dünn gesät. Das netteste Reißerchen dieser Gattung ist die „Teresina" von Oscar Straus. Ein stillos zwischen Sensationsdrama, Posse und komischer Oper hin und her wackelndes Gemisch, worin Napoleon und sein Hof bemüht werden, um einer armen korsischen Komödiantin, die eine große Sängerin wird, Gelegenheit zu geben, dem Gewaltigen ein Schäferstündchen abzuschlagen. Den Napoleon spielt, mit Takt die Klippen umschiffend, Johannes Riemann. Die Teresina ist Fritzi Massary. Man kann sich an solch einem Abend über hundert Dinge ärgern — aber eines wird man bewundernd anerkennen müssen: die ans Geniale streifende Spielsicherheit dieser gewiß nicht mehr allzu jungen Frau. Die Massary verdankt ihren Weltruhm (na, „Weltruhm", das ist doch wohl zu dick aufgetragen) nicht der Zigaretten-Reklame, sondern ihrem unerhörten Fleiß. Aus einer Winzigkeit von Singstimme hat sie durch unermüdliches Studium einen klanglich guten, festsitzenden Ton entwickelt. Sie ist die graziöseste und vornehmste Ope-

Hans Thimig, Oskar Homolka und Helene Thimig in Max Mells „Apostelspiel"
Berlin, Kammerspiele. Zeichnung von Arthur Grunenberg

Digitized by Google

R. A. Roberts und Erika Gläßner in Louis Verneuils „Kopf oder Schrift“
Berlin, Komödienhaus. Zeichnung von Arthur Grunenberg

dem Operettenplunder der verschiedenen G.m.b.H. ausstaffiert sind, sei zum Schluß „No no Nanette“ herausgegriffen. Das Metropoltheater hat diese englisch-amerikanische Tanzburleske herübergebracht. Urheber belanglos. Sie soll „drüben“ einen sensationellen Erfolg gehabt haben und noch haben. Schlimm genug. Aber für „drüben“ bezeichnend. Eine einzige Shimmy-Melodie, die von Jazzband und Klavier, Solisten und Chor immer und immer wieder gekräht und getrampelt wird. Dazwischen eine unendlich langweilig sich hinziehende Auseinander-

rettentänzerin geworden. Sie vermag jede Gestalt schauspielerisch bis in die letzte Wirkung durchzuführen. Sie weiß jede Pointe meisterlich zu geben. Und — sie ist nie undezent. Wir haben in ihr das klassische Muster ihres Fachs. Wenn nicht ihre großen Einnahmen, sondern ihr großes Können, ihr bewunderswerter Fleiß, ihr vornehmer Stil Schule machten, so wäre der Operettenbühne geholfen. Ihr Tanzcouplet „Besuch' mich mal in Korsika“, in dem sich in dem hüpfenden Rhythmus ihr Ausdruck bis zur Glückseligkeit verklärt, ist köstliche Kunst.

Aus dem Haufen abgenagter Knochen, die mit

Fritzi Massary und Harald Paulsen in Oscar Straus' „Teresina“
Berlin, Deutsches Künstlertheater. Zeichnung von Arthur Grunenberg

Digitized by Google

setzung zwischen einem Ehemann, der drei Brautens hat (natürlich nur platonisch, denn das Stück stammt ja aus moralischem Lande), seinem Rechtsanwalt, der für ihn einspringen muß, und seiner Frau. Der moralische Schluß: man einigt sich über die Abfindung, die der entlarvte Schwerenöter den drei Brautens zahlen soll. Viel nackte Beine, viel kostbare Toiletten. Die eine einzige Melodie — „Ich möchte einmal glücklich sein“ — ist männiglich schon durch Tanzkapelle oder Grammophon bis zum Überdruß bekannt geworden. Man würde sie sich zusammen mit der sehr behenden und graziösen, knabenhaft-schlanken Operettensoubrette Palasty und dem Massenaufgebot von Mädels für ein Viertelstündchen gefallen lassen, aber einen ganzen Abend lang, das ist zum Auswachsen. Was für dicke Nervenstricke, was für dicke Trommelfelle müssen doch die „da drüben“ besitzen, daß sie sich solch einen musikalischen Dreschflegel stundenlang um die Ohren hauen lassen können! — Dem Berliner, der für dasselbe Eintrittsgeld die „Ariadne“ hören kann, brauchte eigentlich die Wahl nicht schwer zu werden. — **P. O. H.**

Irene von Palasty als Nanette in der Tanzburleske „No no Nanette“
Berlin, Metropoltheater. Zeichnung von Arthur Grunenberg

Digitized by Google

# Neues vom Büchertisch

## Romane und Novellen. Von Karl Strecker

**Hans Leip: Godekes Knecht (Leipzig 1925) — Georg Frhr. v. Ompteda: Ernst III. (Stuttgart 1925) — Robert Hohlbaum: Der Weg nach Emmaus (Leipzig 1925) — Arthur Schnitzler: Die Frau des Richters (Berlin 1925) — Fritz Philippi: Pfarrer Hirsekorns Zuchthausbrüder (Leipzig 1925) — Axel Lübbe: Der Flüchtling (Stuttgart 1925)**

Eine Odyssee, eine kleine deutsche Odyssee hat Hans Leip (wieder ein neuer Name, aber einer, den man mit buntem Stift in sein Merkbuch schreiben mag) in dem Roman „Godekes Knecht" gedichtet. Den Stoff verrät der Name. Godeke Michels war neben Klaus Störtebecker der bekannteste und bedeutendste der Vitalienbrüder, auch Vitalianer oder Liekendeeler, d. h. Gleichteiler genannt, — jene verwegenen Seeräuber, die gegen Ende des 14. Jahrhunderts den deutschen Norden unsicher machten. In meiner Heimat kennt man noch den Sang:

Stördtebeker un Güdje Micheel
De beiden de rooften likendeel
To Water un to Lanne,
Hen dat et Gott in Himmel verdroot,
Da wurden se beide to Schanne.

Der Roman ist in Ichform geschrieben und erzählt das letzte Schicksal und Ende des Magisters Wikbold, der eine Art Generalstabschef Godekes war, zugleich Unterführer, wissenschaftlicher Beirat, Schiffsbaumeister und Schreiber. Vor allem aber war er, wenigstens so wie ihn Leip seherisch gestaltet, ein Mensch, dem nichts Menschliches fremd blieb, der sich und anderen keine Flausen vormacht, der in heftigstem Sturm noch das kleine Flämmchen seiner Liebe zu wahren weiß, der aber seine Sehnsucht und seinen Tatendrang über alle Meere und Länder auf Möwenschwingen hinausschickt. Und bald erkennt man, mit Wehmut und Schmerz, aber auch mit aufwachendem Stolz und leiser Zuversicht, daß dies der deutsche Mensch von heute ist, dieser Magister Wikbold, der seinem Wünschen und Wähnen kein genügendes Ziel findet („Ich hatte Heimweh und wußte nicht wohin"), der ihm aber treu bleibt, wie er den Seinen hier treu bleibt auf der kleinen Erde . . .

Mit weitsichtigem Auge hat Hans Leip den erhabenen Zug in der ungeschriebenen Verfassung der Vitalienbrüder herausgefunden. Den hochmütigen Pelzmützen, den Bürgermeistern der Hansa, ruft es Magister Wikbold zornig zu, es sei ihr Gesetz zu teilen nach gleichem Teil. Das könne ihnen weder Schwert noch Spott noch alle Räte der Welt nehmen. Sondern sie würden ihr Blut daransetzen, es zu vollbringen mit aller Kraft, und sie würden es mit der ganzen Welt so halten . . . „und es würde dann keine Rede mehr zu sein brauchen von Besitz oder Recht darauf; denn es gäbe dann weder Besitz noch Armut." Diesem Edelkommunismus, der im 14. Jahrhundert einzig dasteht (aber geschichtlich beglaubigt ist), gesellt sich das starke Gemeinschaftsgefühl, der strenge Gefolgschaftsgedanke, die Disziplin dieser verwegenen und kampffrohen Mannschaft.

Ist hier das Wesentliche der Vitalienbrüderschaft in großen Umrissen mit geschichtlichem wie künstlerischem Verständnis erfaßt, so zeigt sich die eigentliche dichterische Kraft Leips doch am eindruckvollsten in den seelischen Erlebnissen seines Helden und in der Kunst der epischen Schilderung. Wie lebenswahr die Stellung des Magisters zu den rohen Räubern und Säufern, aus denen im Grunde doch die Menge der tapferen Likedeeler besteht. So flink er auch die Wanten enterte, so wütend er auch im Kampf dreinschlug, so kräftig er mit ihnen fluchte und den Becher stürzte — er blieb für sie doch der „Tintenschleim", der instinktive Haß des Rohen, Ungebildeten gegen die feinere Natur ließ sich nicht unterdrücken. Und dieser innere Gegensatz wird noch verschärft durch die Liebe Wikbolds und treue Anhänglichkeit an ein feines Nönnlein Begine Hilgesill — diesen Wasserratten unverständlich, die das Weib nur bei den wüsten Orgien ihrer Land-„Erholung" kennenlernen.

Nicht minder eigenartig als seine Liebe ist das Verhältnis Wikbolds zu Godeke, von dessen Persönlichkeit er mächtig angezogen wird und dem er in treuer Herzgefolgschaft anhängt. Dieser Räuberhauptmann mit den roten Borsten und dem massiven Draufgängertum ist im Grunde eine feine Natur, die instinktiv fühlt, daß der Magister ein wertvoller Mensch ist, der ihm innerlich zugehört. Schön ist die Darstellung dieses wechselnden Verhältnisses zwischen den beiden Männern, die sich tief schätzen, von ihrer einander widersprechenden Natur mehr als einmal getrennt werden und doch am Schluß in letzter Not einsam nebeneinanderstehen. Ergreifend wie sie beide im Kerker aus einem Napf ihre Suppe löffeln, wie sie sich stöhnend auf ihrem letzten Lager nebeneinander wälzen und schließlich gemeinsam stolz und ruhig den Richtplatz betreten. Noch einmal sieht des Magisters trunkenes Auge die

Digitized by Google

ganze Herrlichkeit der Welt im Sonnenglanz, dann kommt die große Nacht. „Gering ist der Mensch, ein Spott sind die Jahre, doch unendlich ist die Süße des Lebens."

Es ist ein norddeutsches Buch, Sturm und Meereswelle singen, raunen, brausen darin, es ist erfüllt von Meeressehnsucht und entbehrt nicht die große Vision, welche weite Flächen braucht. Von einem Schwärmer geschrieben, der doch ein großer Realist bleibt, männlich stark und künstlerisch zart — deutsch im besten Sinne. „Godekes Knecht" wird dorthin zu stellen sein, wo die großen Herren der Erzählungskunst stehen, die Meister des Worts, des Schauens, des inneren Erlebens.

Dieser neu und jung aufschießenden Hoffnung, Hans Leip geheißen, sei ein Veteran seines Fachs gegenübergestellt: der genau dreißig Jahre ältere (1863—1893) Georg Freiherr von Ompteda, — an Art nicht weniger von ihm verschieden, als an Jahren. Zumal in seinem neuen Roman „Ernst III.", dieser behaglichen stachellosen Satire auf monarchische Herrlichkeit. Zu Anfang glaubt man, Ompteda habe bekannte geschichtliche Persönlichkeiten im Auge, aber er ist klug genug, sich nicht festzulegen und zu beschränken, er nimmt von allen Seiten, was er gebrauchen kann, und so gelingt ihm ein farbiges, an kleinen humoristischen Tupfern reiches Bild, zu dem er die Vorstudien wohl schon 1898 in seinem Roman „Der Zeremonienmeister", einem ergötzlichen Konterfei höfischer Gesellschaft, gemacht hat.

Im Königreich Tillen, das da irgendwo in Süddeutschland liegt, regieren seit über siebenhundert Jahren die Osterburger; zurzeit sitzt Ernst II. auf dem Thron, der Schrecken seiner Umgebung, denn er ist der strengste Arbeiter seines Landes. Sein einziger Sohn, der Kronprinz, ist ein Bluter und stirbt früh an den Scherben eines gewissen „nachts nicht unwichtigen" Geschirrs, um dessen Erneuerung — es war schon lange geborsten — sich der Adjutant vergebens beim Hausmarschall bemüht hatte. So wird Prinz Arbogast, ein armer Teufel, der bisher mit kümmerlicher Zulage als Rittmeister bei den zweiten Dragonern steht, Thronfolger. Sehr hübsch wird erzählt, wie der arme Prinz nach einer Schwadronsbesichtigung, bei der er vom Herrn General einen schmählichen Rüffel erhalten hat, sich im Kasino beim Regimentsessen unter die jungen Leutnants versteckt hat und dort seinen Ärger im Glase zu ertränken sucht — als plötzlich die Drahtnachricht kommt, der König sei am Herzschlag gestorben und Prinz Arbogast habe als „Ernst III." den Königsthron bestiegen. Wie diese ehrliche, gerade Soldatennatur nun, nicht allzu stark mit Intelligenz belastet, aber von gesundem Menschenverstand, in allem schlicht und natürlich bleibt, und auf dem glatten Parkett des Hofes, umschwirrt von den typischen Kreaturen, den Titel-, Amt- und Ordenjägern, ruhig seinen Weg geht, um schließlich nach mancherlei Wirrnissen seine Lebensgefährtin zu finden, die ihm allem Anschein nach das Glück bringen wird, macht nun den heiteren und lebendigen Inhalt der Erzählung aus.

Stachellos nannte ich die Satire, die in dem Roman steckt. Ompteda hat, das merkt man sehr bald, weder die Absicht zu verletzen, noch die Welt zu bessern und zu bekehren, er blickt mit gelassenem Lächeln auf das Menschentreiben, das gerade in solcher Umwelt Stoff genug zu heiterer Betrachtung gibt; er zeigt, daß schließlich überall die Natur den Sieg behält. Viel Güte und liebenswürdige Feinheit durchbricht die sorgsame Rechtlichkeit seiner Darstellung, so etwa in dem Verhältnis des Königs zu seinem ehemaligen Burschen, das sich in keiner Weise ändert. „Piephacke" bleibt sein Faktotum, mit dem er auch als gekröntes Haupt noch kameradschaftlich seine Meinung austauscht. Das Ganze macht, wie so oft bei diesem beliebten Erzähler, den Eindruck eines aus kleinen rechteckigen Ausschnitten zusammengesetzten Bildes, voll charakteristischen Einzelheiten mitunter erstaunlich belichtet, manchmal aber auch blaß verdämmernd.

Wohl um die Unwirklichkeit seiner Erzählung (von 483 Seiten) zu betonen, hat Ompteda seinen Personen ulkige Namen gegeben, die auf ihre Tätigkeit oder ihren Charakter hinweisen, da heißt der Oberstallmeister von Zaum, der Schatullenverwalter von Böswetter, der Hofspediteur Packer, der Ratsarchivar Staub, der Zeichenlehrer Rafael Kreis, der Friseur Kahlschnitt, ein Dragoneroffizier gar Kotz von Gerben. Der Spaß ist etwas dünn und scheint mir mehr für ein Märchen oder für eine Burleske zu passen, als für einen sonst größtenteils recht realistischen Roman, aber das hat nicht viel zu bedeuten gegenüber den Vorzügen des unterhaltenden und belustigenden Werks, das viele Leser finden wird.

Streng geschichtlich und mit der ernsten Stirnfalte des Richters betrachtet, im Gegensatz zu dieser heiteren Königsgeschichte, der Wiener Robert Hohlbaum in seinem Roman „Der Weg nach Emmaus", die Welt der hohen Politik. Der Roman ist das zweite Stück eines groß angelegten Werkes „Die deutsche Passion", das Hohlbaum unter der Feder hat, und ich behalte mir vor, auf das Ganze, sobald es erschienen ist, zurückzukommen. Geschildert werden in diesem Bande — und oft sehr packend — die Zustände und Begebenheiten in Deutschland zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Ein düsteres Bild von Bedrückung und leichtsinniger Verschwendung in den oberen Schichten; wie vorbildlich ragt aus dem wüsten Treiben der Fürsten und des Adels die schlichte, bäuerische Gestalt des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I. hervor — freilich als nichts weniger denn als Vorbild aufgefaßt von jener genießerischen Aristokratie, im Gegenteil . . Hohlbaums Buch habe ich unter einer erschreckend großen Menge „historischer" Ro-

Digitized by Google

mane als den einzigen herausgefunden, der den Durchschnitt ein wenig überragt. Ist denn wirklich heute Nachfrage nach dieser Gattung? Der geschichtliche Roman wird immer gern gelesen werden und Bedeutung behalten, wenn ein ungewöhnliches Talent wie Kolbenheyer sich einer Gestalt oder einer Zeitstrecke der Vergangenheit bemächtigt, um sie mit eigenem Geist, Blut und Leben zu erfüllen. Aber was haben uns diese Kostüme zu sagen, mit denen sich der Dutzend-Erzähler behängt und spreizt, als wäre er nun etwas? „Setz dir Perrücken auf von Millionen Locken, setz deinen Fuß auf ellenhohe Sokken, du bleibst doch immer, der du bist."

Etwas anderes ist es, wenn Arthur Schnitzler seiner Erzählung „Die Frau des Richters" ein historisches Mäntelchen umhängt. Wie es Tänze gibt, die nur im Kostüm getanzt werden können, so gibt es auch Geschichten, die ohne die Umwelt eines Fürstenhofes, ohne den Selbstherrscher in eigner Person, ihren Sinn verlieren würden. Vor allem gehören dahin gewisse pikante Anekdötchen, zu deren Gattung man diese Erzählung — in erweitertem Sinn — rechnen könnte, wenn nicht ein ernster Grundgedanke, geschliffene Form und novellistische Mannigfaltigkeit sie weit darüber hinaushöben. Der Herzog von Sigmaringen, Karl Eberhard XVI., ist gestorben. Er hat ein sehr lockeres Leben geführt, freilich ganz im verborgenen, ein waldumrauschtes Jagdschlößchen, Karolsluft, beherbergt eine Anzahl hübscher „Gartenmägdlein", die seiner Besuche harren. Im übrigen belästigt er seine Untertanen nicht sonderlich, und da er reich genug ist, vermag er ohne große Steuern und andere Abgaben zu regieren, zumal er weder politischen noch militärischen Ehrgeiz hat. Sein Nachfolger ist aus anderem Holz geschnitzt: ein feingebildeter Mann, der in Paris studiert, mit Köpfen wie Diderot und Melchior v. Grimm verkehrt hat. Er denkt nicht daran, das wüste Leben seines Vorgängers fortzusetzen, widmet sich seinen Regentenpflichten mit Ernst und Güte und würde sicherlich ein Musterfürst geworden sein, wenn ihn nicht seltsame Erlebnisse mit einigen üblen Untertanen auf eine andere Bahn brächten.

Tobias Klenk, ein Strolch und Aufrührer, hat den Richter Adalbert Wogelein zum Freund, der völlig unter seinem Einfluß steht. Als Adalbert aber in die Lage kommt, über Tobias zu richten, verurteilt er ihn, und nur die Gnade des jungen Herzogs bewahrt ihn vor schwerer Strafe. Adalbert aber, ein so ausgemachter Schurke, wie man sie denn doch nur selten im Leben findet (Ausnahmen bestätigen), lügt dem Klenk sowohl wie seiner eigenen Frau vor, der Herzog habe ihn verurteilt wissen wollen, er aber, Adalbert, sei sein Befreier. Diese und andere Erbärmlichkeiten haben, als sie herauskommen, zur Folge, daß die blonde Frau Agnes, des Richters Ehegattin, sich zum Herzog mehr als zu ihrem Lümpchen von Mann hingezogen fühlt, daß Klenk, des Herzogs Güte mit frecher Beschimpfung erwidernd, des Landes verwiesen wird, der Herzog aber — und das ist das nachdenklich Stimmende an der ganzen Geschichte — in kurzer Zeit ein Fürst von ganz ähnlicher Art wird, wie sein Vorgänger gewesen ist.

Die Novelle ist im Kleistschen Stil geschrieben. Mit absoluter Gegenständlichkeit wird eine Fülle von Vorgängen und Verwicklungen auf engem Raum dargestellt und es scheint des Dichters Bestreben nur, seine Geschöpfe keinen ruhigen Mittelzustand vertreten zu lassen, während der Erzähler selber unbewegt im gleichen Tonfall berichtet, sich stets auf das Wesentliche, das er zu sagen hat, versammelt, die Hauptpersonen nicht aus dem Auge läßt und nur hie und da durch eine bestimmte, charakteristische Nebenhandlung den schlichten Chronistenton, die scheinbar aktenmäßige Darstellung belebt. Wenn auch nicht die Kraft und dichterische Größe, so ist doch die Eigenart des Kleistschen Sprachstils in der Novelle gut getroffen.

Einen polaren Gegensatz (wie er auf dem Kunstgebiet der Prosaerzählung kaum fühlbarer zu denken ist), stellt zu dieser glattgeformten, feingeschliffenen Novelle Fritz Philippis Erzählung „Pfarrer Hirsekorns Zuchthausbrüder", dar. Ich mache es Philippi zum Vorwurf, daß er dem Buch einen durch seine schlichte Bescheidenheit irreführenden Titel gegeben hat — ohne abzustreiten, daß diese Selbstverleugnung wohltuender wirkt, als die schreienden Plakate vieler Buchdeckel, die über kleinen Hohlräumen liegen. Diese „menschliche Geschichte", wie der Dichter sein Buch nennt, ist meiner Meinung nach nicht nur das Beste, was Fritz Philippi geschrieben hat, es ist auch eine der empfehlenswertesten Erzählungen, die überhaupt während der letzten Jahre in deutscher Sprache erschienen sind. Ein unscheinbares Buch. „Von Pfarrer Mathias Hirsekorn und seinen Leuten" wissen wir schon aus der früheren Erzählung Philippis, daß er, als Stadtmensch ins Dörflein Wildenborn verschlagen, einen schweren Stand mit den störrischen und steifnackigen Bauern hat, schließlich aber, an der führenden und tröstenden Hand der Mutter Natur, alle Schwierigkeiten überwindet und als Sieger davongeht. Das war sehr hübsch erzählt, aber schließlich nicht mehr als das Einzelschicksal eines liebenswerten Mannes und selbständig denkenden Geistlichen. Hier aber, in einem Städtchen an der Lahn, kommt Hirsekorn — der natürlich Philippi selber ist — als Zuchthauspfarrer in die abgeschlossensten Welten und wird zugleich, mit der kategorischen Aufforderung seines Berufs: Stellung zu nehmen, vor die heikelsten Probleme der menschlichen Staatseinrichtung gestellt. Schuld und Sühne, Verbrechen und Strafe! Unzulänglich wie alle Wortbegriffe, aber noch schwieriger, noch unbestimmbarer,

Digitized by Google

unbegrenzbarer als viele andere, unendlich verästelt und widerspruchsvoll in sich, fließend und nebelgleich webend — sucht sie doch das herzlose Ungeheuer Staat gleichsam auf eingerammte Pflöcke festzunageln, als wären es die greifbarsten, sinnfälligsten Dinge von der Welt. Zagend, aber von heißem Drang nach Erkenntnis und Hilfe erfüllt, betritt Hirsekorn, Mensch und Dichter, in dritter Linie erst Pfarrer, diese altersgraue, dickwändige Verbrecherburg. „Folgerecht hauste das Unerlöste auf dem hohen Felsenriff, als wäre es dort ausgesetzt und gestrandet. Und ich, Mathias Hirsekorn, empfing den Auftrag — von wem? — sichtbar zwischen zwei Welten zu wandeln und die Brücke zu bilden . . .?" Er zweifelt an seiner Tauglichkeit dazu. Aber schon das erste Erschaudern, als er die Leiter und Beamten der Strafanstalt in behaglichem Plauderton über die Schicksale dieser Eingesperrten bestimmen hört, hat ihn, ohne daß er selber es weiß, dazu berufen. Als er nun gar in einer Konferenz an jene Herren die Frage stellt: „Werden die Gefangenen hier gebessert, oder noch mehr verdorben?" da halten sie ihn zuerst für einen Witzbold, aber bald müssen sie erkennen, daß es ihm bitterer Ernst ist mit dieser Frage. Sie hat nur leider nicht den Reiz der Neuheit. Der Kreisarzt selber gibt das zu. Er vergleicht das Zuchthaus mit einem Isolierbau, der als Heilanstalt mit Infektionskranken allerart gleichzeitig belegt ist: „Hier ist die hohe Schule für Kriminalität, die Kasernierung des Lasters. Wenn einer ein guter Lernkopf ist, lernt er allerhand dazu."

Hirsekorn beschließt, vom Pfarrer und Oberbeamten umzulernen zum Menschen. Er geht als einfacher Besucher ein und aus bei den Sträflingen. Um es gleich zu sagen: es ist nicht gerade viel, was Hirsekorn in den sieben Jahren seiner Tätigkeit hier an positiven Erfolgen aufweisen kann, aber immerhin ist eines Menschen Stimme in einer Einöde zu hören, und das Echo in diesem Buch wird allen, die Ohren haben, mehr sagen, als den Zuchthäuslern im Lahntal.

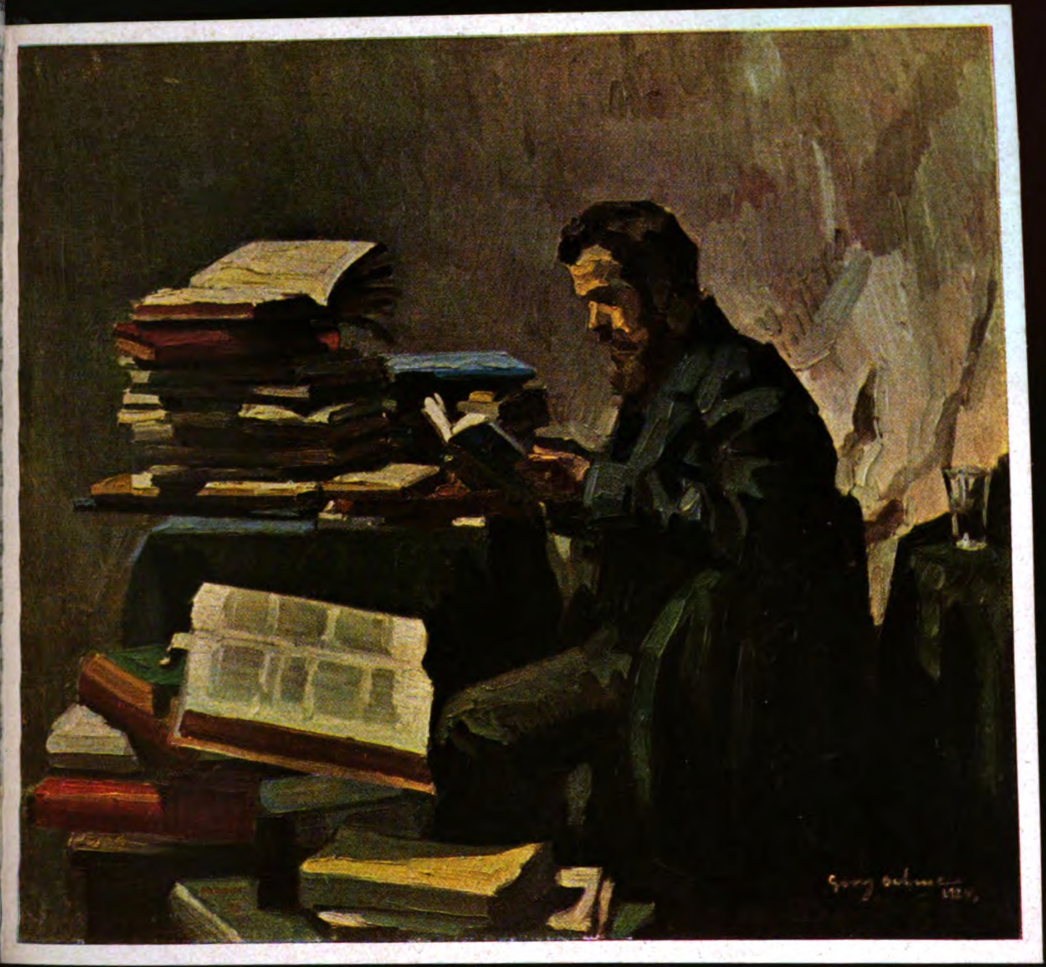
Um zu erfahren, wie einem Eingekerkerten zumut ist, schließt sich Hirsekorn eines Abends selber in eine Zelle ein, aus der man einen Sträfling entlassen hat. Die Suggestion in dieser freiwilligen Haft ist so groß, daß er in der Zelle bleibt, bis der Inspektor, durch Hirsekorns Frau veranlaßt, die Zellen absucht und ihn findet. Psychologisch sehr fein und merkwürdig sind nun die Erlebnisse Hirsekorns mit den einzelnen Verbrechern. Er wirkt durchaus nicht immer als erlösender Heiland. Ja, einmal, als er einen „Lebenslänglichen", der ruhig für sich dahinlebt, überredet, in das Scheidungsgesuch seiner Frau einzuwilligen, warnt ihn ein erfahrener Oberbeamter, den Sträfling „aufzuwecken". Und richtig, der bisher so Ruhige nimmt sich das Leben, weil seine Erinnerungen an Weib und Kind wieder aufgestört sind. Besonders hartnäckig ist der Seelenkampf mit einem verstockten und scheinbar ganz unzugänglichen Schwerverbrecher, Kellner von Beruf. Hirsekorn siegt in diesem Ringen, er erweicht die eiserne Rinde und findet den Menschen, aber es ist das Tragikomische solcher „Umwandlung", daß der Pfarrer schließlich den Entflohenen mit Geld versieht und ihm so „forthilft" — für ihn selber aber das Tragische: daß oft seine gute Tat sich in gärend Gift verwandelt . . .

Man sieht aus diesen Beispielen schon, daß Philippi weit davon entfernt ist, sich selber etwa als Nothelfer und Erlöser in bengalische Beleuchtung zu stellen. Das Goethesche Wortspiel: „Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, gehört gewiß nicht zu den Besten" trifft auf ihn in vollem Umfang zu. Er hat eben, was so vielen Erzählern nachgesagt wird und was so wenige besitzen, den großen wirklichen Humor, der nicht als Mittel und schriftstellerischer Zweck gesucht wird, sondern als menschliche Mitgift in sein Denken und Fühlen eingewachsen ist. Dieser Humor wirkt wie eine Sonne, in der man das Buch umblättert: jede Seite fast glänzt in ihrem Gold auf. Wie wunderhübsch sind diese Kindergeschichten, wie dichterisch schön diese Zwiegespräche mit der Natur und mit dem eigenen Ich, die einen ebenso gütigen wie gescheiten Menschen offenbaren. Und dabei sorgt die Umwelt für stete Spannung. Was Sensationsschreiber mit vieler Mühe suchen: das Kriminalerlebnis ist hier im Stoff selbst gefunden, nur daß es in mannigfachen Farben schillert und immer eine tiefe Bedeutung hat. Man liest, fortgerissen von den Begebenheiten, erheitert von dem Humor eines Schulmeisterlein Wuz (in höherem Sinne), nachdenklich gestimmt von der unanfechtbaren Grenzbestimmung menschlicher Karitas, aber in allem: überraschend bereichert, geistig, wie seelisch — und immer der Mutter Erde nah mit ihren Herrlichkeiten und ihren Gebrechen.

*

Wie aus der Herbariumpresse nimmt man aus einem dünnen Bändchen der Falkenbücherei, genannt „Der Flüchtling", ein Erlebnis, das selbst in diesem gepreßten Zustande noch erschütternd wirkt. Ein deutscher Edelmensch, von innerer und äußerer Kultur, ist zu Anfang des Krieges in russische Gefangenschaft geraten und fürchtet im Lauf der Jahre dort zu verkümmern. Er flieht. Und die Schrecken dieser Flucht, unterbrochen von kurzen Lichtblicken der Hoffnung, von erhabenen Visionen des krankhaft Fortstürmenden machen nun den Inhalt der kleinen Erzählung aus, in der Axel Lübbe sich als Dichter erweist. Der Fliehende erreicht die Heimat nicht. Und als er zuletzt in der Steppe umfällt und in seinem Innern erklingen Melodien, die er längst vergessen hatte: Mozart . . . Beethoven . . . Sebastian Bach . . . da löst sich seine Seele von ihm und kommt nun viel schneller vorwärts und der Heimat näher . . .

Digitized by Google



Der Bücherwurm. Gemälde von Georg Dehm

(Kunstausstellung Dresden)

Digitized by Google

# Das Ehebuch. Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm

In der Gegenwart, die alles schwankend zeigt und deren sozialphilosophisches Erdbeben den ältesten und stolzesten Gebäuden zumindest Risse zugefügt hat, ist auch die bürgerliche Ehe aus ihrer gefesteten Sicherheit zum Problem geworden, dem aus allen Lagern großes Interesse entgegengebracht wird, wie zahlreiche Veröffentlichungen beweisen. Die Gesamtfrage in Einzeldarstellungen verschiedener Autoren zusammenzufassen sucht „in neuer Sinngebung“ die Darmstädter Schule der Weisheit unter Führung des Grafen Hermann Keyserling (Graf Hermann Keyserling „Das Ehebuch“, Nils Kampmann Verlag, Celle), mit dem ausgesprochenen Zweck, allen denen zu helfen, die in den Ehestand treten wollen.

Zuerst handelt es sich darum, das Problem richtig zu stellen, eine Aufgabe, die der Herausgeber im ersten Teil mit großem philosophischem Apparat unternimmt. In erster Linie wird nunmehr die Ehe nicht als jene Selbstverständlichkeit aufgefaßt, für die sie seit Jahrhunderten galt und bei der Mehrzahl noch heute gilt, sondern, naturwissenschaftlich genommen, Mann wie Weib als ursprünglich polygam gezeigt. Dies anerkannt, wären die Grundlagen der Kultur vernichtet, bauen sich doch gesunde Staaten und fruchtbare Zivilisationen seit Jahrtausenden auf der Familie und damit auf der Ehe auf, mag diese sakramental oder bürgerlich aufgefaßt werden.

„Daß die Ehe als Lösung des Glücksproblems begriffen, von Hause aus mißverstanden wird,“ sagt Keyserling und hält eine glückliche Ehe im selbstsüchtigen Sinne dessen, was Verliebte hoffen, für selten. Er wendet sich mit Recht gegen die alte Lustspieltheorie, die das Stück mit der Heirat enden läßt, und stellt diese an den Beginn der seelischen und äußerlichen Verwicklungen. So wird ihm die Ehe zur Symphonie des Lebens, deren Partitur das vorliegende Werk enthalten soll.

Da spielen unter dem Taktstock des Herausgebers verschiedene Autoren ihre Instrumente in diesem sozialphilosophischen Orchester und bringen Einzelstimmen zu Gehör, die sich trotz mancher Gegensätze zu geschlossenem Tonbild zusammenfügen. Aufmerksam horchend, glaube ich das Leitmotiv des Werkes in dem Satz vernommen zu haben: „Die Erfüllung der Ehe und damit ihr Glück schließt die Aufsichnahme des Lebensleides ein.“ Dies erinnert an den tiefen Sinn des Volkslieds: ich kann dich leiden. Denn Liebe im höchsten Grade nimmt das Leid auf sich.

So wächst aus den praktischen Ehefragen für den Denker das Problem einer Kunst der Ehe, die den Zwiespalt zwischen Opfersinn und Egoismus durch die Schönheit der Lebensempfindung zu lösen sucht. Diese Kunst, die jedem seelische, geistige und soziale Freiheit läßt, führt den Verfasser zur Ansicht, daß die Ehe der Zukunft „distanzierteren Charakter“ tragen wird als alle früheren. „So erhob sich die Ehe von einer halben Naturform, die sie ursprünglich war, immer mehr auf die Ebene eines reinen Kunstwerks.“ Das geht in Kierkegaards Lehre über, nach der die Ehe der ethischen Sphäre wohl angehört, aber über diese hinausragt in die ästhetische.

Ethnographisch und historisch geformt ist der zweite Teil, der das Problem „in Raum und Zeit“ zu stellen sucht. Wir hören, an Beispielen wilder Völker erläutert, von den Uranfängen, Leo Frobenius erzählt (in dem meiner Ansicht nach interessantesten Aufsatz des Buches) von Ehe und Mutterrecht, Rabindranath Tagore erläutert das indische Eheideal, und mit meisterhafter Sachlichkeit spricht Richard Wilhelm von den chinesischen Verhältnissen. Hier wird uns der klassische Aufbau des Buches, der erste Satz der Symphonie klar.

Mit dem Aufsatz Standesehe gerät man in den Bezirk der europäisch modernen Fragen, deren Kernpunkt Paul Ernst ohne Scheu und Voreingenommenheit in „Ehe und Proletarisierung“ behandelt. Arbeitsteilung auf Grund der Verschiedenheit der Geschlechter wird gefordert, und dasselbe Problem, das Hutchinson im Roman „Das Kastenhaus“ tiefergreifend schildert, kristallisiert sich hier zu dem erschütternden Satz: „Wenn die Frau außerhalb des Hauses tätig ist, dann ist überhaupt kein Raum da, in welchem die Kinder aufwachsen können, denn die Frau kann sie doch nicht mit in die Fabrik oder Schreibstube nehmen.“ Ernst schließt daraus, daß es schon viele Eheformen gegeben hat, auf die Möglichkeit neuer Formen, die christlich-bürgerliche Ehe abzulösen.

Als kluger Historiker plaudert Ricarda Huch über die romantische Ehe, und Jakob Wassermann schreibt der bürgerlichen eine Art Nekrolog, da die alten hohen Bindungen in der Revolution verloren gegangen und neue noch nicht gefunden seien. Ist hier nicht die Revolution, die des geistigen Inhalts bisher entbehrte, etwas zu hoch eingeschätzt? Das scheint mir in dem ganzen Buch der Fall, namentlich in dem, was die Damen über die Ehe in der Neuen Welt und in der Zukunft kundzutun belieben. Was Beatrice M. Hinkle über die amerikanische Ehe sagt, gipfelt in dem pompösen, aber doch allzu phrasenhaften Satz: „Der heutige Kampf der Frau bedeutet die mächtigen Geburtswehen eines neuen Selbst.“ Diese etwas zu schrillen Töne dämpft Thomas Manns Essay: Die Ehe im Übergang. Er greift klug und in gewählten Worten auf Hegels Philosophie zurück, um in bezug auf die Neuschöpfung des absterbenden Begriffs zu sagen: „Nicht um Verdrängen und Restauration kann es



Digitized by Google

sich handeln, sondern um Einverleibung und Einverseelung der Erkenntnis zur Bildung neuer Würde, Form und Kultur."

Im dritten Teil, der die Ehe als zeitloses Problem ansieht, beginnt der Herausgeber den letzten großen Satz der Symphonie mit einer Belehrung über die richtige Gattenwahl und bringt damit den philosophischen Übergang zu den medizinisch-analytischen Betrachtungen. Errichtet auf der Erkenntnis, „nur niveaugleiche Menschen können sich im Guten ergänzen", kommt der Aufsatz zu dem Schluß: „Es sollte nur mehr Edelrassen geben, gleichviel in welcher Lebensstellung." Damit ist Ernst Kretschmers Arbeit über die körperlich-seelische Zusammenstimmung vorbereitet, die ein eigentümlich genaues Gleichmaß ärztlich-biologischer Wertungen mit denen der Ästhetik zeigt, speziell der erotischen Ästhetik, soweit sie naiv, das heißt triebhaft, instinktgebunden sind. Der Verfasser des Buches „Körperbau und Charakter" weiß hier vorzügliche Winke zu geben.

Wenn ein Nervenarzt, wie Herr von Hattingberg, über die Ehe als analytische Situation spricht, so will er einen Weg seelischer Einwirkung angeben „gegen jene krankhafte Übersteigerung des Gegensatzes zwischen dem, was wir bewußt sind, und dem, was unsere Träume bewegt, die wir nicht verstehen". Ihm wird die Ehe zur Auseinandersetzung mit dem andern, vielleicht handelt es sich in diesem Sinne um jene moderne Scheu vor Verantwortung, die das Gesamtleben zu vergiften droht. Die Ehe als psychologische Beziehung genommen (von C. G. Jung) führt wieder in die höhere Philosophie. Es wird erklärt an Romanbeispielen, wie esoterische Einflüsse auf das Leben wirken und jedes Lebensalter seine eigene psychologische Wahrheit hat.

Den Erscheinungen des sozialen Lebens und der Persönlichkeit wird man erst gerecht, wenn man sie in ihrem Zusammenhang betrachtet — in dieser Richtlinie erscheint die Ehe als Aufgabe und wird dementsprechend von dem bekannten Wiener Sozialpolitiker Alfred Adler aufgefaßt. Bezeichnend ist sein bedeutungsvoller Hinweis: „Die Verknüpfung der Ehe mit den wichtigsten gesellschaftlichen Notwendigkeiten läßt uns verstehen, daß sie nicht, wie wohl die meisten meinen, eine Privatangelegenheit ist. Das ganze Volk, die ganze Menschheit ist daran beteiligt. Und jeder, der eine Ehe schließt, erfüllt dabei, auch wenn er nichts davon weiß, ein Mandat der Gesamtheit."

Daß Havelock Ellis die Liebe als Kunst und Mechtild Lichnowsky die Ehe als Kunstwerk schildern, gibt dem Buch die feine literarische Note, psychologisches Feuerwerk flammt auf, fesselt, spannt und reizt zum Widerspruch. Was nun folgt, fällt in das Belanglose bis zu Joseph Bernharts tiefgründiger Studie über die Ehe als Sakrament. Sie ist für ihn vom katholischen Standpunkt aus nichts anderes, als was aus dem ursprünglichen Sinn des Wortes hervorgeht, das den Fahneneid des römischen Soldaten bedeutete. Aus dem freien Willen der Schließenden ist sie heilig und deshalb unlösbar durch das gegebene Wort. „Als dieses erweist es sich noch tiefer — schreibt Bernhart — aus dem inneren Gesetz und Sinn des ehelichen Eros, aus seinem innewohnenden Geschick, von dem Walten überpersönlicher Mächte erfaßt zu werden, um dessentwillen auch Goethe die Ehe als Mysterium im Verstande des christlichen Sakramentes begriffen hat."

So klingt das großangelegte Werk, um das Gleichnis des Anfangs wieder aufzunehmen, in vollen Akkorden mystisch aus und hinterläßt eine nachdenkliche Stimmung . . . aber schließlich ist das praktische Leben stärker als jede Theorie, und nachdem sich unsere Ahnenreihen mit dem Problem beglückt oder duldend abgefunden haben, wird es im starken Banne der Gewohnheit auch die jetzige Generation tun.

Was ich in meinem Ehebuch als Schlußwort anfügte, behält, wie ich die Welt betrachte, auch für die Zukunft seine Geltung:

Mag noch so feindlich die Vernichtung drohen,
Im stillen wächst ein ewig junger Keim,
Er trotzt dem Ansturm jeder wilden, rohen,
Frechdreisten Schar und bindet, wie der Reim
Der Worte wild Gedräng' zu einem frohen,
Gesunden Klang: es war und ist das Heim.

## In ein Buch. Von Peter Hamecher

Und Jedes führt sein eignes Leben,
Mit keines Andern Sein verwandt,
Und doch ist Jedes eingespannt
In großen Kreis und ew'ges Weben.

Und dieses ist das tiefe Sehnen,
Das, eine Wunde, in uns brennt:
Daß Ich und Du und was uns trennt
Vereint sich löst im Glück der Tränen.

Digitized by Google

# Illustrierte Rundschau

Der neue Eispalast in Berlin — Wandgemälde von Alexander Jakowlew — Silbergerät von P Bruckmann & Söhne — Schwäbische Kunst des 19. Jahrhunderts — Thoma-Plakette von P. P. Pfeiffer — Zu unsern Bildern

Berlin hat wieder einen Eispalast. Im Sportpalast in der Potsdamer Straße ist er nach den Entwürfen des ausgezeichneten Theaterbaumeisters Oskar Kaufmann neu erstanden und bietet den Schlittschuhläufern eine Eisfläche von 2280 Quadratmetern. Berlin hat diese Sehenswürdigkeit den eifrigen Bemühungen des Schlittschuh-Klubs zu danken, also einer ernsten sportlichen Vereinigung und keinem Vergnügungsunternehmer. Wenn das Haus in erster Linie dem Sport dient, darf es hoffen, daß es seine Unentbehrlichkeit nicht nur für Berlin nachweist. Denn alle Freunde des schönen Sports, auch die im Reich, werden es mit dankbarer Freude begrüßen, daß hier ein ständig brauchbarer und von der Witterung unabhängiger Übungs- und Kampfplatz geschaffen worden ist. Schon im Februar wird hier die Weltmeisterschaft für Herren und für Paare im Kunstlaufen ausgetragen, die erste internationale Weltmeisterschaft des Amateursports, die nach dem Kriege in Deutschland stattfindet. Den Raum, dem Kaufmann durch geschickte Einbauten seine öde Größe genommen hat, mitsamt dem fröhlichen Treiben, das ihn belebt, hat Erich Büttners eilig huschender Stift auf einer Zeichnung meisterlich festgehalten.

*

Wir kennen den Fürsten Jussupow nicht. Aber der Fürst muß ein Kunstfreund sein und ein Humorist dazu, denn sonst hätte er sich sein Haus nicht von Alexander Jakowlew ausmalen lassen. Diese Bilder haben etwas von den bestimmten Farben und Formen, die der russischen Kunst in Anlehnung an volkstümliche Überlieferungen eigen sind und die viele von uns zuerst in dem reizenden Kabarett des „Blauen Vogels" kennen gelernt haben. Sie benutzen die steife Buntheit kindlichen Spielzeugs zu einer

Der neue Eispalast in Berlin. Zeichnung von Erich Büttner



Digitized by Google

Parodie auf die Welt, in der wir uns abmühen und die wir uns deshalb mit so unerschütterlichem Ernst anzusehen gewöhnt haben. Jakowlew lächelt über diesen Ernst. Er sieht, wie drollig es ist, wenn wir uns mit Kunst abgeben. Wir bemühen die Engel im Himmel, wenn wir musizieren und tanzen, odèr bilden uns wenigstens ein, daß wir uns mit unsern Leistungen himmlischen Sphären nähern. Wir dringen mit unsrer Wissenschaft in die schauerlichen Einsamkeiten der Sternenwelt. Aber in Wahrheit bleiben wir kleine Leute in Zylinder und Zipfelmütze, beseelt von wunderlicher Wichtigkeit, und nur der Humor behütet uns in Augenblicken der Selbsterkenntnis davor, daß wir nicht ins Bodenlose versinken. Diese Bilder gehören nicht einem herzlosen Spaßmacher, sondern sind von einem Künstler geschaffen, der mit heiterm Sinn das oft so schwermütig stimmende Spiel des Lebens betrachtet.

★

**Peter Bruckmann & Söhne in Heilbronn** ist ein Name, der in der Geschichte des deutschen Kunstgewerbes einen guten Klang hat. Justinus Kerner hat das Haus besungen, als es sich im Jahre 1841 zum erstenmal bedeutend erweiterte. Der Gründer Georg Peter Bruckmann hat die Kunst des Stempelschneidens und maschinellen Prägens silberner Zierformen aus Paris nach Heilbronn verpflanzt, aber er wie seine Nachfolger haben streng darauf gehalten, daß die guten handwerklichen Grundlagen der Goldschmiedekunst erhalten blieben. Auch heute noch! Der Enkel des Gründers steht in der deutschen Werkbundbewegung an führender Stelle, und daß sich der Sinn für gediegene deutsche Arbeit im Wettbewerb mit dem Ausland siegreich behauptet, hat erst vor kurzem wieder die Internationale Kunstausstellung zu Monza bewiesen. Von den Verkäufen der deutschen Abteilung ist ein ganzes Drittel auf die Bruckmannschen Arbeiten entfallen. Besondern Anklang fand die Verbindung des Silbers mit Elfenbein, wie sie unsre Abbildungen der Leuchter und der Schale zeigen. Aber gerade für bescheidenere Mittel arbeitet die Firma mit besondrer Liebe. Sie hat eine große Anzahl von Zierlöffeln herausgebracht, ein reizender Gegenstand für geschmackvolle Sammlerinnen.

★

Immer wieder unternehmen unsre Kunsthistoriker Entdeckungsreisen in abgelegene Gebiete.

Der Gesang. Dekoratives Wandgemälde von Alexander Jakowlew

Digitized by Google

Der Sterngucker. Dekoratives Wandgemälde von Alexander Jakowlew

Bis in den verflossenen Herbst hinein war in Stuttgart eine Ausstellung schwäbischer Kunst zu sehen. Sie vereinigte die wesentlichen und bezeichnenden Werke aller Maler und Bildhauer, die zwischen 1800 und 1900 als geborene Schwaben tätig waren oder, auswärts geboren, in Württemberg fruchtbar gewirkt haben. Insbesondere suchte die Ausstellung auch weniger bekannte Künstler wieder zu allgemeiner Kenntnis und verdienter Würdigung zu bringen, und so war denn auch das überraschende die Fülle an Begabungen zweiten Ranges vornehmlich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Eine ganze Reihe von Siegen errang der schwäbische Humor. Da tauchte z. B. Johann Baptist Pflug auf (1785—1866), in Biberach heimisch und tätig, der Abderitenstadt Wielandschen Andenkens. Durch seinen Lehrer Mannlich, der bei Boucher in die Lehre ging, stand er im Zusammenhang mit der großen Kunst des 18. Jahrhunderts, aber er hat mit seinem Kompositions- und Farbensinn gemalt, was ihm der Biberacher Alltag vor Augen brachte, Bildnisse und Jahrmärkte, Pfarrstuben und Landschaften, Russenlager und unsern „Schuster auf der Stör". (Mit Stör bezeichnet man die Ausübung eines Handwerks im Um-

Der Tanz. Dekoratives Wandgemälde von Alexander Jakowlew

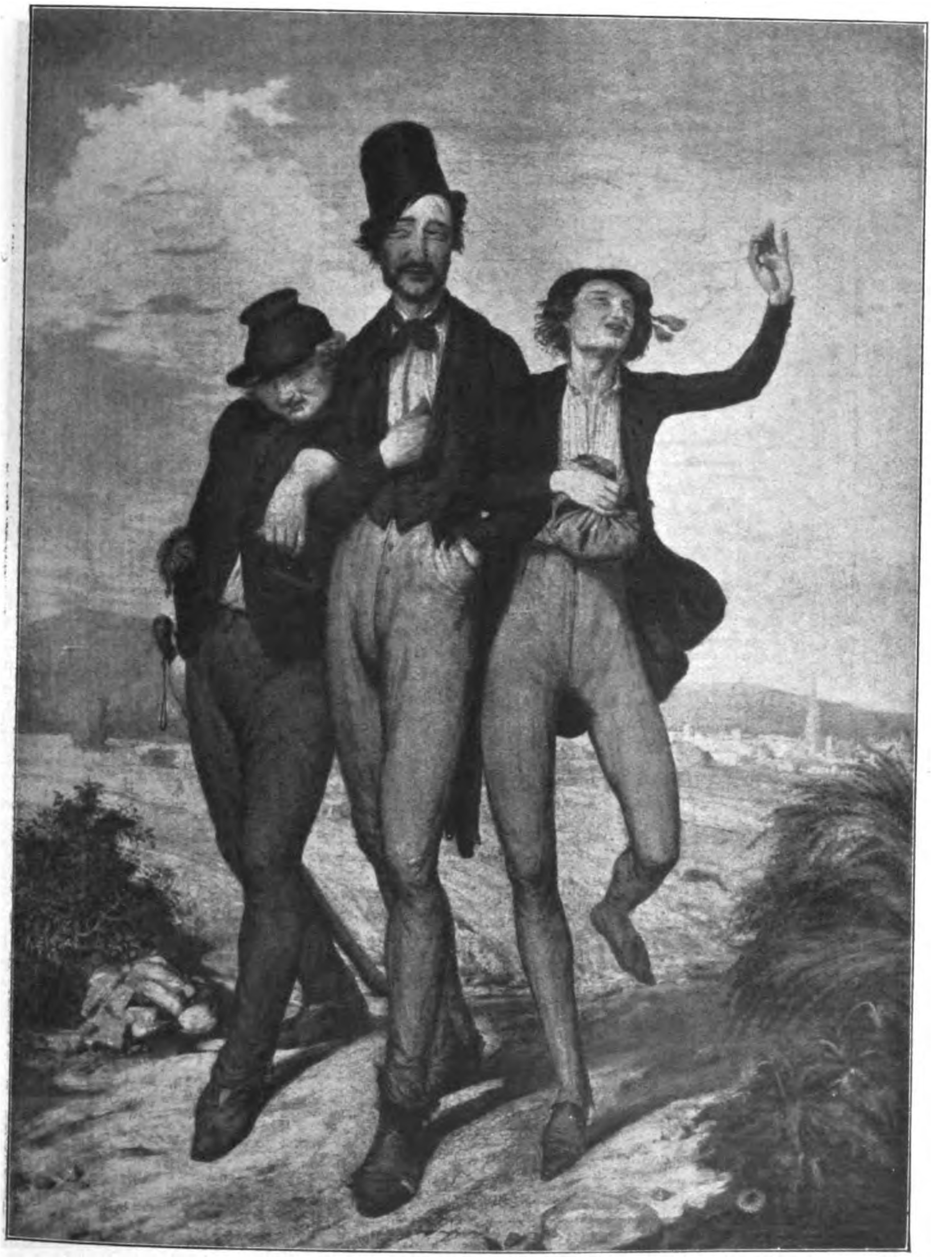
herziehen.) Ein humorgesegnetes Talent war Wilhelm Pilgram (1814—1889), dessen kernige „Vagabunden“ an Nestroy erinnern — Pilgram hat in Wien studiert.

★

Das merkwürdigste Kunstblatt dieses Heftes (die chinesische Göttin) wird in einem eigenen Aufsatz behandelt. Werner Schön, dem wir unser Titelbild verdanken, stammt, wie er nicht ohne einige Verwunderung feststellen muß, aus Berlin, wo er 1893 geboren wurde. Er war ein mäßiger Schüler, aber auch ein rücksichtsvoller. Er wollte seine Lehrer mit dem Reifezeugnis nicht in Verlegenheit bringen und verließ deshalb rechtzeitig die Schule. Seine erste künstlerische Bildung vermittelten ihm die Papierläden, deren Ansichtskarten er mit Eifer betrachtete. Mit sechzehn Jahren kam er in die strenge Zucht des Kunstgewerbes. Vom Bildermalen, das er bald als seinen eigentlichen Beruf erkannte, konnte nur abends die Rede sein. Im Jahre 1915 schloß er sich an den Landschafter Türcke an, dessen ruhige, großflächige Bilder unsre Leser kennen werden. Aber auf die Dauer sagte ihm das Landschaftern nicht zu. Er war jung. Rings um ihn beschäftigte man sich mit Gedankenmalerei. Auch er geriet in dieses Fahrwasser. Mann und Weib, Mensch und Welt wurden seine Vorwürfe. Kunst hieß ihm: ein Gefühl zur Erkenntnis klären. Daß er den Boden der Wirklichkeit nicht unter den Füßen verlor, ist vielleicht seinen Landschaftsstudien zu danken, wie auch die Farbe in unsern „Wanderern im Raum“ noch an Türcke erinnert. Der Mensch zwischen Schuld und Sühne, im einsamen Kampf um sein Seelenheil, hineingestellt in die strenge Erhabenheit der Schöpfung, ist in diesem Bilde ergreifend gestaltet. — Neben dem Lebensernst die Lebensfreude! Glücklich wird sie durch das harmonisch bewegte Bildwerk von Prof. Alexis Lux, einem Ungarn, dargestellt (zw. S. 488 u. 489). — Das Bildnis von Prof. Willy Jaek-

Oben: Leuchter und Schale aus Silber und Elfenbein
Unten: Silberlöffel der Firma P. Bruckmann & Söhne in Heilbronn auf der Internationalen Kunstausstellung zu Monza

Digitized by Google



Die drei Vagabunden. Gemälde von Wilhelm Pilgram. 1841
Aus der Ausstellung Schwäbischer Kunst des 19. Jahrhunderts zu Stuttgart

tel zeigt diesen Stürmer in der beruhigten Sicherheit meisterlichen Könnens (zw. S. 496 u. 497). — Die Leidenschaft einer flüchtig hingeworfenen Skizze hat sich das Gemälde „Der Kampf" von Rudolf Hesse erhalten (zw. S. 504 u. 505). — Die frische „Skiläuferin" von A. Bitterlich ist die Probe eines vielseitigen Talents, das seine Vorwürfe gern aus dem Bauern- und Sportleben schöpft und sie in ungebundener Technik zu packen versteht (zw. S. 512 u. 513). — Der 1880 in Regensburg geborene Emil Manz ist einer der tüchtigsten jüngeren Tierbildhauer, der tief in das Wesen seiner Modelle eindringt und selbst mit Nilpferden und Löwen auf freundschaftlichem Fuße steht. Auch seinem „Bluthund" merkt man dies innige Verhältnis zu jeglicher Kreatur an.

Digitized by Google

Schuster auf der Stör
Gemälde von J. B. Pflug. 1839. Ausstellung Schwäbischer Kunst des 19. Jahrhunderts zu Stuttgart
Unten: Hans Thoma. Bronzeplakette von P. P. Pfeiffer, Eutingen-Pforzheim

Max Schlichtings „Opernball“ (zw. S. 584 u. 585) und Georg Oehmes „Bücherwurm“ sind mit ihrer Freude an blendendem Festglanz und eingesponnener Behaglichkeit rechte Winterbilder (zw. S. 592 u. 593). — Die Thoma-Plakette von P. P. Pfeiffer, die noch die freundliche Anerkennung des Achtzigjährigen fand, mag uns in ihrem Ernst und ihrer Herzlichkeit wieder einmal an den Mann erinnern, in dem sich unser bestes Wesen so herrlich ausgesprochen hat. Gerade an der Wende des Jahres ist es gut, sich auf das Wesentliche in und um uns zu besinnen, wie es Thoma selbst in seinem Festkalender ausgesprochen hat: „Über all dem bunten Treiben in der Welt des Scheines, in die wir mit unsern Sinnen verflochten sind, schwebt der Menschheit geistig seelisches Wesen, ihr Trost, der Gedanke des unvergänglichen Lebensglaubens der Seele, der Auferstehungsgedanke, der alles Irdische hinter sich läßt und alles Umrollen des Vergänglichen zu durchschneiden scheint!“ P. W.

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

40. Jahrg. / Februar 1926 / 6. Heft

# Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

Digitized by Google

# Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

## Inhalt des Februarheftes:


Seite

Das mißliebige Lob. Novelle von Jakob Schaffner . . . 601

Der brüllende Berg. Von A. Sacher-Woenckhaus. Mit 6 Abbildungen . . . . . . . 627

Hugo Schimmel. Von Dr. Georg Jacob Wolf. Mit 11 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden des Künstlers . . . 637

Auslandskredite. Von Dr. Georg Tischert . . . . . . . . 649

Meisterwerke aus den Anfängen der Porzellankunst. Von Prof. Dr. Ludwig Schnorr v. Carolsfeld. Mit 4 farbigen Abbildungen 653

Der rote Geiger. Novelle von Mia Munier-Wroblewska 657

Ein Kostümfest am preußischen Königshofe. Von Prof. Dr. M. Jumpertz. Mit 14 ein- und mehrfarbigen Abbildungen . . . 663

Unter südlichen Sonnen und Menschen: Die Buchbinderin Mala Golzi. Novelle von Heinrich Federer . . . . . . . 673

Die Attische Göttin. Von Hans Rosenhagen. Mit einer farbigen Kunstbeilage . . . . . . . . 689

Münchner Fasching. Von Kasimir Edschmid. Mit 8 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Zeichnungen Eduard Thönys 701

Neues vom Büchertisch. Von Karl Strecker . . . . . . . 709

Illustrierte Rundschau: Vom Fasching und von der neuen

Seite

Sachlichkeit. — Die Bildhauerin C. Orlowa. — Versteigerungen. — Neues Kunstgewerbe. — Schwarzschnittkunst von Ugo Mochi. — Künstlerische Photographien. — Eduard Thönys 60. Geburtstag. — Zu unsern Bildern . . . . . . . . . 713

Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) . . . . . . . 7–10

★

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Venezianische Fischerboote. Gemälde von Konstantin Gorbatoff . . . . . . Titelbild

Versuchung. Gemälde von Carl Schwalbach . . . 608–609

„Ein herrlich Kraut ist der Toback". Gemälde von Erich M. Simon . . . 616–617

Attische Göttin. Bildwerk aus dem Berliner Alten Museum 698–699

Kostümfest im Berliner Künstlerhaus. Gemälde von Rob. Emil Stübner 712–713

★

Kunstbeilagen in Tondruck:

Tanz mit schwarzen Schleiern. Gemälde von Georg Gelbke . . . . 624–625

Sonnige Ufer. Gemälde von Robert Hoffmann . . 680–681

Bildnis. Gemälde von Savely Sorin . . . . . 688–689

★

Geschäftliche Anzeigen:

Vorderer Anzeigenteil . . 1–36

Hinterer Anzeigenteil . . . 1–10

Umschlag . . . . . . . . . 2–4

Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen:

Töchterpensionate . . . 12

Unterrichtsanstalten . . 12–13

Hotels und Pensionen . . 13

Heilanstalten . . . . . 13–14

Wintersport und Winterkur 15

Deutsche Bücher . . . . 18–19

Digitized by Google

Digitized by Google

Venezianische Fischerboote. Gemälde von Konstantin Gorbatoff
(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)

Digitized by Google

Klasings
shefte
r 1926 / 6. Heft

# ige Lob

## b Schaffner

leicht dem Jähzorn, ...
beweglicher, aber auch voreiliger Geist, ritterlich und gegen Frauen galant war.

Den einzigen Vorsprung, den Cobald vor seinem Freund voraushatte, war die Ehe. Seit einem Jahr war er verheiratet, während Tscharner noch die Junggesellenlocke weithin sichtbar auf der Stirn trug. Von seiner Mandoline flatterten Bänder aus allen möglichen schönen Händen, und sie vermehrten sich beinahe jede Woche um ein neues. Hans war das durchaus recht, wie ihm alles recht war, was Ignaz tat oder ließ. Er war ein Freund des häuslichen Lebens und hatte auf den großen Wegen Tscharners nie viel Glück gemacht. Dazu war es ihm gelungen, ein sehr hübsches und schweigsames junges Weib an sich zu fesseln, über dessen tiefgründige Liebesfähigkeit weder sie noch er sich auszulassen sich bemüßigt fühlten. Daß sie dazu arbeitsam und tüchtig war, versteht sich von selber, denn sonst hätte ein Hans Cobald sie nicht geheiratet. Von dem Erfolg war er daher so rückhaltlos befriedigt, daß er seinem Freunde an einem schönen Abend einen

...rtrag hielt, in dessen Verlauf er ihm riet, ... gleiche Veränderung mit seinen Lebens... ständen vorzunehmen. Tscharner hörte ... alles andächtig an und sagte schließlich: ...enn ich deine Mire haben kann: sofort. ... ist geprüft und sicher. Mit jeder andern ... mir das Spiel zu ungewiß." Cobald zog ... Brauen ein wenig zusammen und kniff ...htig die Augen ein, ohne etwas dazu zu ...n. Mire saß wie immer schweigend da... während ein Lächeln durch ihre ernsten ...en zog. Dann sagte sie unerwartet: ...e wie mich kann ich dir schon ver...fen. Nimm einfach meine Zwillingsschwester. Du kennst sie; sie ist wenigstens soviel wert wie ich." Aber Ignaz winkte lachend mit der Hand ab: „Laß mich zufrieden; sie ist ein stolzes Mädchen, aber sie ist nicht du. Ich bin mal zu spät gekommen, und damit basta." Von da an wiederholte Hans seine Aufforderung, deren Erfolg ihm aus irgendeinem Grund mißfiel, nicht wieder.

Aber Tscharner hatte ein neues Thema bekommen, das er in der nächsten Zeit noch viel hin und her wandte. Dabei schien ihn viel weniger seine etwaige künftige Frau zu interessieren als Hansens gegenwärtige. Er gewöhnte sich daran, sie zu besprechen und ihre Vorzüge zu loben, und schließlich tat er das auch, ohne daß von seiner eigenen Heirat die Rede war. Ebenso wiederholte er in beunruhigender und überflüssiger Weise zu verschiedenen Malen ohne besondern Anlaß, daß er Mire sofort heiraten würde. Und eines Abends sagte er lachend: „Wenn sie dir leid geworden ist, brauchst du's nur mir zu sagen; ich bin immer Abnehmer." Darauf erwiderte Hans etwas rauh: „Kannst jetzt



Digitized by Google

solche Reden allmählich lassen. Man weiß es nachgerade.“ Tscharner sah nach Mire. Durch ihre ernsten Augen ging wieder das Lächeln, doch war er soviel Frauenkenner, um zu wissen, daß für ihn ganz und gar nichts dabei abfiel; sie freute sich über das Lob, und es belustigte sie, daß Hans eifersüchtig war. Im übrigen hob sie für ihren Teil diesen Abendsitz bald auf und zog sich zurück. Als Hans seinen immer noch plaudernden Freund hinausbegleitete, sah er stumm mit leicht zusammengekniffenen Augen die Dorfstraße hinauf, über der die Sterne brannten und auf die geisterhaft jene gewaltige Versammlung von Bergriesen und Gletscherfeldern herabblickte, die man unter dem Namen der Silvrettagruppe zusammenfaßt. Er tat noch einen kurzen Zug aus seiner Pfeife und sagte dann ruhig und fast beiläufig: „Und dann wäre es mir recht, Ignaz, wenn du damit aufhörtest, die Mire ins Gesicht zu loben. Das erträgt keine auf die Dauer gut. Du mußt dir immer sagen, daß der Mann für alles die Kosten zu zahlen hat, was mit einer Frau passiert.“ Tscharner sah seinen Freund ein wenig überrascht an, wollte irgend etwas Leichtes, Lachendes sagen, aber fand nicht die rechten Worte dazu und ging langsam nach Hause.

*

Zwei Tage mied er das Haus seines Freundes. Am dritten Abend saß er wieder im Kreis der kleinen Familie und rauchte seine kurze Pfeife. Cobald hatte sich in der letzten Zeit eine halblange Ehemannspfeife mit weißem Porzellankopf zugelegt, auf dem eine Gemsjagd abgebildet war. Alles war gut gegangen. Man hatte von einer besonders kurzweiligen Besteigung gesprochen, die sich mehr wegen ihrer Komik als wegen ihrer Schwierigkeit im Gedächtnis der Freunde erhielt; der Mittelpunkt der Komik waren ein kurzer, dicker Engländer und ein Gemsrudel gewesen, und man lachte wieder über alles, was zu belachen war. Auf einmal bemerkte Ignaz: „Nun, Gemsjagden werden jetzt für dich nur noch auf deiner neuen Pfeife vorkommen. Mit diesem Schatz an der Seite würde auch ich kein Verlangen mehr haben, mir wegen zwei krummen Hörnern den Hals zu brechen. Ich verstehe dich nicht, daß du überhaupt noch Führungen annimmst. Du wirst doch nicht so lieben, wie man muß, sonst bliebst du unten und nährtest dich und sie mit deiner sichern Arbeit.“

Cobald war ein geschickter Wagenbauer, der längst mit Gesellen hätte arbeiten können und der auch das Alter dazu besaß. Einstweilen hatte er sich, um von jenen möglichst unabhängig zu sein, einen elektrischen Betrieb eingerichtet, und im Winter arbeitete er für drei, aber im Sommer hielten ihn keine zehn Pferde unten. Auf die Rede des Freundes schwieg er. Aber Mire sagte zu Ignaz: „Laß einmal ruhig die Gemsjagd auf Hansens Pfeife, da hab' ich sie sicher alle beisammen, die Gemsen und die Pfeife und den Hans. Aber sonst —“ Jetzt wandte sie sich an ihren Mann: „Aber sonst hat er auch ein bißchen recht. Daß ihr die Linardspitze neulich gerade von hinten nehmen mußtet, war vielleicht nicht nötig. Dann hab' ich auch schon von wichtigen Männern klagen gehört, daß man mit Bestellungen zu lange warten müsse. Hast du erst eine eingesessene Konkurrenz, dann wird es dir auch nicht recht sein.“ Sie griff wieder nach der Schere, da sie kleine Knopflöcher machte.

Cobald sah ein, daß seine Frau recht hatte, und schwieg, während der Zorn in ihm aufstieg. Der Abend verlief ein wenig bedrückt. Tscharner ging früh und kleinlaut. Hans entließ ihn wortkarg und saß düster bohrend am Tisch. Aus seiner Pfeife stieß er schwere Rauchwolken in die Stube. Endlich faßte ihn sein Geist wieder.

„Ignaz ist dir wohl sehr angenehm, wenn er so in dein Horn stößt und dein Lob singt?“ fragte er.

Sie strich sich eine Locke aus der Stirn, um sogleich weiter zu sticheln. „Angenehm ist er mir aus den gleichen Gründen, aus denen er dein Freund ist,“ versetzte sie, ein bißchen verwundert über die Frage.

„Ich habe meine Meinung über das Geschnäbel zwischen dir und Ignaz neuerlich,“ stieß er hervor.

Sie sah ihn groß an. Dann senkte sie die schönen grauen Augen langsam auf die Arbeit zurück. „Gut, dann hast du deine Meinung,“ sagte sie leise.

„Ich weiß gar nicht, warum du meine Frau geworden bist und nicht Ignazens Frau.“

„Hoffen wir, daß ich es wenigstens weiß.“

„Für den Ignaz ist es jedenfalls bequemer.“

„Sage einmal, Hans, willst du eigentlich mit mir zanken?“

„Das wäre wohl ein Vergehen gegen deine Hoheit? Alle zanken. Alle Frauen, die ich kenne, reinigen auch ihren Männern die Pfeifen. Wir wollen es halten, wie es überall gehalten wird. Hier, meine Gemspfeife, auf die du soviel hältst, zieht nicht mehr. Sei so gut und mach' sie mir sauber.“ Er reichte ihr die Pfeife hin. Sie machte keine Miene, um sie entgegenzunehmen.

„Ich schätze es nicht, wie es überall ist,“ entgegnete sie, während auf jeder Wange ein

Digitized by Google

weißer Fleck erschien, aber ihr Ton war ruhig und überlegt wie immer. „Auch ist es nicht überall so. Bei uns zu Hause war weder das Zanken noch das Pfeifenputzen durch die Frauen der Brauch. — Bisher auch hier nicht, Hans."

„Dann ist dir wohl auch nicht so sehr viel an der Gemsenpfeife gelegen und daran, daß du uns hier beisammen hast. Wir können auch wieder auseinandergehen, die Gemsen, die Pfeife und ich, und uns sonstwo suchen."

Immer noch hielt er seiner Frau die Pfeife hin. Sie nähte noch drei Stiche, ergriff die Schere, um den Faden abzuschneiden und ein neues Knopfloch zu machen, nahm die Nadel und begann wieder zu nähen. Die Pfeife schien sie nicht zu bemerken. Sie erwiderte auch nicht mehr. Bloß traurig und beunruhigt sah sie aus, und die weißen Flekken auf ihren braunen Wangen wurden breiter.

Cobald wartete noch ein wenig. „Gut, du willst es nicht anders!" schloß er diesen Wortwechsel. „Du bist hochfahrend und zu gut, um deinem Mann untertan zu sein und ihm zu dienen." Als auch diese Worte ohne sichtbaren Erfolg blieben, holte er aus und schmetterte die Pfeife zu Boden, daß der Porzellankopf in hundert Stücke zersprang. „Nun warte ab, was folgen wird!" beschloß er heiß und schon abtreibend vor Zorn. „Und schreibe alles deinem Stolz und deinem schönen Ignaz zu, der dich so fleißig lobt." Aufgeregt hatte er sich erhoben.

„Ich werde es Ignaz zuschreiben," bemerkte sie kurz und nun wirklich ein wenig hochmütig.

„Es wird ihm wenig gut bekommen!" drohte er. „Und das Techtelmechtel ist vorbei, verstanden!"

„Ich weiß noch nicht sicher, was vorbei ist." Jetzt klang ihre Stimme ein wenig rauh; endlich hatte er doch ihre Leidenschaft geweckt.

Hans loderte sie noch einen Moment halb bestürzt an. Dann drehte er sich auf dem Absatz um, um aus der Stube zu gehen. An der Tür blieb er stehen. „Bei der ersten großen Sache, die dein Held allein macht," sagte er grimmig, „wird er zum Gelächter werden, wenn ihm nichts Schlimmeres passiert. Es ist gut, ich werde nicht mehr führen; mit einem neuen mag ich nicht anfangen. Fertig. Dafür werde ich mich um so mehr an die Gemsen halten. Deinem Freund sage einen Gruß, und es wird für ihn gut sein, wenn er mir droben nicht irgendwo allein begegnet."

Nach einem letzten leidvollen Vorsichhinstarren und einem verständnislosen Blick durch die Stube drückte er den Türgriff hinunter. Dann war er draußen. Mire hörte noch seine Schritte die Gasse hinauf verklingen. Sie räumte ihre Sachen zusammen und ging still und sehr ernst zu Bett, um seit ihrer Hochzeit die erste Nacht allein und dazu im Unfrieden zu schlafen.

Erschreckt und traurig stand sie am andern Morgen auf, um auch einen einsamen Tag zu beginnen. Sie brauchte gar nicht draußen nachzusehen, um zu wissen, daß seine doppelläufige Flinte und der Rucksack an ihrem Ort fehlten, und sie sah auch nicht nach: einerseits aus Selbstgefühl, anderseits um sich einen unnötigen Schmerz zu ersparen. Als ihre Schwiegermutter am Nachmittag zu ihr kam, um das junge Ehepaar zu visitieren, sagte sie ihr alles und bat um ihr Urteil, da es für den Rat vorderhand zu spät war. Die alte Frau sah etwas bedenklich drein, riet jedoch zum Abwarten.

„Wiederkommen wird er; da sei ohne Sorge!" sagte sie. „Die Nestwärme schätzen sie doch alle. Aber auch dann kann man nur reden, wie es der Augenblick gibt. Vornehmen soll man sich dergleichen nicht. Die Liebe und das gute Gewissen haben noch immer das rechte Wort gefunden. In Schuls ist Kirchweih; da wird er Gelegenheit haben sich auszutoben."

*

Auch diese Nacht lag Mire allein. Sie wachte weit über Mitternacht. Als die Uhr zweimal umständlich und tönend zwölf geschlagen hatte, erhob sie sich, um ins Bett zu gehen. Sie war mit dem Aufräumen noch nicht ganz zustande gekommen, als auf der Straße draußen das Geklimper einer Gitarre erklang. Sie hörte nur die flatternden, einleitenden Akkorde, da löschte sie schon das Licht. Ihr Herz tat ein paar schnelle, trotzige Schläge. Sie wartete noch, bis auch die Stimme ertönte. Es war eine vollwarme, quellende Männerstimme, die mit halber Stärke ein bekanntes Liebeslied sang. Alles zusammen klang bittend, bescheiden, werbend, aber sie erlaubte sich nicht, mehr als die Eingangsworte zu hören. Dann begab sie sich mit heimlich zitternden Knien und ebenso von Unmut wie von verbotener Freude beseelt nach dem Schlafzimmer. Die Tür zog sie dicht hinter sich zu, und sie verbot auch ihren Ohren, etwa heimlich hinzuhören. Geräuschvoll und sich häufig räuspernd entkleidete sie sich, und mit leicht klopfendem Herzen ging sie zu Bett. Trotzdem konnte sie nicht verhindern, daß doch noch einige Klänge und Worte sie erreichten. Erschreckt und beglückt stieg sie in ihr hohes Bett, in dessen Federn sie tief versank.



Digitized by Google

Als sie in der Nacht nach ängstlichen Träumen erwachte, lag neben ihr unberührt und weiß ihres Mannes Bett. Durch das kleine, vielfach versproßte Fenster herein blickten die mondbeschienenen Gletscherwiesen und Felstürme des Silvretta, auf dem Cobald jetzt irgendwo herumraste. ‚Mag er rasen!' fuhr es ihr durch den Kopf. Bange und in schweren Sorgen lag sie bis zum frühen Morgen wach.

Im Lauf des Vormittags kam Ignaz wie zufällig am Haus vorbei und sah über den Gartenzaun, hinter dem sie seit der Frühe arbeitete. Sie wandte den Kopf nicht nach ihm, obwohl ihr das Blut wie eine Flamme ins Gesicht schoß und das Herz ein paar schnelle Schläge tat. ‚Was streicht er hier herum?' dachte sie zornig. ‚Hat er nichts zu tun?' Plötzlich bemerkte sie, daß er stehen geblieben war. Eine Weile arbeitete sie auf die gleiche Weise weiter. Dann wurde aber ihre Ungeduld stärker als sie, und mit kurzem Griff nahm sie den Korb mit dem Unkraut, um damit nach dem Stall zu gehen, wo ihre Ziegen standen. Aber auch dessen fühlte sie sich nicht mehr Herrin. „Was hast du einen langen Hals zu machen?" sprach sie ihn an. „Dir sind wohl heute nacht die letzten Töne entfahren, und jetzt gehst du als Trappist durch die Weltgeschichte?"

Sie sah, wie er erschrak; trotzdem war sie immer noch nicht sicher, ob sie sich an den rechten Mann wendete. Jetzt setzte er sich in Bewegung und kam näher gegen sie her. „Ist Hans da?" fragte er zurück. „Ich hätte etwas mit ihm zu bereden."

Wieder errötete sie, um dann etwas herrisch zu entgegnen: „Hans! Was du nur immer mit Hans hast! Ist Hans deine Amme? Kannst wohl keinen Schritt ohne ihn tun? Hans hat jetzt eine Frau, wenn du das endlich begreifen wolltest!"

„Eben, und was für eine!" gab er ein wenig lachend zur Antwort. „Das ist's ja gerade."

„Was ist's gerade?" Ihr lag daran, ihn abzublitzen, aber sie vermochte ihn nicht so hochfahrend anzusehen, wie sie gewünscht hätte; der Blick irrte von seinem freundlich neckenden Gesicht unsicher über die Häuser und dann nach den Bergen ab, auf denen jetzt Cobald herumtobte. Geärgert zog sie die Brauen zusammen.

„Weil man jetzt keine große Sache mehr mit gutem Gewissen anfangen kann," sagte er im Bestreben, ihre Empfindlichkeit zu schonen. „Es hat nämlich jetzt nichts mehr seinen früheren Wert."

Diese einfachen Worte gingen ihr nun doch ziemlich nahe. Wie suchend tastete ihre Hand nach dem Stamm eines hochgezogenen Rotdorns, dessen Krone in voller Blüte über ihr hing, als ob sie an ihm Halt suchte, aber er erhöhte nur ihre lebendige Schönheit und vertiefte noch ihren eindrucksvollen Ernst. Ignaz tat einen Schritt näher auf sie zu. „Was soll ich denn tun?" fragte er leise.

Mit gefurchter Stirn dachte sie nach, während ihre verfinsterten Augen auf seiner Gestalt lagen.

„Was du tun sollst?" sagte sie langsam. „Etwas, das er nicht vermag. Den ersten besten hergelaufenen Menschen habe ich ja nicht geheiratet. Ist dir das deutlich?"

Mit diesen Worten raffte sie ihren Korb wieder auf und ging ab. Er sah ihr nach mit der versunkenen Haltung und mit Blick und Ausdruck eines Mannes, der mit sich einig ist, daß er zeit seines Lebens nichts Schöneres gesehen hat und auch nie sehen wird. ‚Sie will im Handstreich genommen sein,' dachte er traumhaft. ‚Und wie ist der Rechner dazu gekommen? Darüber werde ich noch viel nachdenken müssen.' Langsam, die Jacke lose auf einer Schulter, während am freien Arm der weiße Hemdärmel in der Sonne leuchtete, schlenderte er die Dorfstraße hinab. Seine rote Halsbinde brannte die Häuser entlang. Die blauen Augen blitzten. Unter dem runden schwarzen Hut mit dem Edelweiß wippte die Junggesellenlocke. Und so war er, dazu mit den modischen österreichischen Kotelettchen, die sich neuerlich an seinen Schläfen herab kräuselten, ein Mann, dem kein Frauenherz leicht zu widerstehen vermochte, der sich über alle Abgründe bisher hinweggespielt und gesungen hatte, und der, auch jetzt noch lachend, an dünnem Randgestrüpp über dem tiefsten und gefährlichsten hing, ohne daß jemand eine Ahnung davon hatte. Außer ihr. Und sie hatte es in der Hand, ihn stürzen zu lassen oder ihn zu retten. Er ließ einen hellen, übermütigen Jauchzer die Dorfstraße hinauf erklingen, der sich über die schmalen, aufsteigenden Felder der Talschaft fortpflanzte, um sich droben an der vordersten Felswand des ernsten, schweigenden Linard zu brechen. Sie hörte ihn und biß zornig die Zähne zusammen. ‚Auch wenn du die Nordostwand bezwängst: ich bin noch etwas anderes als die Nordostwand,' grollte sie hinter ihm drein.

Fröstelnd ging sie an diesem Abend zu Bett. An Hans dachte sie mit Schmerz und einem Groll, der nicht frei von Furcht war. Auch in dieser Nacht träumte sie wieder, von sich, von ihrer Ehe und ihrem Ansehen, alles von einem zweifelhaften Licht umspielt, und je großartiger sie im Traum dastand, desto

Digitized by Google

gequälter und düsterer erschien ihr alles. Schließlich fing sie an, einen Grund zu suchen, um weinen zu können, fand ihn in der Person ihres Mannes, und fing sofort aus voller Seele hingegeben und leidenschaftlich an zu heulen. Darüber erwachte sie, richtete sich im Bett auf, besann sich, was geschehen war, fand den Grund glücklich noch einmal, und fuhr mit tief befriedigter Passion da zu weinen fort, wo das Aufwachen sie unterbrochen hatte. Schnurrend kam der Kater über die Bettdecke zu ihr gestiegen. Den bezog sie in ihre Traurigkeit mit ein, indem sie ihn in die leeren Arme nahm und ihn mit ihren Tränen naß machte. Der Kater legte sich unter ihrer Schulter an und begann mit zugedrückten Augen ihren Ärmel zu besaugen, wozu er sie mit beiden Pfoten begeistert beknetete und auch die Krällchen ein bißchen einhakte. Auch den Mondschein bezog sie ein, dazu den langsamen Pendelschlag der Väteruhr, die vertraute Stille dieses Hauses, die guten schweigsamen Wände, die Ziegen draußen in ihrem finstern Stall, alle Hühner auf den Stangen und die Bäume draußen im Garten. Aber über den Zaun hinaus kam sie nicht. Der Mondschein schwieg, und die frommen, hohen Sterne über dem Linard waren anderweitig in Anspruch genommen. ‚Vielleicht sehen sie auf ihn herab, auf den Esel!' schluchzte Mire sehnsuchtsvoll und wütend. ‚Dann sehen sie auch was Rechtes!' Aber nachzugeben hatte sie immer noch nicht im Sinn. ‚Mag er zurückkommen. Einen Ochsen brat' ich ihm nicht. Nicht einmal einen Kuchen back' ich. Eine neue Gemsenpfeife kann er haben, und damit Schluß!'

★

Dieser nicht ohne jeden stichhaltigen Grund von einem sehr beachtenswerten Weibsbild „Esel" titulierte junge Mann hatte in jener wunderlichen Liebesnacht — denn auch die Zänke und Zerwürfnisse von jungen Paaren sind nichts als Liebesnächte mit Mollvorzeichnung — tatsächlich draußen im kleinen Vorplatz seinen Rucksack und die Doppelflinte vom Haken gerissen, war die Dorfstraße hinaufgestürmt und hatte im funkelnden Mondschein noch in gleicher Stunde den Aufstieg nach der Lavineralp angetreten. Nach einer halben Stunde befand er sich schon im Lärchenwald. Finster tobend drang er durch das Bachtal vor. Er sah nichts, hörte nichts, roch nichts und fühlte nichts als seinen Zorn.

Von der Schutzhütte eröffnete sich ihm ein feenhaft schimmernder Blick über einen großen Teil des Engadinertales mit seinen schlafenden Dörfern und dem lebendig aufblitzenden Inn und auf die gegenüberliegenden Höhen des Vadret und der Zernezer Gruppe. Ein wenig ehrfürchtig wurde ihm jetzt doch zumut. Sein trübe lodernder Grimm mäßigte sich, und eine leise murrende Stille verbreitete sich durch seinen Seelengrund. Seufzend trat er in die Hütte. An Mire dachte er heute nicht mehr; dazu hatte er einen zu eigensinnigen Kopf. Aber ein scharfer und ziemlich wacher Schmerz bohrte ihm in der Brust und machte, daß er sich eine ganze Stunde lang unmutig hin und her warf, ehe seine Glieder, die ihn vor Müdigkeit schmerzten, zur Ruhe kamen.

Gestärkt und mit aufgefrischtem Trotz erwachte er am andern Morgen. Beinahe freute er sich auf einen Tag unbegrenzter Zornesauslassung. Zu den Denkern gehörte er so wenig wie zu den Träumern und Dichtern, aber ein kleiner Lügner war er so gut wie alle andern, nur daß er ganz unbewußt log. Er glaubte heilig an alles, was aus seinem Hirn und aus seinem Mund kam, und so war er auch ehrlich davon überzeugt, daß er aus Eifersucht auf seine schöne Frau diesen heidnischen Sprung in sein Junggesellenleben zurück getan habe. Aber in Wahrheit benötigte er schon lange Ferien von der Ehe. Seit Monaten war das Gelüste danach und nach unbotmäßiger freier negerhafter Streiferei in ihm gestiegen.

Jetzt erhob er sich aus der Streu, legte ordentlich die Decken zusammen, die der Alpenklub hier zur Verfügung hielt, musterte die Lebensmittelvorräte, suchte sich das Gewünschte aus, erlegte den Preis nach der ausgehängten Liste, und nachdem er sich durch einen heißen Kaffee vollends ermuntert hatte, trat er mit gerunzelter Stirn aus der Tür der Hütte, von wo aus er sofort mit höchstem Mißtrauen die Umgebung musterte. Aber Mire war ihm keineswegs hier herauf nachgestiegen, und frisch enttäuscht über ihre Unbußfertigkeit zog er blinzelnd die Lider zusammen, um nun den Linard in Augenschein zu nehmen. Weniger als diese pathetische Riesenpyramide hatte er für heute nicht im Sinn. Und er hatte es im Sinn mutterseelenallein und von der schwierigsten Seite; das war er seiner Selbstachtung schuldig. Nebenher wollte er sehen, wo es Gemsen gab, aber nur ganz nebenher. Auf seinen Charakter hielt er etwas, und mit ihm wollte er leben und sterben. So nahm er ihn nun wie einen Bergstock zur Hand und begann den weitern Aufstieg. Noch ein paar blaue Enzianen auf Vorposten, eine Arvengruppe, ein geborgenes Fleckchen mit Alpenprimeln, eine Schule Legföhren, der letzte dünne Grasstreifen — und er gelangte über

Digitized by Google

den vorgeschobenen Moränenstreifen auf das erste Schneefeld. Mit kundigem Auge verwehte Spalten umgehend und kühn offene überspringend passierte er sehr rasch diesen Abschnitt. Darauf kam er auf eine Hochebene voll hingeworfener Felstrümmer, deren drohende, wilde Eisenschwärze seinen Gemütsverhältnissen wieder sehr wohl tat. Besonnen wand er sich zwischen ihnen durch. Nachher empfing ihn mit kaltem Atem wieder ein Gletscher. Es ging jetzt jäh aufwärts. An einigen Stellen, denen er nicht traute, mußte er über die hingetürmten Eisblöcke klettern. Er schnaufte, schwitzte, pickelte, rutschte, kletterte in schweigender Emsigkeit, und auf sein beflissenes Tun sah der gewaltige Linard ewig und erhaben herab.

Endlich war er auch mit diesem ungeordneten Gletscher fertig, und verschnaufend saß er am Fuß des Felsgrats, den er nun steil angehen wollte. Blinzelnd prüfte er seine Seiten, Kamine, Runsen, Kanten und Abstürze. Nur gelegentlich und scheu streifend ging sein Blick nach dem Hochkegel, und dann zog sich sein kräftiges Herz leicht befremdet zusammen vor dem drohenden Bild, das er mit seinen grauen Bändern von Gneis, den schwarzen von Hornblende und den weißen von Schnee- und Eissimsen darbot. Zum erstenmal merkte er, daß er allein war. Inmitten dieser gigantischen Wüstenei aus Felsblöcken und Eiswiesen, dem Reich des Todes, in dem kein Pflänzchen mehr wuchs und kein Flügel mehr flatterte, und wo mit kaltem Atem der Schrecken der Vergänglichkeit wehte, durchrieselte ihn mit seltsamer Kühle zum erstenmal in seinem Leben die Empfindung von seiner eigenen Zerbrechlichkeit und von der Hinfälligkeit alles warmen, organischen Lebens überhaupt. An Mire dachte er auch jetzt nicht, aber in der absoluten Einsamkeit wurde jener Schmerz noch schärfer und bohrte schonungsloser, weil er weniger Widerstand fand. Flüchtig erinnerte er sich an Ignaz, mit dem er bis jetzt alle Mühen und Gefahren auf dem höhern Gebiet des Linard geteilt hatte. Wie ein aufgeschlagenes Bilderbuch Gottes lag tief unter ihm die weite, fröhliche Welt, das Reich des Lebens, der Geborgenheit, des geselligen Treibens und Schaffens. Unwillkürlich suchte er mit dem Blick sein Dorf. Dort lag es am blitzenden Band des Inn, und der Vormittagsrauch stieg aus seinen Kaminen. Nun, mochte es liegen. Mochte dieser Ignaz seinem Weib schöne Augen machen, und mochte dies Weib dazu ernst oder lächelnd blicken: was lag daran? Hier oben herrschten Erhabenheit und Schicksallosigkeit.

Den letzten Aufstieg begann er ungläubig und ohne rechte Vorstellung. Es war kein Ignaz Tscharner da, der Pläne entwarf, die er ablehnen oder durch Einwände zur Klärung durchstreiten konnte, um nützlich verärgert dann das Wagnis zu unternehmen. Langsam, zweifelnd und mit zusammengebissenen Zähnen setzte er Fuß vor Fuß, packte sich oben an den Kanten des Felsen und tastete unten mit der benagelten Sohle nach Halt aus, maß mit zunehmender Besorgnis die immer halsbrecherischeren Abstände und ließ immer mehr Gelegenheiten zu einem rechtzeitigen und aussichtsreichen Rückzug vorbeigehen, weil er eigensinnig verbohrt nur geradeaus stieß, wild und erbost auf den nahen Gipfel der Pyramide los. Den brauchte er nun heute zum Beweis seiner Übergeordnetheit vor sich selber. Aber auf halber Höhe mußte er haltmachen, um zu veratmen und seinem Herzen Zeit zu lassen, das nun wie mit Hämmern gegen die Brustwand schlug. Ohne viel hinauf und hinunter zu spähen wartete er einfach, bis ihm der Atem wieder leichter wurde; dann setzte er den Weg fort. Zweihundert Meter unter der Rißkante hielt er ratlos ein. Der Schweiß rann ihm in Strömen von der Stirn. Seine Finger bluteten. Sein Atem pfiff. Das Herz jagte wie eine überheizte Lokomobile. Vor den Augen tanzten ihm flimmernde Punkte. Aber seine Knie waren straff; mit düsterer Befriedigung stellte er fest, daß er von jenem charakteristischen Zittern der Kniebänder, das immer großen Unglücken vorangeht, noch weit entfernt war.

Sonst jedoch gab er sich nüchtern und geradehin zu, daß er jetzt weder vorwärts noch rückwärts weiter wußte. Er hatte sich verstiegen. Über ihm ragte mit wilder und hohnvoller Wirklichkeit eine Gneiswand auf. Unter ihm stürzte fast senkrecht eine Schicht von Hornblende ab. Seine Füße hafteten schmal und unsicher auf einem verschneiten Gesims von etwa zwei Handbreiten. ‚Jetzt vor allen Dingen Ruhe!' sagte er sich. Ein Bedauern darüber, daß er nicht sitzen oder wenigstens hocken konnte, durchzog ihn flüchtig. ‚Es ist besser; sonst schläfst du ein.' Ein wütendes Schlafbedürfnis nach den übermenschlichen Anstrengungen erfaßte ihn und wehte ihm mit mächtigen, schwülen Flügeln eine halbe Bewußtlosigkeit nach der andern zu. Aber das Herz beruhigte sich, und auch der Atem wurde wieder steter. Das Pochen in den Schläfen ließ nach, und in dem kühlen Wind, der hier oben von den Gletschern durch die Felszinnen strich, begann ihn in seiner naßgeschwitzten Wäsche leise zu frösteln Ein Bad im Gletschersee hätte ihn kaum

Digitized by Google

mehr erfrischen können. Lebhafter begann er zu atmen. Klarer gingen seine Gedanken. Aber aus seiner Lage rettete es ihn nicht.

Da stand er klein und verlassen, hing entschlossen, aber ohne Gedanken an einer ungeheuren Mauer, und wenn kein Wunder geschah, so war er verloren. Unabsehbar, unbegreiflich dehnte sich der gewaltige Himmelsraum über ihm und um ihn her aus. Kein Wölkchen, kein Vogel, kein Staubflöckchen: nur klare, strahlende, flammende Bläue und feuerflutende Höhe vom Zenit zur Erde nieder und von der Erde zum Zenit auf. Und drunten dies kühne, weite, erstarrte Wellenmeer von Bergen, Hügeln und Tälern, Ebenen, Gletschern, Felsen und wieder Bergen und grünen Tälern. Ein Gefühl von hoher Traurigkeit erfüllte ihn, wie er etwas von gleicher oder auch nur ähnlich kostbarer und zugleich vernichtender Gewalt noch nicht erlebt hatte. Auch jetzt zitterten ihm die Knie nicht, aber das Herz wurde von einem leisen Beben durchschüttert, und die Seele erlag einer unendlich süßen und kummervollen Vibration von Furcht und einer ganz neuen Art von Sehnsucht. Als er etwas ängstlich erstaunt ihrer Richtung folgte, bemerkte er, daß sie ihn keineswegs aufwärts, sondern abwärts führte, talwärts, dorthin, wo er herkam, wo die andern wohnten, wo er noch gestern mit seinem jungen Weib gehaust hatte. Und jetzt war er nicht mehr weit vom Kniezittern entfernt. Aber damit zuckte auch sein Selbsterhaltungstrieb auf. Eine kräftige Schamröte durchpulste ihn mit einer Welle gesunden Zornes. ‚Soll ich hier hängen und warten, bis ich vor Entkräftung abrutsche wie ein Bergfex? Mag das Ignaz passieren, aber keinem Hans Cobald!'

Todbereit und mit dem Leben im reinen, wie er war, sah er gefaßten Blickes zum letztenmal an der starren Mauer hinauf, um noch einen Versuch zu machen und dann durchzudringen oder unterzugehen. Und da erschien seinem Blick voll übernüchterner Klarheit (wie ihn bloß Sterbende oder Menschen in höchster Gefahr haben) plötzlich nahe und einfach in Handhöhe ein Zacken, der ihm vorhin entgangen war, weil er mit bewölktem Sinn daran vorbeigesehen hatte. Seitwärts bot sich ein Einsatz dar, worin er mit der Stiefelspitze Platz fassen konnte. Was nachher kam, konnte er dann wieder nicht sehen. Noch ein Auge voll Welt und ein dunkel liebender Blick über das Tal! Dann ein entschlossener Griff und ein Ruck. Schon war alles wie im Traum oder Fieber. Glühend vor heißer Spannung hing er einen Moment zwischen Himmel und Erde. Wieder ein Griff, wieder ein Ruck. Er wußte selber nicht, wie er vorwärts kam, und hätte es nachher auch unmöglich beschreiben können. Halb bewußtlos merkte er nur, daß er stieg und nicht abstürzte, daß die schwarze scharfe Linie oben näher und näher rückte. Ein Stein bröckelte unter seiner Schuhspitze ab. Zum Teufel mit ihm, einen andern Halt her. Nun faßte er mit einer Hand und jetzt mit beiden Händen den Grat —! Und dann noch ein letzter gewaltiger Ruck, und er saß hoch atmend mit tödlich jagendem Herzen oben! Oben! ‚Mire, noch bist du mich nicht los! Die Witwentracht wäre dir sicher gut gestanden. Aber noch besser soll es dir stehen, am nächsten Sonntag mit mir zur Kirche zu gehen.'

Gerührt war er nicht. Müde und von einem hellen Trotz erfüllt saß er auf dem Grat. Die Linardspitze ragte jetzt vor ihm auf wie ein Weib, das den letzten Widerstand aufgegeben hat, oder ein Feind, der kapituliert. Noch eine halbe Stunde tüchtige, wenn auch ungefährliche Arbeit, und er konnte von der Höhe seines Triumphes herab auf das ganze Land blicken. Daran lag ihm jetzt nichts mehr. Ebenso wichtig kam es ihm nun vor, als hätte er den besondern Ehrgeiz gefaßt, droben eine Zigarette zu rauchen. Pah, das stand jedem frei. Was nicht jedem freistand und nicht jedem gegeben war, das hatte er eben erlebt. Es gab noch andere Gipfel als den des Linard, Gipfel des Lebens, Gipfel des Schicksals, auf denen Gott mit einem spielt. ‚Leb' wohl, du Grauschwarzer! Ich brauche dich nicht mehr.' Spottend und ganz tief und geheim innerlich lachend zog er seinen Rucksack aus, um etwas zu essen. Dazu nahm er in gemessenen Abständen einen Schluck Veltliner. Als das geschehen war, rutschte er rittlings auf dem Grat niederwärts, bis er breiteren Weg fand. Auf dem stieg er bis zur ersten schneefreien Stelle ab, wo auf einer kleinen Wiese neben einem Gletscherbach einige tiefrote Silenen standen. Zwischen diese warf er sich hinein, und nach wenigen Minuten lag er in einem tiefen Schlaf, aus dem ihn erst der Abendwind weckte. Da stand die Sonne tief und rot hinter den Davoser Bergen. Aber jetzt schreckte ihn nichts mehr. Erfrischt und wunderbar gestrafft, als ob er in einem Zauberquell gebadet hätte, trat er den Rückweg nach der Schutzhütte an, die er nach einer unterhaltsamen Schleife über den Gletscher und verschiedenes Geröll und dann durch Arven- und Lärchenwälder erreichte, als eben der Mond hinter dem Vorarlberg herauf stieg. Er kochte sich eine dicke Suppe aus Haferflocken und aß Büchsenfleisch dazu. Vor dem Schlafengehen setzte er sich mit

einer Flasche Veltliner noch vor die Hütte und trank sie im Angesicht des Mondes halb feierlich, halb spöttisch bis auf den Grund leer. Dann schlief er wieder tief und traumlos. Sein letzter Gedanke war: ‚Morgen noch einen Gemsbock, und dann heim.'

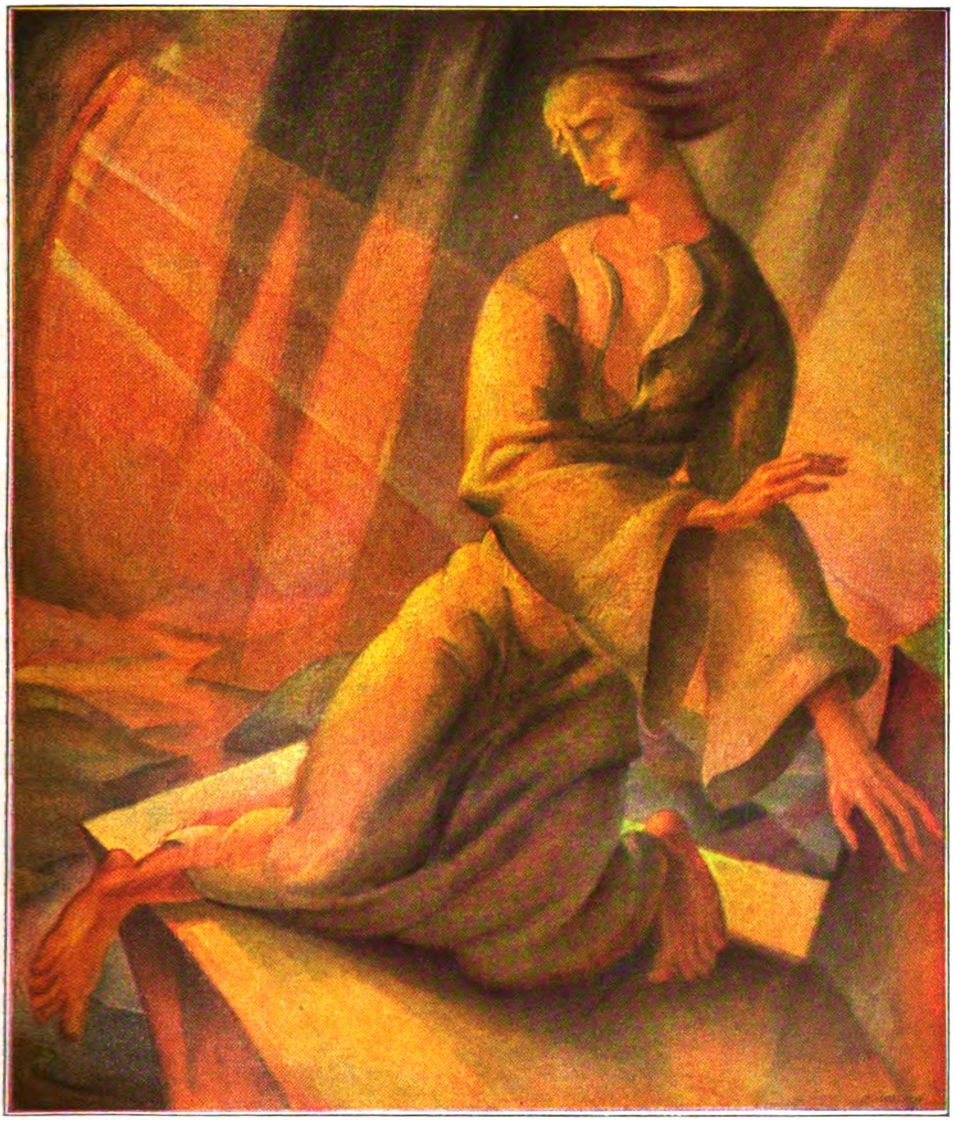
★

Indessen geschah ihm diese Nacht etwas Unerhörtes: er träumte. Ganz deutlich und mit großem Nachdruck hörte er im Schlaf die Worte: ‚Liebe alle und traue keinem!' Einen Moment lag er ganz starr vor Staunen und Überraschung. Dann fuhr er in die Höhe und sah drohend um sich: ‚Wenn da vielleicht einer sich unterstehen will, mit mir sein Spiel zu treiben —!' Eben graute der Morgen, und in der Hütte war knapp soviel Licht, als nötig war, um festzustellen, daß er vollkommen allein darin lag. Auch in den Sparren des Daches hing keiner. Ihm wurde ganz wunderlich zumute, und ein bißchen dumm glotzte er jetzt, während er erst richtig erwachte, in das Tagwerden. ‚Liebe alle und traue keinem!' — was das für Worte waren außerdem! Das heißt: so abwegig hörten sie sich genau genommen gar nicht an, und Ähnliches oder in der Richtung Liegendes hatte er selber wohl schon unklar gedacht. Schließlich war dies der einzige Schlüssel, mit dem man das Verhältnis zu andern Menschen regeln konnte, ob das nun Freunde oder Verwandte waren oder die eigene Frau. Das Wort müßte noch ergänzt werden durch den Zusatz: ‚Und hänge dich an keinen!' Dann kam man auch nicht dazu, sich über einen zu grämen oder mehr zu erzürnen, als einem gut tat. Trotzdem stand er schnell auf, warf die Decken von sich und trat mit ein paar langen Schritten vor die Hütte hinaus, um zu sehen, ob nicht dort jemand gesprochen hatte, so wunderbar kam ihm das immer noch vor.

Aber das kleine Hochplateau war ganz leer. Silbergrau rannen die nahen Felswände aus der Höhe herunter. Auf einem Felszacken über der silbergrauen Wand bemerkten seine scharfen Augen einen Adler, der dort die Wache gehalten hatte und jetzt sein Gefieder putzte. Eine feierernste Stille herrschte in dieser Welt der wilden Erhabenheiten, und aus seiner Spannung langsam und stoßweise aufatmend kehrte Hans in die Hütte zurück, um sein Frühstück zu kochen und seinen einsamen Gedanken nachzuhängen. ‚Die Mire, sieh mal, da stimmt es zum Beispiel haarscharf: ‚Lieben und nicht trauen!' Auch das andere: ‚Und hänge dich nicht an sie!' Eine Frau verliert man durch die Untreue oder durch den Tod — anders nicht. Basta.' Der Kaffee war fertig und getrunken. Er legte wieder die Decken zusammen, brachte die Hütte auch sonst in Ordnung, überrechnete seinen Verbrauch und ob seine Bezahlung stimme und nahm seine Geräte. Mit Rucksack, Doppelflinte und Bergstock trat er in die inzwischen breit eingebrochene Morgenfrühe hinaus und schlug sofort die Richtung nach dem Gemsrevier ein. Die Gedanken über Ignaz hatte er auch jetzt abgelehnt. ‚Der ist erst dritte Wichtigkeit und kommt dran, wenn ich den Bock habe!' Nur soviel schien ihm hier klar, daß Tscharner zu den Männern gehörte, die allen trauten und jedermann anhingen und doch niemand wirklich liebten. Wie dann das wieder möglich war, das zu ergründen verschob er mit Fug auf die weitere Zukunft.

Nahe der Hütte stieg ein Grat von mittlerer Höhe auf, den Hans zunächst anging, um von dort einen Ausblick zu nehmen. Hier lagen schon die höchsten Spitzen im Bereich der Sonne, aber in den Tälern war es dunstig und graute kaum das erste Frühlicht; in den Winkeln braute sogar noch die Nacht. ‚Ignaz würde jetzt einen Jauchzer ausstoßen und den Hut in die Luft werfen!' dachte er geringschätzig. Statt dessen zog er so viel Morgenluft in seine breiten Lungen, als darin Platz hatte, und griff dann mit gewaltigen Sprüngen den Grat an. Angeregt und ermuntert war auch er, aber es gehörte zu seinen Grundsätzen, daß alles einen Sinn und Zweck haben müsse. Nach einer kleinen halben Stunde stand er oben und blickte sich um. Genau westlich äste ein Gemsrudel. ‚Bleiben sie stehen, bin ich in einer guten Stunde bei ihnen, gehen sie weiter, so muß ich durch die Saglinschlucht, und die Sache wird langwierig.' Er schaute ostwärts. Da arbeitete sich aus dem Dunst der Lavinerschlucht eine Bergsteigertruppe herauf: eine Linardbesteigung ohne ihn! Ihm gab es einen Stich. Er schärfte seine Augen; dann riß er den Feldstecher hervor. Was er sich ohne Gläser schon denken konnte, das sah er mit hinreichender Klarheit: der Führer dieser Truppe war Ignaz Tscharner. Ein aufmerksames Zucken lief über sein Gesicht, das zur Hälfte aus zorniger Eifersucht und zur Hälfte aus überlegenem Hohn bestand. Lange sah er den Bewegungen der Kolonne kritisch zu, aber es ließ sich nichts dagegen sagen: sie war richtig geführt. ‚Nun, dort geht es noch. Aber sie haben die Nordostseite im Auge. Pah, ihre Sache. Mögen sie sehen, wie sie hinauf und wieder herunter kommen.' Grimmig setzte er hinzu: ‚Und was dann von ihm übrig bleibt, das nehme ich mir vor!' Entschlossen wandte er sich seinen Gemsen zu.

Aber der Stachel davon, daß er diese Tage



Versuchung. Gemälde von Carl Schwalbach

Digitized by Google

Digitized by Google

in Wirklichkeit von seinem Junggesellenstand Abschied nahm, während Ignaz weiter den freien Mann spielte und zum Teil sogar in seiner, Cobalds, Rolle, saß ihm doch sehr tief im Fleisch. ‚Er scharmiert meine Frau und führt meine Besteigungen,' immer wieder fuhr ihm dieser Gedanke wie ein brennender Pfeil durch den Kopf, und was er dort beleuchtete, das waren allerlei halbfertige Abrechnungs- oder Rachefabrikate, die er neben dem Gemsentrieb her förderte. Übrigens gingen die Tiere ganz gegen seine Erwartung nicht der Schlucht zu, sondern schickten sich an, noch höher zu steigen. Bequem war das nicht für ihn. Um die Tiere vielleicht von ihrer Absicht abzudrängen, leitete er eine großangelegte Umgehung ein, bei welcher er ganz offen und nach Gefallen zu Werk gehen konnte, denn sie sollten ihn ja merken. Sie fingen auch bald an unruhig zu werden. Zuerst versuchten sie gleich hier hoch zu gehen, standen indessen davon ab und hielten noch eine Weile, nur gelegentlich äsend und hauptsächlich sichernd, den Platz, bis er soweit war, daß sie nur noch ostwärts weichen konnten. In der Zeit hatte er aber einen Gewaltmarsch gemacht, zu dem jeder andere gute zwei Stunden gebraucht hätte. Der Schweiß lief ihm bereits in Strömen über das Gesicht. Er traversierte den Gletscher an einem Zipfel, arbeitete sich durch schwarzes Felsgetrümmer von haushohen, durcheinander gestürzten Felsblöcken hindurch, und erschien endlich, den Tieren ganz unerwartet, rechts hinten in der Höhe. Sie stutzten, führten einige unschlüssige Bewegungen aus und strichen scharf östlich ab. Hans nickte sachlich und ließ sie einstweilen laufen, um sich zunächst zu setzen und ein wenig zu verschnaufen. Alles Kommende sah er jetzt genau voraus.

Die Täler hatten sich inzwischen aufgeklärt. Dächer schimmerten herauf. Er sah auf die Uhr. ‚Die Mire hat die Ziegen und Hühner gefüttert, dann Kaffee getrunken, und jetzt geht sie wohl in den Garten, wenn sie nicht Wäsche hat,' dachte er. Wieder nahm er seinen Feldstecher vor die Augen, um unter den Hütten drunten sein Häuschen zu suchen. Er fand es, konnte aber seine Frau nicht entdecken; es war doch alles gar zu klein und zu fern. Eine erste Regung von Zärtlichkeit durchpulste ihn warm. Einfach und erfreut dachte er: ‚Es ist schon gut, daß man sie hat!' Und herzlich setzte er hinzu: ‚Denn ein ganzer Kerl ist sie so oder so!' Plötzlich zog er die Brauen zusammen. Im Morgenwind war irgendwo in der Ferne ein heller, übermütiger Jauchzer in die Höhe gestiegen, und der Luftzug trug ihn mit solcher Klarheit in die Weite, als ob der Jodler gleich hier hinter der Felsnase stünde. Hans kannte den Ton. Seine gute Stimmung war vorbei, und nachdem er finster grübelnd noch eine Weile auf seinem Felsbrocken gesessen hatte, erhob er sich, um seinen Weg fortzusetzen. ‚Und wie dann, wenn er der Mire und allen Leuten zeigt, daß er auch ohne mich etwas zu leisten imstande ist? — Herrgott, ich könnte nicht weiter existieren, wenn ich nicht etwas vor dem Faselnarren voraus hätte!' Erschrocken blieb er stehen, um dieser Erkenntnis weiter nachzudenken. ‚Das ist nicht mehr bloß die Sache Hans-Mire-Ignaz,' kopfschüttelte er sorgenvoll. ‚Da steckt ja noch viel mehr dahinter.' Ihm wurde erstmalig zumute wie einem Gebirgswanderer, dem die Gipfel nacheinander vor den Blicken aufgehen und dem sich die Täler und Abgründe auftun.

Gesammelter griff er die Flanke des Berges an. Nach einer weitern halben Stunde erblickte er — es hatte unterweilen noch ein paarmal zu seinem Mißvergnügen hell und übermütig gejauchzt — sein Gemsrudel von neuem. Diesmal ließ er sich nicht sehen. Da er vor dem Wind war, so konnte er sich nun in aller Vorsicht und jägergerechten Umständlichkeit anpirschen.

Da waren die Jauchzer schon eine ganze Weile verstummt. ‚Bei denen braucht's jetzt den ganzen Mann, und viel Lust zum Jodeln wird ihm nicht mehr bleiben!' Einmal überblickte er prüfend die Ostwand, soviel sich ihm schon davon bot, aber er sah nichts von der Kolonne. Zudem taten ihm Kopf und Kräfte not für seine eigene Unternehmung, die sich noch einmal zu einer halsbrecherischen Klippenkletterei komplizierte. Ruhig und methodisch setzte er Fuß vor Fuß, prüfte jeden Stein, schätzte jede Wendung ab, und während drüben nun ahnungslos und gelassen die Tiere weideten — kaum daß der Bock einmal flüchtig sichernd das Gehörn hob —, schwebte er auf halber Höhe über dem Abgrund der andern Seite der Schlucht zu, die ihn noch von ihnen trennte. Drunten tobte ein Gletscherbach. Kaltes blaues Wasser schoß zwischen nassen Felsstücken dahin. Weißer Schaum brauste auf, und der Gischt spritzte bis zu ihm. Ein unaufhörliches, klirrendes Donnern erfüllte die Tiefe und brach sich in den vielen Verklüftungen und an den Vorsprüngen. Jetzt noch einen Ruck, dann zwanzig Meter auf dem Bauch, einen letzten Schwung, beinahe hängend ausgeführt, und er war drüben. Langsam, vorsichtig streckte er den Kopf über den Rand. Sein Herz arbeitete wieder wie eine Maschine, aber sonst hatte ihn die Eiskellerkälte der Schlucht prächtig abgekühlt, und

Digitized by Google

zur Not hätte er schon schießen können. Im tiefsten Vertrauen auf ihre Sicherheit ästen die Tiere weiter.

Er suchte den Bock. Der stand auf der andern Seite durch das Rudel gedeckt; ohnehin mußte er also warten, bis das Feld schußfrei wurde oder der Bock näher herankam. Ein Blick über das Terrain sagte ihm, daß sie selbst beim Abziehen nur an seinem Büchsenlauf vorbei konnten, und beruhigt richtete er sich ein. ‚Liegt der Bock, so wirst du einmal jodeln!' dachte er zornig. Mit beinahe kosendem Blick überging er die schönen, starken Tiere. Er zählte jetzt einen alten Bock mit zwei jungen Kameraden, und herwärts drei Geißen mit fünf Kitzen. Seine Sinne waren jetzt so wach und hell, daß er das Rupfen ihrer Zähne am Gras hörte, und er zog erfreut den starken, gesunden Duft ein, den ihm der schwache Wind zutrug. Die Tiere erinnerten ihn an Mire — er wußte nicht: wegen ihrer selbstverständlichen Kraft, wegen ihrer Schönheit oder wegen des Duftes. Ein frischer Hunger nach ihrer Körperlichkeit überkam ihn, und die Augen wurden ihm kühn.

Plötzlich wurde er ungeduldig. Ihm war, als ob er alle schönen Aussichten zuletzt verpassen könnte, wenn er diese Naturandacht noch länger fortsetzte. Noch einmal überprüfte er das Gelände, dann pfiff er gellend durch die Finger. Alle Köpfe fuhren hoch, allein da es im Gebirge schwer ist, zu bestimmen, woher ein Schuß oder sonst ein vereinzelter Laut kommt, blieben sie gespannt stehen, um weiteres abzuwarten. Nun ließ er einige Steine unter seinen Füßen davonkollern. Aber fallende Steine waren sie gewöhnt; sie wandten sich nur nach seiner Richtung — alle witternd, die langen Ohren spielend hinter den Hörnern in der Höhe, und die gedrungenen kurzen Körper noch näher zur Flucht zusammengenommen. Da sagte er halblaut und zuredend: „He, und was wird jetzt? Wollt ihr denn noch nicht abziehen, daß ich endlich auch heimkomme?" Hochauf bäumten sie vor der menschlichen Stimme. Gleich darauf schoß in einem Strich das Rudel mit den Kitzen davon. Die Böcke, die nur undeutlich gehört hatten, warteten noch immer; offenbar verließen sie den Platz nicht gern. „Ihr werdet schon laufen," brummte Hans. „Aber nicht alle." Die Distanz war ein bißchen groß, doch er traute sich etwas zu, zielte, zog ab und sah im nächsten Moment mit einem gewaltigen Satz den alten Bock in die Luft steigen. Im Niederkommen war er schon tot; wie ein lebloser Sack mit dem Kopf voran schlug er zur Erde, streckte sich und zitterte nicht mehr mit einer Fiber. „Herzschuß!" brummte Cobald zufrieden, während er den jungen Böcken nachsah, die in hellem Entsetzen niederwärts davonstoben, daß es von Steinen und Kies nur so flog um sie. Rasch stieg er vollends aus der Kluft heraus, schwang sich auf die Ebene hinauf und ging vor allen Dingen seine Beute besehen. „Ein speckfetter Bursch und in den schönsten Jahren. Hast einen guten Tod gehabt, Kerl, und so sei zufrieden!" Dann richtete er sich stolz auf und ließ einen langhinrollenden, mächtigen Jodler erklingen, der sich tönend an den Wänden brach und in zwanzig Echos zu ihm zurückkam. Eine kleine Weile wartete er, ob er von drüben, wo die Kolonne arbeitete, Antwort bekäme. Als alles still blieb, machte er sich ans Ausweiden.

Er war fertig, machte seinen großen Rucksack frei, arbeitete den Bock hinein, und setzte sich bequem hin, um jetzt vor allen Dingen ausgiebig zu frühstücken, da er einen gerechten Hunger verspürte. Als das geschehen und auch mit einem Schluck Veltliner nachgespült war, nahm er seine Last auf und trat den Heimweg an. Von der Gemsenweide folgte er den Tieren eine Strecke. Dann hatte er die Wahl, ob er sich scharf rechts nach der Saglainschlucht wenden oder den Anstieg der Truppe über die Alpweide einschlagen wollte. Der erste Weg war näher, auf dem zweiten bekam er vielleicht etwas von den Bergsteigern zu sehen. Er entschied sich, da er nicht nur eifersüchtig, sondern auch neugierig war, für den zweiten. Im Bogen um die Wand herum kam er jetzt genau in den Rücken der Gesellschaft. Ein paarmal war ihm schon gewesen, als ob der Wind Rufe zu ihm trüge. Als er nach einer kleinen Stunde den Klotz umgangen hatte, blieb er unruhig stehen. „So tönt es nicht, wenn man sich gegenseitig zuruft!" brummte er, indem er suchend an der wilden Wand hochblickte. Nach längerer Zeit entdeckte er einige kleine Figuren, die weit oben an einer Klippe zu hängen schienen. Er riß seinen Feldstecher heraus. Nachdem er noch eine Weile sich die Sache besehen hatte, sagte er ziemlich laut und ein wenig erregt: „Da wird allerdings schon Grund zum Rufen sein, Himmeldonnerwetter!" Ohne weiteres Besinnen warf er seinen Sack ab, nahm die Flinte vom Rücken und feuerte den Schuß aus dem zweiten Lauf in die Luft, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Dann legte er die Hände trichterförmig an den Mund und schrie: „Hallo!" Eine Weile war es still; nur das Echo antwortete. Endlich drangen verwirrt und kläglich einige Rufe gleichzeitig an sein Ohr. Sie kamen von der Wand herunter,

Digitized by Google

und Hans wußte jetzt Bescheid. Er legte das Gewehr über den Rucksack und nahm den Bergstock zur Hand.

★

Ignaz war einer der Menschen, die nie Streit haben, weil ihnen keine schroffe Wirklichkeits-Forderung im Kopf spukt, und da sie mit dem höflich und lustig beflaggten kleinen Schifflein ihres werten Ich sich listenreich durch alle Klippen schlängeln, kommen sie auf die Idee, daß ihnen alles dienstbar und botmäßig sei. Weitere Ideen haben sie gewöhnlich nicht. Anderseits sind sie aus derselben Ursache jedem holden Augenschein verfallen, und in welcher Tasche sie ein Stückchen Zucker wittern, der laufen sie nach, bis sie eines auf die Nase bekommen oder sich das Gebein brechen. Ignaz witterte jetzt bei Mire Zucker, und daß der Augenschein der jungen Frau nicht zur unholden Klasse zählte, konnte ihm jeder bestätigen, wenn er seinen Sinnen allein nicht genug traute. Aber er traute ihnen getreulich und freudenvoll. Er traute auch den Worten der schönen Strohwitwe, die ihn auf eine selbständige Großtat verwies. Er traute seinen Kräften und Fähigkeiten. Und irgendwie traute er sogar Hans Cobald, daß er selber auf diese oder jene Weise bei seinen jüngsten Hoffnungen Gevatter stehen werde. An Zerwürfnisse oder Kämpfe dachte das neutrale Heldenblut weiter nicht. Er stellte jenen muntern Jauchzer her mit dem Untertext: ‚Alles ist mir untertänig!', warf die Jacke über die Schulter und verfügte sich zu seinen beiden Amerikanern, die auf der Silvrettagruppe irgend etwas Außerordentliches leisten und erleben wollten und nun schon seit sechzehn Stunden auf seine, Ignazens, Erleuchtung und Entschließung in Ruhe warteten. Unterwegs trieb er den nach Hans Cobald zweitbesten Führer auf, der ebenfalls schon allerlei Erkleckliches geleistet hatte, und nach einer Viertelstunde war die Gesellschaft einig. Nachmittags wollte man nach der Schutzhütte aufbrechen, um am andern Tag bei guter Zeit in aller Gründlichkeit die wilde Ostwand anzugehen. Aber im Lauf des Tages schien es den Amerikanern nicht genug, die Sache über eine Nacht zu leisten, sondern sie wollten den Ruhm über den Ozean nach Hause nehmen, dazu noch alles zwischen zwei Mitternächten zustande gebracht zu haben. Der Ersatzführer sah bedenklich dazu, aber für Ignaz war das gerade Wasser auf die Mühle, und er entwarf eifrig das neue Programm. Es war eine Mondnacht zu erwarten. Man konnte um zwei Uhr abmarschieren, um fünf Uhr bereits unterhalb der Wand sein, ohne den Umweg zur Hütte zu nehmen, und nach einer ergiebigen Pause verfahren wie schon vorhin beabsichtigt. Einwände und Bedenken des Kameraden lehnte er lachend ab. Die Yankees hatten im Hinblick auf die gesteigerten Ansprüche noch die Prämie erhöht, und auch dies zählt in jedem Vaterland zu den holden Augenscheinen.

Männiglich ging früh schlafen. Um zwei Uhr stand alles marschbereit im Vestibül des Hotels. Als man an dem Häuschen vorbeitrappte, in dem er die schöne Mire schlafen wußte, jodelte er, so kunstvoll und so leise er konnte, wobei er einerseits sehr gern gehört worden wäre und anderseits nur ungerne stören wollte. Pünktlich um fünf Uhr stand man dann nach einer wundervollen Mondscheinwanderung unter der wilden Wand, und Ignaz, der sich dachte, daß Hans irgendwo in diesem Gebirge herumtobte, stieß den schon gemeldeten Frühjauchzer aus. Angeseilt in zehn Metern Abstand arbeitete sich die Kolonne über die Geröllhalde vollends an die Wand heran, und bald hingen die einzelnen Figuren wie Vögel übereinander an der wilden Fluh. In gespanntem Schweigen stieg Tscharner als Führer voran, ertastete Halte, schlug Stufen in den Fels, rechnete und zielte. Dazwischen erteilte er Anweisungen nach unten, bewachte die Bewegungen der Amerikaner, und tat dann mit spähendem Blick den nächsten Schritt. Bald gingen alle Herzen wie Schwermotoren. Die Pulse zuckten in den Schläfen. Langsam erweiterte sich der Abstand niederwärts, wuchs die senkrechte Wand unter ihren Füßen, während die über ihnen immer noch höher und wilder drohend aufzusteigen schien, und der blaue Abgrund des Himmels mit jedem Schritt um schreckende Unendlichkeiten zurückwich. Stumm und keuchend haspelten sich die anderen ihm nach. Ignaz dachte für sie, sah und prüfte für sie, aber streckenweise vergaß er auch sie — ganz verfangen in dem packenden, bewegenden und alle Seelenkräfte spannenden Abenteuer mit dem grenzenlosen Raum um ihn her.

Soviel sah Tscharner deutlich, daß vom ersten Drittel an die Aufgabe mit jedem Schritt schwerer wurde, und daß sich die Unmöglichkeiten zu häufen begannen. Aber er hatte Phantasie und Schwung, und wo Hans vorsichtig lieber einen Schritt zurücktat, da half er sich mit drei kühnen Sprüngen aus einer Klemme und war zugleich wieder ein ganzes Stück weiter. Jetzt stand er auf einem Punkt, der ihm zwei Wege eröffnete: er konnte durch einen Kamin etwas schräg hinaufklimmen, um dort auf Umwegen zum obern Absatz zu gelangen, oder er konnte

Digitized by Google

einen kaum fußbreiten Sims entlang nach einer Partie hinüber kommen, die ihm fast senkrecht eine ganze Kette von kühnen Klimmzügen und damit den letzten kurzen, wenn auch etwas ungeordneten und wilden Durchbruch eröffnete. Erwägend stand er und rechnete. Zweifellos war der erste Weg berggerechter und auch weniger gefährlich. Der andere versprach zwar einen raschen, ruhmreichen Austrag, einen glänzenden Beschluß, aber alles hing an Haaresbreite, und wenn die beiden Yankees auch gut arbeiteten, so war doch keiner von ihnen Ignaz Tscharner und auch nicht Hans Cobald. Dessen Stimme besonders hörte er jetzt ganz deutlich und bestimmt zum Weg links durch den Kamin hinauf raten, und fragend wandte er die Blicke wieder dorthin. Schon hatte er sich entschieden, dem Rat der Vernunft zu gehorchen, als aus der Tiefe herauf der Schuß hallte, mit dem Hans die Gemse erlegt hatte. Sein Kopf fuhr herum, und durch seine Gestalt ging eine unschlüssige Bewegung. War er's nicht sich selber schuldig, ein für allemal und in aller Deutlichkeit seine Unabhängigkeit von Hans zu beweisen? Wieder gingen seine Augen nach dem Sims hinüber. Ein wenig Schnee lag darauf, auch hing der Fels leicht oben über, und darunter stürzte die Wand beinahe senkrecht gute dreihundert Meter in die Tiefe; wer hier ausglitt, zerschellte nicht nur selber auf der Granitstufe drunten, sondern er riß auch rettungslos die ganze Gesellschaft mit hinab, wenn nicht ein Wunder geschah. Schon kehrte er sich dem Kamin zu, um die ersten Tritte und Griffe darin zu untersuchen, da klang so hell und spottend der Jodler über die Felsen herauf, daß es ihn mit einer heißen Welle der Ungeduld durchfuhr. Vor den Blicken flimmerte und zuckte es von einem überaus verführerischen und betörenden farbigen Flammenspiel, von einem Nordlicht der Leidenschaft, einer Fata Morgana des durch Liebe zur Entzündung gebrachten Ehrgeizes.

Nun war kein Halten mehr. Er drehte dem Kamin den Rücken, und mit der nächsten Bewegung hatte er das Gesims betreten. Mit dem Rücken an der Wand schob er sich seitlich Schritt um Schritt vorwärts. Vorsichtig tastete der Fuß. Ein Schneegestöber nach dem andern sank aufgerührt niederwärts. Dazwischen polterte gelöstes Geröll zur Tiefe. Wartend standen gestaffelt drunten die andern Teilnehmer. Langsam rückte der erste Amerikaner nach. Als das Seil sich straffte, folgte ihm vorsichtig der andere. Der zweite Führer hielt Stellung, so gut er konnte, um jedem Fehltritt sofort begegnen zu können. In der Mitte des Gesimses wurden Tscharners Bewegungen langsamer. Der zweite Führer sah ihn unruhig den Kopf wenden, einhalten, noch einen versuchenden Schritt tun — und stehen bleiben mit einem solchen nicht mißzudeutenden Ausdruck von Schreck, daß es ihn selber kalt durchlief. Die Yankees merkten noch nichts, aber der zweite Führer übersah bereits die ganze Lage. ‚Festgestiegen!' ging es ihm durch den Kopf. ‚Wenn er nicht zurück kann, so sind wir verloren!' Heftig errötend, aber ohne einen Laut von sich zu geben beobachtete er die nächsten Bewegungen Tscharners. Sie bestanden bloß noch in hilflosen Drehungen des Kopfes. Er hatte sich verrechnet, hatte geglaubt, daß der überhängende Fels ihm eben noch so viel Raum geben würde, um durchzukommen, und hing plötzlich mit dem ganzen Körpergewicht so weit nach vorn, daß der nächste Schritt ihn köpflings in den Abgrund stürzen mußte. Aber auch rückwärts war ihm der Weg abgeschnitten. Auf dem Rücken saß ihm ein Kobold, ein bauchiges, lächerliches Ungeheuer, das ihn hohnvoll auf seinem Platz festhielt, das ihn tückisch überwärts drängte, sobald er sich regte, das jede seiner Bewegungen belauerte und ihn, im Angesicht der weiten, leuchtenden, wunderbaren Welt hier droben, auf einem schmalen Gesims öffentlich zur Schau stellte: ‚Hier, Ignaz Tscharner, der mit einer Renommierbesteigung das schönste Weib des Unterengadins erobern und den bravsten Kerl zum Trottel machen will! Selber zum Trottel gemacht durch einen lumpigen, schäbigen, gemeinen Rucksack, den er nicht richtig zu berechnen wußte, weil ihm vor Verliebtheit und brennendem Ehrgeiz Rechnen und Überlegung vergangen war!' Noch versuchte er, durch Niederlassen in die Knieschwebe vielleicht unter dem Vorsprung durchzukommen. Es ging auch, aber vor Überspannung tat er noch einen Schritt vorwärts anstatt rückwärts und saß jetzt endgültig fest, ja, nun hatte er nicht einmal mehr soviel Spielraum, um vorsichtig aus der Verstrickung seines Kobolds herauszuschlüpfen, die Riemen über die Schultern gleiten und ihn seitwärts mit Genuß und Dank gegen Gott zur Tiefe hinunterklatschen zu lassen. Verloren! Da stand er wie der berühmte Greis, der sich nicht zu helfen weiß. Drunten weidete Hans seine Gemse aus, nachdem er sich selbstherrlich zur Ruhe getobt hatte. Und noch tiefer glänzten die Dächer des Dorfes und blitzten spöttisch irgendwo unter den andern Mires Fenster herauf.

Ein weites, wehes Gefühl durchzog ihn. Verlassen, entsetzt und kummervoll ließ er die Blicke durch diese großartige Welt gehen, während ihm die beiden Amerikaner schwei-

gend und zuerst noch verwundert zusahen. „What's that?" fragte endlich der Nächststehende leise nach seinem Kameraden und dann nach dem andern Führer gewendet. Der antwortete mit einem stummen Achselzucken. Einen Moment verharrten die Männer Auge in Auge, und auch die Yankees begannen zu begreifen. Die Gesichter richteten sich wieder nach Ignaz. Der starrte jetzt regungslos und todtraurig in den Abgrund vor seinen Füßen. Dann hob er die Augen zu seinen Genossen. „Ich kann nicht weiter," sagte er schweren Herzens und langsam erbleichend, als ob er erst jetzt den ganzen Umfang dieser Tatsache begriffe. „Ihr müßt mich vom Seil lösen. Dann müßt ihr entweder den Kamin hinauf und dann links zum Plateau, oder ihr müßt zurück und auf dem Umweg über die Hütte hinauf, bis ihr über mir seid. Laßt ihr mir dann von droben ein Seil herab, so kann ich daran zurück bis dahin, wo jetzt Mister Blondel steht, und durch den Kamin hinauf wieder zu euch stoßen." Das klang alles leidlich besonnen und geistesgegenwärtig; unterdessen wußte er bereits, daß er unmöglich solange diese Stellung einhalten konnte. Bis die andern oben waren, hatte ihn der Abgrund, über dem er nur auf den Zehen balanzierte, längst hinuntergezogen. Aber nach einigen Verhandlungen und einer Reihe von Versuchen stellte es sich heraus, daß weder der vorderste Amerikaner imstande war, den Aufstieg durch den Kamin allein zu führen, noch der andere Führer, aus dem steinernen Logarithmenrätsel den Rückweg zu finden. Auch eine Umgehung der Amerikaner zum Aufstiegspunkt in den Kamin gab es nicht. Als auch diese Tatsache klar und allerseits eingesehen war, erinnerte man sich an den Gemsjäger, und die drei Männer, die ihre Lunge brauchen konnten, begannen zu rufen; Tscharner hatte nicht einmal soviel Freiheit. Darauf fiel der zweite Schuß, und Ignaz sagte zu den Männern, daß weiteres Schreien unnötig sei. „Cobald schießt nie zweimal auf Wild," bemerkte er. „Wenn er zum zweitenmal schoß, so galt das uns." Bald darauf sahen alle Männer drunten auf dem Boden des Saales, den dort die Felswand mit der vordersten Baumreihe eines Arvenwaldes bildete, eine männliche Gestalt hervortreten und zunächst durch einen Feldstecher die Wand absuchen. Die verirrten Männer suchten sich nach Möglichkeit bemerkbar zu machen. Nach kurzen Vorbereitungen sahen sie endlich die Figur den Aufstieg beginnen. Der zweite Führer und die Yankees atmeten auf. Ignaz zweifelte sogar daran, daß ihm Cobald etwas nutzen konnte. „Macht in jedem Fall das Seil zu mir los!" verlangte er noch einmal. „Es ist besser." Keine Hand rührte sich. Er schüttelte mißbilligend den Kopf. „Ich halte diesen Platz vielleicht eine halbe Stunde, vielleicht eine ganze, dann kommt das Kniezittern. Stürze ich ab, so geht ihr mit. Sag' das ihnen auch, Joseph." Ein neues Schweigen folgte den Worten. Endlich sagte der zweite Führer: „Laß das Gerede. Du bleibst angeseilt, solange es einen Sinn hat. Merkst du, daß dich die Kraft verläßt, so ist es immer noch Zeit, darüber zu sprechen."

Inzwischen hatte sich Hans über den Geröllgürtel hinauf an den Fuß der Wand gearbeitet. Auf den ersten Blick sah er, daß sie noch verzweifelter war als die Partie, in der er gestern beinahe den Untergang gefunden hätte. „Schon ein Stück, hier Amateure hinaufzuführen!" murrte er. Flüchtig dachte er daran, sich lieber nicht auch noch zu dem Verein von Verstiegenen zu gesellen, und sie von der Hütte her zu umgehen, um ihnen von obenher zu helfen, aber er wußte nicht, ob alle dazu die Zeit haben würden, und nach einem letzten Wägen drang er vor. Zunächst war er jetzt den Blicken der hochschwebenden Gesellschaft entzogen. Eine kleine halbe Stunde dauerte es, bis er noch tief drunten zum erstenmal wieder aus dem Felsgewirr auftauchte. Dann verschwand er in neuen Schrunden und hinter überhängenden Nasen und Simsen. Als er zum zweitenmal sichtbar wurde, hörte man seinen Pickel im Gestein arbeiten. Auf einer Kanzel machte er halt und sah sich wieder um. Der zweite Führer rief ihn an, und es entspann sich eine Unterhaltung über die Lage. Hans tat ein paar knappe Fragen, die ihm der andere ebenso beantwortete, und setzte darauf mit einer Richtungsänderung den Anstieg fort. Jetzt kletterte er zunächst entschieden aus der unglücklichen Gegend hinaus, die er im weiten Ausschlag nach links unterlief, worauf er im spitzen Winkel von Süden her auf den Stand des obersten Amerikaners zu hielt. Nach einer letzten Viertelstunde traf er dort ein. Bewundernd hatten die andern seine Bewegungen beobachtet. „All right!" sagte der Yankee ihn begrüßend. „Sie sind ein Mann und ein Held. Ich setze zweihundertfünfzig Dollars für unsre Rettung aus." Das alles sagte er in einem ernsthaften Pathos und in einer steifen Geschäftlichkeit, die die Anrede ein wenig komisch machten. Der Jüngere beeilte sich, dieselbe Summe von sich aus daraufzuschlagen, aber Cobald hielt sich jetzt nicht mit Abmachungen auf. Daß die drei untern nicht unmittelbar gefährdet waren, sah er auf einen Blick. Dann richtete er die Augen auf Ignaz.

Digitized by Google

„Du dort, wie steht's mit dir?“ fragte er ihn kurz und ein wenig beiläufig. „Wie lange kannst du noch aushalten?“ Mit kaum merklicher Verachtung im Blick und so nüchtern, daß Ignaz die Schamröte aufstieg, prüfte er seinen Stand und seine Umstände, den Rucksack auf seinem Rücken und die andern Tatsachen seiner Lage. Ignaz berechnete bei sich, daß er noch höchstens eine halbe Stunde so stehen konnte. Ebenso dachte Cobald. Aber ruhig und ein wenig stolz erwiderte Tscharner: „Bringe die andern in Sicherheit, und dann wollen wir sehen, was mit mir zu machen ist.“ Dazu sagte Hans nichts. Die Amerikaner, die sich die Antwort übersetzen ließen, widersprachen einstimmig. Auch der zweite Führer verlangte, daß zuerst Ignaz geholfen werde. „Warum hast du ihm denn nicht schon lange selber geholfen?“ fragte Hans spöttisch. „Standest doch nahe genug dabei, denke ich.“ Der Mann suchte sich damit zu erklären, daß die Yankees ihm den Zugang versperrten, aber Hans schnitt ihn kurz ab. „Mir haben sie ihn nicht versperrt. Aber wenn ihr noch lange stehen und schwatzen wollt, so braucht ihr mich nicht dazu, und ich will meine Gemse nach Hause bringen.“ Noch einmal bestürmten ihn die Amerikaner, zuerst ihrem Führer zu helfen. Er wendete sich zum Gehen. „Ich weiß nicht, ob ihr gerettet sein wollt. Aber daß ich nicht fliegen kann, das weiß ich.“ Da begriffen sie, daß er Gründe haben mußte. Der zweite Führer besonders sah ihn groß an, wenn er auch nichts mehr zu sagen wagte. Bei der bisherigen Freundschaft der beiden mußte wohl etwas vorliegen, das Cobald auf seine Weise ausmachte.

Hans kümmerte sich nicht um diese Blicke. Er sorgte dafür, daß der vordere Amerikaner sich von Ignaz abseilte, übernahm ihn selber und leitete die Umkehr ein, die er von obenher sicherte. Sein Hintermann gelangte glücklich unter seinen Anweisungen zum Kamin. Der Nächste hatte es nicht mehr so schwer. Der zweite Führer brauchte bloß zu folgen und zu wachen. Den Kamin selber benutzte Hans auch bloß als Übergang. Jenseits lag ein stark zerklüftetes Gelände, das er als Erster mit einem kühnen Sprung erreichte. Seinem Hintermann konnte er helfen. Den Dritten, der beinahe erschöpft war, bugsierte er mit dem andern Führer am Seil herüber. Der Schlußmann selber folgte nicht ohne Furcht, aber er riß sich zusammen, um sich vor Hans keine Blöße zu geben. Was noch kam, war zwar harte und oft sehr gefährliche, aber nicht mehr übermenschliche Arbeit. Bloß der zweite Amerikaner leistete über seine Kräfte und machte viel Nachhilfe nötig. Nach dreiviertel Stunden saß die Gesellschaft endlich geborgen droben auf der Terrasse, von der der eigentliche Gipfel sich erst abhob. Staunend standen die beiden jungen Leute und starrten in die Höhe. Ihrem Gefühl gab der zweite Führer Ausdruck.

„Das hätten wir nie und nimmer geleistet!“ sagte er aufrichtig. „Das geht über jede Kraft.“

Cobald schwieg einen Moment. „Was hast du's dann unternommen?“ gab er achselzuckend zurück. „Ignaz hätte es geschafft, wenn er sich nicht verstiegen hätte.“

Verblüfft starrte ihn der andere an. „Wenn! Was hilft hier das Wenn!“ murmelte er und verstummte; er kannte sich nicht mehr aus mit diesem Menschen, obwohl undurchdringliche Gesichter hierlandes nicht zu den seltenen Erscheinungen gehörten.

Als man eine Weile geruht und sich gestärkt hatte, baten die Amerikaner, daß Hans sich nun auch Tscharners annehmen möchte. Stumm erhob er sich, machte sich bereit und nahm den Rückweg in Angriff, nachdem er noch ein paar knappe Worte mit dem andern Führer gewechselt hatte: „Wenn es schief geht, so grüße meine Frau.“ Er wußte, daß er eine Todesfahrt antrat, und die andern wußten es auch. Kletternd, halb fallend, rutschend, springend, mit Berechnung stürzend, mehr als einmal an einer Hand in der Luft über dem Abgrund hängend, während die andere nach dem nächsten Zacken austastete und der Fuß zum Abschwung sich gegen die Mauer stemmte — so erreichte er wieder die Höhe, auf welcher Ignaz einsam und bleich und mit letzter Kraft auf seine Rückkehr wartete. Schwindelnd umgab den Unglücklichen der weite, wesenlose blaue Luftmantel wie ein Grab. Immer schwerer drückte die gigantische Höhe des Himmels auf ihn. Von Minute zu Minute zog ihn die ungeheure Last des Bergsockels gefährlicher nieder, und eine tiefe, dunkle Schwermut überschattete seine Seele mit den Vorahnungen der Vernichtung. Dazu durchdrang alle seine Nerven eine schweigende Bitterkeit, eine wehe Verwunderung, ein schmerzliches Nichtbegreifenkönnen. Wodurch hatte er ein solches Schicksal verdient? Was berechtigte Hans zu einer Behandlung, wie er sie ihm gegenüber beliebte? Hatte er sich denn an Mire vergriffen? Stand er nicht ohnehin im Licht des verunglückten Waghalses da und Hans im Glanz des Retters? Übrigens verlor er jetzt die Fähigkeit, Gedanken festzuhalten. Ein gefährlicher, träumerischer Zustand bemächtigte sich seines Geistes. Nur noch mechanisch und schon bald unbewußt

Digitized by Google

leistete er dem drohenden Absturz Widerstand und wartete er weiter auf Cobalds Zurückkunft. Noch einmal sah er drunten im Tal sein Dorf aufglänzen. ‚Was werden sie sagen, wenn sie hören, daß ich abgestürzt bin?' ging es ihm durch den Kopf. Flüchtig sah er Mires schwarzen Scheitel und darunter die eigensinnige, stolze weiße Stirn mit den dunklen befehlenden Augen, denen er in sein Verderben gefolgt war. ‚So wie Hans muß man sein, um sich von solchen Augen nicht unglücklich machen zu lassen!' dachte er. Dann versank ihm das ganze Bild, und auch die Gedanken verschwammen ihm. Langsamer ging sein Puls. Das Herz regte sich kaum mehr. Auch der Atem stand beinahe still.

Da war es ihm, als hörte er ziemlich nahe Steine niedergehen. Auch das Aufschlagen eines Pickels klang ihm ins Ohr, und selbst das Scharren eines benagelten Schuhes vernahm er. Doch war er bereits so hoch von Todesbereitschaft überschwemmt, daß ihn die Geräusche gar nicht zum Erwachen brachten. Er dachte auch nicht mehr an Hans oder sonst an einen Menschen auf der weiten Welt. Er träumte weiter dem Tod entgegen.

Jetzt führte der leichte Luftzug ihm den Duft eines stark arbeitenden und ausdünstenden Manneskörpers zu, und die Verwunderung verdichtete sich zum Erstaunen. Die Träume wurden farbiger und wesenhafter. Er begann zu erwachen. Fragend öffnete er die Augen und drehte den hübschen, scharfgeschnittenen Kopf nach der Seite, von welcher ihn dieser Geruchseindruck getroffen hatte. Auf der Leiste, die ihn trug, rückte mit den Schultern am Felsen Hans Cobald seitlich gegen ihn vor, das offene Messer in der Hand, mit finsterm Gesicht und einem Ausdruck von Entschlossenheit, der befremdete, aber, und das schien ihm merkwürdig, doch nicht widerwärtig oder beängstigend war. Tiefer erwachend blickte er dem Freund aufmerksam entgegen. Nun in seiner nächsten Nähe angekommen machte Hans halt und wandte ihm ebenfalls das Gesicht zu. Eine Weile standen die Männer einander stumm Auge in Auge gegenüber. Ignaz erwartend und verwundert, Hans mit leicht zusammengepreßten Lippen und mit einer scharfen Falte zwischen den kalt blickenden Augen. Endlich sprach Ignaz als der leichter Bewegliche und immer eher zur Versöhnung Geneigte das erste Wort.

„So, da bist du wieder," sagte er mit schwacher Stimme und einem Lächeln, das seinen Zustand verleugnen oder entschuldigen sollte. „Ich dachte nicht, daß du zurückkommen würdest." Erst jetzt ging die erste Unruhe durch seine Gestalt. „Und was hast du nun im Sinn mit mir?" fügte er halb scherzend und halb besorgt hinzu. „Viel kannst du mir nämlich nicht mehr zumuten —!"

Hans schwieg noch einen Moment, während seine Blicke nach dem Dorf drunten abirrten, suchend über die gegenüberliegende Bergkette hingingen und drohend zu Ignaz zurückkehrten.

„Was ich im Sinn habe? Das will ich dir sagen. Ich kann und werde dich nicht hindern, auf die Berge hinauf zu rennen und dich dort festzusteigen. Tu immer, was du willst, und wenn's an mich kommt, dich herauszureißen, so werde ich da sein. Aber im Haus will ich von jetzt an Ruhe haben. Du verstehst mich. Darauf verlange ich deinen heiligen Eid. Du bist ein Junggeselle und weißt nichts. Frauen müssen geliebt und übrigens kurz gehalten werden, genau wie Tiere oder Bäume. Das wollte ich dir sagen. Schwörst du, so ist es gut, und ich mache dich frei. Wenn nicht, so will ich Mire von dir grüßen und ihr sagen, daß du dich ihr zu Ehren wie ein Narr hier oben festgelaufen und mit einem letzten Jodler zu ihrem Preis dir drunten den Schädel zerschmettert hast."

„Nachdem ich vorher dein Messer zwischen die Rippen bekommen habe," bemerkte Ignaz erbleichend mit aufflackernden Augen. Eine neue heiße Wallung jener tödlichen Bitterkeit durchschoß ihn. Hans sah ihn groß an. Dann zuckte ein kurzes, spöttisches Lächeln über sein Gesicht, das er schon vorher immer verhalten zu haben schien.

„Mein Messer wird vielleicht dein Rucksack zu spüren kriegen, wenn du geschworen hast," versetzte er trocken. „Du kannst doch nicht mit dem vollen Sack von der Stelle."

Ignaz errötete.

„Es ist wahr," sagte er aufrichtig. „Ich brauche keinen Dolchstoß. Ich bin schon ein toter Mann durch diesen Rucksack. Das hätte mir nicht passieren dürfen. — Also gut, ich schwöre."

„Nie wieder die Mire zu loben?"

„Nie wieder die Mire zu loben!"

„Bei allem, was dir heilig ist?"

„Bei allem, was mir heilig ist!"

Eine halbe Minute lang, die Ignaz wie eine Ewigkeit vorkam, starrte ihm Hans noch in die Augen. Dann erinnerte er sich daran, daß er jetzt Erlösung erwartete, und er rückte ihm noch näher. Langsam, jeden Zentimeter Raum berechnend, hob er das Messer, stieß es in den Rucksack, führte einen vorsichtigen Schritt abwärts aus, und ließ es, als ihm der Riß groß genug erschien, zur Tiefe fallen. Darauf ging er daran, vorsichtig ein

Digitized by Google

Stück des Inhalts nach dem andern herauszuziehen, um es dem Messer folgen zu lassen. Es kam zum Vorschein eine Weinflasche, eine Büchse Cornedbeef, ein halber Laib Brot, ein Stück Käse, eine Tafel Schokolade, eine Schachtel mit Verbandzeug, ein Paket Watte, ein Bündel zusammengewickelte Wäsche und eine Decke; die letztere erforderte die größte Geduld und Vorsicht. Als sie den übrigen Sachen zur Tiefe gefolgt war, stand Ignaz wieder aufrecht. Langsam und tief atmete er auf, und nachdem er schon zum Sterben bereit gewesen war, durchdrang ihn blühend und mit unsäglicher Holdseligkeit wieder der erste freie Strom Leben.

„So," sagte Hans in dürrem Ton. „Das wäre geschehen. Bist du jetzt imstande, mir nach der Kante entlang zurückzufolgen, oder soll ich dir von oben das Seil reichen?"

„Ich will probieren," gab Ignaz leise zitternd vor Glück zur Antwort, indem er wieder den ersten Schritt seitwärts tat. „Es wird gehen," erklärte er darauf mit bebender Stimme. „Meine Knie jedenfalls sind noch fest. Geh nur voraus. — So, jetzt wird's schon besser. Sobald der Fels nicht mehr überhängt, hat's ja keine Gefahr mehr. — So! — So! — Jetzt noch bis zum Kamin, dann läßt du mich ein bißchen auf die Kanzel sitzen. — Es ist schon gut! — Wenn man so zwei Stunden überhängend — gestanden — hat —! Ja, ja, ich nehme mich schon zusammen —! Aber — hilf mir jetzt — ein bißchen —!"

Unsicher tastete er mit der Hand nach Cobald aus, der ihn am Ärmel faßte und hochhielt. So führte er ihn zu der kleinen Kanzel, die unterhalb des Kamins vorsprang, und dort ließ er ihn langsam unter sich sinken, bis er mit dem Rücken in der Gesteinsfalte und den Füßen gegen eine Runse sicher saß. Jetzt war das Kniezittern doch da, und Ignaz dauerte es still und geduldig aus, während Hans stumm daneben stand und mit finster zusammengezogenen Brauen in die lachende und leuchtende Unendlichkeit dieses Sommertages und der geisterhaft ragenden Bergwelt hinausblickte. Gesprochen wurde nichts mehr. Nach einer Viertelstunde erklang von droben ein fragender Jauchzer. Er mußte noch zweimal wiederholt werden, bevor Hans sich zur Antwort entschloß. Er war erzürnt und verstimmt. Es tat ihm nicht gut, Ignaz in dieser Verfassung zu sehen. Mit Grimm nur erinnerte er sich an die Erwartung, die Ignaz an das Messer geknüpft hatte. Die Unzulänglichkeit des Lebens und die Endlichkeit aller Kräfte und Fähigkeit fochten ihn an, und er tat einen Blick in Beziehungen, der ihn wenig erfreute, den er auch nicht verweilen ließ. Bevor Ignaz sich ganz erholt haben konnte, trieb er zum Aufbruch. Die andere Gesellschaft sollte den Weg oben herum nehmen. Er zielte mit Tscharner seiner Gemse zu, um dann durch die Schlucht geradeswegs ins Tal abzusteigen. Ignaz hielt sich jetzt brav und verlangte auch keine neue Ruhepause, so daß Hans ohne Aufenthalt in einem Zug, wie es ihn nun trieb, die zwei Stunden, die ihn noch vom Wiedersehen mit seiner Mire trennten, hinter sich bringen konnte.

*

Keck mit dem Strauß Alpenrosen auf dem Hut und dem Gemsbock im Sack, dessen zusammengebundene Läufe oben heraussahen, schritt Hans das Dorf hinab, die Flinte mit dem Riemen an der Schulter, hoch aufgerichtet und ohne viel links und rechts zu sehen. Ignaz hatte Mühe, mit ihm Schritt zu halten, und es war ihm heute auch nicht diese trotzige und sieghafte Haltung gegeben. Abgesehen von dem Verlust von Pickel und Bergstock, und dem Umstand, daß er ohne seine Gesellschaft ankam, taten ihm auch alle Glieder weh. Er war so weit, daß ihm die Augen beinahe im Gehen zufielen, und daß er überhaupt nicht mehr daran dachte, ob er vielleicht einen solchen oder einen solchen Anblick bot. Plötzlich hörte er Hans neben ihm sagen: „Du wirst heut nacht gut schlafen. Ich brauche dir nichts zu wünschen. Reib deine Glieder mit Franzbranntwein ein; vergiß es nicht, dann tun sie morgen nicht so weh." Aufblickend erkannte er, daß man vor Cobalds Haus stand. Er murmelte irgend etwas, reichte Hans gewohnheitsmäßig die Hand und schlich mit eingebogenen Knien in vorgebeugter Haltung und mit zu Boden gehefteten Blicken weiter. Mire hatte er auch nicht hinter den Geranien an ihrem Fenster bemerkt. Hans sah ihm noch einen Moment nach, reckte sich im Kreuz gerade und wandte sich der Haustür zu.

Er hing wie immer draußen sein Gewehr an den Holznagel, lehnte den Bergstock in die Ecke und trat ein.

„Guten Abend, Mire."

„Guten Abend, Hans."

Es war gut, daß er sich Zeit genommen hatte mit seinem Eintritt, so war Mire noch schnell einigermaßen mit sich zustande gekommen. Sie hatte in der Minute wieder eine ganze Menge erlebt. Zuerst hatte sie draußen Hans in der selbstbewußten Haltung eines Mannes gesehen, der seinen Erfolg genießt, und zunächst einen kleinen Zornanfall charaktervoll verwunden; vielleicht war es auch eine leichte Regung von Weibeshaß gewesen. Dergleichen kommt in den besten

„Ein herrlich Kraut ist der Toback.“ Gemälde von Erich M. Simon

Digitized by Google

Häusern vor, und man muß es nicht zu genau damit nehmen. Darauf bemerkte sie Ignaz in seinem zusammengebrochenen Zustand, und es befiel sie ein heißer Schreck. Eine dunkle Röte übergoß sie, und sie hatte auf einen Moment Lust, diesen blonden Schafskopf noch dazu zu ohrfeigen. Allein auch dies war nur die unbewachte, heidnische Regung einer sonst braven und ganz christlichen Seele, und als sie zum zweitenmal die Gestalt ihres Mannes sah, ging ihr ganz einfach das Herz auf und war sie ohne Wenn und Aber froh, daß er nicht nur den Ignaz gerettet hatte, sondern auch selber heil und gesund und genau so unverschämt und dickköpfig zurückkam, wie ihn Gott in seinem Eifer geschaffen hatte. Ein kurzes, kühnliches Lachen ging ihr über das schöne Gesicht, und sie war schon mit allem im reinen. ‚Es kann jede Gans von Glück sagen, wenn sie einen ordentlichen Kerl zum Mann hat,' ging es ihr durch den Kopf. Dann aber brachte sie ihr Gesicht in eine alltägliche Verfassung, und als er eintrat, stand sie mit dem Rücken gegen die Tür. Auf seinen Gruß wandte sie sich langsam herum, und während sie antwortete, ging sie schräg durchs Zimmer, als wäre er nur eine Viertelstunde draußen gewesen und setzte sie eine Beschäftigung fort, in der es nicht lohnte, sich stören zu lassen. Er hinwieder hatte sowohl den Ton ihrer Stimme, worin Glocke und Leben klang, gehört, als auch den kühn gedämpften Glanz in ihren Augen bemerkt. Umsichtig setzte er seinen Rucksack auf den Tisch ab, und ebenso sagte er langsam und mit allem Bedacht, den er für geraten hielt: „Hast dich hoffentlich nicht gelangweilt. Dafür bringe ich auch nichts Schlechtes nach Hause. Ich bin nicht eher zu Schuß gekommen."

Sie hätte antworten können: ‚O, danke, gelangweilt habe ich mich ganz und gar nicht!' Aber sie sagte mit halbem Lachen: „Wirst dich wohl nicht besonders übereilt haben. Wo hast du ihn denn geschossen?"

Er wieder hätte auftrumpfen können: ‚Beeilt habe ich mich allerdings nicht!' Jedoch er erklärte mit friedfertigem Gesicht, während es ihm warm und wohl ums Herz wurde: „Droben unter der Ostwand des Linard. Habe ihnen vorher noch lange zugesehen, so wenig merkten sie mich."

„Du bist ja ein Mörder," bemerkte sie mit leisem Bedauern für das schöne Tier, aber mit noch mehr Stolz auf den Jäger und Befriedigung über den Braten, der in Aussicht stand, denn der Mensch ist ein sehr zusammengesetztes Geschöpf. Darauf standen sie einträchtig vor dem Bock in Betrachtung versunken. Sie lobte, was irgend zu loben war, und er hielt klug und diplomatisch zurück, um mit nächster Gelegenheit den Stiel umzudrehen und seinerseits sich eine Köchin zu loben, die aus einem solchen Stück auch etwas zu machen wußte. Dann legte er wie aus Versehen den Arm um ihre Schulter, und als er sah, daß er nicht nur geduldet, sondern gar nicht ungern ertragen wurde — er merkte es an dem halben Lachen, das ihr fortwährend um den gar hübschen Mund spielte —, zog er sie vollends an sich und küßte sie mitten darein.

„Frauen hat's nämlich dort droben nicht," bemerkte er dazu. „Dies Wild steht dann wieder auf einem andern Platz. Das Leben ist nämlich reich, und die Welt ist groß."

Damit war sie einverstanden und noch mit vielem andern, was er vorbrachte und anregte. Die Abendsonne spielte wie ein lautloser Bach aus Kraft, Jugend und Glück ins Zimmer herein. Der Kanarienvogel im Fenster schmetterte auf eigene Faust oder Kralle begeistert um sich her. Der Kater saß in hoher Besonnenheit unter ihm und putzte sich. Im Stall meckerten die Ziegen, da es schon eine Weile Melkzeit war, ohne daß sich eine Mire sehen ließ. Dazwischen sah diese, eng an Cobalds Seite geschmiegt, die beiden Amerikaner mit dem andern Führer die Straße herab kommen. Erst jetzt hatte sie den Standpunkt, nach Ignaz zu fragen, obwohl sie auch jetzt noch dabei errötete. Hans sagte ruhig und leichthin, daß Tscharner Pech gehabt habe und in einer Schrunde hängen geblieben sei; das könne jedem, auch ihm, Hans, passieren.

„Und du hast ihn gerettet?" fragte sie mit leicht fliegenden Nasenflügeln, ohne ihn anzusehen.

„Ich bin gerade dazugekommen."

Noch einen Moment schaute sie den Männern nach, die womöglich einen noch traurigeren Eindruck machten als Ignaz. Darauf wandte sie mit einem übermütigen Glitzern die Augen wieder nach ihm.

„Dafür habe ich dir auch etwas besorgt," sagte sie ehrsam. „Kannst du raten?"

Er war kein Freund vom Raten, aber aufs Geratewohl sagte er, um sie zufriedenzustellen: „Neue Hosenträger."

„Du bist selber ein neuer Hosenträger. Rate besser."

„Einen — neuen Hut."

„Warum nicht einen neuen Pantoffel, den du dir einrahmen kannst. Nein, auch kein Hut. Weißt du sonst nichts mehr? Dann komm und sieh."

An dem Platz, wo die alte gehangen hatte, hing eine neue Pfeife, die der alten aufs Haar glich, wenn Pfeifen Haare hätten,



Digitized by Google

mittelgroß, wie er sie liebte, mit einem tiefen weißen Porzellankopf, einer Gemsenjagd darauf und dem Zugstück aus einem Gemsenhorn, dazu Troddeln in den Farben des Kantons. Er machte kleine Augen wie immer, wenn ihm etwas zunächst nicht geheuer war, aber sie redete munter weiter: „Nimm sie nur; sie ist nicht heiß. Gestopft habe ich sie dir auch schon, damit du dich gleich zu Hause fühlst. Aber putzen mußt du dir auch die selber. Du hast gar nicht verdient, daß ich mir im Laden Redensarten dafür machen ließ. Ist sie recht?"

„Ja, ja, recht ist sie schon." Er nahm sie herunter — immer noch so behutsam, als ob sie mit Pulver geladen gewesen wäre, beguckte sie von außen, beguckte sie von unten und von oben, wog sie in der Hand, und wandte sich suchend nach Feuer um. Als der Tabak brannte, setzte er noch etwas hinzu, während es ihn so mächtig lächerte, daß er nur mit Mühe den Ernst bewahrte. „Und du bist soweit auch recht. Ein ganz appetitlicher, duckmäuseriger Strolch. Nein, duckmäuserig bist du eigentlich nicht; das kann keiner sagen. Aber du hast es hinter den Ohren; man sollte gar nicht sagen, daß da soviel Platz hat. — Sie zieht auch ganz ordentlich. — Und was den Ignaz angeht, da hab' ich noch nicht ganz fertig geantwortet. Du hast ja nach ihm gefragt. Ich wollte nämlich noch sagen, daß er sich wahrscheinlich auch ohne mich geholfen hätte. Er ist ja so geschickt und hat so viel Einfälle. — Aber ich glaube, du mußt jetzt in den Stall. Ich will mich in der Zeit an den Bock machen."

Mire sah mit großen Blicken wieder aus dem Fenster. Auf der Straße drunten verschwanden die drei Gestalten eben um die Biegung. Sehr lebhaft konnte sie sich denken, w i e denen ohne ihren Hans geholfen worden wäre. Sie fühlte ein wasserziehendes Prickeln in den Augen und ein Jucken in der Nase, und das Herz ging ihr schneller. „Ja, ja," sagte sie leise. „Ich will jetzt melken gehen. Es ist Zeit." Langsam und voll umstrittenen Glücks ging sie, aber der Streit nahm schnell ab, und das Glück immer zu, und als sie im Stall ankam, nahm sie mit feuchten Augen vor Scham und Triumph in jeden Arm eine Ziege und drückte das schöne, heiße Gesicht zuerst der grauen und dann der weißen in den Pelz. Worüber sie Triumph empfand, das war ihr wieder nicht klar, aber sie empfand ihn, war darüber entzückt und liebte Hans um so mehr dafür. Aber bald darauf erfüllte das gleichmäßige Strömen der Milch in den Topf den kleinen Raum mit einem zufriedenen und sinnvoll klaren Geräusch, während die eine Ziege behaglich widerkäute, und die andere Mire das Ohr leckte. Die schöne Frau schimpfte lachend, ohne sie zu verscheuchen, und mit der Hummel am Stallfenster, die brummend einen Ausweg suchte, und dem Geschrei der Schwalben draußen, die tieffliegend der Abendjagd oblagen, sank die Symphonie des Friedens und der Vernunft aus dem verglühenden Tag über die kleine Wohnstätte herein.

★

Wie Hans vermutete, tat Ignaz in dieser Nacht einen tiefen und langen Schlaf. Den Rat mit dem Franzbranntwein hatte er trotz seiner Müdigkeit befolgt, und so taten ihm am andern Morgen die Glieder nicht einmal weh, wie er erwartet hatte. Um neun Uhr stand er endlich auf und kroch in die Kleider. Er humpelte ein wenig herum, machte Holz klein, vermied die Treppen, stärkte sich durch fleißiges Essen und Trinken, versaß halbe Stunden am kleinen Eckfenster spazieren guckend und sinnierend, sah, wie die beiden Amerikaner gravitätisch das Dorf hinaufgingen, um Hans die versprochene Belohnung zu bringen, und ging diesen Tag sogar schon vor den Hühnern zu Bett, um noch einmal ausgiebig zu schlafen. Am folgenden Morgen hatte er ziemlich allen Harm vergessen. Die Glieder waren wieder geschmeidig; nicht einmal der Rücken schmerzte mehr besonders, wenn auch die gerade Haltung noch einige Anstrengung kostete. Als er auf die Straße trat, bemerkte er mit Dankbarkeit den weiten, festen, ebenen Boden, auf dem man ausschreiten konnte, ohne in blaue Abgründe und in mörderische Klüfte voll Sonnenglast und Todesglanz zu blicken. Mit der Haue auf der Schulter schritt er bedachtsam nach seinem Feldchen hinaus, das er die letzte Zeit etwas vernachlässigt hatte, und bis Mittag arbeitete er genußreich und voll gesunder, einfacher Befriedigung. Er fühlte sich in Einklang mit einem weiten, mächtigen und doch geheimnisvollen Sinn des Lebens, dem vom nördlichen Polarkreis bis zum südlichen alle folgen, die in der Seligpreisung stehen, weil sie das Erdreich besitzen. Am Nachmittag ging er wieder hinaus. Vergnüglich plauderte er ein wenig mit Rechts und Links, schwang zwei Stunden die Haue, setzte sich zum Vespern unter seinen mächtigen Birnbaum, der in der ganzen Gegend berühmt war, sah gelassen die weißen Berggipfel und die in der Sonne flammenden Felsenhäupter auf ihn niederblicken, arbeitete bis zum Feierabendläuten und zog dann zufrieden summend mit der Hacke auf der Schulter die Straße hinunter seinem Haus zu; hinaus hatte er auch mit-

Digitized by Google

tags noch den Weg hinten herum genommen. Pah, Unglück konnte jeder haben! Nach wie vor war und blieb er mit Hans der berühmteste Führer der ganzen Gegend. „Aber ohne Hans macht es keinen Spaß!“ murmelte er lächelnd. „Hans ist ein Mann, wie es nicht viele gibt im Land.“

An der Haltung und den Blicken der Leute bemerkte er, daß keine lächerlichen oder verkleinernden Geschichten über ihn in Umlauf gekommen waren. Immer gefestigter wurde sein eigener Blick und getroster seine Haltung. „Ein getreues Herz zu wissen!“ sang er leise vor sich hin. Das Lied war ihm, er wußte nicht wie, aus seinen Schulerinnerungen aufgestiegen; er wußte auch nicht sicher, wen er eigentlich damit meinte, Hans oder Mire, und was er überhaupt damit sagen wollte. So und so oft hatte er Hans auf der Schulbank herausgehauen, hatte ihm seine Hefte geführt und seine Rechnungen gemacht. Wieder lächelte er. „Und dann hat er die Mire bekommen, weil ich nun einmal gewöhnt war, ihm voranzuhelfen.“ Ganz entsprach es nicht der Wahrheit, das wußte er, aber doch war etwas daran, und darüber halb vergnügt und stolz und halb traurig trat er durch die Tür in seine einsame Hütte, um nach der Arbeit auch noch für das Abendessen zu sorgen. „Hans hat das besser!“ Einmal vergaß er seine Kocherei und blickte nachdenklich auf. „Möchte wissen, wie sie ihn empfangen hat!“ Aber dann erinnerte er sich an das berühmte Sprichwort vom Lieben und Zanken. „Nun, wie wird sie ihn empfangen haben? Mit offenen Armen eben. Nicht gleich, aber nachher um so bräver. Und was soll sie etwa sonst mit ihm machen?“ Wenig später saß er hinter seinem Kaffee und der Erdäpfelröste mit Käse und Brot, links die Junggesellenmenage, rechts ein Buch, in dem er eifrig und vertieft las, bis er fertig gegessen hatte und auch noch ein wenig länger. Es waren die Reisen Livingstones in Afrika, und das Buch stammte aus der Bibliothek des Lehrers, mit dem er gut Freund geblieben war.

Aber plötzlich schlug er es zu und stand auf. Er mußte heute noch Mire wiedersehen, mußte unbedingt erkunden, wie dort die Dinge standen, und mußte auch die erste Probe darauf machen, wie man miteinander auskam, ohne daß die junge Frau von ihm lobgepriesen wurde. „Schwer halten wird's!“ vermutete er zweifelnd. „Sie ist doch ein Tierchen, das seinen Zucker haben muß. Und dann ist sie noch solch ein Tierchen, das einem sicher sofort den Rücken kehrt, sobald es merkt, daß es keinen Zucker mehr gibt. Sieh mal an, wer hätte gedacht, daß Hans ein so scharfblickender Politiker ist! Einfach mattgesetzt hat er mich!“ Kopfschüttelnd wusch er sein Geschirr ab, zog die bessere Jacke an und trat wieder aus dem Haus auf die Straße, auf der er sich im Angesicht des nun im Abendschein mythisch verklärten Linard und der ganzen feenhaften Silvrettagruppe mit allen ihren Firsten und Abgründen, Himmeln und Toden eher bedenksam als rasch der Cobaldschen Heimstätte zuwandte.

Er fand das Paar vor dem Haus auf der Gartenbank. Mire arbeitete im vorletzten Abendschein noch an einer Näherei. Ihr zu Füßen lag ein weißes Zicklein und knabberte an ihrem Schuh. Um das Tierchen herum spielten huschend drei bunte Kätzchen; eins saß neben ihr auf der Bank und haschte nach ihrem Faden, und eins turnte hinter ihr auf der Lehne zu Hans hinüber, dessen Pfeifenquaste es interessierte. Die Alte dazu saß auf dem Holzstoß auf Wache. Hans rauchte aus der neuen Gemsenpfeife und tat sonst nichts; er hatte eben Feierabend, und das war bei ihm wie bei allen seinesgleichen ein Zustand, der einer weiteren Auslegung weder bedürftig noch fähig ist. Ignaz hatte diese Art Feierabend nie kennengelernt; entweder er schlief oder er trieb irgend etwas. Dafür kannte er auch nicht die tiefversunkene und innig verbissene Arbeit, die meist einem solchen Feierabend vorausgeht. Er grüßte nach seiner raschen Art, die nie gut warten konnte, schon über den Gartenzaun und trat dann ein. Zuerst gab er Mire die Hand, und darauf Hans. Mire hatte inzwischen Zeit gehabt, sich abzuwiegeln. Sie empfing ihn mit Maßen, ohne zuviel oder zuwenig an ihn zu wenden, nahm die Hand flüchtig von ihrer Stichelei und arbeitete dann gleich wieder weiter. Hans machte seinem Freund neben sich Platz. Man sprach zuerst von gleichgültigen Dingen. Das Wetter war zu dorrend; sobald ein Gewitter heraufkam, verging es oder zog trocken herüber. Die Alpenweiden waren schon ganz ausgeglüht; das Vieh fand nichts mehr zu fressen droben. Auch das Gestein bröckelte stärker als sonst, zumal nach dem letzten überstrengen Winter. Plötzlich wandte sich Ignaz an Mire.

„Na, du bist ja jetzt eine reiche Frau,“ redete er sie mit dem herzlichen Beiklang von Mitfreude an, der in diesem Tal nur ihm gegeben war. „Das heißt, wenn die Amerikaner richtig bezahlt haben. Und Hans kann sich zur Ruhe setzen.“ Neckend setzte er hinzu: „Was kriege nun ich dafür, Mire?“

Sie ließ ihn ein bißchen auf die Antwort warten.

„Was sollst du zu beanspruchen haben?“



Digitized by Google

erwiderte sie darauf lächelnd. „Bezahlt haben sie wirklich; Amerikaner bezahlen immer. Aber du hast doch wohl am wenigsten dazu getan."

„Oho! Ich soll am wenigsten dazu getan haben? Und wenn der Tunichtgut Ignaz Tscharner, der Phantast und Herumstreicher, das Abenteuer wohlweislich gelassen hätte, würde sich dann das ehemalige schönste Mädchen vom Unterengadin zur nächsten Kirchweih ein solches Mieder kaufen können, wie es Frau Cobald wahrscheinlich tun wird?"

Er lachte, aber aus seiner Stimme klang ein geheim leidender und etwas eifersüchtiger Ton, der machte, daß Mire leicht die Brauen zusammenzog. Sie antwortete diesmal sofort. „Erstens hast du mich wieder gelobt. Zweitens werde ich mir kein Mieder kaufen, sondern eine Kette. Und drittens, was hätte ich, wenn Hans bei der Rettung abgestürzt wäre?"

Ihr wurden die Augen feucht, aber sie hob sie nicht von der Arbeit, bloß daß sie ein wenig damit einhielt, weil sie vorübergehend nicht gut sehen konnte. Was Ignaz nicht sah, das hörte er, und ein wenig stiller vor Beschämung und auch vor Empfindlichkeit wandte er ihr über Hans vorausgebeugt das kluge, treuherzige Gesicht ganz zu.

„Die Wand ist nicht so absolut todbringend," bemerkte er traurig. „Aber mich wundert, daß er dir mein Versprechen verraten hat. Da du nun darum weißt, so nütze es nicht gegen mich aus."

„Von einem Versprechen höre ich durch dich zum erstenmal," erwiderte Mire in dem rauhen Ton, der ihr die Männer unterwarf wie kaum einer ihrer gelinden Züge. Dazu errötete sie jäh und unaufhaltsam, aber um so herrischer fuhr sie fort: „Und auch daß die Wand ‚nicht absolut tödlich' ist, erfahre ich erst jetzt. Von Hans hörte ich, daß gar nichts dabei gewesen sei. Er wird mir noch dafür stehen müssen. Von mir aber einen Dank zu erwarten, das ist nach allem wohl doch der höchste Gipfel, den du bis jetzt bestiegen hast."

Ignaz sah ein, daß in dieser Frau eine Wandlung vorgegangen war. Etwas hatte sich ereignet, wovon er als Schwärmer und Eigenbrödler keinen Begriff besaß, und ganz betroffen starrte er das schöne Geschöpf an, ehe er kleinlaut die Augen von ihr abzog und sie voll bekümmerter Frage zum hohen Linard hinauf richtete.

„Ja, ja, du bist immer eine wunderbare Frau gewesen!" seufzte er von seinen Empfindungen hingenommen. „Keiner hat dich noch ausgerechnet. Und du bist immer auf eine andere Weise großartig."

Hans stieß schweigend mächtige Rauchwolken vor sich hin. Hier wurde schon wieder gelobt wie in den besten Zeiten, und die Vereidigung im Angesicht des Todes war für die Katze gewesen. Er lobte, wie er atmete und lebte, und war vollkommen unverbesserlich. In Hans kochte es wieder auf. Mire hatte flüchtig den Kopf noch tiefer über die Arbeit gesenkt, um ein Lachen zu verbeißen. Ernst und würdevoll nahm sie darauf das Wort, indem sie ihre Näherei sinken ließ und diesmal dem großen, blonden, törichten Burschen ihre dunklen Augen voll zuwandte.

„Man hört nun wohl, daß du auch durch Todesgefahren und Schwüre nicht zu ändern bist. — Gut. Jetzt höre du, was ich sage. Zu schwören brauchst du diesmal nicht; es genügt vollkommen, wenn ich es tue. Du packst dich jetzt auf und gehst nach Hause, oder wohin du willst; jedenfalls räumst du hier den Platz. Und du erscheinst nicht mehr hier außer als der verlobte Bräutigam meiner Schwester. Basta. Das Spiel muß einmal ein Ende haben. Unruhe ist eine Weile ganz nett, aber dann geht sie an die Gesundheit. Sag' Gute Nacht und laß uns allein."

So wie sie gesagt hatte, geschah es. Langsam, noch wie ungläubig, aber in unwiderstehlichem Gehorsam erhob sich Ignaz und nahm seinen Hut, der neben ihm auf der Bank lag. Eine Weile stand er noch unschlüssig und traurig grübelnd. Dann gab er Mire seufzend die Hand.

„Gut. Wie du befiehlst. Ich habe immer tun müssen, wie du befahlst, und am Ende hab' ich dich doch nicht bekommen."

Auf eine Antwort wartete er umsonst. Sie hätte sagen können: ‚Eben deshalb!' aber sie wußte sich zu hüten. Darauf verabschiedete er sich auch von Hans.

„Nichts für ungut," bat er aufrichtig. „Es war nicht beabsichtigt. Und genommen habe ich dir ja auch nichts."

Hans stand schweigend auf und gab ihm das Geleit bis zur Pforte. Dort reichten sie sich noch einmal die Hand.

„Gute Nacht, Hans!"

„Gute Nacht, Ignaz!"

Langsam entschwand der hochstämmige Bursche hinter Zäunen und Büschen. Zu einem Jauchzer war es ihm diesmal nicht zumute. Nicht einmal zu einem leisen, selbstvergnügten Summen hatte er die Brust frei. Bedrückt und sehr langsam ging ihm das Herz unter der Berglast, die ihm Mires neuester Befehl darauf gewälzt hatte. ‚Das ist noch ein anderer Diplomat als ihr Mann!" dachte er kummervoll bewundernd. Aber weiter als zu einem abermaligen Lob der schönen Frau kam er heute nicht, ob-

Digitized by Google

wohl er eine ganze lange, schlaflose Nacht dazu Zeit gehabt hatte.

★

Als er aufstand, war ihm ganz so zumute, als hinge er wiederum auf der äußersten Fußspitze vornübergebeugt an der Felswand, ein schweigendes Geschick voll fremder Naturherrlichkeit vor sich. Die Felswand war Mire, die fremde Naturherrlichkeit ihre Zwillingsschwester, das drohende Geschick: Verlust einer alten Freundschaft oder die Ehe, der Ernst, das Ende von Spiel und Streiferei, die Ergebung in das Mannestum der Verantwortung und der Abhängigkeit, in das selbst ein Hans Cobald sich nicht so einfach und weich einlebte, obwohl er eine Mire zur Frau hatte. Als er sich aus seinem Haus durch die Gartenwege nach seinem Feld begab, schritt er wieder genau so vorsorglich und furchtsam aus wie vorgestern, als ihn jede Bewegung einen Seufzer kostete, und billiger hatte er sie heute auch nicht.

Drei Tage lang war Ignaz davon überzeugt, daß es für ihn unmöglich war, diesen Befehl zu befolgen. Erstens hielt er ihn für grausam, zweitens für „undankbar", und drittens schien er ihm für das andere Wesen, das damit in Betracht kam, alles andere als ein Glück zu sein. Darauf ging er eine Reihe von Tagen mit dem Gedanken um, folgerichtig nach Amerika auszuwandern, wie das alle taten, die in der Alten Welt irgendwie vor eine Mauer gelangt waren. Allein im Verlauf dieser Betrachtungen entdeckte er, daß dies Land in der Luftlinie gute 5000 Kilometer vom untern Engadin trennten, und das machte ihn dann doch wieder bedenklich, denn er war einer der getreuesten Engadiner, die es gegenwärtig gab. Mitten in der zweiten Woche, als er schon ziemlich abgemagert herumschlich, begann ihm langsam klar zu werden, daß er eigentlich gar keine Wahl hatte. Die Heimat mit oder ohne Mire. Jedenfalls war es unausdenklich, daß diese wunderbare Landschaft künftig ohne ihn und seine Talente fortbestehen sollte. Nach Ablauf der zweiten Woche endlich, als ihm weder Essen noch Trinken, weder Tabak noch Musik oder Bücher oder das Spazierengehen mehr schmeckten, begriff er endgültig den Ernst seiner Lage, und machte Mires Schwester den ersten Besuch.

Das Mädchen war unterrichtet und legte ihm keine Hindernisse in den Weg, wenn es ihn auch nicht besonders förderte. Er fand da in diesem ganzen Geschäft irgend etwas, das zurückhaltend wirkte und das gleich von Anfang eine gewisse Unklarheit und Halbheit darein brachte. Das Mädchen zeigte sich auffallend eifersüchtig und hielt Ignaz Mire vor, der er den Hof gemacht habe, obwohl sie eine verheiratete Frau sei. Sie schien entschlossen, das als schlechtes Vorzeichen für seine Treue und seinen sittlichen Wandel überhaupt zu betrachten, und er mußte mehr aufbringen, als ihm lieb war, um ihre Angriffe zu entkräften und ihren Zorn zu dämpfen. Dann hörte er aus halben Worten, daß das Ehepaar wegen dieser Partie neuerlich Meinungsverschiedenheiten habe und wieder in Unfrieden geraten sei oder zu geraten drohe. Auch das beunruhigte ihn, nachdem Mire seinen Schritt doch ausdrücklich verlangt hatte. Ferner geschah es, daß er plötzlich, nachdem er eben den jüngsten Sturm beschwichtigt hatte, von dem Mädchen kühl und kurz mit der Nachricht empfangen wurde, zwischen ihnen könne nichts werden, da Mire ihr eine Szene gemacht habe. Sie behandle ihn, Ignaz, schlecht, erziehe ihn falsch, verstehe ihn überhaupt nicht, und kurz und gut, Mire sei fuchsteufelswild. Ignaz erschrak bis ins Herz hinein, lief tagelang wie vor den Kopf geschlagen herum, und ließ es sich schließlich ein ziemlich großes Stück Geld kosten, um die ungebärdige Schöne sich doch wieder gewogen zu machen. Aber da war auch sonst wieder andere Stimmung im Land. Die Schwestern schienen sich versöhnt zu haben, und im Haus Cobald war wieder der Friede eingezogen. Schließlich kamen alle öffentlichen und geheimen Mächte und Mitspieler dahin überein, daß die Verlobung am 1. August, dem Bundesfeiertag, unwiderruflich vor sich gehen solle. Es schien Ignaz, daß Mire, die Lenkerin seines Schicksals, einige Redensarten darüber hatte fallen lassen, wie lange sich ihre Schwester wohl noch so billig mit einem Burschen herumtreiben wolle, und das war männiglich ins Gebein gefahren. Ganz restlos glücklich fühlte sich auch jetzt noch nicht jedermann, aber man hoffte begründete Aussicht zu haben, es auf diesem Weg endlich zu werden, und Hans begann es ganz fraglos zu leichtern, obwohl in seiner Ehe immer noch sehr wechselndes Wetter herrschte.

Am Vorabend des großen Tages, als man zu Bett ging, erklärte Mire in entschiedenem Ton, arg müde zu sein. Ins landläufige Schweizerdeutsch übersetzt hieß das: „Ich bin zu keiner weiteren Vergnüglichkeit aufgelegt und will in Ruhe gelassen werden." Hans befand sich aber genau in der entgegengesetzten Stimmung; er war geneigt, die bevorstehende große Umwälzung mit einer Vorfeier einzuleiten, und sein nunmehr ganz unangefochtenes Besitzrecht grundsätzlich zu genießen. Man beschloß den Tag mit einer kurzen charakterfesten Beißerei, und den

Digitized by Google

nächsten begann man etwas wortkarg und schmollend. Das heißt: Hans schmollte. Mire schien mit andern Gedanken beschäftigt zu sein, in denen er abkömmlich war. ‚Warte nur, du wirst mir auch wieder kommen!' dachte er trotziglich, und ging ebenfalls eigene Wege. So wohlunterhalten brachten sie den Vormittag hinter sich, übten sich beim Essen im Schweigen, obwohl es Birnenschnitze mit Speck gab, mit denen sonst den Mann die schönste Frau verführen konnte, aber er sah wohl, daß Mire sie bloß in Vergeßlichkeit, oder weil es ihr gerade eingefallen war, gemacht hatte, und anstatt sie ihr zu danken, nahm er sie ihr noch übel. Trotzdem räumte er zwei gehäufte Teller davon leer, und maulend stellte er sich mit qualmender Pfeife vors Haus, um nach andern Frauenbildern auszublicken, die netter zu ihm waren. Als aber welche erschienen, die ihn einladend über den Zaun herüber fragten, ob er heute abend tanzen komme, brachte er kaum die Zähne zu einer Antwort auseinander. Keine Freude an andern Weibern hatte er auch bloß, wenn er mit der seinen gut stand; es ging ihm also heute sehr schlecht. Schließlich verfügte er sich knurrend nach seiner Werkstätte, um ein Wagenrad zusammen zu schmeißen, daß es stöhnte; trotzdem konnte es sich sehen lassen, als es gespeicht und gefelgt dastand, und Hans stopfte sich eine neue Pfeife, denn nun ging es auf die Kaffeezeit. Zum Kaffee hatte das Brautpaar Besuch angekündigt.

Hans ging ins Haus, um sich zu waschen und den Rock anzuziehen. Mire beachtete ihn nicht, obwohl er breitspurig und wichtig tat, um sich bemerklich zu machen, zu einer reuevollen, bescheidentlichen Anrede Gelegenheit zu geben. Grollend würgte er sich auch noch den Kragen um den Hals und drehte die Krawatte an. Jetzt war er wieder zur vollen Bedeutung eines gesonntagten, bedrohlichen Wesens aufgewachsen, und auf den ersten Sprung lauernd ging er innerlich brummend wie ein Löwe herum; daß er wenigstens äußerlich schwieg, so weit hatte es die eheliche Dressur seiner schönen Bändigerin bereits mit ihm gebracht. Inzwischen machte sich diese so schön, wie es der Anlaß und die Tageszeit gestatteten, und als das Paar eintrat, war alles zu seinem Empfang aufs beste bereit, gab es Kuchen und Kaffee, Honig und Konfitüre, Brot, Butter und so erfreute Mienen, daß Ignaz gleich zu seiner Braut sagte: „Da können wir uns ein Beispiel nehmen, Anne, wie man gut und freundlich miteinander lebt." Wozu Hans auf den Backenzähnen lachte. Aber Mire entgegnete schnell: „Ich für meinen Teil bedanke mich dafür, euch auch noch als Beispiel zu dienen. Macht euch euer Beispiel gefälligst selber." Dazu hatte sie ein wenig rote Wangen bekommen, und sie wartete nur noch auf eine ironische Bemerkung Hansens, um auch ihm gehörig zu dienen. Aber er hütete sich; außerdem schien ihm das, was Ignaz gesagt hatte, gar nicht so unrecht, im großen genommen natürlich und von den verfluchten Weibertücken abgesehen, die immer das Bild störten.

Man setzte sich gleich zu Tisch. Ignaz war ein wenig mager und ein bißchen unruhig, aber alles stand ihm gut, und mit der himmelblauen Krawatte zu seinem blonden Schopf war er eine eindrucksvolle, männliche Erscheinung. Hans freute sich, daß er ihn auf neue Weise wieder hatte, und spielte auf einmal den vorsorglichen Hauswirt, legte ihm Kuchen vor, fragte ihn siebenmal, ob er Kaffee habe, hieß Mire, ihm Butter und von ihrer Konfitüre hinzureichen, kurz, er wendete ihm allen lieblichen Überfluß zu, den Mire seit gestern abend schnöde abwies. Dabei predigte er so laut, erlöst und beflissen an seiner schönen Frau vorbei, und verstrickte auch die arme Anne in den Kreis seines hinsichtlich des Zweckes sehr fragwürdigen Unternehmens — denn als einen besonders kurzweiligen Unterhalter hatte ihn bisher niemand kennen gelernt —, daß Mire zuerst eine Weile vor Verwunderung ganz still war. Endlich sagte sie lächelnd: „Jetzt rede nur nicht soviel, Hans. Es kommt doch nichts dabei heraus. Schneide lieber noch Kuchen, damit das Geschäft nicht stehen bleibt." Aber er war einmal im Zug, und begann, anstatt die Mahnung zu beachten, weit und breit von seiner letzten Gemsenjagd zu reden. Wenn er einen guten Eindruck machen und Gäste unterhalten wollte, geriet er unweigerlich auf die Gemsen. Dabei kam es ihm viel weniger auf die Taten an, als darauf, wie die Tiere gestanden hatten, in welcher Verfassung, wie schön und wie groß sie gewesen waren, wie sie gespielt hatten, und so weiter. Mire wurde es kalt und heiß, denn wem zur Strafe war schließlich diese Tour unternommen worden?

„Nun, ein großes Geschäft ist das gewesen!" spottete sie mit roten Wangen. „Zwei Arbeitstage hat er versäumt, einen ganzen Anzug ruiniert, und dafür eine einzige Gemse heimgebracht. Wenn er wenigstens noch alle vier Böcke geschossen hätte! Warum hast du denn die andern laufen lassen?"

Hans merkte, daß sie ihn ärgern wollte, und tat ihr auch sofort den Gefallen. „Als ob die Tiere stehen blieben, bis ich wieder

geladen habe," maulte er. „Eine Ahnung hast du."

„Ich denke, ihr habt jetzt eure berühmten Repetiergewehre!" warf sie trocken hin.

„Doch nicht auf der Jagd. Das ist eine Militärwaffe. Du weißt überhaupt genau, daß ich auf der Jagd die Doppelbüchse habe."

„Nun, und wo ist dann die zweite Gemse geblieben?"

„Die sitzt noch dort und wartet." Er hatte wieder einen roten Kopf.

„Bis er wieder den Rappel bekommt und auf die Berge rennt," bemerkte sie mit nicht unlieblichem Lachen gegen die andern. Die lachten mit, und auch Hans stimmte schließlich ein.

„O Hans, diesmal bist du ihr aber wieder tüchtig auf den Leim gegangen!" rief Ignaz begeistert. „Ja, das ist eine Frau, die steckt sieben Männer in die Tasche. Ein Glück, daß meine Anne nicht diesen scharfen Kopf hat."

„Fängst du schon wieder an?" sagte Mire. „Halt dich jetzt an deinen Schatz. Wozu haben wir dir den gegeben?"

„Ja, aber ich habe doch nichts gesagt, als was einfach wahr ist!"

„Ei was! Wir Weiber haben wohl viel mit der Wahrheit zu tun! Wir wollen hören, was uns Vergnügen macht; was an uns wirklich dran ist, wissen wir allein."

Ganz aufgeregt wandte sich Ignaz an die andern. „Habe ich nun recht, wenn ich sage, daß sie ein starker Charakter ist? — Hans, sie hat unsre Freundschaft gerettet. Wir können uns alle an ihr nur ein Beispiel nehmen, wie man gescheit und gutherzig und dazu noch energisch leben soll."

„Gib ihm einen Rippenstoß," forderte Mire mit zusammengezogenen Brauen ihre Schwester auf. „Für jedesmal, wenn er künftig eine andere lobt als dich, schiebst du ihm die Hochzeit um einen Monat hinaus. — Später läßt du ihn eine Woche lang nicht in dein Bett. Das wird ihn schon vernünftig machen."

„Und du stehst dabei und lachst," versetzte Anne mit spottendem Mund. „Du bist falsch wie immer. Erst soll ich ihn heiraten, weil es dir paßt. Dann soll ich ihn warten lassen, damit es nicht zu rasch geht. Und nachher soll ich ihn nicht ins Bett lassen. Ich will dir jetzt sagen, was geschehen wird; ich habe Zeit gehabt, mir darüber klar zu werden: entweder werde ich ihn sehr bald ins Bett lassen und heiraten oder gar nicht."

Sie betrachtete die Schwester lachend. Aber Mire antwortete sehr kühl: „Das ist eine merkwürdige Sprache für eine Braut. Mache nur, daß sich das bald entscheidet, sonst werden Dinge über dich Herr, an die du jetzt noch nicht denkst."

„Du weißt viel, an was ich denke. Alle verheirateten Weiber spielen die Ehrbaren."

„Du bist leichtsinnig, Anne."

„Du bist tiefsinnig, Mire. Ich sage nur eins: daß heute nacht jeder durch mein Fenster steigen kann, der den Mut dazu hat."

Mire zitterte heimlich vor Zorn, aber sie schwieg, um die Frivolität ihrer schönen Schwester nicht zum Skandal ausarten zu lassen. Zudem legten sich jetzt die Männer ins Mittel.

„Also das ist nun gerade so, als ob die Mire mit der Mire zankte," sagte Cobald, und ahnte nicht, wie recht er hatte. „Gebt Frieden heute, Mädchen. Man liebt euch beide. Ursprünglich hättet ihr ja freilich nur eine werden sollen. Aber damit man euch voneinander unterscheiden konnte, ist dann die eine ein wenig geschwinder und die andere ein wenig dunkler geworden. Du, Anne, tu nicht leichtfertiger als du bist; es glaubt's dir doch keiner. Und die Mire soll noch einmal Kaffee einschenken und sich nicht um anderer Weiber Betten kümmern."

Damit stand er geheimnisvoll lächelnd auf und verschwand aus der Stube, um nach einer Weile mit zwei Weinflaschen unter dem Arm zurückzukommen.

„Vielleicht will jemand lieber einen solchen Tropfen als das Weibergetränk," meinte er in hausväterlichem Ton. „Veltliner dreijährig."

„Ja, ich!" sagte Anne sofort. „Und ein großes Glas. Ich hab' das anständige Leben satt."

Sie lachte, und alle lachten mit. Sogar Mire erlag der liebenswürdigen Komik, mit der sie ihre Entschlossenheit vortrug, und verzog das sehr ernst gewordene Gesicht ein wenig. Der Wein löste vollends die kleine Spannung und dazu die Zungen und Geister. Man begann zu erzählen und zu diskutieren, fing an, sich gegenseitig ein bißchen aufzuziehen; endlich kam man ins Singen. Ignaz mußte seine Gitarre vornehmen, und eine Zeitlang erfüllte seine warme Stimme und der Ton seines Instrumentes allein den lichten Raum. Man fühlte sich wieder wohl, genoß seine Jugend und Liebesfähigkeit, spielte ein wenig mit seiner Kraft und seinen Werten, und in angeregter Stimmung trennte man sich gegen Abend. Die Männer wollten nach der Alp hinauf, wo der Holzstoß zum Bundesfeuer geschichtet wurde, um dabei noch mit Hand anzulegen. Die Schwestern blieben zurück, um jede an ihrem Ort die Abendgeschäfte zu versehen und sich darauf zum Tanz bereit zu machen.

Digitized by Google

„Nun, weißt du jetzt, wie das werden wird mit dir und Ignaz?“ fragte Mire ihre Schwester beim Auseinandergehen lächelnd.

Und ebenso lächelnd erwiderte Anne: „Das hängt, wie ich gesagt habe, diese Nacht von meinem Fenster ab.“

Sie nickte der verheirateten Schwester leicht zu und entschwebte.

*

Ignaz war eigentlich seit dem Zank merkwürdig still geworden. Er hatte gesungen und geklimpert, aber zum Gespräch wenig mehr beigetragen, und den Spöttereien war er nicht mit der sonstigen Schnelligkeit begegnet. Mires Hand beim Abschied hatte er ein wenig länger in der seinen gehalten, als eigentlich nötig war, und dabei den Eindruck gemacht, als wollte er noch etwas sagen, war aber wohl davon abgekommen, oder aber er hatte das Wort nicht finden können, und eigentümlich unschlüssig verließ er das Zimmer. Mire schickte ihm einen raschen prüfenden Blick nach und wandte sich ins Zimmer hinein.

Inzwischen stiegen die beiden Männer miteinander nach der Alp hinauf. Hans war dafür, daß es dies Jahr ein besonders großes Feuer werden sollte. Droben legte er dementsprechend mit Hand an. Ignaz dagegen schlenderte herum und lernte in der Gesellschaft eines Burschen aus dem Oberengadin dessen Schwester kennen, ein Mädchen, das in allem das Gegenteil von Anne oder besser gesagt, von Mire war, und bei dem er im Umsehen seine ganze allerneueste Verängstigung vergaß. Ihm wurde wohl und leicht. Das Mädchen gefiel ihm mit jedem Wort und Blick besser, und er wußte sich kaum zu helfen vor Verwunderung darüber, daß es Jungfern geben konnte, die schön und ansehnlich waren, ohne daß sie Mire waren oder ihr glichen. Nach einer halben Stunde dachte er, man kenne sich schon seit Monaten, und als das Feuer in die Höhe schlug, kam er sich vor, als ob er aus einer Verzauberung erwachte. Das Paar war im Hotel zu Besuch und hatte im Sinn, morgen über den Flüelapaß nach Davos hinüber zu gehen. Auch daß man Fremde und offenbar rüstige Reisende treffen konnte, die nicht der Wahn auf den Linard trieb, verwunderte ihn und machte ihn irgendwie lustig. Das Feuer war noch nicht heruntergebrannt, so wurde er mit dem ansehnlichen Paar einig, es auf der Wanderung zu begleiten, da er selber in Davos zu tun habe. Der Bursche lud ihn zu einem Glas Wein ins Hotel ein. „Oder habt Ihr anderes vor?“ fragte er ihn lächelnd.

„Nein, gar nicht,“ versetzte Ignaz schnell und unbedenklich. „Ich bin ein freier Mann.“ Nachher wunderte er sich zwar wieder, aber nicht zu stark. Als Hans nach langem Suchen auf ihn stieß, stellte er ihn arglos dem Paar vor und trat mit ihm und den neuen Bekannten den Abstieg an. Der Mond war aufgegangen. Auf einigen Bergen flammten noch die Feuer.

Aber beim Hotel angekommen, geschahen noch ganz andere Dinge. Da reichte nämlich Ignaz seinem Freund Cobald die Hand, und sagte so freimütig und herzlich: „Also gut Nacht. Wartet nicht auf mich!“ wie nur ein Mann spricht, der sich sehr gut untergebracht fühlt. „Ich trete hier ein bißchen ein,“ setzte er mit vielsagendem Lächeln noch hinzu, und ohne ihm Zeit zu einer Frage zu lassen, folgte er dem Mädchen in die Tür. Der Bursche beschloß den kleinen Zug. Nun war die Reihe, sich zu wundern, an Hans. Kopfschüttelnd stapfte er nach Hause, um Mire die Neuigkeit zu überbringen. Sie horchte zuerst ein wenig auf, tat dann ein paar Fragen, wie nur Frauen sie tun können, und sagte zerstreut: „Er wird schon kommen. Gehen wir.“ Hans wunderte sich zum zweitenmal. Nachher wurde sie so munter und zutunlich, wie er sie den ganzen Tag nicht gefunden hatte. Er hatte gedacht: Jetzt wird das ganze Fest hin sein!' aber es fing erst an. Mire nahm nur ihre Schwester unter vier Augen, um ihr die Frisur fester zu stecken, und dabei mußten so vergnügliche Dinge gelaufen sein, daß Anne hochfrisiert lachend und mit funkelnden Augen vor Erbostheit und Absichten an Mires Seite zurückkam. Auch diese hatte blanke Augen und einen anzüglichen Ton. Zunächst brach die ganze weibliche Selbstherrlichkeit über Hans herein, den sie in die Kur nahmen, weil er so gut auf Ignaz aufgepaßt hatte.

„Wenn er nicht Gemsen oder Wagenräder vor sich hat, so glaubt keiner, daß er auf drei zählen kann,“ spottete Mire.

„Ja,“ half Anne, „wäre Ignaz ein Gemsbock gewesen, so würden wir haargenau zu erfahren bekommen, wie er stand, und wie er guckte, und wie er den Boden mit den Läufen schlug und den Kopf zurückwarf. — He, du,“ wandte sie sich an ihn selber, „du mußte mir dafür einstehen, daß ich heut nacht keinen Beischläfer habe. Wie willst du mir das vergüten?“

„Er wird schon kommen,“ suchte Hans zu beschwichtigen. Ihm war nachgerade nicht mehr ganz geheuer zumut.

„Ja, schön wird er!“ rief Mire. „Der ist durch die Büsche, und wir sind noch so froh darüber. Es ist doch am besten, wie es vorher war. Du bekommst deinen Freund zurück, und ich meinen Anbeter. Das hast du

Tanz mit schwarzen Schleiern. Gemälde von Georg Gelbke

Digitized by Google

Digitized by Google

damit auch nur bezweckt, daß du ihn mit der Oberengadinerin beisammen ließest."

Hans begann nun zu beteuern, aber es schien ihnen nun einmal vorteilhaft, ihn auf diesen Fleck festzunageln.

„Du bist ohnehin immer gegen die Verlobung gewesen," warf ihm Anne vor. „Es ließ dich nicht schlafen, daß Ignaz künftig mich und nicht mehr deine Frau loben sollte. Und deinen Freund hättest du auch nicht mehr allein beherrscht, sobald ein Weib wie ich dazwischen gekommen wäre. Du bist ein Diplomat; das muß man dir lassen. Aber warte nur; Rache ist süß. Auch wenn sie spät kommt — kommen wird sie bestimmt."

„Ha, wenn ich kein Weib dazwischen lassen wollte," fuhr Hans mit rotem Kopf auf, „so hätte ich ihn doch auch vor der Samaderin gehütet." Aber sie duckten ihn gleich wieder.

„Ich sagte: Ein Weib wie ich!" loderte ihn Anne an. „Gegen mich richtet sich die ganze Verschwörung. — Das wird wohl ein hübscher Zuckerstengel sein. Wie sieht sie überhaupt aus. Laß einmal hören."

Hans zuckte die Schultern und begann zu beschreiben. Die Weiber hörten mit blanken Augen und malitiösen Gesichtern zu.

„Hörst du!" brach darauf Mire aus. „Er ist noch selber verschossen in die Blonde! Sieh doch nur, wie ihm das Wasser im Maul zusammen läuft!"

Hans blickte ihr jetzt aufmerksam und mit verminderter Furcht ziemlich tief in die Augen und entdeckte darin die ganze fromme Heuchelei. „Ach so," sagte er. „Nun, warte mal, bis wir zu Hause sind. Solche Reden zu führen — ist das richtig? — Der sanftere Schlag hat ja manches für sich. Man lebt ruhiger, und man setzt mehr Fett an. Es ist jedem Mann anzusehen, ob er eine bequeme Frau hat oder eine unbequeme. Aber ich bin Kerl genug, um dich auch zu prestieren, wie du bist. Ich kann schon was aushalten. Und dann hab' ich noch die Gemsen, wie du weißt. Einstweilen, denke ich, wollen wir diesen Walzer probieren. Komm."

Lachend erhob er sich. Der Stolz blitzte ihm aus den Augen. Seine Wangen waren rot vor Gesundheit und Selbstvertrauen. Seine Bewegungen verrieten Kraft und jene stille, zähe Tüchtigkeit, die es meist weiter bringt als alle Geniestreiche der anschlagreichen Köpfe. Zudem mußte man bloß seine weiße, räumliche Stirn und den kühn rechnenden Blick betrachten, und in Verbindung damit die gutartige Freimütigkeit und junge Würde seiner Haltung, um zu wissen, daß man es da mit keinem Geringling zu tun hatte. Jeder Zoll an ihm war ein Mann und dazu ein Demokrat und Republikaner.

Das erwog auch Mire, indem sie nach kurzer Verblüffung und einem hastigen Erröten, das eigentlich der Vorbote einer grundsätzlich gewürzten Antwort war, still lächelnd aufstand und ihm wortlos zum Tanz folgte.

Aber auch Anne bekam heute noch ihr Abenteuer. Zuerst sah sie dem Paar nach, bis es ihren Blicken entschwunden war. Darauf saß sie in leichtem Unmut vor sich hin und wurmend an ihrem Platz, um endlich mit folgenden Worten ins reine zu kommen: „So geht's nicht weiter, Anne. Es ist Zeit, daß du selbständig wirst, andernfalls pflanzt sie dich als Schattenmorelle an die Nordwand ihres Hauses." Aus diesem Gemurmel aufblickend gewahrte sie einen Burschen, der sie zum Tanz begehrte. Er war ihr nicht unrecht, und sie erhob sich.

„Ich dachte schon, du schliefst," sagte er mit ein wenig spottenden Mundwinkeln. „Vielleicht hast du auch einen kleinen Nicker gemacht. Bist bei deiner Verlobung wohl etwas zu tief in den Wein geraten."

Ihr Kreuz straffte sich, und sie warf den Kopf zurück. „Meine Verlobung laß vorläufig noch aus dem Spiel," erwiderte sie rasch. „Wenn ich zu dir sage: ‚Guten Tag, alter Bekannter!' so darfst du dich erkundigen, wo ich wohne. Und bis ich dir die Hand gebe, kann noch viel passieren."

Man war beim Tanzplatz angekommen, und das Paar trat zum Walzer an.

„Siehst du, da hast du mir die Hand schon gegeben," lachte der Bursche, als sie in seinem Arm lag. „Und so rasch wird's auch mit allem übrigen gehen. Das heißt, wenn ich will."

Ihr fuhr diese Tonart in die Glieder.

„Sei nicht vorlaut," warnte sie leise. „Sonst mußt du dich heut mit vielen schlagen."

Er hörte die leichte Vibration in ihrer Stimme und lachte wieder.

„Bis jetzt habe ich mich bloß geschlagen, wenn es mir Spaß machte. Aber immer los. Zeig, was du zustande bringst."

Auch dieser Bursch stammte nicht aus dem Ort, war aber in der Nähe, in Schuls im Unterengadin, zu Hause. Hier befand er sich, um anderntags in der Frühe dem Linard zu Leibe zu rücken. Er war, wie es sich zeigte, nicht arm, gehörte aber zu den unruhigen Temperamenten, die die kühnen Züge lieben. Insofern hatten sich die Richtigen gefunden. Anne brachte planmäßig eine allgemeine Holzerei unter den Burschen zustande, machte sich rechtzeitig aus dem Staub, und wartete umsonst für den Rest der Nacht auf den Fensterbesuch. Der Bursch trank in der ausgeräumten Wirtschaft bis gegen den Morgen und machte sich dann auf den Weg nach dem

Digitized by Google

Linard. Droben richtete er ganz für sich ein sogenanntes Steinmannli auf, kehrte am Abend ins Dorf zurück, und nachdem er auf dem Linard gewesen war, machte ihm Annes Fenster nach Mitternacht keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr. Er richtete aber hier kein Steinmannli auf, sondern Anne hielt ihn mit Ermahnungen und Drohungen bis zum Morgen in Zucht, und auf diesem Linard war sie die Siegerin, denn immerhin stammte sie aus keinem schlechten Nest. Er schied nicht zufriedengestellt, aber mit neuen Ideen, aus denen er zu richtiger Zeit als Annes Bräutigam hervorging. Da bestieg er ihr Fenster zum zweitenmal und jetzt erfolgreich. Im weiteren siedelte er in Annes Dorf über und wurde dort ein so berühmter Führer, wie es Hans und Ignaz zusammen gewesen waren. Anne entfaltete infolgedessen noch einiges Gefieder, zumal sie Ignaz in Samaden sicher aufgehoben wußte, wo er als Sachverständiger für Ski- und Bobsleybahnen und für ähnliche Ernsthaftigkeiten sich zu einem gewissen Ansehen brachte. Raufereien haben sich seither nicht mehr oder bloß noch einmal bei ihrer Hochzeit zum Abschied entfaltet, wo sich die Burschen sozusagen um den leeren Platz schlugen, den sie hinterließ. Und das war auf besondere Weise zugegangen.

Kurz vor der Hochzeit lief zu ihrer großen Verwunderung ein Brief von Ignaz ein.

„Liebe Anne!“ schrieb er. „Du wirst Dich über manches von mir gewundert haben. Und jetzt wunderst Du Dich vielleicht wieder. Aber mir war damals nicht vieles klar, und ich wußte nicht immer genau, was ich tat. Ich war ja auch in allerlei fremden Händen. Nun, lassen wir das gut sein. Ich höre, daß Du nächstens Hochzeit hast, und dazu will ich Dir alles Gute von Herzen wünschen. Es tut mir leid, daß ich Dir damals Verumständungen gemacht habe. Aber ich hätte nicht den Mut gehabt, eines so hochfahrenden Mädchens mächtig zu werden, das dazu eine solche stolze Schwester hat. Du verstehst mich. Und es hat sich ja nun alles gut gefügt. Meinen Ring behalte als Geschenk. Deinen schicke ich Dir mit Zinsen zurück. Ich habe ihn für Dich einrichten und einen Stein hineinsetzen lassen. Hoffentlich ist es Deinem Mann nicht unrecht. Man weiß ja nie, aber er hat keinen Grund gegen mich. Nochmals alles Gute von Deinem Ignaz.“

Das war der Brief, mit welchem sie sich alles in allem gerecht behandelt fühlte. Auch daß kein Gruß an Mire darin stand, fand sie aufrichtig in der Ordnung. Zu rügen hätte sie gehabt, daß seine Abbitte noch etwas deutlicher und anhaltender gewesen wäre, wie es seinem Fehler gegen sie entsprach. Aber es war ein schön und schwunghaft geschriebener Brief, den man überall vorzeigen konnte. Sie tat es mit Genugtuung und war fleißig, Ehren einzuheimsen. Auch gegen ihren Bräutigam verfocht sie ihn und den Ring damit. Ignaz hatte richtig befürchtet: es war ihm gar nicht recht, und er wütete ziemlich unwirsch herum. In der Folge hetzte er auf der Hochzeit seinen Anhang auf Ignazens Freunde, und dies mit ausdrücklicher Billigung der schönen, vielsinnigen Anne; sie hatte ihm unvermerkt den Gedanken in den Kopf gesetzt, um ihn von sich abzulenken. Auch fand sie, daß sie trotz allem noch eine Abschiedsrache nehmen sollte.

*

Während Annes Mann allerlei Getier auf den Linard treibt, und Ignaz den Tanzboden der internationalen Springmäuse unter Bewachung hält, gedeiht Hans unter Mires stiller Anleitung langsam zu einem der unentbehrlichsten Männer der Talschaft und zum Anwärter auf das Präsidium seiner Heimatgemeinde, wozu ihn sowohl ein angeborener Sinn für politische Behandlung als auch die Lektionen befähigen, die er bei seiner Frau genossen hat und von ihrer Vorsorglichkeit noch weiter genießt. Aber nun teilt er sich mit zwei Buben und einem Mädchen in ihren Überfluß, und ebensoviel natürliche Bundesgenossen hat er, um ihre ungebrochene Unternehmungslust zu einem genau entsprechenden Teil von seiner Figur abzulenken. Dafür ist er nicht bloß der besterzogene, sondern auch der bestgehaltene Mann des Tales. Kommt einmal die Sprache auf Ignaz, so sagt sie: „Die Hauptsache ist, daß man sich steht!“ Wobei sie bisher vermieden hat, der allgemeinen Sentenz eine genauere Auslegung zu geben. Hans vermißt sie auch nicht, dagegen ist der Grundsatz im Verein mit andern ähnlich klingenden eine der Ursachen, warum er ihr fortdauernd nicht bloß seine schätzenswerte persönliche Neigung erhält, sondern auch die moralische und bürgerliche Achtung.

„Ein so klares und geradliniges Weib wird man nicht bald wieder finden,“ sagt er überzeugt zu seiner Mutter, wenn von Mire die Rede ist. Gegenüber andern hüllt er sich in charaktervolle Verschwiegenheit. Dazu holt er mit seiner Gemshornpfeife aus, und dann kommen unvermeidlich die Vergleiche aus dem Gebiet der Hochjagd. Auf Gemsen war er zwar seither nicht wieder aus, aber sie spielen noch eine Rolle bei ihm, und er hält viel auf sie. Übrigens ist er der Meinung, daß es keine richtigen Gemsjäger mehr gibt.

Digitized by Google

# Der brüllende Berg

## Von A. Sacher-Woenckhaus

Der Vakkero hatte die Fragen des Bergnarren trocken, kurz, klar beantwortet. Jetzt schwieg er. Trotzdem er höfliche Haltung bewahrte, war ihm zwischen den Brauen seiner Augen leichte Ungeduld anzumerken. Er war nicht gewöhnt, sich von einer ganzen Gesellschaft von Menschen der über ihm lebenden Schicht mustern zu lassen. Für die letzte Frage: was er von Ereignissen der Nacht und dem Aschenregen von heute morgen halte, hatte er achselzuckend nur zwei Worte übrig.

„La Señora . . .“ sagte er mit leichter Handbewegung. Man lächelte. Und damit war die Last des Gesprächs an den Ausgangspunkt zurückgeschoben, wo die Warnung der Frau des Hauses aufgerichtet stand. Sie, das „Bergorakel“, hatte in dieser Nacht deutlich zwei starke Erdstöße gespürt, niemand sonst; weil sonst niemand in seinem Nervengeflecht einen so fein antwortenden Stoßmesser besaß wie diese zartnervige Frau, die die leisesten Schwankungen im Gefüge der Umwelt sofort wahrnahm. Sie war's gewesen, die den letzten Ausbruch des Berges vor sieben Jahren hell gefühlt und auf den Tag vorausgesagt hatte. Ihr Warnen gebot deshalb Achtung und runzelte Sorge auf alle Stirnen, die hohe, gedankenbetrommelte des Forschungsreisenden, der den Vakkero ausfragte, ausgenommen. Allein er, dieser Bergnarr, wie sie ihn hießen, der an diesem Tage auf der Hazienda als Gast weilte, war entzückt. Er sprach von seiner Absicht, unter diesen Umständen doch noch einige Tage zu bleiben, und hoffte im stillen auf seltene und reiche Ausbeute.

Der Vakkero ging. Er hatte vom Haziendero den Befehl erhalten, noch heute die Rinderherde, mit der er auf einem der Berghänge nahe der Waldgrenze hauste, herunterzuholen. Fünf Minuten später saß er im Sattel seines schwarzen Mustangs und sprengte zum Hoftor hinaus. Lange Blicke einer jungen, braunen Indianerin, die ihm bis ans Tor nachgerannt war, folgten ihm, bis er sich in Staub und Ferne verlor.

Es war gegen acht Uhr morgens. Die Sonne wuchs herrisch in den lautlos wolkenreinen Himmel hinein, dessen Tiefblau im weiten Strahlenumkreis bleich ward und vergilbte. Der Mexikaner verwünschte den gelehrten und langschläfrigen Ausfrager, dessen Neugier seinen Aufbruch um einige Stunden verzögert hatte. Er wäre sonst wie immer beim Morgengrauen aufgesessen und in die köstliche, stahlblanke Frische des erwachenden Morgens hinausgeritten; hätte seinen bequemen Schritt gehabt; wäre jetzt schon am Fuß der „hijos“, der Söhne des Bergs, statt am Eingang der „Glutpfanne“.

Er brauchte sein Pferd nicht anzuspornen. Er ritt Blitz, den jüngst eingebrachten schwarzen, halbwilden Hengst. Der Vakkero hatte dem Pferdemeister der Hazienda versprochen, das Tier lammfromm wieder heimzubringen, gezähmt auf dem Weg über die Wunder, wie er seine Art, ein Pferd zu brechen, nannte. Aber diesmal mußte er mit der Zeit, mit dem brennenden Mittag rechnen. Nahm er den Wunderweg, der ein Umweg war, so konnte er erst in einigen Stunden im Rancho Fresnal sein. Aber von da ab ging's durch dichten, schattigen Wald aufwärts. Und das ließ sich noch ertragen.

Das Tier holte aus. Es hatte die endlosen Mais-, Reis- und Zuckerrohrfelder, die rings um die Hazienda angelegt waren, bald hinter sich und trabte nun frisch durch die Heidelandschaft, die in langgezogenen Bodenwellen gegen den bewaldeten Bergfuß hin anhob. Es war Trockenzeit. Die Heide hatte ihre sommerliche Pracht abgeworfen und sich in ein eintöniges, sonnverbranntes Grün getaucht. Endloses Dornengestrüpp überkroch sie. Buschige Agaven mit Blättern gleich breiten Schwertern, knollige Kakteen in Gestalt von seltsam stachligen Büschen und Bäumen schmückten sie spärlich. Kleine, dichte Buschwälder, die Ranchos oder Dörfer in sich bargen, schienen wie hingeworfen in den weiten, öden Teppich und belebten den Blick. In der Ferne säumte ein dünner blauer Streifen von Savannenwald das Flachland ab, dahinter erhob sich, jäh aufsteigend und in seiner übermächtigen Größe der Fläche um sich weithin gebietend, der Bergriese selbst. Seine Umrisse zeichneten sich schwach von dem Himmel hinter ihm ab, der durch Höhendunst wie gebräunt schien. Vom breiten, zackigen Krater schlängelten, ungeheuren Runzeln gleich, die hohlen Lavabetten hernieder, den grauroten Rücken entlang, einmündend zuletzt in die sammetne Tiefe der Wälder, die im Laufe der Jahre dem Berge stellenweis bis zur schrägen Gürtellinie seiner Somma hinaufgekrochen waren.

Den Mexikaner kümmerten die Befürchtungen wenig, die in der Hazienda laut geworden. Von den Stößen in der Nacht hatte er in dem Rausch, den er in den Armen seines Mädchens ausgeschlafen, gar nichts gespürt. Und daß am Morgen vom Berg aus rings-um in Meilenweite das Land bis auf Blatt und Halm mit feinem, grauem Aschenstaub belegt war, hatte sich schon mehr als einmal

Digitized by Google

ereignet. — Er kam durch Tonilita, das letzte Dorf, das noch in der Heide lag. Auch hier waren die Leute sorglos, und er nahm sich nicht die Mühe, sie zu befragen. Er hielt auf dem Markt an, erstand einen prachtvollen Lasso, der mit roten Lederstreifen durchflochten war, konnte dem Anblick eines blitzblanken Revolvers mit Perlmuttergriff nicht widerstehen — langte tief in seine Tasche, es reichte knapp. Trat voller Pracht in eine Schenke, wo Klang, Tanz, Blicke und Zuruf ihn empfingen; ließ sich bewundern. Zwei Pesos hatte er noch in der Tasche, das war der Rest seiner gestrigen Auszahlung. Den einen verwürfelte er lachend, der andere rann ihm als Pulque die Kehle hinunter. Noch ein kurzer Kampf mit zwei Schönen, die ihm lockend den Weg versperrten — und hinaus war er.

Vorbei an der großen Kirchentür ritt er, die die Leute mit Reisig umwanden. Vorbei an einer hölzernen, farbigen Madonna mit dem Kinde, die sie mit frischem Seidenstoff überhimmelten und an einer goldenen Tragbahre befestigten. Vorbei an Scharen toll bemalter Jünglinge, die mit Tanzmasken vor den Gesichtern und Schellen in den Händen sich in kampfhaften Gruppentänzen streng gemessen gegeneinander bewegten. Quer durch eine festlich erregte Menge, die schaffend oder gaffend Straßen und Plätze bevölkerte. Das waren Vorbereitungen zum Fest der Jungfrau von Guadelupe, das am nächsten Tage gefeiert werden sollte. Geigenklänge, Gesang, Rufe, Schellenklingen, Lachen, Geschrei, Raketengeknatter mischten sich lärmend durcheinander. An dem Turm wurde eine neue Glocke hochgezogen. Von drüben her dröhnten Bretter und Balken: ah, die Arena, die sie für den Stierkampf zurechtzimmern!

Der Vakkero reckte sich. Er spürte, wie ihm die Stimmung in die Glieder ging, und er bedauerte schon, seine schönen Pesos den Weg aller Pesos geschickt zu haben. Aber er wußte: gelang es nur, den Auftrag des Haziendero auszuführen und seine Rinder noch heute einzubringen — das alles war Probe nur, das Fest war erst morgen. Und morgen . . . morgen . . .!

Er hörte Fandangoklänge, sah die schlanke Gestalt seines Mädchens sich wiegen, sah Männer, die im feurigen Tanzschritt um sie warben und ihre breiten Hüte ihr zu Füßen schleuderten, sah sich selbst als reichbetreßten Torreador, einen Wald von Blicken auf sich gerichtet. Ein wütender Stier rennt in die Arena, bleibt stehen, mißt seinen Gegner . . . ah . . .!

Des Hirten Schenkel erstrafften und umpreßten den Leib seines Mustangs. Er packte den Lasso, schwang ihn in schwirrenden Kreisen und warf ihn nach Pferden, die, in ihrer Weide aufgescheucht, vor ihm flohen. Eine Weile jagte er hinter den Tieren her, bis er das schnellste von ihnen in der Schlinge hatte und mit einem Ruck zu Boden warf. Der neue Lasso war erprobt. Er befreite das zitternde Tier und fegte weiter. Zog den Revolver mit eingelegtem Griff, bewunderte ihn mit nimmersattem Blick, feuerte übermütig in ein Rudel schwarzer Geier mit blutroten Hälsen, die seitab ein Aas umzankten. Kreischend stoben die Riesenvögel auseinander und in die Höhe, stießen aber sofort zu dem Fraß wieder gierig hernieder.

Der Reiter flog, das Dorf lag schon weit hinter ihm. Er ritt jetzt durch die Savanne, die dem eigentlichen Urwald voran und unmerklich in ihn überging. Ein Bach sprang vor ihm auf, dessen Gesprudel er durchritt und dem er flußaufwärts folgte, bis er zur Barranca kam, aus deren stürzenden Fällen das Wässerlein abgeleitet war. Der Vakkero zwang sein Pferd einen steilen Pfad in die klammartige Schlucht hinab, in betäubendes Donnern, in eine Wolke wirbelnden Wasserstaubs hinein, durch den drei Regenbögen leuchtend sprangen. Hier inmitten des ersten, des zauberischen Farbenwunders blieben sie stehen. — Der Vakkero schrie und heulte, das Gebrause zu überbrüllen, aber es gelang ihm nicht, und ihm war wie einem Tauben zumut. Der Mustang tänzelte ein wenig, aber hielt im ganzen still. Es schien, als tat der feine, kühle Regen ihm wohl. Der Vakkero lachte sein Tier von der Seite an, sie ritten weiter.

Hinter den Fällen wurde der Weg freier, die Schlucht öffnete sich breit, die steilen, berghohen Wände waren von zähem Buschwerk und knorrigen Zwergbäumen bewachsen. Am Grunde dieser Schlucht, die nichts als ein altes, ausgenagtes Lavabett war, schäumte der Fluß. Weil es aber schon Trockenzeit war, lahmte er und rannte machtlos gegen die Felsblöcke, die in seinem Laufe lagen und die er sonst in der Zeit seiner Vollkraft spielend wälzte.

Der Vakkero zwang den Mustang, sich einen Weg durch das Geröll zu suchen. Das Tier mit den stählernen Sehnen eines Bergponys kletterte leicht, wenn auch vorsichtig über einige Steinwälle, bis es auf einen der schmalen, gewundenen Wege kam, die in der Schlucht hausendes Vieh ausgetreten hatte. Froh stapfte es weiter. Plötzlich hieß der Vakkero es stillestehen. Er setzte seine nickelneue Pfeife an den Mund, tat einen gellenden Pfiff und blickte nach oben. Unendliches Gekrächze antwortete. Der hängende Wald wurde lebendig. Aus jedem Baum, aus

Digitized by Google

jedem Strauch, aus jedem Felsloch flatterten schlanke, buntgefiederte, langschwänzige Papageien, immer mehr und mehr. Sie flogen unter betäubendem Geschrei durcheinander und verdichteten sich zu einer lärmenden Wolke, die das Licht verdunkelte.

Der Vakkero saß kampfbereit. Nicht jedes Pferd hielt dem grünen Schrei — so nannte er dieses Wunder — stand. Der Hengst aber blieb ruhig, schüttelte nur lebhaft den Kopf. Die sonderbare Musik dieses schwirrenden Orchesters ging ihm etwas auf die Nerven, beunruhigte ihn aber nicht viel. Der Vakkero nickte befriedigt und ritt weiter.

Er wandte sich einem schmalen Seitenpfad zu, der in scharfen Windungen steil wandaufwärts führte. Hier bot sich Gelegenheit zu schwarzem Sporn, wie der Vakkero dieses nächste Wunder hieß. Kaum daß der Mustang die ersten stämmigen Schritte auf dem Schlängelpfad tat, brach sein Herr einen kleinen Ast und warf ihn gegen die Felswand, die hier von einer Art schwarzem Pelz breithin bedeckt war, gebildet aus dichtem, dunklem Moos. Der Wurf brachte diesen Pelz zu seltsamem Leben. Er geriet in Bewegung, zerfiel in große Fladen, die vornüber sanken und in Tausenden von schwarzen, langbeinigen Spinnen auseinanderliefen. Das Pferd stutzte und wollte vor dieser Lebeflut zurück. Der Vakkero aber hielt es eisern, daß es zitternd stand. Kaum spürte es die Tiere an seinen Beinen emporgramseln, tat es einen Satz, als wäre des Teufels Sporn an seine Weichen gefahren, und raste hinan wie noch nie ein Tier solchen Weg. Der Vakkero lachte aus vollem Halse, als sie auf der Höhe ankamen. Jetzt überließ er das Tier zügellos sich selbst. Durch ein Wäldchen voll weißer, wilder Kirschblüte jagten sie wieder in die Savanne hinein. Hier wuchsen schon mächtige Zedern, die lange, gestreckte Schatten warfen. Durch dichten Busch schlängelte sich der Weg und kroch oft schon mühsam aufwärts, den Berg immer vor sich. Noch war der Riese in voller, schwellender Breite und geierhaft kahler Höhe dem Blick faßbar. Weit und langsam stieg der breite Fuß des Berges gegen den noch fernen und doch schon gewaltig nahen Rumpf an.

Sie erklommen den Kamm der ersten Waldwelle und stiegen hinab in das Tal, wo der dem Vulkan nächste Rancho Fresnal eingebettet lag.

Geschrei drang aus dem Inneren des Gehöfts. Der Ranchero schlug sein Weib. Aber ein gellender Pfiff ließ ihn des Vakkero gewahr werden, der auf seinem Mustang draußen im Hofe stand und nach Wasser schrie. Sofort unterbrach er sein Erziehungsgeschäft und trat hinaus; denn auf den Vakkero, der beim Haziendero in Gunst stand, hielt er große Stücke. Der Reiter überbrachte die Befehle seines Herrn.

Der Ranchero kratzte sich hinter dem Ohr. Das gab Arbeit. Er besprach sich mit dem Vakkero. Die Erdstöße in der Nacht hatte er deutlich verspürt. Dem frischen Geäder von Rissen und Sprüngen nach zu schließen, die durch eine Lehmwand seines Hauses liefen, mußten die Berggeister in dieser Nacht kräftiger als je Stoßball gespielt haben.

Er führte seinen Gast auf eine Anhöhe, von wo aus der Vulkan, Söhne, Vater und der Alte, umfassend zu überblicken waren. In ungeheurer Friedlichkeit lag die Riesenfamilie beisammen. Die Kuppen der Vorberge trugen üppigen Zedern- und Eichenwuchs. Der Vulkan selber lag bloß. Sein zerrissener Krater starrte wie ein schartiges Fischmaul himmelzu. Ein verirrtes Silberwölkchen schwebte ahnungslos darüber. Die mächtigen Furchen, die vom Munde abwärts durch den Rücken gruben, hatten überhängende Seitenwände, welche Schatten warfen. Zahllose Regenrinnen, die dem Laufe der Fallinien folgend hinabrieselten, vervollständigten den Schein des Gefälts einer elefantisch gerunzelten Haut, die den Körper dieses Bergmammuts umspannte. Schräg hinter dem jungen Vulkan ragte der Alte, ein lang erloschener Gipfelriese, dessen ungeschlachter Rumpf in eine schlanke Felsnadel, den letzten Zahn seines zerbröckelten Grates, seltsam auslief.

Der Ranchero wies mit ausgestrecktem Arm nach der Bergruine. Ihr dichter Waldmantel war mit braungrauem Staub überschüttet. Das hieß: der Vulkan mußte in dieser Nacht eine gewaltige Aschenwolke ausgehaucht haben. Von einer Luftströmung erfaßt und gegen den Altberg gelenkt, war sie auf ihn und auf das Nordland zu seinen Füßen niedergegangen. Der Berg hatte gesprochen, und alle, die es anging, mußten dieses Wort verstehen.

Die Männer gingen schweigend zurück. Der Vakkero schwang sich in den Sattel, der Gärtner und sein Weib machten sich an die Arbeit. Der langgezogene Ton seines Kuhhorns, mit dem er die irgendwo lungernden Farmburschen rief, war lange zu hören.

Der Vakkero ritt durch den Wald. Die Sonne stand im Mittag, ihre Strahlenfackeln brannten heiß auf das Blätterdach nieder, das ihn nun schützend barg. Er beeilte sich nicht. Er fühlte, daß ein niegekanntes, unabwehrbares Bangen vor etwas Ungeheurem über ihn hereingefallen war, ein Bangen, das ihm in die Glieder kroch und seine Nerven anspannte. Aber ein dumpfer Trotz stieg gegenwirkend in ihm auf. Er beeilte sich nicht.

Den Berg fürchtete, ja verabscheute er. Nur einmal (und dieses einzige Mal aus fremdem Antrieb, nämlich als Führer eines jener gelehrten Narren) war er bis zur Kratermündung geklettert. Ein einziger Blick damals in den unheimlich klaffenden, vom Dröhnen abstürzender Steinlawinen erfüllten Schlund hatte genügt: dieser Berg war andersgeartet, als sonst Berge sind. Er war nur die Verkleidung eines riesigen Rachens irgendeines Ungetüms vielleicht,

Digitized by Google

das zwischen den Quadern der Tiefe eingeklemmt, gefesselt, gequält, von Zeit zu Zeit aus weiß die Hölle welchen Gründen aufbrüllt und Staub, Steine und Feuer erbricht.

Eben war der Hirt bei der Serpiente, dem Schlangenstrom, angelangt, dem mächtigsten Fluß Lava, die beim Ausbruch vor Menschengedenken herausgequollen und ihre alten Wege genommen hatte. Eine Regengasse hatte sie der Länge nach aufgenagt und hohlgefressen, sich aber gleichzeitig mit gestautem Felsbröckel selbst wieder gemästet und halb verstopft. Das steile Bett war trocken, das Pferd trippelte durch den Sand und wand sich durch Trümmer bis an das jenseitige Waldufer.

Wieder traten sie in den Urwald ein, aber diesmal ohne Aufatmen. Sonnenbrand war hier durch die schütteren Wipfel gesickert und wärmte die Luft durch, daß sie wie über freiem Felde zitterte und alle Schatten mürbe wurden. Gräser und Sträucher strömten durchdringende Düfte aus, die sich zu betäubendem Gewirr vermengten, so daß das Atmen schwer ward. Und Schweigen, tiefes Schweigen lastete. Nichts regte sich, kein Laut war zu hören, kein Blatt schwankte.

Fluch fuhr von des Vakkero Lippen. Er war nicht gewöhnt, um Mittagsglut durch kochenden Wald zu reiten und sich von dem großen allgemeinen „Lieg und ruhe" auszuschließen. Er hielt an, sprang von seinem Tier, seilte es an einem Baum fest. Dann zog er sein Baumschwert, hieb sich durch dichtes Gestrüpp einen Pfad bis zum Lavastrom zurück. Von einem freien, überhängenden Uferfels aus lugte er längs des Strombettes zur Höhe und prüfte den Feind.

Der Vulkan war von hier aus scharf sichtbar. Er thronte in riesiger Ruhe. Nicht der leiseste Dunst zog um seine Kraterklippen. Auch er lag und schlief, schlief einen Mammutsschlaf.

Der Hirt taumelte in den Wald zurück. Dieser Blick auf den Vulkan hatte ihn beruhigt. Etwas wie „Riesen lassen sich Zeit" ging ihm durch den Kopf und zerblies den Anflug von Sorge, die ihn seiner Herde wegen überfallen hatte. Er lockerte dem Mustang das Gebiß, schlang das Lassoende fest um den Sattelknopf. Ein paar Schritte weiter warf er sich nieder. Da erst fühlte er, wie müde er war. Aber nur auf eine Stunde ... dämmerte er vor sich hin ... nicht schlafen ... nur ein klein wenig ... ruhen ... Die Welt versank, er glitt hinüber ...

*

Er mußte fest geschlafen haben. Ein Donnerschlag weckte ihn. Er sah auf. Was er erblickte, schien ihm ein Bild von so traumhafter Verzerrtheit, daß er glaubte, den Augenaufschlag zu träumen. Mit allen vieren wuchtig gegen den Boden gestemmt, den Körper in mächtiger Anspannung gebogen, stand das Pferd, zerrte und riß an dem Lasso, der es an den Baum fesselte. Bei jedem Ruck ächzte der Sattelknopf, schon war ein Riemen geplatzt, der Knall hatte den Schläfer wachgekracht.

Der Vakkero sprang auf. In der Linken den Revolver, in der Rechten das Baumschwert, stürzte er nach dem Busch, vor dem ihm das Pferd zu scheuen schien. Er feuerte hinein, sprang zurück, und stand hiebbereit zum Empfang einer grünen, klapperschwänzigen Bestie. Aber nichts kam. Er bog entschlossen das Gebüsch auseinander — von der Schlange war nichts zu sehen. Hatte das Blättergewirr ihn genarrt? Aber das Pferd ...! Wieder bäumte es sich auf und zerrte an der Fesselleine wütender als zuvor. Angst, unverkennbare Angst! Der Vakkero kannte den Ausdruck. Ein Ast knackte dicht hinter ihm. Er fuhr herum, wechselte die Waffen in den Händen und stand alle Muskeln angespannt. Seine Nase sog mit zitternden Flügeln die Luft ein. Die scharfe Ausdünstung eines schleichenden Puma kannte er gut. Aber nicht die leiseste Spur davon kitzelte ihn. Wieder nichts! Er sah nach dem Pferd, welches schäumte. In diesem Augenblick aber spürte er etwas Gewaltiges. Der Boden unter ihm hob sich leicht und senkte sich rasch. Zu gleicher Zeit schoß das Pferd kerzengrad in die Höhe und ließ sich mit aller Last hintenüber fallen. Der Lasso barst, das Tier schnellte ab und überschlug sich. Aber noch bevor es sich aus dem Dickicht herausgearbeitet hatte, bevor es noch auf den Beinen stand, saß ihm schon der Vakkero im Sattel, die Zügel fest in der Hand, die Beine klammernd an den Leib geschlagen. Er riß es auf, es stand halb betäubt, schnaubend, zitternd.

Ein Kampf begann. Das Tier strebte bergab mit der Macht toller Angst, der Vakkero im Gedanken an seine nahe Herde bergan. Wie mochten die Tiere dort droben gegen die Pfähle und Stacheldrahtgitter toben! Und sollte er mit ihnen verbraten ... vorwärts! Zorn über den Widerstand des Hengstes, den er vollkommen gebändigt glaubte, mischte sich dazu. Wie willkommen als letztes dieses Wunder des zitternden Bergs! Er wollte Blitz auch an diesem schulen. Und so übersah er, was des Tieres Instinkt sofort beim Rieseln der ersten von ihm verschlafenen Stoßwelle übermächtig empfunden hatte: ungeheure Gefahr!

Digitized by Google

Das Tier tänzelte erregt, bockte, warf sich. Schaum flockte ihm von den Lefzen. Bei der leisesten Wendung nach rückwärts riß das schmerzhafte Eisen in seinem Maul, drangen ihm die Spitzen in die Weichen, daß es in wütendem Schmerz aufzuckte und hochstieg. Aber der Vaktero ließ nicht nach. Zähneknirschend zwang er das Tier vorwärts. Plötzlich, nach kaum einigen Schritten, blieb es regungslos stehen und stierte ... Der Vaktero hörte Gedröhne stampfender Hufe, Geprassel knackender Äste ganz in der Nähe. „Die Herde ...“ schoß es ihm durch den Kopf. Das Toben kam näher, er sah durch die Bäume schon die weißen Leiber schimmern. Auch er stierte. Aber ein Gefühl von etwas Ungeheurem über ihm in der Höhe bezwang ihn. Er blickte auf und spähte durchs Blätterdach. Er sah eine braune Wolkenwand über den Himmel eilen, fahle Dämmerung sproß um ihn auf. Ein gewaltiger Windstoß riß klirrend durch die Baumkronen, Blätter und Äste wirbelten durch die Luft. Dumpfes Krachen in der Tiefe. Der Berg sprach.

Die fliehende Herde stürmte heran. Der Vaktero wußte, daß er sein Pferd jetzt nicht länger halten konnte, ihm war auch klar, daß er es gewähren lassen müsse, weil in solcher Lage der Instinkt der Tiere der beste Wegweiser ist. Ein tolles Rennen stand bevor. Er umklammerte sein Pferd mit allen Gliedern, biß sich an der Mähne fest. So mit ihm zu einem Körper verschmolzen, schloß er die Augen und überließ sich.

In rasenden Sätzen ging die Jagd bergunter. Der Vaktero spürte, wie sein Pferd sofort dem fliehenden Trupp sich anschloß. Er vernahm das Gepolter der Schritte, Schnaufen und Keuchen der Kehlen, manchmal stießen Leiber wuchtig gegen seine Beine. Bald näher, bald weiter hörte er die Schelle des Leitstiers klingen. Oft verschlang unendliches Gebraus den nahen Lärm ganz, und auch noch dieses Tosen verstummte gegen den bisweilen ins Unhörbare anschwellenden, tiefen Donner des brüllenden Bergs. Von dem Gezitter des Bodens, über den sie hinjagten, merkte er nichts. Aber die mit heißem Staub erfüllte Luft raubte ihm den Atem.

Mit dem Feingefühl einer Magnetnadel verfolgte er die Richtung des Weges, den der Trupp nahm. Gleich bei Beginn hatte er deutlich eine starke Schwenkung nach rechts gespürt. ‚Ah,‘ sagte er sich, ‚sie meiden den Rückweg über den Schlangenstrom. Warum aber? Überqueren müssen sie ihn doch, wenn nicht hier bei der Tümpelstelle, dann weiter unten bei den Geierlöchern ...‘

Die Jagd ging durch wegloses Dickicht und dichtstämmigen Wald. Wenn das Geknister zerreißenden Busches, das Knattern brechender Äste abnahm, wenn die Hufe wieder auf hartem, klingendem Boden dröhnten, wußte er, daß ein weiter Wegbogen abgeschnitten war. Hier aber, wo eine freiere Stelle war, toste der Sturm mit der Gewalt tiefer Nebelhörner. Baumriesen ächzten und krachten. Der Vaktero schlug die Augen auf, gerade als eine entwurzelte, mächtige Zeder quer vor ihm hinschmetterte und einige Tiere unter sich begrub. Sein Pferd sprang zur Seite, stieß in die nachdrängende Herde. Ein Ast peitschte ihm ins Gesicht, das Pferd stieg; der Stoß eines Horns riß ihn halb aus dem Sattel. Kurzes, hastiges Gedränge. Der Leiberknäuel entwirrte sich. Die Jagd ging weiter.

Des Vaktero Stirn brannte. Er spürte Blut über seine Wangen rieseln, es rann ihm in den Mund. Aber das Auge war heil, er konnte sehen — zwar nicht viel, er durfte nicht wagen, den Kopf zu heben — nur Stämme sah er, torkelnde, rot überronnene Leiber, dampfende Mäuler, angstaufgerissene Augen, zerfetzte Wampen, Brüste, Euter. Ah, sie haben den Zaun gesprengt, die Stacheldrähte — er scheuchte das Bild fort. Mit weit offenen Augen strengte er sich an, die Gegend zu erkennen, durch die sie rasten. Ein fast nächtliches Dunkel lähmte ihm den Blick. Der Magnet in ihm zitterte unruhig. Jetzt schlug er wieder heftig aus. Wieder schwenkte der Trupp. Aber die Geierlöcher lagen links ... „Links, bei allen Teufeln, links!“ brüllte er und duckte sich schnell; denn wie zur Antwort erscholl dicht hinter ihm ein gewaltiger Aufschlag. Und in der nächsten Sekunde flog ein riesiges, dunkles Etwas über ihn hinweg, schoß prasselnd durch die Baumkronen, weiter unten erdröhnte ein zweiter Aufschlag, und schwächer werdend ein dritter und vierter; jetzt erneut dröhnend in Scharen oder in regellosem Gekoller, daß der Boden zitterte. Der Vaktero atmete auf. Felsblöcke, die zu Tale sprangen, springende Riesen einer Steinlawine hatte er erkannt und damit diese gewaltige Erscheinung besiegt. Ein Ton mehr in dieser Musik besagte wenig.

Sie überquerten jetzt eine kleine Lichtung, und er konnte sich recken. Und sah in tiefer Ferne einen sonnigen Streifen Landes, über welchem die ungeheure, bergentsprossene

Wolke wie eine drohende Braue hing. Von dort her kam das Licht, das die Finsternis hier dämmernd erhellte. Links — aber ein heißer Aschen- und Steinregen zog einen Vorhang vor, und wieder war er durch furchtbare Nähe gebannt. Ein glühheißer Lapillibrocken streifte den Vakkero an der Stirn. Und jetzt geschah etwas, was er mehr hörte als sah und was ihn mit jähem Schreck erfüllte: wieder sauste eines der riesigen Felsgeschosse herab. Dröhnend fiel es inmitten der Lichtung nieder. Aber es schnellte nicht fort. Es blieb liegen und zerspratzte. Lava! Die Herde stob auseinander. Einige Tiere blieben liegen, andere, durch Tropfen des flüssigen Steins gebrandmalt, flüchteten in den knatternden Wald.

Der Berg warf Lava! Wie eine Leuchtrakete stieg dem Vakkero diese Erkenntnis auf. Dieser verfluchte Berg, der seit Menschengedenken immer nur Meere von Asche gespien, spie Lava! Lava quillt über des Berges Zackenrand, Lava füllt alle die leeren Strombetten! Lava im Bett des Serpiente . . . ah, deshalb das Schwenken und Wiederschwenken. Auch von den Geierlöchern hatte ja scharfer Brandgeruch hergeweht, und jetzt wollen sie — der Vakkero riß sein Tier jäh zurück — nach dem Nachbarbett des Copal — er riß es zur Seite — als ob der, der noch viel steiler abstürzt — er zerstieß ihm die Weichen — als ob der sich lavafrei hielte —. Bestie, hier hinunter!

Dem Vakkero war blitzklar, daß es jetzt nur eine Rettung gab: die träg strömende Glut überholen, in gerader Richtung den Hang hinab zur Messa, dem Punkt des Bergfußes, wo die zwei Lavabetten sich vereinigten. Dort wo der Berg in das flache Land mündete, wo das flüssige Gestein zu fließen fast aufhört und nur durch den Druck nachdrängender Masse langsam vorwärtsgepreßt wird, dort oder nirgends war auf einen Über- und Ausgang zu hoffen.

Wieder rang er mit seinem herdengläubigen, herdenblinden, angstgepeitschten Tier, fluchend und zähneknirschend. Es sträubte sich mit aller Kraft, aber des Vakkero Wille war entflammt. Ein kurzer Kampf wogte. Steinschüsse, die das trockene Gehölz an dieser Stelle sofort in Flammen setzten, halfen; ein Messerstich in die Hinterflanke gab den Ausschlag. Wie unsinnig raste das gefolterte Tier den Berghang hinab.

Und wieder hinter dem Kopf seines Pferdes geduckt, verkrümmt flog der Vakkero durch den schon etwas schütteren Wald über Blöcke, gestürzte Stämme, durch Schlammbäche und über Löcher und Spalten. Sie nahmen die Lungen voll und brachen in einen Dunstwall, der ihnen entgegenwankte. Sie tasteten sich durch. Sonnenhelle, wunderbar windstille Ruhe empfing sie jenseits.

Die Ruhe hier war ungeheuer. Es war ein Stück wirbelnder Stille zwischen Winden, die in seltsamer Weise gelenkt schienen; denn das Branden der Kronen tobte unfern auf allen Seiten unvermindert fort. Nur der Berg hatte sich wirklich besänftigt. Sein Donnern grollte wie in verhallendem Zorn. Es schien, als wollte das Ungewitter in seinem Gekröse nach schweigender Tiefe sich verziehen. Aber der Vakkero blieb kalt. Ihn blendete weder Helle noch Stille. Wußte er, was von beiden zu halten war? Er fühlte sich so sehr als Geschoß seines Willens, so sehr als Beute einer einzigen, zielgerichteten Spannung, daß der überraschende Umschlag ihn kaum berührte.

Er dachte nur an die Messa. Dort, das wußte er, lag Tod oder Leben. Vor seinen Augen stand das schmale, zwischen zwei zusammenfließenden Lavabetten eingekeilte Stück Land, einstmals von dickstämmigen Eichen und Zedern bewachsen, jetzt abgeholzt und freistehend; von breiten Baumschlepperinnen durchschnitten, die schnurgerade bis zu den Bettufern schossen und ohne Besinnen die steilen Hänge hinabstürzten, von schmalen Reitpfaden umschlängelt. Immer wieder sah er die Rinnen, sah er die Stämme hinabgleiten, sah sich selbst die Pfade gemächlich hinabklettern, sah die ausgehöhlten Betten sandig kahl oder von starken Wassern erfüllt, die die Stämme wie Federn hoben und fortschleuderten. Und er klammerte sich zuflüchtig an dieses Bild, dessen Erscheinung sich ihm nur wohlig verstärkte durch sein Unvermögen, statt rauschenden Gewässers träg fließendes Gestein zu schauen, dergleichen er noch nie gesehen hatte, und das sich vorzustellen ihn gleichzeitig abstieß und reizte. So mengte sich geblähte Hoffnung, überschattendes Grauen und kitzelnde Neugier schmerzlich in ihm, während er mit dem Körper seines Tieres krampfhaft verschlungen, vorgebeugt und stieren Blicks dem Landtisch zuritt, dessen helle Böschung schon durch die Bäume herausschimmerte. Noch einige Sätze — er fühlte seine Nerven wie Sehnen in sich, die die letzte Erwartung straff anzog —, und er stand in der Lichtung. Sein Blick flog, kreiste und las in einem Überschlag, was ihm hier geschrieben stand.

Mit weißen Lippen riß er sein Pferd an, das sofort in die Weite, in die winkende Fläche hineingestürzt war. Das Tier fügte sich dem Ruck in einer Art, die dem Vakkero unfehlbar sagte, daß es seinen Meister kenne. Und dieser Gewinn, so schattenhaft er auch angesichts des Furchtbaren vor ihm anzuschlagen war, gewährte ihm eine Art betäubender Befriedigung. Er hielt das aufgeregt zitternde, fluchtgierige Tier straff im Zügel und übersah nochmals das schmale Stück Land, das seine Rettung oder sein Sarg war.

Er sah die roten Baumstümpfe, die es besäten. Die Reste einer verfallenen Hütte standen noch. Er sah die Schlepprinnen nach beiden Seiten, dort den schwarzen Fleck, den alten Feuerplatz. Er sah nach den Schluchten, die seitlings liefen. Sie qualmten, und zuweilen fackelten Flammen durch den trägen Rauch; das waren brennende Büsche dicht

Digitized by Google

unterm Uferrand. Auch die jenseitigen Schluchtufer brannten. Er sah nach vorn, nach der bewachsenen Zungenspitze, wo der Rest des abgeholzten Waldes stand und den Ausblick auf das vereinigte Lavatal versperrte. Aber auch dort hinter den Bäumen stieg der braune Qualm hoch, und es sah aus, als brennte das Gehölz selber. Der Vakkero begriff: Lava in beiden Betten über die Messa hinaus, Lava vor ihm, der Berg hinter ihm . . . kein Zweifel, sie waren eingeschlossen, gefangen, in einer Lavaschlinge gefangen. Sarg also, Sarg . . .!

Ihm flimmerte es vor den Augen. Er sah keinen Weg, so sehr und so rasch er seinen Kopf auch zermarterte. Wie eine Maus in der Falle würden sie jetzt umherirren . . . Aber sein Pferd verlangte ungestüm, daß etwas geschehe. Er ließ es gewähren. Der Hengst rannte blindlings einen der Schleppwege gegen eine der rauchenden Schluchten. Doch sie kamen nicht weit. Heißer Hauch trieb sie zurück. Das Pferd rannte einen andern Weg der Zungenspitze zu, dort aber hatte die strahlende Glut beider Ströme den Wald ausgedörrt, die Bäume brannten wirklich. Der Vakkero hörte schon von weitem das Prasseln und sah, wie die Flammen aus den Kronen hervorbrachen, zusammenschlugen und in den Himmel wuchsen. Zurück . . .! Dahin . . . dorthin . . . sie irrten; wie eine Maus in der Falle, quälte es durch des Vakkero Hirn.

Der anderen Stromschlucht konnten sie durch günstigen Wind ganz nahe kommen, und der Vakkero erschaute durch dichten, wallenden Rauch die Glutschlange, die sich darin bettete. Er hatte erwartet, feurig glühenden, bewegten Schmelzfluß zu sehen, aber zu seinem Erstaunen merkte er, daß das Ungetüm regungslos lag, einen aus riesenhaften Blöcken gefügten Panzer trug, der mit matten Brandfarben bunt getönt war. Zwischen den Blöcken hervor fauchten und zischten wie aus Hunderten von Poren dieses Steinrückens weiße und gelbe Dampfstrahlen. Es war als ob der Leib dieses Leviathans in seiner eigenen Glut schwitzte und briete. Die aufspringenden Dämpfe packte der Wind, schmolz sie bald zu einer wogenden Decke ineinander, bald riß er sie wieder auf, den Schlangenleib jäh entblößend. Und plötzlich sah der Vakkero, daß noch ein stärkeres Leben in diesem Riesenleib wachte. Er sah, wie die Mitte des Rückens sich aufwölbte, die Blöcke sich verschoben. Ein dumpfer Knall ... eine Garbe weißflüssigen Gesteins, von zischenden Dämpfen begleitet, sprang hoch auf und spritzte nach allen Seiten. Das Pferd scheute heftig, wandte sich und rannte zurück in das rettende Land und in welch ein bunt lebendiges Land!

Die Herdenflüchtlinge waren inzwischen nachgerückt. Der Strom hatte sie alle unerbittlich abgewiesen, sie waren längs seines Laufes bis hierher in die Falle geflüchtet. Hier trieben sie nun unruhig und sinnlos durcheinander und versuchten sich gleich Blitz auf allen Wegen, aber gleich ihm erfolglos. Auch anderes Getier war da. Ein Hirsch, zwei Rehe, auch hastig nach Rettung irrend, und ein Silberlöwe, ein mähniges Tier, das gleichmütig auf einem Baumstumpf saß, und von Zeit zu Zeit an seiner blutigen Vorderpranke leckte. Niemand kümmerte sich um ihn, auch nicht das Pferd des Vakkero. Es hatte hell aufwiehernd sich sogleich unter die trauliche Schar der Wiedergekommenen gemischt und trieb mit ihnen in diesem feuervergitterten Käfig umher.

Aber aus diesem verworrenen Treiben der Tiere klang allmählich Sprache. Sie glitten aneinander vorbei, ihre Leiber berührten sich. Sie rotteten sich zusammen, stießen sich, die Gedränge zerflossen wieder. Immer wieder liefen einige an die Lavaufer, andere kehrten zurück. Dieses Hin und Wieder erlahmte endlich, als ein feiner, warmer Schlammregen sich wie ein trüber Vorhang vor das Licht vom strahlenden Land her legte und die Luft mit fahler, wachsender Dämmerung sättigte. Das Dunkel trieb sie einander zu. Und so drängten sich die Umzingelten nach und nach in der Mitte der Insel zusammen, wo sie kopfschüttelnd und schnaubend standen; inmitten der Leitstier, der unruhig um sich stieß und ab und zu zornig brüllte. So standen sie, schmiegten sich, je stärker die Finsternis um sie wuchs, um so enger aneinander, wichen nicht und warteten, der Vakkero auf seinem Pferd mit ihnen.

Eine Weile standen sie in wogendem Dunkel. Ein Blitz riß es plötzlich taghell auf, Donner stürzte nach. Die Wolken brachen, Sturzregen gingen klatschend nieder, durchsiebten die braunen Nebelschwaden und peitschten die Asche, die den Boden bedeckte, zu Schlamm, der träge abwärtskroch. Die gespannten Lüfte entluden sich in einem Kranz von gewaltigen Gewittern, die den Berg umtobten. Eins antwortete dem andern. Unaufhörlich zuckten mächtige, matte Scheine auf, und der Donner wurde zu ewiger Melodie, die bald in dumpfer Ferne rollend, bald in betäubender Nähe erkrachend, nie abbrach.

In dieses blitzende, hallende Gespräch mischte sich wieder erwachend die Stimme des Bergriesen fremd wie ein vergessener Ton. Sie erklang aus zitternder Tiefe, klang wie ein Pochen an die Bergwand, zuerst gewaltig leise, dann verebbend, dann wieder anschwellend und plötzlich zu stürmischen Schlägen gesteigert. Der Boden hob und senkte sich, atmend im Geriesel der Stoßwellen, die den Hang hinabrannen. Von Schrecken und Taumel erfaßt lief die Herde auseinander.

Der Hirt ließ sich treiben. So stark die Unruhe auch war, in die das wieder anhebende Brüllen des Berges ihn versetzte, der Wolkenbruch hatte ihm frischen Mut gemacht. Diese himmlischen Sturzbäche, sagte er sich, reinigen nicht nur die Luft, daß sie



Digitized by Google

atembar wird, sie versprechen auch, die Glutschlangen zu kühlen, die diese Insel umklammert halten. So wird es vielleicht möglich, sie zu überschreiten.

Er ritt auf einen hellen Schein zu, der in dem gelockerten Halbdunkel einem sich hoch wölbenden Tore gleich aufdämmerte und rasch gewaltig wuchs. Er stürmte in diesen Schein hinein, heiße Nebelfetzen schlugen ihm entgegen. Das Pferd prallte zurück. Sie standen am Rand des einen Seitenstroms. Die träge, schwere, himmelhohe Wolkenwand, die der Bergwind mühsam aufwärtsschob, schob sich über sie hinweg, heller Tag drängte nach und umfloß sie feenhaft. Die unermeßliche Landschaft zu Füßen des Berges brach auf: funkelnde Seen, die Silberadern der Flüsse, das scharfe Gefurch der Barrancas und die sammetnen Wälder! Hier San Marco, dort La Queseria, Tonila, Tonilita, der Rio de Tuxpan! Ungehemmt sprang der Blick über blaue Bergketten nach dem verschwimmenden Horizont, hinter dem die reine Goldlinie des Ozeans schimmerte.

Dem Hirten hob sich die Brust. Er saugte Leben mit jedem Blick. Mit jedem Blick kettete er sich an diese farbige, strahlende Welt, er hob die Arme und schrie nach ihr. Hörte er Antwort? Antwort, die die Urmutter allen ihren Wesen zuruft? —

Frischer Mut, frische Kraft durchströmte ihn. Entschlossen riß er sich der wuchtenden Nähe zu.

Vor ihm gähnte ein Abgrund. Die Lava in diesem Bett schien abgeströmt zu sein, die Stromdecke war eingestürzt. Aus den Trümmern pfiffen braungrüne Dämpfe auf. Der Hirt starrte. Eine Hoffnung lag hier in Scherben, denn hier war nur Absturz, nicht Abstieg möglich. Aber der Berg pochte mit hellen Schlägen, der Boden zitterte. Das Pferd sprang und tanzte, als wäre der Boden, auf dem es stand, glühend. Der Vaktero warf es mit wütendem Ruck herum. Die Insel war jetzt von Nebel und Regen fast frei, von der Herde war nichts zu sehen. Tier wollte zu Tier. Er ließ seinem Pferd die Zügel schießen. Sie flogen nach der andern Seite.

Hier, auf dem abschüssigen Ufer des anderen noch hochgeschwollenen Lavastroms waren die Flüchtlinge versammelt. Ohne Scheu drängten sich die Tiere an den riesigen Glühwurm heran, schwangen in heftiger Unruhe die Köpfe und sogen mit geblähten Nüstern die Dämpfe ein, die aus dem Blockpanzer des Stromes stiegen und ihnen zuwehten. Der Leitstier hatte seine Stelle gewählt. Er stieß um sich und brüllte, es war als brüllte er sich Mut ein. Mehrmals setzte er zum Sprung an, scheute aber immer wieder zurück. Fast schien er zornig über sich selbst. Aber das Gepoche wurde immer gewaltiger, und die übrigen Tiere drängten sich todesängstlich immer dichter um ihn. Er kam in die Enge. Mit aller Gewalt stemmte er sich gegen die Menge. Eine Weile hielt er das Gleichgewicht, aber der Überdruck siegte endlich. Plötzlich setzte er an und sprang zu. Die ersten Schritte über das kleinbestückte Randfeld gelangen. Doch weiter zur Mitte hin waren es riesenhafte Blöcke, die die Rückendecke des Stromes zusammenfügten. Das Tier versuchte in krampfhafter Hast sie zu überklettern oder zu umgehen. Es rutschte ab, verschwand, tauchte wieder auf, torkelte weiter. Da kam ein tückischer Spalt, in dem es mit einem Hinterfuß tief einsank, und der es festhielt. Keuchend und mit gebogenem Körper, aus dem die Buckel der gespannten Muskeln mächtig hervortraten, mühte es sich ab, hochzukommen; bis es ermattend nachgab, zusammenbrach und auf dem glühenden Gestein zuckend und brüllend liegen blieb. Ein zweites Tier war nachgesprungen, ein drittes gefolgt. Auch sie sanken ein und blieben liegen. Aber die übrigen ließen sich nicht abschrecken. Ohne Zögern nahmen sie blindlings den Weg, der ihnen durch ihren Führer vorgezeichnet war.

Der Hirt folgte diesem Totentanz von seinem Standplatz aus. Tier auf Tier sprang zu, hastete voran und sank. Ein Weg, aus schmerzgekrümmten Leibern gebildet, wuchs sich in breiter Linie aus. Die Tiere erkannten ihn immer klarer und nahmen ihn immer sicherer. Der Hirt sah, wie die verzuckenden Körper bald eine Kette bildeten, über die die Überlebenden weiter und weiter bis über die Strommitte vordrangen. Ein grauenhaftes Staunen stieg in ihm auf, und er würgte an einem erstickendem Gemisch von Aufschrei und Lachen. Aus Leibern Brücken bauen, auch wenn sie kohlen — war das der Sinn solchen Spiels? Ja, das war der Sinn dieses Spiels, und es besiegte den Hirten mit urmächtiger Gewalt. Diese Kraft, die aus der Tiefe brodelte, aus dem Berge spie, aus der Glut strahlte, in Blitz und Donner sprach und in den tosenden Windwirbeln kreiste, dieselbe, die in diesen zuckenden, rasenden Leibern hastete — der Hirt sah plötzlich einen Nachthimmel mit zahllosem Gestirn vor sich aufspringen und wieder verschwinden — diese große, bauende und zerstörende, tiefstille Kraft bäumte sich jetzt auch in ihm auf. Während sich ihm das Haar auf dem Kopfe sträubte, spürte er, wie der heiße und harte Weltwille in ihm selber ja sagte zu diesem grausamen Spiel. Und er zog seinen perlmutterblanken Revolver; zielte und schoß wieder und wieder. Auf alle die zuckenden Leiber schoß er, auf alle die ungebärdigen, zappelnden Brückenglieder, und begleitete jeden Drücker mit Wort und Zuruf: „Bist du's, Sama? Stirb, quäl' dich nicht länger! Da, Ronno, du edler aus dem Blute der Jamaica, nimm! Da und da und da . . . Nenanita, Tecco, Rosita, Hermano . . . ich treffe euch alle gut! Ruht euch aus! Ich helfe euch! Und ihr helft mir . . .!"

So mit grimmem Humor den Schauer erwürgend, der ihn vor der kalten Größe, die hier am Werke war, packte, von Mitleid zerrissen, vom Urwillen gepeitscht, half er mit

die Brücke bauen. — Der Berg brüllte sein Lied dazu. Kaum war dem Vaktero das Krachen der Schüsse hörbar. So verschoß er, was er im Gürtel stecken hatte. Bis ins letzte Viertel hinein war die Brücke gediehen. Noch immer war keines der Tiere hinüber. Die letzten, die am Ufer standen, schickten sich an, den Weg zu gehen, als der Hirt noch einen Knall auf den Puma abgab, der, auf dem vordersten der Leiber kauernd, die Tiere anfletschte, die ihm entgegenstolperten. Der Schuß half. Der Löwe duckte sich und ließ die Brückengänger vorbei.

Krampfhafter Jubel schüttelte des Vaktero Brust. Die letzte Kugel im Lauf, schwang er seinen Freund, seine Waffe. Frei ließ er jetzt sein Pferd hinschießen. Das Tier rannte wie besessen ein Stück ins leere Land zurück und kreiste in der Runde — einmal — zweimal. Der Hirt schnallte inzwischen seine Manchetta ab, und warf sie fort, riß die Ärmel von seinem Rock und steckte sie in den Gürtel. Das Pferd, ein Pfeil seiner Angst, schoß der Leiberbrücke zu.

Kein Tier war mehr am Ufer. Zerstampfte Körper pflasterten den Weg. Der Hirt sah im Lauf die Leiber der verreckenden Tiere. Er sah gebrochene und noch lebendige, blutunterlaufene, glotzende Augen. Er sah bei einem Sprung den eingeklemmten Körper eines der Rehe wie schattenhaft an sich vorbeihuschen. Sie rannten die letzten zwei Nachzügler um, die unterwegs waren, und stürmten vor. Der Hirt spürte das Weiche der Leiber, über die sie schritten. Er spürte, wie vorsichtig bei aller Hast sein Pferd die Schritte setzte, wie es zuckte, wenn es über kahles, heißes Geblöck mußte. Er spürte die unerträgliche Glut des Gesteins und die höllischen Dünste, die ihn fast erstickten. Er vernahm ein Knistern und Knirschen — es war wie ein Fugenkrachen und war von einem Wanken begleitet, als ob der riesige Wurm, auf dem sie krochen, sich bewegte. Er geriet darüber außer sich und stieß mit Sporn und Messer auf sein Tier ein, daß es mächtige Sätze tat. In wenigen Sekunden waren sie am Ende der ächzenden Brücke angelangt, einen Lasso weit noch vom anderen Ufer entfernt. Hier zauderte das Pferd. Der Hirt beschwor es unter Streicheln, Schmeicheln, Stoßen, Schreien. Es tänzelte, tänzelte und wippte und scheute wieder zurück. Aber wieder prasselten die Fugen. Der Hirt wollte abspringen — es galt ja nur ein paar heiße Sprünge, aber er besann sich auf sein gutes Messer. Unter wütenden Stößen erstarb Angst und Zaudern. Der Leib des Tieres sank leicht zurück, spannte sich zum Zerreißen an — die Glieder zitterten — eine Sehne sprang es endlich zu und kletterte wie toll über die letzten Blöcke, die vor ihm lagen.

Der Hirt brach in Heulen aus. Aber er sah, wie durch das Schwanken der Decke die Blöcke in Bewegung gerieten. Sein Pferd glitt aus und blieb in einer Klemme stecken. Es schlug mit den Hufen auf die Steinflächen vor sich, daß die Funken flogen. Ein Block neigte sich und zermalmte ihm einen Schenkel. Der Hirt wich dem Unkloß aus, sprang, die Fäuste mit den Lederärmeln umwickelt ab, und turnte über das Randfeld dem steilen Uferhang zu. Aber der Boden unter ihm sank, schoß nach hinten ab. — Was war das? Er vernahm hinter sich klingendes Krachen, Kreischen des Steins! Das war der Einsturz! Drei Sprünge von Spitze zu Spitze, ein letzter unendlicher Ruck — und er schwang sich an die steile Uferwand, erfaßte den Wurzelstock eines halbverkohlten Baumes und verklammerte sich darein.

Unter brüllartigem Lärm brach die Stromdecke ein. Schmutzbraune, stinkende Wolken quollen aus der Tiefe und breiteten sich rasch aus. Atemlos hing der Vaktero in Baum und Rauch. Gleichzeitig mit dem Einsturz war eine dunkle Masse auf ihn niedergesaust. Halb lastete, halb hing sie an ihm mit Krallen, die in sein Fleisch schlugen. Sie bewegte sich, machte Anstrengungen, in die Höhe zu kommen. Der Hirt erkannte den Silberlöwen. Etwas wie Lachen, etwas wie Gefährtenfreude kam ihn bei diesem Erkennen an, aber er fühlte seine Kräfte erlahmen, er konnte nicht länger warten. Mit letzter Kraft zerrte er seinen Revolver aus dem Gürtel und jagte seine letzte Kugel diesem Gast durch den Leib. Die Last fiel ab, der Vaktero kletterte hoch. Auf einem Felszacken des Uferrands hockte er sich nieder und stierte in den Abgrund, den die langsam sich verziehenden Wolken entschleierten.

Tief und steil wie ehedem fielen die Wände der Schlucht ab. Sie waren stahlgrau gebrannt, mit grüngelben, rauchenden und sprühenden Schwefelnestern wie mit Geschwüren bedeckt. Aus der Tiefe glotzte ein Brei von rauchenden, brandfarbenen Trümmern und zerfetzten Leibern. Ein Bündel Sonne, das leuchtend durch eine Wolke stieß, glitt fahl über dieses schreckliche Gesicht und verging schnell wieder. Das glich dem verzerrten Lächeln eines großen Antlitzes, das sich zu eherner Ruhe glättet . . .

Der Hirt starrte noch immer in die Tiefe. In dem Brei hatte er endlich den Leib seines Pferdes erkannt, der noch Leben verriet. Im Nu war seine Hand nach seiner Waffe gefahren, aber die letzte Kugel war verschossen, dem gequälten Tiere war nicht mehr zu helfen. Flüche auf den



Digitized by Google

Lippen, heftig am ganzen Leibe zitternd und von Schluchzen geschüttelt, folgte er den ersterbenden Bewegungen seines Retters.

Das Berggebrüll war inzwischen zu einem ungeheuren Murmeln geworden, das wie aus ferner Tiefe kam. Ein Zeichen, daß der Krater die ihn erfüllenden hochgetriebenen Lavamassen wieder über Bord geworfen haben mußte. Frische Ströme stürzten demnach jetzt in allen Betten bergab. Der Hirt starrte nach der dichten Rauchwand, die die Schlucht des Todes nach obenhin abschloß. Aus dieser mußte der große Deckel für diesen großen Sarg kommen. Er vernahm schon das Knirschen und Knattern des Jungstroms, der unter unregelmäßigen Stößen und Sprüngen sich rasch näherte. Helle, feurige Glut brach aus. Sie ergoß sich gierig über den Grund, träge schob sich die dunkle Masse des Stromes nach. Unter dem Aufgurgeln tiefdumpfen Donners, der sich rasend zu nähern schien, rannte der Hirt davon.

*

Der Bergnarr war selig. Er hatte von Anfang des Ausbruchs an prachtvolle Aufnahmen gemacht: von Wolkenpinien, die schlank aus dem Krater riesig himmelan stiegen, am Ende herrlich wirbelnd in die Breite sproßten und Kronen voll dunkler Majestät entfalteten, während Feuerblitze und helle Scheine den Fuß umzuckten; von kochenden Flüssen, von wunderbaren Rissen und Schluchten, die der tobende Berg weit durch das Land warf, unbekümmert um zerreißende Dörfer, um stürzende Häuser, um rennendes Vieh, um fluchende oder betende Menschen; von dem Lavastrom endlich, der sich durch ein Flußbett zur Hazienda unaufhaltsam heranschob. Den Photo geschultert, die kostbaren Platten unterm Arm, war er durch das Gewimmel hastender, schreiender Menschen und Tiere, die den Hof erfüllten, ins Haus geeilt. Er stand jetzt als einziger auf der Terrasse, ein dickes Kissen auf dem Kopf, bediente seine Apparate, und machte, nach dem Berg starrend, seine Aufzeichnungen. Er hatte nur einen flüchtigen Blick für das Aufflammen der ersten Stallungen drüben, die der Glutstrom eben erreicht haben mußte, er jubelte aber auf, als ein wunderbarer Sturmstoß in der fernen Höhe den zerrissenen Kraterrand für einige Minuten frei blies. Er hörte auf keine der Stimmen, die den Lärm der hinausdrängenden, brüllenden Stalltiere durchriefen, vielleicht auch nach ihm riefen. Er heulte nur vor Entzücken, als er den Berghang wie von einem Riesenspeer getroffen aufbrechen sah, und pries das Glück, das ihn als ersten Sterblichen die Geburt eines Seitenkraters kurbeln ließ. Er sah aus den großen Bildern, die vor ihm lebendig wurden, helles Licht für eine neue Theorie der Vulkane strahlen. Er sah die Artikel, die er schreiben würde, das Buch, das daraus erschwoll. Er fühlte den Druck einer Ruhmeskrone auf seiner Stirn . . .

Aber feine, fallende Asche benahm ihm schon arg den Atem, glühheiße Steine schlugen drohend um ihn ein. Mit zitternden Händen zog er die letzte Kassette aus dem Apparat und barg sie zu den übrigen in dem Schutz einer Treppennische. Er wandte sich — wieder ein großes Gesicht! — griff zum Skizzenbuch und zeichnete noch hastig den prächtigen Riß des Wolkengebirgs, das in der Höhe prall gegen den Wind lag.

Die Hazienda war nun leer und schweigend geworden. Mensch und Tier waren vor dem einbrechenden Strom geflüchtet. Einige Schuppen brannten schon lichterloh, und der Feuerschein schlug so hellen Hof, daß der Berg verdunkelt ward. Sein dumpfes Toben erstarrte im Knistern und Prasseln der Nähe. Wie ein gespenstischer Schatten huschte die Gestalt des gelehrten Männchens auf der Terrasse hin und her. Mochte es gemerkt haben, daß man es im Trubel der Flucht vergessen hatte? Der leere Hof sah die Gestalt sich über den Mauerrand beugen und hörte Worte, mit dünner Stimme gerufen, sah sie plötzlich auffahren und verschwinden . . .

Pferdegetrappel, Worte, Rufe! An dem offenen Hoftor stießen von außen her zwei Menschen zusammen. Der eine, ein Reiter, ein gesatteltes Pferd mit sich führend, sprang ab, und eilte unter lautem Rufen ins Haus. Der andere, wirren Haars, Fetzen am Leibe, blut- und schlammbedeckt, kam schreiend in den Hof gerannt, blieb taumelnd stehen, blickte nach dem Berg, dann fäusteerhoben zum Himmel auf. Aus einem Winkel des Hofes sprang ein junges Weib, lief auf ihn zu, und fing den Zusammenbrechenden in ihren Armen auf; bettete seinen Kopf in ihrem Schoß.

Aus dem Hause tauchte der Reiter wieder auf, die leblose Gestalt des steingetroffenen Gelehrten mit sich schleppend.

„Vakkero," keuchte er, „heran, hilf mir diesen hombre vulcan auf das Pferd heben!"

Irrsinniges Lachen antwortete. — Fluchend hob der Reiter die Last auf das zweite Pferd und band sie fest. Dichte Aschenschauer senkten Nachtschleier über Hof und Tor und dämpften die Sonne des Brandes, der gierig um sich fraß.

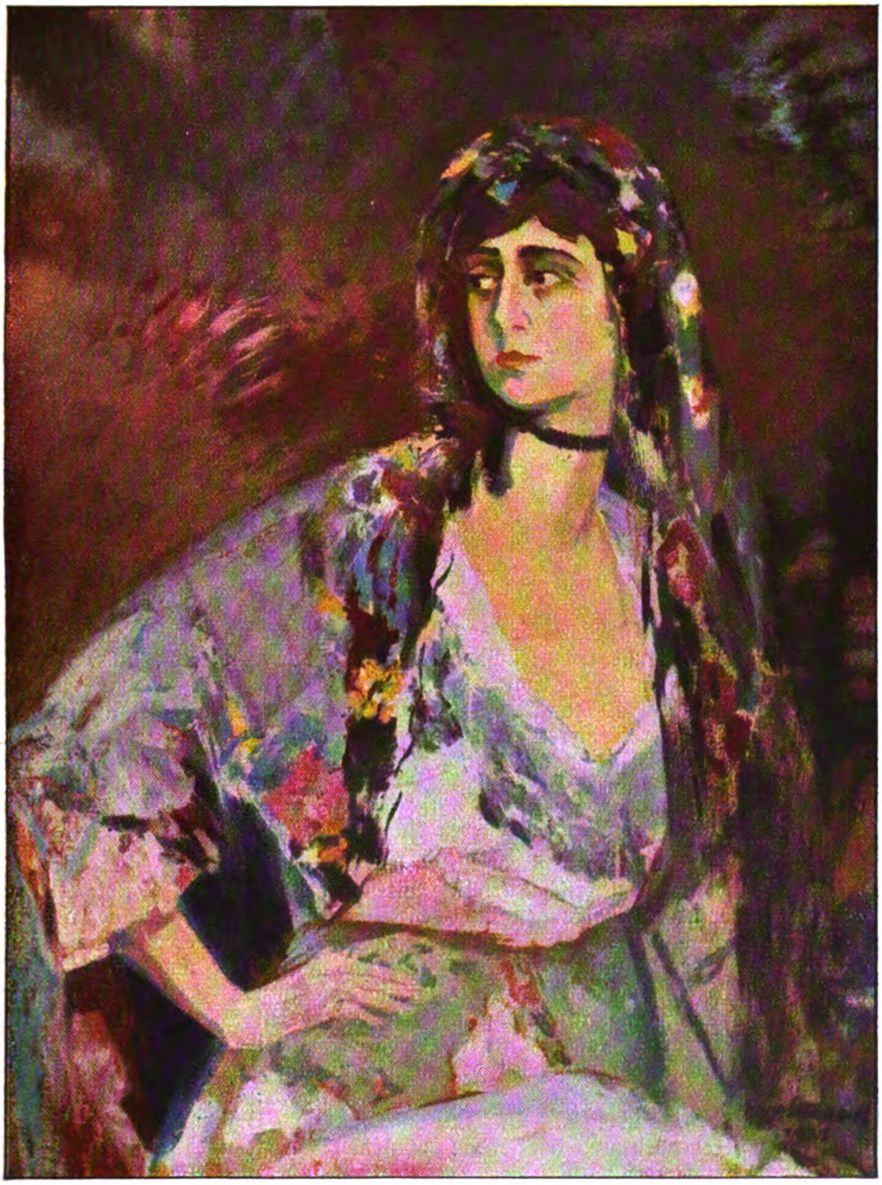
Ein Tuch vor dem Mund, von des Vakkero Lachen und Heulen begleitet, tastete sich der Reiter zum Tor hinaus, und auf zitterndem Boden dem schon dünnen Lichtstreifen des frühgestorbenen Tages nach.

Digitized by Google

# Hugo Schimmel

## Von Dr. Georg Jacob Wolf

Man hört oft von der „sozialen Funktion der bildenden Kunst“ sprechen. Der Begriff geht dahin, daß es Sache der Kunst sei, nicht um ihrer selbst willen da zu sein, sondern die ganze Menschheit zu beglücken und kulturell zu fördern und durch die Schönheit als Mittlerin auf die Gesamtheit der menschlichen Gesellschaft zu wirken. Bei solcher Betrachtungsweise ist natürlich das Stoffliche der Kunst nicht nebensächlich. Dem Impressionismus war das „Was“ der Malerei ganz gleichgültig;



Spanische Tänzerin. Gemälde



Digitized by Google

Die Brücke. Gemälde

er berief sich dabei auf ein Wort Goethes, der einmal sagte, es müsse dem Künstler gleich gelten, ob er das Antlitz der Geliebten oder seine Stiefel male; auch Stauffers, des Berner Malers und Meisterradierers, etwas saloppes Wort von dem Misthaufen, der für den echten Maler wahre Wunder an Farbenreichtum und künstlerischen Möglichkeiten berge und umfasse, wurde viel angeführt. Inzwischen wurde das Steuer herumgeworfen. Die Meinung und das künstlerische Urteil, die dem Lauf modischer Strömungen nicht minder unterliegen als die Kunst selbst, geht heute wieder dahin, den Bildinhalt nicht nur beiläufig zu bewerten, sondern als entscheidend für die Stimmung anzuerkennen. Gerade von ihm erwartet man sich neuerdings viel für die „soziale Aufgabe" der Kunst.

Vor den Gemälden, Studien und Skizzen des in München lebenden und schaffenden Malers Hugo Schimmel stellen sich die Gedanken von der sozialen Aufgabe und Wirkung der Kunst gleichsam ungerufen ein. Denn wenn einer, so gießt er in seine Bilder eine Überfülle von Stoff und Stimmung. Ohne daß er die Technik, das „Wie" der Kunst, beiläufig oder nebensächlich behandelte, geht er doch im Grunde vom Thematischen aus. Und als wollte er den Gedanken von der gesellschaftlichen Wirkung der Kunst gleichsam aufs Exempel proben, dreht er einmal das Ganze um und zeigt statt der gesellschaftlichen Wirkung der Kunst die Wirkung der Gesellschaft auf die Kunst und diese Gesellschaft selbst im Bilde. Es ist eine besondere Schicht, die er auf seine Gemälde setzt und auf die er umgekehrt mit seinen Gemälden hinzielt. Er malt nicht tendenziöse „Armeleut'-Bilder", um mit großer Gebärde mitleidwerbend aufzutreten, er streift nirgends das Genrehafte und die Historie, sondern er malt Prunk und Glanz und Licht und Schimmer großer Feste und opulenter Gelage und bevölkert diese Welt mit schönen Frauengestalten, die teils aus seinen Bildnissen aufsteigen, teils frei einer üppig waltenden, sinnenfrohen Phantasie

Digitized by Google

Tanz im Mondschein. Gemälde

entspringen. Stoff und Form, Thema und Technik stimmen bei ihm überein.

Wie Hugo Schimmel zu dieser Kunstauffassung und zu dieser Kunstform kam, wie sein Entwicklungsgang lief, kann uns eine kurze Übersicht über seinen Lebensweg und über den Gang seiner künstlerischen Studien veranschaulichen.

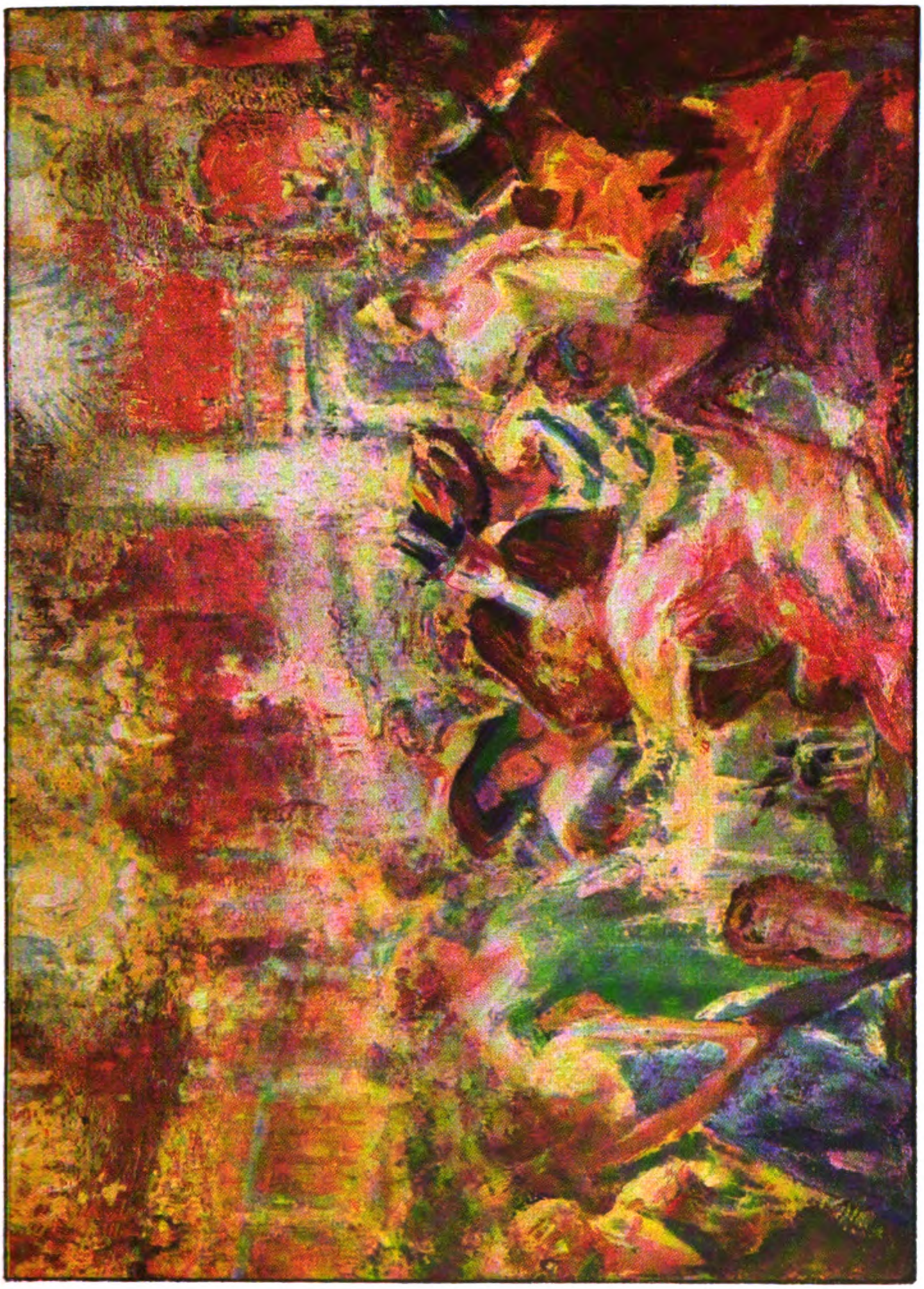
Hugo Schimmel stammt aus Sachsen; in Chemnitz, der gewerbereichen, industrietätigen Stadt, die nie ohne künstlerische Interessen war, ist er geboren. Sein Vater und schon sein Großvater waren hier ansässig gewesen und hatten sich als betriebsame Industrielle, als Begründer neuer Industrien und industrieller Methoden hervorgetan und sich einen angesehenen Namen gemacht. Floß von väterlicher Seite her das Element des Erfinderischen, verbunden mit zielbewußtem Pflichtgefühl, mit Energie und Festhalten am einmal gefaßten Vorsatz in Schimmels Wesen ein, so ergänzte es von Mutters Seite her eine in deren Familie überlieferte hohe Musikalität, die sich von Geschlecht zu Geschlecht ver-

erbte und treu gepflegt und gehütet wurde. Dem jungen Schimmel ward also die gute Blut- und Interessenmischung mit auf den Weg gegeben, von der Goethe in bezug auf sich selbst sagte: „Des Lebens ernstes Führen" vom Vater her, von der Mutter dagegen „die Frohnatur und Lust zum Fabulieren".

Beinahe möchte man sagen: „natürlich" sollte Schimmel in die väterliche Fabrik eintreten und wie seine Vorfahren ein Industrieller werden. Wahrscheinlich wäre auch in diesem Milieu sein künstlerisches Wesen nicht verdorrt, denn die Kunst hat man in sich oder man hat sie nicht, ob man nun ausübender Maler ist oder ein an Kunstdingen sich erfreuender Kaufherr. Dies ist im Grunde der gleiche Gedanke, der Lessings feinsinnigem Satz zugrunde liegt, Raffael wäre auch dann der größte Maler seiner Zeit geworden, „wenn er ohne Hände wäre geboren worden". Bei Schimmel gehören Kunst und künstlerisches Fühlen und Empfinden, gehört Leben in der Kunst und mit der Kunst zu den Unerläßlichkeiten des Daseins, sie sind der unverlierbare Schatz seines Herzens und wären es geblieben, auch wenn ihm nicht das Glück — im subjektiven Sinne, d. h. als hohe Beglückung und Krönung seines Lebens und Wesens zu verstehen — zuteil geworden wäre, sich als aktiver Künstler betätigen zu können. Der Vater hatte seine Einwilligung in den Künstlerberuf des Sohnes davon abhängig gemacht, daß Franz von Lenbach, damals, in der Mitte der neunziger Jahre des verflossenen Säkulums, noch Stern über allen Sternen am Kunsthimmel, die Arbeiten des begeisterten Adepten prüfe und den jungen Mann für „tauglich" befinde. Dies geschah, und nun lag vor dem unternehmungslustigen Kunstentflammten die freie, weite Bahn ins Reich der Kunst. Schon fühlt man sich veranlaßt, wieder zu sagen: „natürlich" begann er seine Laufbahn in Paris. Er besuchte ein Jahr lang die Akademie von Karl Rosa, zeichnete dort Akte und Köpfe, vertiefte sich gründlich in die Realitäten, in alle Einzelheiten der Form und lernte sie beherrschen in sicherer Gestaltung und Nachbildung. Auch schüchterne malerische Versuche wurden schon unternommen, und Jean Paul Laurens sagte vor der ersten Studie, die einen Charakterkopf darstellte, dem jungen Schimmel, er zweifle nicht an seinen hohen malerischen Anlagen und an der Fähigkeit, sie zu entwickeln und zu steigern. Auf ein Intermezzo im heimatlichen Chemnitz, wo Schimmel an den technischen Staatslehranstalten seine Allgemeinbildung erweiterte und vertiefte, folgten fünf arbeits- und ertragreiche Studienjahre in Berlin, wo er bei Friedrich Ernst Wolfrom arbeitete. Dies war eine harte Schule. Es ging da nicht spielerisch her, es wurde nicht einfach munter drauflosexperimentiert, sondern in strengster Zucht gearbeitet. Nicht weniger als vier von den fünf Jahren waren ausschließlich dem Zeichnen gewidmet, und zwar waren es fast nur Akte und Köpfe, an denen Schimmel seine junge Kunst üben mußte. Ich habe einmal die vielen dicken Studien- und Skizzenbücher aus jener Zeit durchgeblättert und war fast ergriffen von der sich darin dokumentierenden Besessenheit des jungen Künstlers, hinter das Problem der Form zu kommen, von diesem Ernst und von dieser Zähigkeit, jede Form in wechselnder Bewegung, Drehung, Beleuchtung kennen zu lernen und das Ausdrucksmittel völlig zu beherrschen. Da ist nichts genial hingehuschelt und „zusammengehauen", wie man im Atelierjargon zu sagen pflegt, sondern mit größter Sorgfalt und wahrer Andacht ist jede Form studiert und durchgebildet, sozusagen aus der Natur herausgerissen und in die Sprache der Graphik übersetzt: alles hat sich der junge Künstler so zu eigen gemacht durch seine unverdrossene Arbeit, daß man angesichts dieser in ihrem Äußeren fast nüchternen, aber in ihrer Nüchternheit desto ehrlicheren und ergreifenderen Leistung unwillkürlich Vergleiche anstellt mit dem, was heute junge Akademiker unter „zeichnerische Studien treiben" verstehen! Indessen darf man nicht glauben, daß Schimmel durch dieses Hindrängen zur Form, das in der Zeichnung liegt, in seiner malerischen Art bestimmt worden sei, daß er nun ein Künstler geworden wäre, der alles auf das Zeichnerische anlegt, einen der Phantasie entrissenen und in der Komposition fein durchgebildeten Vorwurf mit scharf konturierenden Strichen aufzeichnet und die Kontur sozusagen nur mit Farbe füllt, dann durch Lasuren, Schattenpartien usw. die Übergänge schafft und vermittelt. So ist es durchaus nicht geworden. Wolfrom hätte es gewiß nicht gewünscht, und überdies hätte er mit diesem Verfahren und Rezept sicherlich keinen Erfolg bei Schimmel gehabt. Wolfrom selbst war ein Schüler Makarts, des Schwelgers in Farben und Formen, des Meisters der gleichsam glühenden Palette, in dessen Kunstschaffen Rubens und seine saftvolle flämische Üppigkeit ihre Wiederauferstehung erlebten. Und über den Umweg des Lehrers kam etwas von Makarts üppiger Pracht, ja, auch von der Fülle der farbigen Gesichte des Rubens in die Kunst und auf die Bilder Schimmels. Heute wenigstens glaube ich es aus manchem

Digitized by Google

seiner Bacchanal- und Karnevalsbilder herauslesen zu können. Was aber daneben das straffe, in harter Schule gewonnene koloristische Wirkung bedacht, vernachlässigen allzu leicht die Form oder sind, selbst wenn sie dies nicht wollen, gar nicht in der Lage,



Karneval. Gemälde

Akt- und Kopfzeichnen zu bedeuten hatte, ist leicht einzusehen und zu erkennen: Maler, die rein malerisch, nur aus ihrer Empfindung und Stimmung heraus ein Bild komponieren, Farbfleck neben Farbfleck setzen, nur auf die eine Form richtig zu gestalten — versteht sich: aus dem Gedächtnis —, weil ihnen solche Voraussetzungen fehlen, wie sie sich Schimmel mit seinem grundlegenden Studium schuf.

Digitized by Google

Fräulein Anny Oesterreicher vom Gärtnertheater in München im Alt-Wiener Kostüm

Die Jahre bei Wolfrom waren also auf jeden Fall für Schimmels Werdegang sehr wertvoll, doch konnten sie noch keinen Abschluß für ihn bedeuten. Schimmel bezog jetzt die Dresdener Akademie, wo er in der Malklasse des Professors Bantzer, dessen freudiger Kolorismus aus vielen seiner bekannten Bilder spricht, ein Jahr lang arbeitete, um dann — es war etwa 1905 — nach Paris zu gehen und bei Henry Morisset seine Studien mit einem vollen, reichen Klang abzuschließen. Die zwei Jahre in Paris, erlebt im eindrucksfähigsten und aufnahmebereitesten Lebensalter, künstlerisch seines Zieles schon bewußt und trotzdem noch nicht „fertig“, sondern noch bereit, jedes Entwicklungsmoment voll auf sich wirken zu lassen, gaben seiner Kunst auch in thematischer Hinsicht

Die Barke. Gemälde

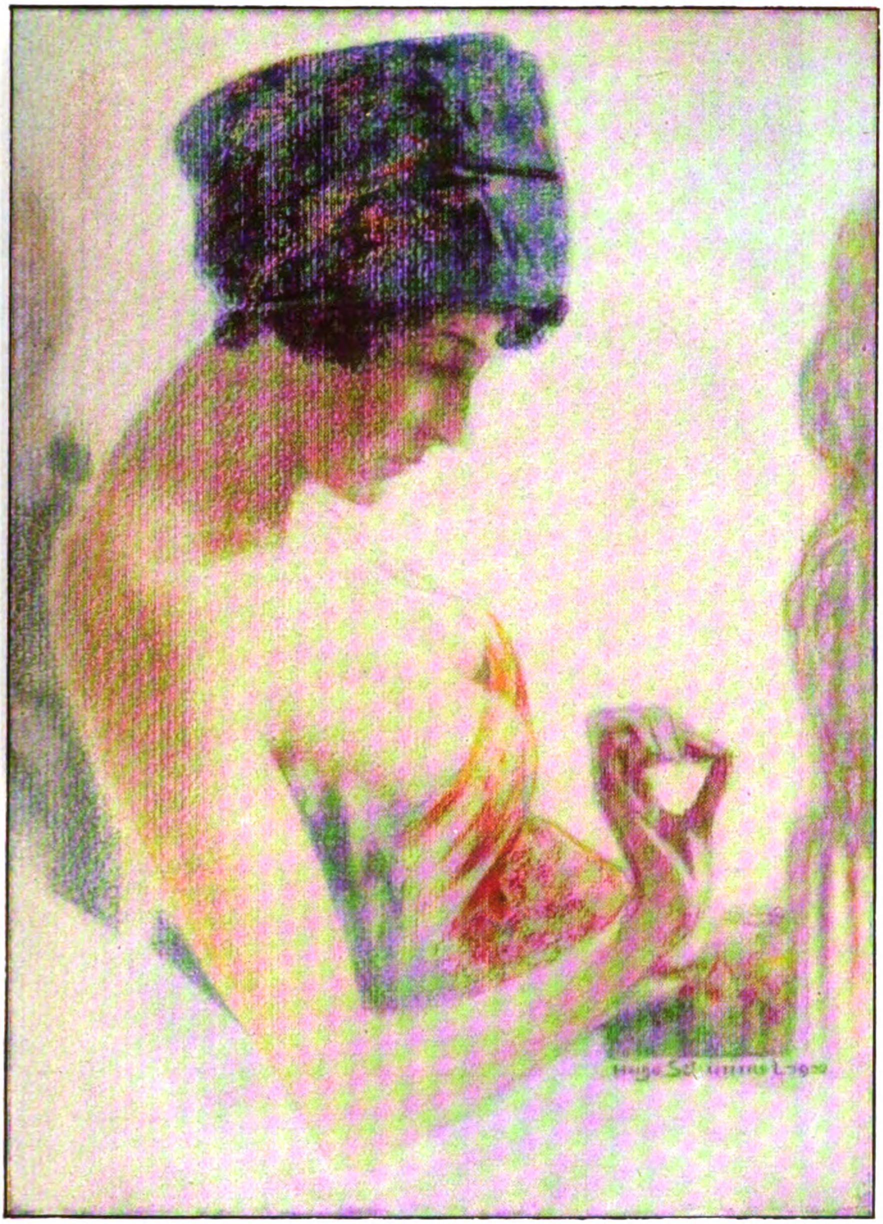
jede wünschbare Förderung und Anregung. Man darf nicht vergessen, daß dieses Paris, das zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, nach der glänzenden Weltausstellung und nach der künstlerisch so ergiebigen Hundertjahrfeier auf der Höhe seines Glanzes stand, einen kunstbegeisterten, lebensfreudigen jungen Deutschen außerordentlich packen und entflammen mußte. Das war ein buntes, bewegtes, heißes Leben voll Freudigkeit und Rausch und Glanz, erfüllt von Festen, Sonne, Licht und Frauen, und die Meister des Impressionismus, damals fast alle noch am Werk, schon anerkannt und louvre=reif, setzten eben dieses Leben in ihre köstlichen, schimmernden Bilder. Vorbei war das Modellmalen, verpönt der Atelierschweiß und die Pose — das Leben selbst siegte wieder einmal in der Kunst, und diese große, frohe Welle nahm auch Schimmel mit und bestimmte seine Art, seine Auffassung wie seinen Ausdruck, das Thematische und Technische seiner Kunst. Ganz rasche, unpathetische Bewegungen, die Schritte einer Tänzerin, das Lichtgeflirr über einer festlichen Gruppe im Theater, die rasche Wendung einer badenden schönen Frau, der Sonnenstrahl im Park, nicht minder aber ein blitzhaft das Antlitz überhuschendes und den Blick ins Seelenleben eines Menschen aufreißendes Lächeln, die feinsten Seelenstimmungen und geistigen Reflexe — sie wurden ihm zu Bildern voll des eigenen, inneren Lebens.

Der Abschied von Paris kam. Kam zu einer Zeit, da noch nichts das Gesicht der fröhlichen, ausgelassenen, klassischen Lutetia, des modernen Babylon, verdüsterte. Schimmel sah sich nach einer „Bleibe", nach einer ihm angemessenen deutschen Wirkungsstätte um und glaubte mit Recht, daß München die Stadt sein könnte und sein werde, wo seine aus den Tiefen der Lebensbejahung quellende Kunst die ihr zukommende, förderfame Umwelt finden werde. Er zog zunächst in die München benachbarte Villenkolonie Pasing, wo sich von jeher viele Künstler niederließen und heute noch wohnen, die die Annehmlichkeiten der großen, angeregten und anregenden Stadt, die künstlerisch so viele Berührungspunkte mit Paris hat, mit den Reizen des ländlichen Lebens, mit der Naturnähe verbinden wollen. Dies war 1908 und vier Jahre später übersiedelte Schimmel ganz nach München. Die meisten haben

Digitized by Google

Das Fest im Schloß. Gemälde

die Stadt, die damals in ihrer künstlerischen Sünden und Tugenden Maienblüte stand, die Stadt der „Jugend“ und des „Simplizissimus“ im weitesten Sinne, die Stadt Reznicek's und seiner Modelle, der siegreichen „Sezession“, des neuen Kunsthandwerks, der schönsten kunstgewerblichen Ausstellungen, der Theaterreform und zugleich der edelsten Überlieferung, die in Gestalten wie Gabriel von Seidl, Thiersch, Adolf von Hildebrand, Paul Heyse und Isolde Kurz sich verkörperte, — die meisten haben sie noch erlebt und als etwas unerhört Köstliches, aber auch, nach unserem wirtschaftlichen Zusammenbruch und nach den politischen Umtrieben unwiederbringlich Verlornes in der Erinnerung. In dieses künstlerische Wesen von 1912 fand sich Hugo Schimmel versetzt. Er tauchte in dieser Welt unter, erkannte sie als die seine, ließ sich von ihr anregen und begeistern, trank die Stunde und den Augenblick und war wohl — wie wir alle damals — ganz und gar unfaustisch bereit, zum Augenblick zu sagen: „Verweile doch, du bist so schön!“ Aber er verweilte nicht. Wie das Paris um 1905, so versank das München von 1912 mit seiner Festesfreude, mit seinem Lichterkarneval, mit seinem Leichtsinn, aus dem doch so viel Schönes und die Kunst Förderndes emporstieg, in dem trüben Grau, in dem herben Ernst des Weltkrieges. Von 1914 bis zum Anfang des Jahres 1919 stand auch Hugo Schimmel im Felde und bei seiner Truppe. Die schweren Erlebnisse haben ihn ernster gemacht und über seine lachende und leuchtende Kunst senkte es sich wie ein Flor. Er hat freilich auch draußen im Felde gezeichnet und gemalt, zunächst Dinge des Krieges und der neuen, ihn so seltsam und bedeutungsvoll ansprechenden Umgebung, geladen von Erlebniskraft und -tiefe, aber er wurde nie zum eigentlichen „Kriegsmaler“, denn in ihm blieb das Schimmern, das Helle und Leuchtende, das Makartische, wenn ich so sagen darf, das freilich „draußen“ keine Nahrung fand. Dafür spann er sich in Stunden der Rast und der Ruhe in Träume eines schöneren vergangenen, eines vielleicht wiederkehrenden Seins ein, schuf auf kleinstem Format seine Farbenskizzen und harrte des Tages, der ihn heimführte. Heim — dies bedeutete für ihn zunächst die sächsische Heimat, denn bis 1922 lebte er nun in Dresden, dann erst kehrte er nach München




Kokette. Gemälde

zurück, an dem sein Herz hing und hängt und das nun recht eigentlich die Heimat und Brutstätte seiner Kunst, seines Schaffens und Wirkens geworden ist.

In seinem schönen und reichen Atelier an der Kaulbachstraße habe ich Hugo Schimmel an einem Frühsommer-Nachmittag kennengelernt, als dort ein vortreffliches Künstlerpaar das rhapsodische Werk eines geschätzten Münchner Autors zum Vortrag brachte. Viele „prominente" Persönlichkeiten der bildenden Kunst, der Literatur und Bühne erfüllten festlich den festlichen Raum mit seinen erlesenen Möbeln und Stoffen und Lüstern: es war eine Umwelt, wie sie uns auf manchem der eleganten, mondänen und graziösen Bilder Schimmels selbst entgegentritt. Alte Meisterbilder grüßten von den Wänden, ein schönes Selbstporträt Lenbachs gemahnte an Schimmels

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde

Frühzeit, als dieser Meister ihn als einen „aussichtsreichen" Kunstjünger befand.

Ich weiß nicht, ob sich die Eindrücke dieser Stunde bei Schimmel zu einem Gemälde verdichteten: sie hätten es wohl vermocht, und als ich ein Jahr später in der Galerie Paulus in München in einer sehr fein ausgewählten, schmuckstückhaft erlesenen Kollektivausstellung eine stattliche Anzahl von Gemälden Schimmels vereinigt fand, begriff ich das Fluidum jener Nachmittagsstunde in der Kaulbachstraße.

Hier war ein Künstler, dessen Schaffen wirklich eine ‚soziale Aufgabe' erfüllte, und deshalb war auch seine Persönlichkeit, sein Wesen, sein Leben, seine Umwelt, in die man damals hineingeschaut hatte, so ungewöhnlich gesellschaftlich gewesen. Hier klaffte einmal zwischen Persönlichkeit und Werk kein Abgrund. Hier gab es keinen Zwiespalt. Sondern ein warmer, voller, harmonischer Ton schwingt von einem zum andern. Wer diese frohen, glanzüberstrahlten Feste malen kann, muß selbst ein festlicher Mensch sein. Der Bal paré, das Festdiner, die nächtliche Fahrt einer vornehmen Gesellschaft in der Barke (mag sich manches auch in barocker Verkleidung geben, mag es wie Mummenschanz anmuten), das Bad schöner Frauen, eine Fontäne von Licht und Glut, die Silhouetten nackter Tänzerinnen im Mondschein oder bei einem Lampionfest im Park — das alles sind Dokumente eines Künstlers und Menschen, der ordentlich mit Lebensfreude und Daseinslust geladen ist. Etwas von der großen Bejahung alles Festlichen, die die Renaissance kennzeichnet, ist in dieser Kunst, auch an das Rokoko mag man denken, das überquoll von Amüsements und Sinnenlust, nur daß sein freudiger Überschwang unverständiger, mehr dem Verfall geweiht war, als die Lebenslust auf den Bildern Schimmels schaubar wird.

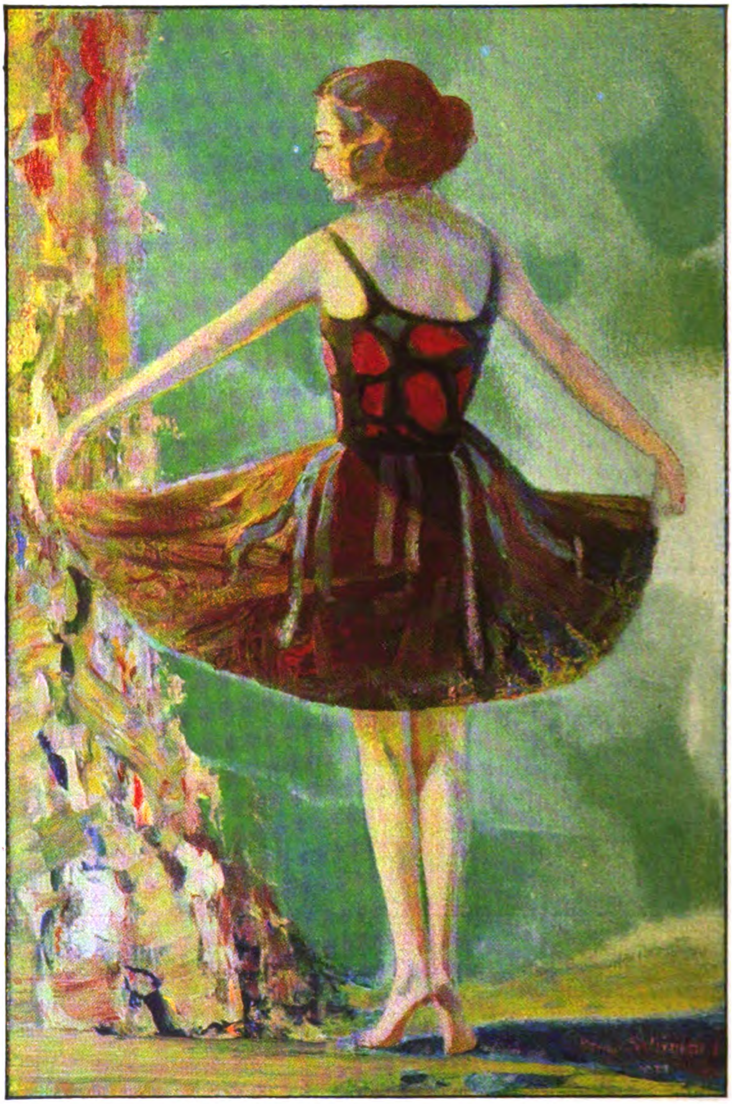
Für sich stehen einige Frauenbildnisse. „Natürlich" — das Wort muß im Rahmen einer Würdigung Schimmels so häufig

Digitized by Google

Die Festtafel. Gemälde

Digitized by Google

wiederkehren, daß einem die Zwangsläufigkeit von Schimmels Werden und Schaffen ohne weiteres eingeht — sind es schöne, nicht alltägliche Frauen, die er porträtiert oder, wenn ich so sagen darf, in Farben auf der Leinwand huldigend andichtet. Die schöne, hellblonde Bühnenkünstlerin im Alt-Wiener-Kleid, das feine, zarte Lächeln im süßen Gesichtchen, die rassige spanische Tänzerin, die glutvolle Editha d'Omella, die Kokette, die Insulanerin und wie die Bildnisse und Charakterstudien sonst noch getauft sein mögen, zeigen klar den Weg der Kunst Hugo Schimmels: sie gehen in gleicher Richtung mit den Kompositionen figürlichen Inhalts wie auch mit dem Aufblitzen der Natur und Landschaft, soweit diese, meist als Hintergrund, als stimmungförderndes Moment, in das Schaffen des Künstlers einbezogen sind: hier ist ein aus Lebensanschauung und Überzeugung quellender Optimismus am Werk, die Schönheit streckt ihr rosenumwundenes Zepter aus und triumphiert über den grauen Alltag, und wer diesem farbenstrahlenden und freudetrunkenen Werk und seinem Schöpfer folgt, der ist für Stunden Gast im Reiche der Schönheit, wo man anbetend vor der cytherischen Göttin kniet, wo die Sonne leuchtet und man nichts weiß von den Sorgen der bürgerlichen Welt.



Editha d'Omella. Gemälde

Digitized by Google

# Auslandsanleihen

## Von Dr. Georg Tischert

Vor dem Kriege war Deutschland ein Gläubigerland. Durch Fleiß und Tüchtigkeit wuchsen in jedem Jahre Milliarden zu; acht Milliarden sollen jährlich zu neuen Kapitalanlagen übrig gewesen sein. Ein Teil dieses Segens kam auch dem kapitalschwachen Auslande zugute. Man hat den deutschen Besitz an ausländischen Effekten auf Milliarden geschätzt.

Es hat nicht an Anfeindungen der Auslandspapiere gefehlt. In einem Falle, der seinerzeit viel Staub aufgewirbelt hat, wurde sogar die Zulassung einer großen amerikanischen Eisenbahn-Aktie durch Eingreifen der Regierung verhindert. Aber eines Tages standen die Leute, welche für Auslandswerte waren, groß da. Das war in dem Weltkriege. Nun konnte Deutschland mit dem Verkaufe von Auslandswerten nicht nur seine Valuta halten, sondern auch Einkäufe auf ausländischen Märkten bestreiten. Dieser Aderlaß ging freilich seitdem jahrelang weiter. Besonders nach dem Waffenstillstande mußten die ausländischen Wertpapiere zu Haufen verkauft werden, denn das Volk wollte leben. Je schlechter die deutsche Valuta wurde, um so mehr Wert gewannen als Zahlungsmittel die ausländischen Effekten.

Heute ist der Besitz Deutschlands an ausländischen Werten ohne Belang. Ein Teil hat seinen Wert wegen des Valutaverfalls verloren. Man denke an die österreichisch-ungarischen und die russischen Werte. Die Bolschewisten haben die Verpflichtungen gegenüber dem ausländischen Kapital glatt abgeschüttelt, auch gegenüber den französischen Gläubigern. Die Verhandlungen wegen Anerkennung der Vorkriegsanleihen durch das heutige Rußland schweben schon lange, aber diese Pille wollen die Bolschewisten doch nicht schlucken, obwohl sie sich in manchen Einzelheiten gemausert haben. Immerhin stehen die russischen Anleihen, welche im freien Verkehr der Berliner Börse gehandelt werden, höher als die alten deutschen Anleihen. Heute werden an der Berliner Börse, außer den Russen, noch Türken, Mexikaner, Ungarn und Österreicher gehandelt, aber der alte Glanz ist dahin.

Deutschland ist nämlich ein Schuldnerland geworden; es muß jetzt vom Auslande borgen.

Manche Leute meinen, es wäre nicht nötig gewesen, daß Deutschland im Auslande Schulden aufnimmt. Deutschland hätte nicht so zu verarmen brauchen, wie es geschehen ist. Hätte man die Valuta milder saniert, die Vorkriegsschulden voll anerkannt, auch die Kriegsanleihen nicht gänzlich fallen lassen, dann würde man auch im Inlande neues Geld bekommen haben, man hätte nicht nötig gehabt, Auslandsgeld hereinzuholen. Inflation und Aufwertung, zusammen mit anderen Faktoren des Unglücks, haben die Kapitalbildung in Deutschland auf Jahrzehnte hinaus untergraben.

Die Gegenwart zeigt uns in Deutschland das Bild einer Verarmung, über deren Ausdehnung auch jetzt noch nicht alle Kreise des Volkes unterrichtet sind. Die volkswirtschaftlichen Schriftgelehrten haben festgestellt, daß in den Jahren 1914 bis 1924 das deutsche Volksvermögen von 150 Milliarden auf 125 Milliarden, das Betriebskapital von 125 Milliarden auf 33 Milliarden, das jährliche Volkseinkommen von 40 Milliarden auf 20 Milliarden gesunken sei. Die Bildung neuen Kapitals geht sehr langsam vonstatten. Die Steuer nimmt viel zu große Beträge des Einkommens weg, bis zum 8½ fachen Betrage des Vorkriegsstandes. Außerdem wird die Kapitalbildung in Deutschland durch den Milliardentribut, welcher an die vielgliedrige Entente geleistet wird, gehemmt. Bei den privaten Kreditbanken in Deutschland betrug in der ersten Hälfte des Jahres 1925 die monatliche Zunahme der Kreditoren nur 150 Millionen. Bei den preußischen Sparkassen war der Einlagenbestand Ende Juli 1925 erst auf 845 Millionen gestiegen, während diese Einlagen im Jahre 1913 gut 13 Milliarden betrugen.

Die Welt kann nun aber nicht stillstehen. Der Kredit ist heutzutage die Seele und die Voraussetzung des Geschäftes. Im Inlande hat sich das Abzahlungswesen in wahrhaft verheerender Weise breitgemacht; selbst in ersten Geschäften kann man alles auf Abzahlung kaufen. Auf dem Weltmarkte aber entscheidet die Länge der Zahlungsfrist über die Erteilung von Aufträgen, und in der Kreditgewährung haben große Industrieländer einen gewaltigen Vorsprung vor Deutschland. Wer Kredit geben will, muß solchen in Anspruch nehmen. Aus allen diesen Gründen hat man in Deutschland auf Auslandskredite zurückgegriffen. Der Auslandskredit, die Auslandsanleihe hat seit Herbst 1924 bereits eine so große Bedeutung erlangt, daß man darüber ein gar umfangreiches Buch schreiben könnte. An dieser Stelle seien in gebotener Kürze einige entscheidende Punkte des Themas erörtert.

Wer hat bisher in Deutschland Anleihen beim Auslande aufgenommen?

In erster Linie das Reich selbst. Es ist das die berühmte Dawes-Anleihe. Freilich hat das Reich dabei nur das Vergnügen, Zinsen und Amortisation aufzubringen. Das Kapital selbst ist als Reparation der Entente zugeflossen. Deutschland hat also in diesem Falle Kriegskontribution mit Auslandskredit gezahlt.

Digitized by Google

Die einzelnen Länder des neuen Deutschen Reiches haben sich in der Aufnahme von Auslandsanleihen eine gewisse Zurückhaltung auferlegt. Um so eifriger sind die deutschen Städte auf den ausländischen Geldmarkt gestürzt. Die großen Städte haben einzeln ihre Anleihe oder auch ihre Anleihen aufgenommen. In einzelnen Ländern haben sich die mittleren und kleineren Städte zu einer Kollektivanleihe zusammengetan, so in Baden und Württemberg. Scharenweise sind auch die großen elektrischen Zentralen, welche meist als Aktiengesellschaften betrieben werden, aber unter kommunalem Einflusse stehen, zur Aufnahme von Auslandsanleihen geschritten. In dem privaten Geschäftsleben erscheinen erste deutsche Namen auf dem ausländischen Geldmarkte, so die Kali-Industrie, die Firmen Krupp und Thyssen, die Gutehoffnungs-Hütte, Hamburg-Amerika-Linie und Norddeutscher Lloyd, auch Firmen zweiten Ranges. Die Landwirtschaft war durch die Rentenbank-Kreditanstalt vertreten.

Es wäre freilich falsch, anzunehmen, daß nur Deutschland im Auslande Kredit suche. Sehr fleißig sind in dieser Beziehung auch österreichische Städte und Provinzen. Auch die päpstliche Verwaltung hat in Neuyork eine Anleihe aufgenommen und dabei ganz besondere Vorzugsbedingungen erhalten. Italien hat die gute Laune Amerikas, welche sich bei der Regelung der italienischen Kriegsschulden zeigte, benutzt, um sogleich 100 Millionen Dollars zu leihen. Japan borgt in London, eine große englische Schiffahrtsgesellschaft, zum Ärger der englischen Bankwelt, in Amerika. Dänemark und Belgien bleiben nicht zurück. Das arme Deutschland hat gar neuerdings den Russen etwas Kredit gegeben. So fließt das Kapital international herüber und hinüber. Eine wichtige Rolle haben Auslandsanleihen bei der Regelung der verfahrenen europäischen Währungen bzw. auch schon bei Stützung der Valuta gespielt, auch zum Ausgleiche einer passiven Handelsbilanz. Die weitaus größte internationale Anleihetransaktion betrifft die Milliardenanleihe, welche von der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft im Rahmen des Dawes-Planes auf den Weltmarkt gebracht werden wird, auch hier Zahlung von Kriegskontribution mit Anleihen.

Uns interessieren hier allerdings in erster Linie die deutschen Auslandsanleihen. Eine vollständige Statistik gibt es darin noch nicht. Auf diesem Gebiete ist freilich auch alles noch im Fluß, denn jede Woche hat bisher neue Auslandsanleihen gebracht. Man wird nicht danebenhauen, wenn man den Gesamtbetrag der Kredite, welche Deutschland im Auslande aufgenommen hat, auf einige Milliarden berechnet. In manchen Fällen haben die Herrschaften happig zugegriffen. Früher, in der guten alten Zeit, wären sie bei der Aufnahme einheimischer Schulden vorsichtiger zu Werke gegangen.

Wo sind denn nun aber diese Milliarden aufgenommen worden? Welche Länder haben uns so viel Vertrauen entgegengebracht?

An erster Stelle sind hier die Vereinigten Staaten von Amerika zu nennen. Die Amerikaner haben's dazu. Sie sind die eigentlichen Sieger im Weltkriege. Amerika hat die Herrschaft über wichtige Rohprodukte, Amerika ist zur Zeit der Finanzherrscher der Welt. Bekannt ist, daß die Vereinigten Staaten den größten Teil des Goldes kontrollieren. Eine Angabe besagte, daß Amerika 4400 Millionen Dollars Gold habe. Manchmal kamen wahrhaft märchenhafte Mitteilungen „von drüben". So erklärte der Leiter einer großen Bank, die Vereinigten Staaten wüßten nicht mehr, wohin mit dem Golde! Eine andere Meldung besagte, die amerikanische Finanzlage sei so günstig, daß enorme Steuerermäßigungen geplant seien; für verheiratete Leute solle das Einkommen bis 3500 Dollars freibleiben; die Erbschaftssteuer solle aufgehoben werden; die Tilgung der Staatsschuld geht in riesigem Tempo voran. Trotzdem krakeelen auch in Amerika manche Leute darüber, daß man dem Auslande Geld leihe. In Wirklichkeit hat sogar in der stürmischen Periode der ersten neun Monate des Jahres 1925 der Anteil des Auslandes, wo allerdings Deutschland an der Spitze marschiert, nur 16 Proz. der gesamten Emissionen Amerikas ausgemacht. Für die „Kindlein" ist also noch genug geblieben. Im übrigen muß Amerika von seinem Überflusse an das Ausland abgeben, denn es ist an der vollen Wiedergesundung Europas im hohen Grade interessiert.

In zweiter Linie kommen als Geldgeber England, die Schweiz, Holland und in manchen Fällen, so bei der Rentenbank-Anleihe, auch Schweden in Frage. Bei manchen Anleihen haben verschiedene ausländische Märkte zusammengewirkt. Dabei ist auf jedes beteiligte Land eine Tranche der Anleihe gekommen. Auf deutsch würde man sagen ein Teil, der Berliner würde von „Schnitte" sprechen, aber Tranche klingt vornehmer. Der Londoner Geldmarkt hat in erster Linie den Bedarf der Kolonien zu befriedigen, aber er ist im Spätherbst 1925 auch für andere ausländische Geldbedürfnisse wieder geöffnet worden. Der englische Geldmarkt ist sofort eingesprungen, als Amerika die große Kali-Anleihe ablehnte.

Zu welchem Zwecke werden die Auslandsanleihen aufgenommen? Das ist sehr verschieden. Ein namhafter Teil der Auslandsanleihen war zum Ausbau der Elektrizitäts-Werke bestimmt. Der Erlös der Anleihen wird aber auch für andere kommunale und für staatliche Werke verwendet. In der Industrie dienen die Auslandsanleihen auch zur Ablösung bzw. zur Konsolidierung kurzfristiger Kredite, welche von deutschen Banken gegeben worden sind. Der Haus- und Grundbesitz ist bisher zu kurz gekommen; hier

Digitized by Google

stehen juristisch-finanzielle Schwierigkeiten im Wege.

Es gibt verschiedene Arten von Auslandskrediten: kurzfällige und langfristige. In den kurzfristigen Krediten liegt eine gewisse Gefahr. Sie können rasch und auch zu unbequemen Terminen gekündigt werden. Neuerdings hat die langfristige Anleihe die Oberhand gewonnen.

Die Laufzeit ist eine der wichtigsten Bedingungen der Auslandsanleihe. Zahlreiche Auslandsanleihen laufen 15 bis 25 Jahre. In 15 Jahren aber schon kann sich viel ändern. Auf so lange Zeit kann sich keine Verwaltung binden, denn in den internationalen Geldmärkten liegt schon die Tendenz zur Ausgleichung der Zinssätze, wozu eben auch die Auslandsanleihen beitragen. In den meisten Anleiheverträgen ist denn auch eine Kündigung des Schuldners nach fünf Jahren vorgesehen. Da ist aber in manchen Fällen ein Prämienaufschlag vereinbart, der von dem Schuldner zu zahlen ist. Die Gläubiger sind also sehr scharf. Der Zinssatz für die Auslandsanleihen ist verschieden. Gewöhnlich stellt er sich auf 7 Proz. Dabei bleibt der Ausgabekurs allerdings unter pari, etwa bei 94 bis 95 Proz., aber vereinzelt auch noch merklich darunter, bis 89 Proz. Das hängt von der Qualität des Geldnehmers ab. Es sind auch Anleihen zu 6½ Proz. vorgekommen, aber da sank der Ausgabekurs meist noch weiter, bis 87 Proz. Ein Unternehmen von dem Range der A. E. G. konnte allerdings eine 6½ prozentige Dollar-Anleihe zu 94½ Proz. herausbringen. Selbst in einzelnen großen Fällen stellte sich der Erlös der Anleihe nur auf 88 Proz. Das Auslandsgeld ist also, wenn auch schon billiger geworden, so doch noch teuer; aber es ist doch billiger, als das Inlandsgeld, welch letzteres außerdem den Nachteil hat, daß es nicht zu bekommen ist. Für die ausländischen Geldgeber bedeutet der Abschluß solcher Anleihen ein gutes Geschäft, denn die Zinsunterschiede von Land zu Land sind, obwohl auf die Länge der Zeit im Sinken, noch sehr groß. Ende November 1925 hatte man in Berlin für Geld mit täglicher Kündigung einen Satz von 7½ bis 9½, in Neuyork von 4½ Proz.; in Neuyork aber hatte man 4 Proz. schon eine hohe Rate genannt. Zur selben Zeit war der Privatdiskont, also der Satz für erste Wechsel, in Berlin 6¾ Proz., in Amsterdam 3½ Proz., in der Schweiz 2¼ Proz. Zur selben Zeit betrug der offizielle Banksatz in Deutschland 9 Proz., in Neuyork 3½ Proz., in der Schweiz 3½ Proz., in Holland 3½ Proz. Eine volle Ausgleichung der internationalen Zinssätze hat es auch vor dem Kriege nicht gegeben, aber die heutigen Zinssätze sind auf die Dauer nicht haltbar. Mit aus solchen Unterschieden sind eben die ausländischen Anleihen entstanden. Der Reichsbanksatz von 9 Proz. war ein Magnet für Auslandsanleihen, aber auch zugleich eine Stütze für die hohen Zinssätze.

Die ausländischen Geldgeber sind also auch sehr scharf. Schon die „Schrift" besagte: „Der Borger ist des Lehners Knecht". Die ausländischen Geldgeber sind aber auch sehr vorsichtig. Man braucht nur einen Prospekt durchzulesen, mit welchem eine Auslandsanleihe vor das dortige Publikum gebracht wird. In einem solchen Prospekt müssen die Geldnehmer in die innersten Falten ihres Herzens blicken lassen. Ein Bankdirektor, welcher viel mit Auslandsanleihen zu tun hatte, hat einmal interessante Einzelheiten über einen amerikanischen Anleihevertrag mitgeteilt. Man staunt, was darin alles von dem Geldnehmer verlangt wird. Es werden ihm Vorschriften gemacht, damit der innere Wert seines Betriebes erhalten bleibt. Der Betrieb muß eine die Ansprüche des Gläubigers voll deckende Liquidität aufweisen. Der Anleihevertrag sieht dazu Revisionen der Betriebe vor; er fordert regelmäßige Berichterstattung. Ein deutscher Bankier hätte nicht den Mut, solche Forderungen zu stellen, wenn er einem Werke eine Anleihe gewährt, aber vae victis! Die Kommunen können solche Forderungen leichter erfüllen als die industriellen Werke; denn hinter den letzteren steht die Steuerbehörde, welche übrigens auch bei den Auslandsanleihen ihren Tribut erhebt.

Schon aus diesen Darlegungen ergibt sich, daß es eine schwierige Sache ist, eine Auslandsanleihe abzuschließen und in die richtige Form zu bringen. Mit Recht verlangt die deutsche Bankwelt also, daß die Vermittlung von Auslandsanleihen nur durch den Bankier erfolgen solle. Nur dann sei eine sachgemäße Behandlung des Geschäfts gesichert. Nicht nur viele Köche, sondern auch viele Vermittler verderben den Brei.

Ein Auslandskredit ist eine vielseitige und empfindliche Transaktion. Mit dem Unterschiede zwischen kurzfristigen und langfristigen Anleihen ist erst eine Seite des Problems gewürdigt. Es gibt, je nach dem Zwecke, verschiedene Arten des Auslandskredits. Zu erwähnen wäre hier zunächst der reine Rembourskredit, welcher die Ein- und Ausfuhr von Rohstoffen bzw. von Waren finanzieren hilft. Ferner sind zu nennen Betriebskredite, der Akzeptkredit, der Rediskontkredit u. a.

Wie kommen diese Kredite und Auslandsanleihen denn nun aber ins Land? Dollars, Gulden und Franken sind keine Zahlungsmittel in Deutschland. Nun, die Firma Müller oder die Stadt Dippoldiswalde können sich den Betrag der Auslandsanleihe drüben gutschreiben lassen, dann auf die Bank ziehen und dadurch über den Anleihebetrag verfügen. Die großen Elektrizitäts-Firmen werden ausländische Kredite zur Bezahlung von Kupfer oder Gummi verwenden. Andere Leute, welche Auslandsanleihen aufgenommen haben, gehen zur Reichsbank und übertragen ihr dieses Auslandsguthaben, wofür sie ein Guthaben bei

Digitized by Google

der Reichsbank erhalten; in solchen Fällen wird die Auslandsanleihe in deutsche Banknoten umgewandelt.

Damit kommen wir zu bedeutsamen Streitpunkten in dieser ganzen Bewegung. Man darf nämlich nicht glauben, daß die Auslandsanleihen so glatt gehen. Die Auslandsanleihe hat viele Gegner in Deutschland. Manche Einwendung ist berechtigt. Namentlich die Auslandsanleihen der Kommunen haben ein lebhaftes Für und Wider hervorgerufen; erstens wegen der Schuldenmacherei überhaupt; denn man verlangt von den Gemeindeverwaltungen, daß sie sich nach der Decke strecken. Weiter verweist man auf die Rückzahlung. Diese Einwendung gilt aber allgemein. Nach den Grundsätzen einer gesunden Finanzwirtschaft soll man Schulden nur aufnehmen, wenn man sie zurückzahlen kann, und Auslandsanleihen soll man nur abschließen, wenn man auch über die Dollars, Gulden oder Franken verfügt. Namentlich die Reichsbank hat in diesen Fragen sehr bestimmte Forderungen aufgestellt. Sie will nur produktive Auslandsanleihen; sie wendet sich insbesondere gegen die Schuldenmacherei der Länder und Kommunen. Auf Veranlassung der Reichsbank ist denn auch eine Kommission eingesetzt worden, welche jede kommunale Anleihe zu prüfen hat. Das Eingreifen der Reichsbank erklärt sich daraus, daß sie über die Währung zu wachen hat; die Rückzahlung der Auslandsanleihe aber ist eine Valuta-Angelegenheit. Überhaupt sind auch Finanzkreise, welche doch an der Vermittlung interessiert sind, der Ansicht, daß Auslandsanleihen ein notwendiges Übel sind; es wäre besser, wenn wir sie nicht brauchten. Mit Schuldenmachen kann man ein Land auf die Dauer nicht hochbringen. Der wahre wirtschaftliche Fortschritt kann nur aus der eigenen Kapitalbildung kommen.

Haben denn nun aber die Auslandsanleihen, welche wir bisher aufgenommen haben, genützt? Haben Auslandsanleihen überhaupt einen Nutzen? Ein sehr gescheiter Mann, der auch im praktischen Geschäftsleben eine allererste Stellung hatte, spricht den Auslandskrediten jeden Nutzen ab. Er hob hervor, daß, trotz all den Auslandsanleihen, die wirtschaftliche Lage in Deutschland immer schlechter geworden sei. Mit den Auslandskrediten würden die Löcher zugestopft, welche durch Steuern und die ganze Unrentabilität der Betriebe in das Wirtschaftsleben gerissen würden. Es werde vielleicht so kommen, daß an Auslandskrediten hereinkomme, was durch Reparation hinausgehe. In dieser Allgemeinheit ist das scharfe Urteil dieses großen industriellen Fachmannes zu scharf. Sicher ist, daß durch die Auslandsanleihen, welche dem Ausbau der Elektrizitäts-Werke dienen, Arbeitsgelegenheit geschaffen wird. Von den Elektrizitäts-Gesellschaften greift die Beschäftigung auf viele andere Erwerbszweige über. Sehr richtig bemerkt aber ein theoretisch geschulter Bankier, daß man in früheren Zeiten in dem Augenblicke, wo die Geldsätze zu hoch gingen, aufgehört habe, zu bauen. Jetzt aber baue man kaltblütig bei 14 Proz. Zinsen weiter. Können die teuren Auslandsanleihen aus dem Betriebe verzinst und getilgt werden? Das sei die Hauptfrage. Je nun, die elektrischen Zentralen haben ein Monopol und können die Tarife erhöhen, wenn der Gewinn nicht ausreicht. Hohe Stromtarife allerdings erschweren die Konkurrenz der deutschen Industrie auf dem Weltmarkte.

Noch manche andere Frage wird angesichts der Häufung von Auslandsanleihen aufgeworfen. Mit Besorgnis fragen auch Bankleute, ob es möglich sein werde, alle diese Auslandsanleihen in der Valuta des Landes, in welcher sie aufgenommen worden sind, zurückzuzahlen. Eine andere wichtige Frage betrifft die inflationistische Wirkung der Auslandsanleihen. Die Ansichten gehen darüber, auch in Bankkreisen, sehr auseinander. Manche Leute behaupten, daß Auslandsanleihen unter allen Umständen eine Inflation bedeuten; die Auslandsanleihen seien an der herrschenden Teuerung schuld. Nun haben wir zwar gesehen, daß seit Ende Januar bis 7. Oktober 1925 der Notenumlauf von 1,9 Milliarden auf 2,61 Milliarden gestiegen ist, aber in derselben Zeit ist bei der Reichsbank der Goldbestand von 834 Millionen auf 1174 Millionen und der Bestand an deckungsfähigen Devisen von 278 Millionen auf 321 Millionen gegangen. Ende November 1925 war ein Notenumlauf von 2771 Millionen neben einem Bestande an Gold und deckungsfähigen Devisen von 1610 Millionen. Die Notendeckung war also günstig, und von Inflation kann insofern nicht die Rede sein, obwohl die Vermehrung des Notenumlaufes teilweise von den Auslandsanleihen, nämlich von der Umwandlung der Auslandsanleihen in deutsche Noten, stammt. Eine gewisse preisinflationistische Tendenz ist den Auslandsanleihen aber nicht abzusprechen; denn sie bringen eine Kredit- und Geldvermehrung. Aber jede Erweiterung des Kredits wirkt preissteigernd. Das hat man schon vor dem Kriege gesehen.

Ein Gutes haben die Auslandsanleihen bisher gehabt: sie haben zur Ausgleichung der passiven Handelsbilanz, wo die Einfuhr um einige Milliarden über die Ausfuhr hinausging, beigetragen. Mit den Auslandsanleihen hat Deutschland den Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr beglichen. Auf die Dauer geht das natürlich nicht. Deutschland muß seinen Export steigern. Aber auch dazu verhelfen die Auslandsanleihen.

Digitized by Google

# Meisterwerke aus den Anfängen der Porzellankunst

## Von Prof. Dr. Ludwig Schnorr v. Carolsfeld

Die Verluste, die Deutschland im Verlauf der letzten Jahrzehnte an privatem Kunstbesitz erlitten hat, sind außerordentlich groß. Sie könnten verschmerzt werden, wenn die neubegründeten Sammlungen einen Ersatz dafür böten. Aber diese halten weder nach Umfang noch innerem Wert einen Vergleich mit den älteren Sammlungen aus. Man braucht dabei gar nicht an die „neuen Reichen" zu denken, die während des Weltkrieges, in höherem Maße aber während der Inflationszeit wahl- und ziellos Kunstwerke als „Sachwerte" aufkauften. Es scheint vielmehr, als ob der Typus des echten Kunstsammlers mit der älteren Generation allmählich ausstirbt. Der Sammler von heute läßt sich viel zu sehr von spekulativen Gesichtspunkten leiten. Ängstlich hört er auf die den Kunstmarkt beherrschende, ständig wechselnde Parole: gestern Primitive, heute China, morgen französische Frauenbildnisse und kostbare Möbel des 18. Jahrhunderts. Er bedenkt nicht, daß das, was heute noch heiß begehrt ist, morgen schon wieder an Wertschätzung verlieren kann. Der ständige Kurswechsel aber trägt eine Unruhe in das Sammelwesen, die jeden zielbewußten und organischen Aufbau einer Sammlung unmöglich macht.

Zu den Sammlern der älteren Generation,

Krinolinfigur von Kändler, Meißen. Um 1736—1740



Digitized by Google

denen die Spekulation recht fern lag, gehört Prof. Dr. Ludwig Darmstaedter, der vor einiger Zeit in einer Aufsehen erregenden Auktion einen Teil seiner immer noch erstaunlichen Sammlung veräußert hat. Fast jede bedeutende Manufaktur des In- und Auslandes war bei der Versteigerung mit so charakteristischen Proben vertreten, daß man einen besseren Begriff vom Verlauf ihrer Entwicklung, von ihren gegenseitigen Beziehungen gewinnen konnte, als in den meisten großen Museen. Das deutsche Porzellan nahm seiner Bedeutung entsprechend den breitesten Raum ein. Es umfaßte mehr als drei Viertel der Sammlung. Ein knappes Viertel, etwa 140 Stück, entfiel auf die ausländischen Manufakturen, eine stattliche Zahl im Vergleich zu dem, was die deutschen Museen bieten.

So universell die Sammlung Darmstaedter gewesen ist, sie wies doch einige Spezialitäten auf, die ihr Besitzer mit besonderer Liebe gepflegt hat: die farbenprächtigen Fondporzellane von Sèvres und die außerhalb der deutschen Manufakturen von sogenannten Hausmalern dekorierten Porzellangeschirre.

Bei der Auswahl der Figuren hat Professor Darmstaedter stets großen Wert auf die Qualität der Bemalung gelegt. Abgesehen von den Biskuitporzellanen von Sèvres und Capo di Monte enthielt seine Sammlung fast keine unbemalten Figuren. Die farbigen Abbildungen nach Originalen der Sammlung Darmstaedter sollen zeigen, wie mannigfaltig und harmonisch die Künstler des 18. Jahrhunderts die Staffierung gestalteten. Die spiegelblanke Glasur in Verbindung mit dem Schmelzfarbendekor führte zwangläufig zu einer Stilisierung der Polychromie. Diesen Zwang zur Stilisierung empfanden die Meißener Künstler am stärksten. Sie haben sich nie zu einer bequemen naturalistischen Bemalung verstehen können. Ein treffliches Beispiel für das sichere Stilgefühl der Meißener Modelleure, die offenbar in engem Einvernehmen mit den Figurenstaffierern arbeiteten, ist die Figur einer Dame im Reifrock. Das äußere Motiv zu dieser Figur und zu

Komödienfigur von Kändler, Meißen. Um 1740

Digitized by Google

ihrem Gegenstück, einem kußhandwerfenden Kavalier im Schlafrock, hat Kändler einem Stich von Filoel nach Pater entlehnt, die Bedeutung ist freilich eine ganz andere geworden. Wir kennen kein zweites Exemplar der um 1736 entstandenen Krinolinfigur mit so stark dekorativer Bemalung, die alle Künste der Höroldtschen Palette entfaltet. Das mehrfarbige Blumenmuster im tiefschwarzen Grund des Mantels und des Rocksaumes erinnert an die kostbare Gefäßgattung aus der Werkstatt des Adriaen Pynacker und des Louwys Fictoor in Delft sowie an die seltenen schwarzgrundigen chinesischen Vasen mit Blumenmuster, die gelegentlich auch den Meißener Vasenmalern als Vorbild dienten. Der Zeit um 1740, in der Kändler seine berühmtesten Krinolingruppen und -figuren schuf, gehört die Meißener Komödiantin an, deren vollendeter Schmelzfarbendekor völlig eins mit der Form geworden ist. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts hat Meißen den starkfarbigen, das Weiß der Glasur fast durchweg deckenden Schmelzfarbendekor der ausgehenden Barockzeit mehr und mehr zugunsten einer lichteren Bemalung mit vorherrschendem Weiß der Glasur aufgegeben. Die übrigen deutschen Manufakturen folgten seinem Beispiel, doch verstanden sie es, sich von dem unmittelbaren Einfluß Meißens freizumachen und einen individuellen Figurenstil auszubilden, der jeder Manufaktur ihr charakteristisches Gepräge verleiht. Die politische Dezentralisation Deutschlands hat die individuelle Eigenart der einzelnen Porzellanfabriken stark gefördert. Es kam hinzu, daß die führenden Modelleure der großen Manufakturen, Kändler in Meißen, Melchior in Höchst, Linck in Frankenthal, Beyer in Ludwigsburg, Niedermeyer in Wien, Bustelli in Nymphenburg dauernd oder doch wenigstens auf lange Zeit ihrer Arbeitsstätte treublieben und so eine gefestigte Tradition schufen. Wie jeder deutsche Stamm am Dialekt kenntlich ist, so unterscheiden sich die Erzeugnisse der Hauptmanufakturen auf den ersten Blick.

Die kecke Blumenverkäuferin im Krinolinkostüm aus der Zeit um 1750 könnte nirgends anderswo entstanden sein als in Wien. Sie

Blumenverkäuferin, Wien. Um 1750

verkörpert ganz das herzgewinnende, frischfröhliche Wesen des österreichischen Volksstammes, das hier ursprünglicher wirkt als bei den späteren Figuren der 1760er Jahre. Der Schöpfer dieser und einer Reihe anderer Einzelfiguren und Gesellschaftsgruppen ist vermutlich der Bossierer Leopold Dannhauser gewesen, der nach dem Ausweis der Wiener Fabrikakten auch selbständige Figurenmodelle geliefert hat. Diese Vermutung gründet sich auf das eingeritzte Monogramm LD an einer weiblichen Figur, die gleichfalls der Sammlung Darmstaedter angehörte.

Der bedeutendste Porzellanplastiker der Rokokozeit, Franz Anton Bustelli, der Modellmeister der Nymphenburger Manufaktur zwischen 1755 und 1763, hat es meisterlich verstanden, der unvergleichlich schönen Nymphenburger Porzellanmasse mit ihrem transparenten Scherben und ihrer wasserhellen Glasur das äußerste an Wirkung abzugewinnen. Seine Figuren sind im Modell bis ins letzte Detail durchgearbeitet und in der Ausformung so gewissenhaft durchbossiert, daß sie der Wirkung der Farbe wohl entraten können. Häufig genug sind sie daher weiß geblieben. Die Staffierung erscheint wie eine leise Begleitmusik, die freilich mitunter den beschwingten Rhythmus der Form, die spiegelnden Flächen der Glasur und den Zug der scharfkantigen Gewandfalten verschleiert. Auch bei der schlanken Komödiantin mit der Maske wirkt der blaßfarbige Dekor nicht als notwendige Unterstützung und Ergänzung der plastischen Form wie bei den Meißener Figuren der ersten Kändlerperiode.

Komödienfigur von Bustelli. Nymphenburg. Um 1760

Die Tatsache, daß solche und andere Kostbarkeiten der Sammlung Darmstaedter durch die Versteigerung bei Lepke in Berlin in alle Winde verstreut wurden, ist gewiß beklagenswert, aber das Andenken an die Sammlung wird weiter fortleben, und die Wissenschaft wird den Namen ihres zielbewußten und geschmackvollen Begründers, der stets bereitwillig seine Schätze auch der ernsten Forschung zugänglich machte, der Nachwelt überliefern.

Als er vor 45 Jahren zu sammeln begann, war alle Welt auf Renaissance eingestellt. Er ging abseit und ward bahnbrechend für Forscher und Sammler auf dem Gebiet der europäischen Porzellane des 18. Jahrhunderts.

Digitized by Google

# Der rote Geiger

## Novelle von Mia Munier-Wroblewska

An einem fernen Sommertage schwankte durch Kiefernwald, Sand und Heidekraut ein großer Reisewagen. In dem saß zwischen andern Reisenden ein junges Mädchen, das hieß Renate, war siebzehn Jahre alt und fuhr zu einer alten Großtante in eine kleine Stadt zu Besuch. Zwei ältere Herren, die mit ihr fuhren, redeten lauter Unverständliches, das Renaten die Langeweile der meilenweiten Landfahrt nicht kürzte. Nun hatte sie die letzte rosenrote Morselle aus dem Frühstückskörbchen in den Mund gesteckt und zur Genüge die Spur mit den Blicken verfolgt, die von der herabhängenden Peitschenschnur des Postillions in den tiefen Sand gezeichnet wurde, konnte auch den summenden Bienen über dem lilaroten Erikateppich und dem Sonnenglast an den hohen, glatten Kiefernstämmen keinen Reiz mehr abgewinnen und beschloß, zur Abwechslung doch wieder auf das Gespräch der würdigen Herren hinzuhören.

Und da drangen Worte in ihre mittägliche, gelangweilte Verschlafenheit, deren Sinn sie nicht ganz verstand, die ihr aber seltsam bekannt und beziehungsvoll dünkten.

„Wertester Herr Oberinstanzrat, die kühnsten Hypothesen kommen doch dem Wesen dieser Geheimnisse nicht in die Nähe. Erst wenn wir einmal durch uns unbekannte Einflüsse aus unserem Ich herausschlüpfen, dann werden wir eins mit Personen, Geschicken und Orten, die unserm Ichbewußtsein ewig fremd bleiben!“

Die Räder mahlten im Sande, die Kiefernkronen knirschten leise, der Wassereimer unter dem Wagen klirrte gegen die Kette, und der Herr Oberinstanzrat zog seine Tabakdose mit den Streublümchen auf dem Deckel und schnupfte geräuschvoll. Die Luft lag in zitternden, heißen Wellen über dem blühenden Heidekraut und dem durchsonnten Sande. Renate schloß die Augen und versank in einem Nebel, der war lilarot wie die Erikablüten und flimmernd wie die Augustsonne.

Da war es, ein wenig außerhalb des Städtchens, das alte, etwas baufällige Haus, in dem Renate schon einmal besuchsweise mit ihren Eltern geweilt hatte und das sie seither in zärtlicher Erinnerung bewahrte. Es hieß Brigittenruh und hatte von seiner ursprünglichen Gestalt nur wenig nachbehalten, denn ein Brand und mehrfache Umbauten hatten das einstige Fürstenschlößchen in ein schlichtes Bürgerhaus verwandelt mit einem runden Seitentürmchen, einer langen, weinlaubumwucherten Veranda und einem stillen, schilfumwachsenen Teich, dessen wellenlose Fläche die rote Abendsonne spiegelte, als der Reisewagen durch das weiße Mauertor mit den Urnen voll goldgelber Kresse schwankte und vor der Veranda hielt.

Und da gestikulierte und plapperte Tante Aurora von den Stufen herab und war genau so klein, so häßlich, so lebhaft und so bunt angezogen wie früher. Und da stand schon Annette, Tante Auroras Jungfer, am Wagen, öffnete den bestaubten Schlag, der ein kreischendes Geräusch verursachte, und war genau so dürr, lang, schwarz und spitzig wie früher. Da kläffte Tante Auroras schneeweißer Spitz Jaloux mit der türkisblauen Schleife im schaumigen Haarkragen, da sangen in den Bauern an den geöffneten Fenstern die vielen Kanarienvögel, und da bewegte sich auf dem Türmchen über der gebuckelten, altersgrünen Kupferdeckung die wunderliche Wetterfahne, die noch aus herzoglichen Zeiten stammte und ein Herz mit einem schräg drin steckenden Pfeil darstellte.

Als Renate dieses sanft im Abendwinde sich bewegende Herz sah, wurde ihr gleichermaßen glücklich und weh zu Sinn. Sie sprang mit einem großen Satz aus dem Wagen, eilte die Stufen empor, umschlang Tante Auroras zwergenhaftes Körperchen in der langen, lila Samtjacke, drückte sie an ihren mit weißem Staub überpuderten Reisemantel und küßte das kleine, faltige Gesichtchen, derweil Annette dem Postillion half, den Reisekorb abzubinden, und der Herr Oberinstanzrat vor der Einfahrt ins Städtchen noch eine letzte Prise nahm und das glühende Rot des Teichspiegels zum goldflüssigen Rosa erblich.

Man hatte zu Abend gegessen: Blumenkohl mit gekochtem Schinken und eine Omelette mit Pflaumenmus, eine Omelette so zart und goldig, wie nur Tante Auroras dicke Köchin Trine zu backen verstand. Man hatte Tee getrunken aus den flachen Tassen mit dem Sternchenmuster, und nun öffnete Annette die Speisezimmerfenster, um den Speisegeruch zu vertreiben. Im entstehenden Zugwind bauschten sich die weißen Tüllgardinen. Tante Aurora schlüpfte wieselflink vor Renaten her in den kleinen Musiksalon, der des Hauses Heiligtum barg, den Flügel, auf dem Liszt gespielt hatte, als er einst im Städtchen ein Konzert gegeben. An diesen Flügel setzte sich jetzt Tante Aurora.



Digitized by Google

Sie hatte ein eigens für sie gebautes, hohes Klavierstühlchen, und alsbald strömten perlende Triller und Läufer gleich silbernen, blanken Schnüren durch die stille Abendluft, in der noch ein letzter, rosiger Sonnenuntergangsschimmer zitterte.

Renate saß auf dem niedrigen Sitz des geöffneten Fensters und atmete ganz tief. Sie kannte ihn gut, diesen Geruch, der Tante Auroras Haus füllte: Lavendel in feinen Mullsäckchen zwischen Wäsche und Kleidern in den großen Wandschränken, ein ganz feiner, trotz des vielen Lüftens nie auszurottender dumpfer Hauch, der von den gewaltigen, unterirdischen Kellern unter dem Hause herrühren mochte.

Tante Aurora schloß mit einer funkelnden Kadenz und blickte aus den etwas vorstehenden, kurzsichtigen Augen verklärt zu Liszts Bilde an der Wand empor. Der Glanz jenes größten Tages, an dem sie dem Meister hatte vorspielen dürfen und er der Demoiselle einige artige Wörtchen gesagt, ruhte nach einem ereignislosen Leben über ihrem einsamen Alter, schuf die kleinen, seelischen Verzückungen einer dämmerblassen Abendstunde nach ungelebten Tagen.

Es ward still in der Stube, und Renate hielt förmlich den Atem an, um diese Stille nicht zu stören. Da war es ihr, als zögen die Nebelfrauen unten vom Tisch her ihre weißen Schleier in die Stube hinein, als verhüllten sie Tante Aurora auf dem hohen Stühlchen, den Flügel, Liszts Bild, und Renate wußte: wenn die Schleier wieder fielen, dann würde sie das andere, das eigentliche Gesicht des alten Hauses sehen — — —

Da knarrte eine Tür sehr laut, und Annettens tiefe Stimme sagte: „Renatchen schläft ja schon im Sitzen ein, schnell ins Bett!“

Renate riß die Augen auf, die ihr wider Willen zugefallen waren. Eine seltsame Fremdheit war in allen Dingen. Annettens schwarze Gestalt stand groß in der Tür. Sie hielt eine brennende Kerze in der Hand. Die Flamme, vom Zugwind bewegt, warf unruhige Lichter an die Wand; in diesen zuckenden Lichtern stand unbeweglich der steile, dürre Schatten ihrer Figur.

„Paß auf, was du träumst, mein Süßchen,“ zwitscherte Tante Aurora und überhäufte Renaten mit Gutenachtküssen. „Iß noch von den Birnen, die Annette dir hingestellt hat, und graul' dich nicht, weil es das Zimmer der armen Brigitte ist, in dem du diesmal schläfst; es ist nur wegen der Feuchtigkeit vom Teich her, daß wir dich lieber auf der andern Seite im alten Turm schlafen lassen. Du hast ja eine Klingelschnur am Bett, brauchst sie nur zu ziehen, mein Engelchen, dann hört es Annette. Schlaf süß!“

Man ging durch mehrere Räume, Annette mit der Kerze voran, Renate folgte halb im Schlaf. Eine köstliche Müdigkeit machte ihre Glieder ganz weich. Nein, sie wollte keine Birne mehr essen. Annette half ihr die Kleider ablegen und kämmte ihr das Haar. Nun war sie im Bett, und Annette zog ihr die leichte Atlasdecke bis ans Kinn. Renate blinzelte nur noch aus schmalen Augenritzen wie ein verschlafenes Kätzchen. Annettens spitzes Kinn, der dunkle Flaum auf ihrer Oberlippe und ein Strahlenkranz um die Lichtflamme herum waren das letzte Sichtbare, das in Renatens Bewußtsein drang. Dann noch das Klappen der Tür hinter Annette.

An dieses Geräusch knüpfte sich ein ferner Geigenton. Nein, nicht fern, nur ganz gedämpft, wie mit der Sordine gespielt. Ganz nah, dicht an Renatens Ohr sang die Geige. Es war wie Hyazinthenduft, fremd, berauschend, einschläfernd, war eine veilchenblaue Tiefe voll Süße und Glut, aber irgendeine Furcht, irgendein fernes Grauen schwang mit in den gespensterdünnen, erloschenen Tönen. Jetzt wuchsen sie zum Mezzoforte, schütteten einen heißen, unverstandenen Schauer ins Blut des jungen Mädchens, sanken zurück in ein durchsichtiges Pianissimo und starben in einem Laut, der war wie das Zerspringen feinsten Kristalls.

Renate schlug die Augen auf. Morgensonne drang durch die Spalten der Holzläden, malte zitternde, goldene Ringel auf den Fußboden. Sie sprang aus dem Bett, stieß die Läden auf, sah sich in ihrer Schlafstube um: sie war sechseckig und hatte zwei Wandschränke mit rund gewölbten Türen in zwei Ecken. Das Bett stand in der fensterlosen äußeren Schmalwand, die zum Schutz gegen Feuchtigkeit und Kälte mit einem dicken alten Teppich benagelt war. An den Wänden hingen ergötzliche romantische Bilder, die sie betrachtete, bis Annette erschien.

„Ich bin keinmal aufgewacht,“ erzählte Renate vergnügt, „glatt durchgeschlafen! Und jetzt habe ich Hunger und freue mich auf eure knusprigen Brötchen und euren Lindenhonig. Und dann muß ich alles wiedersehn, den Garten und drüben die große Wiese mit dem alten Mausoleum, und Hieronymus!“

Renate saß vor dem Spiegel, Annette stand hinter ihr und steckte ihr das Haar auf.

Plötzlich rief Renate: „Ach, da fällt mir das schöne Geigenspiel ein, das ich gestern vor dem Einschlafen hörte. Wer spielt denn hier in der Nachbarschaft so schön?“

Digitized by Google

„Das haben Sie sich bloß eingebildet, Renatchen," sagte Annette abweisend, „hier wohnt kein Mensch in der Nähe, der Geige spielt, und wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, dann erzählen Sie Fräulein nichts davon, es könnte sie aufregen."

Renate saß etliche Sekunden still und stumm. Als die letzte Lockenpuffe befestigt war, sprang sie auf, ließ den rosa Frisermantel von den Schultern fallen und sagte: „Dann habe ich es eben geträumt."

Damit war das geheimnisvolle Geigenspiel erledigt.

Hieronymus war Tante Auroras alter Gärtner und Ziegenhirt. Renate fand ihn mit seinen Ziegen auf der großen Wiese. Er saß auf den verfallenen Stufen des Eingangs zu einem alten Turm und flocht aus bunten Wollfäden eine Borte. Hieronymus äußerte keine Freude über Renatens Besuch. Er war grau und undurchdringlich vom wirren, langen Haar und Bart bis hinab zu den erdfarbenen, bloßen Füßen. Wenn er im Apfelgarten zwischen den krummen, alten Stämmen gebückt umherschlich, glich er einem grauen Moosgeflecht. Renate setzte sich dreist neben ihn auf die Stufen und begann eine Unterhaltung über die Ziegen, das Wetter, die Obsternte und den Rheumatismus des Alten, aber da er nur die knappsten Antworten gab und unbekümmert am lilaroten Muster seiner Borte weiterflocht, so versiegte der Unterhaltungsstoff bald.

Renate erhob sich und versuchte, die schwere Eichentür zu öffnen.

„Verschlossen," sagte Hieronymus.

„Was ist drin?" fragte Renate.

„Gartengeräte und alter Kram."

„Aber früher war es doch ein Totenhäuschen, nicht wahr?"

„So sagt man."

„Hat der Herzog, der Brigittenruh erbaute, auch das Mausoleum hier errichten lassen?"

„Ja."

„Bitte, bitte, Hieronymus, erzählen Sie mir, was Sie davon wissen."

„Was ist da zu erzählen? Man soll die Toten ruhen lassen," tönte es aus dem grauen Haargewirr zu Renaten empor.

„Ach bitte, Hieronymus, was wissen Sie davon? Tante Aurora, die doch sonst soviel spricht, hat mir einmal gesagt, sie wisse nichts über Brigittenruh, aber ich denke mir, da ist einmal etwas sehr Interessantes geschehen, und Tante Aurora will es mir nur nicht sagen, aber ich bin jetzt siebzehn Jahre alt und darf es wissen. Wer war Brigitte?"

„Ein leichtsinniges Frauenzimmer!" grollte es von Hieronymus her.

Renate sperrte Mund und Augen auf. „Was sagen Sie? Eine Prinzessin — ein leichtsinniges Frauenzimmer?"

„Nichts von Prinzessin! Ein Mädchen aus niederm Stande."

„Aber der Herzog hat doch für sie das Schlößchen erbaut?"

Ein dumpfer Laut, Bestätigung und Verachtung.

Renate blickte über die Wiese und die dichten Fliedersträucher am Gartenzaun zum Türmchen von Brigittenruh hinüber. Im Winde schwankte leise das durchbrochene Herz. ‚Ich habe unter der Wetterfahne geschlafen,' dachte Renate unvermittelt, ‚und Tante Aurora sagte gestern, es sei das Schlafzimmer der armen Brigitte gewesen. Warum: arme Brigitte, wenn ein Herzog sie liebte und ihr ein Schlößchen baute?' „Hat die Brigitte hier als Tote gelegen?" Sie deutete auf den gelben Turm.

„Fünfzig Jahre soll ihr Sarg da gestanden haben, dann hat der neue Herzog Brigittenruh verkauft, es ist auch sehr verfallen gewesen, denn kein Mensch hat nach ihrem Tode drin wohnen wollen. Und dann ist ihr Sarg auf den städtischen Friedhof gebracht und dort beerdigt worden. Das war gut. Was tot ist, soll unter die Erde, sonst bringt es den Lebenden Unruhe und Verwirrung."

„Wieso?" Renate wagte die Frage nur ganz leise zu stellen.

Hieronymus sah von seiner Flechterei zu ihr auf. Seine Augen unter den vorstehenden, buschigen Brauen waren klein und hell wie Raubvogelaugen. „Es ist genug, wenn ich sage: es bringt Verwirrung. Und nun ist genug unnützes Zeug geredet. Vom vielen Schwatzen kommt das meiste Unglück in der Welt."

Er senkte wieder den Blick und flocht weiter. Wie ein alter, grauer Stein hockte er zwischen den Kletten und Disteln, und von einem Stein hätte Renate genau so viel weitere Auskünfte über die arme Brigitte erwarten können wie von Hieronymus.

Sie stieg auf einen Mauervorsprung und versuchte, durch die blinden Scheiben ins Innere des Turmes zu gucken. Aber Spinnennetze und Staub bildeten eine Mauer so undurchdringlich wie des Alten verwittertes Gesicht unter dem Haargestrüpp. Und Renate blickte zum zweitenmal hinüber zu dem kupfergedeckten Türmchen, das rund und sonnenbeglänzt zwischen Fliederbüschen und Obstbäumen hervorlugte. Es fiel ihr ein, daß es der einzige Rest des ursprünglichen Schlößchens Brigittenruh sein sollte.



Digitized by Google

„Dort hat sie geschlafen, als sie noch lebte, und hier schlief sie nach dem Tode.“

Die Geigenmelodie erwachte plötzlich in Renaten, aber das währte nur etliche Sekunden. Als sie den Bruchteil der Melodie summen wollte, war sie ihr schon wieder entglitten. Dies Auftauchen aus einer unterbewußten Tiefe und dies jähe Versinken hinterließen eine quälende Leere. Renate seufzte laut, strich über ihre Stirn, als wolle sie etwas wegschieben, und ging dann langsamer als sonst an Hieronymus und seinen Ziegen vorüber quer über die Wiese zurück nach Brigittenruh.

Am Nachmittag kam Besuch, und man trank Kaffee aus den bunten und goldenen Tassen. Trina hatte delikaten Mohnkuchen gebacken, und hernach gab es Apfelkompott mit Schlagsahne. Tante Aurora spielte die „Gazelle“ von Wollenhaupt, und ein Fräulein sang ein rührendes Lied, bei dem Tante Aurora weinte. Renate war zerstreut, sie hörte wohl, daß von einem Grabe, einem gebrochenen Herzen, einem Engel und dem Säuseln einer Trauerweide in dem Liede die Rede war, aber sie dachte immer wieder an die arme und rätselhafte Brigitte.

Als die Gäste weg waren, machte sie einen kleinen Vorstoß und fragte Tante Aurora, ob man etwas Genaueres über jene Brigitte wisse, aber Tante Aurora fuchtelte abweisend mit den kurzen Ärmchen durch die Luft und rief: „Ich kann solche alte Skandalgeschichten nicht leiden, wahrscheinlich ist auch kein wahres Wort an dem ganzen Gerede.“

Beim Schlafengehen faßte Renate sich ein Herz und sagte zu Annette: „Liebe Annette, Sie können es mir ganz gewiß erzählen, es wird mich gar nicht aufregen. Was ist mit Brigitte geschehen?“

„Nein, Renatchen, das kann ich Ihnen nicht sagen so am späten Abend . . .“

„Aber morgen früh bei Sonnenschein, dann werden Sie es mir erzählen?“

Annette sagte nicht ja und nicht nein, huschelte ihr Pflegekind behaglich unter die Decke, sagte Gutenacht und ging mit der Kerze davon. Renate lag in der Dunkelheit, sann und graulte sich ein bißchen. Aber als keine geheimnisvollen Geigentöne erklangen, schlief sie bald ein und verbrachte eine geruhsame Nacht.

Ihr erster Gedanke beim Erwachen war: ‚Heute wird mir Annette von der armen Brigitte erzählen,‘ aber es kam alles anders.

Vormittags mußte sie Tante Aurora ins Städtchen begleiten. Man kaufte Kongreßkanevas und bunte Seide für eine Schlummerrollenstickerei, man machte eine Visite und bezahlte einige Rechnungen. Nachmittags wurde die Handarbeit in Angriff genommen, und Renate hatte plötzlich ein bißchen Heimweh. Nach dem Kaffee ernteten alle gemeinsam einen Honigapfelbaum ab. Und da, als Renate gerade auf der Leiter stand, die höchsten Äpfel pflückte und in den Korb gleiten ließ, den Hieronymus ihr entgegenreichte, kam ein Estafettenbote durch das Mauertor mit der goldroten Kresse, und als Tante Aurora die Estafette gelesen, schrie sie laut auf und wurde ohnmächtig. Erst nachdem man sie mit Riechsalz wieder belebt, mit Zuckerwasser gestärkt und den kläffenden Jaloux beruhigt hatte, erfuhr Renate, daß sie am folgenden Morgen heimfahren müsse, da ihr Vater einen Schlaganfall erlitten hatte und sehr krank sei.

Der Rest des Abends verging ihr wie in einem schlimmen Traum. Der Papa! Was geschah nur jetzt mit ihm? Er litt, und sie konnte nicht bei ihm sein.

Und wieder kam Annette mit der Kerze und geleitete sie in die Schlafstube.

„Willst du jetzt von der armen Brigitte hören, Renatchen?“ fragte sie, während sie Renatens Haar löste. Sie wollte das arme Kind von den quälenden Gedanken ablenken, aber es gelang nicht.

„Ach, wie soll ich mich jetzt für jene Brigitte interessieren? Das ist mir alles ganz gleichgültig,“ sagte Renate und sah mit blanken, überwachen Augen ins Spiegelglas.

Annette aber begann zu erzählen in einem gar geheimnisvoll aufreizenden Ton. „Man weiß natürlich nicht mehr genau, wie sich alles zugetragen hat, und es ist überhaupt nur eine Sage, denn es ist schon mehr als zweihundert Jahre her. Der Herzog ist sehr eifersüchtig gewesen und hat immer gemeint, die Brigitte halte es hinter seinem Rücken mit anderen. Ob das nun so gewesen ist oder nicht, das kann man jetzt nicht mehr sagen, aber wenn ich mir eine Meinung erlauben darf, so wird sie ihn wohl betrogen haben, denn der Herzog war ein älterer Mann, und wenn eine schon einmal vom rechten Wege abgewichen ist, dann bleibt sie auch einem Herzog nicht treu. Jedenfalls soll sie viel geweint haben und ist nicht glücklich gewesen. Eines Tages ist der Herzog unerwartet nach Brigittenruh gekommen, und soviel ist gewiß, daß er die Schlafkammer verriegelt fand. Da ist er in einen schrecklichen Zorn geraten, und als sie dann die Tür öffnete und er niemand bei ihr fand, da hat er wohl gemeint, daß sie ihren Buhlen versteckt habe, und hat sie erstochen in seiner Wut und Eifersucht. Hernach hat es ihn freilich gereut, und er hat ihr ein kostbares Sterbekleid anfertigen lassen von

Digitized by Google

himmelblauem Samt mit weißen Perlenschnüren und goldenen Borten und hat alle Seerosen aus dem Teich geholt und den großen Saal mit Girlanden von Seerosen geschmückt. Seither wachsen keine mehr im Teich, sagen die Leute. Fünf Tage und Nächte hat sie im Saal gelegen, und in dieser Zeit ist drüben der Tempel erbaut worden. Dann ist der Sarg mit großem Gepränge hinübergetragen worden, und ein Priester hat bei der Toten alle Freitag Messe lesen müssen ein Jahr lang. In Brigittenruh aber wollte kein Mensch mehr wohnen. Die Leute sagten, es sei nicht geheuer. In den fünf Nächten nach dem Unglücksfall hat man in der Schlafkammer immer rufen und stöhnen gehört, es hat sich keiner mehr hineingetraut —" Annette brach ab und beugte sich erschreckt zu Renaten. „Nun sind Sie ganz weiß im Gesicht, Renatchen, ich hätte es doch nicht erzählen sollen."

„Ich habe gar nicht recht hingehört," sagte Renate, „ich kann an nichts anderes als an Papa denken. Ach, Annette, wie ist das furchtbar, daß ich nicht bei ihm sein kann."

Annette war beruhigt. „Sagen Sie es morgen nicht Fräulein, daß ich Ihnen nun doch die Geschichte der armen Brigitte erzählt habe."

„Nein, gewiß nicht! Ich interessiere mich gar nicht mehr dafür."

Als die Tür sich hinter Annettens schwarzer Gestalt schloß, brach Renate in Schluchzen aus. Sie hatte das Weinen stundenlang zurückgedrängt, weil Tante Auroras zappelnde Aufgeregtheit sie zum Widerspruch reizte, aber nun überließ sie sich dem vollen Schmerz. Dann lag sie lange still, nur bisweilen flog noch ein Zucken über Schultern und Gesicht. Sie spürte alle Pulse in sich hämmern, ganz schnell und rhythmisch. In ihren Ohren war ein Klingen und Sausen. Sie wollte einschlafen und bemühte sich, an nichts zu denken, aber es ging nicht. Da steht eine Nebelfrau am Fenster weiß und durchsichtig und will den Laden aufschrauben. Von draußen ruft eine Stimme, es ist Mamas Stimme, sie ruft: „Komm doch, liebe Renate, Papa fragt nach dir, komm schneller!"

Renate springt aus dem Bett und eilt ans Fenster. Die Nebelfrau verschwindet. Wie schwer der Laden aufgeht! Renate ist ganz in Schweiß gebadet und doch friert sie im dünnen Nachthemde. Endlich! Ein Mondstrahl dringt in die Stube. „Mama, wo seid ihr?" ruft Renate. „Ich komme gleich, ich muß mich nur ankleiden." Niemand antwortet, der Nachtwind schauert in den Apfelbäumen. Sie beugt sich aus dem Fenster, da weicht die Fliederhecke auseinander, sie sieht das Mausoleum, und aus den kleinen, halbrunden Fenstern strömt Lichtschein. Renate kann ganz deutlich hineinsehen: da steht ein Sarg, der ist mit weißem Samt bezogen. Aus dem Sarge wachsen rote Tulpen hervor, die Tulpen haben kleine, goldene Krönlein, und in jedem Krönlein ist ein Rubin, der leuchtet in einem wunderbaren Licht. Nein, es ist kein Rubin, es ist ein Bluttropfen. Jetzt will Renate in den Sarg hineinsehen, aber da faßt ein kaltes Grauen an ihr Herz. Nein, nein, sie will nicht wissen, was in dem Sarge liegt seit zweihundert Jahren.

Plötzlich befindet sie sich wieder in ihrem Bett und weiß, daß sie nur geträumt hat. Aber sie war doch wohl aus dem Bett gestiegen, denn das Fenster zu Füßen des Bettes ist unverriegelt; der Mond scheint herein und beleuchtet ein Stück Teppich an der Wand. Das glüht seltsam feucht, es glüht wie die Tropfen in den Tulpenkrönlein. Renate faßt nach dem mondbeschienenen Fleck und fährt mit einem Aufschrei zurück. Klebrig, feucht, warm!

Sie steht jetzt aufrecht im Bett und tastet nach den Nägeln, die den Teppich halten. Mit kleinen Litzen hängt er an den Nägeln, sie knöpft ihn ab. Starr und massig fällt er ihr entgegen. Sie schreit auf und springt aus dem Bett. An der freigelegten Wand ist ein dunkler, feuchter Fleck. Renate tritt an die Wand und will den Fleck mit einem Handtuch ausreiben, da fühlt sie ein Nachgeben in der Wand, ihre Hand fährt in eine Vertiefung, und nun verschiebt sich die Wand, gleitet lautlos zur Seite. Eine kleine, dunkle Kammer ist vor Renaten. Sie tastet zum Nachttisch, zündet ein Licht an, leuchtet in die dunkle Öffnung und taumelt zurück. Vor ihr steht ein Jüngling, fast noch ein Knabe, in einem scharlachroten Wams mit Puffenärmeln. Er hat halblange, hellbraune Locken, sein Gesicht ist blaßgelb, zart und schmal. Er hält die Lider gesenkt. Auf den farblosen Wangen ruht der Schatten der dunklen Wimpern. In seiner schlaff herabhängenden Linken hält er eine goldig leuchtende Geige, in der Rechten einen Bogen.

Aus der Kammer strömt eine große Kälte auf Renaten zu, bewegt die bläuliche Kerzenflamme, schleicht in Renatens Blut, macht es kühl und schwer, nimmt ihr den Atem. Sie kann sich nicht vom Fleck bewegen, sie steht und starrt den roten Geiger an, der in seiner Regungslosigkeit verharrt. Nur der Lichtschein läuft am roten Samt auf und nieder; funkelt im Geigenholz und läßt die bläulichen Adern an den blutleeren, schöngeformten Händen schimmern.

Digitized by Google

„Ich will es wissen, ob ich träume oder wach bin, ob dies Wirklichkeit ist oder eine Vision . . .“

Renate macht eine ungeheure Anstrengung, sie streckt die Hand aus und will die Gestalt anfassen, aber sie kann die Finger nicht auseinanderbringen. Es hält sie wie in einem Krampf. Sie will schreien, rufen: „Tante Aurora, Annette, kommt, seht!“ Die Kehle gibt keinen Laut. Sie ist außerhalb der gewohnten Begriffe, das weiß sie jetzt ganz unabweisbar. Sie sucht nach dem Spalt, durch den sie wieder zurückschlüpfen kann in ihr Ich. Sie weiß auch, daß sie nicht lange weilen kann in dieser fremden Kälte, die ihr am Mark saugt, ihre Knochen in Eisstücke verwandelt.

Der Geiger steht vor ihr unbeweglich. Sein Gesicht ist zugeschlossen, verrät nichts.

Die Kerze brennt merkwürdig schnell. Das Wachs tropft herab auf Renatens Finger, aber sie fühlt seine Hitze nicht. Nun versinkt der Docht im schmelzenden Rest, zuckt, lischt, ein Rauchwölkchen fließt in die Dunkelheit. Renate kreischt auf, etwas stürzt auf sie . . .

Zitternd lag sie im Bett. Was war über ihr? Sie stieß mit den Händen danach. Sie war besinnungslos vor Grauen, wußte nicht, wie sie aus dem Bett kam, wie durch die dunkle Stube, zur Tür, vorwärts . . .

„Hilfe, Hilfe!“

Annette hielt das zitternde Mädchen in den Armen, legte sie auf ihr Bett. Tante Aurora kam, gestikulierte und jammerte fürchterlich. Trine wurde geweckt und mußte Feuer machen, um heiße Umschläge zu schaffen. Es wurde eine wirre Nacht. Erst gegen Sonnenaufgang lag Renate in tiefem Schlaf. Um fünf Uhr mußte sie schon geweckt werden, und um sechs, als die Nebelfrauen in ihr Schilfbett schlichen und der Tau funkelnd auf dem weißen Phlox neben der armlosen Liebesgöttin hing, brachte der große Reisewagen Renaten fort. Im Morgenwinde knarrte das durchlöcherte Herz auf dem Türmchen. Tante Aurora stand auf der Veranda, winkte und weinte. Die Tränen liefen über ihr kleines Pergamentgesicht, und die Sonne leuchtete in der lila Samtjacke. An den offenen Fenstern sangen die Kanarienvögel, und Jaloux kläffte aufgeregt. Liszt schaute olympisch von der Wand, in den Vitrinen funkelten die vergoldeten Tassen.

Annette ging schattenhaft durch die morgenstillen Stuben und betrat Renatens verlassenes Zimmer. Da sah sie, daß der Teppich von der Wand gefallen war und über dem zerwühlten Bett lag. Es sah aus, als hätte jemand hier mit einem Feinde gekämpft.

Hieronymus trieb gerade seine Ziegen am Fenster vorüber. Annette beugte sich heraus und rief: „Hieronymus, wissen Sie es schon? Renatchen hat doch den Geiger gehört, von dem die alten Leute sprechen, und in der vorigen Nacht hat sie irgend etwas Schreckliches erlebt, aber sie sagt es uns nicht.“

Hieronymus sah Annetten streng an. „Es kommt viel Übel von einer Weiberzunge,“ sagte er, „ich habe ihr nichts erzählt von den alten Märchen.“

„Märchen!“ sagte Annette spitzig. „Glauben Sie wirklich, daß alles nur Märchen und Einbildungen sind?“

„Was ist das, Einbildungen?“ gab Hieronymus zurück. „Unsere Augen sind Spiegel. Was vorüberzieht, fällt in den Spiegel, dann sagen wir, daß wir es sehen.“

Er schnalzte mit der Zunge und trieb seine Ziegen weiter.

Annette machte das Zeichen des Kreuzes und hängte den roten Teppich zum Schutz gegen Feuchtigkeit und Kälte wieder an die Wand.

Ein halbes Jahrhundert später las eine alte Frau folgende Zeitungsnotiz: „In dem Städtchen X wurde ein unter dem Namen Brigittenruh bekanntes, baufälliges, altes Gebäude abgebrochen. Dabei entdeckte man im ältesten Teil des Hauses in der Außenmauer eines sechseckigen Turmzimmers eine vermauerte Nische, in der ein Skelett mit einer gut erhaltenen Geige aufrecht stand. Merkwürdigerweise hatte sich ein Stückchen roten Ärmels erhalten. Es wurden allerlei Sagen und Berichte aus alten Tagen durch diesen seltsamen Fund ans Licht gefördert. Der Bahnhof der neu projektierten Linie soll demnächst auf dem Grunde von Brigittenruh erbaut werden.“

Da ließ die alte Frau das Zeitungsblatt sinken und faltete die Hände.

„Was tot ist, soll unter die Erde, sonst bringt es den Lebenden Unruhe und Verwirrung,“ sagte sie ganz leise. „War es so? Du kannst mir längst nicht mehr antworten, Hieronymus. Tante Aurora und Annette schlafen auch schon lange auf dem alten städtischen Friedhof mit den vielen Fliederbüschen. Und auch du wirst jetzt in Frieden schlafen, roter Geiger. Keiner wird deine Geigentöne mehr hören zwischen den rollenden Zügen und hastenden Menschen. Der Weg von der Postkutsche zur Eisenbahn ist nur kurz, aber wann werden wir den Weg finden von Gespensterfurcht und Aberglauben zu tieferer Erkenntnis? Ja, wertester Herr Oberinstanzrat, die kühnsten Hypothesen kommen auch heute dem Wesen dieser Geheimnisse nicht in die Nähe.“

Digitized by Google

# Ein Kostümfest am preußischen Königshofe vor 100 Jahren

## Von Prof. Dr. M. Jumpertz

Unübertroffene Muster der sprichwörtlich gewordenen altpreußischen Einfachheit sind die Hohenzollern Friedrich Wilhelm I., Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Wilhelm I. Vieles von ihrer Art lag im Zeitgeist begründet, aber es war doch sehr wesentlich, daß sie mit ihrem königlichen Beispiel dem allgemeinen Zuge die behördliche Bestätigung und damit für viele Autoritätsgläubige den Stempel des Richtigen gaben. Hat nun diese Einfachheit bei Friedrich Wilhelm I. und auch bei Wilhelm I. vielleicht noch den Charakter des militärisch Gebotenen, so ist bei Friedrich Wilhelm III. die Einfachheit ganz aus seinem Wesen entsprungen. Er ist im Auftreten ganz der preußische Bürgerkönig, mehr den Bürger als den König betonend; und das Berlin seiner Zeit war ihm dankbar dafür. Wer die Briefe und Berichte der Zeitgenossen durchblättert, erfährt das immer wieder. Heinrich Heine z. B. schreibt in seinen Berliner Reisebriefen vom Jahre 1822: „Es ist einer der schönsten Züge im Charakter der Berliner, daß sie den König und das königliche Haus ganz unbeschreiblich lieben. Die Prinzen und Prinzessinnen sind hier ein Hauptgegenstand der Unterhaltung in den geringsten Bürgerhäusern. Ein echter Berliner wird auch nie anders sprechen, als ‚unsere' Charlotte, ‚unsere' Alexandrine, ‚unser' Prinz Karl usw. Der Berliner lebt gleichsam in die königliche Familie hinein, alle Glieder derselben kommen ihm wie gute Bekannte vor, er kennt den besonderen Charakter eines jeden und ist immer entzückt, neue schöne Seiten desselben zu bemerken."

Aber doch gab es Gelegenheiten, wo der König sich bewußt war, daß er eine der fünf Großmächte seiner Zeit repräsentiere und daß er deshalb einen Reichtum entfalten müsse, der das Können seines auf Arbeit gestellten Staates deutlich zeige. Geschmack und Geist, die man dem Preußenvolke und Berlin so gerne absprach, sollten dann ihre Triumphe feiern und der Welt zeigen, daß der Berliner Hof, wenn er wolle und es für angebracht halte, hinter keinem anderen zurückstehe. Eine solche Gelegenheit bot das Jahr 1821: mehreres traf hier zusammen, um die Feste dieses Jahres zu den bewundertsten und schönsten zu machen, die der preußische Hof in seiner 200 jährigen Geschichte veranstaltet hat. Berlin hatte soeben zu den Prachtsälen Schlüters im Schloß und zu den Festräumen Knobelsdorffs im Opernhaus den wunderbaren Konzert- und Ballsaal Schinkels im neuerbauten Schauspielhaus erhalten und damit für glänzende Feste die würdigste Umrahmung.

Dazu kam die Harmonie zwischen König und Bürgerschaft, die im Gegensatz zu Frankreich und England in Preußen bestand. Gerade damals wurde Paris durch verbrecherische Pulver-Explosionen im Königspalaste der Tuilerien erschüttert, und in London herrschte eine merkliche Spannung zwischen Hof und Parlament über die Apanage der Königin und ihren Einschluß ins allgemeine Kirchengebet. Gewiß waren auch in Preußen die eigentlich politischen Kreise nicht einverstanden mit dem Geiste, der seit den Tagen der heiligen Allianz und den Karlsbader Beschlüssen die Regierung beherrschte; aber das Bürgertum im allgemeinen war unpolitisch und gab sich lediglich den Geschäften seines Berufes hin. Darin fand es sein Glück. Dies alles drängte nach Ausdruck, als die 1817 nach Rußland vermählte älteste Tochter des Königs, Charlotte, mit ihrem Gemahl, dem Großfürsten Nikolaus, dem späteren Kaiser, zum Besuche des väterlichen Hofes für einige Wintermonate nach Berlin zurückgekehrt war. Die Freude des Vaters wurde von der ganzen königlichen Familie geteilt: zu den Glücklichsten gehörte ihr Bruder Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, der in ihr seine mitfühlende Vertraute in seinen Herzensnöten um die Prinzessin Elise von Radziwill verehrte. Und ganz Berlin nahm an der Freude teil: war doch die Prinzessin — in ihrer klassischen Schönheit, ihrem liebenswürdigen Wesen, ihrer schlichten Einfachheit eine echte Tochter ihrer unvergessenen Mutter, der Königin Luise — so populär gewesen, daß man nach ihr das erste Dampfschiff, das seit 1816 die Spree befuhr, Charlotte benannt hatte. Kein Wunder also, daß man ihretwegen Außerordentliches ersann. Feste, wie man sie 1802, noch zu Lebzeiten der Königin Luise gefeiert hatte, als Dädalus und seine Statuen in einem pantomimischen Tanz auftraten, oder, erst vor vier Jahren, als man zu einer prinzlichen Hochzeit „Die Weihe des Eros Uranios" in einem festlichen Aufzug mit Tänzen beging, mußten bei dieser Gelegenheit noch übertroffen werden. Man durfte es hoffen, weil damals Berlin künstlerische Kräfte ersten Ranges besaß, die dem Geplanten auch Gestalt und Ausdruck zu geben vermochten. Die Hofgesellschaft zählte in ihren Reihen Männer von hohem künstlerischem Geschmack, so den Kronprinzen. Schinkel war da; in der Musik galt der Ritter Spontini, der Leiter der Oper, als ein Genie. Die Assembleen aus Anlaß der Anwesenheit der Großfürstin waren sich gefolgt und hatten nur das Gefühl eines ewigen Einerlei erzeugt, das der Ver-

Digitized by Google

ehrung nicht entsprach, die man für sie empfand. Man wollte mehr. „Ihre Anwesenheit, der geliebten wiedergekehrten Prinzessin Anwesenheit, die Freude des Königs, die bewegtere, erhöhte Liebe aller fürstlichen Geschwister — sie war es, die etwas sehnsüchtig Frohes und die zärtliche Unruhe, die Fülle des Besitzes an ein Bleibendes in der Gegenwart, an bestimmte Erinnerungen anzuknüpfen, überall verbreitete ... Das dumpfe Hineinfallen in den breit getretenen Gang konventioneller Festlichkeiten machte dem zarten Bedürfnis nach allgemein empfundener Belebung Platz. Wie die Seelen sich erweitern und jene durchsichtige, hohe, stille Seele in sich aufgenommen hatten, genügte es nicht mehr, die trägen Körper lässig in dem abgeleierten Takte des Herkömmlichen hin und her zu schieben. Etwas Anderes, etwas Neues mußte dem stärker wogenden Elemente arbeitender Phantasie entsteigen." Die Frau, die diese jugendlich schwärmerischen Worte schrieb, ist die Baronin Caroline de la Motte-Fouqué, die Gattin des Dichters der Undine, eine Frau im vorgerückten Alter von fast 50 Jahren, die sich schon bewußt war, „daß das Leben vor der Kritik reiferer Jahre erblaßt", und die nur mit gemischter Empfindung ihr märkisches Landgut in diesem Winter mit dem Leben am Berliner Hofe vertauscht hatte, die aber doch durch das, was dieser Winter an Geist, Schönheit und künstlerischem Geschmack ihr bot, sich zu so überschwenglichen Ausbrüchen ihrer dichterischen Phantasie angeregt sah. Der Herzog Carl von Mecklenburg, der Bruder der verewigten Königin Luise, ein vorzüglicher Literaturkenner und selbst in Gelegenheitsdichtungen bewährt, schlug, seine schöne Nichte zu feiern, die szenische Darstellung eines Gedichtes vor, das damals das ganze gebildete Europa bezauberte; die Gefeierte selbst sollte die Hauptfigur darstellen und alle Handlungen der Dichtung sich um sie als Huldigung der Teilnehmer gruppieren. Es war Lalla Rûkh, die Dichtung des englischen Dichters Thomas Moore, die wenige Jahre vorher erschienen war. Die Begeisterung für den Zauber des Orients hatte in diesen Tagen der Romantik das ganze Abendland ergriffen, der Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken hatte sie noch genährt. Auch in Berlin war die Dichtung bekannt geworden und hatte wegen ihrer romantischen Lieblichkeit besonders bei der Jugend Begeisterung erweckt.

Abdallah, der König der Bucharei, weilt zu Besuch bei Aurengzeb, dem Herrscher von Delhi. Beide Fürsten verabreden die Vermählung ihrer Kinder Aliris und Lalla Rûkh. Lalla Rûkh verläßt den väterlichen Hof in Delhi mit großem Gefolge, um ihrem Verlobten, den sie noch nicht gesehen, in Kaschmir zu begegnen, wohin er, ebenfalls mit Gefolge, ihr entgegenzieht; in ihrer Begleitung ist ein junger Sänger, Feramor, den Aliris ihr gesandt hat mit der Aufgabe, ihr die Reise durch seine Kunst zu verkürzen. Er singt ihr Romanzen, darunter die berühmte vom Paradies und der Peri, und rührt ihr Herz so sehr, daß sie mit Bangen der Begegnung mit ihrem Verlobten entgegensieht. Im Tale der Rosen empfängt Aliris die Braut, und diese erkennt mit freudigem Entzücken in ihm den Sänger, der in der Verkleidung ihr Herz bereits gewonnen hat.

Ein solcher Inhalt, in einem Festzuge dargestellt, die Romanzen Feramors in lebenden Bildern, gab Gelegenheit, indische Pracht und den Zauber des Orients in einem Maße zu entfalten wie kein zweiter. Herzog Carl formte die Dichtung entsprechend um und schuf im Verein mit Schinkel und Spontini ein Feengebilde, welches alle, die es sahen oder gar darin mitwirkten, mit märchenhaftem Entzücken erfüllte. Schon während der Vorbereitung war die ganze Hofgesellschaft in fieberhafter Erregung. „Ein jeder trug," sagt Caroline von Fouqué, „davon die Ahnung in sich, man sagte es einander, man sahe umher, als müsse die Erde sich verflüchtigen und der Himmel seine kristallenen Räume auftun. Geschahe das nun wirklich und lieh die Poesie einem ihrer begabtesten Lieblinge den diamantenen Zauberstab, die goldene Pforte des Feengartens zu eröffnen? Ich weiß es nicht; aber sehe ich zurück auf die Magie jener Feste, auf die schimmernden Bilderreihen am Purpursaum des glühenden Morgenhimmels, reißen die Nebel unserer Wälder und leuchtet über Kaschmirs Höhen und des Ganges grünlich-blaue Wellen Lalla Rûkh in ihren Rosenschleiern — vergib es mir, wenn ich an Zauberei und Wunder glaube."

186 Personen des königlichen Hofes und des Hochadels bildeten den Festzug und stellten die lebenden Bilder, in den Hauptrollen die königlichen Prinzen und Prinzessinnen selbst, außer der Prinzessin Charlotte als Lalla Rûkh der Kronprinz und Prinz Wilhelm als Schahs, der Großfürst als Aliris. Und alle die klangvollen Namen kehren wieder, die in der Geschichte der Hohenzollern eine Rolle gespielt haben, die Solms, Lottum, Knobelsdorff, Moltke, Blücher, Voß, die Lynar, Nostitz, Bülow, Fouqué und wie sie sonst alle heißen. Ritterliche Haltung und Kraft, jugendliche Anmut und Schönheit, Farbenpracht der Gewänder, Reichtum an Geschmeide und Edelsteinen, Geschmack der Anordnung und Vollendung der Ausführung wirkten zusammen, um hinter diesem Fest alle ähnlichen weit zurückzulassen. Wir geben nun der Baronin Fouqué das Wort, die ebenso wie ihr Gatte und ihre Tochter, im Zuge mitschritt und die, selbst Dichterin, die ganze Poesie desselben uns am lebhaftesten schildern kann; bei der Klangfülle ihrer Sätze vergegenwärtigen wir uns, daß ihre Schilderung noch der empfindsamen Epoche unserer romantischen Literatur angehört. Es ist der 27. Januar 1821. „Jetzt hat es

Digitized by Google

artigen Feste die möglichste Ausdehnung lieh: allgegenwärtig konnte er nicht machen, was durch Handlung und äußere Bedingnis an Ort und Zeit gebunden ist, und nur das, was der Hof zu seinem Zirkel rechnet, fand in dem bezeichneten Gemache Einlaß. Indes nun Hoffnung und Ungeduld alle Sinne spannen, die Schranken gezogen sind, der Gang, durch den der Zug hindurch muß, frei gelassen, der Raum in der Mitte mit Polstern eingefaßt, der verhangene Rahmen im Hintergrund (für die lebenden Bilder) um ein Drittel der Saalhöhe hinaufgeschoben ist, unzählige Kerzen brennen, die königliche Kapelle den Marsch zu beginnen wartet, die berühmtesten unserer Künstler gefällig ihre Einsicht den Anordnungen der Bilder leihen — bewegt sich der reiche Hof des Moguls und des schönen Aliris, Fürsten der Bucharei, mit allem, was morgenländische Pracht und Phantasie in sinnvoller Zusammenstellung vereinen konnte, aus den entlegenen Kammern,

sieben geschlagen. Im Schlosse ist alles in Bewegung. Der Weiße Saal faßt die eingeladenen Gäste nur eben; jenseits durch alle Kammern, den Rittersaal, die Bildergallerie steht Maske an Maske so enggereiht, als es die gepreßte Brust nur irgend noch gestatten will. Den Zug, den wenigstens, hat jeder von den Tausenden (fast 3000 Geladene waren anwesend), in diesen Mauern das Recht zu sehen; auf alles andere, den Tanz und jene Magie der Bilder, werden sie Verzicht leisten müssen, denn so weit der Raum auch ist, so väterlich des Königs Huld, Neigung und Wunsch eines jeden berücksichtigend, dem groß-

Cephalus und Aurora aus dem pantomimischen Tanz: Dädalus und seine Statuen. (Karnevalsfeier im Palais des Prinzen Ferdinand von Preußen zu Berlin am 23. März 1802.) ✶ Oben: Orpheus und Euridice



Digitized by Google

wo wir uns versammelt hatten, nach den angefüllten Sälen, welche alle durch wohlverteilte Musikchöre von den vollen tönenden Marschesklängen zugleich erschallten ... In einem anziehenden Gemisch von Rührung, Freude und Bewunderung ordnete sich das Geleit der schönsten und geliebtesten Herrscherfamilien. Den Zug eröffneten Indische und Bucharische Tänzer und Tänzerinnen: die Ersteren in weißem Mull und Silber gekleidet, die Männer mit Turbanen, die Frauen mit langen zurückgeschlagenen wallenden Schleiern, einen Purpurshawl in den leicht gehobenen Händen; die Bucharen bunt; die Frauen in gestreiftem wollenen Stoff, ein vielfarbiges Bandelier über Brust und Schulter, breite abstehende Schirmmützen mit Korallen und Juwelen verziert, lange herabhängende Haarflechten und Gold- und Perlschnüre; ihre Tänzer in knapp anliegenden, langen Röcken, über den Hüften breite farbige Schärpen gegürtet, weite bauschige Beinkleider, rote Stiefel, und hohe pelzverbrämte Mütze. Ihnen folgten Edle aus Kaschmir und der Bucharei, Süd und Nord in Tracht und Haltung wie die vorhergehenden Paare. Besonders zeichneten sich die Bucharen-Männer durch Reichtum und Schmuck der Verzierungen aus." In allzu großer Ausführlichkeit schildert sie nun einzelne aus der Reihe der im Zuge mitschreitenden Prinzen und Prinzessinnen. „Pelze von großer Kostbarkeit, schwerer Goldstoff und alle Schätze, die Samarkand und Tibet den ergiebigen Bergesklüften abgewonnen, prangen hier im buntesten Gemisch in seltener Auswahl. Aliris (der Großfürst) allein, tritt schmucklos unter ihnen allen auf. Ein Sohn der Poesie, von ihrem ewigen Reiz umhaucht, schön wie das Unvergängliche, in Jugend, Anmut und Liebesglück strahlend, den Glanz des Sieges auf der Stirn, des Kriegers Blick im Auge, hoch, kühn, voll stiller Glut, scheint er dem Sonnengotte gleich, der, irdische Pracht verschmähend, der Erde seinen Glanz gefällig leiht. Er ist des Festes König, und groß, wie Könige sind, genügt ihm, sich in sich selbst zu fassen und seiner inneren Flamme starkem Licht freien Raum zu schaffen. Die Perlen und Juwelen, die er der schöpferischen Brust entwand, sie flocht die Liebe in ihren Strahlenkranz. Die Märchen sind es, die uns in Bildern widerleuchten. Und L a l l a R ü k h, wie des Himmels Huld, ein rosiges Gewölk, der Sonne erstes Funkeln verschämt verhüllend, schwebt sie, hoch auf einem Baldachin thronend, von Sklaven, die sich ihrer Fesseln rühmen, im Triumph getragen, über Fürst und Volk in sinniger Betrachtung hin. Der ernste Blick trägt die bunte Erde, die der schöne Mund kindlich anlächelt, dem Himmel näher und scheint sie nur in seinem Licht verstehen zu können. Die Krone, in deren Bogen sich Demant an Demant reihet, ist ein duftiger Reif, aus Sonnenstaub gebildet, dessen zarte Gestalt der Steine Glanz, nicht das Gewicht der Steine aufzulegen scheint, und wie aus Wolkenlicht gewoben, fließt der rötliche Schleier darunter hin. Es trifft dein Auge heller Schimmer, und das Bild, was einzig dir bleibt, ist das einer Himmelsrose, dem Garten der Erde wie der Liebe zu ewiger Obhut anvertraut."

„In gleicher Pracht und Herrlichkeit blendet Aurengzeb von seiner Höhe herunter Gefolge und Zuschauer. Ihn tragen seine Getreuen auf ihren Schultern an der staunenden Menge hin. Zweimal hält der Zug seinen Umgang; dann steigen Vater und Tochter zur Erde nieder. Sie nehmen ihren Sitz auf den ausgebreiteten Polstern, dem verhangenen Bilderrahmen gegenüber. Der verwandte Hof an ihrer

Großfürstin Alexandra Feodorowna als Lalla Rükh und Großfürst Nikolaus als Aliris, König der Bucharei im Festspiel „Lalla Rükh"

Digitized by Google

Hektor Andromache Thusnelda Arminius

Kostümbild aus der „Weihe des Eros Uranios". Festspiel vom 8. Januar 1818
Unten: Zweites Bild aus den lebenden Bildern beim Festspiel „Lalla Rûkh": Das Paradies und die Peri.
Links: Prinzessin Radziwill als die Peri. 27. Januar 1821

Seite, die Kinder zu ihren Füßen. Im selben Augenblick gehen die Marschesklänge in gefällige Tanzmusik über. Inder und Bucharen entfalten in ihren Nationaltänzen alle Eigentümlichkeiten eingeborener Grazie. Leichte Verschlingungen und jene geschmeidige Biegsamkeit des Morgenlandes geben dem Ganzen Charakter und Reiz. Das Auge ruhet noch mit Wohlgefallen auf der letzten Gruppierung, als die rührendsten Töne die Seele plötzlich wie aus irdischem Verlieren zu tiefer sehnsüchtiger Besinnung wecken. Der dunkle Vorhang rollt auf." Und nun folgt im gleichen Ton höchsten Entzückens die Beschreibung der lebenden Bilder, von denen das Paradis und die Peri und die Geschichte der Nurmahal, der verstoßenen Gemahlin Dschehangirs, besonders poetisch wirkten. Ergreifender Gesang, von den ersten Künstlerinnen der Berliner königlichen Oper glockenrein vorgetragen, begleitete und erläuterte die einzelnen Vorgänge. „Verzweifelnd sieht Nurmahal,

Digitized by Google

Gruppe aus dem Festzug „Lalla Rûkh“. Zeichnung von v. Klöber

das Licht des Harems, sich von ihrem Gatten verstoßen. Doch troststreich nahet ihr die Fee Nemuna. Es weissagen Blick und Miene nahe Hilfe, und wie die Sultanin ihr Leid geklagt, sieht man auch schon die Hand der Helferin aus Blumen, dem feuchten Mondestrahl entwachsen, eine Krone winden, sie kunstvoll der knienden Nurmahal in das Haar drücken und im Bewußtsein des Erfolges die Fee verschwinden. Ein Zauberschlaf senkt sich sofort auf der Zurückgebliebenen Auge. Sie widersteht nicht länger. Auf ihren Polstern hingestreckt entschlummert sie. Ein Genius schwebt an das Lager, ihr eine Laute legend. Als Nurmahal erwacht, das Saitenspiel erblickt, steigt Erinnerung belehrend in ihr auf. Sie wird sich bewußt, was ihr der Traum gesagt, der Augenblick gibt ihr neues Leben. Verwandelt ist ihr Blick, die Welt der Töne ist ihr aufgegangen. Ein Fest soll abends den Sultan erfreuen. Lässig streift sein müdes Auge am Tanz und freudigen Ergehen der schönsten Jugend hin. Vergebens scheint der blühende Rosengarten seine Düfte und Farben hier verschüttet zu haben, die reizenden Tänzerinnen entfalten umsonst Anmut und zierliche Bewegung. Dschehangir sieht sie nicht. Nur die Töne einer Laute, eine Stimme, klagend, süß und zärtlich wie der Hauch der Mondesnacht, die ihn umfließt, trifft sein Herz. Er horcht den Klängen, er schwimmt auf ihren Wogen, die Seele taucht verjüngt aus ihnen auf; sein Blick sagt: Nurmahal! o wärst du es, die da singt! Die verschleierte Lautenspielerin wirft hier die Hülle ab,

Lebende Bilder zum Festspiel „Lalla Rûkh“: Erstes Bild aus dem „Verschleierten Propheten von Khorasan“. Vorn: Gräfin Haack als Zelika

Digitized by Google

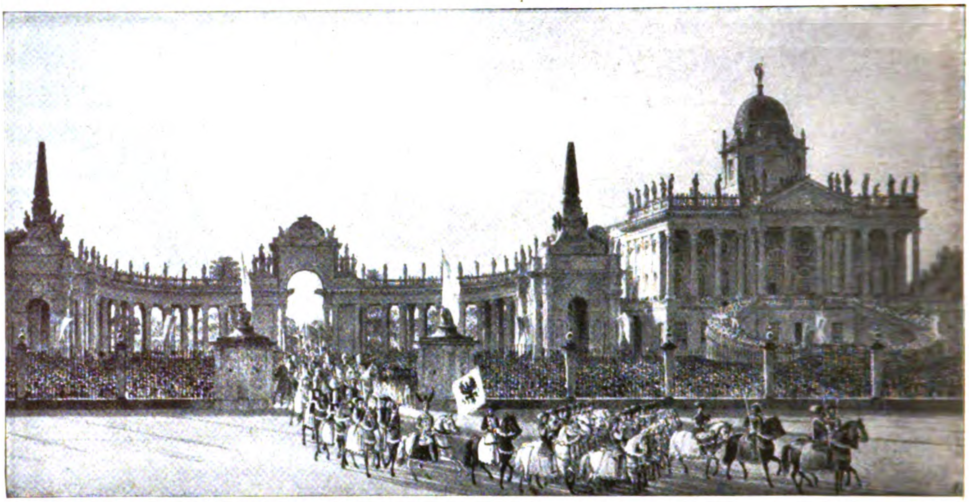
Gruppe aus dem Festzug „Lalla Rûkh". Zeichnung von v. Klöber

das Licht des Harems strahlt dem Sultan entgegen, er sinkt überwunden zu ihren Füßen. Nach diesem Augenblick kennen die Wiedervereinten nur Glück und Seligkeit. Das Fest der Rosen wird gefeiert. Kaschmirs Jünglinge und Jungfrauen, in Rosenduft und Silberglanz gehüllt, schweben tanzend aus dem Rahmen des Bildes hervor. Mehr und mehr nahen alle Gestalten der Bilder. Im Vordergrunde des eingefaßten Raumes gruppieren sie sich, die beiden herablaufenden Stiegen zum Innern des Saales hinunter. Zu dem Tanze der Rosenmädchen gesellt, bilden Indier und Bucharen die reizendsten Verschlingungen, die letzten Töne der Musik sind lauter Freudenruf. Hiernach tritt der Marsch aufs neue in seine Rechte. Der Zug bewegt sich feierlich, und Lalla Rûkh, der Mogul, Aliris und alle die herrlichen Gestalten des Feengedichtes begeben sich in ferne Kammern, zu reichem Mahl versammelt. Von diesem Abend nun nichts weiter."

Uns nüchterner Denkende mutet diese Schilderung einer bejahrten Frau von Geschmack seltsam verstiegen an. Wie sehr sie aber dem allgemeinen Empfinden und dem Zeitgeschmack entsprach, zeigt die Anerkennung, die Heinrich Heine ihr zollt, während

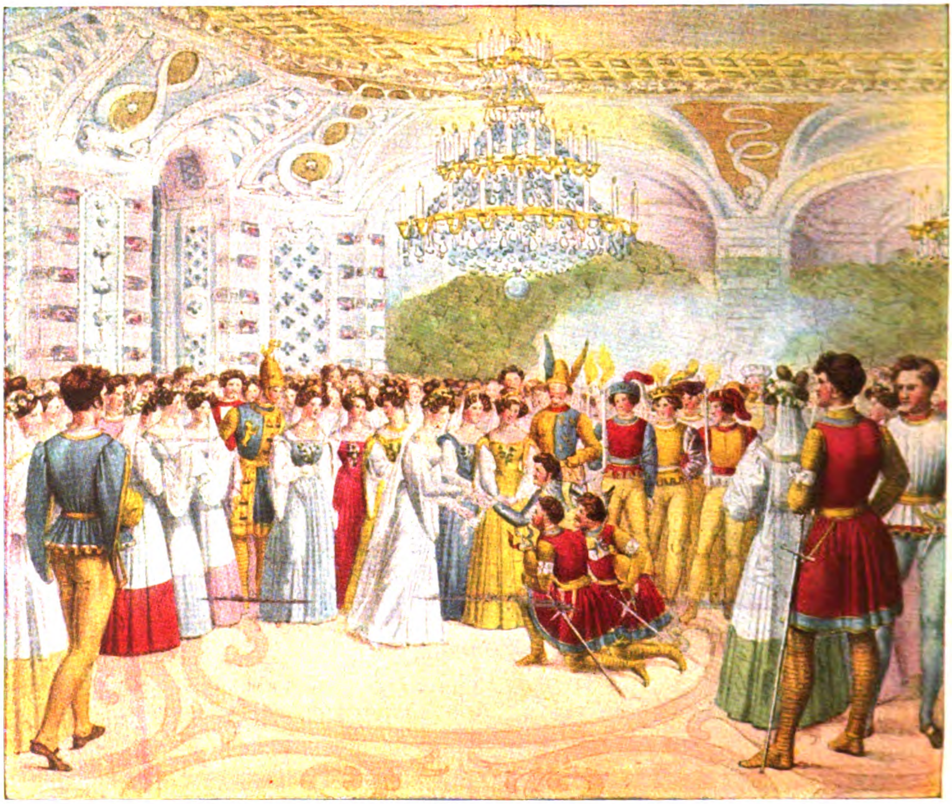
Allegorische Gestalten pflegen einen weißen Rosenstock
Aus den Lebenden Bildern zum Festspiel „Der Zauber der weißen Rose". (13. Juli 1829)

Digitized by Google



Ansicht der Commun-Gebäude in Potsdam am 13. Juli 1829 mit dem Festzuge „Der Zauber der weißen Rose“
Zeichnung von E. Gärtner

er sonst mit seinem Spott doch nicht zurückhält, und der Umstand, daß — als die Berliner Zeitung „Der Freimütige“ den Bericht abgedruckt hatte — sofort ein Sonderdruck in Broschürenform folgen mußte, um der regen Nachfrage zu genügen. Während sonst die Berliner Zeitungen von Veranstaltungen der Hofgesellschaft wenig berichteten, weil sie



Die Preisverteilung durch die Kaiserin von Rußland beim Fest „Der Zauber der weißen Rose“ in Potsdam

Digitized by Google

**Gruppe aus dem Festzug „Der Zauber der weißen Rose“. (13. Juli 1829)**
**Prinz Adalbert, vor ihm das Panier der Burggrafen von Nürnberg. Zeichnung von Joh. Heinrich Stürmer**

Digitized by Google

Prinz Albrecht von Preußen. Vor ihm das Panier von Brandenburg. (Gruppe aus dem Festzuge „Der Zauber der weißen Rose")

strenger Zensur unterlagen, haben von diesem Hoffeste auch die sonstigen Berliner Zeitungen ausführliche Berichte gebracht, so die Vossische und die Spenersche Zeitung, beide nach dem offiziellen Programm, welches Herzog Carl von Mecklenburg entworfen hatte. Noch Monate später schwelgten die Berliner in Erinnerungen daran, und als die Weihnachtszeit kam, wußte der Hofkonditor Fuchs Unter den Linden nichts Zugkräftigeres zu finden als das prächtige indische Fest, das er in Zuckerfiguren und in den Hauptstücken porträtgetreu in seiner Weihnachtsausstellung den Beschauern darbot. Unbeschreiblich war auch der Eindruck des Ganzen auf die Hauptteilnehmer. Prinzessin Charlotte, die Großfürstin, war davon so ergriffen, daß sie den Dichter der Undine aufforderte, das englische Gedicht für sie ins Deutsche zu übertragen, und den jungen Maler Hensel, die lebenden Bilder in Kupfer zu stechen. Die königliche Porzellanmanufaktur fertigte eine Prunkvase mit dem Zuge an, und endlich wurde ein großes Festalbum in künstlerischer Form und reichster Ausstattung herausgegeben, worauf die Teilnehmer subskribieren konnten. So ist uns die Erinnerung an dieses Fest erhalten geblieben. Es verdiente es. Niemals hat der Preußische Hof ein Fest gesehen, das künstlerisch höher gestanden hätte und nur das 1829 veranstaltete ritterliche Fest „Der Zauber der weißen Rose" konnte sich ihm vergleichen. Es fand zu Ehren des Geburtstages der russischen Kaiserin (13. Juli) statt — Charlotte war es inzwischen geworden — und huldigte dem Symbol, das sie sich schon in früher Jugend erwählt und das ihr den Namen „Blancheflour" eingetragen hatte.

Digitized by Google

# Unter südlichen Sonnen und Menschen

## Novellen von Heinrich Federer

# Die Buchbinderin Mala Golzi

Es ist noch alles unverwüstet — alt im Felsenstädtchen Todi. Aber an der Gassenecke, die zum Garibaldiplatz sieht und sich vor den drei trotzigen Palästen der Stadtherrschaft ringsum nicht fürchtet, gab es vor sechzig Jahren ein Buchbinderlädelchen im erdebenen Stock, das jetzt nicht mehr existiert. Im oberen Boden hielten die Serra eine Gaststube. Es war weder Hotel, noch Wirtschaft, sondern neben der großen, wandgefensterten Küche ein noch größerer düsterer Saal, in dem man durch den Schieber ein gutes hiesiges Mittag- und Nachtessen bekam. Im Notfall ward einem noch ein hartes, knisteriges Laubbett in der Mansarde eingeräumt. Doch davon wußten die Fremden nichts und von den Einheimischen außerhalb des Weichbildes nur wenige.

Im dritten Stock wohnte die Buchbinderfamilie Golzi und hatte die beste Kammer dem Oberst Pigrino eingerichtet. Der alte Soldat hatte aus den Achtundvierziger Kämpfen ein schwaches Auge heimgetragen und war nach und nach erblindet. Bei den Golzi und Serra verzehrte er seine kleine Pension, da er keine Verwandten, aber in einem entfernten Vetter der Serra, dem Canonico Massimo droben im Domherrenstift, seinen besten Freund besaß. Don Massimo holte ihn oft aus der Libreria, wie man sonderbarerweise damals das Haus der Buchbinderfamilie hieß, zu einem Spaziergang ab. Gewöhnlich schlenderten sie gemächlich über San Fortunato, wo der Priester jeweilen seufzte: „Ach, diese Fassade! Nie wird sie vollendet. Kasernen, ja! Kirchen nein! — Miserable Zeit!" — Dann geriet man gleich über die Piazza Pignatara, wo der Oberst seinerseits sich jedesmal rächte: „Und das Kloster drüben, lieber Massimo, bleibt ausgefegt, ja, ausgefegt von Dunkelmännern. Helle, saubere Zeit!" — Denn von hier schoß einem die Flanke des einstigen Konvents ins Auge. Das wußte der Blinde, sobald man auf eine bestimmte höckerige Stelle des Platzes trat.

„Soll ich davonlaufen," drohte der Domherr alsdann, „Sie dunkelster aller Dunkelmänner!" — „O wenn alle wären wie Sie!" beruhigte flink der kleine, breite Oberst und tastete sich fester an seinen Führer. „Sie dürfen sieben Klöster stiften und ich lasse mir auch noch die Locken scheren."

Dann lachten beide, denn ihre Häupter waren kahl und geschliffen wie Mühlsteine. Und trotz ihrer Gegensätze im Kirchenpolitischen konnten sie ohneeinander nicht drei Tage auskommen. Das war um die Siebzig, und damals wimmelte das Haus Golzi-Serra von Jugend.

Vierzig Jahre später lagen die Freunde längst unter dem Grabstein. Aber auch im Hause ward es merkwürdig still. Oben fast keine Gäste und nur noch zwei alte Schwestern Serra, immer in schwarzen Röcken, da ihr einziger, vergötterter Bruder Piso so seltsam gestorben war. Unten im Laden die lichte Sechzigerin Mala Golzi, über und über von feinen Runzeln durchstrichelt, aber von gesunder apfelroter Farbe, den Hals gerade und mit den prachtvollen braunen, aber etwas harten Augen unter dem halben Lid zufrieden hervorzwinkernd wie einst in den Jüngferchentagen.

Sie arbeitete am offenen Fenster. Man konnte gut hereingucken. Oft saßen Kinder rittlings übers Gesimse und bettelten farbiges Papier oder Goldschnüre. Sonst gab es im Stübchen nur noch einen Schrank, zwei Sessel, einen Liegestuhl, und am Türhaken hing eine alte, grüne Feldjägeruniform. Doch die Alte am Fenstertisch voll Kleistertöpfen, Haftschächtelchen, Kartonscheiben, Drahtnetzen und Beigen von Papier pinselte und schnitt und nähte und besorgte das klebrige Geschäft noch bis ins letzte von Hand, aber von so rascher, geschickter, peinlich solider Hand, daß selbst von Perugia aus der Präfektur, ja, vom Kardinal-Erzbischof Aufträge kamen. Ein Einband von ihr überdauert Jahrhunderte.

Doch sie war vermöglich und nahm nur noch an, was ihr behagte, etwa Heiligenleben und vom Profanen, was sich recht kurzweilig las. Denn ehe sie einband, las sie alles Material. Das Werk über die Spezialpflanzen zwischen Tiber und Naia und die Baugeschichte von San Fortunato und alles Fremdsprachige wies sie bündig ab. Dagegen bat sie den Stadtschreiber und Bücherwurm Mossa um Abenteuer und Romanzen. Sie wolle das gratis binden.

Digitized by Google

Denn Frau Mala wollte all das Interessante mittags und abends dem Manne vorlesen, der ihr zunächst im Lehnstuhl saß, mit roten Pantoffeln und einem gefleckten herrlichen Jaguarfell auf den Knien. Sein feines Greisengesicht paßte nicht in diesen schlichten Raum. Er war mager und blank und kahl wie eine dürre Birke. In seinen Beinen und Armen marterte die Gicht mit Millionen Messerchen. Er konnte zeitweise nicht zwei Schritte tun. Doch hielt er standhaft aus. Das Schönste in seinem edelgeformten, aber verdorrten Gesicht waren die zwei silbergrauen Augen, die wie große Monde auf und nieder gingen. Aber meist hielt er die Lider geschlossen, der müde Elvezio dalla Rocca.

Als ich etliche Jahre später da hineintrat, war der alte Herr nicht mehr da. Sie trug noch immer keine Brille und blinzelte noch immer köstlich unter halben Lidern hervor und lächelte aus hundert apfelroten Rünzelchen; aber der Lehnstuhl blieb leer. Indessen lag noch die getigerte Decke darauf und das rote Pantoffelpaar darunter und ein Fußpolster, gerade, als müßte Elvezio dalla Rocca im Augenblick von einem kleinen Spaziergang zurückkommen und ins Tuch schlüpfen. Ich wußte jedoch, daß er jene Reise, die kein Retourbillett kennt, bereits angetreten hatte. An der Türe hing feierlich die grüne Soldatenkleidung.

Frau Mala band immer noch Bücher ein. Das war ihr eine Lebensnotwendigkeit wie das Atmen. Aber sie tat es jetzt gemächlich und nahm nur noch kleine Sachen an, am liebsten Legenden und Gedichte und solches, was vom großen Sohne dieser Stadt, dem Mönch und Dichter Giacopone veröffentlicht wurde. Die Gaststube zu Häupten war eingegangen, und die beiden schwarzgewandeten Schwestern Serra kamen meistens nach Vesper hinunter und strickten und plauderten leise und schlürften einen Kaffee. Diese drei Siebzigerinnen sahen aus wie drei heiterstille Oktobertage.

Die hellste von ihnen, Mala Golzi, erschien mir, wenn sie so kleisterte und zusammenheftete, selbst wie ein Geschichtenbuch, mit fröhlich bunten Deckeln, aber streng geschlossenen, geheimnisvollen Seiten. Was mochten wohl da drinnen für Kapitel stehen? Denn daß ein Haus voll schallenden Lebens, mit prächtigen Jünglingen und hübschen Fräulein zu diesem greisen Rest zusammenschrumpfte, dazu bedurfte es doch wohl absonderlicher Fügungen.

Ich besaß eine lose Sammlung von Dichtungen Giacopones in deutscher Übersetzung. Damit ging ich zur Buchbinderin.

Aber Frau Mala weigerte sich, diese Blätter einzubinden. „Tedesco, no!" Sie binde ja nicht einmal mehr das schönste liebste Italienisch ein. Noch gestern habe sie Marco Visconti, man denke, so eine famose Geschichte, ohne Umschweife abgelehnt.

„Ich komme wieder und bettle wieder," sagte ich. „Es handelt sich doch um den größten Bürger von Todi, um sein Armutslied. Sollen das nur die Italiener haben? Sind wir Deutschen nicht auch Christen und möchten probieren wie Giacopone, die Lumpen des Reichtums von uns zu werfen und im stillen Glanz der Armut zum Himmel aufzuleuchten?"

Frau Mala schüttelte den Kopf. Sie verstand mich nicht. Das klang ihr zu großartig.

Öfter kam ich nun und grüßte und bettelte wieder. Und einmal warf ich die berühmten Verse hinein:

Udite nova pazzia
Che mi viene in fantasia!

Gleich zuckte es um Malas Mund und sie antwortete flüsternd:

Viemmi voglia d'esser morto
Per che io sono visso a torto.

Und ein mild klagender Blick traf den leeren Stuhl mit Decke und Pantoffeln.

Io lasso il mondan conforto
Per pigliar più dritta via

schloß ich die Strophe, mit der jener Mönch des Mittelalters seine Abkehr von der wilden Geschäftigkeit der Welt beginnt.

„Ja, wenn man nur könnte," seufzte Mala. Es tönte leicht wie ein Vogelseufzer. „Ich lese eben noch immer gar zu gern Abenteuer und Liebesgeschichten." — Ihr verschrumpftes Gesicht glänzte in rosiger Kindheit.

„So bindet mir jetzt die paar Blätter ein," bat ich. „Tut das zur Buße! Seht, da steht gerade das Gedicht ‚Udite'."

„Aber deutsch."

„Aber kein Wort anders als wie Giacopone dachte." Ich las:

O hört der neuen Torheit Sang,
Die wundersam ins Herz mir drang.
Sehnsucht des Todes mich umschwebt.
Zu Unrecht, ach, hab' ich gelebt.
Ich lass' die Welt, die ich erstrebt,
Für einen bessern gradern Gang.

„O, o!" machte die Alte und hielt sich die zarte Hand ans Ohr.

„Gefällt es Euch nicht?"

„O was für eine Musik!" spaßte sie. „Wie ... wie ... das knarrt und ...

Digitized by Google

ja ... hustet ... dieses Deutsch. Wenn Giacopone das hörte ... o!“

„So würde er sagen: bindet ihm, dem fremden Manne, der nicht schöner reden kann, bindet ihm die Blätter. Froh bin ich, wenn man meine Lieder in allen Sprachen hört. Auch in dieser rauhen da. Gott versteht es schon. Es steckt ja überall das gleiche Gebet drin.“

Langsam überprüfte Frau Mala die deutschen Buchstaben. Es wollte ihr nicht recht in den Kopf, daß in diesen Haken und Häklein der gleiche Franziskaner rede. Aber zuletzt sagte sie kurz: „Gebt her! Ich mach's!“

Und nun kam ich Tag für Tag her, sah zu, wartete, plauderte und brachte den drei Frauen etwa Blumen oder die neueste Zeitung und las ihnen daraus das Feuilleton vor: „Die Tochter des Kastellans“, mit seinen blutroten Unwahrscheinlichkeiten. Diese Tochter liebte, ward geraubt, saß gefangen, schrieb Billettchen und knüpfte Strickleitern, floh, ward nochmals gefangen, ach, man kam nicht aus der Hetze heraus. Aber das greise Kleeblatt legte, sowie ich mit dem Provinzblatt hereinkam, Kaffeelöffel und Rosenkranz und Gummipinsel weg und rief einhellig: „È scappata? ... ist sie nun wieder entschlüpft?“ Und ich mußte die Fortsetzung lesen von feuchten Mauern, Ketten, die klirren, Zeichen, die durchs Gitter flattern. O es war sehr romantisch.

Trotz diesen Opfern erlangte ich keine Silbe aus der Vergangenheit Malas. Im Städtchen freilich konnte ich Glaubliches und Unglaubliches zusammenlesen, soviel ich nur wollte. Wenn ich dann mit so einem Bündel Neuigkeiten in die Buchbinderei trat, prüfte ich alles an den drei Gesichtern, ob es stimmen könne, und wußte bald, was übertrieben, was Zutat war, strich aus und verbesserte in Einfalt und wagte dann und wann im Zweifel sogar eine Frage an Mala. Sie lächelte jedesmal wie zu einem Schläuling, aber nickte dann doch oder schüttelte den Kopf. Und zwischen diesen Ja und Nein bildete sich die folgende, kleine, schwere Geschichte.

*

Mala hatte schon als Kind den Eltern beim Buchbinden geholfen. Der Vater kramte ihr Wahres und Unwahres aus, was in den Bogen stand, und eine ungeheure Leidenschaft, eigentlich die einzige echte Leidenschaft ihres Lebens, wucherte von da in der Kleinen empor, Geschichten zu lesen, Altes, Neues, je wunderbarer je besser.

Im Hause ging es wie in einem Taubenschlag zu. Sie hatte zwei kecke, lärmende Brüder, und die Serra zählten vier Töchter und den Bruder Piso. Toll genug lärmte es unter so vielen Sohlen. Nur Mala ging sachte und wie auf Katzenpfoten so leis. Aber ihr Herz klopfte am neugierigsten von allen.

Da brach jene unvergessene Seuche ein, von den ewigen Kleinkriegen in Italien in die stillsten Orte geschleppt. Einige sagen, es sei eine versteckte Art von Blattern gewesen, andere nennen es gar die Pest. In den Jungwuchs von fünfzehn, sechzehn Jahren fiel sie mit der Wut eines Geiers und riß die Schreienden und Wehrenden in wenigen Stunden so weit weg, als die Ewigkeit mißt. Zwei Mädchen der Serra und beide Brüder Malas glühten am Morgen auf und erfroren vor Sonnenuntergang im Eis des Todes.

Kaum wuchs ein bißchen Gras auf den Gräbern, so legte sich auch der Buchbinder in den Sarg. Die Witwe Mira kränkelte seitdem, und die Einsamkeit ringsum fröstelte sie so eigentümlich an, daß sie meist das Bett hütete und man nach drei Jahren gar keine Änderung empfand, als die Mutter Golzi nicht mehr in der Kammerecke, sondern in der Friedhofecke schlief.

Längst hatte sich das Jüngferchen Mala als Hauptperson an den Kleistertopf gesetzt und versah den Beruf bald besser als Vater und Mutter ehedem zusammen.

Oft kam Piso, während seine zwei übriggebliebenen Schwestern dem alten Serra die Wirtschaft führten, in den Laden hinunter. Er war ein breiter, kurzgewachsener Bursche, mit kleinen unruhigen Augen, starken Backenknochen, einer schmutziggelben Haut, aber einem großen, langsamen Mund, der in purpurdunkler Begehrlichkeit leise fieberte, dürstete, glühte und von wunderbarem Schnitt der Lippen war. ‚Will er trinken, küssen, beißen?‘ mußte man sich bei diesem schwülen Anblick unwillkürlich fragen. Etwas Wildes und zugleich Scheues lag im Ausdruck des Jünglings.

Er saß zu Mala, um Geschichten zu hören oder zu lesen. Häufig brachte er eine Flasche Chianti mit und netzte damit unaufhörlich seine schwere Zunge. Stundenlang konnte er Mala zuhören, ohne den Blick von ihren saubern Lippen zu trennen. Auch Mala gewann ihn lieb. Am Sonntag zogen sie die Gardinen nieder, riegelten die Türen und lebten für nichts als ihre gemeinsame Neugier. Dann nötigte Piso das Mädchen, mit ihm aus der Flasche zu trinken. Sein großer voller Mund, der ihr gar wohl gefiel, wurde flinker, er spitzte die breiten Lippen zu einem melodischen Pfeifen. O wie er pfiff, wie Nachtigall und Lerche zusammen! Leise begleitete er ihr Vorlesen mit diesem flötensüßen Pfeifen, blies ihr dazu seinen starken

Digitized by Google

Knabenatem ins Gesicht und küßte sie zuletzt. So fing es an. Sie trug noch kurze Röcke und er noch keinen Flaum.

Sie redeten nun oft zwischen den fremden Ereignissen eines Romans in halb kindlicher Weise vom eigenen Heiraten. Sie solle dann die Buchbinderei aufgeben, meinte er, und hier unten eine Weinlaube eröffnen. Da widersetzte sie sich. Ohne Bücherbinden möge sie nicht leben. Dann wurde sein Mund schwer und roh. Dann zog er die große Hand von ihrer Schulter, schwieg, wurde unheimlich. Und dann kam er ihr häßlich vor.

Auch beim Lesen von herrlichen Prinzen, mit schwarzen Schnurrbärten und gespornten Stiefeln, mit Augen wie Adler, aber Händen wie Lilien und mit Schwüren, die wie rote Flammen von den Lippen flogen, ach, da dünkte ihr Piso ein häßlicher Gesell, der ganz in den Schatten fiel. Aber wenn Piso dann wieder, die Ellbogen auf den Knien, zu ihrem Buch emporlauschte, die Rosenknospe bildete, melodisch mitpfiff und sein graues zappeliges Auge still wie ein Nachtfalter auf ihrem Munde gleichsam absaß, dann war er ihr wieder der liebste und beste Knabe. Wenn er nur nicht schon Chianti wie ein Erwachsener tränke! Das macht ihn so auffässig.

Einmal bat sie ihn, auch Buchbinder zu werden. Sie könnten dann mitsammen ein tüchtiges Geschäft betreiben. Er bekäme die lustigen Sachen zum Einbinden, sie die ernsten, und wenn er zu sehr lachte, läse sie ihm ihr Trauriges vor, und wenn sie zu düster würde, müßte er ihr von seinen Späßen borgen. Und so würden sie belesen und reich und dazu noch Mann und Weib.

Er könne aber den Kleister nicht ertragen.

Sie wollte solchen beschaffen, der wie Ambra dufte.

Und er könne das Schmieren nicht ansehen.

Das sei viel reinlicher als die Sauereien der Gäste oben im Gastzimmer. Sogar der Oberst spucke ringsum den Boden voll.

Wer seine Frau werden wolle, dürfe kein gesondertes Gewerbe treiben; sie müsse neben ihm stehen und tun, was er tue.

Sie wolle niemals wirten. Nie habe jemand in ihrer Familie gewirtet.

„Nein," grollte Piso, „dann passen wir nicht zusammen, und ich suche eine andere."

„Ja, und ich bleibe hier am Buchbindertisch . . ."

Das waren noch Kindereien. Aber sie mehrten sich und wurden reifer. Als die zwei gegen die Achtzehn rückten, waren sie einander äußerlich gleichgültiger geworden, und vielleicht war es nur noch das kurzweilige Geschichtenbuch und eine warme Gewohnheit des Zusammenlebens, wenn sie noch oft abends bei einem Roman die Köpfe zusammensteckten.

Da kam die Erhebung um 1868 und weiter. Piso schlüpfte — kein Mensch hätte ihm das zugetraut — freiwillig in die grüne Feldjägeruniform. Zwei Jahre schlug er sich in allen Teilen Italiens herum, und von den zweien schien keines das andere zu entbehren.

Spät nachts vor dem Abmarsch zur Truppe suchte Piso seine Freundin noch im Laden. Er war sicher, daß sie wartete. Sie tat, als ob sie die halbe Nacht an einem pressanten Werk arbeiten müsse. Als er in der buntgrünen Uniform vor ihr stand, wurden beide verlegen, grübelten nach Worten und wußten nicht einmal, ob sie sich umarmen sollten. Daß sie einander so sonderbar fern ständen, fühlten beide gleich schmerzhaft.

„Bücher binden, immer Bücher binden?" fragte er nachlässig. Aber seine schöne Stimme war heiser.

Sie rang nach Atem und Luft.

„Sag' doch!" befahl er herrischer.

„Immer!" hauchte sie. „Ich kann nicht anders."

„Dann leb' wohl!"

Geringschätzig zuckte er die Achseln und ging mit flüchtigem Winken der Hand hinaus. Ihr schien, er sei voll von Ferne und Zukunft und vergesse sie leicht.

Aber nie war er ihr so sicher und stattlich vorgekommen wie in dieser blaugrünen Soldatenmontur mit dem flotten Käppi und dem Säbel. Alles Plumpe war verschwunden.

★

Um jene Zeit war Oberst Pigrino schon etliche Jahre im Golzihaus in Pension. Durch ihn gab es wertvolle Kunden in Malas Laden. Der Domherr Massimo ließ den ganzen Cesare Cantu und die Predigten von Segneri binden. Seinetwegen gab die bischöfliche Kanzlei einen Berg amtlicher Erlasse in schweinslederne Folianten. Aber die meisten Aufträge brachte Elvezio, der einzige Sohn des verarmten Aristokraten Paolo dalla Rocca, ein gescheites, elegantes, feingliedriges Herrchen von zweiundzwanzig Nichtstuerjahren. Er brachte alte große Ausgaben von Dante und Ariost, deren dicke Blätter von Mäusen angefressen waren, aber die von wunderlich schönen Bildern im Text wimmelten. Es war eine entsetzliche Mühe, so eine zerrüttete Divina Commedia zurechtzuflicken und ordentlich einzuheften. Fast an jedem Blatt mußte herumgedoktert werden.

Der Vater Paolo dalla Rocca war in ganz Todi verschuldet. Er zahlte auch hier nichts, sondern ließ sich nur immer neue Rechnungen stellen und sagte: „Wartet, bitte, sobald mein

Digitized by Google

Prozeß . . ." Aber niemand glaubte mehr, auch Elvezio nicht, daß dieser Prozeß wegen eines fernen amerikanischen dalla Rocca je eine Lösung fände oder auch nur einen roten Soldo ergäbe. Trotzdem sagte Paolo immer: „Geduld! Sobald der Prozeß . . ."

Elvezio genierte sich darob nicht im mindesten. Er hatte nichts anderes als Schulden erlebt und ihn bedünkte, solche Herren von Adel könnten gar nicht anders handeln. Und Mala, sonst eine so exakte Kassenführerin, dachte plötzlich auch so gewissenlos und bat sogar Elvezio, nur wacker neue Arbeit zu bringen. Sein Vater würde gewiß noch einmal jenen geheimnisvollen, in Perugia anhängigen Prozeß gewinnen. Aber das sagte sie nur so. Seine schöne, noble Gegenwart ging ihr über jede Zahlung.

Die Abenteuer im Orlando furioso kamen an die Reihe, dann Tassos Befreites Jerusalem und Alfieris Saul. Alles war ihr neu. Nun griff man zu den Promessi Sposi. Das züchtige Fräulein Mala hatte sich ganz und gar in die üppigen Szenen des Orlando vernarrt. Aber bei der Lucia Mondella atmete sie wieder erfrischt und reinlich auf. Elvezio freilich behauptete mit einem bübischen Hochmut, auch er wäre imstande, eine hübsche Geliebte zu entführen, aber ohne Helfershelfer täte er den Streich.

Als er das behauptete und sie lustig musterte, der schmale, feingesichtige Junker, mit der kühlen Nase, der scherzhaften, bleichen Lippe und den Augen wie blitzende Silbermonde, da erschauderte sie wie in einem Schüttelfrost, bückte sich tief zum Buche nieder und konnte ein Weilchen keinen Atem tun. Sie hatte zwar ähnliche, wenn auch nicht so mächtige Erschütterungen beim Lesen wilder, gefährlicher Rittergeschichten erlebt. Immerhin, von diesem Augenblick an war Piso ausgewischt, und Tag und Nacht stand der Jüngling mit der geschmeidigen Gestalt, dem kühnen Wort und den weißen Funken im Auge vor ihr.

Stundenlang blieb er in der Libreria. Nie gab er ihr die Hand, die zarte Faulenzerhand. Dazu stand er noch zu hoch. Aber je länger er erzählte und je mehr ihr Zuhorchen ihn labte, ihr Verstehen und Nicken ihn stolz machte, ihr Staunen ihn beglückte, und je heller er dieses hübsche, rotwangige, reine Gesicht unter seinem Aug' und Mund aufglänzen sah wie eine frische Flut unter der Sonne, um so heftiger zwang es ihn, wiederzukommen und sie wieder so willig und leuchtend unter ihm zu sehen. Denn er saß immer auf der Tischecke, die Füße wippend, und blickte wie ein junger Gott auf das arbeitende und lauschende Menschenkind hinunter.

O ja, da war nun einer wirklich gekommen, so glänzend wie nur je die, von denen die Romane singen. Er hauste in einem zerfallenden Herrschaftshaus, bei seinem verschuldeten Vater, freilich, freilich. Aber Schulden, Zerfall, Staub und graue Armut, einerlei, er schimmerte nur um so sonniger durch diese Verfinsterung des Lebens hindurch. Sie wußte nicht, was mit ihr geschah, blinzelte mit ihren verschleierten Augen über den Arbeitstisch zum Fenster, als versuchte sie zu fliehen, aber merkte gut, daß dieser Bursche nicht bloß ihre Stube, sondern ihre ganze kleine Welt füllte.

Und er? Wer kann herausbuchstabieren, wie das schrittweise vor sich geht, von der Neugier und Herablassung zur Aufmerksamkeit, von der Aufmerksamkeit zum wärmern Interesse, vom Interesse zur Zuneigung und von ihr, der noch so milden Lampe, zur Feuersbrunst der Liebe. Elvezio wußte nach wenigen Wochen, daß er ihr Herr, aber sie zugleich seine Herrin geworden sei.

Aber bald war Mala in diesen Gefühlen die besonnenere. Er dachte an gar nichts, als diese schöne gute Kleine einmal, wenn es sein konnte, bald zu besitzen. Um alles andere kümmerte er sich nicht. Sie jedoch gewann beim Buchbinden, wo man genau, vorsichtig und beinahe kleinlich, aber auch recht solid hantieren muß, immer wieder soviel Überlegung, um sich zu fragen, ob das etwas Haltbares sei, dieses so merkwürdig hereingeplumpste Ereignis, ob es Wurzeln habe, ob Elvezio brenne oder nur flackere . . .

Und wie es mit dem Buchbinden wäre? Ob sie das so weitertreiben dürfe? Denn in seinem verlotterten Hause nichtstuerisch sitzen, frieren, magere Kost essen und unbezahlte Rechnungen studieren, nein, das hielte ihr flinkes Wesen nicht aus. Ja, diese Schulden. Wer zahlt denn die einmal? Etwa sie mit ihrem Buchbindervermögen?

Bei solchen Fragen verflogen die romantischen Liebhabereien. Ihre angeborne Nüchternheit regte sich wieder. Lesen ist nicht Leben. Dort mag man schwärmen, hier heißt es rechnen. Sie liebte Elvezio, o kein Zweifel. Dennoch nahm sie sich oft am Ohr und fragte, ob das der richtige Mann für sie sei, nicht eher ihr Prinz aus einem Märchen, ihr Traum, ihr Biskuit?

‚Wir müssen uns einmal noch ganz gehörig aussprechen,' schloß sie.

*

Die beiden Schwestern Serra hätten Mala zu gern mit ihrem Bruder Piso verheiratet gesehen. Sie schienen kurzsichtige, beinahe einfältige Jungfern zu sein. Aber

Digitized by Google

sie hatten sehr gut erkannt, wie es um Piso stand. Vor dem dalla Rocca warnten sie sozusagen mit Händen und Füßen. Seine Besuche waren ihnen ein Greuel. Diese Familie sei am Aussterben, habe kein frisches Blut mehr, Cadaveri!

Das machte Malas Herz nicht schwer. Sie fühlte sich frisch und flink für hundert Matte. Die Aussprache mit Elvezio verschob sie von den Wochen in die Monate, obwohl ihr Rechnungssinn sehr danach dürstete. Er selbst drängte auch gar nicht zur Verlobung und tat auch nicht so stürmisch wie Piso einst, wenn er liebkoste. Es war eine gewisse wohltuende Vornehmheit in allem, was er tat. Er fühlte sich ihrer auch so sicher wie eines hübschen Vogels im Käfig.

Ringsum in den Provinzen knallte und stob es von Kampf. Gerne hätte auch Elvezio zum Degen gegriffen. Das Blut der alten Barone meldete sich leise. Doch er würde für die alten Herrschaften, nicht für die neue, protzige Einheitsregierung fechten. Sein Vater erklärte aber, das wäre nutzlos. Der Piemontese habe den Glücksstern an den Schnauzzipfeln hängen. Da wäre es schade, einen einzigen Tropfen Schweiß zu vergießen.

In der Tat folgten Vittorio Emmanueles Siege Schlag auf Schlag. Rom fiel, Neapel war sein, der letzte Widerstand zerstob im Winde.

Von Piso Serra wußte man nichts Gewisses. Es verlautete, er sei ein rühriger Offizier geworden, habe eine schwere Kopfwunde erlitten, ein paar Frechheiten von Rang verübt und sei rasch zum Hauptmann emporgestiegen, der Jüngste von allen! Aber selbst Oberst Pigrino konnte diese Berichte nicht bestätigen. Piso selbst hatte nie eine Zeile geschickt.

Dann ward es wieder lange totenstill. Die Serra verloren den Vater und ließen die Trauerbotschaft ans Regiment abgehen, in dem sie Piso wußten. Aber es kam keine Antwort. Nun forschten sie durch bekannte Militärpersonen nach dem Bruder und wurden immer ängstlicher, da niemand etwas vom Gesuchten erfahren hatte. „Es hat ihn gewiß eine Kugel getroffen,“ klagte Schwester Mira. „Nein,“ widersprach Mara, „ich glaube, ein Degenstoß hat ihn getötet.“ Und die von der Kugel und die vom Degenstoß weinten abendelang.

Interessant wurden die Dispute zwischen dem Oberst und dem Domherrn. Pigrino schenkte dem Freunde keine schwarze Botschaft.

„Bei Forli sind die Päpstlichen gewichen.“

„Aber der Erzbischof von Bologna schleuderte den Bann.“

„Jetzt geht es auf Rom.“

„Der Papst exkommunizierte den König.“

„Trotzdem gibt es ein einiges Italien.“

„Aber eine uneinige italienische Seele!“ —

Das Jüngferchen Mala mußte um diese Zeit viele militärische Flugblätter, Feldberichte und Soldatenzeitungen in Hefte binden. Zuerst hatte sie jede Zeile gelesen. Dann langweilte sie der Text, da es immer ums gleiche ging, und sie schnürte und leimte die Blätter unbesehen.

Einst, beim Zurechtlegen solcher losen Berichte vom Felde, klagte Elvezio ihr neuerdings, wie gerne er ein bißchen mitgekämpft hätte. Aber nun hätten die alten Parteien alles verspielt. Überdies meine der Vater, er, Elvezio, hielte die Strapazen nicht aus. Er verfiele der Gicht. Die dalla Rocca bekämen sie ohnehin alle schon früh. Der Vater könne oft keinen Finger bewegen.

Mala war heimlich zufrieden, daß Elvezio daheim blieb. Dennoch spürte sie etwas Abkühlendes bei seiner Erzählung von der Gicht über sich gehen. So ein sauberer, heller, feiner Jüngling, so gescheit und gelenk! Und rieselte dahinter doch jenes dünne, träge Blut, wovon die Schwestern Serra sprachen?

„Es ist wahr,“ fuhr Elvezio fort, während Mala die Bogen nach dem Datum ordnete, „ich habe keine Kraft in der Hand. Ein Gewehr könnte ich nicht lange hoch heben.“ — Er breitete seine schlanken, blaßgeäderten Hände vor ihr wie ein Spitzenwerk aus. Wirklich Nonnenhände! Mala hätte sie küssen mögen, und doch erschien ihr Elvezio im gleichen Augenblick unmännlich. Wieder ging etwas Erkältendes über sie. Wohl lag in seinen Augen eine große Macht. Aber alles andere war zu fein. Auch die langen, schmalen Füße, die er aus den Sandalenriemen lose heraushängen ließ, ach, das war doch nichts, um fest im Boden zu wurzeln. Das tanzte vielmehr. Wo war der Held?

Dennoch streichelte sie ihn von ihrer tiefen Stabelle aus über das Rist. Er saß auf der Tischecke, und seine Herrensohlen hingen fast in ihren Schoß hinunter. Dann aber kam zur Zartheit etwas Zänkisches über sie.

„Was willst du denn eigentlich tun, Elvezio, wenn wir verheiratet sind? Das möcht' ich einmal wissen.“

Er sah sie verwundert an mit seinen Silbermonden.

„Du bist doch aus der Universität weggelaufen und wolltest nicht länger die Rechte studieren. Und seitdem tatest du nichts. Und ins Militär kannst du also auch nicht. Ja, was bleibt dann?“ — Mala wurde im Sprechen immer sicherer.

Da lachte er ihr ganz köstlich ins Gesicht.

Digitized by Google

„Nein, ohne Spaß,“ drängte sie, „was willst du tun?“

„Nichts, gar nichts!“

„Aber . . .“

„Das heißt lesen werde ich, das Stammhaus hüten, meine Güter . . . die alten Urkunden vom Dachboden holen und sortieren. O es wird nie langweilig. Vielleicht schreib' ich an der Chronik der dalla Rocca im Winter.“

„Aber,“ wagte Mala, „deine Güter sind doch alle überschuldet. Das rinnt dir durch die Finger weg wie Wasser, wenn du nichts verdienst.“

„O so weit ist es noch lange nicht,“ erwiderte der Jüngling sorglos. „Mein Vater findet immer Auswege.“

„Und ich? Was ist dann mit mir?“

„Du? Was denn? Du bist doch bei mir und machst mir das Leben schön.“ Er spielte in ihrem Haar . . . „Ich diktiere dir unsere Chronik.“

„Und die Buchbinderei?“ — Sie versuchte das Haar los zu bekommen, aber er erwischte eine andere Flechte und küßte sie.

„Verkaufen wir! Siehst du, da gibt es ja schon Geld. Nein, nein, Kleine, da ist keine Not.“ — Er begann mit den Beinen elegant hin und her zu wippen.

Jetzt riß sich Mala los. Ihr war, als hätte man sie mitten auf den Kopf geschlagen. Nein, auf diese Art dachte sie sich weder die Heirat, noch die Zukunft, noch überhaupt eine richtige Liebe.

„Und ich soll aufstecken? Kein Buch mehr binden?“

„Ha ha ha, du Plebejerin!“ Er lachte, daß seine blassen Lippen safteten.

„Im Ernst, Elvezio!“

„Wo denkst du hin, Kind!“ widersprach er nun vernünftiger. „Das würde mein Vater nicht zugeben. Ich muß froh sein . . .“ Er zauderte.

„Was mußt du froh sein?“ zwängte sie rasch.“

„Daß . . . daß er mich nach meinem Herzen heiraten läßt. Er versteht das nicht. Auch ich verstand es früher nicht, daß . . .“ Wieder zögerte er.

„Rede, rede!“

„Daß ein dalla Rocca eine Bürgerliche ehelicht!“

Sie wollte aufspringen. Er drückte sie nieder. „Seit ich dich kenne, bist du mir zehnmal mehr als die ganze Nobiltà von Perugia. Da! da! Liebe.“ Er wollte ihre Stirne küssen. Sein Gesicht glänzte von Zufriedenheit. Aber sie wich zurück und starrte ihn offenen Mundes an.

„Aber Elvezio!“ flehte sie fassungslos.

„Ach, jetzt mach' dir doch keine Sorgen. Es kommt schon alles von selbst gut.“

Nein, niemals wird sie diesen Laden aufgeben, so wenig als sie eine Weinlaube daraus machen würde. In diesem braun getäfelten Stübchen zu ebener Erde steckt das Glück der Golzi durch viele zufriedene Buchbindergeschlechter, steckt auch ihr eigenes Kindes- und Jugendglück. Nötig genug wird sie übrigens für so einen nobeln Tunichtgut kleistern und helfen müssen. Nein, immer wird sie Bücher binden, selbst wenn sie Königin würde und auf einem Thron sitzen müßte, würde sie Pappendeckel und Gummi mitnehmen.

Doch für heute will sie nicht weiterstreiten. Sie legt Bogen auf Bogen, notiert: fünf, sechs, sieben, lächelt wie um Verzeihung zum herrlichen Prinzen empor, der so einen Zauber über sie ausübt, und sagt beschwichtigend: „Ja, reden wir später dav . . .“

In diesem Augenblick will ihr der Puls stocken. „Piso Serra“ sieht sie auf der ersten Seite eines Bogens dick gedruckt aus dem Text springen. Sie fuhr sich ins Haar, ob sie denn träume. Nein, da stand es noch immer schwarz auf weiß und erlosch nicht. Und sofort sah sie die blaugrüne Uniform der Feldjäger, den Säbel, das Käppi schief und hörte seinen stolzen Schritt zum Laden hinaus. Wieder sah sie schmerzlich zur Schwelle. Totes erwachte unglaublich frisch.

„Was hast du?“ fragte Elvezio und hob mit zwei Fingern ihr Kinn empor. „Was steht da?“

„Etwas von Piso,“ stotterte sie scheu, „von Piso, dem Kameraden dieses Hauses . . .“

„Ah, der mit der Negerlefze, der?“ scherzte Elvezio von oben herab.

„Gar nicht mit der Negerlippe, pfui, wie du redest! Er hat einen schönen Mund und pfiff . . . o wie er pfeifen konnte! Wie ein Engel.“

„Pfeifen denn die Engel?“ spottete Elvezio. „Ich glaubte, sie sängen bloß.“

„Ach, du wenigstens kannst nicht so pfeifen.“

„Nein,“ gestand Elvezio, „ich bekomme zu wenig Luft in die Kehle. Der Atem ist zu kurz.“

„O Piso hatte Luft, daß einem vor Wind das Haar aufwirbelte.“

Sie erschrak, sowie ihr das entschlüpft war. Aber Elvezio kannte keinen Argwohn. — „Das hätte ich hören mögen. Er muß uns zur Hochzeit pfeifen,“ scherzte er.

Sie schwieg. Ihre Lippen zitterten.

„Nun, so lies, was da von ihm steht!“

„Lies du!“

„Ich bin zu faul, ich höre lieber zu.“ —

Digitized by Google

Er reichte ihr das Blatt. „Da!“ Seine Stimme näselte, wenn er anfing zu befehlen. Auch das fiel ihr jetzt auf und dünkte sie unangenehm.

Die Buchstaben hüpften ihr wie Heuschrecken auf einer Wiese hin und her. Nicht Elvezios Befehl, die Neugier trieb sie zu lesen:

„Piso Serra, der Ulisse von Todi!

Im Geplänkel, das am 13. Mai auf der Straße nach Sulmona zwischen den Unsrigen und den Sizilischen stattfand und mehr einer Spielerei als einem Gefecht glich, ließen sich zehn Mann von der fünften etruskischen Jägerkompanie trotz der Warnung des jungen Leutnants Serra in einen Verhau locken, wurden umstellt und mußten, um nicht wie zusammengetriebenes Wild niedergeknallt zu werden, in den dortigen Steinbruch kriechen.“

Piso Serra schlich nun nachts voll Staub und Sand, in elenden Steinhauerhosen, mit Axt und Stemmeisen, als ob er aus dem Loch hervorkäme, zu den Feinden oben am Ranft und erzählte, er habe da drinnen geschlafen. Da hätten die Teufelskerle ihn überrumpelt, niedergehauen und seine Zehrung aufgefressen.

Mala mußte vor Aufregung innehalten.

„Weiter,“ gebot der feine Herr über ihr.

Als er erwacht sei, habe er die Burschen durch die Gänge stolpern hören. Er aber sei durch den richtigen Stollen, der beim Spiellobach münde, leise entflohen. Nach kurzem würden die Soldaten wohl auch diesen Weg finden.

Er zeigte eine grausige Wunde überm linken Ohr. Das Haar war da ein gutes Stück ausgerissen und die Kopfhaut in Fetzen.

Wieder mußte Mala absetzen.

„Gott, wie übel du liesest,“ schimpfte Elvezio. „Gib doch auf die Worte acht!“

„Er konnte nur noch sagen: ‚Wasser! . . . lauft rechts über den Pigonhügel . . . Spiellobach . . . aber zwei da . . . bleiben . . . still! . . .‘ und fiel in Ohnmacht.“

Immer trauriger las Mala. Jetzt ließ sie die Hand sinken. Tränen tropften aufs Papier.

„Wie wunderlich du tust! Schau' mich an!“ herrschte Elvezio zur Leserin und strahlte sein himmlisches Silber über sie aus und lachte voll gesunder Neugier ins Papier. „Acht wohl, Kleine, das ist eine Finte deines Piso. Der famose Kerl! Pfeifen muß er uns zur Hochzeit. Hip, hip!“

„Zuerst dachten die Sizilianer an einen Schwindler. Aber die Ohnmacht war echt. Alle bis auf drei Mann sprangen über den Hügel. Diese hier wuschen dem Elenden die Wunde und flößten ihm Schnaps ein. Da kam er zu sich und klapperte vor Fieberfrost mit den Zähnen, aber sagte: ‚Nicht so ein weißer Verband, da sähe man uns. Gebt mir eine schwarze Binde, so. Nun schnell zum Eingang. Blockieren wir ihn, daß die Blaugrünen nicht im Haufen herausfliehen können. Wir drei wären zu schwach.‘“

Jetzt las das Jüngferchen leichter und froher.

„Gesagt, getan. Sie lösten Gurt und Säbel, packten Steine und wälzten sie gegen das Loch. Aber in diesem Moment sahen sie vier Pistolen aus der Höhle auf sie gerichtet. Hände hoch! Aufs Knie! Die zehn springen heraus, binden die Gegner mit ihren eigenen Gürteln und reiten mit ihnen flugs zur Truppe. Aber Piso behandelt die zwei Gefangenen sehr nobel, füttert und tränkt sie unterwegs wie Säuglinge und verspricht ihnen rasche Auswechslung. Aber an die Steinwand hat er noch den Spruch geschmiert: Evvivano le marmotte che ingannano le volpi*). Man mußte lachen durch die ganze Provinz. Denn der Führer der feindlichen Reitertruppe hieß Andrea Volpi.“

Eher gesungen als gelesen flossen diese Zeilen über Malas Lippen. Sie jubelte geradezu, während Elvezio sich vor Lachen schüttete und ein übers andere Mal rief: „Der Tausendsassa!“

Da hob Mala den Finger sorglich und endigte gedämpft:

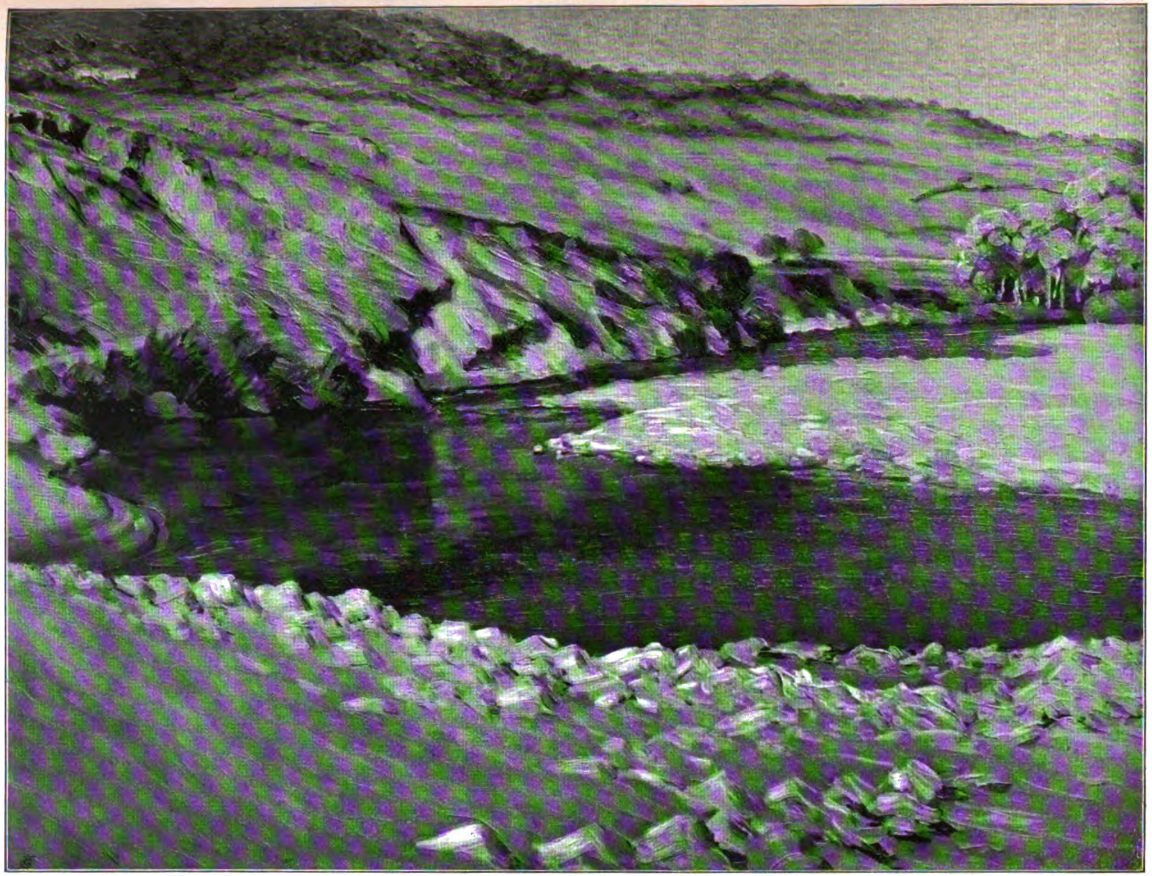
„Aber die Wunde, die sich der Held beigebracht hatte, um das Stück recht glaubhaft zu spielen, war ernster Natur. Piso Golri schwebte wochenlang zwischen Leben und Tod. Jetzt ist er genesen, bekam den Hauptmannsstreifen und wird von der Kompanie vergöttert. Sie nennen ihn den Ulisse von Todi. Ja, Italien, du geeintes Vaterland, du hast deine Hektor, Achilles und Ulisse wie nur je das tapfere Hellas!“ . . .

Mala schwieg und versank im Lob des Kameraden wie in einem tiefen, wohligen Meer. Aber Elvezio musterte unwillig seine dünnen Handgelenke und zierlichen Füße. Ein leiser Verdruß umspülte ihn, daß er nicht wie ein Leu oder doch wie ein solches Murmeltier an derlei Abenteuern mitregieren konnte. Aber er dachte auch an den Schmutz und Staub jener Löcher und an das kahle Stück Schädel Pisos und gewann rasch das Gleichgewicht zurück.

„Das muß ich sogleich den Schwestern oben vorlesen,“ schrie Mala plötzlich und schnellte

---

*) Ein Lebehoch den Murmeltieren, welche die Füchse überlisten!



Sonnige Ufer. Gemälde von Robert Hoffmann

Digitized by Google

vom Sessel auf. „Komm mit!“ Und ohne zu warten hüpfte sie die Stiegen empor. Großmütig, als schenke er unverdient viel Ehre, folgte Elvezio langsam in die Wirtsstube und stieß mit den drei Jungfern sein Glas Spoletaner auf den neuen Ulisse an. Aber er fand die Geschichte zum zweitenmal schon etwas langweilig und begriff nicht, wie Mala sie nochmals so begeistert vorlesen konnte. Schließlich war es doch nur ein Gastwirtsbub mit dunkler Negerlesz . . . Negerlippe.

★

Von da an schwankte die Buchbinderstochter zwischen zwei peinlichsüßen Gefühlen. Sie liebte Elvezio mit der vollen Freude des Besitzes; und doch quälte sie ein wehmütiges Heimweh nach Piso Serra. Das ganze Städtchen hörte sie von ihm reden. Man wünschte ihn heim, um ihm ein Fest zu bereiten. Die Schwestern Serra schwebten in einem Gewölke von Rührung und Stolz, und wenn sie den Gästen das Glas einschenkten, überlief es jedesmal.

„O wir sind blind vor Freude,“ entschuldigten sie. „Unser Piso, so einer, denkt doch!“

Dann verkroch sich Mala vor aller Anfechtung wieder in ihre altgewohnte Buchbinderei, las vergilbte Blätter, die sie zusammenheften sollte, nistete stundenlang in den Turmgelassen, Palästen und Kohlmeilern jener biedern Erzählungen und vergaß dabei sogar ein Weilchen, daß es daneben einen Piso und Elvezio gab. ‚Liebst du denn eigentlich niemand?‘ warnte sie dann das Gewissen. ‚Liebst du wohl nur das Erdichtete?‘

Eines Tages brachte Elvezio eine prachtvoll illustrierte, aber leider gründlich verlumpte Ausgabe der Odyssee. Er las daraus ganz Herrliches, während das Golzifräulein im Papier herumschneiderte, aber immer wieder innehielt, um dem Leser ins Gesicht zu schauen. Dann klang das schöne Lied noch schöner. Was für Männer gab es da, helle, starke, geschmeidige, einer den andern überstrahlend! Natürlich, Elvezio war Achilles, so schlank, fein, schnell, mit so unerbittlichen Augen und die Lippe so unberührbar stolz, schier etwas Göttliches. Ohne es zu merken, streichelte sie die auf ihren Schemel niederhangenden, behenden, zarten Füße des Jünglings. O wie sie ihn gerade jetzt verehrte! Und wieviel sie in ihn hineindichtete!

Aber dann gab es da einen Odysseus oder Ulisse. Kein Zweifel, das war Piso, der schlaue Bursche mit den fleckigen Katzenaugen, dem gelben Gesicht, aber dem großen vollen Mund, der so scheu schwieg und so süß pfiff. Aber Achill ist viel prächtiger.

Eine merkwürdige, abenteuerliche Sucht faßte sie, ihn auch wirklich als Achill im Leben, nicht nur im Lesen zu erschauen. Er sollte einen Helm aufsetzen, eine schimmernde Uniform umtun, einen Degen schwingen, in hohen Reiterstiefeln über die Böden knarren oder auf einem glühen Rappen durchs Feld stürmen . . . Achill, Achill!

Und sie begann ihm davon vorzureden, ihm solches auszumalen, beinahe mit nassen Augen ihn darum zu bitten. Doch er schüttelte den Kopf, nahm sie zornig an beiden Backen und biß ihr in die Lippe. Ob sie seiner schon überdrüssig sei, ihn forthaben, in eine Flintenkugel jagen wolle? Nichts da! Jetzt habe er sie mit den Zähnen gezeichnet. Da lasse ein dalla Rocca nicht mehr von der Beute. „Schau' meine Hände, wie dünn, wie bleich meine Fingernägel, wie wenig Blut ist in meiner Lippe! Da kann ich nicht noch Blut verspritzen. 's ist doch auch kein homerisches Ringen. Nein, Blut saugen muß ich von dir, Schätzchen. Blutsauger hieß man uns doch vor alters. Ich habe Durst, Kleine. Bald muß die Hochzeit sein, bald!“

Er mußte über die eigenen Worte lachen. Gerne überhob er sich in grausamen Gebieterworten. Aber dann spottete er sich selbst mit einem freundlichen Lachen aus. Denn er besaß keine Härte, keine Bosheit, nichts Gewalttätiges. Er war ein innerlich zäher, ruhiger Charakter, nach außen ein selbstliebender, froher Faulpelz, der auch allen andern wohlwollte, die ihm mit Respekt und Gefälligkeit begegneten.

„Sag', was du willst, Elvezio,“ schwärmte das Ladenfräulein, „aber du solltest wirklich ein paar Monate in den Krieg.“

„Nie mehr will ich das hören,“ befahl er jetzt drohend. „Soll ich mir etwa auch die Kopfhaut abreißen?“ — Er strich das Haar, das wie blaßbraune Seide glänzte, über die zierlich geschneckelten Ohren hinunter. Aber in diesem Moment sah Mala den Piso im schwarzen Verband, das Haar struppig, die Hosen verschmiert, die Katzenaugen siegreich leuchtend und aus der dunkeln Lippe das süßeste, duftigste Triumphlied pfeifend. Mit einer wahren Andacht dachte sie an ihn, und Elvezios Glanz verblaßte ein wenig. Er war doch nicht Achill, nein. Eher der hübsche Paris. Der war auch etwas frech und ein vornehmer Aristokrat und schöner als alle andern, so daß die Mädchen ihn wie die Mücken einer Nachtlaterne umschwirrten. Ja, das war der Helenaräuber. Sie hatte er geraubt. Wie eigentlich? Im offenen Kampf? Mit Sturm? Im Duell mit Piso? Warum nicht gar! In den Sandalen und Seidenstrümpfen, mit Visiten, Geschichtlein und



Digitized by Google

hundert Zierlichkeiten gewann er sie. Nun, auch so einem Paris konnte man sich ergeben. Freilich, jener Ulisse in der Ferne war eine großartigere Gestalt, sie wuchs unheimlich und warf einen erstaunlichen Schatten bis in den Buchbinderladen. Der guten Mala bangte vor ihm.

★

Es kam nun schließlich doch zur Verlobung, und etliche Wochen später, an einem Sonnabend, da alle Glocken Todis das geeinte Italien vom Felsen hinunter läuteten, forderte Elvezio die rasche Heirat. Sei es, daß Mala zu viel von Piso sprach, sei es, daß Elvezio von dessen Heimkehr Hindernisse befürchtete, einerlei, er bekam plötzlich eine fieberhafte Eile zum Trauring und Altar. Aber nochmals schob Mala die Sache auf.

An einem sonnigen Spätnachmittag stieg Elvezio mit mißfärbigem Gesicht, arg verschwollenen Augen, aber leichtfüßiger als je vom wurmstichigen Palast zum Laden hinunter. Er war bis Mittag im Bett gelegen, um den Wein auszuschlafen, mit dem Vater und Sohn in der Bibliothek einen unerwarteten Glücksfall bis tief in den Morgen gesegnet hatten. Elvezio war das Bechern und Verjubeln der Nacht nicht gewohnt, darum sah er so zerfallen aus.

Die Sache aber war, daß der Prozeß wegen des amerikanischen dalla Rocca sich zugunsten der Linie in Todi entschieden hatte.

Vor etwa dreißig Jahren hatte die Familie einen jungen unverbesserlichen und unerträglichen Sprossen mit dreihundert Goldstücken nach Amerika spediert. Dort hatte die derbe Faust des neuen Weltteils den lockern Gino gehörig durch Not und Schweiß geschüttelt und zu einem Hauptkerl von Arbeit und Erfolg erzogen. Er wollte die blutarme Sippe in Europa vergessen, nur hätte er gerne eine Landsmännin geheiratet, um wenigstens ein bißchen Vaterland in der Pflanzung auf Florida zu erhalten. Aber im Drang der Geschäfte kam er nie dazu. Auch war sein Herz von den frühern Irrungen ziemlich ausgebrannt. Als er nun endlich als hoher Vierziger sich zu einer schnellen, sozusagen geschäftsmäßigen Brautreise nach Italien einschiffte, starb er auf dem verseuchten Dampfer an den Blattern. Paolo Rocca und ein Eugenio von Perugia kamen als sehr ferne Vettern, aber doch als die nächsten Erben in Betracht. Nach und nach ergab sich die Lage jenes Eugenio, eines vermöglichen, ältern Bankiers, als die aussichtsreichere. Einzig weigerte sich jener eingefleischte Umbrier, nach Amerika zu fahren, was laut Testament vom allfälligen Erben bedingungslos verlangt wurde. Er müsse sich persönlich verpflichten, so viele Jahre die Pflanzung selbst zu verwalten, wie der Erblasser es getan. Das wären beinahe dreißig Jahre. Er müsse auch aus dem schlaffen Italiener ein frischer Amerikaner werden. Aber es ging um Millionen.

Nun besaß jener Eugenio einen sechzehnjährigen Sohn. Sowie er mündig würde, übernähme der Junge den überseeischen Besitz. Dieses Verdrehen und Verschleppen des Streites focht Paolo als gesetzwidrig an. Neues Hin und Her. Da half der Löser aller Prozesse, der Tod. Jener Knabe focht in der Romagna wie viele Halbwüchsige mit und verschwand plötzlich. Sicher war er irgendwo gefallen und unerkannt verschüttet. Aber ein Totenzettel lag nicht vor, und der Bankier erstrebte immer neue Fristen für den Fall, daß sein Sohn doch noch lebte, heimkehrte und das Erbe fassen könnte.

Gestern, spät am Abend, kam nun die behördliche Einladung an Paolo dalla Rocca, daß die Güter in Florida ihm zugesprochen würden, wenn er nur in zwei Wochen die Klausel unterschreibe. Man merkte es dem Texte an, wie sehnsüchtig der Fiskus beide Arme nach einem Nein ausstreckte. Denn dann fiel alles in seinen Sack.

Paolo und Elvezio hatten längst nicht mehr an diese goldene Möglichkeit gedacht. Zuerst sahen sie nur die Millionen. Rob, der steife, an Hunger und Faulheit gewöhnte Hausdiener, mußte Champagner holen, und die zwei dalla Rocca tranken sich ins Morgenrot eines neuen, reichen Lebens hinein.

Freilich, die Klausel! Elvezio reiste gerne zum Zeitvertreib und Goldholen übers Meer. Aber dreißig Jahre dort auf einer stadtfernen, fremden, wilden Plantage zu wohnen, ging auch ihm schwierig genug ein. Indessen — eine solche Gelegenheit, aus dem Armuts- und Schuldensumpf zu Macht zu gelangen, gab es nicht mehr. Zum erstenmal im Leben hörte Elvezio den Vater sagen: „Ich bin ein Bettler. Willst du auch einer sein?"

So beschlossen sie, man müsse mit allen zehn Fingern zugreifen. Es gab doch auch viel Tröstliches. Elvezio würde fleißig Geld schicken, dann und wann monatelang mit Negerdienern und Pferden auf Besuch kommen und — das Liebste von allem — er nähme gleich die Mala Golzi als Gattin mit. Dieser Gedanke entzückte ihn. So führen sie Arm in Arm übers grüne Riesenwasser und hätten gleich im wildfremden Florida ein warmes Nestchen.

Fröhlich hüpfte der Junker an San Fortunato vorbei und trällerte dazu die alte

Volksweise: „Se venisse il frate e disse: non sposar*)! . . .“ Er hörte den Freudenschrei Malas voraus und sah, wie sie die Arme reisefroh zum Fenster hinausstreckte.

Da und dort hingen rote Teppiche wie am Fronleichnamstag aus den Fenstern. Man sah Blumenstöcke, Girlanden, Kränze an den Türen, Fähnlein an den Balkonen. Elvezio fragte gar nicht, was das bedeute. Er fand es selbstverständlich in seinem Jubel und wiederholte: „Se venisse il frate e disse: non sposar!“ und nickte jedesmal: „Doch, doch, sposar!“

„He, he,“ rief ihm da der Oberst Pigrino zu. „Wohin so lustig? Wer ist es, Don Massimo?“

Aber der Domherr sah eben die alte, unfertige Baute und schalt: „Diese Fassade, ach, diese Fassade wird nie fertig, miserable Zeiten!“

„Elvezio dalla Rocca,“ gab sich der Jüngling zu erkennen.

„Ah, du willst zur Libreria. Mußt dich beeilen. Piso kommt.“

„O,“ widersprach Don Massimo, „überlauf dich nur nicht. Ihr kommt alle zu früh oder zu spät. Ich kenne die Golzi.“

„Was heißt jetzt das wieder?“ fragte Pigrino.

„Das sind Leute, die sich nie entschließen können. So war's mit der Mutter selig. Man hat ihr den Gemahl fast anschmieden müssen. Und er war auch ein Golzi und hätte hundert Jahre gewartet. Sie sind freundlich, sie lieben beinahe, haben gern Freunde, aber dann, so um die elf, bleibt der Zeiger stehen. Die Uhr tickt schon weiter. Aber der Zeiger bekommt Angst vor der zwölf und steht still.“

„Eine sonderbare Alte war die Nina, Ihr habt recht. Immer hat sie das, was sie las, und das, was sie erlebte, miteinander verwechselt ... Ah,“ der Oberst scharrte mit den Stiefeln, „ah, Piazza Pignattara. Freund, Freund, hier wenigstens hab' ich's nicht gelesen, sondern erlebt: das Kloster ist sauber gefegt von den Dunkelmännern!“

‚Wer redet denn von Dunkelmännern, wenn ihn Gott selbst mit der tiefsten Dunkelheit schlug,' wollte der Canonico zum xtenmal sagen. Aber Elvezio kam ihm zuvor und fragte: „Hochwürden, wieso komm' ich auch zu Jungfer Mala zu früh oder zu spät? Wir sind doch Verlobte.“

„Verlobte!“ lächelte Don Massimo und schwenkte den bezottelten Muschelhut. „Da steht der Zeiger noch immer auf elf.“

„O ich habe einen Magnet, der ihn auf zwölf zieht,“ betonte der Junker.

„Auch Piso hat einen Magnet. Siehst du nichts?“ Der Domherr zeigte auf die Farben und Fahnen der Häuser. „Piso kommt morgen. Schon rüstet man.“

„Und sein Magnet ist ein Lorbeer,“ fügte der Oberst hinzu.

„Der meinige ist von Gold und Adel.“

Damit maß der junge Herr überlegen das greise Kameradenpaar, grüßte und sprang weiter.

„Auch von Gold?“ sagte Don Massimo verwundert.

„Gold und dalla Rocca!“ lachte Pigrino. „Schaumgold!“

„Ach, lieber Freund,“ bat der Geistliche leise, „was ist denn eigentlich nicht Schaum? Mein Altes und dein Neues auch! Seifenblasen, und jede platzt.“

„Bitte, keine Predigt, liebes Pfäfflein.“

★

Als Elvezio in den Laden sprang, hatte Mala gerade eine Historie der Santa Teresa unter den Händen. Sie trennte die Bogen aus dem alten Rücken und las Stück für Stück von dieser außerordentlichen, männerbeherrschenden und doch so unterwürfigen Frau. Wie sie voll Leidenschaft und voll Ruhe war wie ein tiefes Wasser! Sie diente allem und gebot allem. Klein wie Spielzeug erschien um diese Mächtige das Küssen und Kosen verliebter Jugend.

Mala wurde ernst. Sie lehnte sich ins Stühlchen zurück und hielt die Hand vors Auge. O diese liebe Buchbinderei, diese Zuflucht, dieser Trost, dieses Heim! Sie hat den Piso gehen lassen, sie wird auch den Elvezio lieber als ihr teures Klecks- und Klebeamt verabschieden. Hier wurzelt sie; hier bleibt sie.

Es zieht wohl oft das Seelchen dahin, dorthin. Sei klug! Wart', bis der ärgste Wind aufhört! So steht es auch im Theresienbuch. Dann bist du nachher froh genug, daß du nicht im ungewissen verkamst. Bleib bei dir! — Das Buch sagt freilich: bleib beim Gewissen! Ist das denn nicht dasselbe? Wohl, wohl. Mit den zwei Gespanen geht die unsicherste Zukunft, das merkt sie wohl.

Gut, sie wird Elvezio heiraten. Aber sie wird Buchbinderin bleiben. Und er darf nicht mehr faulenzen. Einen Nichtstuer könnte sie nicht dauerhaft lieben. Sie wollen nach und nach die Schulden einlösen, dann soll sich der junge Gemahl an die Bewirtung der Güter machen. Bei Pondero hängt ein verwildertes Gehölze vom Berg. Das gehört ihm. Er soll einen Pfad zur Straße bahnen und dann teures Holz verkaufen. Ein Vermögen verfault jetzt dort. Dann sind die drei

---

*) Und käm' auch der Mönch und sagte: „Heirate nicht!“ . . .

Äcker bei Preghia. Er hat sie einem Schlendrian von Pächter sozusagen um nichts vergeben. Nicht Korn, Steine wachsen darauf. Hop, hop! Selber in die Faust nehmen! Sie will Pflug und Geräte kaufen, einen Knecht besolden und für die Stiere aufkommen. Sie hat ja ein hübsches Geld zur Seite, geerbtes viel, erspartes noch mehr.

So kommt der Baron in Wohlstand und wird gut gelitten. Man wählt ihn in die Stadtämter, Sindaco Elvezio dalla Rocca. Er ist gescheit und kann trefflich kommandieren. In ihm steht das niedergeworfene Geschlecht wieder auf und hebt den Kopf hoch.

Derweil er wirtschaftet, wird sie täglich ihre vier, fünf Stunden buchbinden. Daran liegt alles. Von da kommt ihr Kraft, Humor und Geld. Mit Bücherbinden wird sie sich und Elvezio auch das Leben zu einem stattlichen Band zusammenbinden. Am Feierabend, von allem Schaffen gesegnet, lesen sie dann, Wange an Wange, vom Besten zusammen, was sie über Tag gefunden.

Sie rutscht erfrischt auf ihrem Stühlchen herum. Auf diesem Schemel ist sie stark. Hier haftet sie mit Leib und Seele. Auf diesem Schemel will sie dienen und herrschen. Elvezio wird das begrei . . .

„Mala, Malina, Maletta!“ rief und stürzte wie ein Windstoß der flotte Bursche selber herein. Nein, nicht wie ein Wind, wie eine Sonne. Die ganze Kammer schien unter seinen Siegeraugen von Licht zu flimmern. — „Kind, wir zwei gehen nach Amerika!“

Sie wehrte mit beiden Händen wie vor einem Tollhäusler. Aber er war schneller und drückte die Widerstrebende an seinen Mund. Und der Duft des herrschenden Geschlechts und einer echten Liebe betäubten sie einen Augenblick.

„Jetzt gilt kein Zaudern mehr,“ sagte er mannhaft. „Der Prozeß ist gewonnen. Ich erbe die große Pflanzung in Florida. Aber ich muß hin, muß sie selber leiten, muß . . .“

„Elvezio!“ schrie die Jungfer ungläubig.

„Dreißig Jahre lang! Aber das wird wohl nicht so buchstäblich gelten. Amerikanisches Testament, bah!“ — Er knipste mit den langen, weißen Fingern.

„Dreißig Jahre . . . ich verstehe nicht . . .“

„Wenn es uns verleidet, gibt es dann schon Auswege, Reisen, Besuche. Aber ich glaube wir bleiben gerne dort. Dutzende von Dienern, Neger auf den Feldern, großes, bequemes Landhaus, nur zwei Stufen in die Stube, ganz wie hier. Pfirsiche, Trauben, Orangen, reicher Wald, Jagd, liebe Nachbarn, zu denen man reitet, wir halten Feste in einem grünen Laubsaal, und wir kaufen alle kurzweiligen Bücher für den Abend, und du bekommst Gold, alle Schürzen voll zum Reißen . . .“

„Ich verstehe gar nichts,“ flehte Mala und wischte sich die schönen Augen wie von einem Schwindel rein. Dann packte sie das Theresienbuch wie eine Waffe und drückte es an die Brust. Auf einmal schien ihr Elvezio, der nach Amerika wollte, ganz fremd.

Als Elvezio ihr das Ereignis nochmals ruhiger erklärt hatte, spitzte sie den Mund scharf wie einen Dolch und sagte fest: „Ich komme nicht mit, ich kann nicht, ich will nicht.“

Elvezio griff nach der Tischkante, so heillos traf ihn diese Antwort. Seine Lippen wurden blau, und in seinen Augen ward es wie Mondfinsternis.

Nein, wirklich nicht. Sie bleibe hier. Es wäre ihr Tod, von Todi wegzugehen. Auch das Buchbinden würde sie nie aufgeben. Ganz anders habe sie sich das Leben mit ihm vorgestellt. Beide würden arbeiten, sie am Tisch hier, er auf seinen Gütern. Dazu hätte ihr Vermögen völlig gereicht. An den Schürzen voll amerikanischem Gold liege ihr nichts. Wie gesagt, für sich habe sie genug Marenghi *). Und auch für ihn, wiederholte sie schon etwas schalkhaft, besäße sie mehr als genug.

„Du!?“ Beinahe wie ausgespuckt kam dies Wort.

O das hätte er nicht sagen sollen. Vielleicht hätte es doch noch eine Verständigung gegeben, trotz dem nahen Piso und aller Glorie dabei. Dieses Du, in diesem Tone, wie von einem Turm herab auf die Bettlergasse, nie hätte er es aussprechen sollen. Er sah wohl wunderbar vornehm, hart, elfenbeinern aus in diesem Augenblick, er glänzte wie ein kaltheißer Sirius am Nordhimmel. Aber sie konnte nur anstarren, schaudern, kopfschütteln davor. Gott weiß, was sie spürte im hintersten Herzwinkel. Denn dieses Buchbinderinnenherz war doch auch von rotem rauchendem Blut durchsaftet. Aber dieses hochmütig erhabene Du zeigte ihr auf einmal eine feste Schranke zwischen ihnen, die nie umgerissen, nur von der Liebe, diesem Königsadler, überflogen werden konnte. Aber wenn nun die Liebe etwas müder und kleiner würde, nur noch ein Falke oder gar ein Spatz! Wie dann?

Du?!

Vielleicht hätte sie doch noch den Schleier einer reisenden Todifrau umgeworfen, die Schuhe geschnürt, den Laden zugeriegelt und wäre mit ihm gezogen. Denn nicht bloß ihre

*) Zwanziger-Goldstücke.

Digitized by Google

Augen und ihre Phantasie, sondern auch ihre Liebe hatte etwas Lichtes, Vertrauliches, Hingebungsvolles. Sicher hätte sie von Gummipinsel und Kleistertopf nicht für ewig Abschied genommen, sie hätte sehr wichtig Auf Wiedersehen gesagt und vielleicht einiges Geräte mit übers Meer geschleppt. Aber sie hätte doch ihr Zaudern und ihre Winkelsüße überwunden, und dann wäre das große Leben jenes Weltteils und das größere des Zusammenseins in Fleisch und Blut mit dem bewunderten Jüngling über sie hingegangen und hätte ihr Wesen groß und frei gestaltet.

Aber ein einziges Wort kann töten. Hier geschah es. Vor diesem zu Boden schleudernden Du erlosch ihr Mut und Glauben an ihn. Sie gefror sozusagen in ihrer kleinen, engen Bürgerlichkeit vor diesem Du zu Eis.

Sie redeten nicht mehr viel. Die Sache lag zu klar. Mala hielt sich geduckt, über ihn aber ging eine Art von Versteinerung.

Er war dennoch nicht zornig. Vornehm grüßte er, duldete es leise, daß sie seine schöne Hand suchte und an ihre Lippe drückte und ging dreimal langsamer, als er gekommen war, davon.

Später hieß es, der junge Dalla Rocca liege schwer krank in Perugia. Andere sagten, er fahre bereits über den Ozean. Nach vier Monaten erst bekam der Vater eine Post von Florida: fünf, sechs trockene Worte und fünf- oder sechshundert Goldstücke.

*

Als Elvezio hinausgeschritten war, fühlte Fräulein Mala sich so, als wäre etwas Köstliches, Schweres von ihr gefallen. Ja, etwas Köstliches und das machte sie düster, aber auch etwas Schweres, und das ließ sie aufatmen wie schon lange nicht mehr. Hurtig setzte sie sich an die Bogen und begann zu heften.

Der Tag war lang. Nach dem Zunachten sollte sie mit den Schwestern Golzi durch die Stadt spazieren und gucken, wie man für Piso schmückte. Es war nur noch ein Bogen von Santa Teresa einzuhaken. Da stand: „An einem Karfreitag abends kam eine stattliche Jungfer zur Heiligen und gestand, sie liebe einen Jüngling und wisse doch, daß er schlecht sei und Tag für Tag trinke, falsch spiele, Mädchen betöre und die Bauern seines Dorfes elend presse. Sie kämpfe umsonst, aber liebe ihn trotzdem."

Ob er denn so schön sei, fragte die Santa freundlich.

Nein, eher garstig. Aber er küsse so herrlich und habe Augen so finster und traurig wie die Mitternacht.

Alma dachte an Piso. Ihre Füße zitterten.

„Kommst du endlich? Wir gehen," riefen die Geschwister Serra.

„Geht nur, ich hole euch schon ein." Die Mädchen verschwanden vom Fenster.

Ob sie denn meine, ihn retten zu können, fragte Santa Teresa mit seltsamem Lächeln.

Sie wisse nicht. Sie habe nie daran gedacht. Sie liebe einfach ganz maßlos.

Maßlos sei nur Gott. Nichts Menschliches könne maßlos sein. Da irre sie. Jedoch ihre Liebe zu jenem Manne sei noch lange nicht groß genug. Sie müsse über alle Menschenköpfe hinausgehen und bis zu Gottes Füßen reichen. Fast übermenschlich sei das.

Die junge Dame meinte, sie liebe so.

Wenn sie ihn wirklich so liebe, so sollte sie ihn auch retten können, das heißt geben, nur geben! Gar nichts für sich wollen . . . So fange das Retten an . . . Welle man auch noch einen Profit für sich, viel oder wenig, so habe man schon eine Hand zur Rettung nicht mehr frei. Man müsse ganz unbelastet sein.

Hier hielt Mala inne und fiel in ein langes Nachsinnen.

„Mala!"

Himmel, Erde . . . Mala erbebte. Sie blickte nicht vom Buche auf. Diese schöne, tiefe Stimme klang aus der Zimmerecke, von Piso.

„Mala!"

Sie hielt die Hand vor die Kerze und blickte in den Schatten. Da tauchte etwas langsam auf, kam näher, warf die Kapuze weg, ja er, Piso.

Die Türe war offengestanden, auf der Piazza lärmte es. Da hatte sie ihn nicht hereinschleichen hören.

„Du, Piso?" schrie sie leise, und eine bange Wohligkeit durchströmte sie.

„Lösche!"

Sie blies die Kerze aus. Nun leuchtete nur von der Piazza her eine schwache Laterne.

Er setzte sich neben sie und schien ihr im Dunkel größer.

„Nun, kannst du nicht grüßen?" sagte er lustig.

„Wenn man so hereinschleicht . . ." nörgelte sie zum Schein.

„Was soll das dumme Zeug da draußen? Das mag ich nicht. Drum bin ich nachts unbemerkt heraufgekommen. Sorget nur, ihr Mädchen, daß man morgen weiß, ich sei schon daheim."

Sie begriff das. Er war ja im Grunde so schüchtern.

Übrigens habe er es noch zwei Kameraden zugesteckt. Die werden auch helfen. Ein kleines Abenteuer, was ist das? Gott, da gab es andere Helden. Aber die bekamen Erde

Digitized by Google

zu schlucken, kein Mensch kennt das Loch. Wozu dann diese Dummheiten!

Unwillkürlich fanden sich im Dunkel ihre Hände. Die seine war groß und stark und hart. Da hielt man etwas in den Fingern. Sie vergaß, daß sie vor wenigen Stunden eine viel schwächere Hand verehrt und sogar geküßt hatte.

„Ich muß dich anschauen," sagte sie und staunte selbst, wie schnell die alte Vertraulichkeit gefunden ward. Flink schloß sie die Laden, zündete wieder an und bestaunte ihn. Er trug einen kleinen, krausen, schwarzen Bart von Ohr zu Ohr. Das Haar fiel schwer wie Nacht in die Stirne. Die Augen brannten etwas trüb und hinterhältig. Aber der Mund war derselbe, groß, reich, glüh wie hoher Sommer und die Stimme daraus wie Nachtigallenschlag.

„Wenn du mich fertig beguckt hast, dann bring mir etwas zum Trinken. Ich laufe schon sechs Stunden ohne Einkehr."

Nun saßen sie da beisammen, lachten, scherzten, gaben sich leichte Püffe und schwere Spitznamen und fühlten sich wie alte Spielkameraden, die einst vom selben Pfirsich gebissen. Das Stüblein schien total ein anderes, als wenn jeweilen Elvezio drin weilte.

„Und Elvezio?" brach er plötzlich heraus.

„Der! Nach Amerika reist er für immer."

„Und du nicht mit?" — Sie hörte ihn leise keuchen.

„Warum sollte ich?" machte sie trotzig.

„Waret ihr denn nicht fast versprochen?"

„Ich sagte ihm, was ich dir gesagt habe: Buchbinderin bleib' ich."

Da zog er sie mit unnennbarer Gewalt an sich und küßte sie auf Stirne und Mund. „Wie ein Bruder!" entschuldigte er und lächelte. Eine graue verschmitzte Unklarheit wich nicht völlig aus seinen Augen, aber es glänzte dazwischen etwas Gutes und Dankbares. So war es immer gewesen. Über dem rechten Ohr, gegen den Wirbel empor, gab es eine kahle Stelle, die er nicht ganz mit dem übrigen Haar verdecken konnte, und das Ohr selbst war verstümmelt. Das alles wirkte häßlich. Aber man spürte Kraft und Hitze in ihm, und auf seiner Stimme lag Seele. Mala fühlte sich seltsam zu ihm hingezogen. War es Sinnlichkeit, Kameradschaft, Kindertreue, Rührung, sie wußte es nicht; aber sie hob sich auf die Zehen und berührte seinen Ohrstummel mit andächtiger Lippe. Und gleich fiel ihr die stattliche Jungfrau bei Santa Teresa ein, sonderbar . . .

Er trank, rauchte, erzählte, trank wieder. Seine kleinen Augen wurden kindlich. Er ließ sie nicht mehr aus dem Arm. „Ich hab' dich nötig, Mala," schrie er plötzlich, „immer hatte ich dich nötig, du Böse. Aber von jetzt an am meisten."

„Ach was plapperst du," sagte sie und schlug ihm auf den Mund. Ihr schien, er lalle schon ein wenig. Sie suchte sich loszuringen.

Er plauderte weiter, nicht vom ernsten Krieg, nein, von Raufereien, Bettlerstücken, Gepolter, Schmutziges und Holdes, von feilen und feinen Mädchen, falschen Genossen, ehrlichen Feinden und daß er es nicht über den Hauptmann hinauf brachte trotz mangelnder Führer, weil er zuviel Räusche gesoffen habe. „So mach' ich's," stammelte er, schob das Glas weg und trank geradeswegs aus dem Kruge.

Entsetzt riß sie ihm das Gefäß weg. „O Piso, sei vernünftig!"

„Der Wein, der Wein, der tötet mich noch. Und das Faulenzen." — Er stand auf. „Mala, ich verwüste dir die Stube. Da ist nichts als Ordnung. Da pass' ich nicht mehr hinein. Da stürbe ich." — Er schüttelte sich und begann wie ein Kind zu schluchzen.

Sie nötigte ihn auf den Stuhl zurück, streichelte ihm den Bart, tröstete, das überwinde er bald, andern gehe es nicht besser. Sie küßte ihn vor Mitleid und wußte nicht, daß Leidenschaft dabei war. Und wieder kam ihr ein Wort Teresas in den Sinn und biß sie: ‚Geben, immer geben, nichts für dich wollen, so fängt die große Liebe an, die retten kann.'

Sie wurde rot und wußte auf einmal, wie ferne sie noch von dieser göttlichen Selbstlosigkeit war. O nie könnte sie so werden, sie mußte von allem Süßen auch einen Schleck haben. Bücherbinden, Bücherbinden, ja! Aber Menschen in eine gesunde, glückliche Fassung bringen, selbstlos, ohne Profitchen, nein, diese Kunst war ihr zu hoch.

Piso hatte sich einen schweren Rausch aufgeladen. Er schlief über den Stuhl hängend ein, schnarchte wie ein Bär und Mala mußte schließlich die beiden Schwestern holen, um den Helden von Todi, dem man die Straßen bekränzte, zu Bett zu bringen. Diese guten Seelen hatten sich den Empfang des Bruders wahrlich anders vorgestellt.

Das ganze Quartier lachte, als Piso am Morgen in Zivilkleidung durch die Gassen spazierte und da und dort einen Kranz abriß oder einer Matrone zornig zurief, sie möchte die bunten Lappen zum Fenster hereinziehen. Aber er konnte es nicht hindern, daß in der folgenden Nacht die Musik vor der Libreria spielte, eine Rede auf das geeinte Italien und auf seinen schlauen Hauptmann gehalten, nachher in der Golzi-Gaststube bankettiert und der gefeierte Piso von allen

Digitized by Google

Festleuten zuerst benebelt wurde und unter die Bank fiel.

In dieser geräuschvollen Nacht war der halbkranke Elvezio mit seinem Vater in geschlossener Kutsche gen Perugia gefahren. Nach einigen Monaten waren alle Schulden bezahlt, und zwei alte Livreediener hüteten bei gutem Sold das graue dalla Roccahaus. Fast wie zwei Spinnen klebten sie rechts und links am Steinrahmen des Portals, gähnten etwa in die Sonne, rauchten, verschwanden zum Essen, kamen wieder an beide Türseiten und wußten nichts auf die hundertfache Neugier zu erzählen als buchstäblich den einen steifen Satz: „Baron Elvezio ist glücklich, unser Padrone auch, alles geht gut, Millionen!"

„Was Millionen?"

„Millionen, basta!"

*

Mädchen, Mädchen, was ist mit dir? Hübsch bist du wie eine junge Beere, und Jünglinge kommen und möchten dich pflücken, und Jünglinge gehen ungestillt weg. Du lauschest, flüsterst, erbebst, loderst auf, duckst dich wieder und liegst da wie noch warme, stille Asche. Warst du vielleicht immer Asche? Hast du das Glühtlein nur vorgetäuscht?

Tag für Tag saß der knochige fahlbraune Piso mit dem großen Mund in Malas Lädchen. Die grünblaue Uniform hängte er an den Nagel. Hier sollte sie ewig vor Malas Augen bleiben. Er hatte einen Krug Wein neben sich, horchte viel, schwieg noch mehr. Abends lasen sie zusammen, er die rechte, sie die linke Buchseite. Ihr Atem vereinigte sich. Beim Blattumwenden profitierte er und küßte sie, wo es traf, ins Gesicht.

Seine Schwestern vergötterten ihn. Und doch tat er nichts als kleine Schlücke Chianti läppeln, sitzen, die Beine strecken, träumen, schlafen, lesen und . . . Mala anschauen. Selten einmal führte er den blinden Oberst auf die Rocca. Aber Pigrini erklärte, es wäre viel kurzweiliger allein mit einem Hund am Bändel als mit diesem verdrückten Burschen zu gehen, der nur Ja und Nein und Ich weiß nicht und Vielleicht antwortete. So ein Schnauzerli würde wenigstens zwanzigmal knurren und bellen.

Es ist ihm ins Gehirn gefahren, hieß es im Städtchen, wenn man ihn so allein und scheu an den Wänden der Gäßlein hinstreichen sah. Saht ihr nicht, das halbe Ohr ist auch weg. Wie hat er das nur angestellt? Wie wild! Wie grausig!

Zu leben hatte er genug. Die Serra sind so hablich wie die Golzi. Aber man muß doch sogar in so einem trägen, alten Landstädtchen tun, als ob man etwas täte. Piso gab sich nicht einmal diesen geringen Schein.

Nicht einmal die leichte Aufsicht über die Waldungen der Stadtgemeinde auf den nächsten Höhen wollte er auf sich nehmen. Zwei Vettern im Rat konnten sie ihm leicht verschaffen.

Wenn er nüchtern war, konnte er sich oft mit einer Güte benehmen, die Mala tief ergriff. Dann hätte sie in einer Aufwallung der Seele ihm alles geben und nichts für sich nehmen wollen, ganz wie Santa Teresa riet. Aber nur drei Minuten lang. Und gerade diese drei Minuten war es nicht nötig, wollte er nicht, hätte er selbst alle Dienste getan. Jedoch wenn er dann trank und schläfrig oder grob ward und scheinbar gleichgültig hindämmerte, dann wurde er ihr lästig. Er stank dann von Wein und Magensäure und trug sich unordentlich in den Kleidern. Etwas Gemeines geriet in seine flackerigen Augen, und er wollte sie mehrmals lüstern herumreißen.

Jetzt, o jetzt hätte sie wohl an Santa Teresa denken müssen. Es hätte kein Abscheu ins Auge, kein Groll auf die Zunge, kein Ekel in ihre zarten Fingerchen kommen dürfen. Jetzt hätte sie sich seiner annehmen müssen mit jener Liebe, die „über alle Menschenhäupter hoch hinaus bis zu Gottes Füßen reicht". Sie erinnerte sich jener Worte, wollte sich erheben, zu ihm eilen, vor ihn hinknien, ihn stützen und ganz mit Herzlichkeit umgeben und läutern. Aber dann blieb sie doch im Stühlchen am Buchbindertisch. Es war zu groß, zu schwer. So sehr liebte sie doch nicht. Und sie seufzte leicht, griff zum Karton, schnitt, heftete und band ein und fühlte, daß sie klein sei und nur Kleines vermöge.

Ach, was waren das für Zeiten voll Licht und Dunkel durcheinander.

Oft, wenn sie zu Bette ging, dachte sie an Elvezio, noch öfter freute sie sich, jetzt eine ruhige Nacht allein zu sein, und am meisten — o Eva! Eva! — gefiel ihr, daß Piso morgen wieder ins Lädelchen komme.

Sie zählte jetzt einundzwanzig Jahre. Soweit sie sich besann, war immer ein Knabe und ein Kleistertopf um sie gewesen. Sie konnte ohne das nicht mehr leben. Aber das konnte doch nicht das Richtige sein, nicht für sie, noch weniger für ihn.

Doch eines Abends kam er sehr spät zum Lesen. Er roch nicht von Chianti, sondern von Tannen. Er war nun doch einmal mit seinem Oheim, dem Oberförster, durch die Forste gestrichen. Es war still, kühl und kurzweilig gewesen und hatte ihm so gefallen, daß er eine Probe machen, den Aufseher

Digitized by Google

spielen wollte. Er war ja einst als Bube oft mitgegangen, kannte die Hölzer und hatte eigentlich nichts zu tun, als zwischen den Bäumen zu spazieren, die verdorbenen Stämme und die überalten anzuzeichnen mit einem roten Klecks, dann etwa ein, zwei Gesellen zum Putzen mitzunehmen, zu achten, daß nicht im Holz gefrevelt, aber auch nicht gewildert werde. Das ginge in einem. Ab und zu hätte er einen Bericht einzuliefern, doch gehe das auch mündlich.

An jenem Abend wehte etwas Frisches aus Piso, woran sie kein Verdienst trug. Das quälte sie. Er sah stolzer aus als damals in der Uniform. Die freie Arbeit im Walde hatte ihm wohlgetan. Das Gebietendürfen flößte ihm Würde ein. „Zieh mir die Stiefel aus!" sagte er klar und bestimmt. Und sie bückte sich und tat es und legte ihm sogar die Pantoffeln an.

„Gib mir etwas zu trinken! Eine Grenadina!"

Sie lief. Sie konnte nicht anders. Beinahe hätte sie ihm noch das Glas an den Mund gehalten.

‚Was ist mit ihm?' dachte sie.

*

Von nun an sah man Piso nicht mehr herumhocken und zechen. Er nahm sich des Waldes so ernstlich an wie einst seiner Kompanie. Knaben und Gesellen kamen mit. Mit Axt, Gertel und Hacke ward im Wirrwarr gearbeitet, der Boden gesäubert, faules Holz gefällt, wilde Wucherungen beschnitten, Kanälchen für das Wildwasser gegraben und Jungwuchs eingesetzt. Dabei stieß man auf allerlei heimliches Schattenvolk, Strolche, Gauner, Diebe, Wilderer. Es gab hie und da Flintenschüsse und Arrestanten. Pisos Kühnheit und großer Zorn siegten jedesmal ohne obrigkeitliche Zuhilfenahme. Die Behörden und die reichen Waldbesitzer setzten bald ein rücksichtsloses Vertrauen in den Eifrigen. Aber das niedrige Volk sah in ihm je länger je ungemütlicher einen Zerstörer des alten Schlendrians. Heimlicher Groll entstand.

Kam er abends zu Mala, so duftete der häßlichschöne Bursche geradezu von Wald und Herrschaft. Ihr freilich kam er nun durchaus schön vor. Schnell stellte sie den Kleister vors Fenster, den er so ungern roch, und zog ihm die langen Kniestiefel aus. Dann lasen sie. Jetzt befahl er den Stoff. Von den Römern! Wie sie Kolonien gründeten, Straßen bauten, Wildnisse reinigten, überall siegten, aber dann leider entarteten und vor Barbaren den Nacken biegen mußten.

Es ergab sich aber oft, daß Piso sehr spät kam. Dann zählte sie die Schläge an der Domuhr, horchte auf die Schritte über der Piazza Garibaldi, bürstete seine Uniform, küßte sie dort, wo ihr Tuch sein Herz, das tolle, zudeckte und konnte nicht mehr recht kleistern oder allein lesen.

Manchmal kam er gar nicht. Dann wurde sie unwirsch über diese Försterei, die ihn ihr stahl, und über seine Arbeitsglut. Fast hätte sie ihm wieder ein Räuschchen gegönnt. Die Einsamkeit abends wurde ihr unheimlich. Ist es wirklich nur der Wald, warum er sich so verspätet? Könnte nicht ein Mädchen dahinter stecken? Und wäre das so unbegreiflich? Sie verdiente es nicht besser, da sie ja immer nur im Halben stehen blieb. Er war ein Ganzer und wollte etwas Ganzes.

Aber vor diesem Ganzen schauderte ihr.

In einer illustrierten Volksausgabe des Cantu stieß das lesende Paar auf den Mönchvater Benedikt mit seinen Kindern, und man erlebte eine neue Eroberung Europas, indem diese Kutten Jesum predigten, die Wälder rodeten, Gärten anlegten, Korn und Obst pflanzten und dem heillosen Ur und Bär und Wolf wehrten.

Piso dachte, daß er ja im kleinen auch so etwas tue, und meinte, das Mädchen neben ihm müsse das gleiche denken. Sie jedoch fühlte, daß sie in kurzem dem Piso vor die Füße fallen müsse, wenn ihr Herz nicht zeitig vorsehe. Und dann würde der Dunkle, der sich jetzt so eigenwillig und beinahe hart bezeigte, sie vielleicht gar mit diesen Füßen von sich stoßen. Da wußte sie denn nichts Gescheiteres als sich Elvezios helle Person, seine silbernen Blicke, sein feines Haar und feines Reden und die vornehme Trauer vorzustellen, womit er von ihr schied.

Und jetzt, da man von fernen Urwäldern las, dachte sie wirklich nicht an Pisos nahe kleine Försterei, sondern an die wilden, freien Gebiete Elvezios in Florida. Der Oberst Pigrino sagte, es sei ein waldreiches Land, voll Sonne und Papageien, und ein kühler Meerwind fingere nachmittags ins Laub. Man beiße die Feigen vom Ast, besitze dreißig Dienstboten und werde hundertjährig.

Der Canonico brachte dann ein dickes Buch voll Bilder. Herrliches stand darin von Orangen, Palmen, Hängematten unter duftenden Bäumen und von einer Pflanze, die Papier gebe, sehr schönes Druckpapier, und von einem Tier, das allerfeinstes Leder liefere, womit man die köstlichsten Bücher einbinde, und von einer Pflanze, deren Schweiß den besten Klebstoff ergebe ... zum Kleistern! ... Das erschütterte Mala geradezu, noch mehr als Hängematte und Papagei. Freilich hause dort auch eine böse gefleckte Riesenkatze und ein Bär. Doch wozu

Bildnis. Gemälde von S. Sorin

Digitized by Google

Digitized by Google

hätten sie so famose Reiter und Jäger, wandte der Oberst ein. Das sei ein adeliger Sport, so recht für Elvezio. — Aber hier stehe noch, fuhr Don Massimo fort, daß diese Jaguare Frauen und Kinder überfallen und in den Wald schleifen. — Versteht sich, gab Pigrino zu, aber nicht, wo ritterliche Kavaliere sind. — Und Mala spürte, wie so ein Untier auf sie losstürze, aber noch im letzten Satz unter einem Schusse zusammenknickt und auf den Rücken rollt, und wie sie ihr nasses Gesicht lachend und weinend an Elvezios Retterbrust birgt ... O wie ihr doch, der nüchternen Buchbinderstochter, die vielen Romane im Kopfe herumspuken! Wenn sie doch mit ihm gereist wäre! Vielleicht wäre ihr jetzt wie einem Vogel, der immer meinte, im Käfig sei es am besten, aber nun doch ins Freie mußte und Besseres schmeckt. Auch Elvezio geht jetzt mit Werkleuten in die Wildnis und reutet aus und säet. Und wenn er auch nur auf dem Pferde sitzt, die Gerte sausen läßt und zuschaut und regiert, so ist es doch von der gleichen Arbeit. Es muß Kommandanten haben. Piso bückt sich gewiß auch nicht zur Erde. Aber was sind Pisos Tannen gegen Elvezios Urwald!

„So schaufelt jetzt auch Elvezio drüben in Amerika," unterbrach sie die Lesung.

„Red' mir nicht von diesem Zuckerstengel," gebot Piso rauh und hoch von oben herab.

„Zuckerstengel?" wiederholte sie empört. „O gib acht, was du schwatzest."

„Was soll ich acht geben? War er etwa nicht ein Puppenkönig? Konnte nur schlecken, spielen und den Mädchen den Hof machen! Aber das gefällt euch."

Jetzt verteidigte sie Elvezio so bitter ernst, wie sie einst Piso verteidigt hatte. Gewiß, er sei zierlich und faulenzte gerne. Aber er kannte alle alten berühmten Bücher, er verstand die Dichter und wußte schier alles, was vor und seit Christi Geburt auf der Welt vorgegangen war. Und wie höflich, wie vornehm war alles an ihm. Er kannte kein Arg. Und ob er schön war? Frage man die Straße! Warum hieß er denn Bellino? — Und ein gutes Herz besaß er ... das wisse sie besser als die andern.

Dunkel hörte Piso zu Ende. „Reut es dich wohl gar," kerbte er nach einer Pause langsam aus den Zähnen, „daß du nicht mit ihm übers Wasser gefahren bist?" — Er zog die Stiefel wieder an.

Sie bewegte den Kopf seltsam hin und her. Hatte sie genickt? Oder ein Nein geschüttelt?

„Es fahren jetzt noch genug Schiffe hinüber!" fuhr er hochmütig fort. Aber seine Lippen wurden fahl.

„Vielleicht nehme ich eines," trotzte sie gereizt und klappte das Buch zu. Fast ging ihr der Atem aus.

„Gute Reise!" — Er wandte ihr den Rücken und marschierte fest hinaus.

Sie hörte ihn über den Platz schreiten. Aber sie war so zerquält, daß sie nicht merkte, wie sein Schritt immer langsamer wurde, fast tonlos und leise, leise zurückkam. Sie lief zwei-, dreimal im Kämmerlein hin und her, stand vor der Uniform still und roch daran, als wäre Atem darin. Dann küßte sie verschämt den Brustlatz und sprang zum Tischchen zurück.

Und da fiel ihr just ein, daß vom Pflanzenbuch des Martino Grosso noch zwei Bogen in der Hafte fehlten. Gleich setzte sie sich, glättete die Bogen, nähte sie am Rücken ein, und das untiefe Seelein ihrer Seele hatte sich schon ein wenig beruhigt.

*

Eine Woche verging ohne Piso.

Mala suchte allein zu lesen. Benedikts heilige Schwester Scholastika trat jetzt auf den Plan. Das paßte der Buchbinderin nun gerade nicht. Schon der Name erkältete sie. Mala griff wieder zur Santa Teresa-Novelle. Aber wie sie den Deckel nur berührte, schrak sie auch gleich wieder zurück. Sie fühlte die Vorwürfe dieser entsagungsvollen Blätter voraus.

Endlich bat sie Piso durch die Schwestern demütig, doch wieder einmal zu kommen. Aber der Förster hatte seine hartnäckige Politik, so sehr sie ihm selber ins Fleisch schnitt. Er verhärtete seine Miene. Sie möge warten.

Übrigens paßte ihm das Waldleben, wie er gar nicht geglaubt hätte. Da konnte er sich mit seiner zehrenden Liebe herumschlagen, niemand grinste ihm ins Gesicht oder plagte ihn mit Fragen. Aber er konnte auch mit zwei, drei treuen Gespanen das Elend zu vergessen suchen. Es war schön, von morgens bis abends da oben im grünen Geheimnis der Tannen zu leben, ein Feuer anzumachen und daran einen Kessel voll Polenta zu kochen und Salat zu schneiden und den Krug herumgehen zu lassen und hoch über der grauen Alltäglichkeit fast feiertäglich zu plaudern. Lieder wurden gesungen, eine Ziehharmonika spielte, und dann und wann pfiff Piso schöner und dunkler als jede Nachtigall hinein.

Und sollte er nicht pfeifen und sogar fröhlicher pfeifen dürfen, wenn man sah, wie alles gedieh, was gepflanzt worden, wie reinlich das Erarbeitete dastand, wie die Regenwasser bei den Wolkenbrüchen hübsch in den Gräblein zum Tiber hinunterschossen

Digitized by Google

und wie Ziegen und Schafe die Setzlinge nicht mehr abnagen konnten, da dichte Dornhecken weitum gezogen wurden. Eher hörte man wieder die Vögel zwitschern und das Wild ward minder scheu. Ach, wie schnell versteht das Tier den Menschen!

Aber glücklich konnte Piso doch nicht werden. Diese Arbeit rettete ihn vor dem Verelenden, aber nicht vor dem Elend. Seinen Gram und Groll ließ er an denen aus, die ihm beim Holz- und Wildfrevel in die Hände fielen. Zuerst ging man ja noch gemächlich mit den Gewohnheitssündern um. Einst hatte doch die ganze Stadt hierin gesündigt. Aber jetzt war ein neues Italien da, mit einem ganz neuen Gebiß. Die Zähne werden sich später schon abstumpfen, aber jetzt beißen sie scharf zu. Als daher der Drohfinger und selbst eine Tracht Prügel nicht viel halfen, einige dicke Bösewichte sogar grüne Bäume total schindeten und die Schutzhecken anzündeten, da mahnte die Behörde zur Strenge, und es wurden hohe Geldstrafen und langes Zuchthaus auf den Anschlägen verkündet. Pisos ohnehin düsteres Antlitz nahm einen umheimlichen, grausamen Ausdruck an. Er trug zwei Revolver im Gurt und hatte das beste Gewehr von den Brüdern Lossore geschultert. Stets gingen zwei, drei Gehilfen mit ihm.

Im Nest der Gesetzlosen wurde es merkwürdig still. Wochenlang sah und hörte man nichts Ungerades. Aber ehrliche Kameraden warnten Piso, die Sache nicht auf die Dolchspitze zu treiben, sonst könnte sie ihn zuerst stechen. Auch Maria Gagni, die frühere Magd der Golzi, wollte im Schmiedgäßlein Unheimliches gehört haben. Oberst Pigrino hingegen steifte dem jungen Beamten erst recht das Rückgrat. Nur jetzt nicht nachgeben, nicht um Nagelsbreite, sonst bricht der alte Schlendrian wieder herein, und die Dinge werden ärger als vorher. Jetzt hat man Angst, gewöhnt sich an Zucht und dankt ihm später zehnmal lauter, als man ihn heute verschimpft.

Piso lachte über die Gefahr. Und wenn auch ein Unheil käme und ihn niederschlüge, täte ihm das so furchtbar leid? Ihm, der am Herzen so arm ist, daß er im Tode nichts verlieren, eher gewinnen kann? Hatte er sich nicht wieder in Räusche stürzen wollen, nur um dieses Leben zu vergessen? O die ersten seligen Stunden der Trunkenheit! Aber nachher dieses stiere, blöde Versiechen! Nein, sterben ist besser. Da gibt es Ehre und Erlösung. Mögen die Meuchler nur kommen. Er wird sich rechtschaffen wehren wie im Krieg, nicht ums Leben, ums Recht. Er wird lachen, töten und sterben. So wird es gut sein. Die Mala, die schnöde, kalte, kleinliche, selbstsüchtige, sie soll ihn noch um sein Ende beneiden, wenn sie dazu noch genug Größe besitzt.

Aber eines Abends wollte er doch wieder zu ihr, der lieben Hexe, an ihrer Seite lesen, sie nahe haben, obwohl ihm nachher das Gemüt noch schwerer war. Sie bettelte ihn ja so dringend zu sich. Sie meinte, er sei noch ein Schulbub und habe genug daran, neben ihr zu hocken und ins gleiche Buch zu schauen wie in der Schulbank, die Närrin. Aber gehen wir, probieren wir es noch einmal!

Da saß der Canonico unter dem Tor seines Pfrundhauses, schnupfte und hielt ihm lächelnd von weitem die Dose hin.

So wenig diese Geste bedeutete: für Piso, der sich überall, wo Menschen waren, immer fremder machte, ganz wie ein Waldtier, war dieses gütige Zulächeln und warme Winken viel. Er saß neben den Priester hin, sog den Duft des schwarzen Habits ein, Weihrauch, Schnupf, dürres Obst und allverstehende Väterlichkeit. Und da schlüpfte ihm sozusagen die klare, nackte Seele auf die Zunge. Wie schlecht es ihm gehe, was für ein falsches, scheckiges Geschöpf diese Mala sei, wie er zum Säufer neige, nirgends Lichter sehe und darum das Leben am liebsten recht wütend verrauchen wolle.

Aber andere müßten solchen Essig auch trinken.

„Warum lacht Ihr, Reverendo," murrte Piso bitter. „Ist das zum Lachen?"

„Santa Madonna, wenn das nicht zum Lachen ist. Da, schnupft und niest den ganzen Unsinn heraus!"

Der junge Golzi wollte aufspringen und wegrennen.

„Schnupfe!"

Diesmal gebot der Canonico energisch, wie ein Arzt dem Kranken befiehlt: „Zeig' die Zunge! Huste!" — und dieser nicht anders kann als die Zunge zeigen und husten. Gleichzeitig zog er mit der bloßen Linken den Jüngling unwiderstehlich zu sich auf den Söller zurück. Piso schnupfte wirklich, nieste, fühlte sich etwas leichter und rückte näher.

„Glaubst du nicht," fragte Don Massimo ruhig und blies den Tabak von der Brust, „daß unser Herrgott über dich und deinesgleichen lacht ... aber höre! ... zornig lacht, wie man über etwas Verkehrtes lacht, weil es so drollig aussieht, aber doch auch zürnt, weil es so unvernünftig ist? Von solchem Lachen hör' ich viel in der Heiligen Schrift. Es ist eigentlich ein schreckliches Lachen."

Piso rückte wieder etwas weg.

„Da hat der liebe Gott so viele Freuden

Digitized by Google

für euch Jungens erschaffen. Und ihr tut wie blind und wollt von hunderten nur eine, die gerade nicht für dich blüht. Da ließ er so hübsche Jüngferchen wachsen und du siehst nur eine, die nicht für dich paßt, und siehst die andern nicht und rennst dir den Kopf ein. Nein, Piso, Pisello, da lach' ich."

„Ach, Ihr, ein Geistlicher, was versteht Ihr davon, wenn man liebt!"

„Haben wir etwa einen Stein, da links unter der Weste?"

„Nein, aber . . ."

„Aber genau ein Herz wie ihr andern. Und mit diesem Herzen muß es sein wie mit einem gesunden Appetit, der an eine üppige Tafel tritt: Ich will Huhn! Da heißt es: Schon vergeben! — Und nun wäre da noch Kalbsbraten und Mortadella und Salami und Milkepastetchen und Pasta frolla und viererlei Käse. Aber ich will durchaus Hühnlein und marschiere zornig vom Tische und hungere. Gut, so verhungere, sagt der Herrgott und lacht seinen Zorn über dich Tölpel."

Piso wollte auffahren.

„Und ich, donnert der Herr, ich bin dir nichts, ich, der Alleshabende, Allesgebende? Nur so ein Hühnlein . . . Du Knirps im Staub!"

„O Don Massimo!" seufzte der junge Serra.

„Glaub' mir, Kind, die Jungfer Mala Golzi ist nicht für dich . . ."

„Aber für Elvezio," brauste Piso jäh auf.

„Ist überhaupt für niemand. Die hat für einen einzigen zu wenig Herz, aber zu viel für die vielen."

„Ich verstehe nicht, Reverendo."

„Sie kann nicht lieben, und das möchte doch der einzige, sie kann nur liebeln, was die Hundert und Tausend wollen. Verstehst du?"

„Ein wenig!" Tief ließ Piso den Kopf sinken.

„Ach," ermutigte der Canonico und schüttelte geräuschvoll die schwarze Sutane, „das sind alles Menschlichkeiten, nicht einmal Sünden, und niemand stirbt daran. Aber eine Todsünde ist es, bei solchem Spiel und Genarr den Vater aller Liebe so ganz und gar zu vergessen. Gewiß betest du schon lange kein Paternoster mehr und stehst bei der Messe auf der Piazza."

„O wenn ich wieder einmal in Ordnung wäre, dann wollt' ich ganze Rosenkränze . . ."

„Pst! Jetzt, jetzt," wiederholte Don Massimo nachdrücklich, „jetzt, wo gerade Unordnung ist, mußt du beten. Schau', weil man in der Unordnung nicht betet, gibt es nie Ordnung."

„Aber . . ."

„Kein aber! Man hebt die Klöster auf, man raubt dem Heiligen Vater den Kirchenstaat, man verspottet die Priester, schreibt Zeitungen ohne Glauben, der Katechismus . . ."

„Aber, Reverendo, was hat das mit Mala und mir zu tun?"

„Viel hat es zu tun. Du bist auch so ein neues kleines Italien. Jeder Mensch ist ein kleines Königreich. Und du hast auch solche Geschichten ohne Gott angefangen. Bet' jetzt nur ein schlichtes, tiefes Vaterunser. Da, falte die Hände, probieren wir!"

Sie saßen in der Dämmerung der kühlen Hausflur. Über die Domdächer woben Abendmücken und tiefgelbe Sonnenstrahlen einen goldigen Nebel. Kinder spielten das beliebte Quadrato und ihre Glaskugeln klingelten nicht heller als ihre süßen Kehlen. Von der Stadt herauf summte der plauderhafte, spazierfrohe, pfeifende Feierabend.

Eine solche Minute hatte Piso seit Kindstagen nicht mehr erlebt. Unschuld und Himmelsschauer durchströmten ihn. Im Paternoster des Alten lag der Friede auf jedem Wort. Pisos schmutziges Abenteurergesicht wurde licht, in seine hastigen Augen trat Windstille, und seine dunkle Lippe bekam beim Nachbeten der großen Worte ein reines Rot, als hätten Engel alle niedrige Sinnlichkeit weggeküßt. Wie schön sah er jetzt aus!

Er zehrte noch von diesem Vaterunser auf dem Wege nach Hause. Er vertraute, der Himmelsvater, der alle seine Kinder liebe, führe ihn, stoße ihn von selbst zum Rechten.

Aber schon beim Anblick der Libreria begann der Zweifel, ob er doch noch hineingehen oder vorübergehen solle. Davon stand nichts im Vaterunser.

Führe uns nicht in Versuchung! Ja, das schon. Aber welches war die Versuchung: das Vorbeigehen, wozu ihn ein süßer Trotz lockte, oder das Hineingehen, wonach sein Blut ihn trieb?

Er klopfte, was er früher nie getan, und trat gewaltsam ein. Sofort erkannte er, daß Malas Gesicht nicht aufjubelte, wie er nach ihrem Flehen erwarten durfte, sondern eher erschrak und ein Papier in die Brust schieben wollte. Es gelang ihr nicht mehr. Da faßte sie sich und legte den Brief aufs Tischchen. Wozu auch heimlich tun?

Aber sie war erregt und übersprudelte sich. Elvezio hatte wirklich geschrieben. „Welch wundervolle Schrift schon. Sieh nur selbst! Jeder Buchstabe ein Graf wie er selber. Und jeder Satz so kurz und vornehm. Lies . . . was sagst du dazu?"

Er stand da wie ein Stein. Eiskalt überlief es ihn. Don Massimo, Hühnchen, Vater-

unser, alles war zerstoben. Seine Augen röteten sich.

‚O,' dachte Mala, ‚wenn er jetzt nur eifersüchtig wird, wenn er mich in die Arme drückt und küßt und befiehlt: Schreibe ihm, daß es zu spät ist, daß wir zwei heiraten, in zwei, drei Wochen heiraten! Aber daß wir ihn wie gute Freunde grüßen.'

Statt dem keuchte Piso unheilvoll: „Lies du!"

Sie hielt das schöne Papier mit dem dalla Rocca-Wappen vor sich und ihn hin und las immer unsicherer: „Liebe Mala, ich bin nun solid in meiner großen Plantage eingebürgert. Alles gefällt mir, so neu es auch ist, oder gerade darum: das Leben, die Arbeit, der Lohn. Mir ist, ich sei ein anderer Mensch geworden, ein nützlicher, glaub' es nur, Kleine! Ich segne mein Schicksal und zum vollen Glück fehlt mir nur noch eins, das Wichtigste, Du, Allerliebste. Komm! Ja, schreib schnell, daß Du kommst, und ich schicke Dir einen treuen Reisebegleiter. Laß nicht warten Deinen Elvezio dalla Rocca."

In dieser Sekunde tat Mala einen Schrei und ließ das Blatt fallen. Piso hatte darauf gespuckt. Blut war dabei. Seine Lippen tropften noch vom Speichel.

Wie sie noch dastand, aus ihrer Buchbinderinnensanftmut auflodernd, gab er ihr einen groben Stoß vor die Brust und sagte mit wüstem Lachen: „Hurtig, stiefle dich! Ihr gehört zusammen, ihr Falschen. Mala heißest du und eine Schlechte bist du immer gewesen, Malissima!"

Sie hatte sagen wollen, daß dieser Brief sie nicht im mindesten verführe, daß sie nur ihn liebe, sie wisse es jetzt klar, daß sie nur ihn begehre . . . Ob er noch wolle, sogleich wolle? . . . Aber da spuckte er und traf noch ihre Finger. Das ging auch über ihre Buchbinderinnengeduld. Sie brachte nichts anderes hervor als: „Bestia! . . ." Und dann: „Fertig! Basta!"

Nie hat sie später gewußt, was sie eigentlich damit gemeint hat. Fertig mit Piso? Mit Elvezio? Mit allem? Oder fertig für heut abend, kein Wort mehr reden, genug! Sprechen wir uns aus, wenn wir ruhiger sind.

Freilich, sie hatte auch Bestia gesagt. Du Tier du! Aber was heißt das im Zorn und in unserm überschäumenden Italienisch?

Er aber verstand das Bestia und Fertig und schoß wirklich wie ein wildes Tier in die Nacht hinaus.

★

Von nun an tobte er sich im Walde aus. Manchmal betrank er sich wieder. Aber, potztausend, wie nüchtern war er bei Tag und Nacht, wenn es galt, den Schlichen der Frevler auf die Spur gehen, das Heimliche [illegible] Bande zu belauschen. Es war dann [illegible] ihn zu verstehen. Wer versteht den [illegible] Und schwer, ihm zu folgen. Wer hält [illegible] mit dem Blitz? Und Blitz und Donner [illegible] er geworden; jede Woche gab es [illegible] und Hetze.

Mala war wie gebrochen seit [illegible] Abend. Zum erstenmal schob sie [illegible] Falzbein trostlos von sich. Sie [illegible] Brief, küßte ihn, bald für Elvezio, bald [illegible] Piso, und litt', wie ein einundzwanzigjährig[illegible] etwas stubenhaftes, ein bißchen [illegible] netes Jüngferchen nur leiden kann. [illegible] stand sie auf dem Punkte einzupacken [illegible] nach Amerika zu reisen.

Da geschah ein neues Abenteuer und [illegible] dem krausen Gang des Schicksals endlich [illegible] letzten Bogen.

Eines Nachmittags begegnete Piso [illegible] dem alten dalla Rocca mit Flinte, [illegible] horn und Patronen und mit zwei [illegible] Fasanen tief hinten in Selvatorta, [illegible] jener Waldteil damals noch hieß. Er [illegible] deutlich zwei Schüsse gehört, schlich [illegible] Fährte nach und stand nun so verdutzt [illegible] nicht einmal der gräfliche Wilderer.

Dalla Rocca hatte immer behauptet, [illegible] neue Reglement für niedere Flugjagd [illegible] ungesetzlich. Spatzen und Finken und [illegible] schieße er wenigstens, wann und wo er [illegible] und wäre es an der Stumpfnase des [illegible] Königs vorbei. Überdem hätten die [illegible] Rocca stets Jagdprivilegien genossen. [illegible] mir nichts dir nichts könne man sie nicht [illegible] blasen.

Nun aber guckten freilich zwei Fasan[illegible] aus seinem Lendensack. Ging das [illegible] vielleicht bis zum Auerhahn, Hasen [illegible] Fuchs?

Nach der ersten Verblüffung fuhr [illegible] Freude, schwarz wie der Teufel, durch [illegible] abgezehrten, knochigen Leib. Das war [illegible] auch wie vom Leibhaftigen eingefädelt. [illegible] passet auf, ihr zwei ehrlos Verliebten, ich [illegible] den ersten Streich.

Höflich grüßte der Baron und wollte [illegible] geniert weiter. Aber Piso faßte ihn am [illegible] und donnerte: „Halt!"

„Was beliebt?" fragte dalla Rocca [illegible] zerrte sich unwillig los.

„Sie haben gejagt. Zeigen Sie mal [illegible] Patent."

„Ich brauche keins für solches Zeug." [illegible] ringschätzig wies er auf das Geflügel.

„Sie brauchen es so gut wie jeder ander[illegible] Und dazu ist Schonzeit."

„Schonzeit?"

„Sie haben gewildert und müssen [illegible] mit mir ins Stadthaus gehen."

Digitized by Google

„Was fällt dir ein, junger Mensch! ennst du mich nicht? Baron Andrea Carlo olo dalla Rocca!"

„Gerade darum müssen Sie erst recht kom- en. Einem Baron ist nicht mehr erlaubt s einem Schustergesell."

Sogleich knickte der Mut des kleinen, innen Mannes zusammen. In seinen inen Zügen zitterte es. Er strich mit der handschuhten Hand über sein immer noch isches, blondes Haar und seufzte: „Leider icht, ja, leider nicht! Aber ich dachte wirk- ch nicht, daß man einem dalla Rocca wegen olchen Nichtigkeiten . . ." wieder warf er inen herablassenden Blick auf seine Beute... Willst du die Fasanen?" wandte er schnell en Satz. „Ich schenke sie dir gerne. Der ine ist feist wie ein Hammel. Sieh da . . ." Er betastete den Bauch und zerrte einen Schenkel aus dem Flaum. „Sieh nur . . . Solzi — der junge Golzi, nicht?"

Piso griff wieder nach seinem Arm.

Der Alte wich zurück und verlegte sich aufs Bitten. Wie ein Kind lispelte er: „Bitte, tu mir den Gefallen, nimm sie! Ich will nichts davon. Die Buchbinderin soll sie dir braten. Ich höre ja, daß . . ." er lächelte mit einer artigen Schlauheit . . . „Guten Appetit!"

„Wir verlieren nur Zeit, kommen Sie," sagte Piso hart. Er mußte mit sich selber kämpfen. Dieser Alte war keiner von der Bande, wußte nicht einmal davon, ist einfach da so leichtsinnig und selbstgefällig ins Vergehen gerutscht. Sollte er ihn nicht laufen lassen? — Aber da gab ihm das Wort Buchbinderin eine neue, böse Energie.

„So gehen, mit dir, etwa in Arrest? Ich ein dalla Rocca! So durch die Stadt? Bitte, mein Herr, das ist kein vornehmer Spaß." — Er wehrte mit beiden Armen und warf die zwei Vögel weit von sich. Wie ein Kind.

„Fertig, du gehst mit mir," schrie jetzt Piso rauh. Er hob die Fasanen auf, hörte ein Rascheln hinter sich, wahrhaft, der Alte schlüpfte davon wie eine Eidechse.

Einen Moment schwankte Piso wieder: ‚Soll ich den Tropf nicht laufen lassen? Er ist ja verkindet. Aber sein Sohn Elvezio, der Brief aus Amerika, wie Mala aufglühte, ihr: Bestia, fertig! Dieses ganze heillose, gemeine Nest, nein, zugepackt!'

Er sprang dem Flüchtling nach und dachte, diesen Narren zu fangen sei Spiel. Aber war es eine angeborene Behendigkeit dieses Aristokraten, den man sonst nur als Faulpelz kannte, oder seine heillose Angst vor der öffentlichen Schande, kurzum, er hüpfte so possierlich schnell zwischen den Stämmen durch, lief um Büsche, kroch durch Gräben und machte so einen verflixten Zickzack, daß Piso zehnmal zu fassen glaubte und zehnmal leer griff. Wütend gab er einen Alarmschuß ab. Seine Arbeiter waren nicht weit. Aber wie nun der Baron zu allem Rennen fluchte, flehte, die Fäuste ballte, der Madonna rief und ab und zu einen Knüppel hinter sich schleuderte, da schämte sich der junge Serra ernstlich solcher Jagd. ‚So macht Euch denn aus dem Staub,' wollte er rufen. ‚Ihr dauert mich. Aber laßt Euch kein zweites Mal hier treffen! . . .'

Doch bevor er eine Silbe herausbrachte, war dalla Rocca elend an einem Brombeerbusch noch halb ins Gedörn niedergesunken. Er atmete mühsam, der Hals und die rechte Gesichtshälfte war von Blut überspritzt, er kniff die Augen zusammen und blieb reglos liegen. So kläglich sah sich das an, daß die letzte Rache aus Piso wich und er die ganze Suppe mitsamt dem Teufel, der sie eingebrockt, zum Teufelsteufel wünschte.

Aber schon nahten die Forstgehilfen und erkannten sofort den Vorgang. Jetzt gab es kein Zurück mehr für Piso, sollte er nicht seinen unparteiischen Ruf und damit seine einzige Kraft und Sicherheit verlieren. So setzte er denn die strengste Miene auf, und da der Baron zuerst sich todkrank schwindelte, dann plötzlich mit der Flinte um sich fuchtelte und aus Torheit gefährlich werden konnte, legte er ihm Handschellen an und ließ ihn zur Amtsstube des Verhörrichters abführen. Piso selbst blieb unzufrieden mit sich und aller Welt im Walde zurück.

So ward der Baron in schmählichen Handschellen zwischen zwei Aufsehern, besudelt und voll Schrammen, wie ein Verbrecher das Städtchen hinaufgeschleppt, umgafft, bestaunt und von schlechten Witzen überregnet. Er glaubte es nicht zu überstehen, aber überstand es doch und saß dann acht Wochen gemütlich in der Arrestzelle, mit dem Malen seines Stammbaumes beschäftigt und bedient wie ein Fürst. Denn von Amerika strömte ihm Geld in Fülle zu, und seine Trinkgelder wurden berühmt.

Aber auf Mala wirkte dieses Ereignis so niederschmetternd, und sie schämte sich so fürchterlich für Elvezio, Elvezios Vater und sich selber, daß sie nun heftig beschloß, vor Piso und allen Unruhen nach Amerika zu fliehen. Ja, recht eigentlich zu fliehen. Hier konnte man doch nicht mehr im Frieden leben und buchbinden.

Sie zitterte nicht vor der Reise, sondern vor dem Abschied vom alten Leben. Sie erinnerte sich noch immer mit Schaudern, wie sie schon einmal eine große Frechheit im Leben gewagt hatte. Es handelte sich da-

Digitized by Google

mals um eine dicke, wertvolle Chronik von Perugia, die sie in einen Band binden sollte, mit schwarzem Leder und Goldschnitt.

Aber ihr kam der Umfang viel zu groß für einen Band vor, und auch der schwarze Einband und der Goldschnitt schienen ihrem feinen Empfinden hier ganz textwidrig. Und sie, die Genaue, Folgsame, Pünktliche, zerlegte das Werk unter Herzklopfen in zwei Bände, und zwar mit braunem Leder und altrotem Schnitt. Es schwindelte ihr der Kopf noch heute wie vor einem kühnen Wunder, wenn sie an jene Frechheit dachte.

‚Wenn ich das konnte und es gut ablief,' versprach sie sich, ‚so kann ich auch nach Amerika ohne Gefährde reisen. Es ist nicht schwerer.' Und sie half sich noch besser, sie überblickte auf der Landkarte das weite blaue Meer und dann auf dem kleinen Tupf Todi diese Buchbinderei, wo man sich zwischen vier Stühlen, zwei Tischen und einem Schrank kaum bewegen konnte. Soll nun ihr ganzes Leben in diesem Winkel ersticken? Geht das in einen einzigen, so schmalen Band? Aus der Chronik machte sie doch zwei, kann sie ihr Leben nicht auch in zwei Bücher teilen: erster Band Todi, zweiter Band Amerika? Und alles in einem frohen, lebenslustigen, roten Schnitt!

Sie hörte von Piso nur Wildes, Räusche, Hinterhalte, Fallenlegen, Abfang armer Schlucker, Kämpfe, Verwundungen, gesalzene Strafen und wieder Räusche. Nein, da gab es keine Ordnung mehr.

Und so packte sie ein kleines Bündel zusammen, notierte alles, was Haus und Habe betraf, in ein Heft für die Schwestern Serra und reiste verstohlen an einem sehr frühen Morgen nach der Hauptstadt der Provinz ab. An die Porta Perugina hatte sie einen zweirädrigen Karren bestellt. Von Perugia wollte sie dann die Eisenbahn nach der Hafenstadt Livorno nehmen.

Aber im Wagen neben dem Fuhrmann Personi redete sie merkwürdig. Sie gehe nur Waren für ihren Laden einkaufen. Aus der Ferne bediene man sie oft schlecht. Jetzt wolle sie einmal persönlich mit dem Gerber Quantone und der Papierhandlung Simonetta e Fratelli verhandeln. Und doch fielen wieder Worte wie: jetzt beginne ein anderes Leben, aber wie schwer sei es, fern von Todi zu arbeiten und froh zu werden.

Der Fuhrmann erwiderte, er fahre gerne einmal nach Perugia hinauf. Aber nach drei Tagen zerre es ihn schon mit allen Stricken und Gäulen nach Todi zurück.

Langsam fuhr der Wagen hügelauf, hügelab. Personi sagte, die Jungfer solle doch nicht so traurig auf dem Brett sitzen. So eine Junge, Hübsche brauche nur zu winken, und gleich rolle ihr das Glück in die Beine. Übrigens raste er nur zwei Tage in Perugia. Wolle sie dann mit ihm heimfahren, so brauche sie nur am Albergo della Stella nach ihm oder Tomasini, dem Fuhrhalter, zu fragen.

Es ist wahr, zuerst schnappte sie die zügige Luft um den Reisewagen voll Appetit auf, wie etwas Neues nach der langen Zimmerluft. Aber je länger es durchs Tibertal hinaufging, um so fremder und ungewohnter kam ihr alles vor. Mochte das gelbgrüne Flußwasser noch so frisch zu ihr aufatmen, die umbrische Pfirsich noch so fein duften, sie schnüffelte unruhig nach etwas anderem, das wie Kleister riechen sollte.

Bei Rigabianca sprang damals ein hohes Gebüsch von Weiden, Birken und Erlen zur Straße, von Wässerchen durchbrummelt. Da saßen zwei Musikanten, einer zog die Harmonika, der andere blies auf einer Art Flöte. „Was singen sie?" fragte Mala, von der Melodie unwiderstehlich angezogen. Man hielt ein Viertelstündchen. Die Gauner saßen im Erlenlaub und hatten eine Flasche Chianti zwischen den Beinen und harte Maistorten auf einer Zeitung und tranken, bissen ins Gebäck und dehnten die Wanderglieder und sangen zweistimmig, wie die Weltstraße doch so weit und grau und unfreundlichen Sinnes sei, wie man sich darauf hundert Schuhe und seine einzige Seele ablaufe und doch kein warmes Ziel finde. „O Seelchen," klagten sie, „wärst du doch im Nest geblieben, so klein und dunkel es auch war. Wanderschwalbe Seele, nun verlierst du alle Federn und erstickst im Buio." Ja, im Buio sangen sie, im Dreck.

Und die Seele Malas zog zitternd ihre schon so müden Fittiche zusammen. Ach, was für eine weite, weite Reise! Und das Ziel Elvezio, ist das Ziel genug?

In Perugia konnte sie die erste Nacht keine Minute schlafen. Den ganzen Tag stand sie wie zwischen zwei Messern. Soll ich die Eisenbahn nehmen, ade? Oder soll ich mit dem Karren zurück?

Mechanisch ging sie zum Bahnhof hinunter und löste ein Billett nach Livorno. Sie wußte kaum, was sie tat. Aber dann lief sie am zweiten Morgen in mehrere Geschäfte, kaufte flüssigen Gummi, der goldene Honigfäden zog, ein neues Messer, das totenstill den dicksten Karton durchschnitt, weißes und farbiges Deckelpapier, Rückenleder, Goldstaub und Pinselchen. Für den Urwald? Einerlei, sie kaufte. Dann fragte der Ladenherr, ob sie das schon kenne, und hielt ihr ein kleines Rätsel aus Metall vor Augen.

Digitized by Google

Hinten war ein Hebel zum Niederziehen und vorne biß ein spitzer Eisenzahn bei jedem Hebelzug ein scharfes Löchlein durch Hunderte von Blättern durch eine ganze Beige von Bogen und zog zugleich einen Draht oder Faden durch, eine stramme Naht.

Bei diesem Buchbinderwunder klatschte Mala in die Hände. Todi und Piso, Florida und Elvezio verdufteten vor dieser kleinen sechzigfränkigen Heftmaschine zu nichts.

Sie kaufte und kaufte und packte ein und stand wieder ratlos auf der Straße. Kaum dreimal vierundzwanzig Stunden war sie von Todi fort. Sie aber dünkte es schon lange und furchtbar ferne.

Da schrie ein Zeitungsverkäufer etwas Besonderes über den Platz vor San Lorenzo. Es gab ein Gedränge von Neugierigen, alles kaufte das Blatt und disputierte und fuchtelte mit den Armen. Die Aufregung wuchs. Aus den Fenstern kamen Fragen und aus den Türen sprang das junge Volk. Dort beim Barbier Giobbi stand auch ihr Kutscher und winkte heftig, als ginge die Sache sie besonders an. ‚Etwas mit Piso!' dachte sie entsetzt und hörte nun im Herzuspringen einen düstern großen Mann zu einer Gruppe wiederholen: „Ja, großer Waldbrand bei Todi, Kampf mit den Untätern . . . drei Tote . . . worunter auch der Förster Piso Golzi . . . wisset, jener Ulisse . . . jener kühne Hauptmann . . ."

Mala schüttelte den Kutscher an beiden Ellbogen. Ihre weichen blauen Augen schienen herauszutropfen. „Giobbi oder Personi oder wie, fahren wir sofort heim, bitte, noch diese Stunde. Es gibt eine warme, helle Nacht. Ich zahl' Euch das Doppelte."

„Ja," entschloß sich Personi, „das müssen wir sehen. Herrgott, bei Porchiano hab' ich zwei Juchart altes Buschland. Sogleich füttere ich die Pferde. So ein Feuer! Und Euer armer Piso!"

‚Mein Piso, ja, mein Piso, du hast recht,' sagte das schöne kleine Fräulein innerlich und drückte ihn im Geiste an ihren barmherzigen Mund.

„Ist mein Sack gut verstaut, daß er nicht rutscht," bat sie, als Personi die Geißel über das Pferdepaar knallen ließ. „Es hat Dinge drin, die nicht zerbrechen dürfen." — Dann fuhren sie in den wehenden Abend des Tibertals hinunter, von der vollen roten Mondscheibe am südlichen Apennin wie mit Blut und Feuer überspritzt.

★

Als Piso Serra von innern und äußern Fiebern geschüttelt sich spät nachts in Rock und Stiefeln aufs Bett warf, sprangen die Schwestern herein und erzählten händeringend, Mala sei nach Amerika verreist. Diesen Brief habe sie hinterlassen. Es stehe ein Gruß für Piso drin.

Der Bruder starrte die Geschwister schneeweiß an, biß sich rechts und links in die Lippe, sprang dann auf, wischte den Schweiß ab und stürzte wortlos mit dem Stutzen auf der Achsel in die Nacht hinaus.

Er wußte nicht, was er wollte, jedenfalls in den Wald. Am Prillonehügel keuchte er empor. Die Wächter weiter unten sollten ihn nicht bemerken. Aber der Hund schlug an und verriet ihn. Sie erschraken vor seinem verzerrten Gesicht und wichen nicht von seiner Seite, ob er auch mit dem Revolver drohte.

Sie hätten nun ja ohnehin nach ihm geschickt. Denn sie hatten rechts in den Höhen Pfiffe gehört und Laternen durch die Lichtung blinzeln sehen. Das anrüchige Ristorante Bolzi war am Abend fast leer gewesen. Die Halunken hatten also etwas vor.

„Habt ihr geladen?"

Sie klopften an den Gürtel. „Stramm geladen."

„Dann schräg hinauf!"

Sie liebten Piso trotz seiner finstern Art. Denn er hatte sie doch immer als Kameraden behandelt und Regen und Sonne mit ihnen geteilt. Sie fühlten überdies, daß er noch viel ärmer sei als sie Habenichtse. Es war gegen Mitternacht und dumpf und heiß auch im Dickicht. An den fernen Hügelrändern wetterleuchtete es rastlos. Die Vögel muckften nicht, kein Blatt rührte sich. Die Luft war dick und lastend, und der Wald gähnte um sie herum schwarz wie das Maul eines Riesenunglücks. Der Mond war noch nicht da. Die Lichter von Todi zitterten dann und wann durch eine Lichtung herauf.

Sie hörten durch die Stille etwas wie Tasten, Knistern, Murmeln. Wie Katzen schlichen sie höher, vergaßen alle Müdigkeit, und plötzlich meinten alle drei gleichzeitig, einen brenzligen Geruch in der Nase zu spüren, wie von einem halberstickten Feldfeuer oder einem qualmenden, ungern brennenden, grünen Holz.

Das ward mit jeder Minute heftiger. Nun sah einer, dann alle drei einen lichten Fleck, der wuchs und immer weiter herum rötete. Am Sasso bello war Feuer.

Sie schrien auf vor Schrecken, einer lief nach Mannschaft in die Stadt, Piso raste den andern weit voraus bergauf, nur der schnelle Martino vermochte ihm noch eine Weile auf der Ferse zu folgen, dann mußte auch er innehalten und Atem schöpfen. Und da gerade sah er Pisos Schatten in einen abgeholzten Platz springen, vor sich die rasende Helligkeit, sah plötzlich einen zweiten, dritten,

Digitized by Google

vierten Schatten, es lief zusammen, floß lautlos auseinander, und als Martini endlich an der Stelle war, wäre er bei einem Haar über Piso gestrauchelt, der über eine Wurzel längelang ausgestreckt lag, das Haar voll Blut, den Zahn in die Unterlippe gebissen, wie tot. Durch das dürre Unterholz knisterten Millionen gelbe und blaue Flämmlein herzu, während weiter oben schon ganze Bäume aufloderten. Der treue Martini lud seinen Meister auf die Schulter, floh ans Brünnlein Naldi hinunter, netzte und wusch Piso und pfiff, so mächtig er konnte, durch die gebogenen Finger um Hilfe für den armen Wald und den noch ärmern Waldhüter Piso.

Als Jungfer Mala nun zwei Tage später heimkehrte, fand sie Piso auf einer Matratze in ihrer Buchbinderei liegen, ohne sie zu kennen, aber ihren Namen immerfort durch die großen Zähne bröckelnd und mit Blut, Feuer, Mörder verbindend. Auf der rechten Kopfseite, wo er schon einmal schwer verletzt war, klaffte eine breite Wunde.

Statt sich mit dem Sterbenden die steilen, engen Stiegen hinaufzuquälen, hatte man ihn gleich hier zu ebener Erde hingelegt, als gehörte er nirgendwo anders hin. Die meisten wußten nichts von Malas Abreise und nahmen es als selbstverständlich, daß sie den elenden Freund betreue.

Das tat sie Tag und Nacht und stundenlang starrte sie ihm in die irren Augen, um seine Vernunft herauszubitten und ihm dann eine demütige, heiße Reue zu bekennen.

Der goldgelbe Gummi und der neue Kleister vertrockneten in den Gläsern.

„Könnten wir nicht heiraten?" fragte sie in blutroter Verwirrung den Canonico bei einem Krankenbesuch; „Piso und ich, so wie wir jetzt eben sind? Er liebt mich, ich ihn, also!"

„Aber er hat kein Bewußtsein vom Sakrament. Es wäre keine gültige Ehe," widersprach Don Massimo, der dieser kleinen Eva überhaupt nicht traute. — „Er kann ja nicht einmal Ja sagen."

„O," rief sie und es rann ihr der Purpur der Scham und Freude übers kleine Gesicht, „er hat tausendmal Ja gesagt, als ich's nicht hörte. Jetzt hör' ich's, auch wenn er schweigt."

„Ich müßte es auch hören, Kind Gottes. Geduld, er wird schon zu sich kommen und vielleicht Ja sagen. Ihr seid dumme, unartige Rangen gewesen, bis euch der Herrgott zurechtgeprügelt hat. Dankt ihm!" —

Aber heimlich dachte dieser Kenner der Herzen, das sei so ein sentimentaler Einfall. Sie passe nicht zur Ehefrau, basta.

Aber auch Mala tröstete sich. Sie hatte nun Piso so hübsch bei sich, so ganz in ihrer Hand wie noch gar nie. Sie ganz allein durfte ihn pflegen. Immer gab es da etwas zu tun: das Essen zu richten, die Medizin einzulöffeln, seinen Schweiß zu trocknen, die Kissen bequemer aufzuschütten, die Vorhänge zuzuziehen, Umschläge zu machen, die Wunde schonlich zu salben, die Fieber zu messen, auf sein irres Geschwätz sanft zu antworten und für ihn zu beten. Tag und Nacht kam sie nicht zur Ruhe. Aber indem sie das alles wunderbar genau verrichtete, verschönte und veredelte sich ihr Gesicht. Etwas Weiches wie Pfirsichflaum ging darüber, und niemand konnte sagen, ob der milde Ausdruck ihrer Mienen mehr von jungfräulicher oder mehr von mütterlicher Liebe stamme.

Als Piso stiller wurde und weniger brauchte, begann Mala doch den neuen Gummi aufzulösen und das Heftmaschinchen zu probieren. Es ließ sich köstlich damit wirken. Sie falzte, schnitt und verklebte wieder und besorgte den Kranken in der Ecke und fühlte sich alles in allem zufrieden, da Piso sie allmählich erkannte, anlächelte und endlich ihre Hand suchte und an seine Brust drückte.

Wie hatte er beim ersten Zerreißen des Dunkels gestaunt. War es möglich? Saß wirklich sie dort im Fensterlicht und rispelte und raspelte und guckte unendlich mütterlich jede Minute in seine Ecke? Gerne schlug er die Augen wieder zu und glaubte daran und träumte davon. Und als er sie wieder aufschlug, war sie noch da, zierlicher und sauberer als je, etwas schier unangreifbar Hübsches, Leises, Geschäftiges und rispelte und raspelte noch und sorgte mit zwei flinken Augen jeden Augenblick zu ihm hinüber.

Er siechte an der unheilbaren, zerstörenden Wunde dahin. Sie las ihm nun oft wieder vor wie früher. Sie speisten, lebten, schliefen im gleichen Stübchen, schliefen oft so, daß sie einfach neben seinem Kopfende saß, das Gesicht auf sein Kissen legte und indessen seine Hand zärtlich über ihr Haar fuhr, neben ihm wie eine Schwester oder Mutter einschlummerte.

Nun mahnte Don Massimo seinerseits: „Jetzt könntet, ja solltet ihr eigentlich heiraten. Er kann sehr gut Ja sagen."

„Nein," sagte hingegen Piso sehr klar. „Nein, Reverendo."

„Warum nicht?"

„Fürs Leben heiratet man. Das ist der Sinn der Hochzeit. Aber lieben tut man für Tod und Ewigkeit. Komm, Malinetta!"

Er küßte sie auf beide Wangen und auf den Mund. Aber er tat es so rein, daß auch ein Reverendo und Reverendissimo ganz wohl zuschauen durfte.

Digitized by Google

„Das ist mir noch nie vorgekommen," brummte Don Massimo im Heimgehen. „Sind es Geschwister, sind es Brautleute? Da sehe Gott zu!"

„Es sind Brautleute, sag', was du willst," widersprach der Colonello gewohnheitsmäßig.

„Und ich sage, es sind Geschwister; das waren sie von klein auf, das bleibt."

„Brautleute!"

„Bruder und Schwester!"

★

Wenige Wochen nach Pisos Tod saß Mala von morgens bis abends wieder in alter, vergnügter Geschäftigkeit am Kleistertisch und blickte, die blauen Augen zwinkernd, von Zeit zu Zeit über die Papierstöße hinaus zur Uniform am Türhaken, um mit beruhigter Miene zum Tischlein zurückzukehren. Früher hatte sie zum horchenden Knabengesicht, dann zum verbundenen Kopf im Bett blicken müssen. Jetzt war jenes Kleid ihr Piso genug. Sie lebte halb davon. Sie sah Piso und streichelte ihn über Stirn und Wange, so oft sie die grüne, tapfere Uniform betrachtete.

Abends nach Wirtschluß kamen die beiden Schwestern Pisos herab, und man redete vom Toten zehnmal mehr als einst vom Lebenden. Man sagte, es habe in Gottes Namen so kommen müssen. Des Himmels Gewalt! Im Walde, tröstete man sich, sei ein Steinblock mit seinem Namen übergoldet und auf dem Grabstein stehe sehr dick gemalt: „Er hat zweimal das Leben für Italien geopfert, einmal für seine Ehre und einmal für seine Ordnung. Achtet ihn!" — Und der Canonico hatte beigefügt: „Und er ist ohne Zorn, weise und brav wie ein Christ gestorben; liebet ihn!" Und bei solchen Reden wurden die Jungfern gerührt, freuten sich eines solchen Grabes und des Helden darin, und es waren nicht zwei, es waren fortan drei Schwestern.—

— Und die Jahre hinkten oder rannten an diesen stillen Fräulein vorbei wie unten am Stadthügel der alte Tiberfluß. Der Oberst, der Domherr, der Baron dalla Rocca starben, die Wirtschaft wurde stiller, sozusagen eine Gaststube für ein paar Freunde zu Mittag und zum Abendessen. Unten im Erdgeschoß strich und tüpfelte Mala und fühlte nun gut, daß ihr Leben in einem einzigen Band mehr als genug Platz habe.

Abends zündete sie die Lampe an und las in alten Büchern und betete fünf langsame Vaterunser für Piso und dann ein flinkes für Elvezio. Aber sie schrieb diesem nie, und zwischen ihnen lag nicht bloß der Ozean voll Wasser, sondern auch ein Ozean voll Schweigen.

Ledige Jüngferchen bleiben meist gesund und bekommen viele, aber nicht tiefe Runzeln und verfärben sich nicht und werden fast hundertjährig.

Aber siehe, nach beinahe vierzig Jahren kam noch in Malas Leben nicht ein zweiter Band, aber doch ein ganz neuer Abschnitt.

Denn eines Nachmittags, so um die drei, da sie leise vor sich hinsummte und ein Drahtnetzlein ordnete, dieses Rätselweiblein, da hörte sie durch die öde, leere Stunde einen sonderbaren Schritt übers Pflaster nahen. Sie wollte ihrem Ohr nicht trauen, aber schon zuckte es durch ihren ganzen Körper. Es klopfte nicht an der Türe, nein, es stieß gleich den Fensterladen von außen auf. So sicher war es, was da kam. Mala sah den schmalen weißen Griff der Finger und rief leise: „Elvezio!"

Da stand er im Fenster, ein bißchen ins Licht zurück, so daß sie ihn sogleich erkannte, schneeweiße Haarbüschel um die Ohren und so ein Kränzlein gegen den Nacken, sonst kahl und ausgebrannt wie die Piazza da draußen in der Sonne. Und wie mager war er und wie alt machten ihn die weißen Brauen und der eisige Schnurrbart! Aber wie elegant stand der Sechziger noch da, wie behend neigte er den Hals, und vor allem wie unverblüht groß und silbern leuchteten immer noch die Augen. Aber sonst gab es nichts als ein braungeröstetes Gesicht und Kahlheit und ein bißchen Schnee darüber.

Sie sahen sich stehend und wortlos an, dann ging die Erregung und Neugier ihrer Blicke in Milde über, und in einer Art von Andacht reichten sie sich ganz leise die Hand.

Elvezio hatte weit über die Testamentsklausel hinaus herzhaft auf seinem Posten verharrt. Nun endlich verkaufte er alles und kehrte zur Wiege seines Daseins zurück. Das ist so menschlich, ist vor allem so italienisch.

Aber Mala merkte bald, daß noch ein besonderer Grund zu diesem Entschlusse mitgewirkt hatte. Elvezio litt schwer an Gicht. Wie beim Vater gab es Tage und Wochen von jünglinghafter Geschmeidigkeit, um nachher doppelt hilflos im Stuhl zu liegen. Es war ein Familienerbe und hatte sich im feuchten Klima seiner wasserreichen, schwerbewaldeten Pflanzung schon früh bei Elvezio gemeldet und schon zeitweise einen fast unerträglichen Grad erreicht. Die Ärzte wiesen ihn nach Mexiko hinunter, wo es hoch und trocken sei. Ach, wo schien es dem Altgewordenen so hoch und trocken und sonnig wie auf dem Felsen zu Todi, im engen Städtchen, wo von den Hügeln der warme Geruch von Gras, Gebüsch und Wald am Nachmittag hineinfächelte. Heim! Heim!

Als er sich ins großartige Gedränge der

Arbeit geworfen hatte, da konnte er dieses Todi vergessen. Jetzt, da er wochenlang im Liegestuhl faulenzen mußte, bohrte sich das kleine, ferne Ding wieder merkwürdig in seine Gedanken, durch Meer, Prärien und Urwald bis in sein tiefstes Herz.

Elvezio wußte alles, was in Todi geschehen war. Doch redeten sie nie davon, sondern deckten sozusagen die Hände über alles, saßen friedlich zusammen, lesend, plaudernd, er rauchte die langen Virginiastengel und durchlief amerikanische Riesenzeitungen, sie buchbinderte, und beiden genügte nach so vielen Erwartungen und Bestellungen für eine reiche Mahlzeit nun auch das wenige vollkommen, womit das Schicksal ihren späten Tisch noch gedeckt hatte: ein wenig Brot und Wein, ein wenig Süßes und ein wenig Saures und zuletzt ein sattes Falten der Hände und Wohlbekomm's!

Freilich, wie hatten sie einst so viele und schöne Sachen auf die Tafel ihres Lebens gehofft, was für ein Lieben und Eheglück, welche Küsse und Feste, was für vornehme Tage und süße Nächte. Und nun saßen sie da nebeneinander, alt, etwas abgebraucht und müde, er meist das getigerte Fell auf den Knien und in roten Pantoffeln. Und sie sahen im Reden und Horchen einander wie durch einen blassen, fernen Spiegel so, wie sie einst waren, aber fühlten sich, wie sie jetzt sind, und keine Begehrlichkeit neckte ihr Blut.

Aber einmal zeigte sie ihm bei guter Laune, nachdem sie sicher ein halbes Gläschen zu viel getrunken, das Billett von Perugia nach dem Hafen von Livorno. Das hatte er nicht gewußt. Seine Augen wurden größer, er umarmte sie und sagte dann resigniert: „O ich habe lange gewartet."

Da gab sie ihm die Liebkosung zurück, und eine Weile spann etwas wie herbstliche Traurigkeit um sie.

In dieser Stimmung fragte einst Elvezio: „Sollten wir nicht einen alten Fehler gutmachen und doch noch heiraten?"

Es war eine überaus vernünftige, ruhige, fast blutlose Frage, und beide nahmen sich dabei aus, als blickten sie zu einer einzigen, halbvertrockneten Kirsche empor. Da hing noch diese einzige am geplünderten Baum. Die andern Kirschen hatten geglüht und gesaftet, aber da waren beide fern von der Lese gewesen. Jetzt hätten sie Gelegenheit, noch die letzte Beere zu pflücken, nur damit der Baum abgedankt und der Herbst zu Ende ist. So, nicht mehr und nicht weniger wichtig war es auch mit dieser späten Hochzeit beschaffen. Das wußten sie.

Noch leiser wiederholte Elvezio die Frage: „Sollten wir nicht einen alten Fehler gutmachen und noch heiraten, bevor das ganze Städtchen den Kopf über uns schüttelt?"

Ach, die Fehler kann man nicht gutmachen. Hunderttausend Kirschen sind und bleiben verpaßt. Was hilft da diese letzte eingeschrumpfte Beere?

Mala küßte ihm schwesterlich die Frage auf der Lippe tot. Sie zeigte auf Pisos Uniform. „Ich meine, das wäre zum alten ein neuer Fehler," lispelte sie. „Könnten wir als Gatten bessere Freunde sein? Bleiben wir so. Kein Mensch kann von uns übel denken."

Wirklich, das tat niemand. Die ganze Stadt verstand das alte Paar und erquickte sich daran. Und es störte auch den guten Don Massimo in seinem Grabe nicht.

Mehrere Jahre hielt sich Elvezio tapfer mit seiner Gicht. Er hauste im Zimmer des Obersten selig und aß mit Mala und tat der Gemeinde viel Gutes. Sie aber war ihm Magd und Freundin, Schwester und Mutter, Wärterin und Trösterin, kurz, alles was man weniger, aber auch mehr als Gattin sein kann.

Es war ein schöner, langer Oktober. Dann aber griff das Übel aufs Herz über, und Elvezio starb wie Piso auf dem gleichen Feldbett, im gleichen Stüblein, in den gleichen Armen.

Jetzt legte sie die Jaguardecke auf den Stuhl und die Pantoffel zu Füßen. Das verlangte die Gerechtigkeit gegenüber Pisos grüner Uniform. Zwischen den beiden Reliquien zappelte Mala noch immer recht lebhaft her und hin, wie zwischen zwei guten Geistern, die ihren Frieden hatten.

Und abends kommen die zwei Frauen Serra herunter mit Wein und etwas zum Essen. Und die drei schwarzen Damen speisen sozusagen mit zitternden Fingern auf den Knien, plaudern leise, nicken sachte, lächeln, tauchen die alte Seele in Erinnerungen von Sonne und Jugend und schlückeln von Zeit zu Zeit aus einem Gläschen den hellen Chianti.

Aber es ist, als seien nicht drei, sondern fünf Personen im Zimmerchen. Wahrhaftig, sie tun auch so, diese guten, alten Frauen. Und wenn Mala redet, schweigen die beiden andern. Spricht sie von Piso, so neigt sie liebevoll ihr immer noch graziöses Köpfchen zur Uniform an der Türe, und spricht sie von Elvezio, so ruht ihr zwinkerndes Auge auf den roten Pantoffeln und dem gefleckten Fell. Für mich ist es gar keine Frage, daß die Frauen Piso dort am Pfosten stehen und Elvezio im Stuhle sitzen sehen und fühlen, wie beide zuhorchen, mitreden und zuletzt beim Auseinandergehen auch gute Nacht wünschen, gute, selige Schlafensnacht.

Digitized by Google

**Attische Göttin**

**(Zu dem Aufsatz von Hans Rosenhagen „Die attische Göttin des Berliner Museums")**

Digitized by Google

Digitized by Google

# Die attische Göttin des Berliner Museums

## Von Hans Rosenhagen

Welch außerordentliche Wandlung hat sich in den allgemeinen Vorstellungen von der Bildhauerkunst der Griechen seit dem Erscheinen von Winckelmanns griechischer Kunstgeschichte, also seit 1764, vollzogen! Während der Vater der modernen Archäologie ganz offen bekennt, daß er nicht beabsichtige, die griechische Künstlergeschichte richtig zu stellen, erblickt die moderne Wissenschaft ihre Hauptaufgabe gerade darin, die Beziehungen zwischen den aus dem Altertum erhaltenen Berichten über besonders berühmte Kunstwerke und den uns bekannten oder neu auftauchenden Schöpfungen der antiken Kunst möglichst aufzuhellen. Die Namen Overbeck, Heinrich Brunn, Adolf Furtwängler, Sauer, Conze, Kekulé und Wiegand bezeichnen die wichtigsten Entdeckungen und Feststellungen, die auf diesem Wege gemacht wurden. Die Ausgrabungen in Mykenae, in Olympia, Pergamon, Delphi, Eleusis, auf Delos und der Akropolis und nicht zuletzt die in Priene, Milet und Magnesia haben den Schatz der griechischen Denkmäler ins Ungeheure vermehrt, und fast täglich wird von neuen Funden berichtet, so daß die Wissenschaft alle Hände voll zu tun hat, das neuauftauchende Material zu verarbeiten und einzuordnen. Gelangte in früheren Zeiten ein guter Teil von diesen Funden teils durch die solche Ausgrabungen leitenden Gelehrten, teils durch den einheimischen Kunsthandel ins Ausland, so haben seit einigen Jahrzehnten Griechenland, Italien, Ägypten und die Türkei durch strenge Gesetze der Ausfuhr von antiken Kunstwerken einen wirksamen Riegel vorgeschoben oder doch vorzuschieben gesucht. Damit ist die Hoffnung der großen Museen auf Vermehrung ihrer Bestände von wichtigen Antiken natürlich erheblich gesunken.

Aber welche Gesetze würden nicht umgangen? Die Regierungen der Mittelmeerländer können nicht neben jeden Acker oder Weinberg, nicht in allen kleinen Nestern eigene Aufsichtsbeamte postieren oder Patrouillen durch verlassene Gebiete streifen lassen. Selbst der dümmste Bauer in jenen Fundgebieten weiß, daß er bei Anmeldung eines Fundes bei den Behörden wenig oder nichts zu erwarten hat, und so liefert er nur das ab, bei dessen Auffindung Zeugen zugegen waren. In der Regel aber deckt er die Stelle, wo er, einsam arbeitend, auf einen behauenen Stein stößt, sorgsam wieder mit Erde zu und wartet geduldig eine günstige Zeit ab, wo er unbeobachtet den vermuteten Schatz heben kann. Er weiß in der nächsten Stadt sichere und verschwiegene Leute, die ihm jedes gefundene Stück abnehmen, auch das wertloseste, in der richtigen Voraussetzung, daß er, zutraulich gemacht, ihnen auch einmal eine wirkliche Kostbarkeit ins Haus trägt. Nicht selten sind es richtiggehende Archäologen, die den Bauern ihre Funde in dieser Weise abnehmen, um sich für die kläglichen Einnahmen, die ihnen die wissenschaftliche Tätigkeit bringt, schadlos zu halten und greifbare Erfolge aus ihren Kenntnissen zu ziehen. Die Hauptschwierigkeit besteht freilich darin, einen wertvollen und vielleicht umfangreichen Fund unbemerkt über die sorgsam bewachte Grenze zu schaffen; doch auch das läßt sich mit Hilfe einiger zuverlässiger Menschen erreichen. Sind die Grenzwächter durch einen metallischen Händedruck nicht zu gewinnen, tragen sie Bedenken, rechtzeitig nach der anderen Seite zu blicken, so muß zur Steinsäge gegriffen und der Fund in soviel Stücke zerschnitten werden, daß diese bequem und unauffällig an verschiedenen Stellen über die Grenze befördert werden können. Der kluge Aufkäufer reist voraus ins Nachbarland, nimmt die Einzelstücke in Empfang und setzt sie mit Hilfe eines guten Bindemittels wieder zusammen. Nunmehr handelt es sich für ihn nur noch darum, jemand zu finden, der ihm die Antike abkauft. Da er selbst sie den Museen nicht anbieten kann, weil sonst leicht herauskäme, woher das Stück stammt, und weil er fürchten muß, daß man in dem Lande, wo er seinen Wohnsitz hat, von seiner gesetzwidrigen Handlung erfährt, bietet er das Stück irgendeinem gewandten Agenten für einen so günstigen Preis an, daß dieser schnell seinen Vorteil ersieht und mit Freuden zugreift. In aller Heimlichkeit wird nun das antike Bildwerk fortgeschafft und Händlern, die nähere Beziehungen zu den großen Museen und Sammlern unterhalten, gezeigt. Nachdem diese durch Befragung von archäologischen Autoritäten über den wissenschaftlichen und künstlerischen Wert des Gegenstandes sich unterrichtet haben, wird er gekauft und gelangt nunmehr in den Gesichtskreis der wirklichen Interessenten. Auf diesem nicht ganz ungewöhnlichen Wege dürfte auch das vor einigen Monaten in den Besitz des Berliner Antikenmuseums gelangte Standbild einer griechischen Göttin von seinem zweifellos in Attika gelegenen Fundort in die deutsche Reichshauptstadt gekommen sein.

Die Erwerbung dieses Werkes hat, bevor sie zum Abschluß kam, sehr viel Staub aufgewirbelt, weil der dafür geforderte Preis von einer Million Mark in Anbetracht der traurigen wirtschaftlichen Lage Deutschlands unerschwinglich schien. Böswillige Leute wagten sogar die Behauptung, daß man die Göttin erst nach Berlin gebracht, nachdem sie in Paris und Neuyork als zu teuer und als eine Fälschung abgelehnt worden sei. In Wirklichkeit wurden von



Digitized by Google

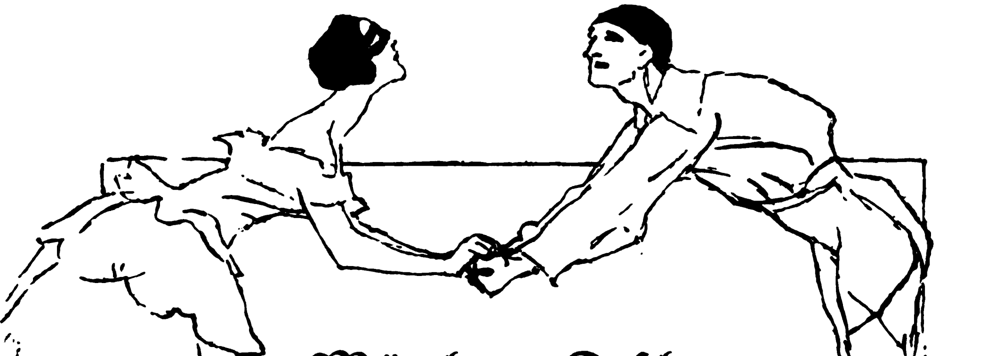
Paris wie von Neuyork aus die größten Anstrengungen gemacht, das ungewöhnlich merkwürdige Stück für die dortigen Sammlungen zu erwerben. Der Direktor des Berliner Antikenmuseums, Geheimrat Dr. Theodor Wiegand aber, dem das Werk zuerst unter die Finger gekommen war, gab es nicht wieder heraus, und seinen Bemühungen sowie der Opferwilligkeit der Mitglieder der „Vereinigung der Freunde antiker Kunst“, des preußischen Staates und der Stadt Berlin ist es zu danken, daß es ihm gelang, dieses ein Unikum unter den uns bekannten griechischen Götterbildern vorstellende Werk für Deutschland festzuhalten. Es ist eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges damit für Berlin gewonnen worden.

Kein Museum der Welt, selbst das an frühgriechischen Werken so reiche Athener nicht, besitzt ein so wohlerhaltenes Stück aus der Zeit um 600 v. Chr. Weibliche Figuren aus dieser frühen Periode sind ohnehin überaus selten. Das auf Delos gefundene Weihgeschenk der Nikandre im Athener Museum, die Samische Rundstammstatue im Louvre, beides weibliche Gestalten, können schon ihrer mangelhaften Erhaltung wegen den Vergleich mit der neuentdeckten Statue nicht aushalten, mit dieser Göttin, die noch von der Luft Homers umwittert erscheint, vor der vielleicht Solon und Peisistratos noch anbetend sich geneigt haben. Für eine Grabfigur, als welche neuerdings diese oder jene der auf die Gegenwart gekommenen Jünglingsstatuen, wie der Apollon von Tenea, der von Orchomenos, der von Thera usw. gedeutet werden, ist der allgemeine Eindruck dieses Bildwerks zu feierlich, zu erhaben. Es handelt sich ganz sicher um ein Kultbild. Der Granatapfel in der rechten Hand der Göttin läßt an die Beherrscherin der Unterwelt, Persephone, denken, vielleicht aber ist es eine Darstellung der Göttermutter Hera, der Juno pronuba der Römer, der oft auch der die Fruchtbarkeit symbolisierende Granatapfel beigegeben wird. Daß das Götterbild ein Frühwerk des archaischen Stils, und den ältesten, aus Holz hergestellten griechischen Gottheiten nahe verwandt ist, wird durch viele Merkmale bezeugt. Mit einiger Phantasie fühlt man sogar aus diesem Marmor noch den Holzbalken heraus, aus dem ursprünglich die alten Idole geschnitzt wurden. Auch die gleichmäßige Stellung der Füße hängt noch mit dem Holzstil zusammen. Sicher besaßen die holzgeschnitzten Gottheiten ebenfalls diese zu hoch angesetzten Ohren, diese übergroßen, vorstehenden Augen, die hochgezogenen Mundwinkel, die dem Gesicht jenen seltsam lächelnden Ausdruck geben, der allen frühen griechischen Bildwerken vom Apollon von Tenea bis zu den Giebelfiguren des Äginetischen Athenetempels eigentümlich ist.

Hielt der Schöpfer dieser Göttin sich so im großen und ganzen an die Überlieferung, so verrät seine Arbeit in Einzelheiten doch bereits ein gewisses näheres Verhältnis zur Natur, das Bestreben, Wirklichkeit zu geben. So ist in den Händen und Füßen das Knochengerüst schon ganz deutlich erkennbar. Die Wiedergabe der Finger bis zu der die Nägel umrahmenden Haut zeigt die intimste Beobachtung. Weniger das keck auf das Haar gesetzte Poloskäppchen, als das mit kleinen Vasen gezierte Halsband und der Schlangenreif am linken Arm verraten, daß der Künstler auch bei solchen Nebensächlichkeiten sich an das hielt, was er bei irdischen Weibern gesehen. Dagegen sind die gleichmäßig fallenden Falten des Gewandes, des Chitons und des über die athletisch breiten Schultern gebreiteten Schals strengster Stil. Was das Bild dieser Göttin besonders eindrucksvoll macht, ist die wunderbar erhaltene Bemalung. Man sieht deutlich, daß das Haar blond, der Schal gelb gewesen ist. Das Rot des Chitons leuchtet heut noch. und gut erkennbar ist das blau und rot gestickte Mäandermuster, mit dem dieser in der Mitte verziert ist.

In dieser Göttin besitzt das Berliner Museum wohl den bedeutendsten Fund aus den Anfängen der griechischen Kunst, der je auf attischem Boden gemacht wurde. Wie stolz war man in Berlin auf die 1915 während des Krieges gelungene Erwerbung der „Thronenden Göttin“, die den verhältnismäßig kleinen Bestand des Museums an archaischen Originalwerken so glücklich bereicherte! Und nun hat man in der attischen Göttin ein Werk gewonnen, das die frühere Erwerbung wesentlich und nicht nur durch ihr höheres Alter überragt und den Besuchern des Museums ganz neue Gesichtspunkte für die Beurteilung der griechischen Kunst und Religion bietet. Geheimrat Wiegand hat sich dadurch, daß er Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um dieses einzigartige Bildwerk für die ihm unterstellte Sammlung zu gewinnen, ein außerordentliches Verdienst nicht nur um das Berliner Museum und die Wissenschaft erworben, sondern auch um das Ansehn Deutschlands als des Landes, das selbst unter den härtesten Schicksalsschlägen nicht aufhört, seinen Idealen Opfer zu bringen und so seine Stellung als Hüterin höchster Menschheitsgüter zu wahren. Der herrliche Bau Friedrich Schinkels umschließt jetzt eine der größten Kostbarkeiten, die der Boden Griechenlands verborgen hielt, und wenn es nun noch gelingt, die Bauten auf der Museumsinsel im Sinne ihrer geistigen Urheber, der Berliner Museumsdirektoren, bald fertigzustellen, um endlich die Skulpturen des Pergamonaltars, die griechischen Architekturen aus Priene, Milet und Magnesia aufzurichten und die Schätze des deutschen Museums in ihrem ganzen Umfange vor der Öffentlichkeit auszubreiten, wird die Reichshauptstadt einen Hort von Kunst- und Kulturwerten umschließen, wie er in der ganzen Welt nicht zum zweiten Male vorhanden ist.

Digitized by Google



# Münchner Fasching

## Von Kasimir Edschmid

Mit Zeichnungen von Eduard Thöny

Wie herrlich müssen Epochen gewesen sein, die, wie in Venedig, die Maske etwa so zum natürlichen Begleiter abendlicher Ausgänge machten, wie man heute einen Paß mitnimmt. Die Hälfte der Literatur jener Zeit fußt auf der Tatsache dieser Maske, ohne die weder die zarten Verwickelungen noch die abenteuerlichen Atmosphären entstehen könnten, welche man bei den Helden romantischer Bücher liebt.

Die großen Verführer haben mit der Larve vor dem Gesicht die Gelegenheit, sich mit der Stimme von Engeln zu zeigen. Abenteuerliche Frauen mit rätselvollen Augen tauchen auf, die wieder verschwinden. Die Fürsten mischen sich unter die Gesellschaft, um einmal das furchtbare Experiment zu wagen, wieviel sie als einfache Menschen gelten. Die Hochstapler finden Gelegenheit, in der Rolle von Königen zu prunken. Die zarten Mädchen haben einen Abend lang den Traum, Kleopatra oder die Nymphe des Kapitols zu sein, und die Frauen, die ein Leben voll Tugend geführt haben, haben es gern, als Frau von Maintenon oder als irgendeine schöne, in der Geschichte bekannte Tänzerin sich zu fühlen, hinter der die Schatten der Verruchtheit so erregend noch in unsere Zeit hineinfallen.

Es ist kein Zweifel, dies Spiel mit Larven, welches fast wie ein Spiel von Schicksalen scheinen könnte, erzeugt eine so liebenswürdige Luft der geistigen Erregung, daß es zu den bevorzugten Festen der Gesellschaft gemacht wurde. Ja die Höhe des Geschmacks bei den Maskenfesten, der Aufwand an Geist und die Kunst der Stimmung machten in allen Jahrhunderten fast etwas wie den Gradmesser der gesellschaftlichen Kultur aus, mit welcher ein Volk sich zu schmücken verstand. Es ist klar, daß schon durch die Pikanterie der Einfälle die Maskenbälle bei den Frauen im höchsten Maße beliebt wurden, bei den Frauen, die alle ein wenig geborene Schauspielerinnen sind. Es gibt in der Tat kaum ein reizvolleres Erlebnis, als zu sehen, wie eine Frau ihr Kostüm wählt, dem sie ja nicht nur der Linie nach, sondern auch im Geist und im Temperament gleichen will.



Digitized by Google

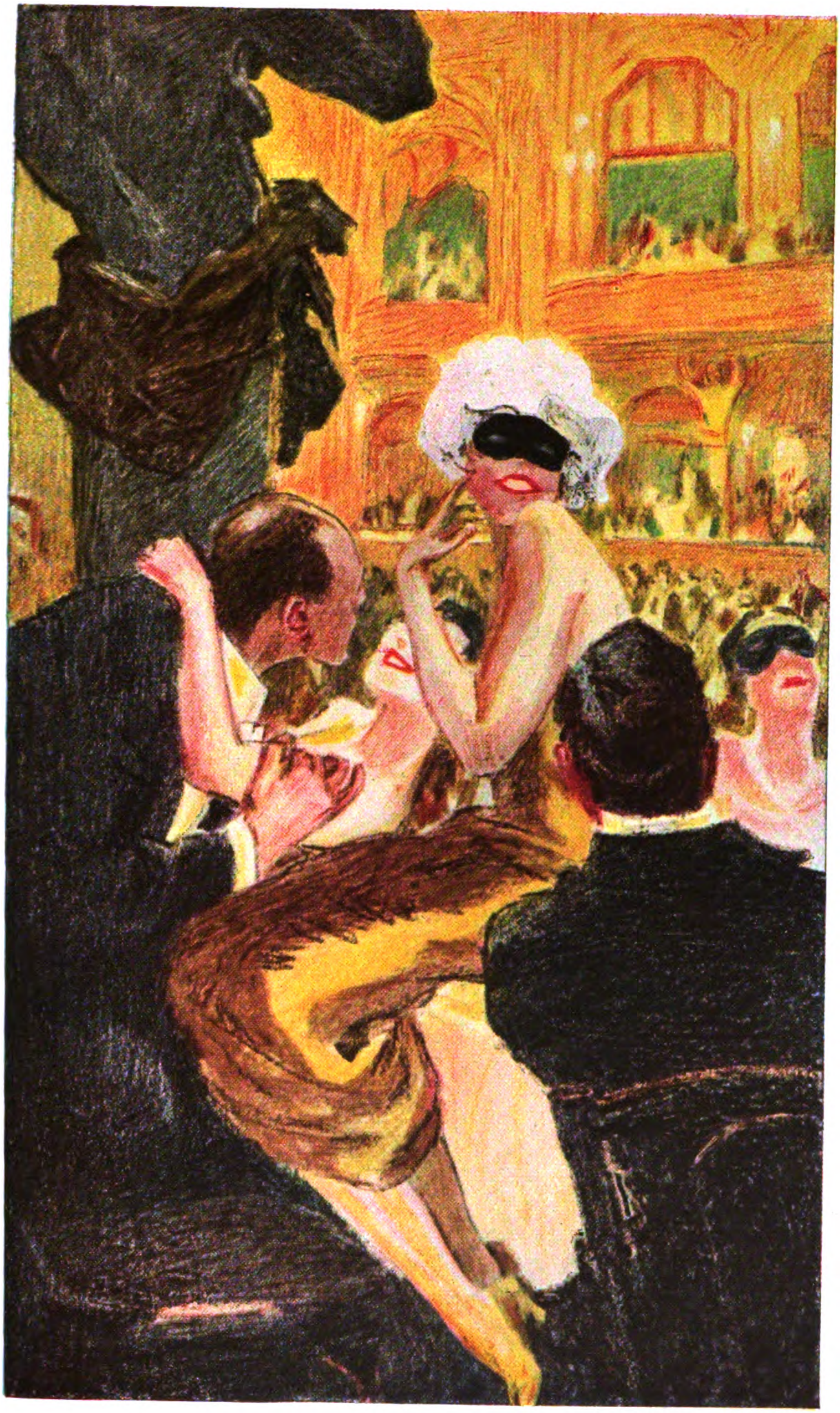
Shimmy mit Saxophon. Unten: Dachauer Bauernkapelle

Am Rhein wurde Karneval ein Ausbruch des Temperaments, das die ganze Bevölkerung ergriff.

In Bayern wurde Karneval unter dem Namen Fasching eine Volksbewegung.

Der Norddeutsche kann sich von dem Umfang dieser Feststimmung keinen Begriff machen. Er wird es nicht einmal verstehen, wenn er es erlebt. Als ich mit achtzehn Jahren nach München kam, zeigte man mir zuerst den Mann, der auf einem Fastnachtszug den siebenten englischen Eduard dargestellt hatte, und dann erst den Prinzregenten. In Mainz spielte der Mann, welcher den Prinzen Karneval darstellte, nur um dieser Tatsache willen eine öffentliche Rolle, ja es umgab diese Dynastien des Narrentums in den Rheinstädten eine gewisse Würde, die durchaus ernst zu nehmen war. Der hessische Großherzog nahm auf seinem Balkon den Vorbeizug der karnevalistischen Majestät entgegen, und beide Fürsten begrüßten sich unter dem Jubel des

Digitized by Google



Bal paré im Deutschen Theater

Digitized by Google

Gruppenaufnahme vom Schwabinger Bauernball

Volkes, wie es Souveränen ziemt. Monatelang vor dem Karnevalbeginn war schon das ganze Denken breiter Bevölkerungsschichten auf die großen Umzüge eingestellt. Wochenlang wurden abends in jeder Stadt die Kläpper-Garden gedrillt, welche den Zug eröffnen mußten, und deren Instrumente, die rheinischen Kastagnetten, aus einem Stück Holz mit zwei Metallbügeln bestehend, im Takt des Karnevalmarsches mit der rechten Hand geschwungen wurden, eine tolle, fast mittelalterliche Musik. Wochenlang fanden Sitzungen statt, die weltberühmt waren. Die Bevölkerung wurde mit Rednern bekannt, die von den „Bütten" aus das Pathos der Narrheit verkündeten. Die lokalen Miseren bekamen ein satirisches Lächeln, ja es wurden auf diesen Sitzungen hohe Leistungen an dialektischer Eigenart erreicht. Die Wochen schwollen mit vielen Bällen den eigentlichen Faschingstagen entgegen, die am Rhein durch den Zug gekrönt wurden, eine endlose Wagenkette von skurrilen Einfällen, die Bezug nahmen auf alles, was ernst und würdig in der Stadt war, um sich daran zu reiben. Mit diesem Zug ging der Karneval in die höchste Welle, um langsam in den Aschermittwoch zu laufen.

Nicht ohne Absicht wurde diese Schilderung im Zeigen der Vergangenheit geschrieben. Die Narrenkappen haben lange einen Trauerrand getragen, und die Souveräne des Rosenmontags waren unter dem Feuer der Kanonen verschwunden, die der Rhein jahrelang zu hören hatte. Es ist natürlich, daß soviel Elend, wie es außer Rußland wohl keine Nation des Kontinents je zu tragen hatte außer Deutschland, keinen Platz besaß für den Lärm des Faschings oder für jene Ironie, welche nur ein glückliches Volk sich leisten kann, ohne sich selbst zu schmähen. Die wirtschaftliche Misere wird die Schellen dieses Jahr nicht allzu lustig klingen lassen. Aber seit letztem Winter ist der Fasching wieder auferstanden. Man wird es einem Volk nicht verdenken, das jahrelang

Digitized by Google

ohne Freude war. Gleichwie 1924, drei Monate nach der Stabilisierung der Mark, die Deutschen in einem Zug von Hunderttausenden nach Italien zogen, so wie es alle Kaiser ihrer Sehnsucht getan hatten (und sich dabei anständig und würdevoll benahmen, trotz aller Hetzen, die gegen diese armen, an Freude wahrlich ausgepowerten Menschen betrieben wurden), so werden die Rheinländer und die Bayern wieder anfangen, in ihren Fasching hineinzumarschieren. Nicht mit der fast holländischen Üppigkeit wie in den fetten Jahren, aber mit der Freude an der Rolle, an der Larve, am Spielen.

Bei den Bayern wird der Ausbruch noch dramatischer sein, weil die Bayern der Ansicht sind, einen eigenen blau-weißen Fasching zu besitzen. Und es ist wahr, sie haben damit recht. Der Karneval, der am Rhein eine Sache des raschen Blutes ist, scheint in München wahrhaftig ein Bestandteil der Rasse. Der Münchner hat nie vergessen, daß er Anspruch auf den Fasching hat wie auf sein Bier. Die Faschingsbälle waren infolgedessen auch mit den drakonischsten Mitteln nicht zu unterdrücken. Sie glimmten weiter in den Jahren des Elends nach dem Krieg. Die Polizei schien eine Zeitlang aus Detektiven zu bestehen, die mit Lastautos bestrebt war, private Kostümbälle auszuheben. Es mag für den Nordländer, der auf die Würde und das Ansehen der Nation sieht, unbegreiflich sein, aber es gab eine Menge Menschen, die das deutsche Wesen an ihrem Herzen wahrhaftig und tief erlebt hatten, welche nicht das geringste dabei fanden, Kostümbälle zu besuchen. Ich habe diese Zustände im Ausland viel zu verteidigen gehabt. Es war gerade so schwer, wie den Baselern klarzumachen, daß man in Lörrach vor Hunger starb. Sie sahen es, aber sie begriffen es nicht, da sie selbst nicht hungerten.

Doch ich rede von Politik statt von den Masken, was nach dem Rezept der Staatsmänner allerdings fast dasselbe ist. Ich tat es mit Absicht, um mich verständlich zu machen, wenn ich den Münchner Fasching eine Volksbewegung nannte. Nach Weih-

Française im Deutschen Theater

nachten erschienen die ersten Masken auf der Straße. Um die Faschingszeit herum schien abends München aus Verkleideten zu bestehen. Es ergriff nicht nur die Gesellschaft oder die Fremden oder die Studenten. Vielmehr die Kocherls und die Wäscherinnen und die romantischen Altweiberfiguren, welche mit federgeschmückten Tirolerhüten die Straßenbahnschienen reinigten, verbanden sich mit den Verkäuferinnen und den Bürgermädchen aus der Au und den Kontoristinnen zu einer Solidarität von larvengeschmückten Nymphen. — Die großen, Tausende fassenden Keller des Löwenbräu, des Mattäser, des Hofbräu waren von einer Armee von wundervollen gesunden Menschen gefüllt, die zwischen den Tannengirlanden und den Maßkrügen eine Orgie des Tanzes und Geschreis losließen, die barbarisch schön war. Der Rauch, der Geruch der Körper und die Kaskaden einer wildgewordenen Musik machten diese Räume gigantisch. Eine Française im Löwenbräu, die mehr gestampft als getanzt wird, bei der man klatscht und jodelt und wo der „Gescherte" das „Dirndel" an der Brust zu zerdrücken sucht, gehört zu den seltsamsten Anblicken. Denn hier, ohne Zweifel, reckt eine Rasse ihre Muskulatur, die von nichts zerbrochen werden kann. Ein solcher Ball ist eine harte Sache und, weiß Gott, sehr derb, aber der stampfende Rhythmus dieser jungen Leute besitzt die Herrlichkeit eines Naturereignisses. Nachts werden die Weißwürste serviert. Es gibt Jungfrauen, die zwischen zwanzig und fünfzig verzehren können. Die Paare trinken zusammen aus einem Maßkrug. Es werden Betten verkauft und Küchen verpfändet, um diesem Taumel frönen zu können, der im Grunde doch so harmlos wie malerisch ist.

Man fuhr nach München zum Fasching, wie man im Februar nach Cannes fuhr. Man suchte eine Luft auf, wo man den Fasching nicht machen mußte, sondern wo man ihn fand . . . „very stylish" und vollkommen „de saison". Man kam in eine Luft angenehmer Verrücktheit. Die bals parés im Deutschen Theater waren weltbekannt in der europäischen Gesellschaft. Hier war es nicht mehr das Volk, sondern die Elite, welche ihren Manieren und ihrem Vermögen nach eine luxuriöse Abenteuerlichkeit suchte. Diese Bälle waren von rätselhaftem Reiz. Auf ihnen waren viele Leute ersten Rangs, und die Damen, die ihnen den Glanz gaben, waren keineswegs ausgesprochene Demimonde. Die Männer waren im Frack, die Frauen in phantastischen Abendkleidern. Man kannte die Leute von Klasse, die anwesend waren, nach ein paar Stunden, ohne aber zu wissen, wer sie waren. Man tastete danach, Anhaltspunkte zu finden, wer eine schöne Frau war oder ein gut aussehender Mann. Man taxierte sich nicht nach den Sektflaschen, die in den Séparés und Logen getrunken wurden, sondern nach den Formen, nach der Weltläufigkeit und nach dem Geist. Entzückende Rollen waren zu spielen. Die Frauen spielten ein Theater der Delikatesse und die Männer dasjenige der Eitelkeit. Welche Abenteuer und welche Enttäuschungen brachten diese wochenlang dauernden Bälle. Es gibt eine ganze Literatur darüber. Außer in Nizza, wo man zwischen Confetti und Blumen rasend wird auf Karneval, sah ich nirgends eine ähnliche internationale Ausgelassenheit wie auf bayrischem Boden mit echten Münchner Prinzen und falschen spanischen Granden und durchsichtigen Lords.

Selbst die Skandale der Münchner Gesellschaft, die sich an den Fasching schlossen, waren voll Grazie. Sie waren einkalkuliert. Man verzieh sich gern und sah im Fasching eine Art Pause in den strengen Gesetzen, die das gesellschaftliche Leben sonst beherrschen. Die bals parés waren öffentlich. Sie wurden durchbrochen von einer Flut privater Feste, die unter geistvollen Devisen standen. Ganze Klubs stürzten sich ins Unglück. Es gab Veranstaltungen, zu denen geladen wurde und die sehr hohe Eintritte kosteten und doch mit zwanzigtausend Mark Verlust abschlossen. Die ganze Künstlerschaft war wochenlang in Bewegung. Die Stadt dampfte förmlich unter den Pflichten, die ein Genuß ihnen auferlegte, der nichts anders als eine nationale Wollust war.

Ich habe Maskenfeste gesehen in Monte Carlo, unter dem Kasino, auf den Terrassen über dem Mittelmeer, das unter einem goldenen Regen und Musik und tausend erleuchteten Gondeln flammte . . . ich habe sie in St. Moritz gesehen, wo die reichsten Leute der Welt, die den Tag auf dem Schnee in glühender Sonne verbracht hatten, sich mit Larven und ausgelassener Tollheit begegneten . . . ich habe den Fasching in Stockholm gesehen, wo die ritterlichen Skandinaven ihre Damen schon um Mitternacht auf den Schultern trugen . . . er war überall erlesen, voll Charme, voll Amüsement und voll Geschmack, aber er war gemacht. Er hatte ein glänzendes Aussehen und tadelloses Publikum. Aber er war nicht voll glühender Atmosphäre. Er hatte Witz, aber es war der Esprit des Salon. Er war voll zauberhafter Kostüme, aber er war nicht lustig. Er hatte nicht die Laune, die eben einfach schon da sein muß. Deshalb kann es nur in München passieren, daß die Herren im Frack und die Damen um fünf Uhr morgens ein Restaurant aufsuchen, das Donisl heißt und eigentlich eine Kaschemme für Dienstmänner und Trambahnputzerinnen ist. Das Geheimnis seines Erfolges lag darin, daß in München strenge Polizeistunden herrschten, und daß Donisl um fünf Uhr nachts öffnete. In diesem grauenhaften Loch fanden sich die amüsantesten Leute nach den Bällen, da man in München vor Sehnsucht stirbt, überall noch einmal hinzugehn, nur nicht in das Bett. Hier sangen die berühmtesten Sänger und die „Lukis", die mit Bier regaliert wurden, schrien: „Evviva Caruso!"

Digitized by Google

Presseball „Alt-München"

Digitized by Google

Es gab noch eine Reihe von Bällen, welche die Künstler in Schwabing abhielten, die ja in München eine Gesellschaft für sich sind. Es ist ein Irrtum, sich diese Leute alle wie Zigeuner vorzustellen. Es gibt ungemein gute Leute darunter, welche allerdings noch stärker als die Leute der Politik an dem deutschen Übel kranken, fast alle verfeindet zu sein. Jeder Kreis und jeder Zirkel hatte seine eigenen Bälle, die, den Anschauungen ihrer Halbgötter entsprechend, sehr erlaucht oder sehr zynisch waren. Es gab Maskenfeste, wo die Jünglinge und die Mädchen um den Schatten ihres Meisters tanzten, der im Nebenzimmer sich befand und seinen Schatten durch eine geschickt gestellte Lampe in den Saal fallen ließ. Es gab die hirnverbranntesten Verrücktheiten, aber sie waren nichts anderes, als, auf dem Boden der Kunst, dasselbe an Phantasie, was die Kocherls in den Bräus und die Damen auf den bals parés darstellten. Eine Symphonie des ganzen Schwabing gaben die Bälle in der Schwabinger Brauerei. Das Bacchusfest in diesem Bräu sah alles, was in dieser Stadt zum Geist zählte, der hier allein sich in Deutschland mit der Aristokratie und der Kunst gemischt hatte. — Wer die Isar kennt, weiß, daß sie ein wilder, heller Strom ist, der das Geheimnis der Jugend zu besitzen scheint. München ist zwischen Weihnachten und den Fasten die jünglingshafte Stadt in Deutschland, während Köln Deutschlands schönstes Feuerwerk ist. Sowohl nach Köln wie nach München ist der Karneval nicht hineingetragen, sondern er kommt aus dem Boden dieser zwei Städte, die Deutschlands Süden und Deutschlands Westlichkeit freudig repräsentieren. München ist die Stadt der Jugend geblieben, darum zieht sie die Jugend an. Wie oft kann man sehen, daß am Morgen nach den Bällen die phantastischsten Gruppen von jungen Leuten durch den Englischen Garten stürmen, die Nymphen neben den indischen Prinzessinnen und die Neger neben den Bajazzos, ein Bild, das mehr als närrisch ist und zwischen den Büschen und Teichen dieses Parks so natürlich wirkt, als sei ein Zeitalter wieder zurückgekehrt, wie die Maler es malten, wenn sie die Unbefangenheit und das Glück darstellen wollten, das ja nichts anderes als die Jugend ist.

Nach durchtanzter Nacht beim Weißwurstfrühstück im „Donisl“

Digitized by Google

# Neues vom Büchertisch

## Romane, Novellen, Literaturgeschichte. Von Karl Strecker

Ricarda Huch: Der wiederkehrende Christus (Leipzig 1926) — Klara Viebig: Die Passion (Stuttgart 1926) — Otto Wirz: Novelle um Gott (Stuttgart 1926) — Rudolf Presber: Der Tisch des Kapitäns (Berlin 1925) — Eduard Stucken: Larion (Berlin 1926) — Bernhard Kellermann: Die Brüder Schellenberg (Berlin 1926) — Karl Rosner: Der geschundene Eros (Stuttgart 1925) — Franz Adam Beyerlein: Der Kürassier von Gutenzell (Leipzig 1925) — Julius R. Haarhaus: Jens Sventrup, der Vogelwärter (Leipzig 1925) — Karl Neurath: Der Klostermüller (Varel i. O. 1925) — Rudolf Huch: Altmännersommer (Leipzig 1825) — Walter Flex: Gesammelte Werke (München 1926) — Hans Amelungk: Adalbert Stifter (Ebenhausen 1925)

Die große Erzählung, die wir von Ricarda Huch seit Jahren erwarteten, ist endlich erschienen, sie heißt Der wiederkehrende Christus und ist wirklich in mehr als einem Betracht eine große Erzählung. Zuerst in der Wahl des Stoffes, wohl so ziemlich der kühnsten, die sich denken läßt, gesetzt: das Thema soll in seinem Kern erfaßt und erschöpfend behandelt werden. Aber auch in künstlerischer Hinsicht ist dieser Roman zu den bessern zu zählen, die Ricarda Huch geschrieben hat, und so mithin wirklich groß.

Wie oft hat man nicht schon die Ansicht gehört: „Wenn Christus heute wiederkäme, es würde ihm nicht viel besser ergehen, als vor 19 Jahrhunderten, nur etwas anders, nur etwas mutatis mutandis, und sicherlich würde die Kirche —"

Doch halt! was geht uns das Geschwätz von Laienmund an, die wir doch eine Dichterin über dies Thema hören können. Ihr wiedergekehrter Christus heißt Luzius und ist ein Deutscher. Die Eltern stammen aus einer deutschen Kolonie an der Wolga und ziehen später in die alte Heimat zurück. Da sein Vater das Handwerk eines Schmiedes trieb und ihre Wohnung dicht an der Wolga lag, waren das Wasser und das Feuer die ersten Eindrücke des kleinen Luzius, gleichsam sein Spielzeug. Der siegreiche Kampf gegen einen verbreiteten Aberglauben und eine dabei sich offenbarende Heilkraft weisen Luzius auf seinen Beruf hin. Hilfesuchende allerart schließen sich ihm an und fast täglich sieht er sich vor neue Aufgaben gestellt, als hätte das ganze Volk auf ihn gewartet.

Nicht groß ist die Zahl seiner eigentlichen Jünger, aber dafür recht wunderlich zusammengesetzt. Ein wohlbeleibter jüdischer Bankier, ein Antisemit, ein ehemaliger Offizier, ein internationaler Kommunist, ein rätselhafter Schwärmer, im Nebenberuf Schuft und Lüderjahn, sind die Haupttypen, die indessen nicht so zur Wirksamkeit gelangen wie die verschiedenen Gruppen und Persönlichkeiten, die mit dem „wiedergekehrten Christus" in Berührung kommen und nun — das ist das Charakteristische der ganzen Erzählung — ihn für ihre Interessen auszunutzen suchen.

Zuerst geschieht das in harmlosester und liebenswürdiger Weise durch einen prächtig gezeichneten Jungen, der ihn nur bittet, das Vieh seiner Eltern zu segnen, dann durch einen verfolgten Kommunisten und Franzosenfreund. Als Luzius ein Fabrikmädchen, das in die Maschine gekommen ist, dadurch rettet, daß er die Maschine zum Stehen bringt, haben die Großindustriellen nicht übel Lust, diese Kraft in ihre Dienste zu spannen. Ein Okkultist ist der Nächste. Kein Geringerer als der Papst — genannt Gregor der Vierzehnte (!) — folgt ihm unmittelbar und hier ist Ricarda Huch denn bei dem Widersacher ihres Geisteshelden angelangt, der ihm am meisten zu schaffen macht und ihm am gefährlichsten wird. Papst Gregor will die Inquisition wieder einführen. Und da er hört, Luzius habe einen großen Anhang hinter sich, so wäre er nicht abgeneigt, ihn anzuerkennen, vorausgesetzt, daß er sich für jenes „große Werk" einsetzen werde und daß er, der Papst, der eigentlich Handelnde bliebe.

Man sieht hier schon, daß die Dichterin ihre Probleme keineswegs mit zarten Frauenhänden anfaßt, zimperlich ist sie gar nicht, und es scheint, daß sie manches Erbauliche zu dieser Abrechnung sorgsam in sich aufgespart hat. Bevor aber noch die Idee des Papstes verwirklicht werden kann, drängen sich wieder andere Gruppen und Zeitmächte an den Wundermann, um ihn auszunutzen. Da ist der Direktor der Fak (Filmgesellschaft für aktuelle Gegenstände), der seine Tätigkeit kurbeln will, da ist ein alter General, dessen ganzer Ideenkreis sich um Rache an den Franzosen dreht und der die Wunderkraft des Luzius zur Vernichtung der feindlichen Kriegsmaschinen benutzen möchte, ein Prinz Yp sucht den neuen Heiland für Spiritismus einzufangen, und der smarte Kommerzienrat Strowisch, der immer ein Dutzend der kühnsten Gründungsideen zugleich im Kopfe hat, bietet ihm ein weites

Digitized by Google

Feld der Tätigkeit, das sich sogar bis auf den Mars erstreckt, zu dessen Kolonisierung er die Annach-Aktien ausgibt, die viel begehrt werden. Hier gewinnt der Untertitel der Erzählung: „grotesk" Berechtigung, hier wie in der Zeichnung des Papstes. Der kommt zu dem Schluß: „Wenn er erwiesenermaßen Christus ist, werden wir irgendein Abkommen treffen." Kommerzienrat Strowisch hingegen meint: „Sollte man nicht aus dem Papsttum und der Kirche eine Aktiengesellschaft machen können?"

Schließlich wird Luzius, an der französischen Grenze zurückgewiesen, von deutschen Pazifisten gefangen genommen, ins Gefängnis geworfen und von dem ersten Inquisitionsgericht, das der Papst in Innsbruck eröffnet, zum Tode verurteilt. Sein kommunistischer Verteidiger, der annimmt, Luzius habe ein heimliches Konto auf irgendeiner Bank, erreicht nicht viel, das Volk sucht in einem großen Aufruhr Luzius zu befreien, aber die dem Papst zur Verfügung stehenden Soldaten unterdrücken den Aufstand durch Maschinengewehre. Schon will der Papst, des langen Prozesses satt, Luzius einfach als Bolschewisten aburteilen und aufknüpfen lassen, da entflieht dieser auf einem Flugzeug und landet mit seinen Gefährten munter in der Lüneburger Heide, „das Feuer der Liebe im Herzen".

Ein Werk, der großen Dichterin würdig. Gewiß ließe sich ein Stoff von dieser Kühnheit und Spannweite noch anders behandeln, aber das Ziel, das Ricarda Huch sich gesetzt hat, ist mit diesem Roman erreicht. Freilich: um die inneren Schwierigkeiten des Themas ist sie wie um unzugängliche Böschungen herumgegangen, so bleibt die Hauptgestalt selbst, der Christus redivivus, ziemlich schemenhaft, seine Wunder werden, wiewohl ihnen ein inniges Gebet vorangeht, nicht durch ein besonderes Verhältnis zu Gott gedeutet, von seiner eigentlichen Weltauslegung erfahren wir nichts, und was er sagt, ist zwar immer gescheit, geht aber niemals über das eines klugen und weisen Menschen unseres Alltags hinaus. Auch schreitet er nicht als führende und verbindende Gestalt durch das Buch, sondern die einzelnen Lebenskreise werden ex abrupto dargestellt, um dann an ihnen sozusagen die chemische Einwirkung, das Reagieren der neuen Erscheinung aufzuweisen. So wird es ein filmartiges Abrollen von einzelnen Bildern, allerdings — und hier sehen wir, wie eine feine Künstlerhand zu adeln vermag — sind die ersten einführenden Zeilen der kleinen Abschnitte oft von einer dichterischen Delikatesse und malerischen Schönheit, daß man sie gern zweimal hintereinander liest.

Wie denn dem Ganzen das Signum einer starken Dichterkraft aufgedrückt ist. Der satirische Ton klingt, von vornherein voll und sicher angeschlagen, kräftig durch, oft von tiefem Humor begleitet und schließlich mit einem Capriccio, das wie Hohngelächter klingt, verhallend. Mag dieser Heiland auch mit seinem Urbild wenig gemein haben: lächerlich genug erscheinen gegenüber seiner sachlichen Vernunft, seiner Güte und Liebe die eitle Selbstsucht und das gierige Getriebe übler Zeitgenossen. Ein überlegenes, starkes und tapferes Buch, von dem man nicht glaubt, daß es eine Frau geschrieben hat. Absichtlich habe ich jede Parallele mit Dostojewskys gewaltigem „Großinquisitor" vermieden, — aus Höflichkeit gegen Ricarda Huch . . .

Ähnliches gilt (ein Zeichen, daß wir zurzeit wirklich nicht arm an guten Erzählerinnen sind) von Klara Viebigs neuem Roman Die Passion. Nur gilt es mit umgekehrten Vorzeichen, denn nicht stachelscharfe und übermütige Satire führt hier das Wort, sondern bitterer Ernst und tiefes Mitleid. (Womit natürlich keineswegs gesagt sein soll, daß hinter der Satire nicht auch Ernst stehen kann, er sollte vielmehr immer ihre eigentliche Triebfeder sein.) Wir kennen Klara Viebigs prachtvollen Willen zur Wahrheit, ihren unerschrockenen Fanatismus zum Bekennen, zum Aufdecken, zum Hineinleuchten in dunkle Ecken. Diesmal hat sie sich eine der allerdunkelsten ausgesucht: jene ansteckende Geschlechtskrankheit, die so verheerend in das Leben ganzer Familien eingreift und Ursprung unzähliger Tragödien ist, von denen die Welt nichts erfährt.

Die Passion, der Leidensweg, der durch dies Buch führt, ist die Geschichte der kleinen Eva und einer ganzen Anzahl Schicksalsverwandter. Sie wäre unerträglich, wenn sie etwa in der nahezu unkünstlerischen Art des „Zauberbergs" ein Krankheitsbild von umständlichster Kleinmalerei vor uns aufrollte, sie wird zu einer erschütternden Dichtung, weil sie mit der sichern Hand einer ästhetisch unverschüchterten Künstlerin das zutiefst Menschliche heraufholt von den Müttern des Geschehens und mit wahrhaft mütterlichem Verstehen, Lieben und Sorgen und Leiden ihre Kinder des Elends durchs Leben begleitet. Und immer mit wachem Auge niemals die hohe Technik einer meisterhaften Erzählerin vernachlässigend. Die energische Art der Viebig, bis zu den äußersten Grenzfällen vorzuschreiten, führt sie doch nicht zur Übertreibung, wir erleben alles mit, das große Thema ist künstlerisch instrumentiert und zu einem reinen Ausklang geführt. Es ist erstaunlich, wie sicher die Dichterin durch diesen sumpfigen und verpesteten Boden ihren festen Weg findet, sie läßt sich weder zu tendenziöser Schärfe, noch zu tränenseligem Gejammer, noch zu naturalistischer Ausmalung des Schmutzes verleiten, das macht, zwei Sterne weisen ihr den Weg: die große Liebe und die große Kunst.

Viel könnte von dieser meisterlichen Schöpfung Otto Wirz lernen, dessen „Gewalten eines Toren" ich hier im vorigen Jahr als eine ungewöhnliche Verheißung

Digitized by Google

— trotz mancher Gewaltsamkeiten — begrüßte und der inzwischen von guten Freunden, getreuen Nachbarn und desgleichen als ein Genie ausgerufen wurde. In seinem neuen Werk Novelle um Gott redet er, statt zu bilden. Er redet um Gott. Durch vier Personen, die er als Mundstück gebraucht, redet er um Gott. Das Wort um, das im Titel droht, wird dem Ganzen zum Verhängnis. Gewiß fühlt man auf jeder Seite, daß hier ein geistiger Mensch von besonderer Art das Wort führt, und oft hält man mit Lesen inne, um einen nicht alltäglichen Gedanken abseits zu verfolgen, ein merkwürdiges Bild noch einmal zu überblicken, aber ich muß offen gestehen, gespürt habe ich den Gott nicht, von dem hier geredet wird. Und wenn die vier Personen: Großvater Wild, Großtante Unspunnen und die beiden Jungen: Gerda und Raoul ihr Dasein schließlich, nach vielem Reden und Schimpfen, in eine recht absonderliche Tragödie verkettet sehen, so werden wir bei deren Betrachtung zwar zeitweise gefesselt durch Darstellungsmomente, die dem Dutzendliteraten ein verschlossenes Gebiet sind, aber wir spüren an der ganzen Art dieser aus höherer Gedankenwelt wie erschrocken herabschießenden Besinnung auf greifbares Ereignis doch wieder jene unorganische Gewaltsamkeit, die sich schon in den „Gewalten eines Toren“ bemerkbar machte. —

Vielleicht ist es dem Leser der Monatshefte so wenig unerwünscht, wie es dem Leser obiger Bücher war, nach ihnen einmal durch ein harmlos-heiteres Intermezzo erfreut zu werden, und da wüßte ich nichts Besseres zu empfehlen, als für ein Weilchen sich mit Rudolf Presber an den Tisch des Kapitäns zu setzen, der im Lloyddampfer auf der Reise von Deutschland nach Italien eine fröhliche Tafelrunde vereint. Presber hat es sehr geschickt verstanden, verschiedene hübsche Geschichtchen, die er wohl im stillen fabuliert hatte, einzuflechten, als Erzählungen der Tafelrunde, möglich auch, daß einige davon wirklich dort erzählt wurden, sogar wahrscheinlich, daß der Dichter viele selber zum Besten gegeben hat. Diese Erzählungen gehören teilweise zu den gelungensten, die der humorvolle Poet je geschrieben hat. Über die „Maus“ z. B. habe ich gelacht, daß ich mich buchstäblich auf dem Stuhl festhalten mußte. Der Einfall an sich, scheint mir, ist nicht einmal der beste in dem Buch, aber wie meisterhaft, mit welchen erstaunlichen Mitteln komischer Darstellung ist das hingesetzt! Auch die Ranken der Tagebuchblätter, die zwischendurch von alten Städten und jungen Mädchen, von Sturm und Meereszauber plaudern, sind so liebenswürdig und unterhaltend, daß man das ganze Buch liebgewinnt wie einen heiteren Freund, dem man gern einmal wieder begegnet.

Juvenal spottet einmal, es sei törichte Milde, das Papier zu schonen, da es ja doch dem Untergang geweiht sei. Diese grausame Anschauung scheint von den deutschen Schriftstellern zurzeit geteilt zu werden, schonungslos wüten sie mit Feder und Type gegen die wehrlosen gewalkten Lumpen! Was hilft da alles Sichten und Sieben, es bleibt doch noch immer genug wirkliches Korn auf dem Gesleckt zurück. Wir müssen uns schon im folgenden kurz fassen, um einmal mit dem Wichtigeren aufzuräumen.

Eduard Stuckens neuer Roman Larion bleibt erheblich hinter seinen „Weißen Göttern“ zurück. Das liegt zum Teil am Stoff. Die Welt der Skopzen, jener russischen Sektierer, die das Himmelreich durch Selbstverstümmelung zu erwerben hoffen, eignet sich nicht sonderlich zu einem geschichtlichen Roman, es sei denn, daß ein genialer Russe wie Tolstoi oder Dostojewsky sich in das mystische Seelenleben dieser echt moskowitischen Schwärmer hineinversetzte, die auf Grund von Offenbarung 7,9 glauben, daß ihr Stifter als Messias wiederkehren wird, sobald ihre Zahl, das ist die der Geschlechtslosen, 144 000 beträgt. Seine epische Spannung erhält der übrigens vortrefflich geschriebene Roman durch die Feindschaft zweier Brüder, von denen Larion der Leidende und tragisch Endende ist. Stucken weiß die Fäden seiner Begebenheiten dramatisch zu knüpfen und durch mancherlei farbigen Einschlag das Gewebe zu beleben. Der Hintergrund und das Moskau um die Mitte des vorigen Jahrhunderts scheint gut getroffen, ist Stucken doch in der fünftorigen Kremlstadt geboren.

Feindlich stehen sich auch Die Brüder Schellenberg gegenüber, die Bernhard Kellermann in dem so benannten Roman zeichnet. Ein größerer Wurf als des etwas spießbürgerlichen Herrn „Schwedenklees Erlebnis“. Kellermann stellt in den beiden Brüdern zwei gegensätzliche Typen der Nachkriegszeit dar — früher hätte man wohl einfach den einen als Idealisten, den anderen als Materialisten bezeichnet. Die Begriffe haben sich in diesem Buch und in Wirklichkeit etwas verästelt, im Grunde sind es dieselben, nur daß der Letztbenannte eine Eroberer-, der erste eine Erlösernatur ist, dessen pazifistisches Zukunftsprogramm als Testament den Roman beschließt. Kellermann weiß zu konstruieren und hat den Wurf eines flotten Erzählers. Schade daß er kein Dichter ist. Seine Seelenkunde bleibt grobdrähtig und hergebracht, vielleicht weil es ihm selber an dem fehlt, was hier zu — erkunden ist.

Leis und ein wenig verträumt, wie von einem Cello klingt es aus dem neuen Roman Karl Rosners: Der geschundene Eros, der innerhalb „besserer“ (so sagt man ja wohl statt guter?) Berliner Gesellschaftskreise die Irrungen und Wirrungen einer durchaus nicht abstoßenden Frau schildert. Rosners geschmeidige Kunst, Rankenwerk um die Geschehnisse zu spinnen, wird

Digitized by Google

hier von einem leichten Humor angenehm temperiert.

Stärkere Wärme strömt die wohltuende Winterfeuerung des Humors — schon weil hier die Scheite und Kloben der Geschehnisse derbere Heizkraft haben — in Franz Adam Beyerleins Erzählung Der Kürassier von Gutenzell (die zuerst in diesen Heften erschien) aus. Dieser Kürassier ist ein kleiner Falstaff, der einen tapferen Burschen statt seiner in den Siebenjährigen Krieg ziehen läßt und nachher mit dessen Heldentaten als den seinen an allen Schenktischen renommiert. Die echte und kräftige Zeitfarbe wird von rosiger Laune gemildert.

Auf gleiche Stufe stelle ich die schon eine Weile vorliegende, aber anscheinend gänzlich unbekannte und ungewürdigte Novelle Jens Swentrup, der Vogelwärter von Julius R. Haarhaus. Wie hier ein plumper dänischer Robinson auf seiner einsamen Insel den Besuch einer Dame von Welt — allem Anschein nach einer Hamburger Schauspielerin — erhält und wie die beiden in dieser Einsiedelei vierundzwanzig Stunden lang, ohne sich sprachlich verständigen zu können, einander abwechselnd anziehen und abstoßen, wird mit überlegener Heiterkeit und wundervoller Milieuschilderung einer Vogelwarte erzählt.

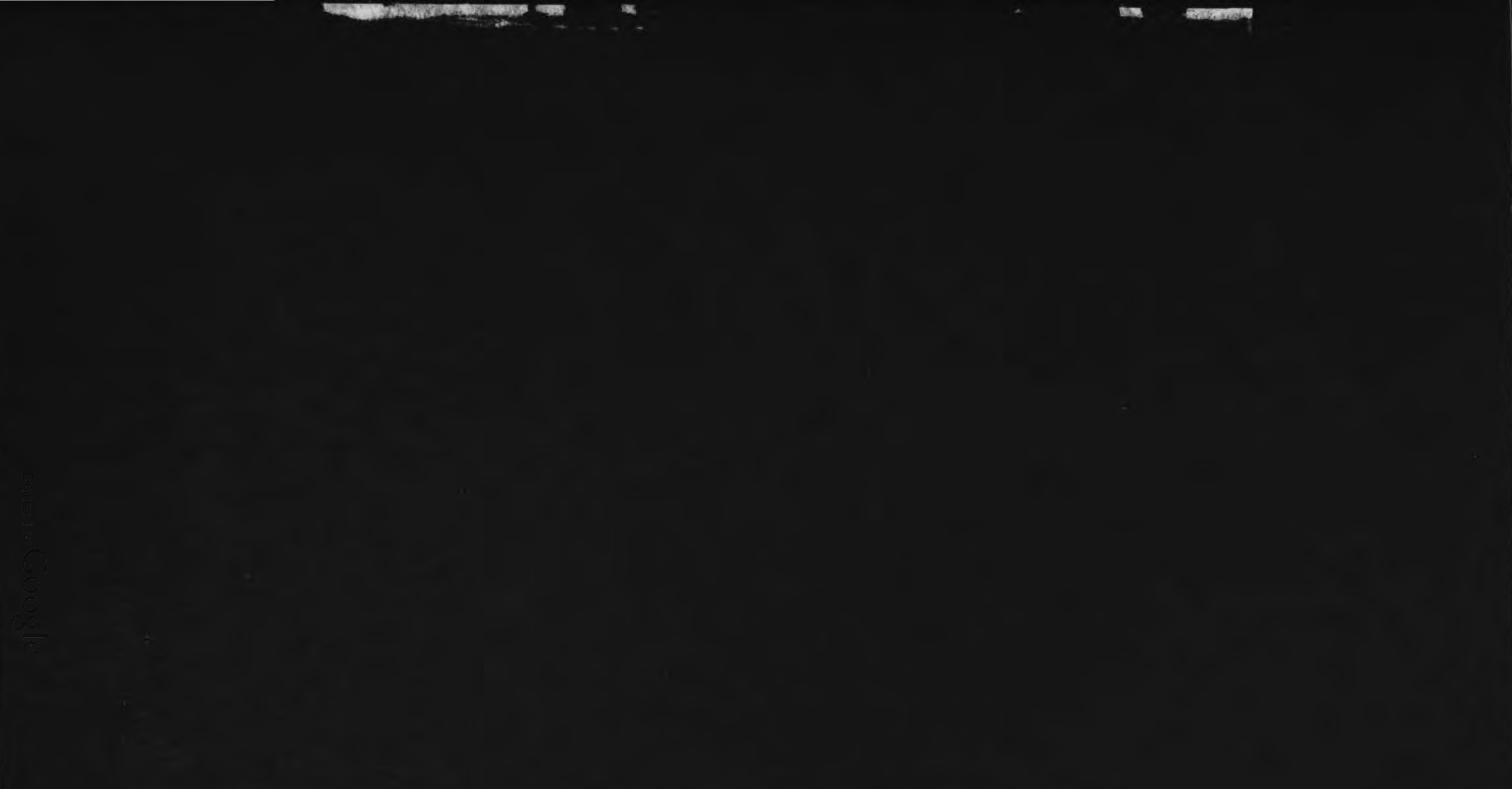
Eine kleine Tragödie hat Karl Neurath in seine Novelle Der Klostermüller eingerahmt. Der Klostermüller ist ein trotziger Dickschädel nach Art des Erbförsters oder des Kohlhaas oder Meister Anton. Als Preußenfeind muß er es erleben, daß seine beiden Söhne 1870 mit den Preußen gegen Frankreich ziehen. Der eine fällt, der andere ist verschollen. Es kommt die Gründerzeit; in Nähe der Klostermühle wird eine Fabrik gebaut und durch des Müllers beste Wiese soll eine große Kreisstraße gelegt werden. Weigerung des gänzlich erbitterten Müllers. Enteignung. Er bricht die Latten der Feldmesser um, schießt schließlich auf einen von ihnen, und als er verhaftet werden soll, verrammelt er seine Mühle und verteidigt sie bis zur letzten Patrone mit der Flinte. Dann steckt er die Mühle in Brand und erhängt sich. Die ergreifende Geschichte wird schlicht vorgetragen, ungekünstelt so erzählt, wie Stoff und Stimmung es fordern. Es ist für einen Erzähler nicht das geringste Lob, wenn man bekennt, daß sein sprachlicher Fluß die Worte vergessen macht und man nur darauf achtet, was er sagt, nicht wie er es sagt. Unsere sprachlichen Veitstänzer und Mätzchenmacher der Moderne freilich meinen es anders.

Etwas spießbürgerlich geht es, im Gegensatz zu den letzten Büchern, in Rudolf Huchs Altmännersommer zu. Gleichwohl ist es ganz erbaulich, bei seinem Geheimen Oberbibliothekar Prof. Dr. h. c. Waldmüller einzutreten und des alten Witwers Nöte zu hören, dem seine bewährte Wirtschafterin gerade auf morgen gekündigt hat, den Tag, an welchem seine Tochter Ilse aus der Pension zurückkehrt und obendrein Tante Minna ihren Besuch in Aussicht gestellt hat. Sie kommen denn auch beide an, die junge hübsche und sehr „chik“ angezogene Ilse und die trübselige Tante, deren Verwandtschaftsgrad eigentlich noch niemand hat feststellen können. Den ersten Tag, den Vater und Tochter noch allein sind, verleben beide ganz vergnügt, sogar bei Sekt, da Ilse behauptet, von Maibowle immer Kopfschmerzen zu bekommen, dann aber kommt Frau Sorge in Gestalt von Tante Minna; zwischen ihr und Ilse entspinnt sich ein geheimer Kampf, der aber die Tante nicht hindert, den Haushalt in feste Hände zu nehmen. Dieweil läßt Ilse es sich angelegen sein, ihren Vater wenigstens äußerlich zu einem anderen Menschen zu machen, sie bestellt ihm einen modernen Schneider, sie selber kauft ihm Kragen und Krawatten nach neuester Mode. Der alte Geheimrat läßt mit verhaltenem Staunen und stiller Ergebenheit diesen draufgängerischen Egoismus der neuen Jugend auf sich wirken — und als endlich, nach einem Jahr, Ilse an der Seite eines jungen Assessors als junge Frau Haus und Stadt verläßt, da seufzt er: „Man vermißt sie doch überall.“ Die Tante entgegnet, er habe sich oft genug über sie geärgert. Wennschon, meint der Geheimrat, vielleicht wäre es gerade der Wechsel zwischen Ärger und Frohsinn gewesen, der ihn aufgebügelt habe. Und während er noch eine tiefsinnige Bemerkung über den Rausch der Jugend und die eleusinischen Mysterien macht, gibt die Tante in der Sofaecke einen kräftigen Schnarchton von sich. Sie ist eingeschlafen. Sie bleibt ihm treu . . .

Sehr zu begrüßen ist die erste Ausgabe der Gesammelten Werke von Walter Flex. Er war der eigentliche Dichter des Weltkrieges, eine große und tiefe Natur, allem Schein abgeneigt, tapfer, streng und treu. So hat er gelebt, so hat er gedichtet, und was er dichtete, das lebte er, — noch gestorben ist er dafür. Dabei wollen wir nicht vergessen, daß er einer der feinsten und kraftvollsten Erzähler dieser Jahrzehnte, ein inniger Lyriker war und sich, wäre ihm volles Ausreifen beschieden gewesen, sicherlich auch als Dramatiker seinen Platz erkämpft hätte unter den kauderwelschenden Kärrnern des Babylonischen Turmbaus, den wir die Bühnenkunst der Gegenwart nennen.

Ein wunderschönes neues „Rosebuch“ sei noch genannt: Adalbert Stifter von Hans Amelungk. Ein menschliches und künstlerisches Bild dieses zartsinnigen Dichters, dessen „Nachsommer“ Nietzsche zu den drei besten Büchern der Deutschen zählt (wenn auch nicht ganz mit Recht), ein Werk, das in jeder Hinsicht — was die Sammlung der Briefe, Schriften, Bilder, wie die lebensgeschichtlichen Berichte anlangt — als vollkommen bezeichnet werden darf.

Digitized by Google



Kostümfest im Berliner Künstlerhaus. Gemälde von Robert E. Stübner

Digitized by Google

Digitized by Google

# Illustrierte Rundschau

Vom Fasching und von der neuen Sachlichkeit — Die Bildhauerin Clara Orlowa — Versteigerungen — Neues Kunstgewerbe — Schwarzschnittkunst von Ugo Mochi — Künstlerische Photographien — Eduard Thönys 60. Geburtstag — Zu unsern Bildern

Es ist ein alter und den Lesern willkommener Brauch dieser Hefte, daß sie sich im Februar mit einer größeren Anzahl ihrer Beiträge den geselligen Freuden widmen, die in diesem Faschingsmonat uns besonders zahlreich und liebenswürdig einzuladen pflegen. So hat die Schriftleitung auch in diesem Jahr Aufsätze und Bilder ausgewählt, die sich mit den mancherlei angenehmen Dingen dieses Daseins beschäftigen.

Von Festen in alter und neuer Zeit plaudern die illustrierten Aufsätze, und die Photographie der schwedischen Tänzerin Karina, die die Rundschau eröffnet, bedeutet nicht bloß eine Huldigung vor der Anmut und der Schönheit einer berühmten Künstlerin, sondern verfolgt auch den praktischen Zweck, unsern Leserinnen, die einmal dem unsterblichen und tief berechtigten Trieb zur Maskerade folgen möchten, den abenteuerlichen Aufbau einer stilechten Rokokofrisur recht deutlich zu zeigen.

Die Bilder auf der folgenden Seite wollen nicht als Karikaturen gewertet werden. Sie stammen aus der verdienstvollen Mannheimer Ausstellung „Neue Sachlichkeit", die einen Einblick in die nachexpressionistische Kunst gewährte. Wer nicht mit ständiger Aufmerksamkeit die Entwicklung unsrer Malerei beobachtet hat, konnte hier sehen, wie entschieden das Pendel in die dem Expressionismus entgegengesetzte Richtung ausgeschlagen hat. Versuchte man noch vor kurzem, Gefühle und Gedanken in oft undeutbaren Symbolen zu malen, so geht man jetzt wiederum der Natur mit einer manchmal peinlich wirkenden Genauigkeit zu Leibe. Allerdings begnügt man sich auch jetzt nicht mit bloßer photographischer Treue.

Die schwedische Tänzerin Karina

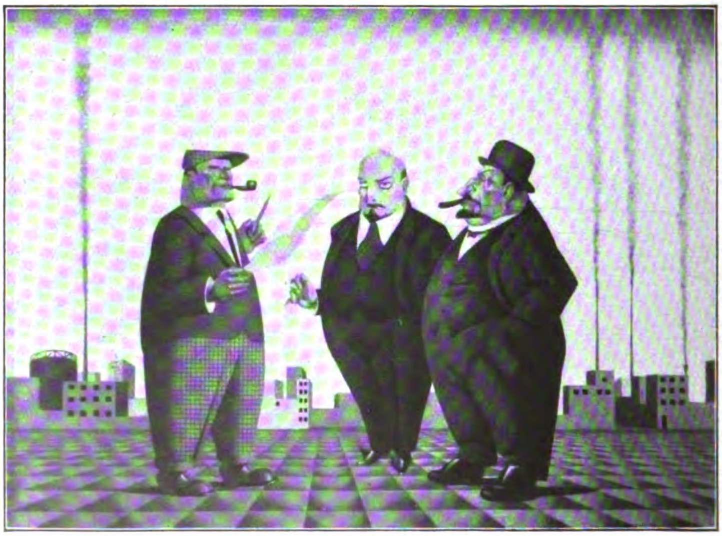


Digitized by Google

Die Witwe. Gemälde von Otto Dix. 1925. (Aus der Mannheimer Kunstausstellung „Neue Sachlichkeit“) Mit Erlaubnis von K. Nierendorf, Kunstverlag, Berlin W.

Auch die neue Sachlichkeit hat den Drang zur Ideenmalerei. In der „Witwe“ von Otto Dix, der hier vor kurzem (Septemberheft 1925) charakterisiert worden ist, steckt kein Porträt, sondern die Klage über das äußerliche Drum und Dran, das so oft die echte Trauer entstellt. Und das Bild „Von kommenden Dingen“ enthüllt die Ödigkeit, die der Amerikanismus über die Menschheit zu bringen droht, und ist in seiner kalten Wahrhaftigkeit eine Mahnung an alle, die an Herzlichkeit und an Freude glauben, sich gegen diese kommenden Dinge mit allen Kräften zur Wehr zu setzen.

Wenn das Wesen der Karikatur darin besteht, daß man die bezeichnenden Züge des künstlerischen Vorwurfs übertreibt, muß man die Schöpfun-

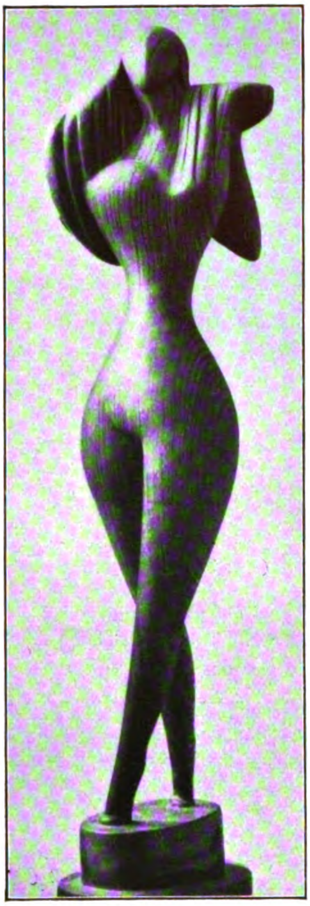


Von kommenden Dingen. Gemälde von Georg Scholz (Aus der Mannheimer Kunstausstellung „Neue Sachlichkeit“)

Digitized by Google

gen von Clara Orlowa in diese Gattung einreihen. Die Künstlerin versteht es ausgezeichnet, in der „Tänzerin“ wie der „Bäuerin“ das Material des Holzes zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen. Beide Figuren haben etwas Gedrechseltes. Die „Bäuerin“ ist so schlicht geformt, daß sie das Geschöpf eines namenlosen Bauernkünstlers sein könnte. Die „Tänzerin“ gefällt sich in einer gesuchten Primitivität. Hier kam es nicht auf naturalistische Treue, sondern allein auf die überzeugend gelungene Bewegung des Schreitens an. Prächtig ist das Männerbildnis. Hier zeigt die Bildhauerin, wie humorvoll sie zu sehen versteht. Dieses Vollmondgesicht mit dem Ausdruck der Wichtigtuerei und der Beschränktheit ist höchst wirkungsvoll.

Zu den bedeutendsten Kunstauktionen des verflossenen Winters gehörte die in Amsterdam abgehaltene Versteigerung der Sammlung Castiglioni. Der Wiener Industrielle hatte seine Schätze in der Hauptsache während des Krieges erworben. Wichtige Stücke aus altberühmten und zum größten Teil erbschaftshalber aufgelösten Sammlungen (Richard v. Kaufmann, Adolf v. Beckerath, Carl v. Hollitscher) waren in seinen Besitz gelangt. Die für Castiglioni und seine weitverzweigten Unternehmungen ungünstige Zeit der Geldfestigung und der Geldknappheit hat ihn gezwungen, seine Sammlungen zu versteigern. Es war ein Ereignis auf dem internationalen Kunstmarkt. Vieles, so ein Altar des Meisters Wilhelm von Köln, ist leider ins Ausland, nach Amerika gewandert. Durchweg war ein Sinken der Bilderpreise festzustellen, so daß Castiglioni zahlenmäßig gewaltige Verluste erlitten hat. Für Froments „Auferweckung des Lazarus“ z. B. hat er 1917 auf der Kaufmannschen Auktion 429 000 Mark bezahlt; jetzt hat es 154 000 Gulden gebracht; Kaufmann hatte es vor etwa 30 Jahren für 1500 Franken erstanden. Es war das kunstgeschichtlich bedeutendste Werk. Froment war zwischen 1460 und 1490 in Südfrankreich tätig. Ein signiertes Bild desselben Gegenstands hängt in den Uffizien zu Florenz, doch ist nach dem Urteil Bodes, des berufensten Kenners, unser Gemälde dem florentinischen weit überlegen, sowohl in der herben Charakteristik wie in der Freiheit der Anordnung und in der Feinheit der Landschaft. Selbstverständlich ist bei diesem Künstler wie bei allen seiner Zeit der starke Einfluß der altniederländischen Malerei. Beschaulichkeit und zarte Empfindung zeichnen ihn aus. — Fast ebenso starkes Aufsehen erregte eine Kupferstichversteigerung von C. G. Boerner in Leipzig. Es handelte sich um englische und



Tänzerin
Holzbildwerk von Ch. Orlowa

Bäuerin
Holzbildwerk von Ch. Orlowa

Bildnis
Gipsbildwerk von Ch. Orlowa



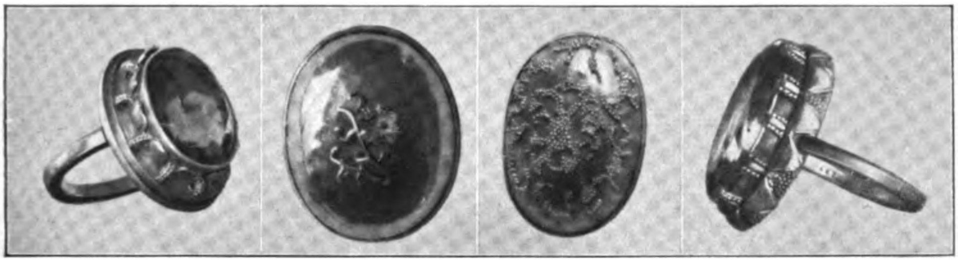
Digitized by Google

Die Auferweckung des Lazarus. Gemälde von Nicolas Froment
(Aus der Versteigerung der Sammlungen Camillo Castiglioni bei Müller & Co. in Amsterdam)

französische Stiche des 18. Jahrhunderts, vorwiegend aus wettinischem Besitz. Auch hier war ein Weichen der Preise zu verzeichnen. Eine hohe Seltenheit wie der einfarbige Stich „Die Schaukel“ von Fragonard, die vor dem Krieg schon 2000 Franken gebracht hat,

Die Promenade im Carlisle Haus. Mit den Bildnissen von Harriet Montague und Maria Townley als Hauptfiguren. Schabkunstblatt von 1781 von John Raphael Smith. Aus der Kupferstichversteigerung (aus einem königlichen Schlosse) von C. G. Boerner, Leipzig

Digitized by Google



Goldringe und Goldbroschen aus der Werkstatt Paula Straus in Stuttgart

Gravierter Glaspokal von Edgar Benna-Breslau

Gravierte Glasschale von Walter Nitzschke-Dresden, Kunstakademie

ging auf 700 Mark zurück. Besonders gut wurden Stiche nach Porträts von Reynolds bezahlt. Einiges vermochte das Dresdner Kupferstichkabinett zu erwerben und vor dem Wettbewerb der englischen und — dank dem sinkenden Franken — nicht unüberwindlichen französischen Händler zu retten. Wir bringen ein Blatt von John Raphael Smith (1752 bis 1812), einem der besten englischen Schabkünstler. Diese Technik ist eine negative. Nachdem man die Kupferplatte mit einer Art gezahntem Wiegemesser sorgfältig aufgerauht hat, wird die Fläche da, wo die Lichter sitzen, geglättet. Je mehr der Künstler glättet, desto weniger Farbe nimmt das Kupfer an der Stelle an, und leicht kann er alle Übergänge vom tiefsten Schwarz zum hellsten Weiß machen, also allen Feinheiten der Modellierung leicht folgen (s. Hans W. Singer „Der Kupferstich", Velhagen & Klasings Kulturgeschichtliche Monographien Nr. 15). Unser Blatt ist eine der schönsten Darstellungen aus dem Leben der englischen Gesellschaft vom Ende des Rokokos.

Die auf dieser Seite wiedergegebenen kunstgewerblichen Arbeiten von Paula Straus in Stutt-

Nippes aus Holz vergoldet von Th. A. Winde-Dresden, Kunstgewerbeschule

Digitized by Google

gart, Edgar Benna in Breslau, Walter Nitzschke und Th. A. Winde in Dresden zeichnen sich durch Adel der Form und durch Materialtreue aus und sind im Sinne von Bestrebungen geschaffen, die dem deutschen Kunsthandwerk durch seine Güte und nicht etwa durch Prunk oder schönen Schein Ruf und Lohn auf dem Weltmarkt gewinnen wollen, Bestrebungen, die in dieser Rundschau und bei ihren Freunden immer Beifall und tätige Teilnahme finden. Bemerkenswert ist, daß auch die lange verachteten Nippes wieder ihr Recht erfochten haben.

Die künstlerische Heimat des italienischen Bildhauers und Graphikers Ugo Mochi ist Berlin. Die Schwester von Frau Begas hat den jungen Mochi aus Not und Elend gerissen, indem sie ihn an Sinding und Meyerheim wies. Er erhielt eine Freistelle an der Berliner Akademie und hat diese deutsche Hilfe niemals vergessen. Den ersten Proben seiner ungemein lebendigen und plastischen Schwarzschnittkunst in dem Aufsatz über Mussolini (Dezemberheft 1925) lassen wir hier einige andre folgen. Es erscheint — so schreibt uns W. R. O. Stahn, der seine neuesten Arbeiten auf der Ausstellung in Monza besichtigt hat — fast unglaublich, was er mit seinem, einem Grabstichel ähnlichen kleinen Messer alles hervorzaubert. Seine Liebe zur Natur, zur Tierwelt spricht besonders aus seinen unvergleichlichen Tierstudien, die er zum größten Teil dem Berliner Zoo verdankt. Seine flott bewegten Figuren lassen ahnen, daß er auch bewegte Volksmengen zu meistern versteht. So stellte z. B. in Monza ein schmiedeeiserner Lampenschirm farbige Szenen aus dem Humanistenleben dar.

Aus der Berliner Ausstellung „Künstlerische Photographien“ zwei Proben: die ungemein stimmungsvolle „Signalbrücke“ von Erich Angenendt und das schlichte Bildnis von Erich Herter.

Mit den farbig höchst schlagkräftigen „Fischerbooten“ des von Eduard Schultes Kunstsalon eingeführten Russen Konstantin Gorbatoff wird das Heft eröffnet. Über die „Versuchung“ des Münchners

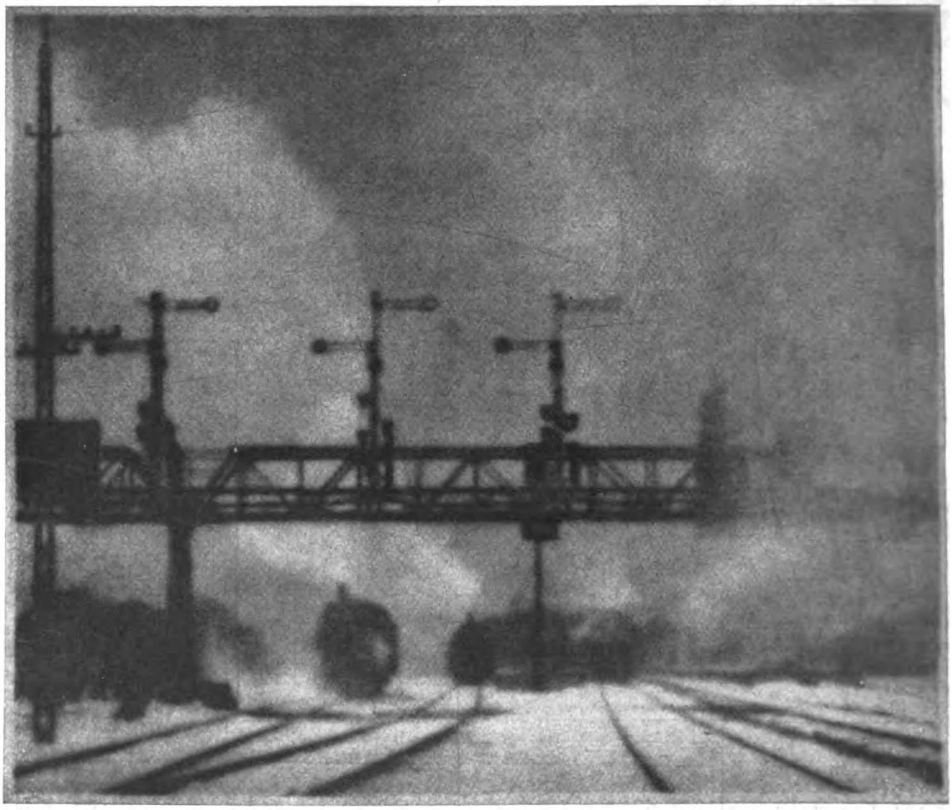
Pavian, Sekretär und indischer Elefant
Scherenschnitte von Ugo Mochi

Digitized by Google

S. 624 u. 625) bannt die flüchtige Erscheinung in den strengen Rhythmus einer gleichsam mathematischen Formel. Hier ist die Bewegung vom Dunkel ins Licht dargestellt. Interessant ist die Betonung des Nachbildes, welches entsteht, wenn sich ein Gegenstand vor einer starken Lichtquelle bewegt. Robert Hoffmanns „Sonnige Ufer" (zw. S. 688 u. 689) atmen die reine Luft eines frischen Wintertages. Die elegante Auffassung zeichnet das Damenbildnis von Savely Sorin aus (zw. S. 688 u. 689). In den Trubel eines Kostümfestes führt uns R. E. Stübner

Karl Schwalbach (zw. S. 608 u. 609) schrieb ein Kritiker, das sei ein wunderlicher Heiliger, der sich anscheinend versucht fühle, sich von kubistischem Felsgipfel hinabzustürzen. Wir hoffen, daß unsern Lesern die formgewordene Idee des Bildes — der dank dem Licht von oben sieghaft kämpfende Mensch am Abgrund des Verderbens — nicht bloß klar wird, sondern auch zu Herzen spricht. Wer den aufrüttelnden Ernst solcher Darstellung nicht liebt, wende sich zu der Behaglichkeit des Tobackfreundes Erich M. Simon (zw. S. 616 u. 617). Georg Gelbkes „Tanz mit schwarzen Schleiern" (zw.

Oben: Auf nackten Füßen. Unten: Spagnola. Scherenschnitte von Ugo Mochi



Signalbrücke. Aufnahme von Erich Angenendt-Dortmund. Bildnis. Aufnahme von Erich Herter, Berlin-Steglitz

(zw. S. 712 u. 713). — Kasimir Edschmids Aufsatz über den Münchner Fasching wird durch eine Anzahl Zeichnungen und farbiger Studien von Eduard Thöny geschmückt. Wir freuen uns, daß wir just zum 60. Geburtstage des Münchner Meisters einige neue Arbeiten von ihm zeigen können. Vor zehn Jahren hat ihm Dr. Walter F. Schubert in einem großen Aufsatz zum 9. Februar gehuldigt. Aber es bedarf dieser Erinnerung kaum, um unsern Lesern zum Bewußtsein zu bringen, was die deutsche Kunst an diesem Meister hat. Dieser Südtiroler kann sich mit Menzel in der unnachgiebigen Strenge seiner Beobachtung und in der treffsicheren Handhabung seines Zeichenstiftes messen. Er gilt als ein männlicher Künstler. Pferde und Soldaten hat er am liebsten gezeichnet. Daß er nicht einseitig ist, daß er auch das heitere Gewühl des Faschings beherrscht und den Reiz schöner Frauen zu schildern versteht, beweisen die mit Jugendfrische geschaffenen Blätter in diesem Heft.

P. W.

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

LASTING AS THE PYRAMIDS
BLOOMINGTON, INDIANA
Digitized by Google

3 0000 093 415 036